GUTENBERG, HAUSFREUND FÜR GEBILDETE FAMILIEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

VIII. Jahrg.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr

Expedition

I. Quartal.

2) Text und mit dies monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. **N. Büchner, Redacteur.** **1847.**

Auf den Schlachtfeldern von Leipzig.

Nach den Mittheilungen eines österreichischen Soldaten bearbeitet.

Es ist schon eine geraume Weile her, mein Freund, als wir von Breitenfeld aus den Baumweg, der nach der Leipziger Straße führt, hinwanderten, um den höchsten Punkt der Wahlstatt zu erreichen, auf welcher vor zweihundert Jahren der evangelische Glaube seine Fortdauer erkämpfte. Wir standen in dem von acht Fichten gebildeten Kreise vor dem Denkstein, der am Jubelfeste, am 7. September 1831, dem Schwedenkönig gesetzt wurde. Ein Privatmann, der Rittergutsbesitzer von Breitenfeld, ein Leipziger Tuchhändler, Namens Gruner, ließ ihn setzen. Es ist ein Würfel von geschliffenen Steinen; auf seinen vertieften vier Feldern steht zu lesen:

Glaubensfreiheit für die Welt
Rettete bei Breitenfeld
Gustav Adolf, Christ und Held.

Kein König hat den Stein gesetzt, kein Dichter diese Verse gereimt, kein Volk, der Kämpfe der Vorfahren eingedenk, dies Monument beschlossen. Aber die Bauern der Umgegend haben die Leichenhügel mit den Grabsteinen die sich über das ganze Schlachtfeld hinziehen, bis heute sorgfältig erhalten und die Höhe, auf der wir standen, war vielleicht für Tilly's Geschütz der Punkt, von wo aus das ganze Feld beherrscht wurde. — Vergebens, mein Freund, haben wir in Magdeburg zusammen auf den Wällen und zur Umschau über die Gegend vom Thurm herab uns den alten Sturm der Stadt unter Tilly's Mordbrennern zu vergegenwärtigen gesucht. Die neuen Bastionen, die hinzugebauten Stadttheile machten es unmöglich, uns zurechtzufinden. Auf der Höhe vor dem Denkstein bei Breitenfeld ist es möglich, sich eine Tilly-Schlacht nachträglich zu entwerfen, zieht man herbei, wie alte Berichte sie schildern.

Fassen wir die Lage der Parteien erst auf! Der Despotismus des Kaisers bedrohte den Protestantismus, das Restitutionsedict sollte mit Feuer und Schwert in Niederdeutschland festgestellt werden. Dazu war Tilly der Mann, um den zwölfjährigen Siegen der Kaiserlichen den letzten und höchsten blutgetränkten Lorbeer hinzuzufügen. Er galt für unüberwindlich; die Eroberung Magdeburgs hatte seinen Stolz gekrönt. So fiel er mit 40,000 Mann in Sachsen zerstörend und verwüstend ein. Johann Georg beschwor Gustav Adolf, dem mörderischen Tilly die Spitze zu bieten und so zogen die ver-

249.097-C
3
1847
Digitized by Google

einten Schweden und Sachsen ihm in die offenen Ebenen des schon so oft vom Schwert gefurchten Landes nach. Tilly zögerte, sich mit dem Schwedenkönig zu messen; auch dieser war noch unüberwunden und gegen den feilschen neuen Ruhm wagt sich ungern ein alter. Tilly war überlegen an Truppenzahl: die Sachsen bestanden ohnedies aus jungen Soldaten. Dennoch nahm er eine Stellung, die auf bloße Vertheidigung schließen ließ. Hier also vor uns an den flachen Höhen zwischen Breitenfeld und Seehausen, vor sich sumpfige Wiesen, stellte Tilly sein Heer auf, das Fußvolk schachbrettartig in großen Vierecken, die Reiterei, wie immer damals fast ein Drittel der Heermasse, in großen unbehülflichen Schwadronen auf beiden Flügel, links beinahe bis Breitenfeld, rechts bis vor Seehausen hinaus. Hinter der Linie, auf der Höhe eben wo das Denkmal steht, hielt sein Geschütz das über die eignen Truppen hinweg den über den Bach und die Wiesen vorrückenden Feind erreichen konnte. Dies eben läßt auf einen bloßen Vertheidigungsplan schließen. Drang Tilly mit seinen Truppen vor, so gerieth er in die Schußlinie seiner eigenen Kanonen. Er durfte also nicht vorrücken, hatte sich selbst zur bloßen Vertheidigung verdammt. Das Geschütz der Kaiserlichen war damals überhaupt von der Art, daß es den Bewegungen der Truppen nur selten folgen konnte. Die Schwere den wirkten mit ihren bekannten ledernen Kanonen; auf die Leichtlichkeit der Bewegungen, auf die Eintheilung ihrer Massen in kleinere, schnellfertige Haufen stützte sich Gustav Adolfs neue Taktik. Wie der Schwedenkönig, so war später mit rascher Vertheilung beweglicher Haufen, mit Ueberraschungen und kühnen Schwenkungen der preußische Friedrich der Mann des Angriffs, nur mit dem Unterschied, daß dieser in den Fußtruppen seine Virtuosen und seine Macht hatte, während in alter, noch mehr ritterartiger Kriegszeit die Reiterei die Hauptwaffe blieb. Auch Gustav Adolf hatte den dritten Theil seines Heeres wie Tilly berittern. Reiterei machte den Angriff damals, die Fußtruppen, weit schwerer als heutzutage unsere Infanterie, stand in gedrängten Haufen und taugte, Haken bildend, mehr für die Behauptung eines Postens. — Gustav Adolf griff jetzt mit seinem rechten Flügel an; Gott mit uns! war sein Feldgeschrei; Jesus Maria! tönte ihm vom linken Flügel der Kaiserlichen entgegen. Pappenheims gefürchtete Reiter warfen die Schweden, bis Banner mit Musketieren ihnen Stand hielt. Gegen Tilly's Befehl ging dann Pappenheim, von seinen Erfolgen berauscht, in die Offensive über. Siebenmal jedoch wurde er von den schwedischen Musketieren zurückgeschlagen; ein Prinz von Holstein, der ihm mit Fußtruppen zu Hülfe kam, ward verwundet und gefangen, dessen Regiment niedergemacht. Dieser unglückliche Reiterangriff verleitete auch Tilly, mit seiner Mitte auf das Centrum der Feinde loszugehen, dessen nicht eingedenk, daß seine Stellung sich blos zur Vertheidigung eignete. Die Sachsen wichen nach kurzem Gefecht, ihr Kurfürst floh bis Eilenburg und erhielt erst dort die unverhoffte Kunde vom Siege der Schweden. Tilly hatte, seines Erfolges sicher, schon einen Siegesboten nach Wien abgesendet. Nachdem er das Mittentreffen der Schweden gesprengt, warf er sich auf deren linken Flügel, ebenfalls mit Glück. Sein Geschütz bestrich aber plötzlich seine eignen Reihen. Dies benutzend, machte Gustav Adolf in Tilly's Rücken mit seinem rechten Flügel eine Schwenkung links, stürmte die Höhen und nahm die kaiserliche Batterie, die nun erst recht vorfuhr, gegen die Kaiserlichen zu spielen. Jetzt war die Verwirrung allgemein. Tilly stürmte mit den noch unbesiegten Wallonen die Höhen, aber vergeblich; ein schneller Rückzug war seine einzige Rettung. Bei Podelwitz steht noch eine Windmühle; zwischen ihr und dem Dorfe warfen sich Banners Schaaren den Pappenheimern entgegen; dort stand auch noch bis vor wenigen Jahren der Tannenwald, in den sich Tilly, vom langen Frieden, einem schwedischen Hauptmann, verwundet, mit den Wallonen zurückzog. Diese fünf Regimenter, der Kern seiner alten Garde zu Fuß, bis auf 600 Mann zusammengeschmolzen, hielten sich dort bis auf den Abend; die Dunkelheit sicherte ihnen endlich mit ihrem blutenden Feldherrn den Rückzug nach Halle. Die Schweden zählten 2000, die Kaiserlichen 3000 Todte und Verwundete. Zwischen dem Schlachtfelde und Leipzig lagerte Gustav Adolf. Der Kurfürst belagerte die Stadt, deren Besatzung die Flüchtlinge verstärkten. Nach einigen Tagen capitulirte Leipzig sammt der Pleißenburg.

Ist der Punkt, wo das Denkmal steht, wirklich die Höhe, auf welcher Tilly's Geschütz hielt, so übersieht man von hier den ganzen Gang der Schlacht. Die Leichenhügel mit ihren Steinen bezeichnen die Richtung der Linien. An der Stelle, wo der letzte heiße Kampf mit den Wallonen, der letzte Moment der Verzweiflung überstanden wurde, steht ein besonders großer Stein. — Man hat gegen diese Hügel, von denen mehrere jetzt die Marktzeichen tragen, vielfach Zweifel erhoben. Auf den Schlachtfeldern bei Leipzig selbst, aus so nahe Zeit, giebt es keine Leichenhügel mehr. Der Bauer hat die Knochen der Todten zusammen gescharrt und verhandelt. Die Spuren der hundertfach größern Schlacht, die Deutschland und Europa frei machte, sind fast alle getilgt, die Oer-

Digitized by Google

fer frisch und neu; nur etwa das Dölitzer Schloß mit seinen Mauern, Planken und alten Linden bewahrt treulich die tausendfachen Narben des Kartätschenfeuers. Eine Schlacht vom Jahre 1631, die nur soviel Stunden als die von 1813 Tage dauerte, grub sich weit tiefer in das Gedächtniß der Leute ein. Die Felder auf der Wahlstatt von Breitenfeld blieben lange Jahre unbebaut; der Mensch von damals hatte nicht so viel Nachhülfe und das Unglück blieb mit seinen Nachwehen länger dem Boden und dem Andenken der Menschen eingeprägt. Die Breitenfelder Schlacht galt für eine Art von Gottesgericht für den protestantischen Glauben und eine heilige Scheu ließ die Leichenhügel als alte Wahrzeichen stehen, selbst als der Boden von neuem gepflügt ward. Auf diese Weise erklärt es sich, daß man den Gang der Tilly-Schlacht noch an den Leichenhügeln und ihren Steinen verfolgen kann.

Es war nur kurze Zeit nach unserem Besuche auf der Breitenfelder Wahlstatt, als ich in Leipzig mein Quartier aufschlug und Sie, mein Freund, mir ankündigten, Professor W. habe Ihnen Hrn. Thiers gemeldet, um von Ihrem Dorfe aus das Schlachtfeld von 1813 zu besuchen. Ein deutscher Schriftsteller und ein Professor der Weltgeschichte, ein österreichischer Soldat und ein französischer Exminister, der Anfangs die Journalistenfeder, dann das Portefeuille geführt und endlich wieder den Griffel der Geschichte in die Hand nahm, um seine journalistischen und ministeriellen Finten zur Ehre seiner Nation dem großen Gang der Welthistorie aufzubinden; — mich dünkt, das wäre ein eigenthümliches Viergespann gewesen, um sich über die Völkerschlacht bei Leipzig, die Europa von Frankreich befreite, zu unterrichten. Ich war, was man sagt, sattelfest, um dem französischen Geschichtsschreiber nachzuweisen, daß sein großer Held auch dumme Streiche machen konnte. Napoleon schrieb dem Zufall sein Mißgeschick zu. Freilich zerstört ein kleines Ungefähr oft den sorgfältigsten Plan und es bleibt von allen politischen Wagstücken immer das gewagteste, das Schicksal der Völker auf eine Schlacht zu setzen. Auf den Abfall der Sachsen schob Napoleon sein Unglück; er hätte den Abfall der Welt von ihm wittern sollen; die sächsischen Truppen gingen ohnedies erst über, als der Ausgang der Schlacht schon entschieden war. Die Bülletins des Kaisers sprachen von unausgeführten Befehlen, die seinen Rückzug über die Elster störten. Aber einem Unterofficier, der zu früh die Brücke an der großen Funkenburg sprengen ließ, vertraut man nicht so Großes an und da Napoleon ortskundige Sachsen bei sich hatte, mußte er von diesen die Brücken schlagen lassen, um die Straße nach Lindenau gewinnen zu können. Poniatowski ertrank beim Uebergang über die Elster und Tausende mit ihm, während Tausende das Ufer jenseit nicht erreichten. Napoleons Berechnungen stützten sich wie bei Tilly auf den Egoismus seiner Unfehlbarkeit, auf die tollkühne Ueberzeugung von der Unüberwindlichkeit seiner Kerntruppen. Tilly hatte keine Ahnung von der Macht des neuen gotterfüllten Glaubens, der gegen ihn focht; sonst hätte er sein Schwert zerbrechen müssen, statt es gegen Gustav Adolf zu ziehen. Napoleon war blind gegen den neuen Geist der Zeit, der die Völker, die lange geknechteten, lange mit Füßen getretenen, gegen ihn aufrief. Die Armeen Europa's hatte er vernichtet, Europa, so schien es, lag zu seinen Füßen, denn die Vorkämpfer und Vertreter der Nationen knieten vor ihm. Aber nicht mehr die Fürsten und Heere, eine neue, ungeahnete, im Stillen heranwachsende Macht kämpfte gegen ihn. Seit dem Brande von Moskau wußte er nicht mehr, was gegen ihn focht; er nannte es die Elemente, den Zufall, aber er stand seitdem wie betäubt vor seinem Schicksal, ohne es zu begreifen, ohne es zu ahnen; er war wie vom Donner gerührt und er, der den Donner der Schlachten gelenkt, verstand den heranrollenden Donner der Völkerstimme nicht, er wußte nicht, daß nachdem die Fürsten besiegt, die Völker ihm jetzt im geheimen Schooß ihrer ungemessenen Kraft den Krieg bereiteten. Das war Gottes Stimme, diese Stimme der Völker und wie Tilly vom Geist eines neuen Glaubens besiegt ward, so unterlag der Held der Revolution dem Glauben der Völker, die langsam zum Selbstgefühl erwachten. — Napoleon kämpfte seit 1812 blind wie ein Stier, dem ein unsichtbarer Schlag den Kopf getroffen. Aus seiner Betäubung entsprangen seine Fehler.

Damit soll nicht gesagt sein, daß auf Seiten der Völker und ihrer Führer, die ihn besiegten, keine Fehler vorfielen. Diese braucht man einem französischen Geschichtschreiber nicht zu läugnen. Die Verbündeten haben bei Leipzig grenzenlose Fehler begangen, und ihr Hauptfehler war, Napoleons eingeschlossenes Heer bei solcher Ueberzahl von allen Seiten nicht vernichtet und dem europäischen Kriege damit ein Punktum gesetzt zu haben. Diese Schuld trug Bernadotte, dessen Nordarmee kaum im Feuer war und der auf die Wendung des Napoleonischen Schicksals wartete. Bernadotte, den Blücher förmlich bewachen mußte, hätte vom Norden Leipzigs aus nach Lindenau marschiren und der französischen Armee den schlechtgedeckten Rückzug abschneiden müssen. Die weiten Keilslinien der Verbündeten hatten Napoleon festumschlossen und doch ließen sie ihn auf

Digitized by Google

der einzig möglichen Straße entwischen, auf der er seine Flucht nicht einmal zu sichern versucht hatte. Das Gottesgericht war also hier nur halb. Es fehlte unter den Verbündeten der umfassende Geist, der dem Dämon Napoleons die Spitze bot, wie der starke, klare Glaubenshelb dem finstern Tilly, den die heilige Zuversicht und die rasche schnellfertige Entschlossenheit seines Gegners stürzte.

Das klingt wie Mystik, aber dem Geschichtschreiber geziemt diese Mystik, wenn er alle die handelnden Charaktere durchschaut hat und können als einen Träger der großen Sache findet. Ich hätte diesen deutschen Glauben dem französischen intriguanten Erminister klar machen wollen. Aber der Franzose ließ uns im Stich; er kam nicht, er reiste über Hals und Kopf durch Leipzig. Es genügte ihm, die Schlachtfelder von Jena und Auerstädt studirt zu haben; die Felder von Leipzig, die Wahlstatt, auf der die deutschen Krieger Europa's Freiheit mit ihrem Blut besiegelten, hat der große Geschichtschreiber des Kaiserreiches nicht betreten mögen. Es giebt hier wenig für die gloire von Frankreich zu melden, höchstens läßt sich schildern, wie die spanischen Grenadiere furchtbar im Feuer standen und das polnische Blut für Frankreich in Strömen floß. Wir sind begierig auf Hrn. Thiers Schilderung der Leipziger Schlacht und wollen uns inzwischen ohne ihn auf unsern Feldern umsehen. Lassen Sie uns, den Plan des Majors Aster in der Hand, unsere Wanderung halten, wie wir sie damals machten. Zuerst aber besteigen wir die Leipziger Sternwarte und überschauen das ganze Gefilde.

Von Dresden aus, das ein französischer Heerhaufe besetzt hielt, hatte sich Napoleon über die Elbe und Mulde zurückgezogen, um sich den Uebergang über die Saale und den ganzen Westen frei zu halten. Er dachte allerdings von ungefähr an den Heimweg, aber er wollte nicht ohne Triumphe aus Deutschland scheiden und verteufte trotzig seinem Genius. Von Nordosten und Südosten zogen ihm die Heermassen der Verbündeten nach, von dort Bernadotte und Blücher, von Böhmen aus Schwarzenberg. Sie suchten sich zu einem Halbkreis zusammenzufassen, dessen beide Flügel dann weiter nach Westen reichen und Napoleon einschließen konnten. Einzeln waren sie ihm nicht gewachsen; deshalb suchte er ihre Vereinigung zu hindern. Er fingirte eine Wendung nach Berlin zu und Bernadotte war genigt, sich täuschen zu lassen. Aber Blücher irrte sich nicht, hielt Stand und verhinderte, daß Napoleon sich allein und überwältigend auf Schwarzenberg werfen konnte. So gaben sich denn die Nordarmee und die böhmische die Hände und waren zusammen im Gefühl der Gemeinsamkeit stark. Dies war Blücher's Verdienst. Im Weiterrücken drängte sich nun Alles nach Leipzig zusammen und Napoleon wollte Friedrich August nicht aufgeben, Sachsen nicht verlassen, ohne in diesem getreuen Verbündeten den Glauben an sein altes Waffenglück von neuem zu erwecken. Nicht ohne Rücksicht auf Friedrich August war der Plan entworfen, hier eine Schlacht anzunehmen. So denk' ich mir wenigstens. Nicht daß ihn die Treue dieses Verbündeten rührete: sein Stolz gebot ihm, diesem seine Macht zu beweisen; sein Vortheil rieth ihm, Sachsen, das von ihm abfiel, sobald er es verließ, nicht ohne eine große Entscheidung fahren zu lassen. Siegte er hier, so war der Halbkreis der Verbündeten gesprengt und Sachsen bis über Dresden hinaus wieder sein! er konnte den gedrückten König, der bei ihm in Leipzig war, wieder in seine Hauptstadt führen. So nahm er also, während man ihn von allen Seiten in immer näher rückender Kreislinie umschloß, auf einem Felde ohne Höhen, ohne Befestigungswerke, auf einem Boden, dessen Sümpfe ihn nicht schützen und dessen Ebenen ihn alsmärts freigaben, auf Leipzig und die nächsten Dörfe concentrirt, eine Defensionsschlacht an. Er dachte jedenfalls auf einzelnen Punkten angriffsweise durchzubrechen, denn auf Angriff ging seine Feldherrnkunst. Er hoffte auch auf die Fehler seiner Feinde und hätte sich darin beinahe nicht getäuscht. Die Verbündeten rückten sehr langsam heran, sie benutzten den ersten siegreichen Tag nicht hinlänglich; Schwarzenberg wartete am zweiten Tage auf neue 100,000 Mann unter Benningsen; Napoleon hätte am 17. noch ruhig und unbesiegt fortziehen können; erst der 18. bestimmte auf allen Punkten seine Niederlage und nun ging die Flucht unvorbereitet über Hals und Kopf.

Die Leipziger Völkerschlacht war ein System von Schlachten. Feldmarschall Schwarzenberg wollte zunächst versuchsweise die Stärke der Franzosen prüfen. Am 14. erfolgte auf der hohen Ebene zwischen Wachau und Liebertwolkwitz mit Murat's Schaaren ein glänzendes Reitergefecht. Am 15. hielten die Gegner große Musterung. Der König und die Königin von Sachsen wohnten zu Wagen der Truppenschau bei. Napoleon ritt an den Wagen heran und tröstete mit Schmeichelworten die trauernde Fürstin. Tags darauf schrieb er von Wachau nach dem ersten glücklichen Treffen an den König mit Bleistift: On se cassera le nez! Er glaubte in seinem Uebermuth, die Verzagten trösten zu können, die ihre Sache für verloren hielten und sie doch nicht mehr ändern, nicht mehr vom Kaiser trennen konn-

Digitized by Google

ten. Das Glück war wirklich für Napoleon am ersten Tage der Schlacht. Oestlich nach Lindenau zu stürmten die Oestreicher; Schwarzenberg wollte mit Gewalt den Uebergang über die moorichte Pleiße gewinnen. Napoleon lachte dazu; in Dölitz und Connewitz schmetterten die polnischen Batterien unter Poniatowski die Heranrückenden zurück, General Meerfeldt wurde gefangen. Südlich reichte die Linie der Franzosen an der Pleiße rechts aufwärts bis Markkleeberg. Dies Dorf nahmen dreimal die Preußen unter Kleist und behaupteten es endlich. Dagegen warfen die Franzosen den Prinzen von Würtemberg über Wachau hinaus. Napoleon hatte dort in Dösen sein Hauptquartier und schickte Eilboten nach Leipzig, mit dem Befehl, Sieg zu rufen und mit allen Glocken zu läuten. Gleichzeitig aber hatte Blücher die Schlacht bei Möckern gewonnen. Der Prinz Karl von Mecklenburg hatte mit dem Bajonett das Dorf gestürmt, York hatte den Sieg entschieden. Der schwedische Kronprinz Bernadotte wollte nicht vorwärts und Blücher war der leidhafte Vorwärts selber. Jener hatte die Hälfte der Armee verlangt, wenn er vorgehen sollte. Blücher bezwang seinen Grimm, gab ihm die Truppen, um ihn zur Thätigkeit zu zwingen, blieb aber bei ihnen und wankte und wich nicht. Eine Fabel ist es wohl nur, daß Blücher den geheimen Befehl gehabt, den französischen Kronprinzen von Schweden niederschießen zu lassen, sobald er Verrath witterte. Zwei Bernadottesche Generale folgten Blüchers Befehlen, Blücher selbst aber stellte sich unter Bernadotte's Commando, um ihn selbst beobachten zu können.

Nach Leipzig kam die Kunde von Blücher's Sieg mit den verwundeten Flüchtlingen, die schaarenweis am Abend Obdach suchten. Napoleon hielt auf den ausgetrockneten Wiesen bei Meusdorf, unfern Wachau, seine kurze Nachtruhe. Die Garden bildeten wie gewöhnlich ein Viereck um ihn. Dort empfing er den General Meerfeldt, und ernannte Poniatowsky zum Marschall von Frankreich. Der Kaiser Alexander war am Abend mit Schwarzenberg nach Rötha gegangen. König Friedrich Wilhelm verließ auch erst am Abend das Schlachtfeld, um die Nacht in Borna zuzubringen. Friedrich August saß im Thomä'schen Hause auf dem Markte zu Leipzig; er hörte das Glockengeläute, das den Sieg bei Wachau feierte, aber er hörte auch plötzlich das wilde Geschrei der tausend Verwundeten, die von Möckern aus ihr halbes Leben heimgebracht und auf dem Markte blutend lagen, vom pestartigen Fieber erfaßt oder vom Tode ereilt. Es war für Friedrich August eine schaurige Leipziger Nacht. Ringsumher auf der weiten Ebene brannten die Lagerfeuer deutscher Fürsten und Völker, die er gezwungen war seine Feinde zu nennen. Die brennenden Dörfer, wo die Schlachten gewüthet, wälzten ihre Lohe gen Himmel, und wenn der König das Dach des hohen Thomä'schen Hauses bestieg, sah er in der wilden Nacht das Feuermeer, das ihn rings umgab. Diese brennenden Dörfer waren seine eigenen, hier war der Boden, auf dem Deutschlands Geschick gegen den Feind und gegen ihn, selbst entschieden wurde; es war die beste Stadt seines Reichs, wo er in der Mitte der feindlichen Schaaren ein von ihnen gekrönter, halb und halb freiwilliger Gefangener war. Deutsche wütheten bei Möckern und Wachau gegen deutsche Brüder und einen deutschen Fürsten hielt das Verhängniß an seinem eignen Heerde fürchterlich gebunden. Sein Wort band ihn an Napoleon; er hielt sich aus preußischer Gewissensenge wie in Allem so auch hier auf den Buchstaben verpflichtet und sah jetzt auch keine Möglichkeit vor Augen, sein Bündniß und sein Joch abzuschütteln, wie Baiern, Baden, Würtemberg kluger Weise einige Tage vor der Schlacht. Mich dünkt, Friedrich August's Geschick in den Tagen und Nächten von Leipzig war tragisch.

Das waren die Momente der Schlachten am ersten Tage. Der siebzehnte war ein Sonntag und das Geläute der Glocken in der Stadt begleitete diesmal keinen Siegesruf mehr, es begleitete nur heiße Gebete, die in Angst und Noth tausendfach gen Himmel stiegen. Die Lazarethe waren von Pestkranken überfüllt, Magazine und Kirchen wurden zur Aufnahme der Verwundeten hergerichtet, die Plätze und Straßen der schönen Stadt wimmelten von blassen Gestalten, die der quälende Hunger herumtrieb; aus den Fenstern der hohen Häuser blickten tausend bleiche Gesichter, die unter den Trümmern der Häuser einem nahen Tode entgegenstarrten. Draußen auf den Feldern hätte man rasch das quälerische Elend entscheiden und beenden sollen. Blücher rückte frisch bis Gohlis vor, mußte aber an sich halten. Schwarzenberg setzte einen Rasttag an; er wollte die neuen Schaaren unter Bennings erwarten, um mit ihnen abermals um 100,000 Mann stärker als der Feind zu sein. Die Russen hatten seit dem Brand von Moskau gegen Napoleon die Maxime: il faut l'user; man suchte ihn zu necken und langsame abzunutzen, um sich nicht von ihm schlagen zu lassen und ihn auf diese Weise sicher zu überwinden, indem man ihn blos abnutzte und verbrauchte. Bei Leipzig schien es fast ebenfalls, als getraute man sich noch immer nicht, ihn zu schlagen; man wollte ihn in den sumpfigen Ebenen der Pleiße und Elster langsam durch starke, schwere Massen

Digitized by Google

zerdrücken. Und doch schnitt man ihm den Weg nach Westen nicht ab! Von Blücher's Siege bei Möckern erfuhren die verbündeten Fürsten erst am heutigen Tage spät Abends im Hauptquartiere Schwarzenbergs zu Rötha.

Schon früh um zwei Uhr am 18. war Napoleon von seiner kurzen Nachtruhe in den Teichen von Meisdorf aufgebrochen und nach einer Unterredung mit Marschall Ney in Reudnitz zu Wagen nach Lindenau geeilt, um Bertrand mit einem Heerhaufen nach Weißenfels zu schicken. Hieraus ergiebt sich, daß in Folge des ersten Schlachttages Besorgnisse wegen der Nöthigung eines geordneten Rückzugs in ihm aufstiegen. Bei allem dem ließ er diese Rückschritt wieder fallen, die Maßregeln blieben halb. Sobald er wieder Kanonendonner hörte, stiegen die stolzen Geister der alten Siege wieder in ihm auf und sein ruhmtrunkenes, aber altgewordener Sinn labte sich an Erinnerungen, die doch schon mälig abbleichten. Er hielt bei Leipzig die unglückseligste aller Schlachten, eine Vertheidungsschlacht, fest. Die Gartenmauern der Vorstädte und der Johanniskirchhof wurden mit Schießscharten versehen, mehrere Dörfer wurden freiwillig aufgegeben; Napoleon concentrirte sich noch mehr an diesem Tage. Probstheida machte den Hauptpunkt seiner Stellung. Zwischen Probstheida und dem Thonberge, östlich von Leipzig, auf einer mäßigen Erhöhung unfern einer Quelle, die der Bürger der Stadt seinen Gesundbrunnen nennt, stand eine Mühle, in französischen Berichten die Mühle von Fa genannt, hier zu Lande als die Quandische Tabaksmühle bekannt. Von dieser geringen Anhöhe beherrscht das Auge die ganze Gegend nach allen Himmelsörtern. Wo uns jetzt von diesem Standort aus die segensreiche Fülle des fleißigen sächsischen Landmanns, ein Kranz von dichtgedrängten freundlichen Dörfern entgegenlacht, überblickte man an jenem verhängnißvollen Achtzehnten die halbe Million von Kriegern aller europäischen Völker und Zonen. Auf diesem Punkte hielt Napoleon den ganzen Tag über und lenkte von hier aus die Schlacht. Haben wir uns von der Sternwarte aus im Gesichte zurechtgefunden, um uns die Stellung der Verbündeten und ihr Heranrücken von Nord und Süd, Ost und West zu vergegenwärtigen, so ist diese Platz, der geschichtlich denkwürdigste jener Tage, auch der geeignetste, um uns hier die Ereignisse des Achtzehnten anschaulich zu machen.

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anekdoten.

— Die Liebe ist Galvanismus, sagt Karl Oberländer in seinen „Aeadeken"; die Lippen die leitenden Drähte der Gefühlsströme; man verbindet zwei Herzen, hat man einen galvanischen Apparat, mit dem man das Werthloseste vergolden kann. Das weibliche Herz bildet meistentheils den negativen, das männliche den positiven Pol; doch kommen zwei negative zusammen, ist die Verbindung unmöglich, wie auch zwei positive sich wiekungslos berühren. Die Freundschaft ist der Multiplikator, der den Strom der Gefühle verstärkt und dauernder macht, denn hier ist es die Seite der Bildung, verschlungen mit dem Metalldrahte der Empfindung, die den Liebesgalvanismus zu einem constant wirkenden macht. Zerreißt die Zwietracht die leitende Verbindung der Herzenselemente, hört auch der galvanische Strom auf. Wie der Galvanismus das Wasser in Wasser- und Sauerstoff zerlegt, so die Liebe die Thränen in Lust und Schmerz; Lust ist Sauerstoff, welche alles Leben erhöht, Schmerz der Wasserstoff sentimentaler Seelen. Die Berührung der galvanischen Kette verursacht einen empfindlichen Schlag; auch in der Liebe treffen uns gar manche harte Schläge, die desto stärker sind, je mehr die Herzen mit dem unsrigen vereint sind. Ist einmal das Herz von den Leidenschaften ordelet, hört sein Einfluß auf Andere auf und der galvanische Strom der Liebe ist unterbrochen.

(Freigeisterei in Portugal.) Dem Aberglauben, erzählt Kingston, hat sich bereits Unglauben entgegengesetzt. An einer Stelle des Weges waren viele Steine aufgehäuft, und unser Reisender erfuhr von seinem Führer, es sei hier einmal ein Mauthherrreiter vom Blitz erschlagen worden, und jeder Vorübergehende lege einen Stein auf die Stätte, um die bösen Geister zu verscheuchen. Kingston frug den Führer: „Nun, Silvester, warum wirfst Du denn nicht auch einen Stein dazu, um den Teufel in schicker Entfernung zu halten?" Er trug seine schönen Züge zu einer verächtlichen Miene und zuckte die Achsel. Orra, Senhor, wer kümmert sich um den Teufel? Teufel und Heilige sind von einem Gelichter — eine Bande von Betrügern und Dieben."

(Eisenbahnapotheke.) Auf der belgischen Bahn circuliren bereits 25 Convois täglich, welche mit einer eigenen Zeldapotheke versehen sind, und nicht nur die Hauptstation zu Mecheln besitzt ein Depot von Arzneimitteln, chirurgischen Instrumenten und Bandagen, sondern es sollen dergleichen Niederlagen von ärztlichen Hilfsmitteln auf Anordnung der Eisenbahnverwaltung in jeder bedeutenden Station hergestellt werden. — Verdiente wohl überall Nachahmung!

— Nächstens wird das Kammergericht in Berlin über einen Betrüger, welcher des criminellen Gerichtsstandes genießt, das Urtheil sprechen. Es ist dies ein ehemaliger Lieutenant, welcher Privatsecretairen, nach „Cautions"-Bestellung, eine feste Anstellung in Aussicht stellte. Er hat solcher Cautionsgeber schon 1600 Rthlr. zusammengebracht, darunter sogar von einem der Betrogenen 500 Rthlr. erhalten. Solche Betrüger sind gefährlicher als Diebe.

Digitized by Google

(Vom Rhein.) Während die Bedürfnisse der Völker von Tag zu Tag wachsen und durch Mißernten die größten Verlegenheiten bereitet werden, nimmt der Erfindungsgeist der Menschen die Naturprodukte zur Benutzung ebenfalls mehr in Anspruch. Aus Schlesien erhielten wir vor Kurzem das aus den Nadeln der Kiefern u. s. w. bereitete Produkt: „die Waldwolle". Von zuverlässiger Hand wird uns zugleich mitgetheilt, daß bereits verschiedenartige Kunsterzeugnisse, namentlich Garn, stark wie Nähzwirn, Decken, eine heilsame Latwerge, ein sehr feines Oel, zum Malen u. s. w. brauchbar, daraus verfertigt werden. Die bei der Wollbereitung entstehende Brühe wird zu heilsamen Bädern, die Abfälle, in Ziegelform gepreßt, werden als gutes und billiges Brennmaterial benutzt. Da in neuerer Zeit auch bei uns ausgedehnte Strecken mit Kiefern angelegt sind, so wird der neue Gewerbszweig in Zukunft auch für uns von Belang sein, und da die arbeitenden Classen, für deren Ernährung die Zeit eine wichtige Aufgabe enthält, dadurch besonders befördert werden, weil sie Beschäftigung und nützliche, zugleich auch sehr wohlfeile Produkte dadurch erhalten, so ist zu wünschen, daß ein biesiger Unternehmer, mittels Uebereinkunft mit den Erfindern in Schlesien, das Geheimniß der Fabrikation an sich bringen und den neuen Gewerbszweig auch bei uns zur Ausführung bringen möge. (K. Z.)

— Ein Jäger, der seiner Geliebten gern einen Hasen schießen wollte, hatte das Unglück, daß ihm die Thiere immer zu schnell waren. Trostlos ging er heim; da bemerkte er in einem Bauerhofe einen Burschen, der einen eingefangenen junge Hasen fütterte. — „Ist Euch das Thier feil?" fragte er — „O ja, wenn Ihr es gut bezahlt." Der Handel wurde geschlossen, allein der Jäger, der seiner Braut das Wild nicht lebendig sondern todt überdringen wollte, hielt Standrecht und verurtheilte den Hasen zum Tode. Lampe wurde mit seinem Strick an einen Baum gebunden. Der Jäger trat fünf Schritt zurück und gab Feuer. Aber wunderbar! er traf nicht den Hasen, sondern zerschoß den Strick. Lampe aber lief nach dem Knall ins Weite und verhöhnt sah ihm der Jäger nach.

(Merkwürdiger Lebenslauf.) In einem Londoner Gefängnisse sitzt ein armer Schlucker, der wegen Betteley aufgefangen worden war. Nach seinem Leben befragt, erzählte er ganz schlicht Folgendes: „Ich bin in Schottland geboren und kam als Lehrling in eine Fabrik. Im 15. Jahre trat ich ins 32. Infanterie-Regiment ein und diente 11 Jahre. Ich war in Spanien und Portugal, in Salamanca und bei der Belagerung von San Sebastian, ich stand auch bei Quatre-Bras und bei Waterloo. Auf jedem der beiden Schlachtfelder erhielt ich zwei Wunden. Nachdem ich mit meinem Regimente in Paris eingerückt, erhielt ich 1816 den Abschied. Ein polnischer General nahm mich nach Litthauen mit, und verbürgte mir einen Jahrgehalt von 150 Pf. St. durch vier Jahre als Mäuler; ich ersparte 100 Pf. St. jedes Jahr. Darauf reiste ich nach Warschau und trat in eine Brauerei ein. Bald gründete ich selbst mit zwei Compagnons eine Brauerei. Zugleich betheiligte ich mich an einer Fabrik und eröffnete eine Mahlmühle. Nicht lange darauf kam der Missionair Dr. Mac All nach Warschau und warb mich für zwei Jahre als Dolmetsch an, weil ich Deutsch, Russisch und Polnisch konnte. Ich ging mit Dr. Mac All nach Petersburg, Moskau, Astrachan, Taganrog, Archangel, Wien, Rom (wo Dr. Mac All zwei Mal beim Papste speiste), nach Neapel, Sicilien, Genua und von da nach Deutschland und Ungarn. Unterdeß war mein Geschäft sehr aufgeblüht, ich und meine Compagnons hatten 30,000 Pf. St. erworben, wovon 11,000 Pf. auf meinen Theil kamen. Ich kehrte nach Warschau zurück, wo leider 1830 das Bombardement mein ganzes Vermögen zerstörte. Im Jahre 1833 kam der Kaiser Nikolaus und ich überreichte ihm eine Bittschrift. Er gewährte mir eine Audienz und ließ mir 200 Pf. in Ducaten auszahlen; ich betheiligte mich bei einem andern Geschäfte, das aber nicht mehr wie die früheren gedieh. Im Jahre 1842 verzichtete ich ganz darauf, wieder in bessere Umstände zu kommen, und kehrte nach London zurück, wo ich einige Zeit mit Dr. Mac All verkehrte. Lord Dudley Stuart schenkte mir 10 Pf. St., damit ich nach Schottland zurückkehren könne. Aber schon in Liverpool hatte ich mein ganzes Geld verloren, und mußte die Hand um eine Gabe ausstrecken. Und so ward ich verhaftet. — Der Gefangene erzählte das Alles mit einer Schlichtheit, welche bewies, daß er gar nicht ahnte, wie ungleich bewegter sein Leben war, als das vieler anderen Erdenpilger, und daß man aus diesem Material einen neuen Gil-Blas schreiben könne.

— In Darlington in Irland meldete sich bei einem Pächter ein Mensch als Schnitter zu den Erndtearbiten. — „Könnt Ihr einen Arbeiter brauchen?" fragte er. — „Ihr seid mir zu klein," erwiderte der Pächter. — „Laßt Ihr etwa Euer Korn oben abmähen?" fragte Jener, „unten kann ich es besser als ein Großer."

— In einer Gesellschaft war die Rede davon, daß eine Schauspielerin sehr schlecht ausspreche, und besonders das b von p, d von t nicht unterschiede. „Ja, es ist entsetzlich," fiel Jemand ein, „wenn eine andere sagen würde, ich liebe treu, so sagt sie: ich liebe dreu!"

— Kürzlich bemerkte Jemand in Betreff eines aus Bornirtheit lächerlich hochmüthigen Menschen: Der Kerl ist so aufgeblasen, daß man ihm nur eine Gondel unterschieben darf und er fliegt als Luftballon in die Höhe.

— Ein armer Schuhflicker, welcher mehrere Jahre hindurch drei Nummern ohne Erfolg in der Zahlenlotterie besetzt hatte, starb vor Kurzem, und als sich der Leichenzug nach dem Kirchhofe bewegt, schreibt ein Lotto-Collecteur diese nunmehr hervorgekommenen Nummern an das Brett. — Das Schicksal treibt zuweilen merkwürdige Späße!

Sieht man die Soldaten heut',
Unter der Rose wohlgeharnischt,
Und gezirrt mit dem Knebelbart
In dem Waffenrocke weit,
Mit dem Helm, dem Schwerte breit;
Denken alle deutsche Lent'
An vergangne Heldenzeit.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Endlich sind die Soirettenketten in ziemlicher Anzahl zum Vorschein gekommen und wie bemerkten, daß man namentlich die reichen Stoffe, wie Damast, Moiree, Reps und Perkin mit satinirten Blumen verwendet hatte, doch war auch der schöne italienische Taffet nicht vergessen. So waren z. B. zwei Röcke von mehr als silberweißem italienischem Taffet mit rohrenförmigen Bändern besetzt; der zweite Reck war an der Seite ausgeschnitten, so daß er, abgleich etwas aufgenommen, doch keine garnirenartige Draperie bildete, sondern leicht und rund fiel. Auch dieser Rock war mit Bandröhren besetzt, doch waren sie nicht ganz so groß wie auf dem ersten, unten und die offenen Seiten waren durch eine Blumengarnirung zusammengehalten. Auch an dem drapirten Leibchen befand sich ein ähnlicher Besatz. Ein Kleid von moiséartigem Taffet hatte 7 Volants von ausgezacktem Krepp, welche nach der Taille zu allmählig an Breite abnahmen; das Leibchen war drapplirt und die kleinen sehr kurzen Aermel ließen etwa einen Finger breit Aermel von gefälteltem Mousselin darüber hervorsehen, an welchem sich ein gestickter Einsatzstreifen und darauf eine schmale Spitze befand. Mehrere Roben, Blumen von Diamanten, an denen Ketten herabhingen, befanden sich übereinander vorn an dem Leibchen und ein Kopfputz von fleischrothem Sammet mit leichter Goldpailletenstickerei vervollständigte die Toilette. Ein Kleid von moiséartigem Moiree hatte keinen andern Ausputz als eine Berthe von Spitzen. Ein anderer Anzug bestand in einem Kleide von pomonagrünem Taffet, unten mit röhrenförmigen Atlasbändern besetzt, über denen drei Spitzenvolants hinliefen. Das Leibchen hatte eine sehr kleine Berthe, die mit 4—5 Finger breiter Spitze besetzt und durch drei kleine Bandschleifen geschlossen war. Kopfputz von Spitzen mit Blumen. Die Draperien sind an den ausgeschnittenen Kleidern mehr als je in Gunst; man hat eingesehen, daß sich nichts reffinden ließ, was sie ersetzen konnte. Die Berthen kommen erst nach ihnen und wenn sie durch den Besatz der Kleider nothwendig waren. Die neuen elegantesten Ueberwürfe sind von Königsatlas, wattirt und gefüttert und haben große Kragen, die mit offenen Fransen garnirt sind und so weit nach vorn fallen, daß sie gleich die Aermel mit bilden, was sehr hübsch aussieht, da man weiß, wie höflich die Aermel an einem solchen Kleidungsstücke sind, sodaß man die Arme nicht mehr sich hineinstecken. Diesethe Form haben auch einige Mäntel mit Aufgehen, besonders die von Königsatlas in dunkler oder gar schwarzer Farbe. An den Sammtmänteln fällt der große Pelerinenkragen weg, der Mantel ist in der Aermelgegend geschlitzt und der Sammt reicht so weit vor wie ein Kragen. Ein solcher Mantel wird unten mit einer breiten schwarzen Spitze und mit einer andern da besetzt, wo er an den Armen geschlitzt ist. Dadurch erhält er das Aussehen einer spanischen Mantille und deshalb nennt man ihn auch spanischen Mantel. Zum Regligee hat man Mäntel von grauweliertem Tuche mit und ohne Pelerine, die mit seidenen Borten oder Soutachestickereien garnirt sind.

Herren-Mode. Der December mit seinen glänzenden Soireen, in denen Alles von Reichthum und Glanz strahlt, ist gekommen und es scheint, als mache das verschwindende Jahr die letzte Anstrengung, noch einmal im vollsten Glanze zu erscheinen. Die Costüme sind äußerst elegant und gefällig, ja man möchte sagen, ätherisch. Die Jugend überläßt sich den rauschenden Vergnügungen der Bälle und Soireen, und die Aelteren sehen vergnügelt drein; denn für sie giebt es keine Illusionen mehr. Die junge Welt von zwanzig Jahren erwartete ungeduldig die Zeit, um auf den Bällen und in den Gesellschaften der hohen Aristokratie zu glänzen, und die Kleider, die man zu diesen Bällen trägt, stehen auf dem höchsten Gipfel der Vollendung. Für Bälle und Soireen trägt man einen Rock mit niedrem Kragen und weitem Umschlag, der nur etwa zwei Centimeter unter die Hüfte herab- und nach unten enge zugeht. Die Schöße sind gehörig weit, aber nach unten schmal und bedecken nur die Hüften. Der Oberteil, der alle Unebenheiten der Taille verdeckt, geht bis zum Rand der Anglaisen, die 7 bis 8 Centimeter breit und an ihren Enden stark zugespitzt sind. Man knüpft sie, je nach Belieben, halb höher halb tiefer über und unter dem breiten Knopfe. Die Aermel sind unterschiedlich, mit oder ohne Aufschläge. Die beliebtesten Farben für solche Kleider sind violett, smaragdgrün oder schwarz. Die Ballwesten haben meist einen Stehkragen, sind auf der Brust weit ausgeschnitten und reichen, in Spitzen auslaufend, bis faß auf die Mitte des Bauches. Die Spitzen haben meist Knöpfe noch Knopflöcher, und liegen eng an den Hüften an. Die Stoffe, die man zu diesen Westen wählt, sind weiße gedgestickte Cachemir, schwarz oder weißer Sammet, ebenfalls mit Gold gestickt, weiße brochirte Satins oder brochirte Moiréseidens. Die Ballhosen sind nur halbweit mit festen Stegen; man vertigt sie entweder aus schwarzem oder weißem Satin. — Als Stadttoilette trägt man noch immer den übereinander geschlagenen Ueberrock mit hohem, weit umschlagendem Kragen, mit langer, enger Taille und nur wenig weiten, kaum bis an die Knie herabgehenden Schößen. Die Anglaisen sind kaum 6 Centimeter breit, und nur die zum breiten Knopfloch umschlagend, die Spitzen des Kragens sind carrirt und oben so breit als die Anglaisen sind. Die Aermel sind von oben nach unten gleich weit mit rundem Aufschlagen. Alle diese Röcke sind mit offener Kante und die Knöpfe von gleichem Stoffe. Man nimmt zu diesen Röcken französisch-blau, schwarzes, bronzefarbenes und anderes Modetuch. Man trägt Paletots in den verschiedensten Formen; manche gehen übereinander, haben shawlförmige Kragen und sehen faß wie Schlafröcke; andere haben sehr große Revers und wenden nur mit 3 oder 4 Knöpfen zugemacht. Auch Mäntel giebt es und zwar in nicht geringer Menge. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie außerordentlich weit sind und keinen großen Kragen, sondern einen gewöhnlichen ziemlich breiten Kragen haben, der nach Belieben umgeschlagen werden kann. Ein anderer ist dem griechischen Paletot ziemlich ähnlich, welchen man etwa vor drei Jahren trug. Die Pantalons verändern sich nicht und in ihrem Schnitte herrscht faß Gleichförmigkeit; sie sind so gemacht, daß sie den Fuß bedecken, und daß die Nähte von oben nach unten nach vorn laufen. Die Stoffen müssen dazu passend gewählt werden, namentlich wenn die Querstreifen stark hervortreten. Die übereinander gehenden Westen sind sehr beliebt; man sieht sie noch immer sehr lang und so, daß sie die Hüften umfassen. Zu Promenaden hat man oft Stoffe, die daß aus Gold, daß aus Silber oder Gold gewebt sind und zwar so, daß sie wie gestickt aussehen. Die Stickereien überhaupt sind sehr modisch, namentlich auf farbigem Gasimir, z. B. auf dem perlengrauen. Sie werden in verschiedener Art gemacht; manche sehen wie Guirlanden aus und ahmen einen Spitzengrund nach.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Kleid mit offenen Aermeln, auf dem Rocke mit 5 Volants von Fransen besetzt. 2. Ball-Anzug. Kleid mit 2 breiten Volants von gemüpften Fransen, mit Silber durchwirkt. 3. Paletot mit langer Taille ohne Taillennaht. 4. Paletot mit 2 Reihen Knöpfen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold, in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seibel.

Verlag von N. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

VIII. Jahrg.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition

I. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 2. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Der König und sein Günstling.

Eine alte Geschichte: neu erzählt von Heinrich Flügge.

Auf dem Throne von England saß im Jahre 1281 König Eduard der Erste, der sich durch Verbesserung der Rechtspflege in seinem Lande den Namen des englischen Justinian erwarb. Ein Name, den sich auch viele Regenten in unserer Zeit erwerben könnten, wenn sie wollten.

Dieser König besaß einen Günstling, der ihn im Jahre 1271 auf einem von Gregor X. gepredigten Kreuzzuge begleitet hatte und der immer um ihn sein mußte. Kein Gedanke des Königs blieb dem Günstling verborgen und dieser sahe daher so genau in seines Fürsten Karten, daß er in der Regel das ganze Spiel nach seinem Willen leitete.

Dieser Günstling war der Graf von Ethelwold. Zur Zeit unserer Geschichte ein schöner Mann von dreißig Jahren.

Eines Tages, als der König von der Jagd heim kehrte und Ethelwold neben ihm ritt, erzählte er diesem, wie ihm ein Ritter aus Devonshyre von der Tochter des Grafen von Devonshyre erzählt habe, die so schön sei, daß er noch nie eine zweite Dame gefunden, obgleich er die Welt bereits in allen Richtungen durchstreichen hatte.

„Ei das wäre!" rief Ethelwold verwundert aus. „Aber woher kommt es, daß man dies Wunder der Schönheit noch nicht an Eurem Hofe sah?"

„Weil ihr Vater ein Anhänger der wilden Barone war und deshalb von meinem Vater Heinrich III. auf seine Landgüter verbannt ward. — Jetzt aber soll diese Blume nicht länger unbeachtet blühen und ich habe deshalb beschlossen, daß Du zu ihr reisest und nachforschest, ob sie der mir gemachten enthusiastischen Schilderung von ihr entspricht und ist dies der Fall, dann —"

„Dann, mein Fürst?"

„Werde ich die schöne Gertrud heirathen."

„Wenn sie aber nicht so schön ist als der Ritter aus Devonshyre sie Euch schilderte?"

„Dann werde ich sie nicht heirathen, dann mag sie fort bleiben."

„So will ich nur wünschen, daß sie Euch gefällt, Majestät, und daß vielleicht, durch eine Heirath mit der Tochter des Grafen, die Feindschaft zwischen Eurer und seiner Familie aufgehoben wird und ihr einen tüchtigen Vasallen mehr zählt; denn der Alte ist, nach Allem was

Digitized by Google

ich je über ihn erfahren, ein tapferer Degen, der der Sache der Barone sehr nützlich war, und auch es Euch künftig nicht weniger sein wird."

„Ich weiß es, Ethelwold, und eben deswegen gebe ich Dir Vollmacht, daß, wenn Dir das Mädchen für mich gefällt, Du dem Alten, in meinem Namen, die Annullirung des Verbannungs-Edicts meines Vaters zu erkennen geben darfst, — und nun reise bald ab, mein Freund."

„Binnen zwei Stunden werde ich London verlassen haben und mich auf dem Wege zur schönen Gertrud befinden."

„So reise mit Gott. — Ach die Ungeduld, die mich bis zu Deiner Rückkehr plagen wird, kennt schon jetzt keine Grenzen. Fällt die Sache nach meinem Wunsche aus, so harret Deiner ein fürstlicher Lohn."

„Majestät," sagte Ethelwold etwas piquirt, „haltet mich nicht für eigennützig."

Er reiste ab.

Als er in Devonshyre angelangt war, begab er sich sofort zu Gertrud's Vater. Ehe er aber bei diesem mit dem eigentlichen Zweck seiner Reise herausrückte, wollte er Gertrudens erst sehen und wo möglich kennen lernen. Er stellte sich deshalb bei dem Grafen als einen Freund Eduard's dar und erbat sich, behufs einer Aussöhnung zwischen dem Könige und dem Grafen, die Rolle eines Vermittlers, was der Graf, der Eduard den Ersten wegen seiner Ritterlichkeit liebte, gern annahm und Ethelwold für diese vermeinte gute Absicht alle erfindliche Höflichkeit und Aufmerksamkeit erwies.

Es ward zu Ehren des Gastes ein Fest veranstaltet und bei dieser Gelegenheit sahe Ethelwold die schöne Gertrud zum ersten Male.

Nie hat die Phantasie eines Dichters, nie die bildende Hand eines Bildhauers, nie der Pinsel eines Malers ein schöneres weibliches Wesen zu schaffen vermocht, als es Gertrud war. Der Graf ward von ihrer hohen Schönheit geblendet und Amor hatte einen solchen Liebespfeil in sein Herz gesendet, daß er beschloß, um die schöne Gertrud, nicht für seinen König, sondern für sich selbst zu werben.

Weil in England nächst dem Könige kein höherer Mann als sein Günstling, der Graf von Ethelwold, zu finden war, so nahm der Graf von Devonshyre die Werbung Ethelwolds an und gab dazu, ohne das geringste Bedenken, seine völlige Zustimmung.

Ueberhaupt wurde Alles soweit geordnet, daß es nur noch der priesterlichen Einsegnung bedurfte, um das Paar auf ewig zu verbinden. Ehe dies aber geschah, erbat sich Ethelwold auf ein paar Tage Urlaub, um nach London zu reisen und dort des Königs Einwilligung zu seiner Heirath zu erbitten.

Als Ethelwold im Tower eintraf, kam ihm der König von Neugierde geplagt entgegen und fragte hastig, ob das Fräulein der Schilderung des Ritters aus Devonshyre entspräche.

„Ja, Majestät, es ist wahr, Gertrud besitzt Alles dazu, ein schönes Mädchen zu sein, aber sie ist es nicht. Sie hat ein gezwungenes Wesen, welches ihre schöne Leibesgestalt verunstaltet, ihr Mund ist wohl schön geformt und ihre Lippen sind roth, aber um die Mundwinkel lauert ein so spöttischer Zug, daß man sie unmöglich lieben kann; ihre Augen sind groß und blau, aber sie haben einen verwirrten übeln Ausdruck, ja die Bildung ihres ganzen Gesichts ist so plump, daß ihre weiche, weiße Haut sie nur noch widerlicher macht. Kurz, wie schon gesagt, Gertrude hat alle Mittel zu einer vollendeten Schönheit, aber die Natur hat sie nicht in eine gehörige und darum auch gefällige Ordnung gebracht."

Zu dieser unwahren Schilderung setzte Ethelwold auch noch falsche politische Ursachen, und überredete den König, daß der Graf seit seiner Verbannung einen großen Theil seiner Landgüter an die benachbarten Herren verpfändet hätte, daß er von den Anhängern des Königs gehaßt würde, und daß der Zweck seiner Reise, die er, der Graf, nach Devonshyre gemacht hätte, von dem Volke bereits errathen schlene und es schon dagegen murren mache. Mit diesen und dergleichen Vorstellungen erlangte Ethelwold von seinem Fürsten, über den er Alles vermochte, was er wollte, ja es ward ihm durch seine Beredsamkeit ein Leichtes, dem Könige sein ganzes Abenteuer aus dem Kopfe zu bringen.

Da er Eduards verliebte Natur kannte, so baute er hierauf seinen Plan, um die Hand seiner Gertrud desto sicherer und mit Genehmigung des Königs zu erhalten. Er sahe sich deshalb nach einer Person um, die ihm tauglich erschiene, den König eine Zeitlang zu beschäftigen. Seine Aufmerksamkeit richtete er deshalb auf ein junges Mädchen, welches Fülfreda hieß, und sich, um den Nachstellungen ihres alten häßlichen Oheims, eine Art Doctor Bartolo, zu entgehen, in ein Kloster geflüchtet hatte.

Sie war jung, und konnte nächst der Tochter des Grafen von Devonshyre wohl die schönste Person in ganz England heißen.

Ethelwold versprach ihr, daß er sie dem Schutze des Königs empfehlen, und sie sogar in die Nähe desselben bringen wollte.

Digitized by Google

Fiffreda willigte ein und Ethelwold ſtellte ſie als eine des Königs Schutz bedürftige und begehrende Waiſe demſelben vor. Der König genehmigte Alles, was der Graf für Fiffreda begehrte, und als er mit Ethelwold allein war, geſtand er dieſem, daß er die arme Waiſe — liebe. Dies war es, was der Graf beabſichtigt hatte. Nun konnte er mit ſeinen ferneren Anſchlägen herausrücken, ohne befürchten zu müſſen, daß der König etwas Anderes dahinter vermuthe, als der Graf ihn vermuthen laſſen wollte, er erzählte deshalb dem Könige, daß er ſichere Kunde von einem geheimen Verſtändniſſe des Grafen von Devonſhyre mit dem Herzoge der Normandie erhalten habe, und es das Beſte ſei, um dieſen Verbannten im Zaum zu halten, daß der König deſſen Tochter mit einem ſeiner, des Königs, eifrigſten Anhänger vermähle.

„Das iſt ein ſehr vernünftiger Gedanke,“ ſagte der König, „und wenn die Gertrud ſo ſchön wäre als meine Fiffreda, ſo würde ich ſie Dir zur Frau geben. So würdeſt Du mir aber ein zu großes Opfer bringen, wenn Du die abgeſchmackte Perſon heirathen deshalb muß ich auf einen Andern ſinnen, dem ich ſie gebe.“

„Ew. Majeſtät,“ ſagte Ethelwold, „haben ſchon ſo unendlich viel Gutes an mir gethan, daß die Laſt meiner Schuld gegen Euch mich faſt zu Boden drückt und deshalb bin ich gern geneigt, wenn ich Euch und dem Staate dadurch einen Dienſt erweiſen kann, jedes beliebige Frauenzimmer zu ehelichen und bitte deshalb alle Scrupel darüber ſchwinden zu laſſen und mich mit der Tochter des Grafen von Devonſhyre zu vermählen.“

„Du wollteſt wirklich mir und meinem Lande dies große Opfer bringen? — So gern ich den Grafen von Devonſhyre auch mit unterthan machen möchte, da ich beinahe ſchon die halbe Welt zu Widerſachern habe, ſo mag ich doch nicht der Urheber Deines künftigen Unglücks ſein, in das eine Heirath mit einer Frau, die Du nicht lieben kannſt, Dich ſtürzen würde.“

„Gewohnheit ſoll die Liebe erſetzen, ſagt man,“ antwortete Ethelwold, „und deshalb will ich es wagen, mit ihr ein Ehebund zu knüpfen, beſonders auch um Euch einen Dienſt zu leiſten und die Laſt meiner Schulden gegen Euch zu vereingern.“

Der König wußte den Edelmuth ſeines Günſtlings gegen ſeine Geliebte Fiffreda nicht genug zu rühmen und gab zu einer Heirath Ethelwolds mit Gertrude ſeine Einwilligung.

Wer war glücklicher als der Graf! War es ihm doch nun durch ſeine Ränke gelungen, zu ſeiner Heirath die Genehmigung des Königs nicht nur zu erhalten, ſondern auch noch als ein Märtyrer fürs Vaterland dazuſtehen, indem er nur nach dem Willen ſeines Monarchen zu heirathen ſchien.

Bald traf Ethelwold wieder bei ſeiner Verlobten ein, und er fand ſie nun noch tauſendmal ſchöner als da, wo er ſie verlaſſen hatte; die Kämpfe um dies Kleinod hatten es ihm noch werther gemacht. Der Graf liebte Gertrud bis zur Anbetung.

Auch Gertrud liebte ihn nicht minder und die Gegenwart ihres Gemahls ſchien ihr nach ihrer Vermählung mit ihm über Alles lieb und angenehm. Sie wollte ihn nicht abweſend wiſſen, und als ſie ſahe, daß er ſich an den Königlichen Hof, wohin ihn ſein Ehrgeiz rief, zurückbegeben wollte, wandte ſie ihr Möglichſtes an, um ihn davon abzuhalten, oder ihn wenigſtens zu bewegen, daß er ſie mitnähme.

Dieſe Vorſchläge waren, einer wie der andere, dem Grafen höchſt ungelegen, ja ſogar gefährlich, und er wandte daher Alles an, dieſelben zu hintertreiben. Er liebte ſeine Gertrud, aber auch nicht minder ſeine Wohlfahrt. Er fühlte es recht gut, daß er den König ganz unverzeihlich hintergangen habe und deshalb durften ihn die Bitten ſeiner Frau nicht beſtimmen, gegen die Regeln der Klugheit zu handeln und ſeine Frau in des Königs Nähe zu führen. Er ſchützte demnach das ſchlimme Wetter und die rauhe Jahreszeit vor, wobei es ihr zu reiſen nicht zuträglich wäre, er verſprach ihr, ſobald als möglich zurückzukehren und dergleichen, aber Gertrud wollte auf nichts hören, ſondern machte es wie viele Weiber vor und nach ihr, ſie beſchuldigte ihren Mann der Unbeſtändigkeit und Untreue, und weil ſie ihm durchaus keine Ruhe ließ, ſo hielt Ethelwold für gerathen, ihr Alles, was ſich zwiſchen dem Könige und ihm ihretwegen zugetragen, mitzutheilen.

Dies war ein ſo unvorſichtiges Benehmen, als es ſchon viele Männer ſowohl vor als nach Ethelwold gezeigt haben. Sein Bekenntniß brachte eine ganz andere Wirkung hervor, denn ſtatt dadurch ſeine Frau von ihrem Verlangen ihm zu folgen, abzubringen, ward ſie dadurch nur in ihrem Willen noch mehr verſtärkt. Ach wie wenig kannte er das weibliche Herz, welchem die Neugierde und der Ehrgeiz ſchon von der Wiege an anliebem, ſo daß die Ehre, eine Königin zu ſein, auch wohl der Allerunempfindlichſten das Herz höher ſchlagen machte.

Als die Gräfin aus der von Ethelwold ihr gemachten Eröffnung abnahm, daß dieſer ſie einer Krone beraubt hatte und ihr nun auch ſogar noch die Freiheit nicht verſtatten wollte, ihm zu folgen und ſo lange König

Digitized by Google

Eduard lebte, nicht an den Hof kommen zu können, empfand ſie einen geheimen Abſcheu gegen ihren Gemahl, und er erſchien ihr nun ſo haſſens- als vorhin liebenswürdig. Voller Wehmuth betrachtete ſie, nach ihres Mannes Abreiſe, die Mauern ihres Schloſſes als ein ewiges Gefängniß, ſie ließ ſich ſowohl von ihrem Vater als auch von ihrer übrigen Umgebung den König, ſeinen Hof und die Schönheit der Stadt London beſchreiben und indem ſie es ſich zu Gemüthe zog, daß ſie Zeitlebens von einem Orte entfernt ſein müßte, in dem ſie durch ihr Schickſal einen Augenblick beſtimmt ſchien, wenn ſie der Kunſtgriff ihres jetzigen Gemahls nicht daran verhindert hätte, als Königin zu leben, verfiel ſie nach und nach in eine tiefe Schwermuth, aus der nichts vermögend war ſie wieder aufzurichten.

Als ſie ſich noch in dieſem unglücklichen Zuſtande befand, kam eines Tages ein junger Maler aus Modena auf's Schloß, welcher von Hof zu Hof und von Land zu Land reiſte, um Portraits der damals lebenden ſchönſten Damen für ſeinen Herrn, den Herzog von Modena zu ſammeln, der damit einen ſeiner Schloßzimmer zieren wollte. Weil der Maler auch von der Schönheit der Gräfin Ethelwold vernommen hatte, ſo bat er die Gräfin herzlich, im Namen des Herzogs von Modena, ihm zu erlauben, ihre holden Züge der Leinwand anvertrauen zu dürfen. Nach einigem Beſinnen gab ſie der Bitte des Malers nach, beſonders da ſie von dieſem hörte, daß er ſich von Devonſhire nach London wenden wollte, um auch das Portrait des Fräuleins Fitzfeda, der Geliebten Eduards des Erſten, zu erhalten. Sie dachte ſich dabei, daß der König ſich die Portraits, welche der Maler bei ſich führete, zeigen laſſen und, daß er dann auch ihr Bildniß ſehen würde. „Gefällt es ihm, ſo wird er gewiß fragen, wen es darſtellt," dachte ſie, und ſie betrog ſich in ihrer Meinung durchaus nicht.

Der König ließ den Maler vor ſich kommen, und die ſämmtlichen Portraits die Revue paſſiren. Der Graf Ethelwold, der neben dem Könige ſtand, ließ über die Schönheit der Frauenbilder manches Ah! der Ueberraſchung hören. Auf einmal fiel dieſes Ah! der König aus, während Ethelwold ein betroffenes Oh! ſtotterte. Der Maler hatte das Bildniß der ſchönen Gertrud, Gräfin von Ethelwold, entrollt.

Auf den Grafen wirkte der Anblick des Portraits ſeiner Frau wie ein Donnerſchlag aus heiterer Höhe, denn ſie hatte ihm von dem ganzen Vorgange durchaus nichts gemeldet und daher hatte er gar nichts thun können, dieſe Vorſtellung ſeiner Gemahlin im Bilde zu verhindern. Er erblaßte, zitterte und bebte, als er die grädenden Blicke des Königs ſah, die das Bild zu verſchlingen drohten.

„Graf," ſagte der König ſich umdrehend, „iſt es möglich, daß ein Frauenbild auf Erden ſein kann, di ſo ſchön iſt als dies Portrait und dennoch unſern Blicken bis jetzt entgangen wäre?"

„Nein!" antwortete der Graf.

„Alſo iſt dies ein Phantaſie-Gemälde," ſagte der König ſich an den Maler wendend.

„Nein, Ew. Majeſtät," entgegnete der Maler, „es iſt ein Bild nach dem Leben! das Portrait der Gräfin von —"

Ethelwold," fiel der Graf ein. „Ja, gnädigſter Herr, es iſt meine Frau, aber man hat ihr da im Bilde ſo ſehr geſchmeichelt, daß, wenn alle Bilder, die uns der Herr Maler da zeigte, eben ſolchen Schlages ſind, keine einzige Copie dem Original gleichen wird."

Der Maler, der an den Worten des Grafen ſogleich merkte, daß es hier gerathen ſein möchte, nicht Alles zu ſagen und nichts geradezu zu behaupten, antwortete ganz kaltblütig, daß er allerdings nicht ganz genau für die Aehnlichkeit eines jeden Portraits einſtehen könnte, da einige von ihm nach ſchon vorhandenen Bildern, andere aber von einem ſeiner Gehülfen gemalt ſeien. Dieſe bedachtſame Rede gefiel dem Grafen außerordentlich und er machte dem Maler dafür allerlei dankende Blicke und Bewegungen. Der König aber, der in Anſchauen des lieblichen Geſichts der Gräfin verſunken war, überhörte die Rede des Malers und als dieſer ſich zurückgezogen hatte, verlangte der König, die Gräfin Ethelwold zu ſehen und ſandte den Grafen ſelbſt voraus, um ſeiner Gemahlin den Beſuch des Königs auf ihrem Schloſſe anzumelden.

Die Gedanken, die den Grafen auf ſeiner Reiſe beſchäftigten, laſſen ſich ſehr leicht errathen. Er wollte lieber ſterben, als ſeine Frau dem Könige vorſtellen, ehe er aber zu einem Gewaltmittel ſeine Zuflucht nahm, wollte er es erſt mit der Liſt verſuchen. Wenn der König ſeine Frau ſah, ſo ward nicht allein ſeine Betrügerei entdeckt, ſondern es ſtand auch feſt zu erwarten, daß der König die Gräfin an ſeinen Hof fordern und ſie ihm — durch welche Mittel und Wege es auch ſein möge — ungetreu machen würde.

Der Graf kam in ſeinem Schloſſe wohlbehalten an, und, war es eine Folge der langen Trennung, oder, war es der Gedanke an ein mögliches Verlieren ſeiner Gemahlin, ſie erſchien ihm jetzt noch viel ſchöner als je zuvor, er wandte daher Alles an, um ſie dahin zu vermögen, ſich dem Könige nicht zu zeigen, indem ſie ſich

Digitized by Google

krank melden ließe. Aber o Himmel! wie ward der Graf mit diesem Ansinnen von seiner Gemahlin abgewiesen! Gertrud hätte lieber ihr Leben hingegeben, als den Besuch des Königes vermißt. Sie wollte den König durchaus empfangen und redete demnach ihrem Gemahl ein, daß eine solche Vorstellung, um sich der Neugierde des Königs zu entziehen, nichts weiter helfen würde als solche nur noch zu mehren. „Dazu ist er," sprach sie, „der König, und ich seine Unterthanin, von der er verlangen kann, daß, wenn sie nur noch ein Glied zu regen vermag, sie ihm entgegen kommt. Was würde es auch helfen, sich mehrere Wochen in's Bett zu legen, wenn der König nun darauf bestände, sich nicht eher als nach meiner Genesung vom Schlosse zu verfügen? Es ist deshalb das Gerathenste, die kitzliche Sache, die sich doch einmal nicht vermeiden läßt, auf dem gewöhnlichen Wege abzumachen."

„Du destehst also darauf, den König zu empfangen?" —

„Ja, mein Gemahl."

„Willst Du mir denn gar keine Bitte gewähren?"

„O doch, wenn die Bitte darnach ist."

„Nun so kleide Dich in Deine schlechtesten Kleider, sprich nur einfältiges Zeug und bedenke, daß je weniger Du dem Könige zu gefallen suchst jemehr wirst Du wie gefallen."

Sie versprach ganz dem Wunsche ihres Gemahls gemäß zu handeln. Aber welches gefallsüchtige Weib, wie es die Gräfin war, hätte es wohl über sich vermocht, zwischen einer Auswahl prächtiger Kleider das schlechteste anzulegen, und statt einer geistreichen Rede eine einfältige zu führen?

Niemals hatte sich die Gräfin reizender gekleidet, als am Morgen des Tages, an welchem der König auf dem Schlosse erscheinen wollte.

Kaum hatte der Graf von Ethelwold dies bemerkt, als sein Entschluß gefaßt war. Er wollte seine und seiner Gemahlin Ehre retten.

In dem Becher Wein, woraus die beiden Ehegatten das Wohl des Königs tranken, tranken sie ihren Tod.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht sie's Herz entzwei.

Der Ehteufel.

Böhmische Volkssage.

Nach dem Volksglauben giebt es nebst andern Teufeln auch einen Ehteufel, dessen einziges Geschäft darin besteht, in Frieden und Eintracht lebende Ehegatten zu entzweien und sie gegen einander aufzuhetzen, und der sich nur um desto mehr freut, je ärger es in einer Ehe zugeht. Dieser Ehteufel nun hatte es auch auf ein paar Eheleute abgesehen, das vor vielen Jahren in der Stadt Kaaden, in der sogenannten Heiligengasse, wohnte, und dem Jahre wie Stunden verflossen, das sich nie auch nicht mit einem Wörtchen beleidigte, und allgemein als ein Muster von Ehegatten galt, was der Ehteufel natürlich nicht mit gleichgültigem Auge ansehen konnte. Er begann daher dem Paare Fallstricke zu legen, und suchte durch allerhand Ränke Eins gegen das Andere aufzubringen und Eins dem Andern zu verdächtigen; allein alle seine teuflischen Pläne schlugen fehl und er mußte gestehen, daß er diese beispiellose eheliche Liebe und Treue nicht zu erschüttern vermöge. Er beschloß daher, was er selbst nicht auszuführen vermochte, einem Wesen, das noch ärger und listiger, als der Teufel selber — einem alten Weibe — zu überlassen. Sabina hieß die Alte, auf die er seine letzte Hoffnung baute, der er seine Verzweiflung klagte und die er um Rath fragte.

„Hi! Hi!" lachte die Alte, ihr langes spitziges Kinn hin und herschiebend. Der Teufel will Rath von mir, von einem alten, schwachen Weibe. Nein, rathen kann ich dem Herrn nicht, allein ausführen will ich, was seiner Herrlichkeit unmöglich war. Doch," setzte sie bedächtig hinzu, „doch vorher möchte ich wissen, was ich dafür zur Belohnung erhalte?"

„Was verlangst Du, alte Hexe?"

„Ei nun, ich dächte, ein Paar neue Schuhe wäre nicht zu viel für ein Werk, das dem listigsten aller Teufel selbst zu schwer war."

„Topp, Du sollst sie haben! Aber sieh, daß Du Deine Sache gut machst!"

Der Handel war geschlossen. Und nun begann die Alte sich im Hause der guten Leute unter dem Scheine der Tugend und Frömmigkeit einzuschleichen, die andächtige Beschwester spielend.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anekdoten.

(Der Zeuge auf dem Kirchhofe.) Selten läßt die Vorsehung ein Verbrechen unbestraft und, um den Schuldigen zu treffen und der menschlichen Gerechtigkeit zu überliefern, bedient sie sich oft der Mitschuldigen oder Hehler, wie folgender in voriger Woche vor einer französischen Jury verhandelter Fall beweist, der zu den größten Abscheulichkeiten gehört, wie deren die juridischen Annalen zum Glücke nur wenige verzeichnen. Vor zehn Jahren starb zu Paris ein Mann, den seine eigenen drei Kinder vergiftet hatten. Kein Mensch ahnte jedoch ein Verbrechen und dasselbe wäre vielleicht verschwiegen geblieben, hätte es nicht die unvorsichtigkeit einer Magd, deren Stillschweigen die unmenschlichen Kinder durch eine kleine jährliche Rente erkauft hatten, ans Licht gezogen. Die vierteljährigen Raten flossen nämlich seit einiger Zeit spärlicher und unregelmäßiger als sonst und die arme Magd wandte sich in ihrer Noth an die Behörde, welche sie über die Rechte an jene Pension befragte. „Meine Rechte liegen leider auf dem Kirchhofe," meinte diese Dieser überreilte Antwort erregte Verdacht; die Justiz stellte Nachforschungen an, und bald stellte sich die traurige Wahrheit heraus. Der Cadaver wurde herausgegraben und trotz der Länge der Zeit stellte die damit vorgenommene Untersuchung eine vollkommene Arsenikvergiftung heraus. Die Mörder wurden zum Tode verurtheilt.

— Im Jahre 1814 stellte sich in Chemnitz ein armer Webergesell freiwillig zur Landwehr, von seinen Eltern und zahlreichen Geschwistern wehmüthig Abschied nehmend. Man hörte nie wieder etwas von ihm und glaubte lange, daß er auf irgend einem Schlachtfelde den Heldentod für's Vaterland gestorben sei, bis neuerdings in seiner Heimath angelangte Nachrichten das Gegentheil bewiesen; denn die Vorsehung hatte es ganz anders mit ihm beschlossen. Er war in Gent von den Franzosen gefangen worden, denselben oder wieder entwischt, auf ein amerikanisches Kriegsschiff geflüchtet und dort als Matrose in Dienste getreten. Von da ging er später auf ein Handelsschiff, gerieth an der Guinea- oder Goldküste in die Sclaverei, blieb dort unter den größten Leiden und Qualen sieben Jahre und rettete endlich dem Könige der Congo-Neger auf einer Löwenjagd das Leben, worauf ihm dieser aus Dankbarkeit die Freiheit schenkte und ihn mit Gold und Juwelen belohnte. — Er verließ Afrika mit dem ersten Schiff, das sich zeigte, einem Ostindienfahrer, der nach Batavia fuhr. Dort angelangt, begann der unternehmende Mann mit seinem Schatze einen bedeutenden Handel und starb daselbst mit Hinterlassung eines kleinen Fürstenthums und einer Baarschaft von 23 Mill. Rupien. Er hieß Fr. August Müller, derselbe, der in letzterer Zeit in holländischen Blättern öfters ehrend genannt wurde. Seine Besitzungen sollen sechs Quadratmeilen im Umfang und ihm über 1000 dienstbare Leute gehorcht haben.

— Vor Kurzem wurde die Douane von Galata durch ein aus Leipzig eingehendes Packet an eine zur preußischen Gesandtschaft gehörige Adresse in große Aufregung versetzt. Das Päckchen hatte seiner Adresse nach monthy and zollfrei zu passiren, von amtlicher Untersuchung des Inhalts konnte daher keine Rede sein. Aber die Türken, stets neugierig wie die Kinder, hätten doch gar zu gerne gewußt, was denn für die preußische Gesandtschaft da eingehe, und baten daher die zur Abholung desselben gekommene Person, es doch zu öffnen und den Inhalt sehen zu lassen. Der Bitte wurde willfahrt, und siehe da! zwei Bücher in Quart kamen zum Vorschein. Die türkischen Beamten konnten sich nicht enthalten, dieselben zu öffnen; wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie türkische und arabische Bücher und noch obendrein den ersten Theil des von Professor Fleischer in Leipzig edirten, in der Vogel'schen Officin daselbst so trefflich gedruckten Commentars zum Koran von Beidhavi erblickten! So etwas hatten sie noch nie auf Franktisch anlangen sehen. Schnell verbreitete sich überallhin die Kunde, und wer von Türken in der Nähe war, lief sofort zusammen, um sich über diesen gottlosen Eingriff der Giaurs in ihre Rechte zu berathen. Im ersten rechtgläubigen Eifer machte sich nur die eine Ansicht geltend, daß man das heilige Buch dem Giaur nicht verabfolgen dürfe, und wäre er auch noch so vornehm. Dieß war, wie gesagt, der erste Ausdruck des Eifers; denn als ein Gesandtschaftsbeamter dazu kam, schützte man wegen des Zurückhaltens ein Gesetz vor, welches anbedingt die Einfuhr ausländischer islamitischer Drucke, auch selbst der persischen Steindrucke von Taurus und Teheran verbietet. Es bedurfte natürlich nur des Vortrags dieses Falles Seitens der preußischen Gesandtschaft bei dem Mauthminister Saremi-Effendi, einem hochgebildeten Manne, der früher als Gesandter in London, Paris und Petersburg war, und der Empfänger erhielt die Bücher, welche jedoch der Minister vorher mit dem größten Interesse in Augenschein genommen hatte. „Das können wir hier nicht drucken," äußerte er gegen einen türkischen Gelehrten, der gerade mit anwesend war, und der, nachdem er das gleichwohl unter den Händen der Ungläubigen entstandene Werk gekauft, auf Aug' und Stirne gelegt und eine Zeitlang baldaut darin gelesen hatte, verwundert bemerkte, daß er keinen einzigen Fehler darin finde. Charakteristisch war'd seine Antwort auf die an ihn gerichtete Frage, ob er sich wohl, wenn es zu haben wäre, auch ein Exemplar kaufen oder eine Sünde darin sehen würde, solche Sachen gedruckt zu lesen? „Wenn es wohlfeil ist," sagte er, „warum nicht? Die Sünde ist dessen, der es gedruckt hat."

— Eine neue Erscheinung erregt gegenwärtig in Griechenland Aufsehen: es sind dies „reisende Scharfrichter". Bekanntlich war dort bis dahin die Todesstrafe factisch abgeschafft, aus dem einfachen Grunde, weil Niemand sich zu deren Vollstreckung hergeben wollte. Jetzt ist es endlich der Regierung gelungen, drei Guillotinenmeister aufzufinden, welche nun das ganze Königreich durchreisen, um durch Hinrichtungen in Masse das Land von jenen Individuen zu reinigen, welche als verurtheilte Räuber und Mörder die Gefängnisse schon seit Jahren füllen.

— Ueber die sogenannten Emancipirten in Berlin vernimmt man wunderliche Dinge. Ein öffentliches Blatt erzählt von dieser neuen Menschengattung in Bezug auf die Frauen und die Ehen Folgendes: In einzelnen öffentlichen Orten sieht man Frauen sitzen, ihre Cigarren rauchen und Bier, Wein oder selbst ein petit verre trinken. Ueber die Ehe sind die

Digitized by Google

Emancipirten thatsächlich hinaus. Entweder leben sie im „ferien Verhältniß“ oder, wenn sie dennoch aus Rücksichten auf legitimistische, Erbschafts- oder andere Verhältnisse, welche von Beobachtung der Staatsgesetze abhängig sind, den legitimen Charakter innehalten, so führt doch „Madame“ in der Gesellschaft ihren Familiennamen fort. Machen die beiden Gatten einen Besuch, so werden sie gewöhnlich als Herr Schmidt und Madame Fischer angemeldet. Ein Bekannter erzählte von der Trauung eines solchen emancipirten Paares, welcher er beigewohnt, sehr ergötzliche Dinge. Herr und Madame wohnten bereits zusammen, als sie den Geistlichen zur Vollziehung der legitimen Ehe kommen ließen. Beim Eintritt des Pfarrers waren die Zeugen und der Bräutigam anwesend; nur die Braut, welche noch mit ihrer Toilette beschäftigt war, ließ einige Zeit auf sich warten. Als sie endlich kam, sah man dem Geistlichen seine Verwunderung darüber an, daß die Dame weder einen Myrthenkranz, noch sonstigen festlichen Brautschmuck trug, sondern im einfachen Hauskleide erschien. Indeß begann er die Handlung. Während dessen beobachten sich die Zeugen in ziemlich auffallender Weise; der Eine, ein bekannter Schriftsteller, lag auf dem Sopha, die Beine über einen vor ihm stehenden Stuhl gestreckt und seinen Schnurrbart streichend; ein Anderer stand am Ofen, die Hände in den Taschen und eine portefeuille Cigarre im Munde; die beiden Letzten beschäftigten sich an einem andern Fenster damit, die Vorübergehenden auf der Straße zu betrachten, und kehrten während des ganzen Aktes der Versammlung den Rücken zu. Als es endlich zum Wechseln der Ringe kommen sollte, ergab es sich, daß keiner der beiden Gatten daran gedacht hatte, diese nothwendigen Symbole herbeizuschaffen. Jeder Theil hatte geglaubt, daß der andere dafür Sorge tragen werde. Da auch keiner von den Zeugen im Besitz eines Ringes war, so wurden, in Ermangelung eines Bessern, zwei Ringe von den Fenstervorhängen gelöst und hiermit die Handung vollzogen. Die jungen Eheleute luden darauf den Geistlichen ein, zu einer „Bowle“ bei ihnen zu bleiben, was jedoch der Mann Gottes unter dem Vorwande anderer dringenden Pflichten ablehnte. Die Emancipirten sind übrigens unter sich wiederum sehr vereinzelt und in kleine Kreise zersplittert.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Lieblingsfarbe der Morgenkleider ist das Vanille- oder Mahagonibraun und diese Farbe paßt sehr gut zu den dunkelblauen, schwarzen oder dunkelgrünen Mänteln. Die Leibchen der einfachen Kleider, von denen wir hier sprechen, müssen durchaus ganz hoch hinaufgehen und geschlossen, glatt oder in Falten gelegt, die Aermel müssen lang, unten zu und unter dem Ellbogen gezogen, wenn auch knapp sein; die Garnirung des Rocks muß sich auf dem Leibchen wiederholen. — In den Formen der gepufften Kleider zum Diner und zum Theater ist die Mode unwandelbarer. Die Leibchen sind immer glatt, sie dürfen sich aber vorn öffnen; die Aermel sind bauschig und lassen zwei Unterärmel von Tüll sehen; auch sind sie trotz ihrer vollen Länge entweder buffenförmig ausgeschnitten oder mit Moustquetaire-Aermeln versehen. Manche sind auf dem ganzen obern Theile des Armes offen und werden durch Bandschleifen zusammengehalten oder sind mit einer bürschen runden Schnur gestickert, welche oft im Troddeln endigt. Auf einem der glänzendsten Bälle bemerkten wir folgende Anzüge: Kleid von sehr hellmausfarbigem Krepp, mit mehreren kleinen Rüchen von Illusionstüll garnirt, die spiralförmig gewunden und an der rechten Seite durch ein Bouquet kleiner Blümchen von himmelblauem Sammet gehalten wurden; ein anderes ähnliches Bouquet befand sich links unten an der Seite, wo die erste Rüche begann. Das Leibchen hatte eine Berthe, die mit drei Reihen Rüchen garnirt war und eine Guirlande von gleichen Blümchen wie auf dem Rocke und um das Leibchen, die ins Haar geschlungen war, gaben dem Anzuge ein sehr nettes Aussehen. Ein zweiter Anzug bestand aus zwei Röcken von pomeranzfarbem Tülle auf einem Unterkleide von gleichfarbigem Taffet; der erste Rock war ganz glatt, der zweite in gewissen Entfernungen durch doppelte Atlasrollen gestreift, deren jede unten in einer Rosette von Atlasband endigte; das Leibchen war drapirt und die kleinen Aermel mit einer Art Draperie versehen, die oben auf dem Arme aufgenommen und durch eine Atlasrolle befestigt war. Eine Guirlande rosenrother Blumen und Rehrdistelen im Haare und das gleiche Leibchenbouquet gaben diesem Ballanzuge ein sehr graziöses Aussehen. Ein dritter Anzug hatte einen goldgelben Krepprock über einem Unterkleide von Taffet und er war mit fünf Tüllbauschen besetzt. Ein zweiter Rock, der ungefähr bis an diese Bauschen reichte, hatte an jeder Seite drei Atlasbänder, die von der Taille ausgingen und unten durch Schleifen geknüpft wurden. Das Leibchen war drapirt mit kleinen Aermel und im Haare wurde eine Guirlande von Klatschrosen und Grashalmen getragen. — Die Brillanten sind nie so schön gefaßt gewesen, und wenn das Nie irgend einmal wohl angebracht war, so ist es hier, weil immer die letzte Mode die schönste zu sein scheint. Wie vielerlei boden wir schön gefunden, was uns jetzt unaussprechlich häßlich vorkommt. Kein Federherr kann sich rühmen, in seiner kriegerischen Laufbahn so vielen Feinden den Tod gegeben zu haben, als eine Dame in wenigen Jahren Moden umbringt. Doch wir kommen auf die Brillanten zurück. Wir sahen kürzlich eine Guirlande von Diamanten, welche Johannisbeerentraubchen und Blätter darstellte und um Nu zu mögteren Rohren für das Haar und an Armbänder für die Aermeln angebunden genommen werden konnte, worauf noch immer eine kleine Schnur übrig blieb, die um das Haargeflecht hinten am Kopfe geschlungen werden kann. Zu den beliebtesten Schmuckſachen gehören die kurzen Armbänder von Gold und Brillanten. Sie waren zuerst häufig erschien uns ein solches Armband, das einen vollständig gebrochenen Ritter vorstellte, welcher auf grünen Blättern ruht. Rosa Emails mit eingelegten Blumen, Perlen und Diamanten geben sehr schöne Roben. Auch ziemlich große Ohrgehänge von blauem, rosa oder dunkelgrünem Email, die mit Brillanten in der Mitte ein Blümchen zeigen; doch gibt es auch Ohrgehänge von Brillanten oder von Brillanten und Perlen. Die Gürtelketten sind nicht mehr modisch; man ersetzt sie durch sehr kleine Uhren in dunkelblauer oder grüner Email, worauf sich ein Blümchen von Brillanten befindet. Die modischste Kette, Breeloques-Kette genannt, endigt an der einen Seite in einer Brosche, die man an der einen Seite an den Gürtel steckt; eine andere hält die Uhr und die Ohrgehänge und befestigt sie dann an dem Gürtel aber an der andern Seite.

In der jetzigen Zeit der Feiertage, kurz vor dem neuen Jahre kann man die Neuigkeiten für den Putz am besten beurtheilen, weil um diese Zeit die Damen am häufigsten ausgehen, um einzukaufen und die Modenhandlungen zu ihre Revanzeiten, die sie bis jetzt zurückbehalten, sammtlich vorlegen. Die Anzüge zum Ausgehen sind einfach und warm; namentlich stehen die Oberröcke von Goldchmir, die mit Stickereien verziert sind, in großer Gunst und passen auch sehr gut zu den Sammethüten und namentlich zu den wattirten Atlascapoten und Hüten von weißem Gaschemir mit doppeltem Nackenschirme, die mit einer Stickerei verziert sind. Bild man gepuzter erscheinen, so wählt man pelzbesetzte Atlaskleider, die warm wattirt sind; namentlich die mit sehr breiter Chinchillabesetzung

Digitized by Google

sind sehr gesucht. Im Allgemeinen ist dieses Jahr der Pelz der Gegenstand einer besondern Vorliebe der Damen; man sieht deshalb auch häufig Mäntel mit Aermeln von Sammet, die wattirt und mit Marder besetzt sind. Den Hermelin scheint man vorzugsweise zu Garnituren, jenen neuen Ballhüllen zu verwenden, die keine bestimmte Taille haben, und von denen deshalb eine zwei Damen von ganz verschiedener Gestalt gleich gut steht. Am gesuchtesten ist eine Visite ganz von Zobel. Von selbst versteht es sich, daß der Muff dem Kleidbesatze, der Visite oder der Mantille etwas entnehmen muß. An die Zöge der Muffe macht man übrigens keine Schnüren und keine Troddeln mehr, sondern nur eine einfache Bandrosette. Die Seidenzeuge und die durchsichtigen Stoffe theilen sich in die Ehre, die Ballkleider zu liefern. Diese Kleider werden immer sehr tief ausgeschnitten mit knappen Leibchen und mehr noch mit breiten Revers ohne breitere Berthe als drapirt gemacht, weil die Aermel so kurz sind, daß man sie nur zu tragen wagt, wenn der Revers die Schultergrube etwas bedeckt. Die Röcke sind meist doppelt; selbst dreifach und theils rund, theils tunicaartig offen. Die Ecken der letztern werden durch Federagrafen oder Blumen gehalten und zwar meist durch natürliche, die in weit höherer Gunst stehen als die künstlichen. Putz ist sehr beliebt und mit Recht, denn er vereinigt Luxus und Nützlichkeit, Einfachheit und Eleganz. Wenn man einer Dame Putz schenkt, braucht man nicht zu fürchten, zu reichlich zu geben, denn je mehr eine Dame an kostbarem Pelzwaaren besitzt, um so glücklicher ist sie — wenigstens in diesem Punkte. Bietet man ihr einen wirklichen Muff, eine breite Mantille, sie wird sich darüber freuen. Gegen die wirkliche Kälte, die Kälte auf der Straße, benutzt man Ueberwürfe, die ganz mit Grauwerk gefüttert sind, sehr große Pelerinen von Marder mit Aermeln von sogen Boas; gegen die Kälte im Zimmer muß man dagegen mit einer ernsten Eleganz auftreten und so trägt man die kleine Mäntelchen von rosa Atlas, die ganz mit Hermelin gefüttert sind, Visiten und Langshawls ganz von Hermelin oder Ueberwürfe von Sammt, die mit Pelz, namentlich mit Marder besetzt sind.

Herren-Mode. Die Gilets zu einem Stadtanzug haben einen Chawlkragen mit oder ohne breite Anglasten, und die Stoffe dazu sind bunter oder schwarzer Sammt, oder reich mit Dessins verzierte schwarze oder chamoisgelbe Caschmirs. Die Hosen zum Stadtanzug sind noch immer weit in den Beinen, auf dem Fuße sich abrundend und mit festgehaltnen Steigen. Die Stoffe dazu sind von den verschiedensten Farben, theils mit Carreaux, theils mit breiten und schmalen Streifen. Als Morgentoilette haben der Paletot-Zwine und die weiten Hosen ohne Stege noch immer den Vorzug. Für die strengen Wintertage hat man Cristiani-Mäntel, englische Ueberzieher oder Cabans in Vorschlag. Letztere trägt man noch immer sehr weit, reich verbrämt und mit Futter von den verschiedensten Farben, als Frischroth und azurblau. Die herrschenden Farben für Cabans sind dunkelblau und kastanienbraun.

Wir sind zu dem Zeitpunkte gekommen, daß wir sagen können, die Moden der Saison haben sich nun entschieden. Sie hatten sich bereits am Eingange der Jahreszeit geändert, d. h. der Schnitt namentlich hatte gewechselt. Allein, wie dies gewöhnlich geht, der Schnitt wechselt, man versucht, und diese Versuche sind nicht stets glücklich, bis nach und nach die Form grazidser wird und sich von Uebertreibungen frei macht.

Der Pardessus-Jaquette ist ein Ueberrock mit langer Taille, welcher die Form des Körpers genau begleitet; sie ist, wie die des Ueberrocks schmal d. h. 5—6 Centimeter breit. Der Schooß ist kurz, bis zum Schenkel gehend, und nicht sehr weit. Dieser Ueberrock wird mit zwei Reihen gemacht, der Revers theils angesetzt oder steht auch zugleich am Vordertheil je nach der Idee des Zuschneiders. Der Schooß ist angesetzt und auf der Hüfte ausgehoben, um denselben den erforderlichen Raum zu geben. Die Aermel sind weit und so wie das ganze Innere kurchaus wattirt. Der Kragen ist hoch und gewölbt, desgleichen breit herumfallend und vorne abgerckt; er wird mit Sammt bedeckt. Vier Knöpfe befinden sich auf dem Vordertheil. Es liegt so viel Fantasie in den bequemen Wintertrachten, daß die Wahl in der That schwer ist. Die Gideon hat gegen die Form der frühern einige Modificationen erlitten. Sie wird, wie früher, Schooß und Leib an einem Stücke geschnitten, mit Einschnitten auf Hüfte und Brust; die Taille ist jedoch, wie der Schooß des Hintertheils schmäler als früher. Die Pelisse hat den Schnitt eines Mantels mit Aermeln, und ersetzt demnach diesen sowie den Caban. Der Revers bildet entweder einen Shawl oder hat auch ein Hätchen. Der Pelzbesatz kann nach Belieben durch Sammt ersetzt werden. Die Aermel sind gerade geschnitten. Drei Brandenburgen mit sehr großen Knöpfen zieren das Vordertheil. Der Caban ist ein Kleidungsstück, welches seiner Verzierungen halber, die man an demselben anbringt, sowie um des Capuchons, welcher gegen die Kälte schützt, beliebt ist und getragen wird. Es ist ein bisheriger Lieblingsschnitt, welcher in diesem Jahre nicht vollkommen durch andere Wintercostüme ersetzt werden können, und selbst mit mehr Eleganz. Hat man indessen einen Mantel zu machen, so muß er von mittlerer Länge und sehr weit sein, so daß er über die Achsel geschlagen getragen werden kann. Ueberdieß wird er mit einem Capuchon und gerade geschnittenen Aermeln getragen. Der Fantasiefrack und der kurze Frack werden nicht mehr getragen, sie sind durch den Frack mit ausgeschnittenen Schößen ersetzt. Der Anzug ist sehr schmal, die Revers von mittlerer Breite, der Kragen schmal gewölbt. Der zweireihige Ueberrock hat die eben angegebene Form des Fracks; die Schoßfalte ist nach der Linie gezogen, da die Taille lang herab geht und eine Wölbung auf dieser Stelle nichts mehr würde. Ungeachtet der eingetretenen Kälte wird von unsern Fashionables der kurze, einreihige Ueberrock mit schmalem Ueberschlage als Unterjäckchen getragen; in der That steht zu diesem Zweck diese Form besser an als die zweireihige, wenn auch das Ueberjäckchen mit breitem Ueberschlag getragen wird. Die Beinkleider sind weit, auf dem Fuße kurz gerundet und haben Stege. Was die Seitennaht anbetrifft, so bricht sich diese nicht mehr so viel nach vorne als bisher. Die Vorderhose wird stark eingebügelt, die Seiten sind jedoch nicht mehr ausgezogen. Anstatt die Seite mit einer Borde zu besetzen, werden zwei hohe Nähte in der Entfernung von zwei Centimetern, die eine in der Seitennaht, die andere auf der Vorderhose angebracht. Die Weste mit sechsdem Kragen wird nur noch als Staatsweste getragen; sie läßt die Brust zu entblößt, um sie zum Stadtanzug tragen zu können. Die Weste mit dreitem Shawl, mit einer und zwei Reihen Knöpfe, mit breitem Revers, desgleichen die einreihige Weste mit Gurt, breitem Ueberschlage und angesetztem Schooß sind die mist getragenen. Neben den kostbarsten Caschmir- und Sammtwesten sieht man auch die kostbarsten Stickereien in Gold und Silber; es ist dies das Uebermaaß des Luxus, der sich nur mit Gold aufmachen läßt.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Kurzer Ueberzieher mit breiten Klappen. Frack und bahnenge Beinkleider. 2. Ueberrockfleid mit ganz neuem Polsmentierausputz, in kleinen Quasschen bestehend. 3. Mantel, rings mit Fransen besetzt. 4. Paletot-Rock mit Schnuren und rings mit einem Pelzstreifen besetzt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und solchen Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von R. Bächner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

VIII. Jahrg.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, treffenmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

¼ Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr

Expedition

I. Quartal.

2) Text und mit dies monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 3. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Der Eheteufel.

Böhmische Volkssage.
(Beschluß.)

Nachdem sie sich endlich hinreichend eingenistet und in das Vertrauen eingeschmeichelt zu haben glaubte, ging sie einmal die gute Frau mit den Worten an: „Ach, liebe Frau, was für ein überglückliches Leben Ihr mit Eurem Gatten führet! So lange ich in Euer Haus komme, sah ich noch nie, auch nicht das kleinste Wölkchen auf Eurer Stirne, geschweige denn eine Thräne in Eurem Auge. Dafür habt Ihr aber auch viel Neid erweckt und gar mancher wünscht heimlich, es möchte sich auch in Eure Ehe Unfriede einschleichen, und ich weiß gewiß, man läßt es nicht an vielen Versuchen fehlen, Euren Mann gegen Euch aufzureizen und Euch seine Liebe zu entziehen."

„Mögen sie immerhin, doch, Sabina, wird ihnen ihr böses Beginnen nicht glücken; mein Mann ist von meiner Treue und ich bin von seiner Liebe zu sehr überzeugt."

„Ach mein Kind!" seufzte die Alte und fuhr dann fort: „Ein Weib kann von der Liebe des Mannes nie zu sehr überzeugt sein. Die Neigungen der Männer sind veränderlich wie ihre Launen, und ihre Liebe wurzelt nie so tief, wie die eines Weibes. Auch bleibt Ihr nicht immer so jung und schön — doch ich wollte Euch nicht kränken, gewiß nicht; ich wollte Euch nicht nur vor Gefahr warnen, und Euch auf einen möglichen Fall vorbereiten, sondern Euch ein Mittel an die Hand geben, wodurch Ihr Euch nicht nur für immer Eures Mannes Liebe versichern, sondern dieselbe noch vermehren könnt."

Obwohl nun die Frau mit der Liebe ihres Gatten wohl zufrieden war, so mochte sie doch vor dem Gedanken zittern, daß diese Liebe erkalten oder sich ganz von ihr wenden könnte, und war daher begierig, ein Mittel zu erfahren, wodurch sie nicht nur dieses Unglück auf immer von sich abwenden, sondern auch noch durch vermehrte Liebe von Seite ihres Mannes ihr Glück erhöhen könnte.

Sobald die Alte dieses bemerkt hatte, fuhr sie fort: „Ich habe dieses Mittel noch Niemandem entdeckt, und würde es auch nicht um vieles Geld; allein Euch kann ich es nicht vorenthalten, denn ich verdanke Euch zu viele Wohlthaten, als daß ich sehen sollte, wie es dem Neide und der Schadenfreude gelingt, Euer häusliches

Digitized by Google

Glück zu trüben. Das Mittel, das ich Euch sagen werde, müßt ihr aber so schnell als möglich, am besten heute noch in Anwendung bringen, denn wenn Euer Mann in seiner Liebe bereits wankend geworden wäre, würde Euch dasselbe nicht nur nicht frommen, sondern sogar schaden. Laßt also heute Euren Mann vor Euch zu Bette gehen, indem Ihr unter dem Vorwande einer dringenden Arbeit noch aufbleibet. Sobald Ihr Euch vergewissert, daß er fest eingeschlafen sei, schleichet Euch zu ihm und fahret ihm mit dem Rücken eines offenen Barbiermessers dreimal über die Kehle hin und her; gebt aber gut Acht, daß Ihr ihn weder beschädiget, noch aufwecket; dann schleicht Euch wieder von dannen und ihr werdet gewiß die Wirkung dieses Mittels bald erfahren." —

Die Frau vrefpeach das Mittel zu erproben, die alte Hexe aber schlich sich von dannen und suchte nun dem Manne zu begegnen. Nachdem sie seiner ansichtig geworden war, winkte sie ihm nach einem abgelegenen Ort, und erbete sohn, große Traurigkeit heuchelnd, also an: —

„Verzeiht mir, lieber Herr, wenn ich Euch kränke, allein ich kann es nicht über mein Herz bringen, länger zu schweigen, und kann nicht mehr zusehen, wie man Euer Vertrauen mißbraucht und Euch hintergeht."

„Mich hintergeht?"

„Ja Euch hintergeht! — Seht, ich habe, seitdem ich in Euer Haus, so meine Bemerkungen gemacht, und rathe Euch, seid auf Eurer Hut!"

„Auf meiner Hut! vor wem? sprecht doch!"

„Ihr beherbergt den größten Feind in Eurem eigenen Hause, und an Eurer eigenen Gattin. Lacht nicht und schüttelt nicht so ungläubig den Kopf, sondern trauet meinen Worten. Ihr seid noch jung, und Jugend ist blind, das Auge des Alters aber sieht in dreien Fällen heller. Glaubt mir, Eure Gattin ist eine Heuchlerin, die Honig auf der Zunge, aber Galle im Herzen trägt, schon längst buhlt sie insgeheim mit einem Andern."

„Nicht weiter, alte Verleumderin," rief der erzürnte Ehegatte. „Du lügst schändlich!"

„Ich lügen? Gott bewahre mich! Im Gegentheile, ich habe Euch noch nicht Alles gesagt. Wißt also, daß Eure Gattin Euch tödtlich haßt und mit dem Gedanken umgeht, Euch zu morden."

„Das sollst Du mir beweisen, abscheuliche Hexe, oder —"

„Beweisen!" krächzte die Alte, „beweisen! Nun gut, damit Ihr seht, wie gut ich's mit Euch meine, so will ich Euch ihren Plan entdecken. Heute Abends wird sie nicht mit Euch zugleich zu Bette gehen, sondern Geschäfte vorzuschützen wissen, derentwegen sie wach bleiben müsse. Sobald sie aber Euch fest eingeschlafen wähnt, wird sie sich in die Kammer zu Eurem Bette schleichen, um Euch mit dem Barbiermesser die Kehle abzuschneiden. Nun wißt Ihr Alles, und es steht Euch frei, meinen Worten zu glauben oder nicht!"

Bei den letzten Worten machte sich die Alte mit teuflischer Schadenfreude im Herzen davon; der Hintergangene aber stand einer Bildsäule gleich da, und wußte nicht, wie ihm geschah. Obwohl er noch nie Ursache hatte, auch nur den leisesten Verdacht gegen die Liebe und Treue seines Weibes zu hegen, so beschloß er doch, diesen Abend, nachdem er zu Bette gegangen, noch wach zu bleiben. —

Und richtig geschah, wie ihm die Alte gesagt. Nachdem es bereits spät geworden war, bat ihn seine Gattin, es möchte nur allein zu Bette gehen, da sie einige Geschäfte noch wach hielten. Zugleich zuckte ihm der Stachel der Eifersucht durch das Herz. Er ging hierauf zu Bette und wartete ängstlich, ob die Alte nicht doch vielleicht wahr gesprochen habe. Endlich hörte er leise die Thüre öffnen.

Er stellte sich fest schlafend, bedachtete aber genau was vorging. Er sah nun, wie seine Gattin das Licht auf den Tisch stellte, sich leise zu seinem Bette schlich, und richtig unter der Schürze ein offenes Barbiermesser hervorzog. Nun konnte er nicht länger an ihrem Vorhaben zweifeln. Er sprang wüthend aus dem Bette, ergriff die Erschrockene, welche das Barbiermesser fallen ließ, und umfonst ihre Unschuld bethenerte, und mißhandelte sie unter den schimpflichsten und entehrendsten Vorwürfen. Von diesem Augenblicke an war der Engel des Friedens aus dem Hause geflohen, die beiden Ehegatten lebten hinfort in Hader und Zwietracht, und in der ganzen Stadt erzählte man von der ungetreuen Gattin und ihrem schändlichen Vorhaben. Die Alte aber ließ sich, nachdem sie ihren Plan ausgeführt, nicht mehr im Hause sehen. Der Teufel selbst hatte nach dieser That vor ihr Respekt und Furcht, daß er sich nicht getraute, ihr den bedungenen Lohn, die neuen Schuhe, mit der Hand zu übergeben, von der Ferne reichte er ihr dieselben an einem langen Stocke hin, ja er hatte sogar die Vorsicht gebraucht, den Stab vorhin rein abzuschälen, damit sie nicht etwa unter der Rinde ihr Gift auf ihn blasen könne. Noch vor einigen Jahren sah man auf dem einen Flügel des Kaadner Stadtthores die Scene gemalt, wie der Teufel in ehrerbietiger Stellung und furchtsam

Digitized by Google

von Ferne einem alten Weibe an einem abgeschälten Stabe ein Paar neue Schuhe überreicht, jetzt aber ist dieselbe vom Regen verwischt.

Eine russische Hochzeit.

Als wir an dem prächtigen Kadettenhause in Petersburg vorbeikamen, wurde unsere Aufmerksamkeit von den lieblichsten Tönen einer Tanzmusik gefesselt, die von einer theilweise erleuchteten Kapelle herüberklangen, an welcher mehrere Wagen hielten. Baron S . . . . sagte uns, daß hier eine russische Hochzeit gefeiert werde. Wir standen im Thorweg. Die Kapelle selbst befand sich im zweiten Stock und war mit Glasthüren versehen, die wir öffnen wollten, als auch sogleich Diener herbeistürzten, um uns zurückzuweisen, was indessen nicht so schnell geschehen konnte, daß wir nicht einen Blick von einem hübschen Mädchen erwischt hätten, das mit trauriger Miene neben einem Manne von viel versprechendem Aeußern vor einem Altare stand.

Wir sannen in der Eile auf ein ledliches Mittel und bedienten uns jenes unfehlbaren Schlüssels, welcher in Rußland zu allen Herzen und Thüren paßt, wir gaben ihnen nämlich ein Trinkgeld, und augenblicklich flogen die Thüren auf. Wir traten ein und mischten uns unter die Hochzeitsgäste und befanden uns, stufenweise vorwärtsschreitend, bald in der Nähe der Braut, deren Gedanken ich angenehm zerstreut zu haben glaubte, denn die Ceremonie war lang, und der Bräutigam alt genug, um ihr Großvater zu sein. Das schlecht zu einander passende Paar stand im Mittelpunct der kleinen Kapelle vor einem Altar, und zwischen ihm und dem Altar ein wohlbeleibter Priester mit jovialischer Miene und schönem Bart und Haar. Nachdem der Letztere die gebräuchlichen Gebete verlesen hatte, gab er dem Bräutigam einen goldenen Ring, — das glänzende Metall sollte sinnbildlich darstellen, daß er hinfort leuchten möge, wie die Sonne in seiner Gattin Auge — und ihr einen von Silber, dem Sinnbilde des Mondes, um sie daran zu erinnern, daß sie ihr Licht nur von der Gunst ihres Gatten borgen solle, — eine Ermahnung, welche hier doppelt nothwendig zu sein schien. Diese Ringe wurden unter einer Unmasse von Beugungen und Bekreuzigungen der Christen gewechselt, welche „das Gospodi Pomilui" oder „Herr erbarme dich unser" in Tönen, die kaum von dieser Welt zu sein schienen, anstimmten. Dann wandte sich der Priester in einer extemporirten Rede auf eine so fromme und einnehmende Art an das blasse Mädchen, daß meine Aufmerksamkeit, obwohl ich nicht ein Wort davon verstand, im höchsten Grade gefesselt und mein Herz gerührt wurde. Der Bräutigam, welcher, ohne eine Miene zu verziehen, dastand, wurde nachher auf dieselbe Art ermahnt, wobei der Priester oder Pope, wie er in der russischen Kirche heißt, seine hohe Mühe, die ihm das Ansehen eines jüdischen Hohenpriesters gab, bald aufsetzte, bald abnahm. Nachdem dies beendigt war, wurde das heilige Abendmahl gefeiert, welches neben der heiligen Bedeutung, die es in allen christlichen Kirchen hat, bei dieser Gelegenheit noch den Kelch der Freuden und Leiden, die von nun ein Ehepaar theilen soll, sinnbildlich darstellt. An diesem nimmt Jeder wechselseitig drei Mal Theil und küßt dann das Buch auf dem Altar. Hierauf brachten die Diener zwei vergoldete Kronen herbei, welche mit Ehrfurchtsbezeigungen empfangen und von dem Priester mit dem Zeichen des Kreuzes versehen wurden. Zwei Männer in schlichten Kleidern traten aus der Gesellschaft, in welcher wir einen Platz usurpirt hatten, hervor und nahmen die Kronen, deren eine der Priester auf des Bräutigams Kopf setzte, und die andere über den der Braut hielt, weil der Kopfputz eine nähere Berührung nicht gestattete. Diese Letztere glich mit ihrem vom Hinterntheil des Kopfes herabhängenden Schleier, ihren langen, weißen Kleidern und schwermüthigen Blicken, einer schönen Statue unter einem goldenen Baldachin, während der arme Mann, der in der einen Hand ein Licht hielt und mit der andern sich fortwährend bekreuzigen mußte, unter seiner schweren Kopfbedeckung einen gar lächerlichen Anblick darbot und oft, wenn er sich zu bücken versuchte, nahe daran war, seine Krone zu verlieren. Dieser Prunk dauerte eine Zeitlang fort, während welcher eine Menge Abschnitte aus der Bibel verlesen, und die Vermählten in eine Wolke von Weihrauch gehüllt wurden. Dabei rief man ihre Heiligen an, sie zu beschützen, und richtete zuletzt an den Allmächtigen die Bitte, sie zu segnen, wie Abraham und Sarah, Isaak und Rebecca, Joseph und Maria, sie zu beschützen wie Noah in der Arche, Jonas in des Fisches Bauch und die Männer im feurigen Ofen und — damit ja nicht die Tradition übergangen werde, — ihnen so viel Freuden zu schenken, als die Kaiserin Helena bei Auffindung des Kreuzes empfand. Hierauf nahm sie der Priester bei der Hand und führte sie in Begleitung der Kronenträger in langsamer Procession drei Mal um den Altar. Die Kronen wurden jetzt wieder abgenommen

Digitized by Google

und von der Braut und dem Bräutigam drei Mal geküßt; die Chöristen verstummten, der Priester zog sich zurück, und augenblicklich war Alles still.

Hiermit hielten wir und vielleicht auch das glückliche Paar, welches ganz erschöpft zu sein schien, die Ceremonie für beendigt, aber nun nahmen die Kronenträger die Braut und führten sie an den Schirm, welcher das Allerheiligste in einer russischen Kirche absondert. Hier mußte sie sich drei Mal schnell hintereinander vor dem Bildnisse zweier Heiligen niederwerfen, und zwar so, daß sie bei jeder Verbeugung hörbar den Fußboden mit ihrer schönen Stirn berührte. Der Mann mußte dasselbe thun und beide küßten dann das Gemälde die erforderlichen drei Mal.

Endlich schritt die hochzeitliche Gesellschaft zu gratuliren, ein allgemeines Küssen begann und — wir bliesen zum schleunigen Rückzuge.

Der Spieler,

oder:

Eine Entführung im Luftballon.

Novelle von H. Zlegge.

Es war im Sommer des Jahres 1798. — In einem prächtigen Hause der Stadt Rouen in Frankreich befanden sich in einem herrlich dekorirten Zimmer, dessen Wände mit den schönsten Landschaften und Porträts behangen waren, zwei Männer, von denen der Eine eine flehende Miene machte, während der Andere im höchsten Zorn sprach und dabei stark mit dem rechten Arm gestikulirte, als hätte er ein Schwert in der Hand und wollte gleich d'reinhauen. Der Sprecher, ein Mann von etwa fünfzig und einigen Jahren, trug eine Majors-Uniform, einen dichten, fuchsigen Schnurr- und Backenbart, blondes Haupthaar, und seine blaugrauen Augen strahlten während seiner Rede in einem unheimlichen Glanze. Der junge Mann, der mit flehender Miene dem Major gegenüber stand, trug sehr elegante Civilkleidung, war an Größe dem Major, der sechs Fuß maß, völlig gleich, seine schwarzen Augen waren sanft, und sein langes, in Locken geringelites und auf seine Schultern herabwallendes Haar faßte sein ovales, schönes Gesicht von beiden Seiten ein, und gab seinen Zügen etwas Weibisches. Da er Maler und zwar ein sehr tüchtiger Maler war, so hatte ihn der Major vor einigen Jahren zu sich berufen, um das Porträt seiner Tochter von ihm malen zu lassen.

Der Maler hatte sich des Auftrags seines Gönners zu dessen völliger Zufriedenheit entledigt, und als der Maler das Bild ablieferte, fragte der Major nach dem Preise desselben.

Der Maler schwieg und schlug die Augen nieder.

„Was soll das heißen?“ fragte der Major, „wollen Sie nicht fordern? Ich würde Ihnen gerne den Betrag für das Bild auszahlen, aber ich verstehe es nicht genau zu schätzen, und fürchte Sie durch ein von mir bestimmtes Honorar zu beleidigen. Wie hoch ist der Preis?“

„Ach, sehr hoch,“ seufzte der Maler.

„Nun, fordern Sie nur,“ sagte der Major, „es wird mir nicht leicht zu hoch sein. Sie haben ein Kunstwerk geschaffen und für ein solches dürfen Sie schon von mir ein gutes Honorar erwarten. Bitte, fordern Sie, Herr Raimond.“

„Lassen Sie sich zuvor, ehe ich meine Forderung mache, eine Geschichte erzählen, Herr Major,“ sagte Raimond schüchtern.

„Wohl,“ sagte der Major, „setzen wir uns. Nun, erzählen Sie.“

Raimond begann: „Durch meinen alten Freund, den Herrn Luftschiffer Blanchard an Sie empfohlen, ließen Sie von mir das Porträt Ihrer liebenswürdigen Fräulein Tochter anfertigen. Dazu bedurfte es, daß Ihrer Tochter eingeführt zu werden, und sich oft in ihrer Gesellschaft zu befinden. Sorglos, wie bei andern von mir gemalten Damen, trat ich bei ihr ein, aber einen Pfeil im Herzen kehrte ich von ihr nach meiner Wohnung heim. Die Liebenswürdigkeit Ihrer Tochter Jeannette hatte in meinem Herzen ein Feuer entzündet, welches ich bis dahin noch nicht gekannt hatte, Tag und Nacht dachte ich nur und denke ich noch an sie. Durch das Glück, eine so liebenswürdige Dame malen, ihre sanften Gesichtszüge auf Leinwand fixiren zu können, fühlte ich erst wahre Begeisterung für meine Kunst, und dieser Begeisterung nur ist es zuzuschreiben, daß das Bild sich Ihrer Zufriedenheit zu erfreuen hat. Jeannette und ich erzählten uns, wenn Sitzung war, unsere Jugendabenteuer, unsere Entwürfe für die Zukunft und dergleichen, und endlich wurden wir so vertraut mit einander, daß wir, o zürnen Sie nicht, Herr Major, uns Liebe, ewige Liebe schwuren.“

„Und nun?“ sagte der Major ruhig.

„Möchte ich kein anderes Honorar für das Bild

Digitized by Google

haben, als die Hand Ihrer Tochter, meiner angebeteten Jeannette.“

„Ich hoffe, daß Sie wohl überlegt haben, daß der Preis, den Sie fordern, ein sehr bedeutender iſt. Daß ich Ihnen damit ein Kleinod in die Hände legen würde, deſſen ſich kein König zu verſchenken ſchämen dürfte. Dennoch will ich Ihre Bewerbung annehmen, wenn Sie mir ſchwören, nie mehr zu ſpielen. Herr, erſt wenn Sie dieſer Leidenſchaft, die Sie jetzt noch bedeutend beſeelt, frei geworden ſind, fragen Sie um die Hand meiner Tochter bei mir wieder an. Ihr meiſter Umgang iſt, wie ich beſtimmt weiß, mit Spielern, und wenn Sie dieſen Umgang nicht meiden, ſo wird die Spielſucht alle Ihre edleren Empfindungen vernichten, und Sie werden bald darin eine ſchwindelnde Höhe erreichen, von der herab Sie in's Verderben ſtürzen.“

Raimond dankte dem Major für ſein Wohlwollen und daß er ihm Ausſicht gebe, Jeannetten dereinſt zu erringen, verſprach mit begeiſterten Worten, das Spiel wie die Peſt zu fliehen, und erbat ſich ſchließlich einen Termin, bis wohin er wieder um Jeannettens Hand ſich bewerben dürfe. Der Major ſetzte zwei Jahre dazu aus, als nach deren Verlauf Raimond, wenn er bis dahin den Lockungen der Glücksgöttin — die eigentlich Glücksteufelin heißen ſollte, widerſtanden war, mit Jeannettens Hand belohnt ſein ſollte.

Von jener Zeit bis zum Beginne unſerer Geſchichte waren gerade vier Jahre verfloſſen. Wir finden, wie oben angedeutet, den Major im Zorn und Raimond mit bittender Miene in des Majors Wohnung.

„Erinnern Sie ſich noch, Herr Raimond,“ ſagte der Major, „daß Sie mir heute vor vier Jahren das Verſprechen gaben, das Spiel wie die Peſt fliehen zu wollen? — Dennoch ließen Sie ſich durch einige gute Freunde verleiten, am grünen Tiſche Ihr Geld zu wagen, und dadurch, ſtatt, wie Sie es wünſchten, Ihr Vermögen zu mehren, verringerte ſich daſſelbe. Mit dem Verluſte wuchs Ihre Leidenſchaft, und ſehr bald waren Sie ruinirt. Obgleich Ihnen damals Herr Blanchard rieth, zu mir zu gehen, und mich um ein Darlehen zu erſuchen, ſo erlaubte Ihnen dies entweder Ihr Stolz nicht, oder die Furcht, als ein Wortbrüchiger vor mir zu ſtehen. Genug, Sie zogen ſich in eine kleine Wohnung zurück, und da Sie keine Luſt mehr am Arbeiten hatten, auch Ihr ganzes Vermögen nur in wenigen Kleidungsſtücken beſtand, ſo waren Sie mehrmals nahe daran, Ihr Leben ſelbſt zu enden.“

„O nein!“ rief Raimond, durch die Wahrheit, welche der Major ſprach, und worin er ſein Leben und ſeine damaligen Geſinnungen wie in einem Spiegel erkannte, ſchmerzlich berührt aus: „Mein feſter Wille war dies nicht!“

„Weil Sie die Leidenſchaft des Spieles noch nicht freigegeben hatten,“ ſagte der Major. „Schweigen Sie, ich weiß es beſſer, warum Sie Ihr Leben nicht ſelbſt freiwillig beſchloſſen, Sie erwarteten, Ihre Freunde, die Ihnen das Ihrige im Spiele abgenommen hatten, würden Ihnen Etwas davon zurückerſtatten — Sie hatten noch Vertrauen zu Freunden, zu Spielern, zu Menſchen, von denen ein alter Dichter des vorigen Jahrhunderts ſingt:

„— Ein Spieler hat bei aller Welt Bericht,
Gar nichts an ſich, was menſchlich iſt:
Als nur den bloßen Schein,
Recht ehrlich und ein Spieler ſein
Iſt ſchwerer, als man glaubt.
Die heiße Sucht, nur immer zu gewinnen,
Beraubt in der Ruh', plagt ihn des Nachts mit Grillen,
Und wär' er von Natur der Ehrlichſteit gewogen,
So iſt doch dies der allgemeine Lauf:
Er fängt zu ſpielen an, er wird betrogen,
Und hört ſelbſt als Betrüger auf.“

Dieſes Vertrauen erregte Mitleid in mir, und ich beſchloß, Sie durch indirekte Beſtellungen von Bildern an Ihr Haus zu feſſeln, und Sie dadurch zugleich von Ihrer bittern Armuth zu erlöſen; aber was half es mir, Sie wollten nicht arbeiten, und ließen mich lange auf die Bilder warten, weil Sie noch immer erwarteten, daß durch einen Ihrer Freunde Ihnen Geld zufließen würde, um wieder ſpielen zu können. Als dieſe Hoffnung ſich aber nicht realiſirte, da dünkte Ihnen das einzige Mittel, um nochmals Geld zum Spiel zu erlangen, die Verfertigung der Bilder, und Sie lieferten Sie in faſt unglaublich kurzer Zeit an meinen Agenten ab. Ich war mit den Bildern zufrieden, da hängen ſie,“ unterbrach ſich der Major, mit der Hand auf zwei wunderſchöne Landſchaften zeigend, „und ich bezahlte ſie Ihnen über Ihre Foderung. — Sie hätten von der Summe eine geraume Zeit leben, ſehr gut leben können, wenn Sie dieſelbe nicht ſchon am nächſten Tage — wieder verſpielt hätten!“

„O Gott!“ ſeufzte Raimond.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anekdoten.

(Toleranzgebet Kaiser Josephs, der das bekannte Toleranzedict gab.) „Ewiges unbegreifliches Wesen, du bist ganz Duldung und Liebe, deine Sonne scheint dem Christen wie dem Gottesläugner, dein Regen befruchtet die Felder des Irrenden wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Helden und Ketzer. Du lehrst mich also, ewiges Wesen, Duldung und Liebe, lehrst mich, das Verschiedenheit der Meinungen dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menschen zu sein. Und ich, dein Geschöpf, soll weniger duldend sein, soll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen dich nach seiner Art anbete? soll sie verfolgen, die anders denken, als ich, und Irrende deines Schwerdt bekehren? Nein! allmächtiges, mit deiner Liebe allumfassendes Wesen, dies sei weit von mir! Ich will die gleichen, so weit ein Geschöpf die gleichen kann, will duldend sein wie du! Von nun an sei aller Gewissenszwang in meinen Staaten aufgehoben. Wo ist eine Religion, die, nicht Tugend lieben, nicht das Laster verabscheuen lehrte? Jeder sei also von mir toleriert, Jeder bete dich, ewiges Wesen, nach der Art an, die ihm die beste dünkt. Verbannen Irrthümer des Verstandes die Verbannung aus der Gesellschaft? Ist Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerreissen seien von nun an die schändlichen Ketten der Intolerang! Dafür vereinige das süße Band der Duldung und Bruderliebe meine Unterthanen auf immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben und daß die meisten von denen kommen, die sich deine Priester nennen. Verlaß mich also nicht mit deiner Macht! Stärke mich mit deiner Liebe, ewiges Wesen, auf daß ich alle diese Hindernisse glücklich überſteige und das Gesetz unseres göttlichen Lehrers, welches kein anderes ist als Duldung und Liebe, durch mich erfüllet werde. Amen!"

(Eine riesenhafte Begräbnißstätte.) Ein englischer Artikel hat folgenden ungeheuren Plan vorgeschlagen. Er will, man soll die Leichen nicht mehr der Erde übergeben, weil dies zu viel Raum verlangt, sondern eine Pyramide bauen, würdig einer Stadt wie London, welche fünf Millionen Leichen fassen könnte und doppelt so hoch wäre als der Kirchthurm von St. Paul; ungeheure Granitblöcke sollten die äußeren Seiten bilden, vier riesenhafte Treppen die zum Gipfel hinaufführen. Die größte Pyramide Egyptens wäre dagegen unbedeutend, aber die erforderliche Summe würde sich auf dreitthalb Millionen Pfund belaufen. Indeß ein Jahr liefert 90,000 Todte, und jede Todte würde, einer in den andern gerechnet, fünf Pfund zahlen. Das wäre eine Bruttoeinnahme von 150,000 Pfund. Die Unterhaltungs- und Verwaltungskosten würden gleichfalls den Todten zur Last fallen. Das wäre also ein sehr lucratives Geschäft, und der Baumeister hatte wohl nicht Unrecht, seine Pyramide auf Actien gründen zu wollen. Unglücklicher Weise haben aber jetzt die Capitalisten einen heiligen Schrecken vor neuen Unternehmungen, und der Grabbau bleibt vorerst nur auf dem Papier.

(Ein merkwürdiger Diebstahl.) Adolph Foglar beschreibt in L. A. Frankl's „Sonntagsblättern" einen Besuch in der Straf- und Besserungsanstalt in Mainz und erzählt hierbei folgende interessante Geschichte aus dem Leben:

„In der weiblichen Abtheilung fiel mir ein Mädchen auf, welches man nach seiner Jugend, nach der seltenen Schönheit und Sittigkeit eher an gewichter Stätte, als in einem solchen Hause gesucht hätte.

Ich theilte meinem Führer mein schmeichelndes Erstaunen mit und fragte, welches das Vergehen dieses lieben, sanften Wesens sei.

Sobald wir allein waren, sagte er:

— Das Mädchen ist eine Diebin, und dennoch — sehen Sie, mein Haar ist in Ehren ergraut, und ich habe eine Tochter, die ich die Freude und den Stolz meines Alters nennen darf, aber ich würde mich ihrer nicht schämen, wenn sie um seiner Ursache willen, wie jenes arme Mädchen, zur Diebin werden könnte.

Nach einer Pause fuhr er fort:

— Die Mutter Mariens — so heißt das arme Mädchen — ist die Witwe eines verarmten Schankpachters, und fristete seit Jahren von ihrer und ihrer Tochter Handarbeit ein kümmerliches Leben. Um den Zins für eine elende Dachstubenwohnung zu erschwingen, beschränkte sie sich mit dem Mädchen auf ein kleineres Zimmer und überließ das zweite, bequemere, in Aftermiethe. Da sie dabei durch die noch größere Dürftigkeit einer solchen Partei schon einige Male des Zinses verlustig gegangen, so war sie sehr erfreut, als sich zuletzt ein wohl anstehender junger Mann bei ihr meldete, ein Studirender der Medizin, welcher nicht nur einen höheren Miethzins, als alle früheren, sondern denselben auch vorhinein zu bezahlen versprach.

Er zog nun ein und wohnte mehrere Monate bei der seligen Witwe. Bald genug machte er die Entdeckung, daß die sechzehnjährige Marie zwei wunderliebliche Augen, seidne Wangen und reizende Fülle besaß. Da vom Sehen und Gernesehen bis zum Wünschen nur ein kleiner Schritt ist, so begnügte sich auch der junge Mann bald nicht mehr damit, seine schöne Stubennachbarin zu bewundern; er erklärte ihr seine Gefühle in ziemlich deutlicher Weise, wozu er bei einem so nahen Zusammenleben und bei der häufigen Abwesenheit der Witwe nur zu oft Gelegenheit fand. Das Mädchen, welches Anfangs bei der auffallenden Freundlichkeit des Jünglings nichts argwohnte und wohl gar einiges Wohlwollen hatte merken lassen, wurde nach und nach aufmerksamer und schüchterner, je kühner der Bewerber sich um diese und jene Gunstbezeigung bemühte. Sie vermied wo möglich, mit ihm allein zu bleiben, und wenn es sich doch zuweilen so traf, suchte sie seine Liebkosungen bald durch Scherz, bald durch Drohungen fern zu halten. Als er in einer solchen einsamen Stunde feuriger denn je in sie gedrungen und nur ihrem äußersten Widerstande gewichen war, entdeckte sie sich in ihrer Angst der Mutter und beschwor sie, den gefährlichen Menschen keinen Tag länger im Hause zu dulden. Die Mutter mochte die Kühnheit des Jünglings für minder bedeutend und Mariens Heftigkeit für eine entsprechende Aufwallung mädchenhaften Stolzes halten; kurz, sie suchte das arme Kind durch Redensarten zu beschwichtigen und meinte übrigens, von einem Aufkündigen der Miethe

Digitized by Google

linne keine Rede sein, da sie eben vom Gelde ganz entblößt wäre und der Medieiner morgen, als am ersten Tage des neun Monats, ihr den Zins vorausbezahlen werde.

Damit sollte Marie sich zufrieden geben. Sie konnte aber kein Ruhe finden und brachte die halbe Nacht weinend und im Nachsinnen zu, wie sie in Zukunft sich des Zudringlichen erwehren möchte, da ihre eigene Mutter sie nicht beschütze. Endlich verfiel sie auf ein verzweifeltes Mittel. Da die Mutter den Miethsmann nur wegen des gehofften Zinses behalten, würde sie ihm nicht gleich die Miethe kündigen, sobald er zahlungsunfähig würde! Es käme also nur darauf an, daß —

Gedacht, gethan! Marie stand aus dem Bette auf, schlich sich aus dem Zimmer und in das nur leicht geschlossene des jungen Manns. Nachdem sie sich überzeugt hatte, daß er fest schlief, sah sie sich beim Schein des Mondes in dem Gemache um. Auf dem Tische lag Geld, der schon für morgen bestimmte Zins, dann die Taschenuhr und die Ringe des Medieiners. Dies Alles nahm sie vorsichtig, aber schnell zu sich, und wollte sich eben wieder zur Thür herausstehlen, als der junge Mann erwachte, eine weiße Gestalt erblickte, auf sie zustürzte und aus allen Kräften schrie: „Diebe! Räuber! Hilfe!“

Auf den Lärm waren die Nachbarn wach geworden und zusammen gelaufen. Marie lag ohnmächtig auf der Erde, als ihre Mutter mit den Hausleuten und der Nachtpatrouille hereintam. In ihren krampfhaft gepreßten Händen hielt sie die Uhr, das Geld und die Ringe, die unseligen Gegenstände ihres Verbrechens. Der junge Mann, welcher in die Schlinge einer diebischen Kokette gefallen zu sein glaubte, bestand auf der Verhaftung des Mädchens und so wurde die unglückliche Marie bewußtlos, kaum bekleidet und mitten in der Nacht in den Arrest abgeführt. Da sie auf frischer That ergriffen worden war, und auch selbst beim Verhöre den Diebstahl gestanden hatte, verfiel sie dem Gesetze.

Nichts half ihr die Betheuerung, daß sie die entwendeten Gegenstände dem Eigenthümer zurückgegeben hätte, sobald er nur aus dem Hause weggezogen wäre; nichts konnte ihr die Fürbitte des Bestohlenen selbst heilen, welcher sich als den einzigen Urheber ihres Verbrechens erkannte und verfluchte; — sie mußte die Strafe über sich ergehen lassen.

Als das Urtheil ihr kundgemacht wurde, weinte sie nur über ihre Mutter und äußerte, sie möchte gerne lebenslang im Verhafte bleiben, wo sie doch vor den Nachstellungen junger Wüstlinge gesichert sei.“

Mit tiefer Rührung verließ ich diesen traurigen Aufenthalt, wo unter sechshundert wohl noch so mancher, wie dieses Mädchen, für ein Verbrechen büßt, welches vor einem weiseren, mildteren Richter eine Tugend heißt.“

(Potpourri ernster und scherzhafter Gedanken.)

Die Natur ist eine Schriftstellerin und noch dazu eine schlechte Schriftstellerin, denn ihr bestes Werk, ihr allerbestes Werk ist — der Mensch!

Dieses Werk der Natur, voll Druck- und Sinn-Fehler, erschien zuerst in Grobe, dann wurde es brochirt in ein Feigenblatt, dann, als die Bildung weiter überhand nahm, wurde es in Thierfelle gerichtet, erst als die Civilisation die höchste Blüthe erreichte, wurde es steif gebunden mit eisernen Spangen.

Die ganze Erde wird jetzt in eiserne Spangen gelegt! Um dieses große, runde Stückfaß der Erde legt der Mensch eiserne Reifen, weil er fürchtet, daß sie auseinanderfälle!

Der Mensch zapft die Erde von allen Seiten ab, er glaubt, sie habe die Wassersucht! Der Mensch zapft die Erde aus, er bohrt sie aus, er höhlt sie aus, um sie zuletzt — mit sich selbst auszufüllen!

Die Freundschaft ist die Geschichte des Herzens, die Liebe ist die Fabel des Herzens, der Ruhm ist das Prunkzimmer des Herzens, die Poesie ist die Begeisterung des Herzens!

Aus Dankbarkeit gegen das Licht rang sich die Erde aus dem Chaos, aus Dankbarkeit gegen den Frühling kleiden die Blumen aus der Erde, aus Dankbarkeit gegen die Sonne baut auf den Wolken sich ein Regenbogen, und aus Dankbarkeit gegen den Wohlthäter Schlaf winmeln die bunten Träume aus dem Mantel der Nacht! Jeder Traum ist ein Dankgebet an den Retter in der Noth, an den Schlaf. Der Traum ist der Turnierplatz der Hoffnungen, der Wünsche und der kühnsten, verwegensten Pläne!

Die Frauen schätzen die Männer gerade so wie jeden andern Modeartikel: Was hat etwas auf ihren Mann gehalten, weil er modern war, eine neue Mode, sie hat den ersten Mann gehabt, den man getragen hat; allein jetzt ist ein Mann schon eine alte Mode, da hat schon jedes gemeine Weib einen Mann, da schätzen sie ihn nicht mehr!

Warum war Adam[1] der glücklichste Ehemann der Welt? Weil er keine Schwiegermutter hatte; er war selbst sein eigener Schwiegervater und seine eigene Schwiegermutter.

In der Ehe herrschen drei Rechte: die Frau und der Mann gegeneinander üben das Kriegsrecht, die Frau mit dem Hausfreunde das Privatrecht, und der Mann mit dem sonstigen ganzen Frauenvolke das allgemeine Völkerrecht.

Daß die Ehe ein Krieg ist, geht schon daraus hervor, daß schon bei der Hochzeit beide Theile sich um einen Beistand umsehen! Die Flitterwochen haben bei den Männern ganz abgenommen, allein was sie an den Flitterwochen abschneiden, das ersetzen sie an den — Ziegelsjahren!

Zu 25 Jahren leisen man die silberne und zu 50 Jahren die goldene Hochzeit; die Männer betrachten die Jahre der Ehe wie Stockfische, und da sind sie nur glücklich, wenn sie 25 oder 50 glücklich überstanden haben.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. An den Haarpuzen bemerken wir wenig Veränderungen; die vorherrschende Form ist die mit glatten Streifen, die vorn dicht an einander reichen und über dem Ohre sehr emporgezogen sind; Wellenschnitzel, welche das Ohr bedecken und glatte Locken für schwarzes, getrausete Locken für das blonde Haar. Hinten wird das Haar, je nachdem es zu dem Gesichte steht, entweder tief im Nacken oder ziemlich hoch getragen. Der Haarputz à la Herzogin besteht in sehr kurzen glatten Locken. Die Mode der Schößchen um den Gürtel ist beseitiget. Die Leibchen an den Kleidern zum Ausgehen sind glatt und öffnen sich noch unten hin westenartig, wie wir bereits berichtet haben. Von Putzkleidern sahen wir unter andern einen Ueberrock von myrthengrünem Atlas mit glattem Leibchen, das einen runden Revers hatte, welcher schamlartig bis an den Gürtel ging und sich auf dem Rocke erweiterte, so daß er das Ansehen einer Schürze erhielt. Die Revers auf

Digitized by Google

dem Rocke waren wie die auf dem Leibchen mit Sammetstreifen besetzt; auch die Aermel hatten Revers. Ein Ueberrock von schwarzem Sammt war vorn herunter mit großen Mousquetairetknöpfen zugemacht und ein anderer von violettem Sammt schwarz auf dem Leibchen und den Aermeln gestickt. Auf den Hüten sieht man mehr Spitzen als sonst. Was man an Schmuck nannte, ist völlig auf der Mode und ihm folgen die Kunstvollen Compositionen der neuen Juwelierkunst; für junge Damen sehen z. B. die indischen Ohrgehänge sehr gut aus. — Der doppelte Ring von Zweig oder Staarass in Halbmondform innerhalb des Ringes, den das Ohr trägt, ist etwas ganz Neues und macht einen eigenthümlichen Effect. — Die Armbänder sind noch immer außerordentlich beliebt. Mehrere Arten derselben getten für schön, z. B. ein solcher Reif, reißen mit sechs Rubinmedaillons; ein korinthisches Armband mit kleinen goldenen Capitälern, welche durchbrochene Kreise beschreiben; ein Moses-Armband, das aus einem dicken Schilf von Gold besteht und in Wasserblättern von grüner Email mit Brillanten endigt; dann Brochen von Brillantblumen und hängenden Trauben von ächten Perlen und antiken Cameen, die mit Brillanten und ächten Perlen umgeben sind. Ein neuer Schmuck sind die Fibulinen Agrafen, welche die Bestimmung haben, auf den Schultern die Falten der Revers prächtigen Cachemirs zu halten, welche sich so schwer mit Grazie tragen lassen. Die neue Agrafe nimmt der Dame die Last ab, den Shawl zu tragen und bildet zu gleicher Zeit einen der schönsten Schmucke, den man in neuester Zeit erfunden hat. Die ausgeschnittenen Sammetverzierungen, welche wie Stickereien aussehen und häufig benutzt werden, gefallen namentlich auf glattem Atlas sehr.

Wie immer steht man in der Oper die reizendsten Anzüge. Vor einigen Tagen erschien auch die sehr schöne junge Herzogin von Montpensier da und zwar in höchst einfacher geschmackvoller Toilette, denn sie hatte in ihrem prächtigen schwarzen Haar nur eine dicke rothe Camelie. Alle Kleider sonst waren mit Spitzen, Blumen oder Perlstickereien geschmückt; viele waren vorn schürzenförmig offen über einem Unterdiatre von abstechender Farbe; andere gingen an den Seiten auseinander und wurden durch Schnuren von Silber zusammengezogen hatten. Mehrere Tunikas von rosa oder blauem Krepp, reich in Arabesken von Perlen, Gelde oder Silberstickerei verziert, lagen duftig auf Kleidern von weißem Atlas. Sehr viele Kleider von goldgelbem Atlas waren zu bemerken, die meist sieben Volants von schwarzen Spitzen hatten. — Die Kopfzeuge waren meist sogenannte Cadrer-Coiffuren, d. h. solche, die entweder an einen großen Namen oder eine geschichtliche Thatsache erinnern, und sehr beliebt schienen diesen Winter die sogenannten Fleischfarbigen Hütchen zu sein. Gewiß liegt in einer einfachen Blumenguirlande ein eigenthümlicher Zauber, wenn sie von einem frischen jungen Mädchen getragen wird; der Dame in reifern Jahren aber steht Pracht und Glanz sehr wohl an und wenn die vornehmen Damen sich des Luxus nicht annehmen wollen, wer soll es sonst thun? Etwas Neues im Kopfputze sind die eleganten spanischen Sombreros mit langen weißen Federn; schwarze Reißlen mit Büschein von Nitrosen; durchbrochene kleinschirmige Hütchen mit Traubenbüscheln; dann Kopfputze von rothem, von blauem, von dänischgrünem Sammet mit Gold, das gerade zu diesen Farben sehr gut paßt; endlich Haldturbane von rosa oder blauem ungeriffenem Sammet mit Schleifen und langen flatternden Enden, und ganze Turbane von weißem, rosa, paille oder citronengelbem Krepp, mit Spitzen überzogen und mit Straußenfedern gepuzt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die großen Cachemirshawls in sehr eleganten Schlafzimmern eine sehr geschmackvolle Bestimmung haben. Man breitet sie nämlich als Winterdeck über das Bett. In diesem Falle müssen sie aber in der Mitte eine Rosette haben. Einen ähnlichen Shawl breitet man als Decke über den Tisch in der Mitte. Es ist dies ein ganz ausgezeichneter Vorzug, den nur wenige Personen nachmachen können und eben deshalb wird er in manchen reichen Häusern beliebt. Einen großen Erfolg hat die französische Mode in England errungen, denn es sind in London jetzt die spanischen Kopfputze, die Lusia-Coiffüren ꝛc. eben so beliebt wie in Paris, wo man sie zu Ehren der jungen Herzogin von Montpensier aufbrachte; die englischen Damen scheinen sich also auch nicht um Politik zu kümmern und dort Palmerston in Stich zu lassen, der ja bekanntlich gegen die Montpensier-Heirath sich so ereifert hat.

Herren-Mode. Wo werden die Gileets in ihrer Länge anhalten? Gegenwärtig haben sie bereits die Länge der Aermelwesten des 18. Jahrhunderts erreicht. Allerdings ist übrigens diese Form derselben elegant und kleidet sehr gut. Auch die Fracks zeigen sich in der Taille von willkührlich kürzerer Länge, mit breiten und flachliegenden Revers. In Betreff der Paletots läßt sich dieselbe Bemerkung über unendlich verlängerte Taillen und über die Weite ihres Schnittes machen. Doch selbst diesen weiten Paletots weiß Mode und feine Geschicklichkeit im Zuschnitt Grazie zu verleihen, und diese mit ihrem Comfort des Tragens zu vereinigen. Für Bälle, selbst für Soiréen ist die weiße Cravatte entschieden beliebt worden. Die reizendsten, welche man sehen kann, sind von Mull, in den feinsten Battisten und mit den elegantesten Stickereien. Auch führt derselbe neben seinen Handschuhen, die in ihrer eigenthümlichen Schönheit noch ohne Rivale geblieben, eine wahrhaft bewundernswerthe Auswahl von Chemisetten und herrlichen Stickereien. Die Form der Hüte ist noch die nämliche, d. h. eine gewölbte und noch oben etwas breiter fallende; und sie wird sicherlich lange in der Mode bleiben, denn sie ist sehr graziös und steht dem Gesichte am besten.

Die Herrenmoden in den Fracks, in den Mänteln und Paletots sind so seltsam, daß man versucht werden könnte, anzunehmen, man suche absichtlich das Häßliche hervor. Die Taille der Fracks geht weit über die Taille hinunter, die Kragen haben sind sehr breit und die Klappen liegen dicht an. Die Paletots bringen noch längere Taillen und sind überdies ziemlich weit, so daß sie wenigstens den Vortheil haben, recht bequem zu sein, was man von den modischen Kleidungsstücken nicht immer sagen kann. Der neueste Hut ist von schwarzem Sammet, den man unter dem Arme tragen kann und der sich da zusammendrücken läßt wie ein Claque. Ein solcher Hut ist ein wahres Glück bei den Soiréen, wo bekanntlich leider der größte Feind eines Mannes sein Hut ist. Durch die neue Erfindung werden die Herren endlich von ihrem Tyrannen befreit, denn sie können ihn nun unter den Arm nehmen, in den kleinsten Raum zusammendrücken und so sich die Hände freihalten. Die aufgegebene und wieder angenommene weiße Cravatte hat endlich den Sieg gewonnen; die Mode besteht, daß die weiße Cravatte zu Bällen und großen Soiréen getragen werde. Die Schuhe trägt man noch mit breiten etwas abgerundeten Spitzen, ebenso die Stiefeln.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Soiree-Toilette für einen Herrn. 2. Ballrobe, Kleid mit doppeltem Volant, mit Schleifen ausgeputzt. Offene Musselinärmel. 3. Ballrobe. Kleid mit dreifachem Volant von weißen Spitzen, mit Schleifen verziert. 4. Soiree-Toilette für einen Herrn.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Hrrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von M. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

VIII. Jahrg.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und manchmal eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr

I. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 4. N. Büchner, Redacteur. **1847.**

Der Spieler,

oder:

Eine Entführung im Luftballon.

Novelle von H. Flügge.

(Fortsetzung.)

„Sie sanken immer tiefer," fuhr der Major fort, „um die Spielsucht zu befriedigen, verkauften Sie sogar endlich Pinsel und Palette, und setzten die Paar dafür gelösten Centimes auf die Karte. Als Alles verspielt war, gingen sie mit einem geladenen Pistol, welches Sie von einem Bekannten unter irgend einem Vorwande geliehen hatten, auf einem fernen Platze im Walde, um sich — zu erschießen, Sie setzten die Mündung des Pistols an die Stirne, sahen noch einmal zum Himmel empor, und eben im Begriffe abzudrücken, entfiel das Mord-Instrument Ihren Händen!"

„So ist es," sagte Raimond tonlos.

„Sie waren gerettet," fuhr der Major fort, „der Aeronaut Blanchard, der eine Luftreise gemacht hatte, ließ sich durch Zufall, wenn wir es so nennen wollen, mit seinem Ballon dicht vor Ihren Füßen nieder. E fragte nach Ihrem Beginnen, und Sie gestanden ihm Alles. — Blanchard trat mit einem, Ihnen wohlwollenden Manne in Verbindung, und Sie erhielten Geld, um sich auf's Neue als Maler einrichten zu können, und bald waren Sie auch, um Ihnen Gelegenheit zu geben, Ihr Talent zu Ihrem Vortheile anwenden zu können, mit Bestellungen mehrerer Bilder bedacht."

„Wer war dieser Unbekannte, der mit Blanchard vereint, sich meiner so sehr annahm?" fragte Raimond, „ich möchte ihm so gerne danken."

„Ich kenne ihn wohl," sagte der Major, „aber ich darf ihn nicht nennen. — Jetzt lassen Sie mich Ihnen das Uebrige in's Gedächtniß zurückrufen. — Die zwei Jahre, die ich Ihnen ließ, sich vom Spiele ganz frei zu machen, waren verflossen, Sie bewarben sich zum zweiten Male um die Hand meiner Tochter, und da Sie der Leidenschaft des Spieles noch nicht entsagt hatten, so nahm ich mein zwei Jahre früher gegebenes Wort insoferne zurück, daß ich Ihnen Hoffnung gab, wenn Sie sich binnen nochmaligen zwei Jahren durchaus gebessert hätten, Sie noch immer mein Schwiegersohn werden könnten. Das war gewiß mehr als Hunderte von Vätern an meiner Stelle gethan haben würden. Von jenem Augenblicke an schien es mir, als wollten Sie mit Ernst meine Tochter erringen, Sie wurden

Digitized by Google

fleißig, und führten ein geregeltes, eingezogenes Leben. Ihre Umstände besserten sich zusehends, und sie fingen an, sparsam zu sein und — o, daß ich es aussprechen muß! — um wieder zu spielen. — Sie hatten zwar gestern Glück, Sie gewannen fünfzigtausend Franken, aber hätten Sie auch fünfhunderttausend gewonnen, so würde das Sie bei mir nicht entschuldigen. Sie sind und bleiben ein Spieler, der, mag er auf das Spiel setzen und gewinnen was er will, doch nimmer meine Tochter gewinnen wird."

Raimond wollte versuchen zu sprechen, der Major verhinderte es. „Schweigen Sie," sagte dieser, „Sie sind ein Leichtsinniger, der Weib und Kind rettungslos in's Verderben stürzen wird, ohne auch nur einen Augenblick ernstlich an eine Besserung zu denken. Einem solchen Manne mein Kind hinzugeben, hieße es selbst vernichten."

Der alte Major ging in höchster Aufregung im Zimmer auf und ab. Nach und nach wurden seine Schritte langsamer, kürzer und endlich blieb er vor dem seine Augen auf den Boden heftenden Raimond stehen.

„Lieber Herr Major," sagte dieser schüchtern, „wollten Sie wohl, ehe denn Sie mich ganz verdammen, meine Gründe hören, die mich zum Spiele trieben? Ich will meine Fehler nicht beschönigen, sondern nur nachweisen, wie ich ein Spieler ward. Einer meiner Bekannten hatte im Roulette binnen wenig Stunden ein bedeutendes Vermögen erworben, ein Vermögen, welches er bei höchster Künstlerschaft und dem eisernsten Fleiße nicht hätte durch seine Arbeiten erwerben können, und wäre er hundert Jahre alt geworden. Dies war für mehrere meiner Bekannten, und ich gestehe es, auch für mich zu lockend, als daß ich hätte dem Drange, auch mein Glück zu versuchen, widerstehen können, ich spielte und verlor. Ein heißer Drang, das Verlorne wieder zu gewinnen, trieb mich, das Spiel fortzusetzen; bald gewann, bald verlor ich wieder — ich ward leidenschaftlicher Spieler. Als ich Alles verloren hatte, verwünschte ich das Spiel, mein Leben wollte ich vernichten und ward durch Blanchard und den mir unbekannten echten Freund gerettet. Jetzt arbeitete ich wieder, und von jedem Gemälde, welches ich bezahlt erhielt, warf ich einen bestimmten Theil in eine Kassette, und mit diesem Gelde wollte ich es versuchen, meine sämmtlichen Verluste wieder einzubringen; mochte es zum Glücke oder Unglücke ausschlagen, es sollte mein letztes Spiel sein. Gestern versuchte ich die Fortuna, und wie eine alte Kokette einem ehemaligen abtrünnig gewordenem Liebhaber zulächelt, um ihn wieder an sich zu ziehen, so lächelte auch sie mir gestern, und ließ mich, um mich auf's Neue, und desto fester an sich zu ketten, gewinnen, aber ich habe ihre Intrigue durchschaut, und nimmer soll ihr gelingen, meine jetzgefaßten Vorsätze zu vernichten, und mich wieder in ihr Joch zu spannen. Ich schwöre es Ihnen, Herr Major."

„Schwören Sie nicht," fiel dieser ein, „warum wollen Sie meineidig werden?"

„O, ich werde es nie, Herr Major."

„Ein Spieler ist nicht zu bekehren, und darum kann ich Ihnen, Herr Raimond meine Jeanette nicht vertrauen, und ich bitte Sie, den Gedanken aufzugeben, daß ich mich jemals umstimmen lassen könnte; Sie kennen mich zu gut, als daß Sie es nicht wissen sollten, wie sehr ich auf ein gegebenes Wort halte. — Die arme Jeannette, sie liebte Sie so sehr, und sie liebt Sie noch, und wird so für ihre Liebe betrogen. Es ist himmelschreiend! Wenn ich es zugeben wollte, sie würde Ihren Schwüren und Versicherungen glaubend Ihnen folgen; denn welches weibliche Herz wäre nicht geneigt, eher dem Geliebten Glauben zu schenken, als jedem Anderen? Die arme Jeannete hat noch keine Ahnung von der Schlechtigkeit der Welt; sie weiß es nicht, und will es nicht einsehen, daß eine Ehe mit Ihnen sie unaussprechlich unglücklich machen würde, o ich weiß es sogar bestimme, daß mich Jeannette jetzt für einen Tyrannen halten wird, der ihr nicht erlauben will, dem Geliebten endlich nach jahrelangem Hoffen anzugehören und mit ihm blindlings in's Verderben zu rennen. Ich weiß es," fuhr der Major nach einigem Stillschweigen fort, „es wird meiner Tochter das Herz brechen, aber ich kann nicht anders handeln, als nach meiner Ueberzeugung, und die ist: mein Kind vor einem sichern Verderben zu bewahren." Der Major schwieg.

Raimond raffte sich auf ein Mal auf. Er hatte einen Gedanken gefaßt. „Nach allem dem, was mir der Major sagt," dachte er, „muß mich Jeannette noch immer sehr lieben, und wenn das der Fall ist, dann werden sich alle ihre Gedanken darauf concentriren, wie es möglich zu machen steht, mir anzugehören. Es sei gewagt, was mir einfiel, wenn der Major meiner letzten Bitte Widerstand leistet. Herr Major," sagte er sanft, „ich werde also nimmer, ich mag versprechen und halten was ich will, Jeannettens Hand erringen?"

„Mein," antwortete der Major, „niemals. Mein Entschluß ist unabänderlich."

„Nun denn muß ich, so schwer mir dies auch werden mag, auf die Hand Ihrer lieben Tochter verzichten," sagte Raimond, machte eine Verbeugung gegen den

Digitized by Google

Major und eilte zum Hause hinaus nach seiner Wohnung. Hier angekommen, warf er sich nachsinnend einen Augenblick auf einen Stuhl, dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen Brief. Als er denselben beendet und versiegelt hatte, übergab er ihn einem Burschen, der oft kleine Besorgungen übernahm.

„Florian," sagte er zu diesem, „trage diesen Brief in des Majors Desbault Haus, übergib ihn dem Diener und empfiehl demselben den Brief sofort, ohne daß der Major Etwas davon bemerkt, an Fräulein Jeannette abzugeben; die Antwort des Fräuleins möchte mir der Diener dann sogleich überbringen."

Der Bursche ging, den Befehl Raimonds auszurichten. Dieser setzte sich wieder auf einen Stuhl. „Der Mensch denkt und Gott lenkt," murmelte er vor sich hin.

„Schon glaubte ich das letzte Spiel gemacht zu haben, und nun treibt mich die heißeste Liebe zu Jeannetten dazu, nochmals ein sehr ernstes und folgenreiches Spiel zu wagen. Da Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit nicht mehr als Einsätze in einem Spiele angenommen werden, so muß ich die List einsetzen, und ein Mal sehen, ob die einen Treffer zieht."

Es klopfte.

„Herein!" rief Raimond.

Blanchard trat ein.

Er war ein Mann von mittlerer Größe, etwas stark beleibt und in dem Alter von sechzig Jahren. Sein schwarzes Haar war schon hie und da, namentlich in den Schläfen, sehr mit Grau gemischt, aber trotzdem zeigte sein Gesicht viel Heiterkeit und Frohsinn.

(Schluß folgt.)

Auf den Schlachtfeldern von Leipzig.

Nach den Mittheilungen einer östreichischen Soldatin bearbeitet.

(Fortsetzung.)

Man hat die Stelle mit Linden umpflanzt - der gefällige Sachse hat für alles seine Linden —, ein einfaches Denkmal, ein Sockel mit einem Würfel ohne Inschrift, bezeichnet dem Wanderer den Ort, wo der letzte dämonische Held der Weltgeschichte beim Wachtfeuer auf einem Feldstuhl saß oder stehend, das Fernrohr in der Rechten, die Linke auf den Rücken gekrümmt, den Dreieckigen tief in die eisenfeste und doch schon gramgefurchte Stirn gedrückt, den schlotternden Gaurock über der grünen Uniform, mit seinem starren Adlerblick das Feld überfah, die mörderischen Befehle gab, die dem Schicksal trotzen sollten, und endlich den Rückzug geschehen ließ. Südöstlich war sein Blick zumeist gelenkt; er blieb dort an Probstheida haften. Hier hatte er 20,000 Mann Kerntruppen aller Gattung zusammengeballt, hier hatte er den Mittelpunkt der Schlacht bestimmt, Probstheida hielt er für den Schlüssel seiner ganzen Stellung. Und in der That, hier ist Blut geflossen wie selten im ganzen blutreichen Leben des Corsen. Auf allen Punkten schon zurückgedrängt, hielt er noch immer Probstheida fest als könne er hier die Allmacht zwingen, als hinge an diesem Besitz sein letztes Heil. Dies Dorf an der Straße nach Grimma gelegen, rhodem wohl dem Probste des Thomasklosters gehörig, steht jetzt mit lachenden Häusern blank und nüchtern da. Es hatte auch damals viel steinerne Mauern, die der Erstürmung Widerstand, den Vertheidigern Schutzwehren boten. Zahlreiche Batterien deckten es zur Rechten und Linken, in tiefen Colonnen hielten hinter ihm die Garden.

Früh um 7 Uhr hatte Fürst Schwarzenberg auf allen Punkten des ganzen großen Kreises der verbündeten Heere das Zeichen zum Angriff geben lassen. Die Nacht war dunkel und wüst gewesen, der Regen hatte in vollen Strömen gegossen, die Wachtfeuer waren erloschen, nur die brennenden Dörfer dichten hier und da von neuem trotz der Wassergewalt vom Himmel gegen eben diesen Himmel ihre Feuersäulen zuckend auf. Ein dichter Nebel hüllte am Morgen die ganze weite Ebene ein; man meinte, trotzdem es sieben Uhr war, in der Dämmerung fechten zu müssen. Der Kanonendonner aus tausend Schlünden zertheilte jedoch bald Nebel und Wolkenmassen und der heiße Tag war hell und licht. Von Norden her drang Blücher mit Bülow über die Parde, über Taucha und Schönfeld heran. Der Kronprinz von Schweden hatte auch hier wieder, man weiß nicht ob sinnwidrige, jedenfalls zweifelhafte Befehle gegeben. Blücher ging wo es ihm gut schien vor und ließ ihm melden, drüben am andern Ufer wollte er seine Befehle erwarten. Der York'sche Heerhaufe mußte auf Blücher's Geheiß die ganze Nacht hindurch gegen Halle marschiren, um den Franzosen bei ihrem Rückzuge, an dem nur er nicht zweifelte, an der Saale zu erwarten. Die Russen, die Schwarzenberg noch erwartet hatte, um loszuschlagen, drachen von Nordosten auf Leipzig herein. Von Süden aus drängten die Oestreicher siegreich über Odlitz heran; erst in Lösnig stellte die Tapferkeit der Polen ihnen die Grenze. Von allen Punkten waren die Franzosen nach ihrem Mittelpunkt zurückgedrückt;

Digitized by Google

nur im Probſtheida noch hielt Napoleon mit der Auswurf wahl ſeiner Truppen Stand. Immer neue Maſſen er hinein, ſein Dämon wollte hier ſich ſeinen letzten Triumph erringen. Von zwei Uhr Mittags ward hier bombardirt. Viermal ſtürmten Preußen und Ruſſen das Dorf, drangen bis zum Kirchplatz vor und fanden zugleich ihren Friedhof daneben. Nur auf ausdrücklichen Befehl der Herrſcher von Preußen und Rußland ſelbſt ließen die jugendlichen Helden das Dorf wieder fahren, das ihnen ſelbſt wenn ſie Sieger blieben den Untergang zu geben ſchien. Sechshundert Stück Geſchütz waren hier gegenſeitig ſechs Stunden lang in raſtloſer Thätigkeit, es war als wenn ein unterirdiſcher Krater aus dem Dorfe heraus ſeine unerſchöpfliche vulkaniſche Gewalt ausſpie; die halbe preußiſche Garde fand dort ihr Grab. Napoleon blickte von ſeiner Höhe am Gſelndbrunnen der Stadt Leipzig neben der Quandtſchen Mühle auf den wilden Kampfplatz von Probſtheida. Einige gute ſanfte Leute, die den verderbnißſchwangern Helden recht gemüthlich vergöttern und ſein Bildniß, mit Engeln und Ebenbuhm umgeben, über ihrem Schreibtiſch paradiren laſſen, haben den lindenumkränzten Platz „Napoleons Ruhe" getauft. Es iſt eine recht zahme Waſſertaufe, wo eine Feuertaufe hunderttauſend Menſchen von der Erde gen Himmel ſchleuderte. Es mag wohl „recht ſcherne" ſein Abends „ſprete" über den Thonberg, der kein Berg iſt, nach dem Geſundbrunnen zu wandern und dort zwiſchen den „ſemiethlichen" Linden an den „troſen Tämon des Jahrhunderts" zu denken. Ruhe aber kannte dieſer Dämon nicht, der Fluch der Unruhe war ihm tief ins Fleiſch und tief in die Seele gedrannt. Darin beſtand eben ſeine Größe und ſeine Verwilderung, daß er keine Ruhe kannte. Wenn er im grauen Rock daſtand, die linke Hand auf dem Rücken und ruhig nach Probſtheida blickte, wo ſeine Feuerſchlünde ſpieten, ſo war das eine Ruhe, die der Starrheit glich. Dieſe Starrheit lag auf ſeinem gelblich wälſchen Angeſicht, faß unerſchütterlich als feſtgehaltene wilde Kraft in ſeinen faſt thieriſch herausgebildeten Backenknochen, thronte mit gewaltſamer Hoheit auf ſeiner breiten Stirn. Innerlich aber — und ſein dunkles Auge verrieth es — ſpie wie im Schooß des Dorfes, das ſeine Garden hielten, ein Vulcan, deſſen geheime Quellen unerſchöpflich ſchienen. Wer ihn da auf dem Platze geſehen, den ſie Napoleons Ruhe nennen, hat vielleicht auch den Ausbruch ſeiner Berſerkerwuth erlebt. Er hatte ſeit dem Brande von Moskau ſtill Nachts ſeine Stunden, wo er am Heerd in der Schenke, am Kamin im Herrſcherſaale, furchtſam war, Augenblicke, wo ihn das Knarren eines Schemels zittern machte, ihn, der die Welt mit allen Schrecken der Hölle erfüllte. Es hat auch Stunden gegeben, wo dieſen Halbgott der Schlachten, der an den Lärm der Waffen und an wilde Geräuſch von früh gewöhnt war, plötzlich die ſtarre Eiſeskälte verließ und eine unergründete Wuth überfiel. Wenn eine vereitelte Erwartung ihn überraſchte, wenn die Tücke eines kleinen Zufalls ihn neckte und ſeine beſten, entweder überoder unmenſchlichen Pläne kreuzte, dann ſprühte die ſtürmiſche Gewalt ſeiner innern Natur auch nach außen hervor und ſein vergiftetes Italienergeſicht ſtand in furchtbaren Flammen. Dann ſtand die Lebhaftigkeit ſeiner Gebärden mit dem alt, ſchwer und dick gewordenen kurzen Körper in ſeltſammm Widerſtreit. Dieſe verzerrte Ungeduld mochte ihn befallen, wenn ſein böſer Genius ihm nun doch vielleicht in ſeltenen Augenblicken zuraunte, daß er ſich in Deutſchland geirrt. Mit den Kabinettern hatte er es zu thun zu haben geglaubt und dem Phlegma dieſes Volks ſeinen Willen zugetraut. Und nun hatte er doch Deutſchland zu einem Völkerkriege gegen ſich aufgerufen. Es kämpften bei Probſtheida junge Helden gegen ihn, die ihr Leben mit Todesluſt und frohlockend in die Schanze ſchlugen, als ſtänden hinter ihnen für jeden Gefallenen zwölf andere auf. Napoleon begann an einer ungermeſſene Volkskraft in Deutſchland zu glauben. Das machte ihn wild, denn er hatte ſich verrechnet, er hatte nicht an das Volk gedacht.

In ſolcher Verfaſſung einer wild hervorbrechenden Wuth ſah ihn wohl auch Fürſt Metternich kurz vor dem Abfall Oeſtreichs von der Sache Frankreichs. Wer dieſe Scene in Düben hätte belauſchen können! Dieſen gewiß auch mimiſch höchſt ausgezeichneten Dialog zwiſchen dem löwenartig aufgebäumten Tyrannen der Welt und dem getreuen, ruhig feſten, aber doch ſehr geſchmeidigen Vertreter Altöſtreichs. Dieſe große kurze Unterredung haben uns die Geſchichtſchreiber nicht recht ausgemalt, der Pinſel unſerer Novelliſten hat ſie nicht illuſtrirt. In einem kleinen höfiſch ordinären Zimmer empfing, die Hand auf den knochendürren Tiſch gedrückt, der Kaiſer der Franzoſen den Abgeſandten Hrn. von Metternich. Der dunkelgelbe Corſe, der von unten herauf, ein Menſch aus der Maſſe, blutig aber genial die Stufen zum Throne beſtiegen, der ſelbſt Oeſtreichs Eidam hieß und alle Fürſten von Gottes Gnaden zu ſeinen Füßen zu ſehen gewohnt geweſen, — und vor ihm drei Diener eines alten, vielgebogten, aber unverwüſtlichen Erbreiches, ein Mann der verſchwiegenen Ruhe, einfach und kühl, tauernd, aber ſeiner Sache gewiß, mit blaſſem, aber gehaltenem Ernſt, ohne Stolz auf ſeine

Digitized by Google

Zuversicht, aber zuversichtlich auf die Zeit, wo Oestreich wieder stolz sein könnte. So stand Metternich vor ihm, ein Diener vor einem Herrn, aber der orthodoxe Diener eines alten ehrwürdigen Reichs vor dem Parvenü, dessen Thron wankte, wenn der grausenvolle Gott der Schlachten sich von ihm wandte. Metternich war sehr jäh und zurückgehalten, er war sehr discreet und fein. Aber diese sichere Bescheidenheit gerade empörte Napoleon. Er wollte, daß Oestreich mit der Sprache herausging, sich entschied, ob es noch sein Bundesgenosse sei. Es ging schon das Gerücht von einem Bündniß zwischen England und Oestreich. Napoleon fragte barsch und trotzig, wieviel Geld Oestreich von England bekäme, Fürst Metternich machte die Miene des beleidigten Erstaunens; aber er hielt an sich und das Feuer der Worwürfe, die Blitze des corsischen Gesichts prallten ohnmächtig an seiner glatten Ruhe ab. Napoleon kannte Tausenden den Tod geben, aber diesen Mann nicht erschüttern, die Diplomatie Oestreichs nicht zum Reden bringen. Er bezwang ihn nicht mit Drohungen, nicht mit dem täppischen Ungestüm seines polternden Zornes. In Metternichs Gesicht stand Napoleons Schicksal geschrieben, aber er verstand die Schrift nicht. Es war die Mahnung, daß seine Zeit gekommen, die Andeutung, daß sein aufgegipfeltes Glück sich abwärts neige, die Welt ihre Bewunderung in Haß, ihre Furcht in Empörung gegen ihn verwandeln werde. Mich dünkt, dieser Zug einer kaltblütigen Zuversicht, den Löwen heimlich wo er es nicht ahnete, verwundet zu wissen, dieser Zug war vorherrschend auf Metternichs Antlitz in der Scene zu Dübn. Napoleon's Ungestüm brach sich an dieser Ruhe, selbst vor dem zornigen Tritt seines bistiefelten Fußes war Metternichs seidener Schuh nur mäßig zurückgewichen. Napoleon war erschöpft; sein Plan, Oestreich zu schrecken, es durch Furcht an sich zu fesseln, seinem Abgesandten durch Drohungen zu imponiren, dieser Plan war gescheitert; vor der ruhigen Berechnung dieses Cunctators, der die Achsel zuckte, statt Rede zu stehen, schien selbst das Familienband zwischen Napoleon und Haus Habsburg kein unauflösliches mehr. Das alles untergrub leise den Stolz des Eroberers und er fühlte sich in seiner Kraft zernagt, seinen Hochmuth gedändigt. So wollte er wenigstens noch vertraulich über den Gesandten Oestreichs triumphiren und mit dessen Demüthigung der quälerischen Unterredung den Schlußpunkt geben. Seine Hand ließ ich weiß nicht ob aus Versehen oder absichtlich seinen Hut fallen. Fürst Metternich blickte rasch zur Seite und that als sah' er es nicht. Der Kaiser der Franzosen mußte seinen Hut sich selbst aufheben. So schied Oestreichs Staatsmann vom kaiserlich gekrönten Corsen. Den Abend über saß Napoleon in dem engen Zimmer still und stumm, dumpf brütend in sich gesunken. Man fand ihn noch spät in der Nacht über den schlechten hölzernen Tisch gelehnt; er saß und malte gedankenlos Fracturbuchstaben auf den Bogen Papier, der vor ihm lag. Eine dunkle Betäubung hielt ihn gebannt; er war wie von allen seinen Sinnen verlassen, denn alle seine Sinne, seine Macht und Herrschaft lag in seinem Glück und das Glück schien ihn verlassen zu wollen. Früh am Morgen erhielt er durch den König von Würtemberg die Nachricht, Baiern sei von ihm abgefallen und fühle deutsch mit den deutschen Brüdern.

Ich weiß nicht ob Napoleon am Achtzehnten auf der Höhe neben der Quandt'schen Tabaksmühle auch einige Momente solchen stieren Hinbrütens hatte, also daß man nachträglich den Platz Napoleons Ruhe zu nennen beliebte. So lange er nach Probstheida blickte und immer neue Truppenmassen in's Dorf warf, hatte er vielleicht krampfhaft seinen innern Sturm bezwungen oder wohl eher noch mit dem Fuß auf den Boden gestampft. Aber aus diesem deutschen Boden stampfte er keine Armeen mehr. Im Norden von Leipzig hatte er die Sachsen in den Reihen der Seinigen aufgestellt. In Taucha gab sich eine Abtheilung von ihnen gefangen, andere Regimenter gingen freiwillig zu den Verbündeten über. Nur ihr König war noch in der Stadt in Napoleons Händen. Mit dem Anbruch der Dämmerung hörte der Kampf um Probstheida auf, schmolzen überall rings in der fürchterlichen Runde die Kanonendonner. Napoleon bivouakirte nicht mehr; er ritt um neun Uhr Abends nach Leipzig und verbrachte die Nacht im Hotel de Prusse.

Die drei verbündeten Monarchen aber fand der Abend des Tages auf dem Hügel bei Meisdorf dicht an der Straße beisammen, die quer über das Schlachtfeld nach Liebertwolkwitz führt. Dort hatte der Fürst Schwarzenberg befehligt und dorthin eilten aus Nord und Süd, Ost und West die Boten mit der Siegeskunde. Dort sahen die Monarchen die Sonne des Tages untergehen; es war Napoleons Sonne, die vor ihren Augen sank, und ihre letzten glühendrothen Strahlen ruhten lang und schwer auf Leipzigs Thürmen und Mauern, während noch bis in die Dämmerung hinein der Donner der Geschütze, wie ein Gewitter, das müde wird, langsam nachgrollte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anekdoten.

— Das Inquiſitionstribunal zu Lima ſoll noch ſechsmal mehr geweſen ſein als jenes zu Madrid. Indeſſen wurde ihm die Sache nicht immer leicht gemacht. So ſollte ſich einmal der Biceköniq Caſtel Fuerte verſündigt haben, daß er vor dem Ketzergericht erſcheinen wußte; dieſes aber wollte die Gelegenheit benutzen, ihr die Welt zu zeigen, wie groß ſeine Allmächtigkeit ſei, der ſich ſelbſt der weltliche Herr des Landes fügen müſſe. Caſtel Fuerte dachte anders. Als Tag und Stunde, wo er vor dem Tribunal erſcheinen ſollte, gekommen waren, umgab er ſich mit ſeiner Leibwache, einer Compagnie Infanterie und zwei Kanonen. Dann trat er in den Schreckensſaal, ſetzte ſich an den Tiſch des Richter, zog ſeinen Degen und legte denſelben entblößt vor ſich. „Sennores," redete er die Herren an, „ich bin nun bereit, mit Ihnen meine Sache zu ſchlichten, aber ich kann Ihnen nur höchſtens eine Stunde Zeit gönnen; iſt dieſe Zeit verſtrichen und ich bin nicht in die Mitte meiner Oficiere zurückgekehrt, ſo haben ſie den gemeſſenen Befehl, das Haus dem Erdboden gleich zu machen." Vere blüßte durch ſolche Kühnheit, ſtellten ſich die Herren einen Augenblick, als wenn ſie Berathung pflegten, und geleiteten dann mit überſchwenglicher Artigkeit den entſchloſſenen Biceköniq bis auf die Straße zurück.

(Die Deutſche, die Italienerin, die Franzöſin und die Engländerin als Hausfrau.) Um den Mann am heimiſchen Herde feſtzuhalten (bemerkt Faucher), bringt die Deutſche ihre Kenntniſſe und die Schmiegſamkeit ihres Charakters mit; die Italienerin eine Phantaſie, die ſich auf das Schöne und den äußeren Glanz wendet; die Franzöſin die Wirthſchaftlichkeit und die Lebhaftigkeit des Geiſtes. Aber die Engländerin weiß bei all ihrer Schönheit und ihren ſolchen Eigenſchaften weder zu verwalten, noch zu gefallen. Unwiſſend und linkiſch tritt ſie die Hausmirthſchaft an, kann oft weder einen Knopf annähen, noch Brod backen, und ſteht Entbehrungen, wo eine andere noch Ueberfluß zu haben glaubt. Wie ſoll es auch anders ſein? Man weihe die Frauen nicht in das häusliche Leben ein; ſie wachſen feſten unter den Augen ihrer Mütter auf; man erzieht ſie nicht für die Familie, ſondern für die Fabrik, nicht um Geſchäftinnen, ſondern um Nebenbuhlerinnen der Männer zu ſein, um ihnen die Arbeit ſtreitig zu machen. Das junge Mädchen bringt zehn Jahre ihres Lebens damit zu, die Baumwollenfäden zuſammenzuknüpfen, und die Maſchinen zu beaufſichtigen, die der Dampf in Bewegung ſetzt. Kommt die Zeit zu heirathen, ſo iſt ſie für die Induſtrie gebildet, in der ſie Erfahrung hat, und die ihr einen Lohn verbürgt, aber ſie hat nichts von dem gelernt, was ſie wiſſen muß, um ihre Kinder zu erziehen und ihren Haushalt zu führen. Auch wählt ſie der Mann mit Rückſicht auf ihren Verdienſt, nicht um ihre Einkünfte, als ihre Schickſale zu theilen. Wenn dann Kinder kommen, oder Krankheiten ſich einſtellen, beginnt der Lohn der Frau zu ſchwinden, und die Wirthſchaft geht rückwärts. Bald giebt es keinen häuslichen Herd und keine Familie mehr; die Frau hat die ganze Laſt zu tragen und entwickelt jetzt jene Kraft im Dulden, die das engliſche Volk im Unglücke auszeichnet. Der Mann ſitzt in der Schenke und betäubt ſich im Rauſche.

(Ein Kaspar Hauſer als Schauſpieler.) Vor etwa fünf Jahren fand ein junger Mann auf der Ohlauer Straße zu Breslau einen Menſchen, der wie ein den Wäldern entſprungener Zeteſſaye ausſchaute. Seine ganze Kleidung beſtand aus einer wollenen Decke, in die er ſich von Kopf bis zu Füßen einhüllte. Die Polizei hielt den funfzehnjährigen Jüngling für einen Vagabunden und durchtriebenen Gauner. Da er jedoch, ſo viel Mühe man ſich auch gab, nichts bekennen konnte, als daß er weit, weit ab bis jetzt in einem Walde bei einem ſchwarzen Manne (einem Köhler?) gelebt habe und von dieſem in der Nacht fortgebracht und auf dem Flecke verlaſſen worden ſei, wo man ihn fand, ſo übergeugte man ſich wirklich, daß man es mit dem Opfer irgend einer Unmenſchlichkeit zu thun habe. Wohlthätige Menſchen nahmen ſich des Jünglings an. Er erhielt den Namen Leoinsky, weil ſeine Ausſprache halb jüdiſch, halb polniſch klang. Man ſchickte ihn in die Schule, wo er auffallend raſche Fortſchritte machte. Unter denen, die ſich ſeiner annahmen, befand ſich auch Heckſcher, damals der beliebteſte Schauſpieler in Breslau. Leoinsky ſchwärmte für Heckſcher und in Folge deſſen auch für die Schauſpielkunſt. Er bekundete ein ſchönes Organ, Phantaſie und Feuer. Als Heckſcher Director des Theaters in Sondershauſen wurde, nahm er Leoinsky auf ſein dringendes Bitten mit. Er ging zum Theater und lebte mit einem eiſernen Fleiße ſeiner Kunſt. Jetzt, da das Theater in Sondershauſen aufgelöſt iſt, hat ſich Leoinsky nach Berlin gewandt, wo er die trefflichſten Vorbilder der Bühne ſtudirt.

(Londoner Begräbnißart.) Unter dem effektvollen Titel „Die Schrecken Londons" iſt kürzlich eine Broſchüre in London erſchienen, welche indeſſen nur die Mißbräuche bei Begräbniſſen behandelt. Auf einem Kirchhof gräbt man ein Loch von 30 Fuß Tiefe und ſtellt einen Sarg hinein, andere kommen nach und werden darüber geſtellt, mit Kinderſärgen füllt man die Ecken aus, und wenn endlich der Haufen aus 16 oder 18 Särgen beſteht und nur noch etwa anderthalb Fuß von der Oberfläche entfernt iſt, wirft man eine ſchwache Erdſchicht darüber. Welcher ekelhafte Geruch, welche ſchädliche Gaſe ſich aus ſolchen Leichenpyramiden entwickeln, kann man ohne Mühe errathen. Es giebt vollkrecke Stadtheile, wo eine Maſſe Lebender nur wenig Luft einzuathmen haben, und dieſe Luft iſt Lichenhaft in der ganzen Strenge des Worts.

Herr Buffel in Joſeph Staudinger's Atelier.

(Ein Schwank von A. Bierglas.)

Herr Buffel und ſein Söhnchen Wilhelm ſtehen vor der Bude, in welcher Staudinger's Sonnen-Mikroskop zu ſehen iſt. Herr Buffel lieſet mit großer Aufmerkſamkeit die Ankündigung, Wilhelm ſteht neben ihm und ſpertt das Maul auf.

Buffel. Eine Million, Siebenhundert-Dauſendmal! Potz eene ſolche Verjröße rung is nich jarnu ohne! Es überſtijelt jewiſſermaßen meine Begriffe von Jröße, allein es jibt Dinge, ſagt Hamlet, davon ſich ſelber een Berliner nichts träumen läßt! und ich bin äußerſt beſierich, mir durch meenen eegnen Oojenſchein zu überzeejen, ob dieſe Verjrößerung iſt, oder ob ſie nich iſt, wie der Höjel ſagt, der nich mehr iſt, weil er an der choleriſchen Brechruhr-Morbus verſtarb, welche wieder unterwejens ſein ſoll. — Wat meenſt Du, Willem? wollen wir ein jehen?

Digitized by Google

Wilhelm. Ja.

Buffel. Wohl gesprochen! Es freut mir, zu bemerken, daß Du zu mir nicht widerspricht, sondern immer ernst und der selbigen Meinung bist mit mich! wie es sich gebührt für meinen Sohn. (Mit Gewicht) ich sage ausdrücklich, für meinen Sohn! dem jungen Muzjo Guillaume de Buffel aus Berlin. Aperdoh, Willem, werst Du schonst, daß Du hier in Wien mit zu de Freme Soegetait jehören duhst?

Wilhelm. Nr!

Buffel. Dummer Junge! hast Du denn keene Ohren an Deinen Dickkopp, daß Du nich hörst, wie mir hier alle Leute Ew. Jnaden un Herr von Buffel anreden? nemlich wirklich von! (buchstabirend) B, O, N — Von! Na nu, also?

Wilhelm. Aber in Berlin is der Vater ja nich Von gewesen.

Buffel. Janz richtig! aber warum nich? eben deshalb, weil ick in Berlin war, seit wir aber von Berlin fort sind, müssen wir doch von sein! Jck hoffe, daß Du dieses begreifst, und daß es Dich einstruhiren ist.

Wilhelm. Ja, mich jetzt ren liche uff.

Buffel. Laß er Dir mich wieder anjehen! Jm Uebrijen muß ich Dir ersuchen, daß Du Dir in den Atelijö nich wie een Schafskopp bedragen magst, wenn ick Dir nich zum Frühstück einige Katzenköpp verabreichen soll. Und nu setze Deine Füße hübsch ausmärts und schreite Deinem Vater mit jutem Beispiele voran. (Sie gehen in die Bude auf den ersten Platz.)

Wilhelm. Vater, et is hier ja ganz duster!

Buffel. Na nu, freilich! wahrscheinlich hat der Staubinger jrade eene Sonnenfinsternis unters Mikroskop jebracht, des erinnert mir lebhaft an die Versammlung der Berliner Lichtfreunde, jedulde Dir, bis die Sonne wieder schinen wird.

Wilhelm. Des aber so lange!

Buffel (sehr vernundert). Was muß ick von Dir hören?! Hast Du zu Hause in Berlin nich warten jelernt, daß es Dich hier zu lange dauert? Aber da kommt die Sonne schonst! nu sperre Deine Ojen uff, un jeb Acht, daß Du es bes halten dahst.

Wilhelm. Vat is denn des für eene lange Eisenkange?

Buffel. So viel ick davon verstanden habe, is es eene Nähndel im colossalen und höchst wahrscheinlich sossilen Zustande, wo sie urweltlich jenannt wird. Jck möchte nur ooch den urweltlichen sossilen Schneiderjesellen unterm Mikroskop sehen, der dieses colossale Jnstrument jehandhabt hat.

Wilhelm. Jck oh, Vater! — Aber was is des?

Buffel. Hier erblickt Du einen Floh, ebenfalls ins riesenmäßige verjrößert, er jehört zum Jeschlecht derjenigen Flöhe, die Eenen ins Ohr jesetzt werden, wo sie denn viel Unheil anrichten. Uebrijens ist dieser Floh sehr empör, daß er so öffentlich un in Jejenwart von Damen in seiner janzen Blöße jezeijt wird, weshalb, wie Du bemerken kannst, sich alle seine Eingeweide im leide umkehren. Na nu, — Du plagt er zar vor Aerjer! es ist een jeohrtitzer und interessanter Anblick.

Wilhelm. Vater, wat sind dit für jräuliche Bestier! Jck fürchte un jeaule mir!

Buffel. Fürchter Dir nich! Et sind man Jnfusorische Geschöpse, die in einen Wassertroppen leben und keenen Menschen wat zu leide thun! Sie machen sich blos een Vergnügen, indem sie sich untereinander verfolgen un uffressen! Sie jehören in die Klasse der elementen Journalisten und Literaten bald ab, weil sie im Wasser leben; wenn ick dem Staudinger rathen sollte, so würde ick ihm rathen: diesen Jnfusorjen eene Flasche Weinbier zu verabreichen, se würden dann länger leben als nu, — Aber nu bitte ick Dir, betrachte Dir diese Milben, die über renen alten Käs her sind! wie se rennen un zappeln, justement als wollten se nach Sperrsitzen-Billets lofen, wenn de Lind singt.

Wilhelm, Vater, Vater! wat is denn des?

Buffel. Dieses schauderhaft lüderliche, rohe Jewerbe, von armseligen Ankertanen, ist een Entdecken von de feinste Brüsher Spitzen, welche in Brabant und Flandern jewoben werden. Nu bitte ick Dir, lof zu Deine Mutter, und saje ihr: „so würdest Du Dir och ausnehmen, wenn man Dir unterm Mikroskop erblickte, un wenn Du Dir singerdick schminken wolltest, wie Hamlet sagt."

Wilhelm. Nr Vater, dett saje ich die Mutter nich, da würde se mich eene Bemse stechen.

Buffel. Diese Bemerkung is nich so dumm, als Du aussiehst! un ist sehr weet, daß Deine Mutter nich jerne die unjeschminkte Wahrheit hört. Allenn merk Dir: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonne!" Jck möchte nur wissen, war der Staudinger noch alles unter sein Mikroskop verjehören wird.

Wilhelm. Vater, warum fressen denn die Schlangen eenander uff?

Buffel. Entweder aus Liebe oder aus cannibalischer Malice. Es ist aber och noch een anderer Jrund denkbar, nemlich der, daß sie durch den Hunger jezwungen werden, einander uffzufressen, und drei diese Jalzjenheit erinnern ich mir, daß ick selber Hunger habe, also komm mir mich ins Bürgerspital in den heiligen Jeist, dort wollen wir früh stücken und können bei dieser Jelegenheit unsere mikroskopischen Bemerkungen fortsejen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Ballkleider sind jetzt diejenigen, welche die Damen am meisten beschäftigen und so müssen wir auch vor Allem davon sprechen. Am beliebtesten sind noch immer die Kleider von Tülle oder Krepp mit doppeltem Rocke, über deren Säumen eine Stickerei in Kettenstich oder eine Gobschnur sich hinzieht; mit Gold oder Silber broschirte Bänder, meist vier, gehen von der Taille an bis an das Ende des obersten Rockes, der kurz ist, oder sie endigen in Schleifen mit langen Enden, die bis in die Mitte des unteren Rockes reichen. Das Leibchen ist drapirt und die Aermel werden griechisch an der inneren Seite durch eine Bandschleife aufgenommen. Oben am Leibchen wiederholt sich dieselbe Stickerei wie auf dem Rocke, oder natürlich in kleinerem Maßstabe. Andere, auch ganz neue Kleider, sind von Krepp oder Tarlatan mit mehreren Volants, die mit mattem Silber oder Gold eingefaßt werden. Diese Volants sind von verschiedener Breite. Der erstere ist der größte und die anderen nehmen allmälig an Breite ab. Diese Tüllekleider werden mit doppelten Atlasroben garnirt, die man entweder unten auf den Rock mehrfach aufsteigt, während sie auf den oberen von oben nach unten gerichtet sind, oder die man auf beiden Röcken gleich aufsteckt. Die Leibchen dieser letzteren Kleider sind immer drapirt. Auf den Taffets und Moiréekleidern, selbst auf den Tüllekleidern verwendet man häufig Tüllebausche als Ausputz und diese Bausche sind im Allgemeinen größer als in den letzten Jahren. Die Unterkleider, welche man zu den leichteren Kleidern trägt, sind entweder von italienischem Taffet oder von Atlas, der Ausputz aber, Rollen oder Bänder, muß immer von Atlas sein. Der Kopfputz zu den leichten Kleidern kann auch in etwas anderm als in Blumen und Guirlanden bestehen; die letzteren sind, wie wir be-

Digitized by Google

merken, im Allgemeinen voller als bisher, namentlich am Hinterkorpfe. Die Puffreifen von durchwirktem Tülle, von Sammet und Spitzen, die kleinschirmigen Hütchen mit Federn werden von den nichtanzandenden Damen aber in großen Theatern getragen. Die Morgenneigligés sind so schön, daß man sie den ganzen Tag tragen möchte. Es gehört wirklich viel dazu, die kleinen so hübschen Häubchen mit ihren Schleifen und ihren rosa oder blauen Futter, die offenen Ueberröcke mit gleichen Unterkleidern, die genau so aussehen wie die, welche die eleganten Damen 1747 trugen, die kleinen stehenden Kragen von zwei Spitzenstreifen und die frischen Unterärmel abzulassen, welche unter den weiten Aermeln der Oberröcks sichtbar werden. Die Handschuhe erhalten sich in ihrer gewöhnlichen Länge oder vielmehr Kürze, da sie kaum über das Handgelenk reichen und die Haarpuze bleiben einfach, weit dabei die Schönheit des Haars am besten zu erkennen ist. Sehr der Anweisenheit des Bei von Tunis in Paris macht der türkische Kopfputz Aufsehen. Er besteht aus Streifchen von Goldbreszt und Blau, die sich auf den Schläfen kreuzen und dann nach vorn zu nach dem Wirbel hinlaufen. Der Mantenfier-Stein dazu ist von Goldblonde mit vielen kleinen Sternen von diefchrothem Sammet und dat wirklich etwas Spanisches an sich. Neu ist ferner die Nachel-Seiffire von schwarzen Spitzen mit Sternen oder von venetianischen Spitzen mit Resen. Zum Schlusse noch die Beschreibung einiger Staatstoletten: Ein Kleid von Atlas mit drei Volants von schwarzen Spitzen, die an jeder Seite von Johannisbeerentrauben aufgenommen waren, ganz kleinen Aermeln mit schwarzen Spitzen besetzt, einer Garnitur besetzt von eben solchen Spitzen und als Kopfzug Trauben von Johannisbeeren, die auf der Stirn durch eine Schnur von Blättern und Früchten gehalten wurden. Ein Kleid von blauem Sammet mit Volants von schwarzen Spitzen, die durch Diamantagraffen aufgenommen waren; Aermel mit drei Sammetstreifen, in deren Mitte Diamanten blitzten und ein St. Cäcilien-Kopfzug mit vier Streifchen Bereat in Blau und Gelb, von welchen an der rechten Seite ein Büschel weißer Maraboutz, an der linken aber Federchen von Brillanten und Perlen herabfielen. Ein Kleid von rosa Atlas mit weißer Seide gestickt, so daß die Stickerei drei Streifen bildete, welche aus Punkten und prächtigen Bimmenbouquets bestanden; Berthe von Spitzen; kurze Aermel mit Spitzen und als Kopfzug eine lange Barbe von Spitzen, die an der einen Seite bis auf das Knie herunterfällt, während sie an der andern durch einen Büschel Reihen und Brillanten gehalten wird. Viele Kleider von gestickten Atlas haben eine Berthe nach Draperien, sowie dem Leibchen eine ähnliche Stickerei wie die auf dem Rocke, welche um die Brust und die Achseln läuft. Doch sieht diese Mode nur bei einem durchaus tadellosem Wuchse gut aus.

Herren-Mode. Zu dem, was man den „ancien regime" rechnet hat, gehören die langen Westen mit Schößchen. Anfangs wagte man nur schüchterne Versuche und änderte viel, um nicht ganz in dem Anzuge der Geschwäter zu erscheinen; jetzt aber, da die ersten Schritte gethan sind, zeigt man sich kect in einer Form der Kleidung, die mehrere Jahrhunderte alt ist. Die Ballwesten sind jetzt gerade geschnitten und öffnen sich weit auf der Brust; lang sind sie alle, aber manche haben keine Schößchen. Unter den Stoffen gilebt man den Vorzug dem indischen Piqué und den weißen Seide, die man sehr steifen zu lassen pflegt. Modisch ist es auch, vorn am Rande die Weste mit einer seidenen Borde zu besetzen, die zwar dem Westenstoffe entspricht, aber doch von der Farbe etwas abstieht. Man sieht indeß auch Goldesswesten von blauem oder rothem Sammet, mit langen Blätterguirlanden in weißer Seide bestickt. Shawlkragen sieht man nur noch selten. Zum Ausgehen wählt man am liebsten eine Weste, die man entweder bis an den Kragen hinauf ganz zuknöpfen oder offen lassen kann, so daß sie schmale Klappen bildet. Eine andere Neuigkeit ist die, daß die Paletots und alle anderen ähnlichen Ueberzieher aus der Mode zu kommen scheinen und daß die Eleganten dafür den Howard-Ueberrock vorziehen. Die Pantalons sind gegenwärtig unten sehr weit, trotzdem müssen sie aber vollkommen glatt sollen.

Zur Ball- wie zur Soiree-Toilette wird der Frack mit niedrigem und breit umgeschlagenen Kragen, die Taille der Hüften nur etwa 3 Centimeter überragend, und unten etwas schmal getragen; die Schöße ziemlich weit und oben die Hüften bedeckend. Der Unterteil des Leibes bis zu den Hüften ist von geradem Schnitt; letztere sind etwa 7—8 Cent. breit, sehr spitz geschnitten, und werden, nach Belieben, die zum dritten Knopfloch oder bis unten umgeschlagen, sind aber stets etwas geroßbt, wie der Kragenaufschlag; Aermel und Leib ziemlich anschließend, und man trägt erstere mit oder ohne Aufschläge. Mit den Kragenenden ist es ebenso; in beider Art trägt man sie gleich gern. Vorherrschende Farben für Ball- und Soiree-Fracks sind Constantine-Violet, Schwarz, Smaragdgrün, Lord-Byron, hell Rubinrot und Dunkel-Kastanienbraun. Die Knöpfe zu diesen Fracks nimmt man gewöhnlich von kleiner Façon und in glatter Seide von der Farbe des Fracks; nur zu blauen wählt man einfache goldene. Die Ball- und Soiree-Westen sind in der Regel mit Stehkragen, in der Brust weit offen, unten sehr lang und mit Schneppen. Letztere haben weder Knopf noch Knopfloch, so daß sie bis zu den Hüften, o. d. h. bis zum ersten Knopf offen stehen. Weißer gedoppelter Atlas, weißer und schwarzer Sammt, ebenfalls mit Seidenstickerei, bestickter weißer Atlas, weißer Piqué und broschierter paille oder courtertelle Valencia sind die beliebtesten Stoffe. Die Ball- und Soiree-Pantalons trägt man halb anschließend und mit festen Sousspieds; die getragensten Steffe sind stets schwarze oder weiße Satins von Bonjean. Die Neidungen mit zwei Reihen Knöpfe, höherem und breit umgeschlagenem Kragen, langer und unten schmaler Taille, nur wenig weiten und kaum bis auf die Knöchel reichenden Rock, oben kaum 6 Cent. breiten und bis zum dritten Knopfloch geroßt umgeschlagenen, ohne zugeknöpften Anglaisen, spitz endenden Kragen von der Brüte der Anglaisen und wie diese geroßbt, mit oben und unten gleich weiten Aermeln mit runden Aufschlägen, und sehr kleinen und gleichfarbigen Knöpfen, bildet die Straßenstoilette, und die beliebtesten Farben für sie sind französisch Blau, Schwarz, Kaiserbronze, amerikanisch Grün, spanisch Bronze, grünlich und Joinville-Blau und algierisch Bronze. Die Gilets zu dieser Toilette sind hauptsächlich mit Einschluß, aber auch zweireihig und mit breiten Anglaisen. Die getragensten Steffe sind: Cachemire mit reichen Dessins von verschiedenen Farben, rings herum gestickte schwarze und chamois Kasimirs. Die Pantalons der Straßenstoilette werden noch immer weit in den Beinen, gerade herabfallend, auf den Stiefeln sich aufstoßend und mit festgenähten Sousspieds getragen; die Steffe sind gewöhnliche Edinburgh-Satins in verschiedenen Farben und Dessins, doch die beliebtesten carrierte, doppeltreifige und einfarbige. Zur Morgentoilette wählt man den Twine-Paletot, das zweireihige Gilet und weite Pantalons ohne Sousspieds. Bei strenger Kälte wird nach Gefallen der Crispinmantel, der Plaid, eine Art englischer Pardessus, oder der Caban als Hülle gewählt. Der letztere ist immer sehr weit, überall mit kolbarer Verbrämung geziert und stets in lebhaften Farben gestreift, wie hirschrot, oder himmelblau. Vorherrschende Farben für sie sind dunkelblau und kastanienbraun.

Erklärung der Modenkupfer.

I. 3. 4. Maskenanzüge. 2. Ballanzug. Kleid mit fünf ausgebogten und gezackten Volants, an der Seite durch Schleifen aufgenommen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in Berlin bei Herrn **Julius Springer**, in Hamburg bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in Wien bei Herrn **Braumüller u. Seidel**.

Verlag von **M. Büchner.** Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

VIII. Jahrg.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr

I. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition — **Petersstrasse N° 31.**

MODEN-JOURNAL.

No. 5. — **N. Büchner**, Redacteur. — **1847.**

Auf den Schlachtfeldern von Leipzig.

Nach den Mittheilungen eines österreichischen Soldaten bearbeitet.

(Schluß.)

Sieg! Sieg! erscholl es von allen Seiten jubelnd zum Hügel hinauf und die Monarchen, Kaiser Alexander, der galante, geneeöse Herr, König Friedrich Wilhelm, der bedrängte, wortkarge, aber fromme, biedere Fürst, und Kaiser Franz mit dem stillen, schmalen, heimlichen und scheinbar furchtsamen Gesicht, Alle drei athmeten hoch auf und reichten sich die Hände. Sie wußten nicht recht, wie ihnen geschehen war, wußten nicht, wem sie den Sieg zuschreiben sollten, ihren Führern oder ihren Völkern, den Talenten oder der blinden Menge, dem Verdienst oder dem Zufall. Darum sprachen sie: Gott hat es gethan! entblößten ihr Haupt, sanken in's Knie und beteten. Jeder erschütternde Moment, auch der der Freude, drängt die Seele zum Gebet. Auch Gustav Adolf auf der Siegeswahlstatt von Breitenfeld kniete nieder und sang laut mit seinen Kriegern: Herr Gott, dich loben wir! Diese wußten, wofür sie gekämpft, für die Freiheit des Glaubens. Die besten Krieger von 1813 fühlten blos, daß die Schmach der Fremdherrschaft ein Ende haben müsse, gingen darauf los und schlugen in Masse drein. Die drei Monarchen ließen mehr das Schicksal walten und das Schicksal weiß oft auch ohne Helden zu siegen. Held war nur Einer, Napoleon, der Unterliegende, der dämonische Heros finsterer Gewalten. Und er erlag nur sich selbst und seinem Wahn, weil er die Völker nicht verstanden und weil er geglaubt, Europa lasse sich durch Frankreich regieren.

Es war wirklich recht Schade, daß Hr. Thiers nicht bei uns war, als wir den Monarchenhügel bei Meisdorf bestiegen. Wir hätten dem französischen Geschichtschreiber einige deutsche Gedanken, wie Gott die Menschheit regiert und wie er Geschichte macht, einflößen können. So ein Franzose hat weiter keinen Glauben als seinen Glauben an menschliche Talente. Es gehört Talent dazu, sich vom Journalisten zum Minister emporzuschreiben und dann als Exminister wieder Geschichte zu schreiben, um der Nation zu schmeicheln und ihr imponiert zu sagen, wie wichtig diese schreibende Feder sei. Weil sie aber nur an die Talente glauben, so meinen sie auch, Finten und Praktiken gehörten zur Herrschaft der Welt. Mit den kleinen Finten hat's aber ein Ende. Die größten Finten und Praktiken hat Napoleon mit

Digitized by Google

seinen Kürassieren und seinen Kanonenkugeln ausgeführt, also daß ganz Europa vor ihm gezittert.

In der Nacht zum 19. October zitterten nur noch die gute Stadt Leipzig und König Friedrich August. Sie zitterten jetzt vor den drei siegreichen Monarchen und doch waren sie die schuldlosen Opfer des Verhängnisses. Friedrich August war in der Leipziger Schlacht vom Schicksal zur Unthätigkeit verdammt; er saß und erwartete den Ausgang und er wartete auf die Gerechtigkeit der Sieger, wie Gerechtigkeit bis auf den letzten Buchstaben des Wortes sein Ein und Alles war. Ihm zum Schutze hatte Napoleon die rothe sächsische Garde, die er der seinigen einverleibt, in die Stadt geschickt; sie hielten vor der Wohnung des Königs Wache.

Während der Nacht hatten alle französischen Truppen die Dörfer verlassen und durch die Stadt ihren Rückzug aus dem Ranstädter Thore hinaus angetreten. Französische Geschichtschreiber haben gefabelt, blos weil die Artillerie kein Pulver mehr gehabt, habe Napoleon den Kampf nicht erneuert. Nur wenige Regimenter blieben in den Vorstädten zurück, den Rückzug zu decken. Die Verbündeten stürmten von allen Seiten auf Leipzig ein; von 10 Uhr Morgens begann ihr Einzug. Auf den Promenaden, wo viel französisches Geschütz aufgefahren war, eröffnete sich noch eine Stunde lang ein blutiges Handgemenge; sonst drängte alles zum Thor nach Lindenau hinaus und durch den Gerhardt'schen Garten, wo die Brücken über die Elster fehlten, in deren Fluthen der edle Poniatowski seinen Tod fand. Eine Stunde zuvor, um 9 Uhr früh, hatte Napoleon noch seinen Bundesgenossen auf dem Markt in Thomä's Haus besucht; ihre Unterredung dauerte eine Viertelstunde lang. Merkwürdige funfzehn Minuten zwischen zwei seltsam zu einander gestellten Fürsten! Ich will sie zu schildern nicht versuchen, einem zukünftigen deutschen Geschichtschreiber nicht vorgreifen, der diese Scene, die Niemand belauschte, aus den Charakteren beider Männer entwickeln mag. Friedrich August blieb und Napoleon ritt über den Markt die Hainstraße hinunter. Am innern Ranstädter Thor war vom wirren Knäul der Wagen und Truppen, die nach dem Ausgang drängten, selbst für den Kaiser der Weg verstopft. Er ritt durch die beiden Fleischergassen zurück, um erst durch das Petersthor den Ausgang nach der Promenade frei zu finden. Auf dieser erreichte er wieder rückwärts an der Pleiße entlang die Ranstädter Straße. Er mochte nicht gar lange das Thor hinter sich haben, als mit lautem Gekrach die einzige Brücke gesprengt und Tausenden seiner Truppen die Flucht aus der Stadt unmöglich wurde. Wohl möglich, daß die Russen, die in dichten Haufen heranstürmten, die französischen Kanoniere zur Eile trieben. Wo es Flucht gilt, wo es sauve qui peut! heißt, wo die glänzende Hetäre des Glückes ihr Angesicht verschleiert, ist der Franzose schlaff und besinnungslos. Selbst Napoleon war im Unglück nicht groß, als er vom Throne stieg und sich den Händen der Engländer überlieferte; der großen Tragödie fehlte damit der Schlußpunkt.

Als die drei Monarchen in Leipzig einrückten, wimmelte es in den dichtgedrängten Straßen noch von französischen Truppen. Sie standen in großen Haufen zum Theil noch bewaffnet links und rechts an den Häuserreihen; sie präsentirten mit den andern die Gewehre, vom Geist des allgemeinen Staunens und der Bestürzung mitergriffen. Widerstand ward in der Stadt nicht geleistet; die hessischen und badischen Regimenter, die Napoleon in die Stadt gelegt hatte, waren mit lautem Siegesgeschrei übergegangen. Die Monarchen ritten auf dem Markte an dem Hause vorüber, das den unglücklichen König von Sachsen barg. Friedrich August, meinen Viele, hätte ihnen entgegengehen, hätte den Siegern demüthig huldigen sollen! Kaiser Alexander, erzählen Einige, hatte einige Minuten zu Pferde vor dem Hause gehalten und auf den König vergeblich gewartet. Nach Andern hat der gebeugte Fürst im offenen Thorweg gestanden und die Verbündeten seien unbeachtet um sein greises Haupt vorbeigeritten. Er ward dann ihr Gefangener, weil er der Bundesgenosse ihres Feindes geblieben; man nahm ihm sein halbes Land, weil er nicht zur rechten Zeit zu ihnen übergegangen war. Sie konnten es ihm nicht verzeihen, daß er nicht ein besserer Politiker war. Aber es hätte Fürsten, die Gott den Sieg zuschrieben, und Ihm allein die Ehre gaben, vielleicht geziemt, das Unglück zu ehren, verschuldetes wie unverschuldetes. Waren sie nicht selbst lange genug vom Corsen geknechtet gewesen und die schmachbeladenen, ihrem eigenen Nichts verfallenen deutschen Völker hatten sich doch nur sehr langsam zusammengefunden! —

Dort oben auf dem Monarchenhügel bei Meisdorf steht jetzt ein Denkmal für den Fürsten Schwarzenberg. Dies ist nach der Sternwarte in der Stadt, nach dem Napoleonsplatze beim Thonberge, der dritte Punkt, von wo aus der Gang der Schlacht sich überblicken läßt. Der Feldmarschall der Truppen, die hier gefochten, starb im Jahre 1820 zu Leipzig, wo er bei den Homöopathen für ein altes Uebel Heilung gesucht und mitten im Frieden den Tod gefunden. Es heißt, er habe dort oben begraben sein wollen; aber die Leiche ward doch nach

Digitized by Google

Oeſtreich abgeführt. Fünfundzwanzig Jahre nach der großen Freiheitsſchlacht ward ihm der einfache Granitblock geſetzt. Drei Eichen breiten ihre Zweige über den Stein; eine Grotte im Rücken des Hügels birgt hinter dem eiſernen Gitter in einer Schaale öſtreichiſche Schädel und Gebeine. Nicht der Staat, nicht die Fürſten, nicht die Völker haben ihrem Führer dies Denkmal geſetzt; ſeine Gattin und ſeine drei Söhne glaubten der Erinnerung an das große Gottesgericht der Schlacht dies Mahlzeichen ſchuldig zu ſein.

Es iſt wohl ſchmerzlich, daß das nur eine Familienſache wurde, die Familie in Deutſchland mehr Treue der Erinnerung hat als der Staat. Hätt' ich aber dort oben einmal den Hrn. Thiers gehabt, ich hätt' ihm doch gern einige deutſche Wahrheiten und Grobheiten ſagen mögen. Blücher ſagte von Bonaparte: wenn ich ihn kriege, laſſ' ich ihn ausbauen! Ich aber meines beſcheidenen Theils möchte auf dem Monarchenhügel herzlich gern den Hrn. Thiers Geſchichte des Kaiſerreichs recenſiren! Ich bitte dabei, mein Freund, um Ihre gütige Unterſtützung, da ich mehr den Säbel als die Feder führte. (Europa.)

Der Spieler,

oder:

Eine Entführung im Luftballon.

Novelle von H. Flügge.

(Schluß.)

„Ah, guten Tag, François," rief ihm Raimond entgegen.

„Guten Tag, lieber Felix," gab dieſer zurück, „nun, wie ſteht es," fragte dieſer, „iſt das Mädchen Dein?"

„Wenn Sie mir nicht helfen, lieber François, ſo iſt ſie für mich auf immer verloren. Der Alte hält mich für unverbeſſerlich, und Sie wiſſen doch, daß ich Ihnen geſtern gelobte, nie mehr zu ſpielen und ich weiß, daß ich dies halten werde."

„Du mußt es halten," ſagte Blanchard, „denn Du ſchwurſt es mir bei unſerer Freundſchaft, die ſich von dem Augenblicke herſchreibt, wo Du mir als Sekundant in einem Duelle zur Seite ſtandeſt, und mich, den Starkverwundeten, in Dein Haus führten und verpflegen ließeſt — Du willſt alſo nicht auf Jeannettens Hand verzichten?"

„Nimmermehr, unſere Herzen ſind viel zu feſt in einander verwachſen, als daß man ſie leicht zu trennen vermöchte, wenn es aber dennoch mit Gewalt geſchähe, ſo würden ſie Beide langſam verbluten. Ein ſchlechter Mann, der in der Noth nicht Alles wagt! — Eben ſo, wie ich geſtern mein Glück verſuchte, um mein Geld wieder zu gewinnen, ſo muß ich jetzt auch Jeannetten wieder zu erringen ſuchen, und dazu ſollen Sie mir helfen, François."

„Alſo doch wieder eine Art Spiel," ſagt Blanchard lächelnd.

„Ja, nennen Sie es ſo, aber es ſoll mein letztes ſein," entgegnete Raimond.

„Erkläre Dich, Felix."

„Wann werden Sie die nächſte Luftreiſe unternehmen?"

„Morgen."

„Haben Sie noch für zwei Perſonen Platz?"

„O, mehr als für zwei; habe ich doch in verfloſſener Woche eine Geſellſchaft von ſechzehn Perſonen in meinem Ballon mitgenommen, und mich ſechs Stunden Wegs von hier mit ihnen wieder niedergelaſſen."

„Wollen Sie dann wohl die Güte haben, meine Braut und mich mit ſich zu nehmen?"

„Recht gern, aber iſt auch Jeannette damit einverſtanden?"

„So eben habe ich ihr deshalb geſchrieben, und bin überzeugt, daß, wenn ſie mich wirklich liebt, ſie ihre Einwilligung dazu geben wird. Da der Major mir unter keiner Bedingung die Hand ſeiner Tochter geben will, muß ich, will ich in den Beſitz meiner Geliebten gelangen, dieſelbe entführen, und damit wir vor ſeinem Einholen einigermaßen geſichert ſind, als auf der Landſtraße, ſo muß die Entführung im Luftballon vor ſich gehen."

„Eine ganz hübſche Idee," lachte Blanchard, „nur das Einzige, was mir nicht daran behagt, iſt, daß ich eine große Verantwortlichkeit auf mich lade, wenn ich zu einem ſolchen Streiche meine Hand biete. Auch wirſt Du durch die Entführung Jeannettens an dem Major, Deinem Wohlthäter, ſehr undankbar handeln, denn wiſſe es, der Major war der Mann, der mit mir nach Deinem Selbſtmordverſuche in Verbindung trat, um Dich von Deinem Untergange zu erretten."

„Wie, der Major war der Mann?" fragte Raimond haſtig.

„Der Major Deshault," antwortete Blanchard.

„O, welch' ein edler Mann!" rief Raimond begeiſtert aus, „Gott möge es ihm vergelten, ich vermag es nicht."

Digitized by Google

„Du wirst also einsehen, theurer Felix," hub Blanchard an, „daß es die schreiendste Undankbarkeit wäre, den alten Mann durch Entführung seiner Tochter zu ängstigen und zu kränken!"

Raimond sah sein Unrecht völlig ein, und wollte schon von seinem Vorhaben abstehen, als Deshaults Diener mit einem Briefe von Jeannetten hereintrat. Hastig entfaltete Raimond das Schreiben, und überflog mit leuchtenden Augen die Zeilen. „Sie willigt ein!" rief Raimond zu Blanchard gewendet, dann drehete er sich um, und gab dem an der Thür harrenden Diener ein Goldstück. Dieser ging.

„Sie schreibt," sagte Raimond zu Blanchard, „die Liebe zu mir ließe sie Alles wagen. Es sei ein großes Unrecht, welches sie zu begehen im Begriffe stehe, vielleicht stürze sie sich blindlings in's Verderben, aber sie könne es nicht unterlassen, den Einflüsterungen der Liebe zu folgen. Sie sehen also, lieber François, daß jetzt gehandelt, mein Vorsatz ohne weiteres Bedenken ausgeführt werden muß. Geld besitze ich hinreichend, um meinen Hausstand in jedem Orte, wohin uns das Schicksal und Ihr Ballon führt, begründen zu können, und somit — Glück auf!"

„O halt!" rief Blanchard, „so rasch geht es nicht. Wird Jeannette auch Muth genug besitzen, eine Luftfahrt im Ernste zu wagen? Selbst Du wirst zagen, wenn Du mit kaltem Blute die Gefahren einer solchen Fahrt überdenkst. So oft ich auch schon aufgestiegen bin, so habe ich doch nicht die Ruhe über mich gewonnen, um beim nächsten Besteigen meines Ballons zur Auffahrt kaltes Blut zu bewahren, wie ein Soldat vor dem Angriffe mehr Herzklopfen hat, als im stärksten Feuer. Auch wirst Du gehört haben, daß selbst dem besten und routinirtesten Schauspieler beim ersten Hervortreten an das Lampenlicht das Herz oben am Halse zu schlagen scheint. Eine Luftfahrt ist und bleibt immer ein sehr gewagtes Unternehmen. Es ist mehr als Harlekinssprung, sich unter dem gefüllten Luftballon in die daranhängende Gondel zu setzen, und sich viele tausend Fuß in die Wolken hineintragen zu lassen, zu sehen, wie Häuser, Bäume und Thürme immer kleiner werden, und zuletzt Felder, Wiesen und Wälder, wie eine illuminirte Landkarte, und die Flüsse, wie die zarten Striche darauf erscheinen. Wenn dann, tief unter uns ein Donnerwetter loskracht, die Blitze sich kreuzen, der Donner furchtbar rollt, und das Element, worauf wir leben, Mutter Erde, unsern Blicken durchaus entzogen ist, wenn man dann daran denkt, daß ein Ungefähr das Zersprengen oder Verbrennen des Ballons herbeiführen und uns sogleich vernichten kann, dann schleicht sich die Furcht auch in das Herz des Muthvollsten, und er dankt den Göttern, wenn er erst wieder auf der Erde festen Fuß gefaßt hat."

„Das mag wahr sein," sagte Raimond, „aber dennoch muß das Abenteuer von Jeannetten und mir bestanden werden. Sogleich werde ich an meine Braut schreiben, und ihr die Zeit bestimmen, in der sie sich bei Ihnen einstellen darf. Madame Blanchard führt sie dann in den Cirkus, aus welchem Sie aufsteigen, ich stelle mich ebenfalls ein, und Sie proklamiren uns den Zuschauern als ein Paar Freunde der Aeronautik, die eine Vergnügungsfahrt machen wollen."

„Aber die Verantwortung —"

„Wird Sie nicht mehr treffen, Freund Blanchard, da Sie doch beschlossen haben, Frankreich zu verlassen."

Nach noch längerem Hinundherdebattiren entschloß sich endlich Blanchard dazu, das Liebespaar mit sich zu nehmen.

Sofort entsandte Raimond an Jeannetten einen Brief, worin er ihr die Zeit bestimmte, zu welcher sie sich zur Luftreise einstellen sollte, und Nachmittags sechs Uhr stiegen bei dem heitersten Wetter Blanchard, Raimond und Jeannette, unter einem donnernden Beifallsgejauchze der zahlreich versammelten Zuschauer, in die Lüfte.

Unter all' den Tausenden der Schaulustigen war nur ein Mann, der den wahren Vorgang ahnte. Es war der Doktor Dumont, ein kleiner alter Mann von etwa siebzig Jahren, und Hausarzt des Majors. Er wußte Alles in Betreff der beiden Luftfahrer, und eilte deshalb zum Major, um ihm das Vorgefallene schleunigst mitzutheilen.

Dieser trat ihm schon unter seiner Hausthür entgegen, und fragte den fast athemlosen Doktor: „Wo kommen Sie her? Wissen Sie nichts von meiner Tochter? Schon seit einer Stunde hat sie mein Haus verlassen, ohne mir etwas zu sagen, nur ein paar Zeilen, welche ich auf ihrem Tische fand, bitten mich, ihr zu verzeihen. — Ach ich bin sehr unruhig."

„Ich weiß es, wo Ihre Tochter ist, Major," sagte der Doktor. „Ihr Liebhaber, der Maler Raimond, hat sie so eben entführt."

„Entführt?" — fragte der Major bestürzt, „der Maler Raimond sie entführt? — Es kann nicht wahr sein! — Von wem wissen Sie es, Doktor?"

„So eben habe ich es selbst gesehen."

„So will ich sie doch sogleich verfolgen."

„Das wird schwer halten," sagte der Doktor, das Lachen sich verbeißend, welches ihm bei der, unter den

Digitized by Google

bestehenden Verhältnissen sonderbaren Aeußerung des Majors hinter.

„Warum? ich dächte doch, daß mit Postpferden—"

„Sie die Entflohenen nicht einholen werden, denn wissen Sie, daß die jungen Leute in einem Luftballon aufgestiegen sind."

„O Gott!" rief der Major, und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Die beiden Personen glauben bestimmt, nicht ohne einander leben zu können," sagte der Doktor.

„Nein, es ist nicht möglich," sagte der Major nach einer Pause, „mein Kind kann an mir nicht so treulos handeln. — Sind Sie fest überzeugt," Doktor, sie in Blanchards Luftschiff gesehen zu haben?"

„Ja Major, ich wollte viel lieber nein sagen, aber es ist die Wahrheit." —

„Und war Blanchard mit im Ballon?"

„Er saß neben ihnen."

„O, auch der treulos, auch der gegen mich im Bunde! O, Doktor, nun sagen Sie mir noch, wem soll man auf dieser Welt der Lüge und des Trugs noch Glauben schenken? Niemand. Mein Fluch über sie. Nimmer will ich mein Kind und dessen Verführer wieder sehen."

„Werden Sie nicht hart, Major. Bedenken Sie, daß wir alt sind, und daß die Liebe uns nicht zu unbesonnenen Streichen mehr zu verleiten vermag. Geben Sie nach. Nehmen Sie die Sache von der komischen Seite auf. Erforschen Sie den künftigen Aufenthalt der jungen Leute, und geben Sie ihnen Ihren väterlichen Segen, es wird besser sein, als wenn Sie ihnen fluchen, und ein paar Herzen sich entfremden, die jetzt leicht völlig zu gewinnen sind, und immer freudig für Sie schlagen werden. Mit Einem Worte, machen Sie gute Miene zum bösen Spiele."

„Ihr Rath ist gut, Doktor," sagte der Major nach einigem Nachsinnen, „ich will ihn befolgen, und dem Volke vergeben." "

Wir setzen nur noch hinzu, daß nach einigen Wochen das junge Paar eine sehr vergnügte Hochzeit feierte, wozu außer dem Schwiegervater sich auch Herr und Madame Blanchard und der Doktor Dümont einfanden.

Raimond hat die Prophezeiungen seines Schwiegervaters nicht erfüllt, indem er nie wieder gespielt, und dadurch den Beweis gegeben hat, daß endlich fester Wille jede Leidenschaft besiegen kann.

Das Lied vom Kaffee.

(Parodie der „Glocke.")

Festgebannet an dem Herde
Steht man schon lang bereit,
Daß Kaffee gekochet werde;
unser Labsal dieser Zeit;
Durch der Flamme Glath
Wird der Kaffee gut,
Soll das Werk den Meister loben,
Muß das Feuer tüchtig toben.

Zum Kaffee, den wir gern bereiten,
Gezieret sich wohl ein freundlich Wort,
Wenn Scherzesreden es begleiten,
Dann geht die Arbeit munter fort; —
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten
Den Vortheil, den der Kaffee bringt,
Und Den — mit größtem Recht — verachten,
Der ungern nur denselben trinkt. —
Das ist's ja, was den Menschen ziret,
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er den Drang nach Kaffee spüret
Gekocht von kunstgeübter Hand.

Nehmet Holz von hartem Stamme
Und nur trocknes leget an,
Daß die Kaffee-Feuerflamme
Kräftig lod're himmelan;
Bringet es herbei,
Spaltet es entzwei
Denn soll des Feuers Macht gedeih'n
Muß alles erst zertheilet sein.

Was in der Formen weiter Runde
Der Mensch mit Feuershilfe schafft,
Führt jeder Sterbliche zum Munde
Und fühlt des Krankes Götterkraft;
Durch ihn beglückt in spätern Tagen
Wird fegnend einst in Stadt und Land
Die noch spätere Nachwelt sagen:
„Heil! der den Kaffee uns gesandt!"
Der Nachruhm bleibt dem Erdensohne,
(Das Wohl der Menschen ist sein Ruhm)—
Begründet durch die Kaffeebohne,
Als festes Privilegium.

Gießt nun in das Formgebäude
Wasser, bis das es sich füllt,
Und das werdende Gebräude
Lieblich uns entgegenquillt;
Doch vom hellen Schein
Muß das Wasser sein,
Daß von trüber Wassermasse
Nichts zu sehn sei in der Tasse.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anekdoten.

(Ein neuer Noah.) Französische Zeitungen erzählen, es würde binnen Kurzem eine Versteigerung von Büchern stattfinden, die in ganz eigenthümlicher Weise zusammengebracht worden. Ein ziemlich vermögender Gutsbesitzer behauptete vor etwa anderthalb Jahren, es sei ihm vom Himmel durch eine Erscheinung die Mittheilung geworden, daß die Welt mit dem Jahre 1845 untergehen und er allein, ein neuer Noah, mit seiner Familie gerettet werden würde. Zuerst wollte er ganz das Beispiel seines patriarchalischen Vorbildes nachahmen und ein Paar von jeder Thierart retten; aber die Aufklärung unserer Zeit hatte auch auf ihn gewirkt und er bedachte, daß es doch besser wäre, wenn er für die künftigen Geschlechter und Jahrhunderte den bisher erlangten geistigen Reichthum erhalte und ihnen den Schatz erlangter Kenntnisse hinterlasse. Er verkaufte deshalb sein ganzes Hab und Gut und war bemüht, alle Bücher zusammenzubringen, die den nachfolgenden Menschengeschlechtern von Nutzen sein könnten. Obwohl nun die Summe, welche er durch den Verkauf seines Guts erlangt hatte, sehr ansehnlich war, reichte sie doch bei weitem nicht aus, dafür alle Werke anzuschaffen, die er zu retten gedachte. Er nahm sich deshalb vor, durch eine kleine List, durch einen Betrug meinetwegen, nachzuhelfen, den wir in Berücksichtigung des Zweckes, der erreicht werden sollte, zu tadeln den Muth nicht haben. Er stellte nämlich Wechsel aus, die im Jahre 1846 fällig waren und die er also, wie er fest überzeugt war, nie würde bezahlen können, weil ja 1845 die Welt untergehen sollte. Nachdem er so alle seine lieben Bücher zusammengebracht hatte, wartete er ruhig auf den Anfang der neuen Sündfluth, aber das Jahr 1845 verging und die Welt blieb wie sie gewesen war, sogar 1846 ist vergangen, ohne daß die Welt Schaden nahm. Schlimm war dies aber für den neuen Noah, denn die von ihm ausgestellten Wechsel behielten ihre Giltigkeit und er wurde aufgefordert, sie zu bezahlen. Das vermag er nun nicht und nachdem er die Reinheit seiner Absichten vielfach bethenert, hat er sich genöthigt gesehen, seinen andarmherzigen Gläubigern die Bibliothek zu überlassen, die er mit Sorge und Mühen im Interesse eines neuen Menschengeschlechts zusammengebracht hatte.

— Wenn doch die neue amerikanische Erfindung, dem menschlichen Körper jedes Schmerzgefühl zu benehmen, an den Armen angewendet werden könnte, damit sie die Qualen des Hungers nicht empfänden! Diese Erfindung hat vor einigen Monaten ein Zahnarzt, Dr. Morton, in Boston gemacht und sie ist auch bereits in England mehrmals mit dem vollständigsten Erfolge erprobt worden. Es handelt sich dabei nicht etwa um magnetische Einschläferung des Patienten, die man bisher bisweilen anwendete, wenn an einem Leidenden eine schmerzhafte Operation ausgeführt werden sollte, sondern der Patient wird durch Einathmen von Schwefeläther, den er mittelst eines besondern einfachen Apparates in sich zieht, in den Zustand der Unempfindlichkeit versetzt und die Operation, sei es nun das Ausziehen eines Zahnes, die Amputation eines Gliedes oder dergleichen, geht vorüber wie ein Traum. Bei der Operation drücken die Züge des Kranken nicht im geringsten Schmerz aus und er verhält sich ganz regungslos. Nach der Operation erwacht er ganz ruhig und weiß nicht was mit ihm geschehen ist. Näheres hören wir vielleicht bald von einem deutschen Operateur über diese Erfindung.

— Nun, der Negerkönig von Dahomei hat, wie der Reisende Duncan versichret, eine ganz weibliche Leibwache, welche aus 6000 Frauen besteht und vor dem erwähnten Reisenden in Reihe und Glied Parade machte. In der Nähe dieses Negerkönigs lebt ein Franzose, Herr de Souza, der an der Spitze des dortigen Sclavenhandels steht. Seine Gastmähler sind Feste eines Belsazar, ausgesucht, im höchsten Grade luxuriös, aber er für seine Person weicht von den strengen Regeln der Mäßigkeit nicht ab, die er seit vierzig Jahren, so lange lebt er dort, sich auferlegt hat. Sein Hauswesen wird nur von Frauen besorgt; Männern ist der Zutritt nur in einem einzigen Saale gestattet. Sechs Frauen sind ausschließlich zur Bedienung seiner Person bestimmt und müssen alle Speisen kosten, ehe er sie genießt. Auf der Reise werden diese Frauen in besondere Behältnisse eingeschlossen, zu welchen er den Schlüssel nie aus der Hand giebt. Sein Harem enthält im Ganzen 400 Frauen. Diesen Umstand und sein schiefes Gewerbe, den Sclavenhandel, abgerechnet, soll er ein rechtlicher, großmüthiger Mann sein. — Freilich, wenn man die Schrecklichkeiten abrechnet, sind alle Menschen gut. —

(Das Reich der Frauen.) Es giebt wirklich ein Reich, in welchem die Frauen zu gebieten haben, und wer es nicht glauben will, der reise nach der Insel Java und besuche dort das Königreich Bantam auf der Nord-Küste an der Sundastraße. Herrmann Schanknreiter, der neun Jahre in Holländ. Soldatendienst auf Java war, erzählt uns: „In der Fastenzeit fanden in Madura verschiedene große Feste statt, wobei dem Volke durch den Sultan mehrere öffentliche Schauspiele, Wettrennen und Ringerkämpfe veranstaltet wurden. Der Sultan empfing auch mehrere Besuche von andern indischen Fürsten verschiedener Volksstämme, zu deren Begrüßen Alles aufgeboten wurde. Unter Anderen erschien auch der Sultan von Bantam, einer Landschaft, die auf Java zwischen den Städten Samarang und Batavia gelegen ist. Dieser Fürst steht zwar unter niederländischem Schutze, bezahlt aber keinen Tribut. Seine Leibwache, so fast sein ganzes Gefolge besteht aus Weibern, die in den Waffen trefflich geübt sind; sie nehmen an der Regierung mehr Theil, als der Sultan selbst, sie beherrschen ihn ganz, und er muß sich in die Launen dieser Amazonen fügen. — Die Männer sind im Königreich Bantam vom Kriegsdienst und von Bekleidung öffentlicher Aemter gänzlich ausgeschlossen. Die höchsten und niedrigsten Staatswerden bekleiden die Frauen; einige derselben verwalten mit dem Sultan das Land. Die ganze Armee besteht aus Weibern, die von ihrem zehnten Jahre an in den Waffen geübt werden. — Die Leibwache, welche der Sultan bei seiner Gegenwart zu Madura mit sich führte, bestand aus 150 Amazonen, die eben so wie die Männer zu Pferde saßen. Sie hatten eine vortreffliche Haltung; einige führten Lanzen, Bogen und Pfeile, andere Gewehre und Säbel mit sich. Durchgängig waren es schöne Frauenzimmer, denen die seidenen Hosen und die kurze,

Digitized by Google

eng an den Leib schließende Kabanya ein reizendes Aeußere verlieh. — Aus der Leibwache wählt sich der Sultan seine Gemahlinnen, die er aber, wenn sie unfruchtbar sind, wieder verstoßen darf. Da nun der Sultan viele männliche Nachkommen hat, so wählen die Amazonen aus diesen den Fähigsten und Würdigsten zum Regenten. Die Amazonen der Leibwache sind stolz im Umgange mit den männlichen Eingebornen des Landes, gegen Europäer aber sehr artig. Als einst einige derselben das Fort besuchten, entbeute mir der Commandant den Befehl, sie überall herumzuführen. Ich war neugierig, diese Heldinnen kennen zu lernen, und zeigte ihnen gefällig jede Stelle des Forts. Sie waren sehr wißbegierig und wollten besonders viel von mir aus Europa und von den Sitten und Gebräuchen meines Vaterlandes wissen, und als ich die an mich gestellten Fragen so gut als möglich zu beantworten gesucht hatte, fanden sich in den folgenden Tagen saß täglich einige zum Besuche bei mir ein, und Alle zeigten einen sanften gutmüthigen Charakter. — Oft ergötzten sie mir an der Schönheit ihres Landes, von der Pracht ihrer Residenzstadt und von den beiden Palästen ihres Sultans; sie luden mich ein, bei ihrer Abreise mitzugehen, und versprachen, für mich in Dantam auf's Beste zu sorgen."

(So lehrt man Barmherzigkeit.) Die junge Prinzessin Isabella, die jetzige Königin von Spanien, sollte auch Barmherzigkeit üben lernen. Ihre Mutter, die verwittwete Königin Christine, that es nicht anders. Die Sache wäre einfach zu machen gewesen; man durfte die Prinzessin nur an irgend eine abgelegene Straße Madrids, und hier in irgend eine armselige Behausung führen; an Armuth und Krankheit würde es da nicht gefehlt haben. Doch so prosaisch ging man nicht zu Werke, sondern ließ im königlichen Parke Buen Retiro eine Hütte aufbauen, und in ihr eine lebensgroße Puppe in einem Bette hinlegen. So brachte die dienstthuende Kammerdame die Prinzessin hinein, und beim düstern Lichte im Innern richtete sich die Puppe in die Höhe und bob die Hände empor, als flehe sie um Hülfe. Nur wiederstehend, was ganz natürlich war, ließ sich das Kind bis an's Bett bringen, um dann in die Hände der Puppe angewiesener Massen ein Paar Reales zu geben. In eben dem Maße, als das Kind zurückging, sank die Puppe aufs Strohlager zurück. Die Bewegung war von Federn unterm Fußboden bedingt, wie bei der mannsgroßen Puppe des Gefangenen im Burgverliese zu Lauxburg bei Wien. Man könnte es kaum glauben, daß in solcher Art Komödie gespielt werden könne; allein das Quarterly Review berichtet es im Aprilhefte 1838, pag. 13, nach einer sehr guten Quelle.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die erste Aufführung von Rossini's „Robert Bruce" hatte die eleganteste Gesellschaft versammelt und vielleicht hat man zu keiner Zeit so viele schöne reiches schmückte Damen, so viele ausgesuchteine Kleider, mit Juwelen bedeckte bloße Arme und Kopfputze von Blumen und Diamanten gesehen. Die Stoffe der Kleider waren meist Damaste, Brocat und Moire, so wie orientalische Gaze, mit Gold und Seide durchwirkt, die man häufig zu den Ballen tragen wird. Die Leibchen aller dieser an den Achseln und auf dem Rücken sehr tief ausgeschnittenen Kleider hatten Draperien von Tülle oder, noch zahlreicher, Berthen. Diese Berthen spielten die Hauptrolle an allen Kleidern, die mit Spitzen ausgeputzt waren. Einige derselben bestanden aus zwei und selbst aus drei Spitzenstreifen übereinander und der oberste bildete dann auf der Achsel gleichsam einen kleinen Aermel. — Uebrigens verschieden die Langsärmels von weißen Spitzen vor. Einige von schwarzen Spitzen gehörten zu einfachen Anzügen, alle aber waren so breit, daß sie mehr als die Hälfte der Aermeln verhüllten. Man sah ziemlich viele weiße Kleider von altem Moire, von Damast und ungreifbarem Sammet und bei jungen Mädchen von italienischem Taffet mit drei ausgezackten Volants und Tüllberthen oder einer Spitzenberthe am Leibchen. Von den Farben zeigte sich am häufigsten Rosa und Blau, das letztere aber sehr blaß und silberschillernd; auch ein paar gothische Kleider sah man, doch war diese Farbe sehr durch reichen Besatz von weißen Spitzen gemildert. Auch hier der von verlangenem Moire gab es und auf diesen zogen sich deutsche Guirlanden in allen Farben hin. Jedenfalls waren sie die schönsten unter allen Kleidern. — Unter den Kopfputzen sind besonders die exklusivsten kleinen Toques durch ihre Mischung von Sammet, Goldperlle und Federn und die kleine schirmigen Artagnan-Hütchen auf. — Noch Beendigung der Oper, als alle diese geschmückten Damen sich entfernten, sah man die zahlreichste, mannichfaltigste und eleganteste Menge von Ueberwürfen, die man sich denken kann, viele waren von Sammet mit Hermelin gefüttert, viele von gesteppten rosa oder weißem Atlas mit einer breiten Spitze oder mit sehr schönen Bourdeerfesons besetzt. Die Ueberwürfe junger Mädchen waren zum Theil von Atlas mit breiten Pelzbesetzen, mit einer Reihe von Spitzenbandchen oder mit einem Schwanstreifen besetzt. Die elegantesten Damen hatten kurze Mäntel von grünem Sammet, mit weißem Atlas gefuttert und mit Zobel besetzt. — Noch kostbarere Zeitvertreib sah man am Hofe der der Vorstellung am 5. Jan. und die Königin führte an der Hand die junge Herzogin von Montpensier, die ein rosa Atlaskleid mit drei Volants von weißen Spitzen und im Haar eine Diamantengarnitur trug, welche an jeder Seite und zwar weit hinten am Kopfe ihre diligenden Blumen herabfallen ließ. Auch das Leibchen vorn und die Aermeln waren reich mit Diamanten geschmückt. Die drei andern jungen Prinzessinnen erschienen alle in Kleidern von rosa Sammet mit Volants von Spitzen und Guirlanden von Reisen, in denen Brillanten funkelten. — Sehr zahlreich waren ganz leichte Kleider und auf vielen derselben sah man die drei Goldschnüre. — Als Ballkleider sehen die doppelten und dreifachen Roche von Tülle, deren jeder mit zwei doppelten Atlasrollen garnirt ist, sehr gut aus. An Kreppstoffen trägt man immer nur zwei Röcke. Die lebhafteste Farbe ist nicht nur an Kleidern von Taffet, Damast, Repsdamast und Moire sehr modisch, sondern auch an denen von Krepp und Tülle. An diesem Jahre scheint der Krepp beliebter zu sein als der Tülle und zwar wegen des Anzuges von Gold, Silber, Blumen, Rollen ꝛc., welche in dem Krepp mehr Halt finden als in dem zu leichten Tülle. — Die langen Handschuhe reichen nur um drei Knöpfe oder das Handgelenk und die wahrhaft eleganten Damen tragen sie ohne alle Garnirung, weil die Armbänder auf die Handschuhe fallen, die Armbänder sage ich, denn ihre Zahl ist unbeschränkt. Man trägt zwei, drei, sogar vier an jedem Arme oder vier an dem einen und drei an dem andern. — Finden wir an den jetzigen höchst geschmackvollen Moden etwas zu tadeln, so sind es die Atlasschuhe, die vorn viel zu breit getragen werden, was den Fuß plump erscheinen läßt und doch ist ein schöner Fuß einer der größten Reize der Damen. — Auf einigen Hüten haben wir farbige Blumen als Anzug gesehen; so hatte z. B. ein Zughut von rosa Atlas Anzug von rosa Blonden, die an der Seite in einer Bandschleife endigte. — Wie verschwenderisch man dieses Jahr mit den Diamanten umgeht, sieht man auch an den diamantirten Fußfederbn. Diese Federn von so gar-

Digitized by Google

ter grauer Farbe sind gleichsam mit einem Regen oder mit Thautropfen von Diamanten besäet, werden auf kleinschirmigen Hütchen von rosa oder hochgrünem Sammet angebracht und sehen, wie man sich denken kann, reizend aus. Die Parfumeurkunst hält sich auch immer in der größten Gunst. Das Neueste, was sie geliefert hat, sind die sevillanischen Franzen, die sehr breit und so schön sind, daß man sie als Anputz auf den Kleidern und selbst als Besthen benutzt.

Herren-Mode. Die heutige Mode zeichnet sich durch allzugroße Freiheit, man könnte sagen Fahrlässigkeit in der Bekleidungsart nicht eben vortheilhaft aus. Die Balltracht der Herren ist weder elegant noch reich genug, um mit der unserer Damen zu harmoniren. Die gewöhnliche Kleidung zum Ausgehen ist weder abwechselnd, noch schön gearbeitet; selbst der Trauerfrack ist nur ein höchst unvollkommener Bild der Trauergefühle, die er ausdrücken soll. Es sollte daher jer der Kleidermacher, der seinen Stand und dessen Pflichten kennt, dahin arbeiten, jene gesellschaftlichen Uebertreibungen, welche eine der schönsten Seiten der Ausstärung charakterisiren und zugleich eins unserer schönsten Vorrechte einschließen, bei seinen Kunden wieder ins Leben zu rufen, zu verleiten, wenn er anderes das volle Vertrauen seiner Kunden besitzt, fast immer auch ihr Rathgeber ist. Die kuchene Pritsche mit großem und breitem Stand in einem Stücke, an allen Rändern mit einer breiten, zwischen zwei enorme laufenden Rettenstäben einlegenden seidenen Tressen verziert, müßte allen Personen, welche das wahrhafte Schöne lieben, recht gut gefallen. — Man macht gegenwärtig noch hier und da einige prachtvolle Pelzröcke; allein die Zahl dieser vornehmen und kostspieligen Kleidungsstücke ist drum sehr klein, weil sie, wie gesagt, antirevolutionär ihnen sind. Die Pacotillkleider passen zu den jetzigen Sitten und Gewohnheiten, daß nur sie allein mit diesen harmonirenden Namen. — Der Frack unter der Pelisse ist ein Gallstrack, wie man ihn gegenwärtig am schönsten trägt. Jedes, obgleich viele zugeknöpft getragen werden, müssen wir doch bemerken, daß man den Fracks, welche nicht zum Zuknöpfen gemacht sind, bei großer Ballrobe den Vorzug giebt, weil sie den meisten Personen eine ungezwungenere Haltung geben und auch die feine Wäsche, welche man mit immer reichern Stickereien verziert, und die Weste, welche von den verschiedensten Stoffen gemacht sein, und alle möglich Formen haben kann, weste mehr bervorleuchten lassen. — Kräpt man sein verziert Stickerei, so müssen die Beinkleider etwas lang und weiter sein; allzu enge bei Tanzsbuben würden dieselben zu lang und ungefähr zwei Centimeter zu weit sein. Einige junge Leute aus der vornehmen Classe tragen, selbst beim Tanze, weite Hosen ohne Strepe. Diese sind etwas kürzer, als die vorhergehende Gattung, und es fehlt ihnen nicht an einer gewissen Eleganz, wenn die Fußbekleidung vollkommen schön und dazu passend ist. Aber es tragen die meisten Herren, aus Gewohnheit oder Geschmack, noch immer 2 Zoll breite Strepe von Seide, ohne deshalb die Beinkleider zu stark anzuspannen. Die Weite der Beinkleider muß je nach der Taille und der Beleibtheit der Personen verschieden sein. Für die größten, und selbst für die mittleren Taillen kann die größte Weite, welche die Mode erlaubt, angenommen werden; allein diese Weite, welche bei großen Körperformen so vortheilhaft ist, um den Kleidern den gehörigen Faltenwurf zu geben, wird man bedeutend und zwar stufenweise von der mittleren bis zur kleinsten Taille verringern müssen, besonders wenn sei dieser die Formen gefund und vollständig sind. Man darf nicht vergessen, daß nur bei Personen von kleinem Wuchse, welche die Natur in Hinsicht auf Proportionalität der Formen begünstigt hat, daß anschließende Beinkleider wohl angebracht sind, wogegen die zu weiten denselben sehr schlecht stehen. Die Beinkleider zu großer Toilette, welche man auf seinen Stiefeln trägt, können unten besetzt werden, besonders bei Personen mit niedrigen Fußpannen, sollen die Beinkleider aber auf Schuhen getragen werden, sei es mit oder ohne Stege, so dürfen sie gar keinen Besatz haben. Da der Grundzug der heutigen Tracht Bequemlichkeit ist und man den Gürtel der Beinkleider nicht anzuziehen braucht, so lassen viele Personen die hintern Läppchen und mithin auch die Schnalle weg, weil sich durch diese beiden Dinge ein Wulst auf den Schinkeln bildet, welcher der Anmuth des Körpers schadet. Läßt man zu gleicher Zeit auch die Schnalle der Weste weg, so gewinnt dieser Theil des Körpers noch mehr an Beweglichkeit. Es ist dies übrigens in London das Verfahren aller Kleidermacher von Ruf. — Die vorn übereinander gehenden Mäntel mit fünf Brandeburgs zum Zuknöpfen, haben, der Bequemlichkeit wegen, zwei Oeffnungen, um die Arme durchzulassen; denn sonst wäre es bei ihrem Schnitt unmöglich, einer Dame den Arm zu geben, oder sich vorkommenden Falls zu vertheidigen. Der Kragen dieses Mantels ist von Sammet und seine Form gerundet; allein die Mode schließt die andern Stoffe zu Kragen nicht aus und erlaubt ebenfalls die eckigen Formen. Der Geschmack hat hier ein freies Feld. Die seidene Einfassung erstreckt sich über alle Säume dieses Mantels; man könnte ihn indeß auch blos mit einer einfachen oder doppelten Biberpresse umlegen. Sein Futter ist eine Atlas, gute Seide, der Wärme wegen mit einer leichten oder dichten Watte versehen, je nach dem Geschmack oder dem Bedürfnisse. Ueberhaupt ist es allgemeine Regel, daß jedes Gewand, welches man als Oberkleid tragen will, mit Seide gefüttert werde; das Futter von Merinos oder andern Wollenstoffen ist mißerne stondene Sparsamkeit, weil durch die Reibung das Tuch des Fracks bald abgenutzt wird und weil überhaupt Obergewänder, welche durchaus mit Seide gefüttert sind, besser anschließen und sich besser an- und auszichen lassen; das beste Futter der Aermel mit Seide genügt dazu nicht. — Die zu diesem Mantel gehörigen Beinkleider sind von einem starken und schönen Stoffe mit schottischem Muster, welcher sehr gesucht wird, ohne daß dadurch andere Stoffe ausgeschlossen wären. — Der zugeknöpfte wattirte Ueberrock, ist die Grundlage einer guten Wintertracht und sehr wohl geeignet, ohne einen andern Rock darunter getragen zu werden. Die Watte, welche beim Menschen das ist, was der Flaum beim Schwane, giebt ihm jenen beliebigen Grad von Wärme. Dieser Ueberrock, der sich jeder Mode anpaßt, ist für jedes Alter geeignet und läßt, der Geschlechtsfarbe und dem Geschmacke gemäß, die Farbe zu. — Die Zahl der verschiedenen Gattungen Westen, welche in Anhang stehen, ist immer dieselbe. Was die Form der Westen übrigens betrifft, so würde man ihre Länge gern noch vermehren, wenn es möglich wäre. Bei Gallawesten giebt man den weit offnen Shawlen den Vorzug, wenn die Westen nicht gestickt sind. In diesem Falle liebt man mehr die geraden Westen mit einer Reihe Knöpfen. Die reichen Stickereien sind jetzt in der Mode für Personen über vierzig Jahr. Wie haben viele Westen mit zwei Reihen Knöpfen mit oder ohne Stickerei gesehen, und eine eben so große Anzahl jener so angenehmen und bequemen Gattung, welche man Westen mit wülkührlichem Shawle nennt.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Ueberzieher mit ganz weitem Umschlag. 2. Frack mit runden Schößen und enganliegenden Beinkleidern. 3. Ueberwurf mit Aermeln und Petz besetzt. 4. Ballanzug.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**.

Verlag von **N. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

VIII. Jahrg.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

I. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition

Petersstrasse Nº 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 6. N. Büchner, Redacteur. **1847.**

Der fränkische Brutus*).

(Würzburger Geschichte.)

1205.

Auf dem Markte zu Würzburg hatte sich viel Volk versammelt. Von den verschiedenen Gassen, die auf demselben münden, kamen immer neue Haufen hinzu, denn seitdem Konrad der Ravensburger den Bischofsstuhl bestiegen hatte, gab es täglich neue Verordnungen und Befehle zu verkünden und anzuhören.

In der Nähe des schönen Marktbrunnens stand ein Trupp junger Mädchen, lustig über die bunte Menge schäckernd und meist verlangende Blicke nach den schmucken Junkern werfend, die hie und da durch das Volk drängten, oder sich zusammen stellten. Jetzt näherte sich ein silberhaariger Greis dieser Gruppe, und stellte sich zunächst ihr auf. An seinem Arme hing ein Mädchen von etwa 17 Jahren, schön und lieblich anzuschauen und mit kindlicher Neugier die Menge betrachtend.

„Seht den alten Goldschmidt Wermuth," kicherte eines der Mädchen.

„Und sein schnippisches Gänschen," fügte eine Andere unverzüglich bei.

„Habens auch nicht nöthig, die Nase so hoch zu tragen," meinte eine Dritte. „Ist es nicht ein Leben mit der Jungfer Maria, als ob sie ein Edelfräulein wäre. Finde doch wahrlich nichts Vorzügliches an ihr."

„Ihre Haare sind mehr roth als blond," eiferte die Erste.

„Das Gesicht soll schön sein?" keifte die Zweite. „Ja weiß ist es, aber wie geronnene Buttermilch. Die Nase ist gebogen, aber wie ein Schnabel, und die Figur! daß Gott erbarm! schlank? ja, wie eine Kienfackel. Haben's wahrhaftig nicht nöthig zu prahlen und so stolz einherzuschreiten."

Aber trotz der Mädchengruppe Lästerzungen war Jungfer Maria dennoch ein schönes Mädchen und ihr thaten es nicht dreie in Würzburg gleich. Dabei war sie so kindrein und unschuldig, wie eine Klosterjungfrau. Das wußte auch ihr alter, wackerer Vater, und darum war sie sein Augapfel und er hielt sie werther, als sein köstlichstes Geschmeide.

„Siehst Du, mein Kind," sprach er belehrend zu

*) Probe aus „Geschichten, Sagen und Legenden des Bayernlandes." Gesammelt und herausgegeben von Meckel und Winter. Nürnberg 1846.

Digitized by Google

ihr, „in unserer guten Stadt Würzburg war ein gar schlimm Regiment seit vielen Jahren. Da war Diebstahl, Mord und Schändung etwas ganz gewöhnliches und es verging kein Tag, wo man nicht von Unthaten besoldeter Büttelwichter hörte. Aber seitdem der hochwürdige Herr von Ravensburg in unserer Mitte, ist es anders worden. Der säubert durch gute Zucht die Stadt von dem Gesindel und macht dabei kein Ansehen der Person. Du hast immer gewünscht, einmal eine seiner öffentlichen Verordnungen zu hören, und weil und der Weg gerade hier über den Markt führet, so will ich wohl warten, bis die Ausrufer kommen."

„Tausend Dank, guter Vater," versetzte das Mädchen. „Aber sagt mir doch, wie kommt es, daß nicht schon früher diesem Unheil gesteuert wurde, da doch schon vor dem frommen Herrn von Ravensburg ein geistlich Regiment in unserer Stadt war?"

„Das ist eine lange Geschichte, Mazia," sprach der Goldschmied, „und ich will sie Dir nur in der Kürze erzählen. Zu unseres armen Vaterlandes großem Nachtheil und Verdruß herrschen gegenwärtig zwei Kaiser im deutschen Reiche: Philipp von Hohenstaufen und des Welfen Heinrich Sohn, Otto. Jeder dieser Fürsten hat eine Parthei im Lande, sowohl unter den Hohen als unter dem gemeinen Volke. Die Kaiser befehden sich, können da ihre Anhänger ruhig bleiben? Nein, auch sie leben in unausgesetztem Streit und Hader. Da muß alle Zucht und Ordnung aufhören. Da die Edeln heute nicht wissen, wem sie morgen gehorchen sollen, heute nicht wissen, ob sie morgen noch im Besitze sind, so leben sie, wohin sie gerathen, in Saus und Braus, pressen den Bürger, berauben den Bauer und ihr ganzer Anhang thut es ihnen treulich nach. Da kann selbst ein gut Regiment nicht säubern und schlichten und unser voriger Herr Bischof war wohl ein tüchtiger Seelenhirte, aber kein Mann zur Verwaltung eines tockeren Landes. So kommt es, daß die Unordnung auch in unserer Stadt heimisch geworden ist, aber Dank der Gerechtigkeit des jetzigen Kirchenfürsten, bald werden wir in unsern Häusern wieder ruhig schlafen können."

Während Meister Wermuth also erzählte, hatten sich ganz in der Nähe einige Bewunderer seiner schönen Tochter eingefunden. Es waren ihrer drei. Der Erste, ein kolossaler Ritter, hatte sich in einen weiten Mantel gehüllt, daß nur zwei schwarze, dichte behuschte Augen aus ihm herausschauten; der Zweite war ein fein geputzter Junker in den bischöflichen Farben, der Dritte ein geistlicher Herr, dem aber Weltlust und Weltwohlleben aus allen Zügen sprach.

„Ein schmuckes Dirnlein," lächelte der Pater, seine beiden Genossen zuerst auf den Goldschmieds Tochter aufmerksam machend.

„Zum Teufel!" rief der Ritter in derbem Baß, „verschließt Eure Stadt solche Blumen, ohne daß Ihr sie pflückt, Junker Georg. Seid doch sonst ein Mädchenblieb wie kein Zweiter in Franken."

Aber der Junker antwortete nicht. Ganz versunken in dem Anschauen des lieblichen Mädchens, machte er nur ein Zeichen nicht zu laut zu sprechen und umschlich dann seine Gefährten, um Maria von vorne betrachten zu können. Als er zu ihnen zurückkehrte, glänzten seine Augen von lüsternem Verlangen und er sprach halblaut: „Die muß mein sein, ehe drei Wochen vergehen, und wenn es den Kopf kosten sollte."

„So gefährlich wird es nicht werden," schmunzelte der Pater, „wenn Ihr es mit Geschick anzufangen verstehet. In der That, das Mädchen gefällt mir selbst nicht übel, und ich bin nicht abgeneigt, Euch beizustehen, um wenigstens Nachlese halten zu können."

„Junker," brummte der Ritter, „laßt Euch nicht mit dem Pfaffen ein. Er schlüpft den Rahm ab und läßt Euch nichts als pures Wasser."

„Für den Pater Gregor stehe ich ein," meinte Georg. „Wir haben schon viel zusammen gearbeitet und er weiß, daß ich in dieser Beziehung wenig Spaß verstehe. Sinnt immerhin nach, Pater! Der Plan sei Euer, die Ausführung mein."

Inzwischen waren aus der Eichhorngasse immer größere Massen, als die Vorläufer des Zugs, auf den Markt geströmt. Näher kommender Trommelschlag verkündigte sein Erscheinen und jetzt rückte ein Fähnlein Lanzenknechte in die Mitte des Marktes vor. Ihm folgten die Pauker und Zinkenisten und diesen der öffentliche Ausrufer, in die bischöflichen Farben gekleidet. Dicht hinter ihm schritt der blutige Vollstrecker des Gesetzes, das Entsetzen und der Abscheu der damaligen Christenheit, der Stöcker und Scharfrichter von Würzburg. Den Schluß machte wiederum eine Abtheilung Lanzenknechte. Kaum hatten sie einen Kreis gebildet und den Ausrufer in ihrer Mitte aufgenommen, als sich auch ein dichter Menschenknäuel rings hinzu drängte, um jedes der gesprochenen Worte zu vernehmen.

„Im Namen und auf Geheiß des hochwürdigen Herrn Bischofs von Würzburg," begann das Organ des Gesetzes, mit Stentorstimme das Summen und Schnarren des Volkes überdeckend. In demselben Augenblicke herrschte tiefe Stille, so weit hatte sich schon der Name des neuen Bischofs Achtung zu verschaffen

Digitized by Google

gewußt. Der Ausrufer wiederholte seine Worte und fuhr dann fort: „Erst in neuester Zeit haben sich wieder Angriffe auf das Leben und Eigenthum friedfertiger Bürger, innerhalb der Ringmauern der Stadt wiederholt. Weilen aber der hochwürdigste Herr Bischof ein Gebieter und liebreicher Herr über fromme Christen und gute Menschen und nicht über Diebe, Meuchelmörder und Ehebrecher zu sein gedenkt, so läßt er der Einwohnerschaft der Stadt, nicht minder den herzoglichen Gemeinden und der in dem Lande Grundeigenthum besitzenden Ritterschaft verkünden: Wer einen Mann erschlägt, oder fähet, oder raubet, oder brennet, oder die Weiber und Jungfrauen nothzüchtigt, oder den Frieden bricht, dem soll man das Haupt abschlagen, ohne Ansehen der Person!"

Kaum hatte der Ausrufer geendigt und wiederholter Trommelschlag das neue Gesetz bekräftigt, als ein stürmisches Beifallrufen des Volkes Kund gab, wie wohlthätig dasselbe für Alle sei. Mochten auch die Pläne und Absichten Einzelner zerstört worden sein, sie wagten nicht, Mißfallen zu äußern, die rasche Justiz eines aus langem Schlafe erwachten Volkes fürchtend.

Als nun der Ausrufer, von dem größten Theil der Menge begleitet, weiterzog, um das neue Gesetz den verschiedenen Landesgemeinden und vor den Thoren der Ritterburgen zu verkündigen, schickte sich auch Meister Wermuth an, mit seiner Tochter heimzugehen. „Siehst Du nun, mein Kind," sprach er zu Marien, „wie wohlthätig es für ein Land ist, von einem weisen und gerechten Fürsten beherrscht zu werden? Wer wird jetzt noch uns anzutasten wagen? Wer, der die Unerbittlichkeit des Bischofs gegen Uebelthäter kennt, wird mit seinem Haupte ein freventlich Spiel treiben wollen?"

„O, ich freue mich auch," entgegnete das Mädchen. „Nun wird Du wohl nicht mehr so viel Bedenken tragen, Väterchen, mich je zuweilen zur Muhme Bernitz hinaus in die Sommelstraße zu lassen. Sie hat mich so lieb und wünscht so sehnlich, mich oft bei sich zu sehen, aber Du meintest immer, es sei selbst am hellen Tage für ein Mädchen nicht sicher und schicklich, über die Straße zu gehen."

„So war es auch, mein Kind. Aber nun sollst Du die Muhme besuchen; das Gesetz wacht und Niemand wird es antasten."

Aber schon im nächsten Augenblicke sollte er erfahren, daß ein blutiges Gesetz erst durch Blut die eigentliche Sanktion erhält und keine Strafe zu scharf ist, um nicht von Einzelnen verachtet zu werden. Aus Anlaß der eben beschriebenen Ceremonie hatten viele Handwerker ihre Werkstätten verlassen, wenige, um aufmerksame Zuhörer abzugeben, als in den Schenken sich eines guten Morgentrunkes zu erfreuen. Daß sich dieser bei Vielen zur Ungebühr ausdehnte, liegt in der Natur dieser Leute, und so kam es denn, daß, als eben Meister Wermuth in der Schustergasse einbiegen wollte, ihm ein Trupp halbtrunkener Arbeiter entgegenzog, der mit rohem Gelächter Straßenbreite nahm und Niemand ohne eine Abgabe passiren ließ. Der Alte wollte zurückweichen, aber schon war er umzingelt.

„Sechs Heller!" rief der Haufen, „drei für Dich, drei für das Mädchen."

Der Meister griff in den Gurt, um durch Erfüllung des Begehrens jede Weitläufigkeit zu verhüten.

„Nichts da!" rief einer der Vorlautesten. „Das ist der reiche Goldschmied an der Ecke der Büttnersgasse, der kann schon jedem von Euch eine Halbe bieten, er hat Batzen. Was mich betrifft, so entsage ich meinem Antheil und bitte mir dagegen von dem hübschen Jüngferchen einen Kuß aus."

„Bravo, Bruder Nürnberger!" klang es.

„Zurück, Trunkenbolde!" rief Meister Wermuth, über solch Verlangen entrüstet. „Achtet ihr so die Befehle unseres Landesherrn? Ist der ruhige Bürger unter seinen Augen nicht sichre vor Euch?"

Ein johlendes Gelächter war die Erwiderung. „Er nennt uns Trunkenbolde, er beleidigt die ganze Zunft!" schallte es durch einander und sogleich war der Meister von seiner Tochter getrennt, herumgestoßen, mit rohen Fäusten gepackt. Maria befand sich in den Armen des Nürnbergers. Da fielen Schwerthiebe auf die Köpfe der Vordersten, Ritter Kurt von Thüngen und Junker Georg von Ravensburg, die dem Mädchen gefolgt waren, brachen sich Bahn.

„Kopf ab den Schurken!" rief Georg, Maria den Armen des Nürnbergers entreißend und an sich ziehend, während Ritter Kurt den Goldschmied befreite. Die verdutzten Handwerker sahen nicht sobald die bischöflichen Farben, als sie die ganze Schaarwache im Anzug glaubten und mit Geschrei auseinander stoben.

„Dank Euch, edle Herren," sprach Meister Wermuth sich erholend. „Ihr kamt gerade zu rechter Zeit. Wollet nicht verschmähen, mit in meine nahe Behausung zu folgen und ein Morgentrünklein zu nehmen von der Hand eines dankbaren alten Mannes."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Lied vom Kaffee.

(Parodie der „Glocke.")

(Fortsetzung.)

Denn selbst bei jedem Kindtaufsfeste
Wird ja der Kaffee hochgeehrt,
Betrachtet als der Gaben Beste
Die uns der Schöpfer hat verehrt. —
Kaum ist das Kind dem Mutterschooße
Entlaufen, als zu gutem Loose
Des Pathchens Freunde sich entschieden
Zu sorgen für des Daseins Frieden;
Die Sorge ist des Lobes Werth.
Dem Jugendkleid entläuft der Knabe,
Bekommt allmälig nun Verstand,
Durchirrt die Welt im kurzen Trabe
Und reicht 'nem Mädchen seine Hand,
Die mit kaum still verborgner Freude
Empfindet, daß sie Lieb' erweckt,
Sie, die im unschuldsvollen Kleide
Das Laster trügerisch versteckt;
Dies täuscht den Mann, der in den Jahren
Der ersten Jugendblüthe stand,
Nur Tugend sieht er, nicht Gefahren,
Bis er zu spät den Wahn erkannt;
Ihm bleiben nur allein die Spuren
Der seligen Vergangenheit,
Denn Disteln fand er auf den Fluren
Der nur geträumten, goldnen Zeit. —!—
Von seiner Liebe banges Hoffen,
Vom Reueschmerz der schlechten Wahl
Gefoltert, unheilsschwer betroffen,
Lebt er sich selber nur zur Qual! —
Doch bald ergiebt er sich im Stillen
In des verhaßten Schicksals Willen.

Seht, wie sich das Wasser hebet;
Wagend seinem Ziele zu,
Von der Flamme Rauch umschwebet,
Gönnt's sich weder Rast noch Ruh.
Mahlt die Bohnen bald
Ohne Aufenthalt
Daß das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Wenn Einer von den Gatten über
Mißtrauen klagt, so stehet lieber
Zur fernen Trennung dann bereit;
D'rum prüfe, wer mit Hymen spielet,
Ob er im Innern Mißtrau'n fühlet,
Eh' es zu spät wird an der Zeit.
Prüfet, es ist nicht vergebens,
Greift nach dem Vergleichungsstab,
Denn das schönste Glück des Lebens
Hängt von dieser Prüfung ab;
Und des Lebens letzte Freude
Endigt mit dem Hochzeitmahl,
Später sieht man alle Beide
Klage führend überall.
Die Eintracht, sie flieht,
Die Zwietracht muß bleiben,
Die Freude verblüht
Durch schreckliches Treiben
Der Frau, die zu Haus,
Ein jämmerlich Leben
Ermunternd zum Streben
In frevelnder Minne
Nach eigenem Sinne
Das Hauswesen leitet
Und Zank nur verbreitet;
Da kehret alsbald im verzweifelnden Muthe
Der Gatte zurück mit zürnendem Blute,
Die Sorgen wachsen, es wanket das Haus;
Und drinnen hauset
Die Lebensgefährtin
Des Aermsten der Männer,
Tritt feindlich entgegen
Auf all' seinen Wegen,
Mit finsteren Mienen
Dem Gatten zu dienen
Ist sie zu jeder Zeit
Willig und gern bereit;
Wo sieht man Gewinn
Bei solcherlei Sinn?! —
Doch gilt es dem Fleiße, erkennt man ein Säumen,
Ein stetes Vergessen, nichtwissendes Träumen,
Sie suchet, verkennend des Daseins Geschick,
Im süßesten Nichtsthun das fehlende Glück,
Und wird anstatt besser, doch immer
Noch schlimmer,
Und ruhet immer.
Doch des Gatten tief trauernder Blick
Still betrachtend die Schönste der Frauen,
Ueberdenkt sein ehlich Glück.
Freude entstrahlet jetzt seinem Blicke
Gewähnet an's düstere Geschicke,
Das zu Fesseln in Schlingen gebogen
Ihn herumwirft gleich Meereswogen,
Lallt noch mit stolzem Mund:
„Fest wie der Erde Grund,
„Gegen der Frechen Macht
„Ist meines Weibes Pracht!"
Doch mit Hymens stolzen Siegen
Kann man sich sehr leicht betrügen,
Die Erfahrung lehrt es oft.

Sind die Bohnen nun zergangen,
Wohl zermalmet und entzwei?
Sehnt mit glühendem Verlangen
Ihr den Augenblick herbei
Wo des Trankes Kraft
Uns Vergnügen schafft?! —
Findet ihr nicht dann im Bilde
Einer weisen Vorsicht Milde?

Digitized by Google

Wohlthätig ist der Liebe Macht
Wenn sich der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er denket, was er schafft,
Entsteht durch diese Himmelskraft;
Doch fürchterlich wird diese Kraft
Wenn Eifersucht sie hingerafft,
Dann folgt sie ihrer eignen Spur
Als freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Wiederstand,
Nicht das Unglück mag zu fassen
Das sie aneinander band,
Denn die Evastöchter hassen
Stets den Zwang von Männerhand.
Durch des Herzens
Treulosigkeit
Entstehet Leid,
Durch des Herzens falsche Wahl
Kömmt die Qual. —
Seht, der Zank erhebt sich jetzt! —
Tief verletzt,
Zornerfüllt,
Klagt die Frau;
Welch' ein gräßlich Schreckensbild
Schau, o schau;
Wuth steigt dann
Bei dem Mann,
Schneller brechen Drohungsworte
Aus der Lippen enge Pforte,
Tönen sie der Frau zum Torte;
Um dieselbe zu belehren
Läßt der Mann die Stimme hören.
Wuth und Zorn in Beider Zügen,
Will sich Keins dem Andern fügen:
In dem Zimmer
Liegen Trümmer
Einst'ger Eintracht aufgeschichtet
Um den Armen, der vernichtet
Sprachlos stehet und beklommen,
Alles ist ihm ja genommen!
Und die Göttin,
Furienähnlich und im Grimme
Tobt und raßt mit wilder Stimme
Sie mit blaßgefärbtem Munde:
„Fluch sei dieser Unglücksstunde
„Die mich ewig an Dich band! —
„Hätt' ich niemals Dich gesehen
„Müßt ich so nicht vor Dir stehen,
„Du machst mir nur Gram, nicht Freude,
„Weißt kein Wort von Ehr' und Zucht!" —
Sie entweicht in wilder Flucht
Nach des Gartens offner Seite. —
Wahrhaft groß,
Hoffnungslos
Weicht der Mann, von Schmerz betroffen.
All' sein Gauben, Lieben, Hoffen,
Sieht er langsam untergehn.

Einsam nun
Ist die Stätte
Wo begann des Streites Wette,
In den leeren Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Sterne schauen
Matt hinein.
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mann zurück;
Beschließet dann, sie aufzusuchen,
Was Zorneswuth ihm auch geraubt.
Ein süßer Wahn hat sich erhalten,
Gewichen sind der Stirne Falten
Der Sehnsucht nach der Gattin Haupt.

Wenn die Elemente kämpfen,
Wenn der Formen Wasserfluth
Ihren Gegner zu bekämpfen
Sich ergießt in heiße Gluth,
Nützt den Augenblick,
Nehmet Eins zurück;
Hemmet ihr des Kampfes Wehen,
Wird uns Glück daraus entstehen.

Im Innern, gleich der Muttererde
Liegt aufbewahret die höh're Macht,
Die immer rege Geisteskraft,
Erhoffend, daß gedeihen werde
Was überlegend der Mensch schafft;
Wohl vieler Erdenwünsche hegen
Wir friedlich in dem Herzen ein
Und hoffen, daß durch Himmels Segen
Wir der Erfüllung uns erfreun.

Tiefergriffen von dem Schmerz
Weilt das Auge himmelwärts;
Aller Zorn ist nun seitdem verkohlet,
Seit der Tod sie von der Erd' geholet. —
Ja, die Gattin ist's, die Böse,
Ja, es ist die Tiefgekränkte,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Aus den Armen nahm dem Gatten,
Seines Eheweibes Pracht
Sinkt in düstre Grabesnacht,
Der erloschnen Augen Blick
Führt ihn zu sich selbst zurück.
Ja des Hauses harte Bande
Sind gelöst für immerdar,
Denn sie wohnt im fernen Lande,
Die nur Trauer ihm gebar;
Um dem Tode zu erliegen
Steiget sie nun bald in's Grab,
Doch selbst in den kalten Zügen
Spiegelt sich die Seele ab.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anekdoten.

(Mord.) Zu Bitiers in Frankreich wurde kürzlich ein Mord begangen, welcher denjenigen, die sich von allzugroßer Furcht beherrschen lassen, zur Warnung dienen kann. Ein Herr Boucheron, der die Merkwürdigkeiten leidenschaftlich liebte, bildete sich unaufhörlich ein, daß Diebe ihn seiner reichen Sammlung berauben wollten. Herr Boucheron, seit langer Zeit Witwer, besaß einen andern Schatz, eine einzige Tochter, ein schönes und sanftes Mädchen von 20 Jahren, welche ihren Vater sorgfältig liebte und, um bei ihm zu bleiben, jede glänzende Partien ausgeschlagen hatte. Das Unglück wollte, daß sie vor einigen Wochen Abends, bevor sie zu Bette ging, die Thür des Schlafzimmers ihres Vaters öffnete, um zu sehen, ob er schlief. Herr Boucheron wird durch das Geräusch der Thüre wach, öffnet, vom Schrecken ergriffen, schnell die Garderine und schießt ein geladenes Pistol, das er stets unter seinem Kopfkissen hatte, ab. Das junge Mädchen, vom unglücklichen Vater in der Verwirrung nicht erkannt, sank, von der Kugel in die Brust getroffen, nieder und starb in einer Stunde nach schrecklichen Leiden. Den Vater tödtete die Verzweiflung; ein durch den Schmerz verursachter Schlagfluß machte seinem Leben ein Ende.

(Zur Geschichte der Ahnungen.) Der Scharfrichter Sanson in Paris erzählte Herrn Appert einst folgende Anekdote, die seinem Großvater, der dasselbe löbliche Amt bekleidete, begegnet war. Eines Tages, so begann er, als der Regen in Strömen vom Himmel herabfloß, hatte sich ein anständig gekleideter Herr von seinem Aussehen unter unsern Thorweg geflüchtet. Mein Großvater bot ihm an, ein wenig in's Zimmer zu treten, bis das Wetter ihm erlaube, seinen Weg fortzusetzen. Der Herr nahm die Einladung bereitwillig an und sagte, als er sich in unserer Stube befand: „Es wäre mir angenehm, zu wissen, wessen Gast ich zu sein die Ehre habe.“ — „Mein Herr,“ antwortete mein Großvater, „ich bin der Scharfrichter, Ihnen zu dienen.“ Hier machte Sanson eine kleine Pause in seiner Erzählung, und fuhr dann ruhig fort: Es ist Ihnen bekannt, daß man in der Welt einige Vorurtheile gegen unser Geschäft hat. Der Herr bezeigte, von dem ich Ihnen hier erzähle, war, als er es erfuhr, nicht im Mindesten betroffen, sondern schien nichts desto weniger mit vielem Vergnügen mit meinem Großvater zu sprechen. „Da mich der Zufall einmal zu Ihnen geführt hat,“ sagte er, „so bin ich neugierig, die verschiedenen Hinrichtungsinstrumente zu sehen; hätten Sie wohl die Güte, mir dieselben zu zeigen?“ — „Mit dem größten Vergnügen,“ versetzte Großpapa, führte den Fremden in das Cabinet, in welchem die Marterwerkzeuge der Reihe nach aufgehängt waren, erklärte ihm den Gebrauch eines jeden, die Schmerzen, die es verursache re. Der Fremde hörte mit vieler Aufmerksamkeit zu und besah Alles genau. Am Besten gefiel ihm das große Schwert und er brach in die Worte aus: „Wahrhaftig, müßte ich einmal auf dem Schaffot sterben, so würde ich wünschen, daß dies Schwert meinem Leben ein Ende machte!“ Als sich das Wetter aufgeheitert hatte, entfernte sich der Fremde, mit dem Versprechen, bald einmal wieder zu kommen. Kurze Zeit nach diesem Besuche ward der Marquis von Lally verurtheilt, enthauptet zu werden.*) Mein Großvater begab sich in das Gefängniß, um das Urtheil zu vollstrecken. Wie groß war sein Schrecken und Schmerz, in dem Delinquenten, den er vom Leben zum Tode bringen sollte, jenen Gast zu erkennen, dem er noch vor Kurzem den Nichtschwert als eine Merkwürdigkeit gezeigt hatte, mit welchem er ihn jetzt enthaupten sollte. Dieser habe kam muthig und entschlossen auf ihn zu und sagte mit ruhiger Stimme: „Als ich Sie vor einiger Zeit in Ihrem Hause besuchte, war ich weit entfernt zu ahnen, daß ich mit selbst das Instrument auswählte, welches mir das Leben nehmen soll. Doch ich stehe Ihnen zu Diensten, thun Sie Ihre Pflicht!“ Sie können denken, mit welchem Schmerze mein Großvater den Befehl gehorchte. (Aus Appert's „Erinnerungen.“)

(Ein Mann, der seine Frau sucht.) Ein französisches Blatt erzählt folgende seltsame Irrfahrt eines deutschen Auswanderers. Ein wohlhabender Landmann aus Neuburg im Großherzogthum Baden, Andreas Bühler, erhielt im vergangenen Sommer einen Brief aus Amerika von einem Verwandten, der sich vor zwanzig Jahren dort angesiedelt und bereits ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Bühler ließ sich durch den Vetter in Amerika bereden, sein Bauerngut zu verkaufen und ebenfalls dahin auszuwandern. Er hatte gegen 10,000 fl. gelöst, welche seine Frau in ihr Corset einnähte und nur das zur Reise unbedingt nöthige Geld in der Tasche behielt. Die Familie begab sich nach Mühlhausen, um von da mit der Eilpost nach Paris und von dort nach Havre zu fahren. Die Frau stieg mit sechs Kindern in das Innere des Wagens und der Mann nahm hinten in der sogenannten Rotonde Platz. Als am zweiten Abend die Pferde gewechselt wurden, stieg Bühler aus und ging in das Posthaus. Der Wagen fuhr aber ab und Bühler kann ihn nicht mehr einholen. Das gutmüthige Bäuerlein hofft indessen, man werde auf der nächsten Station warten und springt dem Postwagen vier Stunden lang nach. Da wird er aber plötzlich mitten im Laufe von Feldhütern aufgehalten und, da er kein Wort Französisch versteht, verhaftet und als Landstreicher erst von der Maire des Orts, dann vom Friedensrichter des Cantons geführt. Nach zwei Tagen endlich, seiner Haft wieder entlassen, eilt er nach Troyes, woselbst er seine theure Ehehälfte zu finden verhofft. Allein die Familie hat ihre Reise weiter fortgesetzt. Sogleich schreibt, durch die Verlegenheit des bedrängten Landmannes gerührt, der Maire von Troyes an die Polizei-Präfectur nach Paris und hernach, da er von da erfährt, daß die Frau bereits nach Havre abgereist sei, nach letzterer Stadt; von wo zuletzt die betrübende Nachricht einzieht, daß sich die Bauersfrau sammt Familie eben nach Amerika eingeschifft habe. Nun war der Unglückliche von allen Mitteln zur Weiterreise entblößt, und nur die Unterstützung, welche ihm die Polizeibehörde zu Troyes gab, setzte ihn in den Stand, wieder — in seine Heimath zurückzukehren.

*) Der Marquis von Lally-Tolendal war, weil er als Befehlshaber in Ostindien Pondichery an die Engländer verloren gehen ließ, zum Tode verurtheilt worden.

Digitized by Google

— Eine unpolitische Begebenheit beschäftigt gegenwärtig — wie die Trierʼsche Zeitung erzählt — in Hamburg alle Essen. Sie klingt zwar etwas wunderbar, soll aber dennoch buchstäblich wahr sein. Ein junger Homburger Daguerreotypist, der wohl nicht genug Beschäftigung fand, faßte den Entschluß, nach Brasilien zu gehen, um dort seine Kunst auszuüben. Um Proben seiner Kunst produciren zu können, bittet er eine Menge Bekannte, ihm zu sitzen, unter andern auch die sehr hübsche Tochter seiner Wascherin. Mit seinem Apparate, einer Partie Platten und den Proben seiner Kunst schifft er sich ein; kaum in Rio Janeiro angekommen, legt er seine Probe aus und es regnet Bestellungen und Geld, da den Brasilianern diese Kunst eine ganz neue Erscheinung war. Eines Tages kommt ein junger Pflanzer aus der Umgegend von Rio mit dem Antrage, ihm unter jeder Bedingung und zu jedem Preise das ausgestellte Damen-Portrait abzulassen, wozu sich unser Künstler gern verstand. Nach einiger Zeit kam der junge Rabob wieder und wünschte den Künstler unter vier Augen zu sprechen, wo er ihm dann gestand: „er habe eine unwiderstehliche Leidenschaft zu dem Portrait gefaßt, er habe sich zwar in ruhigen Stunden selbst gesagt, daß es ein Wahnsinn sei, da er nicht einmal wisse, ob die Dame lebe oder verheirathet sei, er sehe Stunden lang dem Portraite in die Augen, küsse es und trage es stets bei sich; er kommt nun zu ihm, mit der Bitte, ihm Das, was er über jene Dame wisse, mitzutheilen. Der Künstler war rasch mit seiner Wissenschaft zu Ende und der junge Rabob entschloß sich, mit dem ersten Schiffe nach Hamburg abzureisen; er bat den Künstler mitzufahren und bot ihm dieserhalb freie Reise an. Hier angekommen, suchten sie die Wäscherin und ihre Töchter auf, welche sie auch in einer ärmlichen Wohnung fanden. Der Künstler erzählte Mutter und Tochter kurz die Leiden des jungen Brasilianers, und daß er hierher gekommen sei, ihr seine Hand anzubieten, wenn sie noch frei sei. Das Mädchen nahm die Hand gern an, alles Nöthige zur Trauung ward rasch besorgt, und mit dem letzten Schiffe ging der Brasilianer, in Begleitung des Künstlers, seiner Schwiegermutter und seiner jungen Frau, die nun ein paar Millionen commandirt, nach Rio zurück.

(Ein würdiger Nachkomme der Weiber von Weinsberg.) Catharina Henrich, Ehefrau des Schaffers Christoph Thrun zu Hert in der Pfalz, trug ihren Ehemann, den 1621 die Spanier durch einen Trunk ganz krank gemacht hatten, von Hert nach Straßburg, von da nach Neuburg und weiter nach Enstetten, Newach, Kerweiler, Freiburg, Baden, Stanz, Rappertswyl, Konstanz, Ravensburg, Memmingen, Neuburg, Augsburg, St. Gallen, Zürich, Schaffhausen, Bern und Basel, allenthalben mit ihm Curen vornehmen, auf ihrem Rücken. In letzterer Stadt genas er endlich. Sie hat ihn im Ganzen 172 deutsche Meilen getragen.

(Der gehörnte Vater.) Eine wandernde Schauspielergesellschaft führte Schiller's Räuber in der Scheune eines Dorfes auf. Eine Thüre der Scheuer wurde als Eingang zum Thurme des alten Moor benutzt. Dies war nun zufälliger Weise der Eingang zum Stalle, und als daher Karl Moor eben verzweifelnd ausrief: „Heiliger Gott, es ist mein Vater!“ steckte ein Ochs, der in demselben sein Standquartier hatte, in dem nämlichen Augenblicke ganz gemüthlich seinen Kopf zur Thüre heraus, zur nicht geringen Belustigung des Publikums.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Bei der ersten Vorstellung von Bonfards „Kanes von Meran“ bildete der Saal des Odeon-Theaters, der gewöhnlich so farblos ist, von Diamanten und reichen Toiletten. Ueberall sah man Sammet, Gaze, Tülle, Krepp, Atlas und — ausgeschnittene Kleider. Die kleinlichsiemigen Hütchen, die Tardone und die aus Blonden und Blumen gebildeten Kopfputze machten die Mehrheit aus, doch sah man auch viele Coiffüren von Gold und Silberspitzen, welche die venetianischen nachahmten. Eine kleine Mandarinenuelque von Brocat sah außerordentlich originell aus; eine Doppelreihe von Troddeln in Gold und weißen Perlen fiel zu beiden herab. Die junge Dame, welche diese Toque trug, hatte das Haar chinesisch aufgenommen und fünf kleine platte Ringel an den Schläfen. Man bemerkte aber auch viele Guirlanden ꝛc. von Blumen untermischt mit Goldfäden. Selbst auf die Matur erstreckt sich der Luxus in diesem Winter; die Blätter haben nämlich entweder eine Einfassung von Gold oder Silber oder die Aederchen sind durch Gold- oder Silberfaden ausgedeckt. — Der schönste Ueberwurf zu Bällen ꝛc., welchen man diesen Winter gesehen hat, ist der Dharrenüberwurf im Style Ludwig XV. mit Aermeln von Atlas, die mit Spitzen garnirt sind. Man hat ihn von rosa und von blauem Atlas mit schwarzen Spitzen. Die Aermel sind ziemlich weit und sehr graziös und der Capuchon ist so sinnreich verdeckt, daß er eine Pelerine bildet, die mit Spitzen und Band verziert ist. Ein anderer Ueberwurf ist der türkische, ein kleiner Burnus von weißem Cachemir, dessen Capuchon aus drei Stücken besteht und der orientalische Aermel hat. Die frisirene und der coin du feu können im Zimmer anbehalten werden, so zierlich und apropos sehen sie aus. — Sehr beliebt bei den Damen zu Ballettoiletten ist das Gamarao-Corset, welches die Taille ungemein verlängert und die etwas zu stark hervortretenden Hüften verhüllt; es flößt dabei die Brust, welche sehr zusammengepreßt wird, und giebt der Figur eine große Eleganz. — Die Soiretoiletten sehen im Allgemeinen leichter aus als gewöhnlich. Im vorigen Jahre bemerkte man immer mehr seidene Kleider als Kleider von Tülle oder Krepp; dieses Jahr ist es anders; die sogenannten altväterischen Toiletten bilden die Mehrheit. Man hat für Mädchen oder sehr junge Frauen Kleider von glattem Krepp mit Falten, die nach der Taille hinauf kleiner werden. — Modeschriftsteller ist die Herrschaft der Blumen und es erklärt sich dies, da man so viele leichte Kleider trägt. Etwas neues sind die Blätter von himmelblauem Sammet, die man als Guirlanden, als leibchenbouquets und als Zacken auf den Röcken benutzt. Dabei trägt man immer sehr häufig natürliche Blumen und in jedem Falle muß wenigstens der Bouquet in der Hand von natürlichen Blumen sein. Der Haarschur, die Treppen und die Zimmer der Häuser, welche auf modische Eleganz Anspruch machen, müssen immer mit blühenden Gesträuchen geschmückt sein und es ist hier nicht so schwer als man sich vorstellt. Man schließt nämlich einen Vertrag mit einem Gärtner, der die Blumen liefert und nach einer bestimmten Zeit sie durch andere ersetzt. — Die Sammetkleider, welche diesen Winter sehr häufig sind, werden sämmtlich ohne Brettchen und ohne Aermel getragen; die Chemisette läßt nur eine Spitze etwas weiter hervorstehen, als an andern Kleidern. Einige Damen tragen Bäuerinnen-Fichus darunter, welche einen Finger breit über das Sammetkleid hervorstehen und von der dem Uebereinanderziehen Falten bilden, die durch eine Nadel

Digitized by Google

gehalten werden. — Von den vielen Soiree-Kleidern, die wir bemerkt haben, erwähnen wir nur einige, als: ein Kleid von rosa Atlas mit einem breiten Stjepenvolant und einer Tunica von Spitzen, die bis an den Volant reichte; das glatte Leibchen war ebenfalls mit Spitzen belegt wie die ausserordentlich langen Aermel. — Kleid von Seidengaze mit fünf Volants von Goldblonden, welche nur handbreit waren und sehr weit von einander abstanden. — Kleid von ponceau Sammet, an den Seiten venetianisch offen über weissen Atlas mit Bandschleifen, an denen Diamantschnuren hingen; gleiche Bandschleifen auf den Achseln und an dem Leibchen auf einer Bertha von Spitzen. — Kleid von Damast mit einer Blumengirlande in Gold und Seide broschirt, wenig garnirt aber sehr weit und schleppend; das Leibchen glatt und mit drei Reihen vorn mit Diamantknöpfen besetzt. — Ein Kleid von pomeranzgrünem ungerissenem Sammet, schürzenartig mit Gaze und Marabouts garnirt. Eine Art Marabouts umfasste um das Leibchen hinter eine ganz eigenthümliche Bertha. — Drei Kleider von rosa Tülle, jedes mit einer kirschrothen Guirlande gaben einen originellen Anzug; das Leibchen war griechisch. — Kleid von weissem vollem Sammet ohne alle Verbrämung bis auf einen Diamantengürtel, dessen Enden bis auf die Knie hinunterfielen und an jedem ein ponceau Gamelle, deren Blüthe ebenfalls von Diamanten waren. Diese reiche Einfachheit wurde sehr bewundert. Die fünfzehnjährige Tochter der Dame, welche diesen Anzug trug, erschien in einem Kleide von weissem Taffet mit zwei Röcken, welche durch Schleifen von französischem blauem Sammet mit Perlenfransen aufgenommen waren und hatte im Haar zwei eben solche Schleifen. — Sehr beliebt sind die kanasthowis von Cachemir, gestickt ohne linke Seite und sie gefallen wegen ihrer Nagelschrift, ihrer Bärme und ihrer Eleganz allgemein. — Die jetzige Mode, dies dürfen wir nicht verschweigen, zeichnet sich ganz besonders durch das Büchtige der Toiletten und die anmuthige Biegsamkeit der Taille aus. Die Anzüge zum Ausgehen gehen sehr hoch hinauf. Der Hals wird unter den Garnirungen und Bändern verhüllt, das Leibchen hermetisch zugeknöpft und die Aermel ebenfalls sind unten an dem Handgelenk geschlossen. Nur bei großen Soirerouten werden die Schultern und die Brust sehr entblößt getragen. —

Herren-Mode. Die Wintermoden zeigen sich jetzt in großer Anzahl und die Jahreszeit hat wesentliche Veränderungen, namentlich in den Façons der Pantalons hervorgebracht. Die übermäßige und zugleich auch ungraziöse Weite der Pantalons, konnte nothwendig nicht länger als während der Dauer des Sommers sich halten; die Straßen-Pantalons haben in dem obern Theile nicht mehr ausladende Falten, nur haben sie in diesem Theile eine bequeme Weite, die sich nach und nach bis zum Knie, und selbst bis nach unten verringert; ein solider und zugleich sehr beliebter Stoff zu Pantalons heißt gebörder cuir de laine, der ungeachtet seiner Stärke, doch einer gewissen Weiche nicht entbehrt. Eine Mode, zum Theil den Sommermoden entlehnt, besteht darin, die Gilets und Pantalons von dem nämlichen Stoffe anzufertigen, sei es nun von satin de laine, oder von cuir de laine, Stoffe, welche in der Regel einen braunen Grund haben, der mit großen Carreaux, gebildet aus sehr schmalen Städchen, in blau und orange, durchgogen ist; die Form der Westen ist in dem Genre Louis XV. mit kleinen Schößen, und Patten auf den Taschen; die Knöpfe an jenen Gilets sind von einer glänzenden Composition, poliert zur Farbe, und mit Carreaux in Actionen, gebildet nach denen des Stoffes. — Man sieht noch Zuvines, aber sie sind leicht und sehr weich; man trägt auch viele leichte Überröcke, Confortables genannt, von einem warmen, weichen und sehr liebenden Stoffe. — Wir hatten noch den heißen Sommer auf einen strengen Winter gerechnet, aber unsere Berechnungen sind in Wahrheit zu Wasser geworden, denn wenn das so fort geht, so wird uns die sogenannte rauhe Jahrszeit den Rebel und Straßenschmutz hingeben. Die natürliche Folge hiervon ist, daß die Pelze, welche eine wichtige Rolle in den Betrachtungen der Männer wie der Damen spielen sollten, nichts weiter als ein Phantasie-Artikel bleiben, und höchstens als Besatz hinein werden, denn sobald die Kälte nicht dazu zwingt ist, wird man auch nicht die Pardessus, die Pelissen mit Pelz füttern, sie bleiben in der Form von Oberröcken, und man begnügt sich, damit gewisse Kleidungsstücke mit Zobel, oder mit Silberreihen überladen sind, wenden von unseren Pariser Fashionables nicht getragen, man schränkt sie in Deutschland Südamerika; eine recht anmuthige Mode besteht jedoch darin, auf dem Saum seine Roletten zu flechten, welche zugleich die Einfassung eines jeden Knopflochs bilden; dies Ganze macht einen sehr schönen Effekt, sobald ein Knopf von Diamanten aus der Mitte solcher geflochtenen Roletten hervorsteht. — Die Gilets ist in den Salon-Toiletten wieder erschienen; man trägt sie als Jabot und als Manschette, beides klein und zierlich; das Jabot ist schmal, die Manschette steht nur um einen und einen halben Centimeter aus dem Frack hervor, aber es erscheint hübsch und besonders sehr kleidend, denn die Manschette verschönert immer die Hand. — Auf Pantalons von glatten Stoffen oder von Stoffen mit wenig markirten Dessins, bringt man auf der Seitennaht in ihrer ganzen Länge eine doppelten Borstreif an, die anderthalb Cent. von einander getrennt, eine Bande von demselben Stoffe bilden. Diese Bande ist graziös. Die Paletot-Überröcke, wie man sie zugenwärtig anfertigt, versieht man mit einer breiten Berte à cheval gefaltet; man hat nun doch meistens und schmale Phantasie-Taschen. Der Rücken behauptet immer noch seine lange Taille; in einigen Häusern macht man sie schmal, in andern breit. Man setzt auf die Hüften in schräger Richtung Taschen, welche eine mit Patten bedeckt zu sein, à cheval, oder glatt besetzt werden. Kragen und Aufschläge von Sammet; unten am Kragen sind drei Haken und Oesen angebracht, um ihn nach Belieben in die Höhe zu richten. Zu diesen Bekleidungen gehören Westen von mittlerer Breite; eine Tasche für das Taschentuch ist auf der linken Brustseite eingeschnitten; die Vordertheile müssen leicht gefüttert sein. Jenes Kleidungsstück trägt wenig am Körper an; seine Weite markirt sich vorn und hinten, ebenfalls in der Schulterbreite bis zur Taille. Es ist eine Art von Vorhemde oder Donillette, welche man mit oder ohne Unterbekleidung trägt: der Rock ist kurz und liegt wenig über einander, die Falte des Schoßes am Rücken ist gerade. Man fertigt viele dieser Bekleidungen in unsern ersten Ateliers an.

Erklärung der Modenkupfer.

1. u. 2. Maskenanzüge für Damen, die erste trägt das Costüm einer Bauerntänerin, die zweite das einer Spinnerin. 3. Balletsüm für einen Herrn. 4. Maskenanzug für einen Herrn, das Costüm eines Türken.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. André in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

VIII. Jahrg.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen- und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

I. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 7. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Die Brasilienbraut,

Von Mrs. Erskine-Norton.

Unter den Edlen, welche durch die Unruhen in Portugal sehr litten, und die Johann VI. über das atlantische Meer folgten, um sich eine sichere Heimath zu suchen, wenn sie auch in einem andern Erdtheile war, befand sich auch der Marquis Gonsalva.

Er war mit einer jungen und liebenswürdigen Dame verheirathet, die er sehr liebte. Sie litt aber sehr durch die Entfernung von ihrem Vaterlande und ihrer Familie, und ihre Gesundheit wurde noch mehr durch die Beschwerden der Reise erschüttert. Daher kam es, daß sie starb, als sie kaum Brasilien erreicht hatten, während sie einem Sohne das Leben gab.

Der Marquis blieb Wittwer und gab sich lediglich der Sorge für sein Kind und der Verwaltung der Trümmer seines Vermögens hin.

Alonzo, sein Sohn, wurde ein schöner, geistvoller Knabe, anhänglich von Gemüth und sehr schön von Person. Seine, wenngleich dunkle, doch klare Gesichtsfarbe, seine lachenden blauen Augen und weißen Zähne vereinigten sich zu einer merkwürdigen Bildung, sowohl durch ihre Regelmäßigkeit, als ihre natürliche Grazie. — Nur wegen der Erziehung dieses Knaben fühlte der Vater schmerzlich die Ungunst des Wechsels seines Schicksals, da er das Geld nicht erschwingen konnte, ihn zur Vollendung seiner Erziehung nach Europa zu schicken; aber Alles, was Rio de Janeiro darbot, wurde in Bewegung gesetzt, um etwas Rechtes aus ihm zu machen.

Wie Schade ist es, sagte der Marquis zu sich selbst, daß mein Sohn, der ohne Zweifel der schönste und talentvollste Knabe der Umgegend ist, allen Vortheil verlieren soll, den das Geld schaffen kann.

Geld, Geld! wo bist Du zu haben? rief er, ungeduldig das Zimmer durchschreitend. Dann hielt er plötzlich an, und schien ein halbe Stunde lang in tiefe Gedanken versunken. — Nun erwachte er plötzlich aus seinen Träumen, befahl sein Pferd zu satteln, ritt in großer Eile nach einem Kloster und hatte daselbst eine lange Unterredung mit seiner Schwester, der Aebtissin; kehrte dann in sein Haus zurück, schlug die erhaltene Einladung zu einem Balle aus und schrieb den übrigen Theil des Abends Briefe. Ein großes und gewichtiges Paket war an einen portugiesischen Kaufmann auf der Insel

Digitized by Google

St. Paul adreſſirt, der als ſehr reich und angeſehen bekannt war. Ungefähr um die Zeit, wo er eine Antwort erwarten konnte, wurde der Marquis ſehr unruhig und ängſtlich. — Endlich kam ſie an. Alonzo brachte ſie ſeinem Vater, der ſich in ein Zimmer einſchloß und ſie las. — Später wurde Alonzo gerufen. —

Mein Knabe, ſagte der Vater, freudig die Hände reibend, wie würde es Dir gefallen, wenn ich Dich verheirathete?

Alonzo war gerade ſiebzehn Jahre alt und antwortete, ohne einen Augenblick zu zögern:

Es würde mir ſehr gut gefallen, Senhor?

Und als er dies ſagte, dachte er an die ſchönen Augen der Donna Clara, den kleinen Fuß der Donna Julia und an die verſchiedenen Schönheiten von einem halben Dutzend anderer Donnas. —

Dann ſollſt Du Dich verheirathen, fuhr der Vater fort. Sitze nieder, mein Sohn, und höre: ich habe Dir eine wichtige Mittheilung zu machen. Ich brauche Dir nicht erſt zu ſagen, daß wir beinahe unſer ganzes Eigenthum verloren und nur wenig Hoffnung haben, es jemals wiederzuerhalten. In der That, wir ſind ſehr arm. Ich wünſchte, Dich nach Europa ſchicken zu können, damit Du für die nächſten Jahre alle Vortheile des Reiſens und Studirens haben und in die erſte Geſellſchaft eingeführt werden könnteſt. Kurz, ich wünſchte, daß Du den Standpunkt in der Welt einnehmen könnteſt, der Deiner Geburt und Deinen Vorzügen gebührt. — Aber dieſer Wunſch kann ohne Geld nie erfüllt werden, und — Geld können wir uns in unſerer Lage nur durch eine Heirath verſchaffen. —

Eine Pauſe. — Das Blut ſtieg in Alonzo's Wangen; aber, mit dem Kopfe nickend, ſprach er: Ich verſtehe Sie, Senhor. —

Der Marquis fuhr fort:

Senhor Joſef Mendez verdankt ſeine Stellung im Leben meinem Vater —; aber, wir verdankt er auch viel. Er iſt, wie Du wohl weißt, als einer der reichſten Einwohner Braſiliens zu betrachten. Mendez hat nur ein Kind — eine Tochter — die einzige Erbin ſeines ganzen Vermögens. Ich habe zwiſchen Dir und ihr eine Heirath vorgeſchlagen. Dieſe bietet auf der einen Seite Rang und Ehre — auf der andern aber Geld dar. Es iſt nicht zu bezweifeln, daß es der geheime Herzenswunſch des Senhor Joſef iſt, ſeine Tochter an einen Edlen zu verheirathen. — Mit ſeinen ſtolzen Wünſchen hat ſich die Dankbarkeit vereinigt und mein Erbieten wurde mit dem größten Eifer angenommen. Wir ſind übereingekommen, daß ich mit Dir augenblicklich nach St. Paul abreiſen ſolle, wo die Ceremonie der Copulation vor ſich gehen wird. Nach deren Beendigung reiſeſt Du ſofort nach England ab. — Mein werther Freund, Meiſter Morgant, wird Dich in Falmouth treffen. Ich ſchreibe ihm mit dem nächſten nach England abgehenden Schiffe, und biete ihm ein ſo ſchönes Einkommen an, daß ich nicht zweifle, er wird Dich als Vermund, Freund und Geſellſchafter während Deiner fünfjährigen Reiſen und Studien begleiten. Nach Verlauf dieſer Zeit kehrſt Du nach Deiner Heimath, zu Deiner Braut und Deinem Vater zurück. Ich will nur wünſchen, daß ſie nicht ſtirbt, bevor dieſer glückliche Augenblick da iſt. Dann will ich in Frieden ſterben.

Vater und Sohn umarmten ſich ſehr bewegt. —

Aber die Dame, Senhor? fragte Alonzo.

Nun, die Dame, antwortete der Marquis, Deine Dame iſt jetzt nur noch ein Kind. Sie hat noch nicht ihr dreizehntes Jahr erreicht, und ich bedaure, es ſagen zu müſſen. — Der Marquis verſuchte ernſt zu ſein — ihre Geſundheit iſt ſehr ſchwach. Ich geſtehe, daß ich mich nach Allem, was ſie perſönlich angeht, genau erkundigt habe.

Die Vorbereitungen zur Abreiſe wurden ſchnell getroffen. Alonzo, der allgemeine Liebling, nahm Abſchied von allen ſeinen Freunden, mit ſchlagendem Herzen. Sie wußten nur, daß er nach St. Paul und dann nach Europa gehen würde. Dagegen blieb ihnen die beabſichtigte Heirath ein Geheimniß. — Sein letzter Beſuch galt ſeiner Tante, der Aebtiſſin.

Mögen die Heiligen Dich beſchützen, Sohn meines Bruders, rief die gute Dame aus. Alonzo, Du biſt die letzte Stütze und der letzte Sproſſe eines alten und edlen Hauſes. Geſegnet ſei der Zufall, der dieſem Hauſe Vermögen und Unabhängigkeit wieder giebt. — Aber erinnere Dich, Alonzo, Du haſt eine ſehr zarte und ſchwierige Pflicht gegen die Hand auszuüben, die Dir dieſen Segen bringt. Es giebt nichts Gutes in der Welt, was nicht von einem Uebelſtande begleitet wäre. Mögen Dir Deine goldenen Ketten leicht ſein.

Der Marquis ſchiffte ſich mit Alonzo ein und in wenigen Tagen erreichten ſie St. Paul. Am Landungsplatze wurden ſie von Senhor Joſef empfangen — einem kleinen, ältlichen Manne, mit einem langen Zopf, dreieckigem Hut, braunem Rock und geblümter Weſte. — Seine Freude, — ſein Stolz, waren beinahe zu groß für Worte, und das erſte Mal in ſeinem Leben brachten natürliche Gefühle ſeine wohleinſtudirten Com-

Digitized by Google

plimente in Unordnung, was bei einem alten Portugiesen viel ſagen will. —

Das Haus des Senhor Joſef lag in dem Mittelpunkte der Stadt und war von den Nachbarhäuſern weder durch ſeine Außenſeite, noch durch ſein Inneres ausgezeichnet. Bequemlichkeiten hatten hier noch wenige Fortſchritte, als in Rio, gemacht. Es war ein ſchwarzes, baufälliges Gebäude, mit großen, weiß getünchten Zimmern. Reifen altmodiſcher Stühle ſtanden an den Wänden umher, oder reihten ſich doppelt vor einem ehrwürdig ausſehenden Sopha. Zwei kleine Spieltiſche ſtanden ſich an den beiden Seiten des Zimmers gegenüber und waren mit etwas verblichenen künſtlichen Blumen in altmodiſchen Vaſen geſchmückt. Eine franzöſiſche Uhr unter einer Glasglocke und alte maſſive ſilberne Leuchter nebſt Lichten — das war die Meublirung des großen Saales des reichſten Mannes in Braſilien. —

Die Ankommenden wurden am Eingange des Saales von einer kleinen, dicken, gutmüthig ausſehenden Dame begrüßt, die in großblümigen Atlas gekleidet war und vom Senhor Joſef als ſeine Schweſter Thereſe vorgeſtellt wurde. Sie gab Alonzo einen herzlichen Kuß auf jede Wange und führte ihn dann in den Saal, in welchen eben durch zwei Schwarze ein Tiſch getragen wurde, der mit Kuchen und feinen Früchten bedeckt war.

Während Alonzo für dieſe Aufmerkſamkeiten ſeine Complimente machte, ſprachen die Väter allein mit einander.

Das Schiff ſegelt morgen, ſagte der Marquis ſeufzend, es iſt ſehr bald. — Aber wie Sie einſehen werden, iſt es wohlgethan, die Gelegenheit nicht zu verlieren. —

Es iſt ſo, erwiederte Senhor Joſef. Darum iſt auch Alles geordnet. Die Erlaubniß vom Biſchof — der Prieſter — die Zeugen — Alles iſt da und es kann in einer Stunde vorüber ſein.

Und Ihre Tochter? —

Nun, Senhor, Sie wiſſen, daß ſie noch ein Kind iſt und ein krankes Kind. Durch ihre Krankheit und meine vielen Geſchäfte iſt ihre Erziehung ſehr vernachläſſigt worden; darum müſſen wir nun anfangen, das Verſäumte nachzuholen. —

Nun, Senhor, ſagte der Marquis mit einer kleinen Anſtrengung, je eher das Geſchäft beendet iſt, um ſo beſſer wird es ſein.

Senhor Joſef flüſterte mit ſeiner Schweſter, und Beide verließen das Zimmer.

Der Marquis ſagte Alonzo, daß die Ceremonie augenblicklich beginnen werde, und daß er am morgenden Tage ſeine Reiſe nach Europa antreten müſſe. Er hielt es auch für gut, ſeinen Sohn auf die Erſcheinung der Braut vorzubereiten, und nachdem er Alles wiederholt hatte, was der Vater von ihrer Kränklichkeit und vernachläſſigten Erziehung geſagt, fuhr er fort: Beſprich mit, Alonzo, jedes ungünſtige Gefühl, welches in Dir angeregt werden könnte, zu unterdrücken, wenigſtens zu verſtecken. Erinnere Dich, daß wir unſer Schickſal auf dieſen Wurf geſetzt haben.

Wir haben es wirklich, ſagte Alonzo ernſt, aber das Opfer iſt groß.

Alonzo meinte mit dieſer Antwort nicht, daß die Darbringung ſeines Ranges das Opfer ſo groß mache, obgleich der weltkluge Marquis ſeinen Worten dieſe Bedeutung unterſchob. Nein! Das Opfer beſtand nach ſeiner Anſicht in der Darbringung ſeiner natürlichen Reinheit, der noch unberührten Friſche ſeiner Ehre und Unabhängigkeit, und was Jünglinge ſo hoch anrechnen, in der freien Wahl in ſeiner Liebe.

Vater und Sohn zogen ſich nach ihren Zimmern zurück, um ihre Kleidung ein wenig zu wechſeln. — Kaum waren ſie damit zu Stande gekommen, als ſie gebeten wurden, in das Empfang-Zimmer des Senhor Joſef zu kommen.

Sie verfügten ſich dorthin, und fanden hier den Notar, den Prieſter und zwei Zeugen. — Der Marquis erhielt den Ehevertrag, um ihn zu leſen. Er fand darin für ſeinen Sohn Alonzo eine ſchöne Schenkung ausgeſetzt, für welche er dem Senhor Joſef ſeine Dankbarkeit bezeigte, während Alonzo die Hand ſeines neuen Vaters küßte. Der Contract wurde unterzeichnet, beſiegelt, und die Ausfertigung davon an Vater und Sohn übergeben. Sodann wurde Senhor Joſef's Teſtament vorgeleſen. — Er hatte durch daſſelbe, nachdem er für ſeine Schweſter geſorgt und derſelben auch ſein einziges Haus — daſſelbe, in welchem ſich die Familie jetzt befand, — ſchenkte, ſein ganzes übriges, ungeheures Vermögen ſeiner Tochter vermacht. Darauf ſprach er von ſeiner Abſicht, ſein Vermögen ſicher zu ſtellen, denn er wollte ſeine Geſchäfte noch vor der Rückkehr Alonzo's niederlegen. — Er wußte, daß den Marquis in Portugal noch eine große Beſitzung geſetzlich zugehöre, die ihm zwar jetzt noch entzogen war, die er aber wahrſcheinlich noch vor ſeinem Tode würde in Beſitz nehmen können.

Nachdem dieſe Arrangements beendet waren, wurde die Geſellſchaft gebeten, ſich in das Sprechzimmer zu begeben, woſelbſt die Heiraths-Ceremonie vor ſich gehen ſollte.

Der Marquis und Alonzo fühlten beide nicht be-

Digitized by Google

sondere erkenntliche Ahnungen in Beziehung auf die Braut, und nur mit hochschlagendem Herzen konnte Alonzo sich dem Sprechzimmer nähern. Der Marquis aber flüsterte ihm beschwörend zu: — Senhor Josef hat sein Theil gethan. O mein Sohn, um meinetwillen erfülle Du nun Dein Versprechen.

Alonzo drückte seines Vaters Hand, sein Herz war zu voll, um antworten zu können.

Obgleich der Tag sehr schön durch die kleinen Scheiben der Fenster des Sprechzimmers schien, so war letzteres dennoch, wie es gewöhnlich in katholischen Capellen der Fall ist, durch eine große Menge Wachsstöcke erleuchtet, was eine sehr unangenehme Wirkung hervorbrachte. An der Thür standen zwei Reihen schwarzer Sclaven, männliche und weibliche. Der Priester und die Zeugen nahmen ihre Plätze ein, ebenso der Marquis und Alonzo. Senhor Josef ging, seine Tochter und Schwester zu rufen. Wenige schmerzliche Minuten waren vergangen, als man ein Geräusch in dem Gange vor der Thür hörte.

Eine zwar weibliche, aber schrillende Stimme schrie: Non quero, non quero! (Ich will nicht, ich will nicht!)

Einen Augenblick später erschienen Senhor Josef und seine Schwester in der Thür. Sie schleppten beinahe hinter sich her eine dünne, schwärzliche, lange Gestalt, welche durch Kratzen, Beißen und Schreien allen Widerstand leistete, dessen sie fähig war. — Der Vater und die Tante hatten Beistand von vier jungen Mulattinnen, deren unverdentliche weiße Kleidungen und aus den Haaren gefallene Blumen davon zeugten, welchen vergweiflungsvollen Dienst sie hatten leisten müssen. Die Braut selbst war in dicken italienischen Mousselin, reich mit Atlas verbrämt, gekleidet; aber das Kleid war, nach dem portugiesischen Geschmack, beinahe eben so gelb wie ihre Gesichtsfarbe. In den Ohren und um den Hals des jungen Mädchens befanden sich große Diamanten und Perlen, von ungeheurem Werthe. Ihre Haare, welche man vergebens zu flechten versucht hatte, lagen lang und schwarz auf ihren Schultern ausgebreitet. — Aerger und Widerwillen waren tief in ihrem Antlitze ausgedrückt.

Senhor Josef und die Tante waren sehr betroffen und alle Anwesenden staunten.

Aber der arme Alonzo! — sein Blut lief kalt durch die Adern. Beinahe wurde er ohnmächtig, und nur der beschwörende Blick seines Vaters hielt ihn vom Davonlaufen zurück. — Als die Braut, in die Mitte des Kreises gestellt, sich kaum frei sah, warf sie ihre langen Haare zurück und sah sich erschöpft um, denn augenscheinlich hatte sie in dem eben beendeten Kampfe alle ihre Kräfte angestrengt. — Zuerst richtete sie ihre Augen auf den Marquis, dann kehrte sie solche Alonzo zu. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Lied vom Kaffee.

(Parodie der „Glocke.")

(Schluß.)

Nun bringt noch als Kafferwürze
Schnell den Zucker jetzt herbei,
Eilet, auf daß in der Kürze
Alles wohl besorget sei;
Schlagt ihn zierlich klein,
Waschet die Tassen rein,
Denn die Reinlichkeit vor allen
Mag den Menschen wohl gefallen.

Freudig richtet seine Schritte
Nach Terpsichorens Hallen
Schnell der Tänzer. Deren Mitte
Ist der Raum für seine Lust.
Und das Mädchen,
Priesterin der wilden Göttin,
Ihres Lebens
Wohl gewarnet, doch vergebens,
Opfert sie
Leis' sich sagend:
„O, wie süße,
„Herzbeleidend,
„Frohverbrennend
„Ist der Tanz!"
Und die Priester sind geschmücket mit
Festesglanz;
Alle Häuser werden Küller,
In den gasdurchströmten Hallen
Sammeln sich die Götzendiener,
Um den Reigen zu beginnen;
Schwarz bedecket
Sich der Himmel,
Doch den frohen Tänzer schrecket
Nicht die Nacht;
Bis der Reue Qual ihn wecket
Und er aus des Irrthums Wahn erwacht.

Böse Tanzsucht,
Folgenreiche,
Wo gar öfters das Ungleiche
Mit dem Gleichen sich verbindet,
Wo manch' Unheil sich gegründet; —
Vom Tanz erhitzt, und athmend kaum,
Verläßet man des Saales Raum,
Kühlung, fern vom Lustgetöse
Sucht man in des Gartens Größe
Und vergisst im Augenblick
Oft des ganzen Lebens Glück.

Digitized by Google

O Gesundheit,
Himmelsgabe,
Hingeopfert,
Wird man erst vermissen Dich:
Möge nie die Nacht erscheinen,
Wo vom Uebermaaß der Freude
Schnell die Lebenskräfte schwinden,
Dieser Vorwurf,
Der mit schrecklicher Gewißheit
Strafen droht,
Nimmt uns der Empfindung Freiheit
Die das Leben hat.

Unsre Arbeit macht Vergnügen,
Geht, bald nahet der Ertrag,
Und in euren heitern Zügen
Spiegelt sich der Vorgenuß.
Wenn sie nicht entrann,
Bringt die Milch heran,
Die der Herr erst heut gekaufet
Weiß wie Schnee und ungetaufet.

Ein Jeder kann den Kaffee trinken
An jedem Ort, zu jeder Zeit,
Ein wenig nur braucht man zu winken
Und Alles ist sogleich bereit,
Man läuft, um sich beliebt zu machen
Mit Freuden durch die halbe Welt,
Verrichtet viele andre Sachen, —
Aus Höflichkeit?! — nein, für das Geld,
Denn in der Tabagien Zimmer
Befriedigt man die Geldsucht nimmer,
Und wo dieselbe wächst und blüht,
Theils Nachtheil man, theils Vortheil sieht.

Doch wehe, wenn sich bei dem Tanzen
Der Geist des Widerspruchs gehäufe,
Wenn Alles dann zu einem Ganzen
Vom Streit entflammt, zusammenläufe,
Beredsamkeit versucht zu schlichten
Und einzuhalten dem Gebraus,
Doch nichts vermag sie anszurichten
In dem mit Haß erfüllten Haus.
„Ha, welche Frechheit!“ hört man schallen,
Ein jeder greift zur eignen Wehr,
Der Kämpfer sieht man Manchen fallen
Und Alles kommt und sieht daher.
Da werden Lämmer zu Hyänen
Und treiben mit dem Leben Scherz,
Die Mädchen flehn, im Auge Thränen,
Nicht fühllos gegen Andrer Schmerz;
Nichts friedliches ist mehr, es tönen
Sich alle Bande ohne Scheu,
Der Gute räumt den Platz dem Bösen
Und Jeder gibt den Andern frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Affen Wuth,
Jedoch das schrecklichste der Schrecken
Das ist der Mensch in seiner Wuth.

Weh' denen, die nur selten finden
Der Nächstenliebe Ernstsinn,
Die sich an leere Worte binden
Und gute Werke feindlich fliehn.

Freude hat uns Gott gegeben,
Blicket her, denn rein und hell,
Dampfend, wallend, sprudelt eben
Farbig der geliebte Quell.
Auf, es ist vollbracht,
Ch' wir noch gedacht!
Nehmt die Form nun schnell vom Heerde
Daß nicht Lust zur Trauer werde.

Herein, herein!
Ihr Leute alle, schließt den Reih'n
Daß wir des Werkes und jetzt freun
Und seinem Zwecke liebend weihn.
Zur Eintracht, zum herzinnigen Vergnügen
Soll der Bestimmung er nun bald erliegen.

Erfüllet ist dann sein Beruf
Wozu der Schöpfer ihn ersinnt,
Drum soll, hoch über'n Erdenleben,
Nach fernem, blauen Himmelszelt,
Der Ruhm des Kaffee's sich erheben
Durch Lob und Dank der Erdenwelt.
Soll eine Stimme sein im Innern
Die tönen soll in Ewigkeit,
Um immerdar uns zu erinnern
An seines Daseins Würdigkeit.
Denn er nur ist der Reiz des Lebens,
Er ist es, der uns stets erfreut,
Wer ihn verehrt, lebt nie vergebens
Und schmeckt der Erde Süßigkeit.
Mit innig süßem Wohlbehagen
Erfreut er uns zu jeder Zeit,
Selbst wenn uns Angst und Sorgen plagen,
Durch seine süße Bitterkeit.
Wenn gleich der Trank im Mund vergeht,
Der uns belebet, uns erhält,
So lehret er, daß Nichts bestehet,
Daß alles Irdische verfällt.

Gießt nun aus der Formen Weite
Die bis oben angefüllt,
Unser Labsal, unser Freude,
Der Erquickung süßes Büd;
Kochet, schenkt und trinket,
Auf, der Koffee winkt,
Er verscheuchet alle Sorgen,
Ihn, nur ihn laßt uns besorgen,

Kleingschocher.

A. K...r.

Digitized by Google

Miscellen und Anekdoten.

— Karl Herzog von Ermilly und Laura von Rourville liebten sich und vergaßen sich. Laura wurde Mutter und hatte den schrecklichen Muth, das arme Kind, das sie gebar, von sich zu stoßen. Der junge Herzog nahm es und übergab es dem Findelhause. Es war am 11. November des Jahres 1823. Das Kind hieß Margarethe.

Der junge Herzog verheirathete sich später mit Laura von Rourville, aber ihres armen unschuldigen Kindes wollten beide sich nicht erinnern.

Siebzehn Jahre verginzen so. Zu Ende des vorigen Jahres bewohnten der Herzog und die Herzogin ihr Schloß zu . . .; der Himmel schien ihre Ehe gesegnet zu haben; vier Kinder erfreuten sie. Eines Abends aber, als die Herzogin eine ihrer Tanten besucht hatte, kam sie bleich und mit verstörtem Geschäfte zurück und begab sich sogleich in ihr Zimmer, als werde sie von einer großen Gefahr verfolgt. Ihr Gemahl folgte ihr und sie sagte ihm: „ach Du weißt nicht, was ich entdeckt habe — Margarethe, unser Kind, ist das Kammermädchen meiner Tante."

„Weiß sie es?"

„Noch nicht."

„Sie darf es nie erfahren!" sprach der Herzog mit finsterem Blicke. —

Am andern Tage brachte man Oscar von Ermilly, den ältesten Sohn des Herzogs, der früh auf die Jagd gegangen war, todt in das Schloß. Er war über eine Hecke gesprungen, ein Zweig hatte den Drücker am Gewehre berührt und der Schuß hatte dem jungen Manne den Kopf zerschmettert.

Die Herzogin beweinte bitterlich ihren Sohn und ließ ihm ein prachtvolles Grabmal errichten. Als sie aber Margarethen wieder sah, schauderte sie vor Entsetzen, denn sie ahnte gleichsam die göttliche Rache.

Margarethe war groß und schön. Um sie zu entfernen, rieth der Herzog, sie zu verheirathen und er wählte den Sohn eines seiner Pächter für sie aus. Aber Margarethe wollte den ihr bestimmten Bräutigam nicht annehmen.

Drei Monate später unterlag Clara von Ermilly, die älteste Tochter des Herzogs, einer unbekannten Krankheit und die Herzogin beschwor ihren Gemahl, zur Sühnung ihrer Schuld Margarethen anzuerkennen.

Der Herzog weigerte sich.

In der folgenden Woche spielten die beiden noch übrigen Kinder der Familie im Park des Schlosses und sie fanden schöne Beeren unter einem Busche. Das eine der Kinder konnte der Lust nicht widerstehen, die lockenden Beeren zu kosten; es aß davon und starb an dem Gifte.

Die Herzogin war der Verzweiflung nahe und flehete ihren Gatten auf den Knieen an, ihren Wunsch zu erfüllen und Margarethen als Kind anzuerkennen. Der Herzog war nicht zu bewegen. Aber das Schicksal schien die Familie zum Opfer auserkoren zu haben. Die Masern herrschten bösartig in der Gegend und das letzte Kind der herzoglichen Familie unterlag.

Die Herzogin hörte nun auf nichts mehr als auf ihre Verzweiflung. Sie eilte zu ihrer Tante, warf sich Margarethe zu Füßen und gestand ihr das Geheimniß ihrer Geburt.

„Unser Name," sagte die unglückliche Mutter hinzu, „unser Vermögen; unsere Liebe, Alles ist Dein."

„Und Ihr Gemahl, mein Vater?"

„Vergeihe auch ihm. Er wird Dich sicherlich eben so lieben wie ich."

„Morgen," entgegnete das junge Mädchen mit ruhiger Würde, „werde ich Ihnen meine Antwort senden."

Am andern Tage suchte man Margarethen vergeblich; sie war in der Nacht entflohen mit dem, welchen sie liebte, mit dem Sohne einer der ersten Familien in der Gegend, und noch weiß man nicht, was aus ihr geworden ist. —

(Aus Paris.) Besorgnisse wegen politischer Zustände im In- und Auslande, Nachrichten von Hungersnoth in vielen Departements und Geldverlegenheiten an der Börse werfen einen Schatten auf die Soiréen, Bälle und Carnevals-Freuden der Hauptstadt, aber noch nachtheiliger wirkt darauf ein im Hinterhalte lauerndes allgemeineres Uebel, welches seinen Weg trotz fest verschlossener Thüren und Fenster, trotz wachsamer und difficiler cerberusartiger Portiers in jedes Haus findet und nicht danach frägt, ob seine Inwohner bereitet mit andern Calamitäten zu kämpfen haben; — dieses Uebel, dieser unaufhaltsame Feind ist — die Influenza. Ganz Paris leidet am Schnupfen, — ganz Paris hustet, — von der Faubourg St-Antoine bis zur Barrière d'Etoile. Es giebt im Laufe des Tages gewisse Stunden, wo die Temperatur plötzlich fällt und dann vernimmt man, bei einiger Aufmerksamkeit, ein Geräusch wie das Stufzen der Erde vor einem Erdbeben — denn 900,000 Pariser husten. Predigten, Concerte, Opern u. s. w. werden häufig durch ganze Chöre von Niesenden und Hustenden unterbrochen und ungemischbar.

— Ein junger Fashionable in Edinburgh, der für sein Leben gern einen Schnurrbart gehabt hätte, fragte endlich einen seiner Freunde, wie er einen so schönen Bart bekommen habe. „Nichts ist leichter," entgegnete dieser Freund; „ich verschaffte mir einen Topf Pomade von dem Fette eines prächtigen Ebers, der kürzlich in London verschieden ist; noch habe ich die Hälfte davon und diese steht Dir zu Diensten." Ein so freundliches Anerbieten konnte nicht abgeschlagen werden; die noch halb volle Pomadenbüchse wurde noch denselben Tag dem jungen Ecuyer zugeschickt, der sich breitte, sogleich davon Gebrauch zu machen. Kaum waren einige Stunden vergangen, so fühlte er ein brennendes Jucken. „Die Pomade wirkt!" dachte der junge Fashionable, der mit der größten Ungeduld auf den nächsten Tag wartete. Aber o Schmerz! statt des Flaums, den der junge Mann wenigstens zu sehen gehofft hatte, bemerkte er, daß die Haut sich von der Lippe abgelöst hatte und Blasen entstanden waren. Die Löwenpomade war weiter nichts als gewöhnliches spanisches Fliegenpflaster gewesen. Der Stutzer war darüber höchst entrüstet und sobald er ausgehen konnte, ohne daß ihn die zu sichtbaren Spuren des Unfalles lächerlich erschienen ließen, forderte er seinen treulosen Freund zum Zweikampf heraus. Zwei gemaue Bekannte der beiden Kämpfer sollten Secundanten bei dem Kampfe sein, der nur mit dem Tode des Beleidigers oder des Beleidigten aufhören sollte; ein junger Arzt, gemeinschaftlicher Freund, hielt sich bereit, die Wunden zu verbinden. Als Waffen wurden Pistolen gewählt,

Digitized by Google

und die Entfernung bestimmte man auf fünf und zwanzig Schritte. Auf das gegebene Zeichen knallten auf einmal zwei Schüsse.

Der Schnurrbartliebhaber fühlte sich an der rechten Seite getroffen und rief: „Ich bin verwundet, ich bin verwundet! ich muß sterben!“ Der junge Arzt legte auf die Wunde sogleich ein Tuch, das sich augenblicklich mit Blut bedeckte. Bei diesem Anblicke fiel der Besiegte in Ohnmacht und der Sieger ergriff die Flucht, um sich der Strenge der englischen Gesetze über den Zweikampf zu entziehen. Nur die Secundanten verloren den Kopf nicht und fingen an, aus vollem Halse zu lachen. Alles war nur ein Spiel gewesen. Man hatte um eines so unbedeutenden Streites willen das Leben zweier junger Männer nicht auf das Spiel setzen wollen. Die Pistolen waren behahl mit Korkkugeln geladen worden, und für den Fall, daß eine dieser nicht sehr gefährlichen Kugeln einen der Kämpfenden treffen sollte, hielt der junge Arzt ein mit frischem Blute besudeltes Taschentuch bereit. Am nächsten Tage begegneten einander die beiden jungen Herren, vollkommen versöhnt, in einer der glänzendsten Gesellschaften Edinburghs, ohne daß sie fürchteten, von der Polizei zur Rechenschaft gezogen zu werden.

(Der Häuserspeculant.) Kommt vor einiger Zeit ein Mann zu einem Breslauer Bürger und macht ihm sein Haus feil. Dem Breslauer ist aber keineswegs sein Besitzthum verkäuflich, doch über in aller Welt widersteht Gethanerbietungen, namentlich wenn sie, wie hier, von einer Snabe begleitet sind, die mit Tausenden um sich wirft, als wär's alt Eisen? Dem Kaufslustigen gehört nach seiner Versicherung bereits die halbe Welt und er hat sie baar bezahlt. Es ist daher auch bei ihm von nichts als von Baarzahlungen die Rede, und in Zeit von einigen Stunden ist es ihm gelungen, den schlichten Handwerksmann zu bereden, ihm um die Summe von 45,000 Thalern das Haus zu verkaufen. Der Contract wird augenblicklich ausgefertigt und der Käufer eilt damit von dannen, rennt in das von ihm erkaufte Haus — der frühere Besitzer wohnte nicht in demselben, sondern zur Miethe — und schaltet und waltet dort nach Belieben. Dem einen Miethsherrn wird gekündigt, dem andern der Miethzins bedeutend erhöht, ein dritter muß sich dieß und jenes gefallen lassen, kurz: die eigenmächtigen Dispositionen des neuen Hausbesitzers wollen kein Ende nehmen. Da fällt dem Verkäufer plötzlich ein, daß in dem so schnell hingeworfenen, aber bereits unterzeichneten Vertrag kein Termin für die Baarzahlungen stipulirt ist. Er eilt deßhalb zu dem Käufer, um dieß nachträglich festzusetzen: dieser aber erklärt ihm mit naivster Offenherzigkeit, daß er zwar das Haus baar bezahlen werde, im Augenblicke aber keinen Kreuzer Geld besitze, daß nirgends ein Termin zur Abbezahlung bestimmt sei, das Gebäude contractlich sein gehöre und er den Kaufschilling, wenn er einst zu Geld komme, baar entrichten werde. Der Bürger läuft zum Magistrat; allein auch dieser ist nicht im Stande, ihm zu helfen; nirgends sei ja im Vertrag ein Zeitpunkt der Zahlung festgesetzt, ihm bleibe also nichts übrig, als sich mit dem Käufer auf außergerichtlichem Wege abzufinden. Dies geschieht dann auch, und nach vielem Hin und Herreden, Protestationen u. dergl. muß der Handwerksmann und weiland Hausbesitzer froh sein, sein Haus um 2000 Thaler Entschädigung dem Häuserspeculanten wieder abkaufen zu können.

(Abbet-Kader.) Da es den Franzosen eben immer noch nicht gelungen ist, ihren Erzfeind, den schlauen Abdek-Kader einzufangen, so suchen sie sich einstweilen an demselben auf blutige Weise zu rächen. In Havre, auf den elysäischen Feldern zu Paris und an mehreren andern Orten ist Abdek-Kader in Lebensgröße zu Fuß und zu Pferd aufgestellt, dazu dienend, Bogenschützen jeden Alters in ihrer Kunst zu üben. Auf diese Weise wird er nun täglich mehrere hundert Mal so gut getroffen, daß er niederstürzt. Es geht aber mit seinem Bilde gerade so, wie mit ihm selber: so oft er niederstürzt, steht er, seinen Feinden trotzend, immer wieder auf. Da zudelt denn das Volk bei seinem jedesmaligen Sturze laut auf, schreit Victoria, und schießt ihn von Neuem nieder, und zwar sind es nicht etwa Kinder, sondern bärtige, ja graubärtige Männer, welche sich an Frankreichs Todfeind auf diese Art rächen.

(Neue, auch andern Orts sehr zu empfehlende Art, Schulden einzureiben.) In Paris sah man kürzlich in der Rue de Seine einen Mann vor der Wohnung eines Studenten auf- und abgehen. Er hatte auf dem Rücken einen ungeheure großen Anschlagzettel angeheftet, auf welchem die Worte verzeichnet standen: „Herr N. N. schuldet mir 20 Flaschen Rheinwein; ich gebe nicht bälder vom Platze, bis er mich bezahlt.“ Ist aber nicht lange dagestanden oder auf- und abgegangen; die List gelang, der Student bezahlte und der Wirth zog fröhlich von dannen, seinen neuen Mantel andern Gläubigern böser Schuldner zur Nachahmung empfehlend.

— Ein Jesuit hatte zu seiner Geschichte der gallicanischen Kirche das sehr bedeutende Motto gewählt: „Euer Glaube ist unser Sieg.“ Ein Philosoph schrieb darunter: „Eure Dummheit ist unsre Stärke.“

— „Punch“ räth den nothleidenden Arbeitern, sich schwarz zu färben und als Neger zu melden, dann werde ihnen die englische Hilfe nicht entgehen; weiß seien sie nicht interessant genug.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Zwei Arten der Toilette beschäftigen unsere Damen jetzt vorzugsweise, die zum großen Putz und die zum Besuche; die letztern nähren sich den Promenadenanzügen, entfalten aber größeren Luxus durch die Wahl des Pelzbesatzes, der Stoffe, der Shawls und eigentlichen Schmuckachen, welche die Toilette vervollständigen nebst Kragen und Manschetten von kostbaren Spitzen. Die Kleider selbst sind doch hinauf gehend mit knappem und sehr wenig geflesstem Leibchen; ist das Kleid von Sammet, so bringt man auf dem Leibchen gern Revers von Atlas in gleicher Farbe an, welche von den Achseln beginnen, sich allmälig nähern und verkleinern bis an den Gürtel. Oftmals setzen sich diese Revers auch auf dem Rocke fort und in diesem Falle müssen sie wieder breiter werden, je mehr sie sich dem untern Saume nähern. Auf dem un-

Digitized by Google

gestickten Sammet und dem Atlas sieht nichts so gut aus als eine Besetzung von Chinchilla unten herum nebst gleichen Manschetten und Muff. — Die Ballanzüge erinnern deutlich an zwei Epochen der Vorzeit, an das Jahrhundert Ludwigs XIV., das sich durch den Reichthum des Sammetes auszeichnete und an das Ludwigs XV., welches man die Zeit der Blumen und Spitzen nennen könnte. Es versteht sich von selbst, daß die aus jener Zeit genommenen Formen noch dem jetzigen Geschmacke modificirt sind, wenn man auch den Ursprung leicht erkennt. — Häufig haben die Ballkleider ein glattes Leibchen mit drei Näthen vorn. Die Schneppe ist immer sehr spitz und sehr deutlich vortretend; man bringt zwar auch hinten eine an, aber sie verliert sich in den Falten des Kleides. — Viele Leibchen von Tarlatan sind in Falten gelegt, welche durch ein Bündchen gehalten werden, das in Gold oder in Chenille gestickt oder mit von Sammetfunkelschönchen gerahmten Arabesken versiert ist und um die Brust und die Schultern herumgeht. — Andere Leibchen mit vierkantem Ausschnitt à la Giraffe Marlowe getragen, d. h. an den Achseln sehr herabfallend, von wo aus Falten laufen, die an der Taille durch einen Gürtel in Silber und Blau oder Gold und Kirschrorth gehalten werden. Dieser Schnitt eignet sich besonders für sehr schmächtige schlanke Damen. — Auch griechische Leibchen sieht man. — Der Aermel sind außerordentlich klein und zierlich und werden mit Blumen, Pagenschleifen oder Edelsteinagraffen verziert. Einige bestehen aus drei schwalen Streifen, welche sich in verschiedener Art kreuzen und auf den zweiten Attalaermel eine Art Epaulette bilden. Diese Anordnung des Aermels sieht besonders gut aus in Krepp und Tarlatan. Andere Aermel bestehen in Puffen oder sind gerichtet. — Die Röcke werden, wenn sie von Atlas sind, mit Spitze oder mit Perlen gestickt oder mit Volants von Spitzen ausgeputzt; sind sie von Krepp, von Tülle, von Tarlatan, so sind sie doppelt oder tunicaartig und der obere Rock dieser Art wird an einer Seite mit Blumen aufgenommen. — Die neueste Neuigkeit sind die mit Spitze gestickten Kleider, deren Stickerei über so leicht ist, daß sie leichte Stoffe gar nicht schwer machen. Die hellen Kleider à la Agnes von Meran oder Imperia Florentelles. Als Beleg auf leichten Ballkleidern sieht man auch die catalonischen Franzen von Gold oder Silber sehr. — Auf einem der letzten Bälle bemerkte man eine Dame, welche auf ihrem Kleide von weißem Moire zwölf kleine Spitzenvolants hatte, während vorn an beiden Seiten breaut dicke Rosen angebracht waren, welche man unter den Spitzen nur zur Hälfte sah. Das Leibchen war sehr gestickt mit Spitzen, der Schneppe, von unten bis in die Mitte offen, so daß es ein V bildete. In der Oeffnung dieses V bemerkte man nur Rosen ohne Blätter, was etwas an das bekannte Bild der hell. Cäcilienth in den Augenblicke erinnert, als ihr der Gemahl den Mantel öffnet und nur Rosen findet. Im Haar hatte die erwähnte Dame an jeder Seite des Kopfes zwei dicke Rosen gleich denen am Leibchen und auf dem Rocke. — Die Mantelkleider, welche die Mitte zwischen dem Mantel und der Visite ausmachen und die man Redingote nennt, sind meist von Atlas. Sie sind rund herum ziemlich breit aufgepaßt und haben sonst keinen Ausputz. Die elegantesten, die wir sahen, waren von rosa und von weißem Atlas. Der Capuchon daran war mit einer Spitze garnirt. — Die Sammetmäntelt trägt man meist mit reichem Pelzbesatz. — Der reine Gaschmirstoff wird von allen Damen sehr gesucht, namentlich zu Kleidern zum Ausgehen wie von den Herren zu Westen. Reiche Stickereien oder eine zierliche Verzung von Pelzmenkiarbeit tragen viel zur Erhöhung der Schönheit dieses Stoffes bei. Einer der schönsten Gegenstände der Toilette, welche man daraus fertigt, sind die Ueberwürfe, deren man sich bedient, wenn man vom Balle geht und die Garnituren. Dazu sehen die schönen Kopfputze vor, welche man diesen Winter vorzugsweise liebt. Sie sind meist klein und hauptsächlich aus Spitzen, aus Sammet mit Golde borden oder aus Gold- oder Silberpassementierarbeit gemacht. Namentlich trägt man sehr viele sogenannte spanische Kopfputze und die Modearbeiterinnen wissen mit außerordentlichem Geschicke die historischen Kopfputze der Schönheiten von Granada und Murcia nachzuahmen. So wie diejenigen, welche sich am Hofe der flotzen Isabella zu der Zeit bemerkich machten, als die Mauren für immer aus Spanien nach so harter nächtigem Kampfe vertrieben waren.

Herren-Mode. In Schnitt und Verfertigung für Ballanzüge ist keine Veränderung eingetreten, beide sind sich ziemlich gleich geblieben, wenn gleich man die Kragen etwas höher macht, und ringsum gewölbt, etwas breiter umschlägt. Die Taillen sind noch immer lang, wenn auch nur zwei Cent. unter die Hüfte herabgehend, die Anzüglen sind gerade geschnitten, leicht zugespitzt, nur sind die Spitzen derselben etwas gerundet. Auch die Schöße gehen nicht weiter als bis auf das Knie. Die Vordertheile sind auf der Brust rund wattirt, so daß, ohne Falten zu werfen, alle Theile derselben genau hervortreten. Die Aermel sind halbweit und mit zwei Reihen Knöpfen. Ebenfalls sind die Knöpfe klein und flach, und meist von forçonirtem Eordonet; für blaue Röcke trägt man jedoch goldene Knöpfe. Die Hosen, die man am liebsten zu Ballanzügen und in Gesellschaften trägt, sind schwarz, mit Bandgirin, dunkelblau und grünlichem Tuch. — Ueberhaupt giebt man allen dunklen Farben für diese Anzüge den Vorzug. — Ballwesten von buntfarbenen Sammtstoffen, weißen broderten Piques und theils weißen, theils dunkeln Cashemirstoffen werden am meisten getragen, ihr Schnitt hat ebenfalls keine Veränderung erlitten, man trägt sie mit Stehkragen, weit geöffneter Brust und langen Vorderntheilen, abwechselnd auch noch mit Shawls. — Die Hosen sind halbweit und mit fest angenähten Stegen, und die herrschenden Farben dafür sind schwarze und weiße Satins. Auch mit den Stadtanzügen ist keine Veränderung, weder im Schnitt noch sonst, vorgegangen, eben so wenig mit den Westen, die man von den gerade beliebtesten Stoffen theils mit Steh-, theils mit Shawlkragen trägt. — In sehr kalten Tagen trägt man kurze Crispinenmäntel, als Hausanzug den Rockpaletot und weite Hosen. — Die langen Taillen haben nun die Aebertreibung erreicht, man fängt daher an, sie wieder der Länge zu machen. Der kurze und schmale Frack-Schooß wird einen Ausschnitt über dem Leibe, wird zu Ball und Soiree vorgezogen. Ueberhaupt werden die anliegenden Röcke oder Fracks ganz bequem nach der Körperform, aber nicht festanliegend, gemacht. — Die Westen haben keine Veränderung erlitten; man trägt jede beliebige Form. Zu Ball hat die gerade und stehender Brust den Vorzug. — Die Beinkleidet trägt man für den Winter nicht so weit als den vergangenen Sommer. Die Vorderntheile werden jetzt wieder breiter gemacht. Die innere Naht wird nicht geschweift, sondern nur die äußere. Zum großen Ball schienen die kurzen Hosen und weiße Piquet-Westen mit abgerundetem Schooße, dazu ein Frack mit Shawlkragen, ohne ausgeschnittenen Schooß, mode zu werden.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Kurzer Mantel ohne Aermel. Frack mit breiten Schößen. 2. Reisekleid mit kurzen Aermeln, auf den Achseln mit Schleifen. 3. Visite mit doppeltem Spitzenvolant. 4. Frack mit breiten Schößen, halbweite Beinkleider.

Ein Schnitt folgt künftige Woche.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**.

Verlag von **R. Bächer**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

VIII. Jahrg.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

I. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Petersstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 8. N. Büchner, Redacteur. **1847.**

Die Brasilienbraut.

Von Mrs. Erskine-Norton.

(Fortsetzung.)

Alle Anwesenden waren neugierig darauf, was sie nun thun werde. Doch zum Erstaunen und zur Erleichterung Aller, schritt sie, nachdem sie Alonzo einen Augenblick mit kindischem Blicke angesehen hatte, ruhig zu ihm hin und stellte sich an seine Seite. Der Priester, welcher sie wohl kannte, verlor den günstigen Augenblick nicht, sondern begann sogleich die Ceremonie. Während der Dauer derselben war die Braut ruhig, nur dann und wann den Blick auf ihren Geführten richtend. — Einmal erhob auch Alonzo seine Augen, um ihren Blick zu treffen; aber er senkte sie sofort wieder, als ob sie auf den Blick eines Basilisken gefallen wären und denselben nicht aushalten könnten. Er zitterte sichtlich, als er ihre kalte und dünne Hand berührte.

Nach kurzer Zeit konnte er den heftigen Schmerz, der ihn verzehrte, nicht mehr verstecken. Aber dessenungeachtet kam die Ceremonie doch zum Schlusse, und mit einer Art von convulsivischer Anstrengung kehrte er sich um, seine Braut zu begrüßen. — Aber diese hatte schon die Thüre erreicht, und Niemand dachte auch nur daran, sie aufhalten zu wollen. — Dort hielt sie indessen von selbst an, und heftete noch einmal ihr großes, schwarzes, fürchterlich glänzendes Auge auf Alonzo. — Der Ausdruck desselben hatte sich verändert; — es war nicht mehr derjenige vom Altar. — Aber wie dieser Ausdruck zu verstehen sei, konnte sich Alonzo nicht erklären und ob er auch noch nach Jahren darüber nachdachte — er wußte ihn nicht zu deuten.

Die Gesellschaft verließ nun das Sprechzimmer. Der Marquis war der Erste, welcher seine Haltung wiedergewann, und sich sehr über verschiedene Gegenstände unterhielt, bis das Mittagsessen angekündigt wurde. — Senhora Therese entschuldigte ihre Nichte, welche, wie sie sagte, zu unwohl sei, um in der Gesellschaft erscheinen zu können. — Man setzte sich zu einer reichlichen und eleganten Mahlzeit nieder. Bald verschwand die Befangenheit von jedem Antlitze — nur auf Einem blieb sie herrschend.

Nach dem Essen, während des Kaffeetrinkens, hatten die Väter eine lange Unterredung. Alonzo zog sich, seine frühe Einschiffung als Ursache vorschützend, für die Nacht in sein Schlafzimmer zurück.

Digitized by Google

Am andern Morgen bereitete er ſich nach einem leichten und eiligen Frühſtück zur Abreiſe vor. Senhora Thereſa drückte ihr tiefes Bedauern aus, daß ihre Nichte Iſabella von der gegreifenden Scene des vorigen Tages noch nicht hinreichend wieder hergeſtellt ſei, um Abſchied nehmen zu können; aber — und die gute Senhora wollte ſchon anfangen, noch mehre Entſchuldigungen herzuſtammeln, als Alonzo ſie ungeduldig unterbrach, ihr ein Maroccо-Käſtchen in die Hände gebend, welches ein Armband mit einem wunderſchönen Topas enthielt, das nach der neueſten Londoner Mode gefaßt war. Er hatte es als ein Geſchenk für ſeine Braut von Rio mitgebracht. Als er es der Senhora Thereſa übergab, murmelte er beinahe unverſtändlich, daß ſie es der Braut in ſeinem Namen überreichen möchte, indem es ſcheine, daß er ſolches perſönlich nicht thun dürfe. Die Tante verließ mit dem Geſchenk das Zimmer, kehrte jedoch bald mit einem Ringe zurück, in den ein tiefgelber Diamant gefaßt war, deſſen Werth größer ſein mochte, als ein Dutzend ſolcher Topas-Armſpangen, wie Alonzo eine zum Geſchenke dargebracht hatte. — Dieſen Ring übergab ſie dem Bedütigam, mit mehren ſeinen Wünſchen von ſeiner Braut, welche die Senhora mit einer Glückſeligkeit verbanden, die dem weiblichen Geſchlechte bei ſolcher Gelegenheit eigen iſt.

Nachdem Alonzo den Segen ſeiner neuen Verwandten erhalten hatte, ging er am Bord des Schiffes, begleitet von ſeinem Vater, der unter den wärmſten Aeußerungen der Liebe Abſchied von ihm nahm, wobei er ihm noch manchen weiſen Rath gab und Wünſche für ſein Glück hinzufügte. Aber kein Wort wurde von derjenigen geſprochen, die Alonzo in den Stand geſetzt hatte, zu ſeinem Glücke dieſe Reiſe zu unternehmen — dem Schlüſſel dieſes goldenen Schloſſes, ohne welchen Vater und Sohn nicht zur Erfüllung ihrer Wünſche gelangt ſein würden.

Der Marquis war ein Mann von vielem Takt; er fühlte, daß Alles, was er über dieſen Gegenſtand ſagen könnte, ſeinen Sohn nur ſchmerzen würde. —

Wenige Wochen brachten Alonzo nach Falmouth, wo er ſeinen Vormund, Meiſter Mordaunt, antraf. — Sie reiſeten zuſammen nach dem Feſtlande, wo Alonzo, nach dem getroffenen Uebereinkommen, drei Jahre den Reiſen und Studien widmen ſollte. Dagegen waren die übrigen beiden Jahre lediglich zum Aufenthalte in England beſtimmt. —

Meiſter Mordaunt paßte ganz gut zu dem Amte, welches ihm übertragen worden war, und er liebte ſeinen Zögling bald ſehr. — Drei köſtliche Jahre flohen ſchnell dahin. Die berühmteſten Städte Frankreichs, Deutſchlands und des heiligen Italiens waren beſucht. Die Werke der beſten Schriftſteller in jeder Sprache wurden geleſen, die Geſchichte, Regierung, Manufacturen und Künſte jedes Landes wurden ſtudirt. Alonzo lernte die größten und wichtigſten Männer jedes Landes kennen, und dies Alles bereicherte ſein Gemüth und füllte ſein Herz mit den edelſten Gefühlen von Vaterlandsliebe. Während dieſer Zeit konnte Alonzo zu den Glücklichſten der Sterblichen gezählt werden, aber es gab auch in dieſem überfließenden Becher der Freude einen bitteren Tropfen.

Meiſter Mordaunt war durch den Marquis mit Alonzo's Heirath bekannt gemacht worden und wußte um alle Umſtände, die dabei obgewaltet hatten.

In dem erſten Briefe, den Alonzo von ſeiner Tante, der Aebtiſſin empfing, waren folgende Worte enthalten:

„Die einzige Hoffnung, welche Du auf häuslichen Frieden haben darfſt — denn von Glück kann unter ſo ſonderbaren Umſtänden keine Rede ſein — iſt, daß Du Dein Herz mit der größten Wachſamkeit und Sorge bewahrſt. Wenn einſt dieſer Schatz in den Beſitz einer Andern kommen ſollte, ſo würde Dich Unglück und Elend durch das Leben begleiten. Ich wiederhole Dir daher wieder und wieder: Bewache Dein Herz!“

Dieſer Brief wurde dem Vormunde übergeben, welcher bedeutſam auf die angeführte Stelle wies und ſagte: Laſſen Sie dies Ihre Parole ſein.

Während des Aufenthaltes auf dem Feſtlande von Europa wurde Alonzo's Zeit und Aufmerkſamkeit zu ſehr in Anſpruch genommen, und die Aufenthaltsorte wurden zu oft gewechſelt, als daß Alonzo's Herz hätte in Gefahr kommen können; und übrigens bewachte ihn auch das beobachtende Auge Mordaunt's und die Parole der ehrwürdigen Aebtiſſin. —

Auch war Alonzo keine von den leicht entflammbaren Naturen, welche der Blick eines Auges, das Lächeln eines roſigen Mundes oder der Druck einer zarten Hand länger als auf einen Augenblick hätte feſſeln können. Aber Meiſter Mordaunt ſtimmte in dieſem Punkte mit der Aebtiſſin völlig dahin überein, daß wenn Alonzo einſt wirklich lieben ſollte, dieſe Liebe tief, leidenſchaftlich, und darum für ihn Unglück bringend ſein werde.

Zu der beſtimmten Zeit traf Alonzo mit ſeinem Vormunde in England ein, und 1½ Jahre waren mit Reiſen durch dies außergewöhnliche Land und mit dem Beſuche Schottlands vergangen. Das letzte halbe Jahr ſollte in London zugebracht werden, und ach! das ſchreck-

Digitized by Google

liche Uebel, welches hier ſo wenig erwartet wurde, daß ſogar Meiſter Mordaunt in ſeiner Aufmerkſamkeit nachgelaſſen hatte, nahete ſich! Der Gott der Liebe war, wie der Poet ſagen würde, ſehr geneigt, ſich dafür zu rächen, daß man ihm getrotzt hatte, indem man das Band der Ehe entheiligte.

Alonzo war mit ſeinem Freunde, dem Braſilianiſchen Geſchäftsträger, in der Oper. — Er dachte, als er um ſich blickte, daß er niemals an einem öffentlichen Vergnügungsorte geweſen ſei, wo ſich das ſchöne Geſchlecht ſo zu ſeinem Vortheile gezeigt habe, als in der engliſchen Oper. Die große Zahl der Zuſchauer, das milde ſtrahlende Licht und die Pracht der Anzüge trugen, wie er meinte, dazu bei, dieſe Wirkung hervorzubringen.

Er bemerkte, wie der Geſchäftsträger aufmerkſam eine Perſon in einer gegenüber befindlichen Loge durch ſein Glas anſah, und glaubte, mehrere Gläſer auf denſelben Punkt hingerichtet zu ſehen. Er ſah alſo auch dahin und ſein Auge blieb auf einer der ſchönſten jungen Damen haften, die er je geſehen hatte. Es war ein ſo ſonderbares Etwas in ihrer Geſichtsfarbe, in ihrem Bau, in ihrer Kleidung, welches bezeugte, daß die Dame keine Engländerin ſein könne.

Wer iſt das? ſagte er zu dem Geſchäftsträger, ſie ſieht entweder einer Franzöſin oder einer Spanierin ähnlich.

Keins von Beiden, antwortete Jener beſtimmt. Sie iſt eine von Uns — eine Braſilianerin.

Wirklich? rief Alonzo in einem zugleich erſtaunten und vergnügtem Tone.

Haſt Du noch nie von ihr gehört? fuhr ſein Freund fort, ſie wird nur die ſchöne Braſilianerin genannt und iſt die Neuigkeit des Tages, welche ſehr viel Raum in den Herzen ihrer engliſchen Freunde hervorruft. Sie iſt unter der Vormundſchaft der Gräfin Gedolphin hergekommen, der Dame, welche neben ihr ſitzt.

Wie iſt ihr Name? fragte Alonzo.

Donna Viola de Montezuma.

Der Name iſt gut, erwiederte Alonzo, doch erinnere ich mich ſeiner nicht aus Rio.

Ihre Familie wohnt in Nord-Braſilien, erwiederte ſein Freund, ſie aber kommt mit ihrer Begleiterin ſo eben aus Rio, um ihre Erziehung zu vollenden. Sie iſt eine Erbin, und wie geſagt wird, iſt ſie in Portugal verlobt. Wenn Du hingehen willſt, ſo werde ich Dich vorſtellen.

„Wenn Du ſo gut ſein willſt — und fort gingen ſie.

Der Geſchäftsträger ſtellte Alonzo zuerſt der Gräfin, und dann als einen Landsmann der ſchönen Braſilianerin vor. Sie Empfing ihn mit den größten Beweiſen von Vergnügen und machte ihm einen Sitz an ihrer Seite frei.

Ich bin wirklich ſehr glücklich, mit Ihnen bekannt zu werden, Don Alonzo, ſagte ſie, und wäre es auch nur, um Ihnen die Liebe für Ihre verehrungswürdige Tante, der Aebtiſſin, auszudrücken, in deren Kloſter ich eine Zeit lang zugebracht habe. Ich empfing von ihr alle Sorgen und Liebe einer Mutter. Wirklich, ich verdanke ihr ſehr viel. —

Ihre Liebe und Sorge ſcheint wohl belohnt worden zu ſein, erwiederte Alonzo. Kannten Sie meinen Vater?

O, ich war ſehr vertraut bekannt mit ihm und ich kann wohl ſagen, daß ich auch Sie kenne, ſo viel hat mir der Marquis und Ihre Tante von Ihnen erzählt. Nie wurde ein Sohn oder Neffe mehr gelobt. —

Alonzo ſeufzte und bedauerte, daß in keinem Briefe, die er erhalten hatte, dieſer Dame Erwähnung geſchehen ſei. Der Grund hiervon war ihm ein Geheimniß und er fühlte ſein Herz heftiger ſchlagen, wenn er in dies liebliche ausdrucksvolle Antlitz blickte — ein Antlitz, welches ihm das ſchönſte in der Welt zu ſein ſchien — und wenn er auf ihre lebhaften und natürlichen Bemerkungen horchte, dann verglich er ſie mit derjenigen, an welche er kaum zu denken wagte. —

Am nächſten Morgen ſprach er mit Meiſter Mordaunt, ſo ſorglos er konnte, von ſeiner neuen Bekanntſchaft des vorigen Abends.

(Fortſetzung folgt.)

Des Bettlers Weihnachts-Abend.

„Thut mir leid, thut mir ſehr leid; aber ich kann mich nicht darauf einlaſſen. Bin zu oft ſchon hintergangen worden: man hat nur Schaden von ſeinem guten Willen.“

So ſagte der Commerzienrath Grunow zu einem Manne, der in demüthiger Haltung, mit bleichem, kummervollem, Geſicht neben dem Schreibpulte ſtand, vor welchem der Commerzienrath ſich in einem weichgepolſterten Lehnſtuhle hin und her ſchaukelte.

„Sie kennen mich doch als einen ehrlichen Mann,“ wagte der Andere zu bemerken.

„Ehrlich, ehrlich!“ rief Grunow halb verdrießlich;

was hilft alle Ehrlichkeit, wenn die Mittel fehlen, dem Gläubiger gerecht zu werden!“

„In den letzten Jahren, die ich schon für Sie arbeite, glaube ich, haben Sie wohl nie Ursache gehabt, an meinem Fleiße zu zweifeln, und wollten Sie mir dieſen Mangel beſſern, ſo würde ich gewiß in Jahresfriſt dankbar zurückerſtatten können, wenn —“

„Sie werden nie auf einen grünen Zweig kommen!“ unterbrach ihn der Commerzienrath, jetzt wirklich ärgerlich werdend. „Sie werden nie auf einen grünen Zweig kommen,“ wiederholte er, „mögen Sie noch ſo fleißig ſein. Wo keine ordentliche Hausfrau regiert, kann die Wirthſchaft nicht beſtehen, und bei Ihnen, das werden Sie einräumen, fehlt es daran ganz und gar. Ihre Frau hätte einen Millionär heirathen müſſen, einen Handwerksmann, wie Sie, kann Sie nur zu Grunde richten.“

Der Andere, von dem Vorwurfe ſchwer getroffen, drängte ſchweigend eine hervorquellende Thräne zurück.

„Sie ſind kein Mann!“ fuhr der Commerzienrath fort, „die Frau regiert, Sie ſehen zu und ſeufzen, ſtatt einzuſchreiten, wie ſich's gebührt. Quälen ſich früh und ſpät, Madame liegt bis neun Uhr im Bette, thut Vormittag nichts und geht Nachmittags ſpazieren, putzt ſich und verbringt das Geld. Und nun heißt's: Mann, ſchaffe Rath! — Da werden denn Schulden gemacht, und um die einen zu decken, müſſen neue aufgenommen werden. — Iſt das eine Wirthſchaft? Können Sie da noch Credit verlangen? — Iſt es nicht eine Schande, was waren Sie für ein Mann als ich Sie kennen lernte! Heiter, blühend, voll frohen Muthes, und wie waren Wirthſchaft und Werkſtatt im Stande, als Ihre alte Mutter noch den Hausſtand führte. Es war eine Freude anzuſehen, — und nun: Kaum drei Jahre verheirathet, da geht alles den Krebsgang; Sie ſitzen in Schulden und ſehen aus, daß ſich Gott erbarme! als hätten Sie das liebe Leben nicht: ſcheu, gräulich und verkommen, daß die liederliche Wirthſchaft, die ihre Frau führt, auf Ihrem Geſicht zu leſen iſt!“ —

Der Andere ließ traurig den Kopf auf die Bruſt ſinken; er mußte leider geſtehen, der Commerzienrath habe nicht unrecht.

„Das kommt von Euren Heirathen nach dem Herzen!“ fuhr dieſer weiter fort, „da wird ins Blaue hineingeliebt und geheirathet, und nicht darnach gefragt, ob die Herzensdame auch zur Hausfrau tauge oder nicht. Hat ſie nur ein Lärvchen, das Euch gefällt, weiß ſie ſich nur hübſch zu kleiden: dann iſt's ſchon genug; ob die ſchönen Kleider bezahlt, oder wo ſie hergekommen ſind, davon iſt gar nicht die Rede, und daß vom Anſchaun eines hübſchen Geſichts kein Menſch ſatt wird, kommt erſt dann zur Sprache, wenn der Hunger daran erinnert. Das iſt auch Ihr Fall, mein lieber Meiſter, habe Ihnen wohl geſagt, ſollen ſich nicht übereilen, haben noch immer Zeit genug, eine Frau zu nehmen; aber da war ja kein Halten: nun ſitzen wir da, wiſſen vor Sorgen nicht, wo aus wo ein; — das Weh bringt Sie noch an den Bettelſtab!“ —

Es war der Tiſchler Altmeyer, dem dieſe derbe Strafpredigt galt. Er konnte den Worten des Commerzienrathes nichts entgegenſetzen: er fühlte ſelbſt zu gut, wie unglücklich er ſich durch ſeine verſchnelle Heirath gemacht. Bei der raſtloſen Thätigkeit, dem Eifer, mit welchem er ſeine Jugendkräfte weiſe angewandt, hatte er ſchon außer der wohleingerichteten Werkſtatt ein hübſches Sümmchen erſpart gehabt, die zahlreichen Kunden waren mit ſeiner Arbeit zufrieden, er ſtand in der Achtung eines Jeden, der ihn kannte. Da mußte ſein Unſtern ihn ein Mädchen kennen lernen laſſen, dem alle Eigenſchaften fehlten, um die beſcheidene Rolle der Hausfrau eines Handwerkers zu übernehmen. Caroline war hübſch, ſie feſſelte den jungen Mann, der, geblendet von ihren Aeußerlichkeiten, nicht daran dachte, ſeine Wahl näher zu prüfen. Sie wurde ſeine Frau. Nur zu bald ſtellte ſich heraus, welch argen Mißgriff Altmeyer gethan. Caroline, des Glaubens, ſie ſei tief herabgeſtiegen, indem ſie ihre Hand einem Gewerbsmanne gereicht, da ihre Schönheit ſie zu ganz anderen Anſprüchen berechtige, machte Anforderungen, welche die Kräfte des jungen Meiſters nothwendig überſteigen mußten. Altmeyer war ſchwach genug, wenn auch ſeufzend, ihr nachzugeben. So ſagen die ſchönen, bei ſauerer Arbeit erſparten Thaler ſchnell davon. Eine Mutter, bei deren bisheriger Haushaltung er ein reicher Mann hätte werden können, erkannte bald, wohin das begonnene Treiben führen konnte; als ſie dagegen ſprach, drang die junge Frau auf ihre Entfernung aus dem Hauſe, Altmeyer proteſtirte umſonſt dagegen, Caroline drohte, wenn die Mutter länger bliebe, ſelbſt zu gehen: die alte Frau mußte fort aus dem Hauſe, wo ſie ſo lange mit Umſicht und mütterlicher Sorge für den Sohn gewaltet, — ſie ſtarb in einem Hoſpitale, vielleicht aus Gram. — Und nun ging die tolle Wirthſchaft erſt recht an, Altmeyer mußte Schulden machen, um die ſeiner Frau zu bezahlen, er arbeitete Tag und Nacht, und konnte doch nicht ſo viel erſchwingen, um, wie er es bei der Mutter gewohnt geweſen, ſeine tägliche Ordnung zu haben. Bald fehlte es hier, bald dort, und an der ſorglichen Hausfrau fehlte es immer. — Anfangs war Jedermann bereit geweſen,

Digitized by Google

ihm ein Darlehn anzuvertrauen; denn welcher Geschäftsmann käme nicht dann und wann in Verlegenheit; aber er kam zu oft, der Grund seines fortwährenden Geldmangels wurde nachbar, man verweigerte ihm den Credit.

So erging es ihm jetzt hier bei dem Commerzienrath, der mit Altmeyers Verhältniß-n durchaus bekannt war. Grunow hatte von Anfang des Tischlers Wahl gemißbilligt und war nicht wenig entrüstet gewesen, als dessen alte Mutter nach ihrer Anweisung aus dem Hause zu ihm kam, um ihm ihre Noth zu klagen. Deßhalb wies er Altmeyers Bitte um ein Darlehn auch mit einer Härte ab, die ihm sonst nicht eigen war. Seine letzten Worte hatten den Tischler so erschüttert, daß er sich bebend abwandte, um seine Bewegung zu verbergen.

Ich habe auch ein Herz gehabt, als ich mich verheirathete," lenkte der Commerzienrath etwas gelassener wieder ein, „ich habe meine Frau gewiß geliebt; aber ich hatte auch Verstand dabei, und wäre sie hundertmal liebenswürdiger gewesen, ich hätte sie nicht genommen, wäre sie nur so eine Modenpuppe gewesen, der jeder Begriff von Hausfrauenpflicht wer weiß wie fern liegt. Also man kann ein Herz haben und auch Verstand dazu, und wenn der sagt: „Halt!" so kehrt man sein um und sucht weiter. — Habe jetzt hier in meinem eigenen Hause auch so meine Noth. Hat sich meine Adelheid seich einen Lungerer in den Kopf gesetzt und ist der Meinung, sie kann nicht ohne ihn leben. Will ihr aber schon beweisen, daß man nicht stirbt, wenn man einer Narrheit entsagt, die ins Unglück führt. Wäre er ein armer Teufel, aber ein rechtlicher Mann, der da Lust hat, sich rechtschaffen durch die Welt zu arbeiten: in Gottes Namen! ich wollte damit zufrieden sein. Aber so ein Mensch, der nichts gelernt und nichts Lust zu lernen hat, der Abends den Großen spielt und bei Tage sich vor Christen und Juden verschließen muß, weil er jedem dritten Menschen, der ihm begegnet, schuldig ist, einen solchen Taugenichts soll sie nicht haben, lieber will ich sie einem ehrlichen Arbeitsmann geben, oder sie mag als alte Junfer sitzen bleiben." — —

Diese Wendung des Gesprächs hatte den Commerzienrath in eine Stimmung versetzt, in welcher an eine Erneuerung des Darlehnsgesuches für Altmeyer nicht zu denken war. Er zog sich betrübten Herzens zurück.

In halber Verzweiflung verweilte er noch einige Minuten im Corridor, vergeblich sinnend, wie er sich aus der drehenden Lage helfen sollte, in welcher er sich befand, als Adelheid aus ihrem Zimmer trat.

Ihr blasses Gesicht, ihre vom heimlichen Weinen trüben Augen verkündeten, auch sie müsse Kummer haben. Wer selbst nicht glücklich ist, bei dem regt sich zuerst das Mitgefühl für das Unglück Anderer. Adelheid sah Altmeyer's trübseligen Blick, seine gebeugte Stellung, und sie wußte, der Mann hatte zu leiden. Die trüben Wolken von der eigenen Stirn verscheuchend, trat sie freundlich zu ihm und fragte theilnehmend:

„Was fehlt Ihnen Meister Altmeyer, Sie sehen so betrübt aus, haben Sie Unglück gehabt?" —

„Ich habe viel Unglück jetzt, Fräulein," entgegnete Altmeyer niedergeschlagen. „So eben komme ich von Ihrem Herrn Vater, seit vier Wochen ist eine Summe fällig, welche ich einem Manne schulde, der kein Erbarmen kennt. Durch die größten Opfer habe ich die Stundung bis heute erlangt; es ist der äußerste Termin: zahle ich nicht, so muß ich ins Schuldgefängniß und meine Existenz ist vernichtet!"

„Und mein Vater hat Ihnen nicht geholfen?" fragte Adelheid lebhaft.

„Der Herr Commerzienrath ist unzufrieden mit mir," antwortete der Tischler seufzend, er hat mir seine Hilfe verweigert — meine Frau —"

„Ich weiß, ich weiß!" unterbrach ihn Adelheid, „Ihre Wahl stimmte sogleich nicht mit seinen Ansichten überein. O, diese Geldmenschen! was fragt ihre kalte Berechnung nach der Neigung des Herzens!

„Wohl sehe ich ein, es muß Vieles anders werden, soll ich nicht zu Grunde gehen," hob Altmeyer wieder an; „und wäre mir nur diesmal geholfen, so würde ich mich allen Ernstes bemühen, meine Verhältnisse herzustellen.

„Ich habe über wenig zu schalten," versetzte Adelheid nach kurzem Ueberlegen, „doch will ich, wenn es möglich ist, die Sorge von Ihnen nehmen. Wie viel beträgt die Schuld?"

„Es sind hundert Gulden," seufzte Altmeyer.

„O, daß mir mit hundert Gulden geholfen wäre!" flüsterte Adelheid vor sich hin. „Sie sollen sie haben," setzte sie laut hinzu, „ich habe eine kleine Summe von meinem Spargelde zurückgelegt, um" — sie erröthete und vollendete den Satz nicht.

Altmeyer küßte ihr bewegt die Hand. „Sie sind mein Engel in der höchsten Noth!" rief er in dankbarer Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anekdoten.

(Ein kaiserlicher Spaß.) Kaiser Domitianus hatte einst den Senat und die Ritterschaft zu einem Abendschmause geboten. Die Ankommenden wurden einer nach dem andern, nachdem man ihre Begleiter draußen warten heißen, durch finstere Räume in den Speisesaal geführt. Dieser war ringsum schwarz ausgeschlagen, Plafond, Fußboden und alle Wände schwarz, schwarze Stühle, einer wie der andere, standen in langen Reihen umher. Jeder der Geladenen wurde zu einem solchen geführt und fand neben sich einen Grabstein mit seinem Namen, beim Scheine einer kleinen Todtenlampe. Nackte, schwarzgefärbte Knaben, wie Gespenster, traten herein, schlangen einen furchtbaren Reigen um die Versammlung und stellten sich dann als Aufwärter zu den Stühlen. Hierauf wurden nach einander lauter Speisen aufgetragen, wie man sie den Todten zum Opfer hinzusetzen pflegte, Speisen und Gefäße schwarz gefärbt. Die Bedienung ward schweigend, als wäre man im Reiche der Todten, verrichtet.

Die größte Bestürzung herrschte unter den Geladenen und jeder versah sich seines Endes, zumal als Domitian hereintrat und sich mit einem nach den andern vom Tode, von Hinrichtungsarten und ähnlichen unmuthigen Dingen unterhielt. Am Ende verließ er die Unglücklichen, ihre Diener waren verschwunden und an deren Stelle wurden sie an den Thüren des Palastes von Bermummten in Empfang genommen, welche sie theils in Wagen, theils in Sänften nach Hause begleiteten.

Kaum waren sie da angelangt und fingen an sich in etwas von ihrem Schrecken zu erholen, als es hieß, ein Bote des Kaisers sei da; nun dachte Jeder, es sei sein Letztes. Der Abgesandte trat ein und brachte einem jeden seinen Grabstein, der von gediegenem Silber war, und so immer ein anderer Diener ein anderes, der bei dem Todtenmahle gebrauchten Geräthe, die sämmtlich aus dem kostbarsten Material bestanden, und nachdem diese sämmtlichen Botschaften die ganze Nacht hin und her gegangen, erschien zuletzt auch der schwarze gespenstige Diener, rein gewaschen, ein schöner jugendlicher Sclave und stellte sich als ein Geschenk des Kaisers dar.

(Eine seltsame Audienz.) Der französischen Prinzessin Louise Elisabeth, am 11. December 1709 geboren, der kannt unter dem Namen der Mademoiselle de Montpensier, kann das Zeugniß nicht versagt werden, die seltsamste aller Audienzen verursacht oder vielmehr gegeben zu haben. Sie ist eine Tochter des Regenten von Frankreich, des Herzog von Orleans und war ein etwas verzogenes Kind. König Philipp V. von Spanien bewarb sich um sie für seinen Sohn, Don Louis, Prinz von Asturien. Der geistreiche durch seine Memoiren bekannte Herzog von St. Simon erhielt vom französischen Hofe den Auftrag, die Prinzessin nach Spanien zu führen, und diese beschloß in einem Anfluge heiterer Laune dem sonst so gewandten Herrn Gesandten eine tolle Verlegenheit zu bereiten, wahrscheinlich um sich an ihm für irgend ein bon mot, das er er auf ihre Rechnung gemacht hatte, zu rächen. St. Simon erzählt den Vorfall also: „Als ich mit meinem ganzen Gefolge zur Audienz bei der Prinzessin von Asturien gegangen war, die aufrecht unter einem Baldachin stand, während die Damen sich auf der einen, die Grandes auf der andern Seite befanden, machte ich meine drei Verbeugungen und brachte dann meine Anrede an. — Sie antwortete keine Sylbe. — Nach einem Schweigen von mehreren Augenblicken wollte ich ihr auf's Neue Gelegenheit zur Antwort geben, indem ich sie um Aufträge an die Ihrigen bat. Da sah sie mich an und — räuspte mir entgegen, daß der Saal widerhallte. Ich stand wie angedonnert. Als sie aber nochmals, und zwar noch lauter daßselbe that, verlor ich die Contenance und konnte das Lachen nicht verbeißen. Rechts und links sah ich Alle mit der Hand vor dem Munde und mit zuckenden Schultern stehen. Alle spanische Gravität war zum Teufel; und als endlich die ganze Versammlung in das heftigste Lachen ausbrach, stob jeder davon, ohne daß die Prinzessin ihren Ernst verlor, noch irgend eine Antwort gab.“ Es muß noch bemerkt werden, daß die Prinzessin von Asturien damals erst 13 Jahr alt war. Da bekanntlich ihr Schwiegervater, Philipp V. in einem Anfalle von Melancholie 1724 abdankte, so kam die Krone auf das Haupt ihres Gatten. Den Louis starb aber acht Monate nachher und da die Prinzessin kinderlos war, so kehrte sie nach Frankreich zurück, wo sie 1749 starb.

(Napoleon und der Handwerker.) Napoleon war gewohnt, unter seinen Kriegern ein Panzerhemd zu tragen, das er selten ablegte. Als er im Begriff stand, eine Reise in das Belgische anzutreten, glaubte er, kein Mittel vernachlässigen zu dürfen, um den Gefahren zu begegnen, denen ihn die in diesen Provinzen herrschende üble Stimmung aussetzen konnte. Er ließ daher einen Stahlarbeiter kommen, dessen Geschicklichkeit man ihm gerühmt hatte, und fragte ihn, ob er im Stande sei, ein Panzerhemd zu verfertigen, das fest genug wäre, um von keiner Art von Waffen beschädigt zu werden? Auf die bejahende Antwort des Mannes verlangte Napoleon den Preis einer solchen Arbeit, der auf achtzehntausend Franken angegeben wurde. Am bestimmten Tage brachte der Künstler sein Werk. Napoleon, statt es zu probiren, befiehlt dem Arbeiter, es anzulegen. Dieser gehorcht, und nun ergreift er zwei Pistolen: „Wir wollen sehen, ob dieser Panzerhemd, wie Du versprochen hast, Probe hält.“ Er richtete die erste auf die Brust; der Panzer bleibt unversehrt. — „Wende Dich.“ Die Kugel trifft den Rücken, hat aber eben so wenig Wirkung. — Der arme Handwerker, halb todt vor Schreck, glaubte jetzt die Sache abgethan, und er hatte noch einer so derben Probe wohl Ursache dazu; aber es war noch nicht genug. Napoleon bewaffnet sich mit einer Jagdflinte und wiederholt sein Experiment auf den Magen und die Schultern des Patienten. Zum Glück blieb die Arbeit unverletzt und schützte ihren Verfertiger vor den Gefahren einer so rauhen und seltsamen Prüfung. „Wie viel erhältst Du?“ fragte Napoleon, nachdem er sich hinreichend von der Festigkeit seines Panzers überzeugt hatte. „Achtzehntausend Franken,“ stammelte der halb bewußtlose Arbeiter. — „Man gebe ihm sechsunddreißigtausend.“

(Weibliche Mündigkeit.) Der Churfürst von Bayern, Maximilian Joseph, wurde in seiner Jugend am Ende jedes Monats in seinen erworbenen Kenntnissen und in Gegenwart seiner hohen Eltern geprüft. Eines Tages war hier-

Digitized by Google

bei die Rede von der Mündigkeit der beiden Geschlechter, und als ihn sein Vater fragte, warum das weibliche Geschlecht früher mündig werde, als das männliche, gab Maximilian zur Antwort: „Weil Unkraut schneller wächst.“

— Von einem nicht sehr glücklichen Arzte sagte Jemand: Wenn ich ihn einen Kranken behandeln sehe, dann kommt er mir immer vor wie ein Kind, das ein Licht putzt.

(Bestes alte Jungfern Verklungs-Mittel.) Man gebe einer alten Jungfer das Räthsel auf: wie wohl getrocknetes Gras mit drei Buchstaben geschrieben wird? — Wenn sie nur irgend ein Bischen Verstand besitzt, so wird sie bald Heu rathen.

— In Loango darf die Frau nie anders als knieend mit ihrem Manne sprechen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Bei dem ersten Balle in den Tuilerien bemerkte man, daß der alte Moire der für den Augenblick beliebteste Stoff sei. Er hat nicht den schillernden spielenden Glanz wie der neue Moire; er sieht vielmehr aus, als wären große Wassertropfen auf das Zeug gefallen und hätten einen leichten Kreis darauf zurückgelassen. Dabei enthält er prächtige eingepreßte Bouquets wie der Damast und als Ausputz sehen die Spitzen am schönsten darauf aus. Der Tülle und Krepp spielen in den Ballroletten ebenfalls eine große Rolle. Auf dem erwähnten Balle bemerkte man ein Kleid von italienischem rosa Taffet, auf dem sich drei Röcke von rosa Krepp befanden, welche an jeder Seite ausgeschnitten gelassen und mit runden Rosen von matter Seide verziert waren, die sich über dem Saume in einander schlangen. Das Leibchen hatte eine ungewöhnlich lange Schneppe. Die mit Tülle besetzten Aermel bildeten Bauschs; auf den Aermel sei ein Jockey von rosa Tülle herab, der mit dreifachen in einander geschlungenen Ringeln eingefaßt war. Die Berthe wurde durch drei Streifen Tülle gebildet, welche ebenfalls mit Ringeln garnirt waren — In derselben Art sah man ein goldgelbes Kleid, das mit einer einfachen Tunica von gleichfarbigem Tülle bedeckt war, welche sich vorn öffnete und an den Seiten sich abrundete. Die Aermel waren kleine Bausche und an dem Leibchen befanden sich Tülle-Draperien, wobei wir bemerken, daß die Draperien sich faſt vom Gürtel aufgehen und nach den Aermeln hinauslaufen, die sie hinten leicht umfaſſen. — Unter den andern Kleidern erwähnen wir eins von weißem Krepp mit drei ausgezackten Volants, die reizend mit ganz entfalteten Rosen und mit Vergißmeinnicht ausgeputzt waren; ein Kleid von meergrünem Krepp auf einem Rock von Atlas, das einen doppelten Rock mit einer Guirlande von Rosen und Rosenknospen hatte; ein Kleid von rosa altem Moire mit fünf glatt angesetzten Volants von Spitzen; ein Kleid von pertmutterweißem altem Moire, schärpenartig mit Perlen besetzt; ein Kleid von blauem Damaſt mit Querstreifen von Spitzen, die an jeder Seite mit Brillantagraffen gehalten wurden; ein Kleid von weißem Atlas mit fünf Volants von Doppeltülle, die an jeder Seite mit braunen Blumen und Blättern von Silberfiligran aufgenommen waren; das Leibchen dieses Kleides hatte Draperien; die Bauschärmel waren mit kleinen braunen Blumen bedeckt; ein Kleid von weißem Krepp mit in Gold gestickten Arabesken. — In den größten Ritz hat man um den Hals meist indianische Gesichte getragen, welche die Cravattenstücke ersetzen. Vorzugsweise trägt man sie in hellen Farben mit Gold- und Silber. Diese kleine Schärpe, welche eine Art Stola bilden, werden von Plüsch gemacht, den man mit Sammet einfaßt, oder von Sammet mit Plüschreinfassung. — Der Luxus des Bijouterie erstreckt sich bis auf die Handschuhe und auf Bällen sieht man viele vornehme Damen, welche sind Emailknöpfe, grün, rosa oder blau, mit einem Weinblattrie oder einem kleinen Zweige in Brillanten haben. Gewöhnlich wählt man die Farbe der Knöpfe der Farbe des Kleides angemessen. Das Armband von Ringen in Brillanten und Rubinen, die sich mit einander verflechten, ist ein neuer sehr geschickt Muster. Die Medaillons von rosa oder weißer Email haben eine platte ovale Form; auf der weißen befindet sich ein Kreuz von Smaragden, auf der rosa ein Kreuz von Brillanten. — Die Ballhandschuhe haben kleine Manschettenaufschläge und die vornehmen Damen tragen sie in Gelbschmeiß. — Einer der neuesten Kopfputze ist die Fontanges-Guirlande, welche in zwei Federn besteht, die Mancini bilden. Sie sind so gefaßt, daß sie an jeder Seite braunerstaken, entweder hinter aldern Schleifen oder hinter gekreppten Locken. Die verschiedenen Damen füllen den Raum, der die beiden Federn trennt, durch eine Brillantschnur aus. Ein ebenfalls neuer Kopfputz ist der sogenannte Besatzinput von schwarzen Spitzen, der auf dem Kopfe weit vorgeht und an den Seiten wie hinten breit herabfällt. Das strenge Aussehen dieses Kopfputzes wird durch zwei Groseillenblüthen gemildert, die durch eine leichte Blätterguirlande verbunden sind. — Die Haarputze behalten noch immer ihre bisherige Einfachheit. Hinten ist man immer in Rollen gedreht, die entweder nach vorn umgelegt, oder zu Schleifen geschlungen werden. Da die Kämme eine Galerie haben und fast alle mit Gamäen oder Christinen besetzt sind, so werden sie etwas hoch, mitten in die Höhe gesteckt. Die Herzogsinnlocken, welche aus sehr kurzen duftigen Locken bestehen gemacht waren, passen vollkommen zu den kleinen neuen Häubchen, die leicht oben auf dem Scheitel ruhen. Die etwas hohlen Scheitel passen besonders gut zu dem bisdemartig gestutzten Blumen. — Die Pagenschleifen, eine Art Band von Pompadourpoſamentirarbeit, leicht, biegsam, in Troddeln endigend, mit langen flatternden Enden, werden auf den kleinen Aermeln und vorn am Leibchen getragen. Diese Schleifen sehen aber auch im Haar sehr gut aus und bilden einen reizenden Kopfputz. Diese Pagenschleifen sind dann von Seide in allen Farben, wohl auch mit Gold, Silber oder Perlen geschmückt. Die ganz schwarzen trägt man bei kleiner Toilette. Die, welche ganz von Gold oder ganz von Silber sind, sehen gelb- und silberdurchwirkten Kleidern vortrefflich aus. — Die Chatelaine-Agraffe, welche die Pagen-Agraffe zum Aufnehmen des Kleides bei Schmutzwetter ersetzt hat, wird immer allgemeiner von den Damen angewendet. Sie ist am Gürtel befestigt und gewährt außer ihrem Nutzen eine hübsche Zierde.

Herren-Mode. Während des Jahres 1846 sind die Männer-Bekleidungen denen von 1845 fast gleich geblieben. Wie gewöhnlich sind in den einzelnen Theilen einige Variationen vorgekommen, doch hat das Ensemble sein Ansehen nicht verändert. Die Taillen sind immer lang geblieben; nur haben sie darin einige Veränderung erfahren, daß sie nicht mehr so lächerlich schmal geblieben, und die weiten gemüthlichen Bekleidungen sind für das Alter, in welchem man sich zu kleiden versteht, minder übertrieben worden. — Mit dem Ball- und Soiree-Frack sind keine Veränderungen vorgenommen worden: den Kragen macht man mit etwas hohem Fuß, den Umfall etwas breiter als den Fuß, und ringsherum gerändert; die lange und unten schmale Taille übersteigt um etwa 2 Cent. die Hüften. Die Vorderstheile des Leibes pflegt man immer rund zu fützen, durch welches Verfahren jede Spannung vermieden wird. Die Aermel sind halb anschließend, und mit sehr niedrigen Aufschlägen versehen. — Die Ball-Gilets fertigt man häufig von helfarbenen Sammeten, von weißem gesticktem Piqué, von weißem ebenfalls gesticktem Cachemire, von weißem und schwarzem Atlas an; der Schnitt ist sich so ziemlich gleich geblieben. — Auch die Form der Pantalons hat sich nicht ver-

Digitized by Google

ändert: sie sind immer noch halb anschließend, und mit befestigten Sprungriemen versehen. — Als Straßen-Toilette dient noch immer der über Kreuz liegende Oberrock, mit hochstehendem, breit umfallenden Kragen; die Taille ist ganz gerade, und unten schmal geschnitten; der Rock ist kurz, und hat mäßig Weite, meistens macht man die Falten flach; die Brust ist breit, und weit, und bezeichnet vollkommen denjenigen Theil des Körpers, den sie bedeckt; die Anglaisen haben oben wenig Weite, die Spitze steht gerundet, schlägt sich weitend bis zum dritten Knopfloch zurück. Von diesem Theile an, ist das Vordertheil bis zum Rande des Rockes gerade geschnitten; die Aermel sind gewöhnlich weit, und mit runden Aufschlägen versehen. Die Zipfel des Kragens läßt man in derselben Breite wie der obere Theil der Anglaisen, sie haben wie Letztere einen gerundeten Zipfel. Die Knöpfe daran sind immer klein, wenig gewölbt und von gebrochter Seide. — Die Gilets der Straßen-Toilette, haben entweder einen Shawlkragen, sind über Kreuz liegend, gerade, oder mit breiten, etwas tief zurückschlagenden Angtolen versehen. Die Stoffe für dies Genre von Gilets, sind schwarze, und Phantasie-Sammete, von verschiedenen Farben, und Dessins, Cachemirets mit großen und kleinen Dessins, wie auch glatte Cachemirets, ringsherum mit einer Stickerei und Valencias. Bei starker Kälte trägt man den kurzen Crispinen-Mantel; die Geschäfts-Toilette in der Stadt getragen, besteht aus einem Paletot-Oberrock, weiten Beinkleidern und über Kreuz liegendem Gilet.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Twine mit langer Taille. 2. Ballkleid mit drei Volants mit Band durchzogen. 3. Kleid mit doppeltem Spitzen-Volant. 4. Kurzer Mantel.

Die Schnitte folgen von künftiger Nummer an, da die Redaction die Frühlingsschnitte erwarten wollte.

Zeitschriften für 1847
im Verlage von
Julius Holbig in Altenburg.

Hitzig's Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechtspflege, zuerst fortgesetzt von **Dr. W. L. Demme**, jetzt von **Dr. H. Th. Schletter**. 11. Jahrg. 1847. 12 Hefte. gr. 8. broch. 8. Thlr.

Die Anerkenntniß, die diese Zeitschrift seit einer so langen Reihe von Jahren in und außer Deutschland gefunden und noch findet, spricht am besten für dieselbe.

Deutsche Eisenbahn. Unterhaltungsblatt für Volk und Haus. Redacteur: **Rob. Binder.** 3. Jahrg. 1847. 4. 53 Nummern. 1 Thlr.

Wenn ein Blatt ein Volksblatt genannt zu werden verdient, so ist es die „Deutsche Eisenbahn", in der mit Wahrheitsliebe und in gedrängter Kürze die Zeitereignisse und namentlich deutsche Zustände dem Nichtberufte der öffentlichen Meinung übergeben werden.

Der Wanderer. Ein ächtes Volksblatt. 4. Jahrg. 1847. Mit 24 Kupfern und einer Prämie. 4. 24 Ngr.

Rosen. Eine Zeitschrift für die gebildete Welt. Begründet von **Robert Heller**, fortgesetzt von **George Hesekiel**. 10. Jahrgang. 1847. Mit Modebildern. 10 Thlr.

Der Redacteur, der Leserwelt als geistreicher und beliebter Schriftsteller bekannt, wird sein unausgesetztes Streben, die **Rosen** wie ihren Rang unter den Blumen so in dem Lesekranz der schönwissenschaftlichen Blätter zu erhalten, mit Liebe verfolgen und für die sich immer steigernde Theilnahme des Publikums auch in Zukunft sich dankbar bezeigen.

Der Familienfreund. Eine Volksschrift für alle Stände. gr. 4. Mit 24 Kupfern und einer Prämie. Zweiter Jahrgang. 1847. 1 Thlr.

In Commission.

Büchner, N., Europäische Eisenbahn für 1847. 52 Nummern mit Carricaturen. 1847. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

☞ Freunden heiterer Laune eine willkommene Erscheinung.

Büchner, N., Leipzig-Pariser Moden-Journal. Mit 52 Modenbildern und 12 Schnitten von Herrenmoden. 1847. 4. 3 Thlr.

Für Eltern und Vormünder.

Ein junger verheiratheter Gelehrter, der eine geräumige und freundliche Wohnung inne hat, ist gesonnen, von künftigen Ostern ab einige junge Leute, die eine hiesige Gelehrtenschule besuchen, in Kost und Logis zu nehmen. Außer mehreren Vortheilen, wie unentgeldliche Unterweisung in den alten und neueren Sprachen, steht denselben eine gewählte wissenschaftliche Handbibliothek und namentlich ein guter Flügel zur freien Disposition. Das Nähere durch **U. Büchner, Leipzig**, Petersstraße Nr. 31/58 1. Etage.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**.

Verlag von N. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

VIII. Jahrg.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

I. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Peterasstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 9. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Die Brasilienbraut.

Von Mrs. Erskine-Norton.

(Fortsetzung.)

Ich habe von der Dame gehört, bemerkte Meister Mordaunt; sie ist eine gute Repräsentantin ihrer Landsmänninnen und würde eine gute englische Heirath machen, wenn sie nicht schon vetheirathet wäre.

Sie ist schon vetheirathet? fragte Alonzo.

Wie gesagt wird, an einen portugiesischen Kreismann, erwiederte Mordaunt. Das ist so viel als möglich veröffentlicht worden, um Liebhaber fern zu halten.

Nun, dachte Alonzo, wenn sie vetheirathet ist, so bin ich verlobt. Wo ist denn da eine Gefahr?

Und derselbe Abend — denn die Dame empfing keine Morgenbesuche — fand ihn bei der Gräfin.

Eine Vertraulichkeit entspann sich bald zwischen Alonzo und Viola, wie es bei Personen von demselben Alter und derselben Stellung in dem fremden Lande natürlich war. Es gab, wie es schien, Niemand, den Viola so gern sah, als Don Alonzo. Sie hatte ihm immer ein neues Lied vorzusingen, oder eine neue Zeichnung zu zeigen, oder ein neues Buch anzuempfehlen. — Sie liebte die Unterhaltung mit ihm sehr und Beide verlebten manchen glücklichen Augenblick, während die Gräfin am Whisttische saß. Aber nie war sie in seinen Augen verführerischer, als wenn sie, das schwarze Band der Guitarre über die Schulter gehängt, ihren Gesang schöner National-Melodien mit derselben begleitete. Ihre Stimme war außerordentlich süß und klingend; die Ausführung des Gesanges künstlich und schön. In solchen Augenblicken schien eine nähere Verbindung zwischen ihnen zu bestehen, und wenn auch zahlreiche andere Bewunderer da waren, so war es doch nur sein Auge, welches sie suchte. Sie trafen häufig auf öffentlichen Spaziergängen, oder in anderen Häusern zusammen. Viola tanzte wunderschön, und er fühlte sich stolz — er wußte nicht warum, denn sie ging ihn ja garnichts an — über die Bewunderung, welche sie erndete. Zuweilen tanzte er mit ihr und hörte dann hier und da das Geflüster der Zuschauer: Die beiden Brasilianer; ein schönes Paar, nicht wahr? —

Viola hatte gedacht, es sei besser, wegen ihrer eigenen Lage, die hier sonderbar erscheinenden Formen ihrer National-Eigenthümlichkeit beizubehalten. -- Unmittel-

Digitized by Google

bar, nachdem ſie getanzt hatte, kehrte ſie an die Seite ihrer Erzieherin, der Gräfin, zurück. Sie ging niemals aus, wenn ſie nicht von ihr begleitet war, und empfing nie einen Beſuch, als in ihrer Gegenwart. Dieſe Einrichtung befriedigte Alonzo, obgleich er ſehr oft darunter zu leiden hatte. Bewahre Dein Herz, flüſterte ihm das Gewiſſen zu. Ach, ſein Herz war ihm ſchon entſchlüpft! Aber dennoch bewachte er ſeine Bewegungen, und das war das Beſte, was er thun konnte. Er verſuchte es auch, ſeine Augen zu bewachen; er ſchmeichelte Viola niemals. In der That, dies gelang ihm nur zuweilen, ſo daß weder die Gräfin noch Meiſter Mordaunt einen Verdacht zu haben ſchienen. Aber ſich ſelbſt konnte Alonzo nicht täuſchen und er war nicht ſicher, ob er auch Viola täuſche.

Die Zeit verſchwand; die Londoner Feſte waren bald zu Ende, als einſt beim Frühſtück Meiſter Mordaunt bemerkte:

Nun, Alonzo, die Zeit verfliegt. Wir ſind nun im Juli und vor dem October müſſen Sie in Rio gelandet ſein. Wir müſſen unſere Ueberfahrt in einem Paketboote für den nächſten Monat jetzt ſchon beſtimmen. —

Alles dies war Alonzo bekannt und wurde von ihm erwartet. Aber die Feſtſetzung der Abreiſe machte ihn erſtarren. Sobald? kann das möglich ſein?

Denſelben Abend waren ſie bei der Gräfin; die Whiſt- und andere Spieltiſche ſtanden wie gewöhnlich bereit.

Woran denken Sie, ſolchen Zug zu machen? fragte Viola, mit welcher Alonzo Schach ſpielte. Sie haben dieſen Abend Ihre Gedanken nicht beiſammen.

Ich denke an nichts, ſagte Alonzo. Wir ſind den ganzen Tag mit Einpacken beſchäftigt geweſen, indem wir bald nach Hauſe reiſen.

Wirklich? entgegnete Viola.

Alonzo glaubte, ſie ſeufzen zu hören. — In der That machte ſie nun ihrerſeits einen falſchen Zug. — Bald nachher trat ein Diener ein und brachte ein Käſtchen voll Juwelen, welche Viola zugehörten.

Alonzo wagte die Bemerkung, daß Viola wohl nicht wenig von den Londoner Schönen des Glanzes ihrer Juwelen wegen beneidet werden möge.

Wie kommt es, fragte ſie, daß ich Sie niemals Schmuck tragen ſehe; nicht einmal einen Ring? Unſere braſilianiſchen Jünglinge lieben dieſen Schmuck doch ſehr.

Ich verſichere Sie, ſagte Meiſter Mordaunt, von ſeinen Karten aufſtehend. Don Alonzo hat einen der ſchönſten Ringe, den ich je geſehen habe: es iſt ein gelber Diamant von großem Werth. —

Alonzo ärgerte ſich, er wußte nicht warum, und antwortete in einem bitteren, ſarkaſtiſchen Tone, der bei ihm ganz ungewöhnlich war:

Ja, ich habe einen gelben Diamant, wirklich; den ich aber weder jemals ſelbſt zu ſehen, noch Jemand zu zeigen wünſche.

Dieſe Worte waren kaum aus ſeinem Munde, als er ihre Unſchicklichkeit fühlte.

Ziehen Sie eine Karte, Milady, wenn es Ihnen gefällig iſt, ſagte Meiſter Mordaunt zu ſeiner Spielerin.

Schach! rief Alonzo, und ſah mit Anſtrengung auf Viola. — Sie lehnte ihren Kopf auf die Hand und hatte ihre großen, ſchwarzen, glänzenden Augen feſt auf ihn geheftet. Er erſtaunte über dieſen Blick, deſſen Urſache er ſich nicht denken konnte.

Beide ſchlugen die Augen nieder und ſetzten ihr Spiel fort.

Wenige Abende ſpäter geleitete er ſie, nachdem er mit ihr getanzt hatte, an ihren gewöhnlichen Platz zur Seite der Gräfin zurück.

Sie hatten mehrere Zimmer zu durchſchreiten, bevor ſie dahin gelangen konnten, wo die Gräfin beim Whiſt ſaß. Langſam bewegten ſie ſich vorwärts, da Viola, wie es ſchien, keine große Eile hatte, an ihren Platz zu kommen.

Sind Sie wirklich Willens, uns nächſten Monat zu verlaſſen, Don Alonzo? fragte Viola.

Wirklich, ſagte Alonzo. Und Sie, Donna Viola, was wird aus Ihnen?

Ich gehe nach Portugal!

Und da? fragte Alonzo in beſchwörendem Tone.

Nun, da werden wir nicht lange verweilen.

O, unſer Landgut in Braſilien wird unſere Anweſenheit in Anſpruch nehmen.

Dann werden wir uns wieder treffen, ſagte Alonzo dringend.

Ich hoffe es, ich darf ſagen, in einigen Monaten.

Wohl, das iſt ein tröſtliches Wort, verſetzte Alonzo, und er ſchien freier zu athmen. Aber ich werde nie wieder Viola treffen.

Aber Viola, Don Alonzo, antwortete ſie feſt, wird das für Sie ſein, was ſie immer geweſen iſt; ſie wird Ihre Sie liebende und aufrichtige Freundin ſein.

Dank Ihnen, Viola, dank Ihnen; aber ich bitte, ſprechen Sie davon nicht mehr mit mir.

Er führte ſie zu ihrem Sitze, und ohne ſie weiter anzuſehen, kehrte er ſich um, und verließ das Haus.

Digitized by Google

Meiſter Mordaunt hatte die dringende Einladung Alonzo's, ihn nach Braſilien zu begleiten, angenommen; ihre Ueberfahrt wurde feſtgeſetzt und die Vorbereitungen dazu wurden getroffen. Alonzo machte ſeine Abſchiedsbeſuche und that Alles, was nöthig war, mit der vollkommenſten Feſtigkeit.

Die Ueberfahrt für Viola war in einem Liſſaboner Paketboot beſtimmt und der Tag bereits feſtgeſetzt, an welchem ſie die Stadt verlaſſen wollte, um nach Falmouth zu reiſen.

Der darauf folgende Tag war zu Alonzo's Abreiſe beſtimmt, aber er ſuchte dieſen Umſtand vor Viola zu verbergen.

Am Morgen vor ihrer Abreiſe fand er ſich bei der Gräfin ein.

Sie ſind gekommen, um von Donna Viola Abſchied zu nehmen, ſagte die Dame.

Nein, antwortete er, ich bin gekommen, um von Ihnen Abſchied zu nehmen und Ihnen für die gütige Aufnahme zu danken. Ich bin auch auf dem Punkte, London zu verlaſſen.

Aber warum nicht von Viola Abſchied nehmen? fragte die Gräfin. Sie würde ſich ſehr enttäuſcht ſehen.

Es wird beſſer ſein, antwortete er, ich thue es nicht.

Aber, was werde ich ihr ſagen? fragte ſie.

Gerade das, was ich jetzt geſagt habe, antwortete er, es ſei beſſer, daß ich es nicht gethan habe.

Die Gräfin antwortete nicht und mit vielen guten Wünſchen auf beiden Seiten, trennten ſie ſich.

Auf der Reiſe nach Falmouth war das Wetter wunderſchön und Meiſter Mordaunt ſchien ſich über dieſe Reiſe ſehr zu freuen. Aber Alonzo war in Gedanken verſunken und nur auf Augenblicke konnte er daraus erweckt werden, wenn Meiſter Mordaunt des Wiederſehens ſeines alten Vaters und ſeiner Freunde in Rio erwähnte. In Wirthshäuſern hörte Alonzo zuweilen etwas, was ſeine ſchweigende Aufmerkſamkeit auf ſich zog, wenn man nämlich von einer ſchönen jungen Dame ſprach, die den Tag vorher hier vorbeigekommen war.

Sie kamen am folgenden Morgen in Falmouth an. Mit klopfendem Herzen fragte Alonzo nach der Dame, welche auf dem Paketboot nach Liſſabon abreiſen wollte.

Die Dame war am Abend vorher an Bord gegangen, und die Schiffe nach Liſſabon und Rio ſollten am andern Morgen abſegeln. —

Nach dem Frühſtück beaufſichtigten die beiden Freunde die Einſchiffung ihres Gepäcks und ihrer Diener und, nachdem ſie ſehr früh zu Mittag gegeſſen hatten, gingen ſie an Bord.

Es war ein warmer Abend, als Alonzo auf die geſchäftige, luſtige Stadt Falmouth, auf die zahlreichen Schiffe und auf den vor ihm ausgebreiteten, glänzenden Ocean blickte. Dann heftete er ſeine Augen auf ein kleines Schiff, welches nicht weit von dem Seinigen lag, obgleich darauf nichts zu ſehen war. Plötzlich verließ er ſeinen Standpunkt, beſtieg ein Boot und war in wenigen Augenblicken an Bord jenes Schiffes. In der äußeren Cajüte deſſelben traf er auf die Gräfin Sophia, die ſehr erſtaunt ſchien, ihn hier zu ſehen. Aber ohne ein Wort zu ſprechen, öffnete ſie die Thür der inneren Cajüte; er trat ein, und die Thür ſchloß ſich hinter ihm. — Viola lag auf einem Sopha, wie es ſchien in die Lectüre eines Buches vertieft, welches ſie in der Hand hielt. — Der Lärm des Eintritts Alonzo's weckte ſie aus ihrem Sinnen und ſie ſah auf. — Aber nichts kann dem Ausdrucke des Erſtaunens gleichen, welcher ſich bei dem Anblicke Alonzo's auf ihrem Antlitze zeigte, der, wie eine Statue, ſteif und feſt vor ihr ſtand. Sie ſprang vom Sopha empor und ſchien auf ihn zurück zu wollen. Aber entweder der ſonderbare Ausdruck ſeines Blickes, oder ſeine Haltung, hielt ſie in ihrer Bewegung auf, denn ſie blieb ſtehen und rief: Don Alonzo!

Viola! ſagte er, ihre beiden Hände ergreifend, und ſie leiſe zwingend, ihren Sitz auf dem Sopha wieder einzunehmen.

Viola: dies Wort ſchien ihn zu erwecken. Ich kann nicht ohne Sie leben, fuhr er fort. Sind Sie noch frei, ſo haben Sie Mitleiden mit mir.

Alonzo, ſagte ſie mit zitternder Stimme, ſind Sie frei?

Ich bin nicht unzertrennbar gebunden, erwiderte er.

In dieſem Augenblicke ſchien Viola ihr Selbſtbewußtſein wieder zu gewinnen.

Dann muß ich Ihnen ſagen, verſetzte ſie, daß ich es bin. Sie leben in einem böſen Irrthum, Sie glauben, ich bin nur verlobt. So hören Sie denn, ich bin verheirathet. Aber warten Sie, rief ſie, ängſtlich durch die Wirkung ihrer Worte aus, warten Sie einen Augenblick, ich bitte Sie.

Es war vergebens; er ſchüttelte ſie beinahe von ſich ab, lief in ſein Boot und war in wenigen Augenblicken wieder am Bord ſeines eigenen Schiffes. Daſelbſt angekommen, eilte er bei Meiſter Mordaunt vorüber, ſtieß Alles, was ihm auf dem Wege zu ſeiner Cajüte begegnete, zur Seite und ſchloß ſich in ſeine Cajüte ein, in einem Gemüthszuſtande, der ſchwer zu beſchreiben iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Des Bettlers Weihnachts-Abend.

(Fortſetzung.)

Adelheid machte ſich los, ging in ihr Zimmer und holte das Geld. Noch einmal drückte Altmeyer die Hand, welche es ihm reichte, an ſeine Lippen; dann ſah er in Adelheid's Geſicht, ihm entging die ſtille Trauer nicht, welche das Gefühl, eine gute That verrichtet zu haben, nicht von ihrem Geſicht gewiſcht hatte und fragte bewegt:

„Sie ſcheinen auch nicht froh, liebes Fräulein; ſoll dieſes ſchöne Herz von Kummer gedrückt werden?“ — Da rollten ein Paar große Thränen über Adelheid's Geſicht, ſie drückte faſt ungeſtüm des Tiſchlers Hand und ſagte leiſe; „Helfen Sie mir beten, Meiſter Altmeyer, daß der liebe Gott mich ſtärke! — Ich bin unglücklicher als Sie!“ —

Sie wandte ſich ſchnell ab und eilte in ihr Zimmer; Altmeyer ſandte ihr einen Blick des Mitleids und der Dankbarkeit nach, dann verließ er das Haus des Commerzienrathes. — Als er, erſchöpft von dem ſauren Gange, den er heute gethan, voll von bitterer Sorge darüber, daß ihm durch Adelheid's Güte nur für den Augenblick und nur auf einer Seite geholfen ſei, in ſeiner Wohnung ankam, — fand er ſeine Frau, mit der Gutartige im Schooße, heiter und unbefangen ihm entgegen lächelnd, als kehrte er von einem Spaziergange heim.

2.

Wie groß des Tiſchlers Sorge auch ſein mochte, Adelheid hatte dennoch ein ſchreckliches Recht, zu ſagen, ſie ſei unglücklicher, als er; denn in ihrem Gemüthe, durch die widerſprechendſten Gefühle zerriſſen, ſah es traurig aus. Sie liebte, liebte einen Menſchen, dem Jedermann ſeine Achtung verſagte, und den, ſie mußte es mit dem namenloſeſten Schmerze geſtehen, den ſie ſelbſt nicht achten konnte. Und dennoch liebte ſie ihn unausſprechlich, dennoch hing ihr Herz mit einer an Wahnſinn grenzenden Schwärmerei an ihm. Mochte ſie ſich auch alle Schattenſeiten ſeines Characters vor ihre Seele rufen, mochte ſie ſich auch hundertmal wiederholen, was ihr Vater, was die Welt über ihn urtheilte; — trat er vor ſie hin, ſprach er zu ihr mit der ſanften, verführeriſchen Stimme, die ihm ſo eigen war, dann vergaß ſie ſchnell Alles, Alles wieder, — und ſie hätte ihn lieben müſſen, wäre auch ewige Verdammniß ihr Loos geweſen.

Sie wußte, fühlte, daß ſie durch ihre Liebe dem Vater Verdruß, daß ſie ihm, ſo wenig er eigentlich Gefühlsmenſch war, Kummer bereitete. Sie fühlte es mit unſäglichem Schmerz, aber ſie konnte nicht laſſen von Dem, an den ihr Herz ſich einmal gehängt. So lebte ſie in einem beſtändigen Kampfe, in ewiger Zerriſſenheit; ihr Verſtand zeigte ihr klar das Thörigte, Verderbliche ihrer Neigung zu einem Unwürdigen; aber, als ſei ſie einer finſtern Macht verfallen, gefangen in den Feſſeln des eigenen Herzens, wand ſie ſich ohnmächtig darin, ſie konnte ihre Neigung nicht bewältigen. —

In der That verdiente Rudolph, der Geliebte Adelheids, den übeln Ruf, der ihm anhing. Mit einem grenzenloſen Leichtſinn verband er eine unüberwindliche Scheu vor jeder ernſten Beſchäftigung. Seine wohlhabenden Eltern, mit dem Hauſe des Commerzienrathes befreundet, hatten ihm die Wahl ſeines künftigen Lebensberufes überlaſſen. Er fing Vielerlei an, ſprang von Einem zum Andern über, verbrachte die Zeit ungenützt, verbrauchte ein enormes Geld und war endlich, als ſeine Eltern ſtarben, ſo weit, daß er keinem Menſchen Antwort geben konnte, der ihn fragte, was er eigentlich ſei.

Bei einiger Einſchränkung hätten die Zinſen ſeines Vermögens hingereicht, ihm Unterhalt zu gewähren, wenn er wirklich ſich auch nicht ſchämen wollte, als ein junger Mann ſeine Zeit mit Nichtsthun hinzubringen. Aber eben bei dieſem geſchäftsloſen, müßigen Leben brauchte er ſehr viel; die Zeit mußte getödtet werden, und zu den Zerſtreuungen, welche er ſich machte, reichten die Intereſſen ſeines Capitals nicht hin. Credit fand er leicht, er machte anſehnliche Schulden; ſein Vormund kümmerte ſich wenig um ihn. Als Rudolph volljährig war, und die Verwaltung ſeines Vermögens ſelbſt übernahm, war er leichtſinnig genug, ſtatt an eine beſſere Einrichtung zu denken, mit einem Theil des Capitals ſeine Schulden zu decken. Er ſetzte ſeine gewohnte Lebensweiſe fort, bis er, wie der Commerzienrath ſehr richtig von ihm ſagte, ſich nicht mehr bei Tage ſehen laſſen durfte, ohne zu fürchten, in jedem dritten Menſchen einem Gläubiger zu begegnen.

Bis zu ihrem Tode hatten ſeine Eltern mit dem Commerzienrathe und deſſen Familie in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden. Gruneow, ein gerader, ſchlichter, rechtlicher und überaus thätiger Mann, der durch eigenen Fleiß erworben, was er beſaß, hatte in ſeiner derben Weiſe ſtets dagegen geeifert, daß Rudolphs Eltern dieſen nicht ernſtlich zu einem beſtimmten Berufe anhielten. Er ſah richtig voraus, wohin ihre Schwäche den jungen Menſchen einſt führen würde; doch war all' ſein Reden unſenſt. Sagte er Rudolph ſelbſt ſeine Meinung

Digitized by Google

— und das geſchah oft, — ſo verſicherte dieſer jedesmal, er hoffe zuverſichtlich, endlich eine ſeinen Neigungen entſprechende Beſchäftigung zu finden, und dann wolle er ſich allen Ernſtes ihr widmen. Aber die Zeit verging, und es blieb beim Alten; die ſeinen Neigungen entſprechendſte Beſchäftigung, Billardſpiel, Roßparthieen und Zechgelage, füllte ſeine Zeit ſo vollkommen aus, daß er kaum an etwas anderes denken konnte.

Wie ſo vielen leichtſinnigen Menſchen konnte man ihm nicht leicht böſe werden; die tauſend dummen Streiche, welche er beging, bekannte er, wenn ſie ſich doch einmal nicht mehr verſchweigen ließen, mit einer ſo naiven Offenheit, er wußte ſtets die komiſche Seite daran ſo geſchickt herauszukehren, daß es ihm nicht ſchwer wurde, den Zorn zu entwaffnen, ja, den Zürnenden am Ende zu zwingen, daß er mit ihm lachte. Dazu war er von einnehmender Geſtalt, er war ein liebenswürdiger Geſellſchafter und wohl im Stande, ſtundenlang auf das Angenehmſte zu unterhalten. Zuvorkommend, gefällig ohne Aufdringlichkeit, wußte er ſich leicht Jemandem zu verpflichten, ſich überall gern gefehen machen, und nur ein Mann von ſo kaltem Verſtande, wie der Commerzienrath Grunow, der da tiefer ſah, und ſich nicht durch den oberflächlichen Schein täuſchen ließ, war im Stande, eine feſte Meinung gegen ihn zu faſſen.

Mit Adelheid war Rudolph von früher Kindheit umgegangen. Man hat öfter Beiſpiele, daß Kinder, eines über das andere, eine unumſchränkte, faſt unwiderſtehliche Gewalt erlangen; es ſind Fälle da, wo es Knaben ſchon in früher Jugend gelungen iſt, ſich ein Mädchen dergeſtalt unterthan zu machen, daß es beinahe keinen eigenen Willen mehr hatte. In der Regel beſaßen ſolche Knaben von früh an etwas Imponirendes, vermöge deſſen ſie ein zarteres Weſen einzuſchüchtern verſtanden; ſie wußten durch die Kundgebung eines eiſernen Willens, durch Drohungen und alle einem unbeugſamen Charakter zu Gebote ſtehenden Mittel eine unbeſiegbare Gewalt zu erlangen, die, durch die Macht der Gewohnheit fortgepflanzt, bis ins Jünglings- und Mannesalter hinübergetragen wurde, ſo daß die Jungfrau, das Weib die Sklavin Deſſen blieb, der ſie ſchon als Kind an ſich zu feſſeln, und an die Fügung in ſeinen Willen zu gewöhnen verſtanden.

Auch Rudolph übte eine ſolche unbedingte Macht über Adelheid; aber anders hatte er ſich dieſelbe angeeignet, als es in den oben erwähnten Fällen geſchehen. Niemals war er imponirend gegen das Mädchen aufgetreten, niemals hatte er ihr gegenüber ſeinen Willen geltend gemacht: ſeine Weiſe, ſie ſich unterthan zu machen, war eine andere, weil ſicherer zum Ziel führende. Von früher Kindheit an voll Aufmerkſamkeit gegen das liebliche Mädchen, war er ſtets befliſſen, ihre keinſten Wünſche zu errathen; er war nachgiebig bei ihren kleinen Launen, er forderte niemals etwas von ihr, — und dennoch erlangte er Alles, was er nur wollte. In ſeiner Art zu bitten, lag Etwas, dem nicht zu widerſtehen war, und hatte Adelheid ihn in einem Anfluge übler Laune nach ſeiner Meinung gekränkt, ſo ſpielte er nicht den Zürnenden; doch wußte er ihr Unrecht in der liebevollſten Weiſe zu Gemüth zu führen, lächelnd, ſcherzend verſtand er ihr zu ſagen: „Du haſt mir Unrecht, haſt mir weh gethan!“ — und wenn ſie dann, ihr Unrecht erkennend, ihn um Verzeihung bitten wollte, dann drückte er ſeine Lippen feſt auf ihren Mund, erſtickte ſo ihre Worte, und ſprang, beide Arme um ihren Hals geſchlungen, mit ihr umher, bis ſie wieder fröhlich mit ihm lachte und ſcherzte. Mehr als jede Zurechtweiſung, mehr als die bitterſten Vorwürfe, hielt dieſe Milde das Mädchen ab, ihm zuwider zu handeln; ſie fühlte ſich durch Rudolph's edelmüthige Art zu verzeihen beſchämt, ſie wagte künftig nicht mehr, etwas zu unternehmen, was ihm mißfällig ſein konnte. Und hatte er irgend einen Streich gemacht, der ſie zum Zorne hätte reizen können: — konnte ſie dem ihre Verzeihung verſagen, der ihr bei jeder Gelegenheit dieſelbe entgegentrug? — Um ſo mehr, da er nie auf die Entdeckung wartete, ſondern, war es einmal geſchehen, ſelber kam und mit ſeiner unwiderſtehlichen Stimme ſagte: „Du wirſt mir böſe ſein, liebe Adelheid, und Du haſt Recht, ich bin ein Taugenichts; aber es iſt einmal geſchehen, zürne wenigſtens nicht zu lange mit mir, dadurch wird es ja nicht beſſer!“ Sie konnte nicht zürnen, vermochte kaum ihr Mißfallen zu äußern, wenn er bald hinter her bekannte: „Ich will mich zuſammennehmen, aber verſprechen kann ich wahrhaftig nicht, daß es nicht wieder geſchehen wird, — der Menſch iſt ſchwach!“ —

So war es in den Kinderjahren geweſen, ſo ging es zwiſchen Jüngling und Jungfrau zu. Rudolph's Macht über Adelheid war ſo feſtenfeſt gegründet, daß ſelbſt ſein tadelhafter Wandel, die Erkenntniß ſeiner Untüchtigkeit zu jedem ernſten Beruf, die Erkenntniß ſeiner Unwürdigkeit bei Adelheid dieſe Macht nicht zu zerſtören vermochte. —

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anekdoten.

(Die Wirkung des Schwefeläthers.) Mit der neuen so höchst wichtigen Erfindung des Amerikaners Jackson, durch Einathmung von Schwefeläther das Schmerzgefühl zu unterdrücken, werden auch in Deutschland immer mehr Versuche angestellt. Einer der interessantesten Berichte darüber kommt aus Erlangen. Selbst die Damenwelt, heißt es dort, gewöhnt sich bereits daran, nur nach Einathmung von Schwefeläther d. h. schmerzlos, Zähne sich ausziehen zu lassen. Doctoren und Studenten stellten außerdem an sich selbst Versuche an. Bei allen nun, welche den Schwefeläther einathmeten, bei Gesunden wie bei Kranken, trat die Wirkung desselben ein. Die Personen standen im Alter von 8 bis 55 Jahren; die Dauer der Einathmung betrug 2 bis 20 Minuten und die der Wirkung erstreckte sich von einigen Minuten bis über eine halbe Stunde. Die Aeußerung der Wirkungsweise zeigte sich bei den eingeinen Personen sehr verschieden; die Einen werden, wenn sie einige Zeit eingeathmet haben, schlaftrunken, schlafen ein und geben kein Zeichen von sich, wenn man sie in diesem Zustande operirt. Nach dem Erwachen blicken sie erstaunt und verwundert um sich und wissen nicht, was mit ihnen geschehen ist; andere werden nach dem Erwachen sehr munter und heiter, benehmen sich wie im leichten Rausche, wanken, lachen, singen, jauchzen, schütteln den Umstehenden die Hände. Andere werden schon vor dem Eintritte der Betäubung sehr vergnügt und können vor Lachreiz kaum den Mund zusammenhalten. Bei einem 55jährigen Manne sollte wegen eines Gichtleidens das Glüheisen angewendet werden. Nachdem er mehrere Minuten geathmet, wurde er munter und geschwätzig; das Einathmen wurde bis zu 20 Minuten fortgesetzt, worauf er sehr beweglich wurde und laut in das Mundstück des Apparates hineinsang. Auch als man diesen abnahm, sang er seine fröhliche Melodie fort und selbst durch das Ansetzen des glühenden Eisens ließ er sich in seiner Fröhlichkeit nicht stören. Er fühlte nicht einmal ein Brennen. Bei andern wird die Beweglichkeit stärker, sie wollen aufspringen, müssen daher festgehalten werden und werden erst dann ruhig und gleichgiltig. (In Wien gerieth ein junger Mann, der gesund Schwefeläther einathmete, in einen Zustand völliger Manie, indem er mit Händen und Beinen um sich schlug und nur von sieben Männern im Zaume gehalten werden konnte. Als er aber erwacht war, äußerte er, noch nie in seinem Leben ein so angenehmes Gefühl gehabt zu haben und wünschte den Versuch zu wiederholen). — Manche schlafen gar nicht ein, sondern befinden sich in einem halbbewußten Zustande, ohne jedoch Schmerz zu fühlen. Ueberhaupt schwindet selbst bei dem scheinbar festen Schlafe die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke selten ganz, besonders bleibt das Gehör lange wach. Die Leute hören auf ihren Namen, öffnen den Mund, wenn man sie dazu auffordert, aber später wissen sie nichts davon. In Bezug auf die Träume, die sich dabei einstellen, findet gleichfalls große Verschiedenheit statt. Einige wissen gar nichts zu erzählen. Andere schildern den ganzen Zustand als äußerst angenehm und erzählen von herrlichen Träumen (in Wien erzählte ein Student, es sei ihm gewesen, als befände er sich in einem reizenden Garten voll von Rosenbüschen, hinter welchen Mädchen kauerten); nur Wenige waren beängstiget, hatten schwere Träume und ihr ungestümes Benehmen schien damit im Zusammenhange zu stehen. — Uebele Folgen, bedenkliche Zufälle sind nie eingetreten, zuweilen einige Uebelkeit nach dem Erwachen, einige Stunden lang Eingenommenheit des Kopfes, kurze Zeit dauernde Schwere in den Gliedern. — Welche Wirkung die Einathmung von Aether wohl auf solche haben mag, die an schwerer Krankheit darniederliegen? An solchen hat man noch keine Versuche angestellt. In jedem Falle wird auf diese Weise auch auf die Krankheiten kräftig einzuwirken sein und Jackson gehört unter die Wohlthäter der Menschheit.

(Ein Curiosum.) Zu Gotha in der herzoglichen Bibliothek wird folgendes die Zeit seiner Entstehung ganz charakterisirende Actenstück aufbewahrt:

„Demnach ich Endes Verzeichneter wegen gestrigen übertriebenen Trunks, wodurch ich leicht um Leib und Leben, mein nerer armen Weib und Kind zum höchsten Schaden hätte kommen sollen, mich nunmehr resolvirt habe: zwischen hier und Jacobi mich mit dergleichen Laster niemals zu überladen, auch zu beste steifer und fester Haltung derselben, ob ich mich etwa binnen dieser Zeit dazu veranlassen dürfte, verpflichte ich mich zu allematen: ein paar gute Maulschellen von meinem gnädigen Herrn, oder wenn es Ihre fürstliche Gnaden Ihnenanders von den Ihrigen anbefehlen wollte, zu erhalten, oder mich sonsten mit einer ungewöhnlichen adeligen Strafe belegen zu lassen. Zu mehrerer Bekräftigung habe ich solches eigenhändig unterschrieben.

Attenburg, den 9. Juni 1652.

Wolf Dietrich von Brandenstein."

„Darbei ist zu gedenken, daß wenn es auch anderweit geschehen sollte, ich mich gleichwohl zu obenmäßiger Strafe erkenne."

— Einige der gewöhnlichen Ausdrücke der Chinesen sind ziemlich spitzig und sarkastisch genug. Einen viel Lärm machenden aber Niemand etwas zu leide thnenden Mann nennen sie einen Papiertiger. Ueberschätzt sich Jemand selbst zu sehr, so vergleichen sie ihn mit einer Ratte, welche in eine Waagschale sitzt und sich wiegen will. Einen Verschwender vergleichen sie mit einer Rakete, die auf einmal zerplatzt. Diejenigen, welche ihre Mitbürgerkreis Entfernten bezeugen, aber ihre Familie vernachlässigen, hängen, wie sie sich ausdrücken, eine Laterne an eine hohe Stange, so, daß man dieselbe zwar weit sieht, die aber unten umher nicht leuchtet.

(Für Damen.) Recept zur Erlangung eines neuen Parfums. Man sättige feine Baumwolle mit dem reinsten Olivenöl, und breite diese dann mit abwechselnden Lagen von Jasminblumen, in einer Vase aus. Nach wenigen Tagen haben die Blumen ihren ganzen Duft der Baumwolle mitgetheilt. Das Oel kann nun ausgepreßt und zu gelegentlichem Gebrauche in einer Flasche bewahrt werden, die Baumwolle aber dient dazu, in Schubläden und Garderoben einen angenehmen Duft zu verbreiten.

(Neueste Art Leute zu betrügen.) Kürzlich ließ ein Unglücklicher in Berlin einen Aufruf an „Menschenfreunde" in die Zeitungen setzen und bat um Unterstützung für sich und

Digitized by Google

seine Familie, die er, trotz der schmerzhaftesten Körpertrieben, durch Abschreiben vor dem Hungertode zu retten suche. Diese eilten, sich von dem Elende der Familie, die Königsstraße Nr. 99 drei Treppen hoch wohnte, zu überzeugen und brachten Hülfe. Es war wirklich die bitterste Noth vorhanden und die Familie dem Hungertode nahe. Nach einiger Zeit stellte auch die Polizei Erkundigungen an und da fand sich denn — daß der Bittsteller das Logis nur auf einen Monat gemiethet hatte, um dort die Hülfe der Menschenfreunde zu empfangen, daß er die Wohnung absichtlich recht dürftig eingerichtet hatte, daß er Abends sogar in sein besseres Logis mit seiner Familie zurückkehrte, und daß er sein gutes Geschäft aufgegeben, um sich besser und bequemer von der öffentlichen Mildthätigkeit unterhalten zu lassen. Die Polizei macht das Publikum zur Warnung mit diesem Vorfall bekannt, und ersucht, bei Anzeigen „an Menschenfreunde" künftig vorsichtiger zu sein.

(Berlin.) In der letzten Sitzung des Criminalgerichts wurde der Mildhändler Hannemann wegen Raubmord zur Todesstrafe des Beils und Verlust der Nationalkokarde verurtheilt. Eigentlich brauchte man wohl dem, welchem man den Kopf abschlägt, nicht noch besonders die Kokarde daran abzusprechen. Der Beisatz wegen der Kokarde erhöht eben nicht den Ernst eines solchen Urtheilsspruches.

— In den „Travels in Ireland" liest man: Ich miethete eine Chaise zu Galway, die mich einige Meilen weit auf's Land bringen sollte. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir am Fuße einer Anhöhe still hielten. Der Kutscher kam an die Wagenthür und öffnete diese. „Was bedeutet das? Hier sollteſt Du nicht anhalten!" — „Geist, Euer Gnaden, Geist!" rief Paddy, „ich will nur dem Vieh was weiß machen. Wenn ich mit der Thüre klappere, so wird es denken, Sie sind ausgestiegen, und wird den Berg hinaufrennen, wie der Teufel!"

Erklärung der auf 1/10 verkleinerten Patrone.

Figur 1—6 ein Hemd. Die Figuren 1 u. 2 zeigen den Leib dieses gerade geschnittenen Kleides. Eine Linie von Punkten an dem Rücken deutet die schmale Taille an, welche mehrere Meister daran zu machen lieben. Eine andere Linie unten am Halsloch zeigt, daß manche Schneider dieses nicht mit aufgerichteter Spitze machen, sondern den Schawlschnitt dafür vorziehen. Für beide Arten erscheint der Kragen hier gehörig eingerichtet, wie Fig. 4 zeigt. Der Schoß Fig. 3 ist flach, Fig. 5 weist die Art nach, wie man das aus einem einzigen Stück und ohne Oeffnung bestehende Rückenschoß schneiden und fältein soll. Die drei weißen Streifen bezeichnen die 3 obern Falten, die schattirten Streifen aber die darunter sich legenden Falten. Jede Falte hat 5 Centimeter Breite, was mit der ganzen Taillenbreite von 15 Centimeter übereinstimmt. Diese Falten sind unten angehalten, der obere Theil wird mit dem untern zusammengestochen. Das ganze Stück ist viereckig, 45 Centimeter breit und eben so hoch. Fig. 6 zeigt an, wie die Falten aussehen, wenn sie vollständig gebildet sind.

Fig. 7. Andeutung der Façon, welche man jetzt den Westen giebt. Man faßt sie mit flacher Borte ein, von der Hüfte bis zur Brust steigt ein hoher Zwickel empor, ein zweiter befindet sich an dem Armloch, beide sind abgerundet und das Schößchen wird etwas eingezogen.

Fig. 8. Chevalier-Weste. Der untere Theil daran drutet darauf hin, daß man sie auf zweierlei Weise schneiden kann, entweder mit eingezogenen Schößen, wie bei Fig. 7, oder mit verlängertem Oberleib mit einem Zwickel unten am Vordertheil und einem Ausschnitt an der Hüfte.

Fig. 9. Vordertheil der Lovelace-Weste. Der Schnitt ist gerade, mit kleinem stehenden Kragen. Die punktirten Linien zeigen an, wie man diese Patrone auch zu einer Ball- oder Soiree-Weste verwenden könne, indem man sie an der Taille oder etwas tiefer am Fuß des Zwickels abschneidet. Fig. 10. Hintertheil dieser Weste, welche gleichfalls etwas kürzer geschnitten zu den oben angedeuteten Westen dienen kann.

Fig. 11—14. Gerader Oberrock. Fig. 11 Rücken. Längen 13, 17, 42, 52. Breiten 1, 7, 20. Taille 7. Fig. 12. Vordertheil. Längen 5, 7, 10, 19, 24, 32, 47, 53, 57. Breiten 24, 25, 7, 38. Für den Bruch 44, 4, 17½, 13, 43, 16, 41, 14, 18, 40, 6. Fig. 13. Schoß. Längen 13, 45, 65. Breiten 45, 70. Fig. 14. Kragen. Längen 28, 30. Breiten 7, 12, 12.

Fig. 15 u. 16. Pantalons. Fig. 15. Hinterhose. Längen 2, 8, 21, 42. Breiten 18, 24, 3, 32, 4, 36, 44, 6, 35, 7, 33½, 4, 33, 14. Steg 20. Aplomb 30. Untere Breite vom Steg 33.

Fig. 16. Vorderhose. Längen 3, 19, 45. Für die Zusammensetzung 85. Im Schritt 94, 108. Die Hinterhose ist um 3 Cent. länger, nämlich 111 Cent. lang. Breiten 4, 12, 22, 24. Rechte und linke Seite 22, 25, 29, 3, und 25, 6, 25, 29, 9. Unteres Aplomb 13.

Alle Kleidungsstücke, welche man als Obergewand tragen will, müssen mit Seide gefüttert werden, und geschieht es zuweilen, daß man sie mit Merinos oder anderen wollenen Stoffen füttert, so ist dies eine mißverstandene Sparsamkeit. Denn alle diese Arten Futter nützen durch ihre Reibung das Tuch des Fracks frühzeitig ab, und was man einerseits dadurch gewinnt, daß man sich der Annehmlichkeit des seidenen Futters beraubt, verliert man anderseits doppelt. Obergewänder, welche durchaus mit Seide gefüttert sind, liegen nicht nur besser am Körper an, sondern sie sind auch leichter an und auszuziehen. Wenn auch die Aermel allein mit Seide gefüttert werden, so genügt dieses doch nicht, sich leicht und ungezwungen zu bewegen, und sich der bei solchen Kleidungsstücken erforderlichen Bequemlichkeit zu erfreuen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Auf den Promenaden sieht man viele Mäntel, z. B. den Chatelaine-Mantel von Sammet, dessen Kragen auf den Achseln und vorn Spitzen bildet, und den Montpensier-Mantel von schwarzem Sammet, der mit einem breiten Marderstreifen besetzt ist und einen großen Kragen hat, der hinten hinabfällt, an jeder Seite geschlitzt, vorn eine Spitze

Digitized by Google

bildet und wie der Mantel unten mit Pelz garnirt ist. Ein schwarzer Sammethut mit einem Federbouquet vervollständigt diesen Anzug. — Andere vollständige Promenaden- oder Visitenanzüge sind: Ein Kleid von dunkelblauem Damast, mit zwei breiten Volants von schwarzen Spitzen garnirt; glattes Leibchen und enge Aermel. Mantel von dunkelblauem Sammet, der bis auf den obersten Spitzenvolant hinunterreicht, einen kleinen Kragen hat und vorn mit einem breiten Zobelstreifen besetzt ist; lange enge Aermel mit Pelzaufschlägen. Hut von silbergrauem Sammet mit einem kleinen Federbouquet an der Seite. — Kleid von schwarzem Sammet mit einem bis an die Knie hinaufreichenden Waffenstreifen, hohem Leibchen halbweiten Aermeln mit Pelzaufschlägen. Hut von ungefirntem weißem Sammet, an den Wangen kurz und rund geschnitten, oben mit einer langen Feder und unter dem Schleier mit blauem Sammetband ausgeputzt. — Kleid von altem Moiré mit breiten Streifen in Silberfarbe; persischer Mantel von grünem Sammet, der bis in die Kniegegend hinunterreicht, vorn seiner ganzen Länge nach festgemacht, an jeder Seite unten ein Stud geschlitzt und da mit schwarzen Spitzen oder breiten Guipureresaxen und Pelz besetzt ist; halblange Aermel, eben auf dem Arme offen, so daß sie zwei Spitzen bilden, die sich in Troddeln endigen. Hut von ungefirntem weißem Sammet, mit Rosen und Spitzen ausgeputzt. — Die Mäntel, welche man am Tage trägt, sind weit länger als die für den Abend. Die alten Pelzmäntel sind durch reichen Besatz aus. Manche reichen bis auf die Fußspitze und haben von den Achseln bis unter die Taille herunter einen runden Shawl von Marder, der vorn bis auf die Knie fällt. Andere Mäntel, die Damen tragen, welche sich keinen solchen Pelzluxus erlauben können, sind von Seide, wattirt und an den Rändern gesteppt. Sind sie von Atlas, Reps oder Taschemir, so putzt man sie mit Sammet in derselben Farbe aus. Die Manschetten und der Muff von Marder sind dann der einzige Pelzluxus. Doch giebt es auch kleine Pelzmäntelchen von Pelz, die sehr hübsch aussehen und auf Mänteln und Ueberröcken gern getragen werden. — Für junge Mädchen sind die einfachsten und geschmackvollsten Kleider von Damast in der Jmagonfarbe, doch hinaufgehend, ohne Schößchen, aber mit einem kleinen Kragen und engen Aermeln, über die man Battist-Manschetten zieht. — Um noch etwas Neues von den Kopfputzen zu erwähnen, die man in jetziger Zeit so häufig braucht, führen wir vor allen die Blanco von Chantilly an, welche hier sehr gefällt. Dieser Kopfputz von poreau Sammet mit Goldstaffen und Perlenverzierung kleidet besonders die frischen anmuthigen Gesichter junger Damen gut, namentlich der Blondinen. Für eben solche hat man ferner das kleinschirmige catalonische Häubchen von himmelblauem Sammet, mit einer weißen Feder, die sich mit reizender Anmuth auf eine Seite neigt, und mit Goldblonden, die an jeder Seite auf das glattgeschnittene Haar fallen. Ferner das kleinschirmige Pompadonhütchen, auf welchem sich die Blumen mit Blonden und Spitzen vermischen. Vor allen aber ist die Louisenschleife zu erwähnen, ein niedlicher, eben so einfacher als koketter Kopfputz, der leicht anzubringen und leicht zu ändern ist. Es sind Schleifen von schwarzen Spitzen mit Rosen und Blättern von Sammet. Man kann diese Schleifen sehr nahe an den Wangen aber sehr weit hinten an jeder Seite der Haarflechten andringen, sie mit einer Diamantnadel befestigen, kurz sie zu dem hübschesten Kopfputze machen. — Was die modernen Meubles betrifft, so sind sie um so mehr, je ältre sie sind. In guten Häusern darf es an Meubles von vergoldetem Holze nicht fehlen. Für die Fauteuils, die Tische und Consolen gilt der Styl Ludwigs XV., merkwürdig aber ist es, daß die Pendulen und die Bronzen im Style Ludwigs XVI. allgemein vorgezogen werden. Die Fauteuils haben sogenannte Pompadour-Medaillons von vergoldetem Holze und sind mit Dreseat in Kirschenholz und Weiß überzogen; oder auch die Medaillons sind von solchem Stoffe und so eingerichtet daß die Mitte von einer in Gold geschnitzten Blumenvase gebildet wird; die Medaillons sind breit und rund in der Form der Zeit Ludwigs XV. mit ähnlichem Stoffe überzogen und mit sehr reicher Posamentirarbeit verziert.

Herren-Mode. Die Mode scheint einen Augenblick ruhen zu wollen, um den Maskenanzügen für das Carneval Platz zu machen. Etwas Unterordentliches und Neues hat jedoch, bis auf einige exzentrische Toilettenanzüge, der vorige Monat nicht gebracht. — Einer dieser Toilettenanzüge bestand aus einem Frack von schwarzem Tuch, dessen Schöße mit weißer Seide gefüttert waren, die Knöpfe daran waren klein und gewölbt, die Weste hatte einen Stehkragen, ging sehr weit herunter und bestand aus schwarzem tressum bordirten Satin, die kurze Hose war von gleichem Stoffe. Eine weiße Cravatte mit einem geschlungenen Knoten, ein Chemiset mit Jabots, Manschetten, weiße Handschuhe und schwarze Stiefel mit sehr weit ausgeschnittenen Schuhen gaben dem Anzug die Vollendung. — Noch zwei andere Toilettenanzüge machten sich bemerkbar, der eine, ein Rock von Hasenhaar, der andere (Cravatte) der andere von violettem Tuch. Beide hatten dieselbe Form wie der erste, und ihre Schöße waren ebenfalls mit weißer Seide gefüttert. Die Westen für beide waren von weißem goldbordirten Satin, die Hosen von weißem Cashemir und sehr weit. Andere Toilettenanzüge hatten eben nichts Auffallendes, sie waren meist von schwarzem Tuch, wie auch die Hosen, die Stiefeln lackirt, die Westen weiß und die Cravatten lang und von schwarzem Satin. In den Stadtanzügen ist nichts Neues geschaffen worden, man trägt noch immer den Paletot mit hohem Kragen und weitem Umschlag, die Taille nur zwei Centunter die Hüften herabgehend, die Schöße kurz und weit, die Aermeln gerade und die zum dritten Knopfloch umschlagend. Der Kragen ist leicht gewölbt, die Spitzen rechtwinklich ausschnitten und eben so breit als die Aermeln hoch. Die Aermel sind halbweit und die Aufschläge niedrig. Auch trägt man vielfach Ueberröcke, die man bis an das Halstuch zuknöpfen kann, sie haben offene Kanten und die Knöpfe sind nur klein, halbrund und von passender Farbe. Die Farben, denen man den Vorzug giebt, sind griechischblau, lord Chatam, schwarz, indischbronz und olivengrün. — Die Hosen zu den Stadtanzügen trägt man sehr weit in den Beinen, sie fallen rund auf den Stiefel und haben sehr Stegt. Die Bänder mit breiten Carreaux und kleinen Streifen sind die beliebtesten Stoffe dazu. — Die Westen zum Stadtanzuge trägt man theils mit Shawls, theils mit Stehkragen, auch trägt man daran breite Aufschläge. Die Stoffe dazu sind Sammet, Satin mit und Seide. — Als Morgentoilette trägt man Paletots und weite Hosen ohne Stege, für Bälle den Cadan oder den Plaid, beide auf das reichste mit Stickereien und Posamentirarbeit verziert.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Twine mit langer Taille. 2. Kleid mit Blausenleibchen. 3. Kleid mit kurzen Aermeln und breitem Bauschbesatz vorn herab. Langschoss. 4. Kurzer Ueberzieher. Rock mit langer Taille. Halbweite gestreifte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in Berlin bei Herrn **Julius Springer**, in Hamburg bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in Wien bei Herrn **Braumüller u. Seidel**.

Verlag von R. Wächner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

VIII. Jahrg.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichen Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

I. Quartal.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 10. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Das Gericht der Hagestolzen.

Drei Hagestolze standen einmal
Vor Minos, dem Todtenrichter,
Und als versammelt das Tribunal,
Da finsteren Auges spricht er:

Die ledig ihr und unbeweibt
Durch's Leben selb gegangen
Und wider die Ordnung euch gesträubt
Nun sollt ihr den Lohn empfangen;

Doch will's das Recht, daß ungehört
Der Schuldige nicht bleibe,
Drum sag' ein Jeder unverwehrt:
Was hielt euch fern vom Weibe?

Der Erste sprach — ein edles Blut —:
O Herr! den Grund nicht hehl' ich:
Ich war für die Frauen viel zu gut,
Obwohl unwiderstehlich.

Ich sah das ganze schöne Geschlecht
Wohl nach mir schmachten und hoffen,
Der Eitelkeit war's eben recht,
Das Herz blieb ungetroffen. —

Der Zweite sprach: Bequemlichkeit,
Die ging mir über Alles,
Drum fehlte zur Liebe mir die Zeit,
Zur Heirath jeden Falles.

Zur Pflege hielt ich mir Gesind'
Schon in kanonischen Jahren,
Und Mops und Kater hatt Weib und Kind
Meine einzigen Lieblinge waren. —

Der Dritte sprach: Mein Blut war heiß,
Des Herzens Pulse flogen,
Drum führt' ich in holder Frauen Kreis
Von Jeder mich angezogen.

Ich flatterte wie ein Schmetterling
Von Blüthe zur schönern Blüthe,
Und, wenn ich im Netz der Einen hing,
Ich schon für die Andere glühte. —

„Du wagtest", Minos zum Ersten sprach,
„Herzlos das Weib zu verachten,
Drum sollst vergeblich nun zur Schmach
Bei den weiblichen Engeln du schmachten."

„Du konntest dich", gönnt er dem Zweiten zu,
„Von behaglicher Ruhe nicht trennen:
Drum sollst um ein Weib vergeblich du
Durch alle Himmel rennen."

Vom Dritten hub er zürnend an:
„Sein schweres Vergehen sühn' er!
Er sei, ihren Launen unterthan,
Der eintausend Jungfrauen Diener!"

Die Braſilienbraut.

Von Mrs. Erskine-Norton.

(Fortſetzung.)

Meiſter Mordaunt nahm Beſitz von dem Boote, das Alonzo ſo eben verlaſſen hatte, fuhr an Bord des Liſſaboner Paketboots und hatte eine Zuſammenkunft mit Donna Viola. Am Andern Morgen, mit Tagesanbruch, ſtand Alonzo, in ſeinen Mantel eingewickelt und den Hut bis über die Augenbraunen gezogen, ſchon auf dem Deck, mit finſterem Geſicht das Liſſaboner Paketboot bewachend, welches eben die Anker lichtete. Das Schiff begann ſich bald zu bewegen und in wenigen Minuten theilte es das Waſſer dicht neben ihm. — Verzweiflungsvolle Gedanken verfinſterten einen Augenblick Alonzo's Sinne. — Ein Gefühl von Rache und Verzweiflung faßte ihn, und er fühlte eine ſtarke Verſuchung, in das Meer zu ſpringen und dem Liſſaboner Schiffe nachzuſchwimmen; — als plötzlich eins von deſſen Cajütenfenſtern geöffnet wurde. — Er ſah ein wehendes Taſchentuch und dann Viola's Antlitz ſelbſt, naß von Thränen. — Sie küßte ihre beiden Hände und bewegte ſie grüßend gegen ihn. — Alonzo hatte gerade noch Zeit, die Begrüßung zu erwidern — und ſein dunkler Vorſaß verſchwand. — Er wurde weich — er weinte! — Sie liebt mich! — Dieſer Gedanke brachte das Blut entzündend zu ſeinem Herzen. Sie liebt mich, und zeigt mir das Beiſpiel jugendhafter Unterwürfigkeit in unſer Schickſal. — Eine Hand wurde ſehr ſanft auf ſeine Schultern gelegt. Meiſter Mordaunt zog ihn in ſeine Cajüte zurück.

Alonzo, ſagte Meiſter Mordaunt, ich bin ſehr beſchämt, ich hätte, das Alles vorherſehend, Sie davor bewahren können. Donna Viola, welche ich geſtern Abend ſah, gab mir dieſen Brief für Sie.

Er gab ihm denſelben hin. — Alonzo riß ihn auf und las:

Alonzo! ich beſchwöre Sie um ihres Vaters willen und um meinetwillen, kämpfen Sie gegen dieſe unglückliche, hoffnungsloſe Leidenſchaft. Wir werden uns bald wieder treffen. — Treffen wir uns in Frieden, in Unſchuld und Freundſchaft! Der Himmel ſegne Sie und vergebe uns Beiden!

Viola war ſehr unerfahren und Meiſter Mordaunt kannte die Liebe nur ſehr wenig, ſonſt würde Alonzo dieſen Brief nie erhalten haben, der nur Oel in die Flamme goß. Er legte ihn auf ſein Herz und las ihn jeden Tag während der ganzen Reiſe. — Er befragte Meiſter Mordaunt genau über ſeine Zuſammenkunft mit Viola am vorhergehenden Abend; beſonders aber fragte er um Nachricht über Viola's Gatten.

Mir iſt geſagt worden, erwiederte Meiſter Mordaunt, daß er ein Mann von ſehr hohem Range, alt und kränklich iſt. Er hat die verwaiſte Tochter ſeines Freundes geheirathet, ſowohl als Sicherheitswache für ſie, als für ihr Vermögen, in dieſen gefahrvollen Zeiten.

Bei dieſer Auskunft hüpfte Alonzo's Herz vor geheimer Freude. Er beruhigte ſich nach und nach, aber er ſprach ſeine Gefühle nicht aus; er wagte es nicht.

Wenige Wochen brachten die Freunde nach Rio. — Bei der Annäherung an dieſen ſchönen Hafen war Mordaunt ganz entzückt und bewunderte die prächtige Scenerie, welche ihn umgab. Aber Alonzos Gefühle ſprachen anders zu ſeinem Herzen, da er ſich auf das Wiederſehen ſeines Vaters und ſeiner Freunde freute. Beinahe hätte er den ſtarren, ſchwarzen Felſen der Zuckerküſte geküßt. — Dieſe Küſte war paſſirt und die Bai von Belavogo lag nun vor ihnen, umgeben von ihren hohen luftigen Bergen. Auch dieſe Bai war paſſirt und der Hafen von Rio war erreicht.

Große politiſche Veränderungen waren eingetreten, und die kaiſerliche Flagge wehete auf jedem Fort, auf jedem Hügel. Das Unterſuchungsboot erſchien und an der Seite des Officiers ſaß Alonzo's wachſamer und erwartender Vater, welcher einige Minuten ſpäter in den Armen ſeines Sohnes lag. Als ſie landeten, fanden ſie viele Freunde am Ufer.

Nachmittags beſuchten ſie die Aebtiſſin, und der Abend wurde dazu angewendet, Alonzo's Erinnerungen bei ſeinen zahlreichen weiblichen Bekanntſchaften zu erregen. Die meiſten von ſeinen Freundinnen waren Frauen und Mütter geworden, und die, welche er als Kinder gekannt hatte, waren zu Jungfrauen empor gewachſen; — eine Verwandlung, die merkwürdig ſchnell in dieſem Lande vorwärtsgeht.

Er gefiel ſich darin, die großen Umänderungen zu betrachten, die während ſeiner kurzen Abweſenheit vor ſich gegangen waren, und auch die Verſchönerungen und Bequemlichkeiten des häuslichen Lebens bekrafen.

Am folgenden Tage wurde er bei Hofe vorgeſtellt. Kurz, während zwei oder drei Tagen hatte er keine Zeit, auch nur betrübt auszuſehen.

Aber an einem Morgen, zur Frühſtückszeit — wo gewöhnlich unangenehme Dinge abgemacht werden — ſagte ihm ſein Vater, daß ungefähr in einem Monat Donna Iſabella, nebſt ihrem Vater und der Tante erwartet würde.

Digitized by Google

Ich habe einen einſtweiligen Aufenthalt für Dich eingerichtet, fuhr er fort, welcher dir gefallen wird, wie ich glaube, und zwar in Bolabrege. — Ich ſage einſtweilig, denn man wird Dir bald diplomatiſche Sendungen nach Europa anvertrauen, was du gewiß ſehr wünſchteſt. — Die Einrichtung dieſes Aufenthalts iſt ſeit ſechs Monaten meine liebſte Beſchäftigung geweſen. Wenn Du und Meiſter Mordaunt nichts dagegen hat, ſo wollen wir dieſen Nachmittag hinausreiten und ihn beſehen.

Wie es Ihnen gefällt, Senhor! — war die Antwort Alonzo's. — Genau um die angegebene Zeit ritten ſie fort. — Das Haus und ſeine Lage war Beides wunderſchön; die Einrichtung des Erſteren geſchmackvoll und koſtbar. Das Zimmer, welches für Donna Iſabella beſtimmt war und Gartenzimmer genannt wurde, öffnete ſich auf einer Terraſſe. — Es enthielt Tiſche zu Handarbeiten und zum Zeichnen; — Bücherſpinden, gefüllt mit engliſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Dichtern; auch befand ſich daſelbſt ein Piano, eine Harfe und eine Guitarre.

Hat ſich Donna Iſabella ſo ſehr in der Muſik ausgebildet? ſagte Alonzo mit ſarkaſtiſchem Lächeln.

Sie liebt ſie, wie ich glaube, ſehr! antwortete der Marquis ruhig.

Alonzo dankte ſeinem Vater mit vieler Wärme und Aufrichtigkeit für die Mühe, welche er ſich mit der Einrichtung dieſes reizenden Aufenthaltes gegeben hatte. Dann ſeufzte er, und dachte daran, wie glücklich er hier ſein könnte mit — gewiß nicht mit Donna Iſabella. — Nachdem die erſte Aufregung ſeit ſeiner Ankunft vorüber war, verſank Alonzo wieder in ſeine Traurigkeit. Sein jugendliches Geſicht war beſtändig finſter, und eine krankhafte Gleichgültigkeit erfaßte ihn gegen Alles, was um ihn her vorging. Sein Vater und Meiſter Mordaunt thaten Alles, um ihn zu zerſtreuen und ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Ausflüge auf das Land wurden häufig gemacht, hauptſächlich auch nach einem botaniſchen Garten, der ungefähr ſechs Meilen von der Stadt entfernt, und mit dem größten Geſchmack eingerichtet, dabei aber auch in der beſten Ordnung erhalten und von kühnen, himmelhohen Bergen umgeben war. Er hatte die Ausſicht nach dem Meere und war ausgeſchmückt mit dem ſchönſten Reichthum von Blumen, im Schatten ſtolzer Bäume, unter deren prächtigem Blätterdach man gern von alten Zeiten träumte. — Waſſerpartien nach mancher ſchönen Inſel, Geſellſchaften, Studien — Alles wurde verſucht, Alonzo zu erheitern; — aber es war vergebens. — Jeder Tag, jede Stunde ſchien ſeinen dunklen Kummer zu vermehren, aber er beklagte ſich nie; er berührte ſogar niemals den Gegenſtand, der ihm dieſen Kummer verurſachte.

Ungefähr drei Wochen vergingen auf dieſe Weiſe. Alonzo liebte die Geſellſchaft ſeiner Tante, der Aebtiſſin, ſehr. Sie ſchonte mit dem niemals irrenden Takt ihres Geſchlechts ſeine Gefühle. Sie pflegte, ihm gegenüber zu ſitzen, beſchäftigt mit ihrer altmodiſchen Stickerei, und wohl ſtundenlang ſprachen ſie kein Wort. Das war es gerade, was er liebte.

Eines Nachmittags hatte er ſich in ihrem kleinen Empfangzimmer auf ſeinen gewöhnlichen Sitz geſetzt. Er hatte kaum das Eintreten der Aebtiſſin bemerkt, aber, anſtatt ſich auf ihren Stuhl zu ſetzen, wie ſie ſonſt that, näherte ſie ſich ihm.

Alonzo, ich freue mich ſehr, daß du gekommen biſt; ich wollte dich eben holen laſſen, ſagte ſie.

Mich holen laſſen? fragte er horchend.

Ja! Eine deiner Freundinnen iſt in dem Kloſter und wünſcht dich zu ſprechen.

Eine meiner Freundinnen?

Ja! Ich glaube, Du wirſt Dich noch an Donna Viola de Montezuma erinnern.

Er ſprang von ſeinem Sitze auf; der Name elektriſirte ihn.

Donna Viola, ſagten Sie? Ich ſoll mich ihrer erinnern? Was iſt mit ihr, was iſt mit ihr?

Sie iſt Wittwe geworden.

Weiter!

Sie kam gerade nach Liſſabon, um den letzten Seufzer ihres ſtrebenden Gatten zu empfangen. Nach dem Leichenbegängniß legte ſie ihre Geſchäfte in ſichrer Hand und zögerte nicht einen Augenblick, in ihr Vaterland zurückzukehren, wo ihre Gegenwart dringend nothwendig iſt. Sie kam geſtern an und hält ſich nur kurze Zeit auf. Sie wünſcht Dich zu ſehen.

Ich bin bereit, ſagte Alonzo.

Die Aebtiſſin verließ das Zimmer.

Das iſt zuviel! rief Alonzo laut aus, als er in dem kleinen Sprechzimmer auf und niederging.

Ein leichter Schritt an dem Sprachgitter hemmte ſeinen Gang. Es war Viola in tiefer Trauer; ſie ſah lieblicher denn je aus. Sie reichte ihm die Hand durch das Gitter; er kniete nieder und preßte dieſe Hand an ſeine Lippen, an ſein Herz, an ſeine brennende Stirn.

Alonzo, ſagte Viola im gütigſten und ſanfteſten Tone. O ich habe von der Aebtiſſin Ihre Betrübniß erfahren und ich fürchte, daß ich unſchuldigerweiſe dazu beitrage, daß das, was für Sie hätte der größte,

Digitized by Google

der schönste Segen sein sollen, eine Quelle des bittersten Elendes werden kann. Aber was kann ich thun, als Sie zu ermuthigen, sich mit dem Entschlusse, Recht zu thun, zu bewaffnen. Ich gestehe, daß, wenn Sie mich zwingen, Sie nicht mehr zu achten, mir dies den größten Kummer verursachen würde, selbst, wenn die Liebe zu mir, die Ursache davon wäre. Versprechen Sie mir Alonzo. — — —

Er unterbrach sie hastig.

Ich will nichts — nichts versprechen. Der Himmel gebe mir Kraft, daß ich thue, was Recht ist, aber in meinem jetzigen Gemüthszustande will ich mein Wort für Nichts verpfänden.

Viola weinte.

Wohl, fing sie wieder an, ich werde sehen, ob Alonzo das wirklich ist, wofür ich ihn gehalten habe. Ich werde sehen, ob er fähig sein wird, das Glück seines unschuldigen, jungen Weibes und seines hoffenden Vaters, zu trüben; ob er fähig ist, seine eigene Ehre und seine Grundsätze dem Schatten eines Schattens zu opfern — denn das ist nur die Hoffnung auf meinen Besitz. — Der Himmel segne Sie, Alonzo, und führe Sie durch diese Versuchung. — Mein Gebet ist mit Ihnen nebst meinen besten Wünschen. Verdienen Sie, glücklich zu sein, und überlassen Sie das Uebrige der Vorsehung.

Sie verschwand. — Alonzo blieb knieend am Bitter liegen, augenscheinlich in Gedanken versunken. Endlich schien ein Licht. Ein einziger Hoffnungsstrahl rettete ihn vor der Verzweiflung. Er entschloß sich, in seiner ersten Zusammenkunft mit Donna Isabella letzterer das Geheimniß seines Herzens mitzutheilen. Er wollte sie beschwören, wenn sie ihr Glück liebte, ihm beizustehen, die Bande zu zerreißen, welche Beide zusammen knüpfen. Er wollte die unglückliche Stunde ihrer Vereinigung in ihrer Erinnerung hervorgerufen, sie auf die Ergebung von seiner Seite und den durch Gewalt bekämpften Widerstand von ihrer Seite zurückführen, was schon damals eine böse Vorbedeutung ihres Glücks war. — Seit diesem Augenblicke hatten sie sich nie getroffen, auch nicht einmal im Briefwechsel gestanden. — Ihn hatte anderswo eine ernste, tiefe Leidenschaft ergriffen — vielleicht sie auch. — Was die Schuld betraf, die er gegen ihre Familie hatte, so konnte diese in weniger Zeit, bei einiger Nachsicht, beseitigt werden, da es auf dem Punkte war, daß dem Marquis seine entzogenen Güter in Portugal wieder zurückgegeben werden sollten.

(Schluß folgt.)

Des Bettlers Weihnachts-Abend.

(Fortsetzung.)

Ihr Herz und ihr Verstand lagen in ewigem, hoffnungslosem Kampfe; wie ihre bessere Einsicht ihr auch tausendmal sagen mochte: er ist Deiner bei aller äußern Liebenswürdigkeit nicht werth, — sie liebte den Jugendgespielen zu heftig, als daß die kältere Vernunft den Sieg hätte gewinnen können. Und dies war ihr namenloses Unglück.

Mit rührenden Worten hatte sie schon oft versucht, seinem Leichtsinn Schranken zu setzen, ihn zu einer geregelten Lebensweise zu führen. Er hörte sie an, er ertrug ihre Vorwürfe, ohne ungeduldig zu werden, ja, er stimmte ihr bei, gestand, selbst einzusehen, es könne, dürfe so nicht bleiben: — und dennoch blieb es so; hatte er heut versprochen, sich zu ändern, so hatte er es morgen wieder vergessen, — er blieb der Alte. — — —

Der Commerzienrath, des vergeblichen Redens müde, und entschlossen, ihn von Adelheid zu trennen, hatte ihm sein Haus verboten; keine Bitten seiner Tochter konnten ihn vermögen, seinen Entschluß zu ändern. Hatte er nun Vertrauen genug zu Adelheid's Gehorsam, oder war ihm die Gewalt der Liebe gänzlich unbekannt: er hielt das Mädchen nicht so streng, daß es nicht Gelegenheit genug gefunden hätte, Rudolph täglich zu sehen. Sie hatte zitternd, im Gefühle ihres Unrechts gegen den Vater, dem Geliebten die Erlaubniß gewährt, heimlich zu ihr zu kommen. Rudolph hatte diese Erlaubniß nicht gefordert, hatte nicht nach Art Vieler mit Verzweiflung, Selbstmord oder Hinausziehen in die weite Welt gedroht, falls sie ihm verweigert würde; mit stiller Resignation fügte er sich dem harten Ausspruche des Vaters, bekannte treuherzig, ihn zu verdienen, ja, er äußerte selbst die Meinung, das Verbot des Umgangs mit Adelheid könnte ihm ein Sporn werden, seine Lebensweise zu ändern: — und Adelheid, gerührt von der Ergebung des Geliebten in sein Schicksal, dessen Härte sie aus ihren eigenen Gefühlen kannte, trug ihm die Erlaubniß, sie gegen den Willen des Vaters zu sehen, selbst entgegen. —

Das Bewußtsein, indem sie dies that, ein Unrecht gegen den biedern, sorglichen Vater zu begehen, der sie durch die Trennung von einem Menschen, der nicht geeignet war, sie dauernd glücklich zu machen, vor leicht vorauszusehendem Elend bewahren, — vermehrte das Gefühl ihres Unglücks.

Digitized by Google

3.

Jene hundert Gulden, welche Adelheid dem Tischler Altmeyer geliehen, hatte ſie, — ſie konnte nicht ohne Erröthen daran denken, — erſpart, um Rudolph's kleine Schulden, welche am meiſten beitrugen, ihn in Verruf zu bringen, damit zu decken. Dadurch, daß ſie, von ihrem mitleidigen Herzen hingeriſſen, mit dieſem Gelde den armen Tiſchler aus einer drückenden Verlegenheit befreit, die ſeine ganze Exiſtenz zu vernichten drohte, hatte ſie ſich ſelbſt eine arge Verlegenheit bereitet. Ihr Vorhaben wollte ſie ausführen, auf die Rückzahlung der an Altmeyer gegebenen Summe war von Seiten deſſelben nicht ſobald zu denken, ſie mußte Rath zu ſchaffen ſuchen, wollte ſie nicht, daß Rudolph den Schmähungen unbezahlter Kleinkrämer ausgeſetzt bleiben ſolle.

Sie mußte ein Mittel ergreifen, zu dem ſie mit blutendem Herzen ſchritt. In ihrem Gewahrſam befand ſich ein Schmuck, welchen ihr Vater einſt in einem Anfalle verſchwenderiſcher Laune, wie ſie ihn nicht oft anwandelte, für die Mutter gekauft. Er war ſo koſtbar, daß die einfache Frau ſich ſcheute, ihn anzulegen, und wirklich hatte ſie ihn nur einigemal bei außerordentlichen Gelegenheiten getragen. Nach ihrem Tode war er auf Adelheid übergegangen; Grunow gönnte dem Kinde das Vergnügen, die Preciosen, welche ihr doch einmal zugehören ſollten, ſelbſt zu verwahren. Durch die Reihe von Jahren aus der Mode gekommen, konnte ihn Adelheid, ſo werthvoll er war, ſo nicht tragen; er hätte einer glänzlichen Umarbeitung bedurft, um ihn zu modernisiren; oft genug war auch dieſe Rede davon geweſen; war es nun aber Pietät gegen das Andenken der geliebten Mutter, war es Nachläſſigkeit, es blieb dabei, daß man davon ſprach, und der Schmuck blieb unverändert, in ſeiner gegenwärtigen Form nur ein prächtiges Schauſtück, liegen.

Weder Adelheid's Eltern, noch ſie ſelbſt hatten wohl jemals daran gedacht, daß dieſe Preciosen einſt zu dem Zwecke dienen ſollten, für welchen Adelheid, keinen andern Ausweg ſehend, ſie beſtimmte. — Sie verpfändete den Schmuck einem Wucherer, um die Mittel zu erhalten, jene vorhin erwähnten kleinen Gläubiger Rudolph's zu befriedigen.

Die Arme! — Sie ahnte nicht, daß zur Stunde, wo ſie dies that, Rudolph's Schuldenlaſt im Allgemeinen dergeſtalt geſtiegen war, daß er ſich nicht mehr halten konnte. Von allen Seiten drohte man ihm mit dem Schuldgefängniß, es blieb ihm nichts übrig, als ſich, ein ehrloſer Betrüger, ſeinen Gläubigern durch die Flucht zu entziehen.

Er entwich. In einem Briefe an Adelheid entdeckte er ihr ſeine ganze Lage, und mit den heiligſten Eiden gelobte er, an einem anderen Orte ein anderes Leben zu beginnen.

Wer vermöchte Adelheid's unendlichen Schmerz zu beſchreiben, als ſie den Brief geleſen; wußte ſie ja doch, daß Rudolph bei ſeinem flüchtigen Ueberſpringen von einem Gegenſtande zum andern kaum ſo viel gelernt, um in einer untergeordneten Stellung ſo viel zu erwerben, daß er bei mäßigen Anſprüchen ſein Leben friſte. Zudem kannte ſie auch, was von ſeinen Vorſätzen und Verſprechungen zu halten ſei. —

Doch wollte ſie, ſo weit es ihre Kräfte hindern konnten, ihn nicht untergehen laſſen. Nach ſeiner Art zu bitten, war er ſie in ſeinem Schreiben nicht geradezu um eine Unterſtützung angegangen; er hatte nur leiſe angedeutet, es fehle ihm an den nöthigen Mitteln, ſich ſo lange zu erhalten, bis er eine paſſende Stellung gefunden: dann hoffe er ſchon vorwärts zu kommen. Adelheid raffte zuſammen, was ſie an baarem Gelde aufbringen konnte, um es ihm zu ſenden; ihr Vater durfte natürlich hiervon nichts gewahr werden.

Zu ihrer unausſprechlichen Freude meldete er ihr bald darauf, er habe eine Comtoirſtelle erhalten, zwar mit geringem Gehalt, doch biete ſich ihm Gelegenheit, ſich einzuarbeiten, ſo daß er bald größere Anſprüche machen zu können hoffe.

Adelheid faßte neuen Muth, ſie vergaß die Schande der heimlichen Flucht des Geliebten, und lebte der freien Hoffnung, er werde, durch die Nothwendigkeit gezwungen, es vielleicht dahin bringen können, den Forderungen, welche er zurücklaſſen, zu genügen. Und was ſie am meiſten aufrichtete, war der Gedanke, daß, wenn er ernſtlich ſich beſſere, auch ihr Vater verſöhnt und geneigt werden könnte, in die Verbindung zu willigen, welche ja einſt der beiderſeitigen Eltern Plan geweſen, da ſie und Rudolph noch Kinder waren. — — — —

Einige Monate waren vergangen. —

Eines Tages ſtand Rudolph plötzlich vor dem Commerzienrath, der, mehr erſtaunt, als erzürnt, ihn ohne Weigerung vor ſich gelaſſen hatte, neugierig, was er von ihm wolle.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— Vor Kurzem wurde in dem Königl. Spital zu Edinburgh vom Professor Miller abermals ein Versuch mit Einhauchung von Schwefeläther gemacht, und zwar mit dem glücklichsten Erfolge. Der Patient war ein Irländer von mittleren Jahren, ein „Eisenbahner", der vor neun Wochen das Bein gebrochen hatte. Der Bruch war nicht zusammengeheilt, weil ein starker Splitter von einem Knochen dazwischen stecken geblieben war, und der letztere sollte durch eine schmerzliche Operation entfernt werden. Der Einhauchungsapparat ward nun in Anwendung gebracht und nach einigen Minuten fiel der Patient wie ohnmächtig hintenüber. Man wollte jetzt mit der Operation beginnen, aber der Irländer widersetzte sich Dem, indem er meinte: „er schlafe nicht und er hoffe, daß man doch eher nichts vornehmen werde." Er athmete nun noch 20 Minuten lang den Aether ein; er wurde sehr gesprächig und drückte wiederholt seine feste Ueberzeugung aus, daß „es nichts nützen werde." Endlich aber wurde die Operation, während er noch in diesem wachen Zustande war, angefangen; man machte Einschnitte in's Fleisch, trennte mehrere Köpfchen von der Haut, so daß der Knochen bloßgelegt wurde, man sägte einen Theil des letzteren durch und nahm dann den Splitter heraus. Blos während man mit einer starken Zange den Knochen abzwickte, bemerkte man ein kleines Zucken von Gefühl bei dem Patienten, der fortwährend eifrig Aether athmete und von Zeit zu Zeit betheuerte: „es werde nicht wirken." Die Operation dauerte 10 Minuten und die Schmerzen hätten unter gewöhnlichen Umständen fürchterlich sein müssen. Nach ihrer Beendigung sagte der Professor zum Irländer: „Ich denke, Ihr werdet mich heute die Operation nicht machen lassen," und erhielt zur Antwort: „Gewiß nicht, denn es wirkt nicht, und ich muß doch erst in Schlaf kommen. Das Ding ist bei mir nicht gelungen und gewiß wird es eben so wenig bei Andern gelingen, denn ich bot Alles auf, schon um meinetwillen, um einzuschlafen, und ich möchte auch Alles thun, um Ihnen zu Willen zu sein." — „Aber," sagte der Professor Miller, „wolltet Ihr mich nicht wenigstens einen Schnitt in's Bein thun lassen?" — „Nein, dazu muß ich erst einschlafen; mir können's ein anderm al versuchen." Dieser klare Beweis, daß er von der Operation so durchaus nichts gemerkt hatte, rief unter allen Umstehenden einen lauten Applaus hervor. Dies veranlaßte den Patienten, sich aufzurichten, und als er die Wunde sah, erklärte er, in unmäßiges Lachen ausbrechend: „Das ist ohne Zweifel Blut oder etwas Dem Aehnliches; aber ich habe nicht das Mindeste gefühlt. Das geht doch über alle Bäume." Er verließ den Tisch, auf dem er lag, nicht eher, bis er vollständig berichtet hatte, wie ihm während des Einhauchens gewesen war. Es schien, als habe sich in seiner Phantasie ein sonderbares Gemisch von Kämpfen und Tödtungen, die in seiner Nähe vorgingen, gebildet, aber ohne allen Bezug auf sein Bein und die Operation. Der Professor erklärte diesen Fall als hinreichenden Beweis für die Macht des Aethers, da es in der Chirurgie keine schmerzlichere Operation gebe und der Patient eingestandenermaßen einer der stärksten Trinker sei, bei denen der Aether am wenigsten wirke.

(Edinburgh-Witness.)

— Im „Humoristen" theilt Herrn Saphir's Bedienter eine Reihe von Witzen und Anekdoten mit, die derselbe beim Ausklopfen des Fußteppichs seines Herrn gefunden haben will. Wir finden unter diesen „Teppich-Witzen" folgende ergötzliche Einfälle. — Man fragte neulich meinen Herrn, was er von dem Herrn R. halte, der des Tages unter dem Pantoffel steht, und Abends zu Hause bleiben muß, wenn die Frau in Gesellschaft geht. „Ei!" antwortete Er, „bei Tag ist er ein Weltmann bei Nacht eine Bitwe!" — Jemand wollte ihm im Theater die Uhr stehlen, er aber faßte dessen Hand und sagte: „Verzeihen Sie, dazu ist nicht aufgezogen worden!" — Auf der letzten Gewerbeausstellung ging mein Herr immer herum, und schien etwas zu suchen. Die Beitheilnehmer fragten ihn, was er denn suche? Er erwiderte: „Die Claquers haben ja auch ein Gewerbe, warum hängt keiner da?" — Unter den vielen Abschnitten fand ich auch folgendes: „Die jetzigen sieben fetten und sieben magern Kühe." In jedem Großhandlungshause findet sich am Ende des Jahres, daß die „sieben magern Kühe" die „sieben fetten Kühe" verschlindt haben. Die „sieben fetten Kühe" sind die „sieben dicken Handlungsbücher"; „Hauptbuch" — „Kassebuch" — „Waarenlagerbuch" — „Strotz" — „Wechselbuch" — „Conto pro diversi" — „Strazza." — Kommen die „sieben magern Kühe", die sieben Büchlein der lieben Hausfrau: „Küchenbüchlein" — „Waschbüchlein" — „Schneiderbüchlein" — „Schusterbüchlein" — „Marchandes-des-Modes-Büchlein" — „Ball- und Tanzbüchlein" — und „Badereise, und Landpartie-Tagebüchlein", und die sieben kleinen Büchlein haben die sieben dicken Bücher verschlungen, rein aufgegessen!

(Frommme Wünsche.) O Himmel, gieb den Durstigen Cardinal und den Cardinälen Durst, gieb den Hungrigen Speise und den Speisewirthen Hungrige, schenke den Gefangenen die Freiheit, ach dafür ist ja die Freiheit gefangen, bringe den Mädchen Ehemänner und nimm den Ehemännern dafür die Mädchen, gieb den Papiermachern viele Lumpen, damit diese ausgerieben werden, gieb den Mehrjünglingen guten Geschmack und lasse dafür den guten Geschmack modern werden, nimm den Sängerinnen die Heiserkeit und lasse dafür die Klempner reich und lasse die Reichen siechen, lasse die Kaufleute gut messen und gieb dafür den Menschen gute Kaufleute, lasse die Hüte von besserm Filz machen und behüte und bessere vor den Filzen, lasse die Nachtwächter schlafen und bringe dafür die Schlafmützen in die Wacht, mache endlich alles Wasser zu Wein und verhüte, daß der Wein zu Wasser gemacht werde.

(Die mißlungene Defraudation.) Das „Danziger Dampfboot" erzählt folgenden humoristischen Versuch einer Steuerdefraudation. Ein Schlächter in Stettin kam unlängst auf die fein ausgesonnene Idee, zwei in einem, von der Schlachtsteuer freien, benachbarten Städtchen geschlachtete Schweine mit einem Damen-Anzuge zu versehen, sie so ausstaffirt in aufrechter Stellung in eine Droschke und sich selbst, als begleitender Herr, dazwischen zu setzen, auf welche Weise er die Schlachtsteuer für die Schweine beim Eindringen in die Stadt aufstehender sparen zu können verhoffte. Unglücklicher Weise aber schöpfte der Thorschreiber beim Anhalten der Droschke

Digitized by Google

vor seiner Wohnung und beim Hineinsehen in dieselbe, obgleich es schon dunkel war, einigen Verdacht. Er fand sich dadurch veranlaßt, die Pseudo-Damen in der Droschke handgreiflich zu berühren, wodurch denn der Schlächter mit seiner lüdlichen Idee in ein fatales Dilemma gerieth, dessen Resultat höchst betrübend für den erfindersichen Mann ausfiel; denn nicht nur mußte er die gewöhnliche Steuer für die Schweine entrichten, sondern auch noch eine weit bedeutendere Defraudationsstrafe erlegen, wobei der Arme noch überdies die Kosten für das Aufspannen der zu Damen erhobenen Schweine und für die Droschke umsonst aufgewendet hatte.

— In England erlebt man noch zuweilen den mittelalterlichen Gebrauch des Weiberverkaufs. Vor einigen Tagen führte ein Mann sein Weib an einem Strick auf die Verkaufshalle zu Sheffield trotz ihres Sträubens, er hatte die furchtbarsten Drohungen ausgestoßen, wenn sie nicht folge. Der Mayor von Sheffield machte dem Skandal rasch ein Ende, indem er vor dem Zuschlage die Frau wegnehmen ließ und gegen den fürstlichen Ehemann einen Verhaftsbefehl erließ. Diese alte Sitte ist übrigens gesetzlich noch nicht aufgehoben, vorausgesetzt, daß die Frau darin willigt.

(Der laut denkende Lord.) Lord Gardon zeichnet sich durch eine Gabe aus, welche ihm ganz eigenthümlich sein dürfte. Wenn er z. B. bei Tafel neben einer Dame sitzt und es fällt ihm ein, daß es die Höflichkeit erfordere, der neben ihm Sitzenden eine Gefälligkeit zu erweisen, so übertegt er es zuvor und zwar laut: „Ja muß," sagte er z. B., „ein Glas Wein mit Lady N. trinken, ja, ja, ich muß ein Glas mit ihr trinken." Dann wendet er sich an Lady N. und fragt sie, ob sie Wein trinken will. Die Lady willigt mit einem Lächeln ein, das sich über die gesammte Tafel verbreitet, und Lord Gardon weiß nicht, warum man lacht. Vor Kurzem speiste er bei Lord D. und saß neben ihm. Während der Mahlzeit blieb unser Lord lange in Gedanken, die endlich laut wurden. „Ich glaube, ich muß diese Vierpappe von einem Lord zu Tische laden, ja, ich will, ich muß ihn einladen." Er wollte eben das, was im geheimen Rathe seiner Gedanken beschlossen war, zur That werden lassen, als sein Nachbar auf den Einfall kam, auch einmal laut zu denken. „Ja glaube, daß dieser alte Dummkopf mich zu sich laden will, aber ich gehe nicht, nein, ich werde nicht zu ihm gehen." Lord Gardon war wie vom Donner gerührt, aber sein Erstaunen war größer als sein Aerger. Wie konnte man seine geheimen Gedanken errathen? — Er konnte es nicht begreifen. — Früher spielte er gern Schach; hier spielte ihm seine Gewohnheit stets die fatalsten Streiche. „Diesen Bauer lasse ich stehen," dachte der Lord; „wenn ich ihn stehen lasse, bekomme ich den König, will ich aber zc." So verriethen seine Gedanken immer seine Pläne. Das laute Denken brachte ihn auch um eine sehr schöne Braut, welcher er in seinen fürstlichen Jugendliche Sachen gestand, die sie um keinen Preis wissen durfte, und welche Geständnisse hinreichten, daß der arme Lord nicht mit dem Gelde seiner reichen Braut seine zahlreichen Gläubiger befriedigen konnte.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Der Ausputz der Kleider ist so verschiedenartig, daß alles, was gefällt und gut aussieht, erlaubt wird; dagegen wechselt der Schnitt weniger; man sieht fast nichts als glatte Leibchen mit drei Näthen vorn. Die Schneppe ist immer sehr in die Augen fallend und sehr spitz. Auch hinten haben diese Leibchen eine Schneppe, aber sie verliert sich in den Falten. Viele Leibchen von Kerpp und Tartatan sind in Falten gelegt, aber diese werden durch ein kleines gesticktes Bändchen gehalten. Je nach der Verzierung des Kleides besteht diese Stickerei in Gold, in Chenille oder Sammetsutasbödchen und das Bändchen läuft so rund um das Leibchen herum. Auch einige Leibchen à la Marisse-Horlowe sieht man, solche nämlich, die an den Achseln sehr weit herunterfallen, von denen Falten ausgehen, welche an der Taille durch einen Gürtel in Blau und Silber oder Hirschroth und Gold gehalten werden. Dieser Schnitt paßt besonders für schlanke Damen. Die Aermel sind immer sehr weit, mit leichten Bauschen oder mit Garnirung bedeckt und mit Blumen, Pagenschleifen oder Juwelenagrafen geschmückt. Die Aermel putzt man mit Spitzenvolants aus, unter denen man auch Bänder oder Blumen anbringt. Die Aermel von Kerpp oder Gaze sind regelmäßig doppelt oder dreifach. Die beliebteste Besetzung sind die sehr breiten Volants von Spitzen, die man an den Seiten durch eine Pagenschleife oder eine Blumenagrafe etwas aufnimmt. — Junge Mädchen tragen Kleider von Organdi mit tausenderlei verschiedener Besetzung, aber immer in einfachem Style: einfache Volants, breite Querstreifen, breite Säume, Berthe von dem Kleidstoffe und griechische Aermel, die an der innern Seite des Aermels durch eine Bandschleife aufgenommen sind; oder Kleid von glattem Kerpp mit mehreren Volants, die mit einer leichten goldenen oder silbernen Borte oder auch nur mit einer dünnen goldenen Schnur besetzt sind. An solchen Kleidern hat man bisweilen auch goldstickte Berthen. — Die hochsigen Tüllebefestigungen sind so beliebt, daß keine hübsche Damen sahen, welche mit ihren Rosenguirlanden einen frischen Bouquet im Schnee glichen. — In den Concerten und musikalischen Matinéen gelten nur die Regligeanzüge für geschmackvoll, namentlich hält man die leichten Anzügen viel auf schöne feine Wäsche, auf Chemisetten mit hohem Kragen, auf Mousquetaireemanschetten und Amadisärmel von gesticktem Mousslin, die immer unter den halbkurzen oder unter den an der Seite offenen Aermeln des Kleides sichtbar sind. — Werden dem alten Moire benutzt man zu Seiterkleidern vorzugsweise den Sammet, den sogenannten Atlas, den Damast und neuen Moiret. Sie sind sämmtlich reich und passen zu den Brillanten, die man in Halsbändern, in Ohrgehängen, im Haar und vorn auf dem Leibchen trägt, denn nie hat man größeren Luxus mit Juwelen getrieben, als diesen Winter. Die Tuniken von schwarzen Spitzen sind sehr beliebt wie auch die Kleider in der Mode sind. Sie sind von Damast mit Seide broschirt und haben bisweilen sogar Bouquets in Gold oder Silber. Die Leibchen an diesen Modell-Kleidern sind sehr gesteift und die Berthen daran breit, von venetianischen Spitzen oder von Goldspitzen. An den Seiten des Rockes befinden sich Oeffnungen, welche durch Schleifen von Juwelengraten zusammengehalten werden, zwischen denen man Tüllerüschen sieht. — Die gefransten Bänder, die man staffelförmig an den Seiten der Kreppkleider anbringt, sehen immer sehr hübsch aus und die kleinen Aermel wie die Berthe, welche ganz mit solchen Bande bedeckt ist, passen vollkommen dazu. — Der offene Antoinette-Ueberrock zeigt sich bei den elegantesten Negligés, aber nicht in Batist und Mousslin, wie er im nächsten Sommer viel getragen werden wird, sondern in Taffet und mit ausgezackten Rändern an der Oeffnung versehen. Unter an dem Unterkleide, das immer von demselben Stoffe sein muß, befindet sich ein ebenfalls ausgezackter breiter Volant. Auch haben wir ein solches Kleid von schwarzgestreiftem tlles Pekin gesehen, das mit schwarzen Spitzen garnirt war, während sich auf dem Unterkleide ein breiter Volant von schwarzen Spitzen befand und eine eben solche Prierine vorn übereinanderging.

Digitized by Google

— Mannichfaltiger als je sind in diesem Winter die Kopfputze; die kleinschirmigen Hütchen wählt man besonders bei den Conzert- und Theatertoiletten. Sehr schön war ein solches Hütchen à la Claude von Frankreich von rothem Sammet. Es wurde auf dem Kopfe durch drei Sammetreife gehalten, welche auf die Stirn vorgingen, mit Brillanten besetzt waren und an der einen Seite an einer Feder, an der andern an einer Brillantenschleife hingen. Man hat ferner kleine Montyenshüte-Toques mit rundem Kopfe von schwarzen Spitzen und mit einer Einfassung von himmelblauem Cartus mit Blättern in derselben Farbe oder von Sammet umgeben. Aus dem Kelche der Cactusblüthen fallen Perlentrauben heraus. Eine andere sehr hübsche Coiffüre, welche bei den elegantesten Damen sehr beliebt ist, heißt die Gitana, ist von schwarzen oder Goldspitzen gemacht und mit Rosen und Blättern untermischt, auf denen Käferchen schrdrar sind. Diese Coiffüre ist ziemlich klein und wird etwas auf die Seite gesetzt. Die Epheu- bis den einen halben Glorienschein, unter welchem man Medeln oder andern Diamantschmuck anbringen kann. — Treten wir nun in einen Ballsaal und mustern wir einige der anwesenden Damen in ihren Toiletten. Wir sehen zuerst eine kleine blonde Dame mit gierlichen feinen lebhaften Zügen; sie ist stets Recht bedacht gewesen, ihre Toilette mit nicht zu viel Aufputz zu überladen. Ihr Kleid ist von weißem Krepp, unten mit einer breiten Goldborde besetzt; darüber trägt sie eine Aurora von demselben Stoffe, welche etwas über das Knie herunterreicht und ebenfalls mit einer Goldborde besetzt ist. Das Haar ist oben ist in griechischer Art drapirt und wird auf den Achseln von Gamäen gehalten. Die kleinen Aermel des Unterkleides sind oben geschlitzt und mit Borde besetzt. Das Haar ist griechisch geordnet mit Weinreblein; auf der Seiten befindet sich ein Ceres-Kranz von goldenen Aehren und rothen Blumen. Ein ähnliches Bouquet in der Mitte des Leibchens.

Herren-Mode. Die Kleidungen unserer Elegants sind sehr verschiedenartig und richten sich noch den Tagesstunden, wie nach den mannichfaltigen Beschäftigungen unserer Fashionables. Morgens pflegen die jungen Pariser ihr Negligé mit einer elastischen Kokketterie zu wählen. Ihre Coiffüre besteht aus einer türkischen Mütze von Sammet, deren Deckel mit zwei Gold-Sontaschen, eine breiter als die andere, besetzt ist; eine gleiche Verzierung um den Kopf und dazu passende Aredeln. Ein Schlafrock von eben so neuem wie comfortablen Schnitt, ist von weichem Seidenstoff, mit carrirtem Futter, und dasselbe Hemd von der Farbe des Oberzeuges; oft sind die Aermel sehr weit und sind alsdann mit griechischen Unterärmeln versehen, welche unten vermittelst einer Reihe zahtreicher Knöpfe sich aufschließen; um die Taille eine reiche Cordelière; die Pantalons oben weit, sind entweder mit Füßen, oder unten rund; die chinesischen Pantoffeln von Marocain, mit Fionell gefüttert.

In den Soiréen und auf den Bällen erhält sich der schwarze Frack mit halb langer Taille und ausgeschnitten am Gürtel in der Mode; in den Bieten herrscht fortwährend eine große Eleganz, ein ganz eigenthümlicher Luxus. Doch ganz andere Dinge beschäftigen in diesem Augenblicke die junge Männerwelt, nämlich die Jagd-Equipage; zahlreiche Bestellungen dieser Art sind bei unsern Kleidermachern geschehen.

Die erste Figur unseres heutigen Modebildes zeigt uns einen Ballanzug von schwarzem Taschmir, mit einem vier Centimeter hohem Kragen und sechs Centimeter breitem Umschlag. Die Taille zeigt 11—2 Centimeter über die Hüften, die Seiten sind leicht abgerundet, ebenso die Achselstücke, die Taille ist eng nach unten und gerade eingeschnitten; der Oberleib ist weit, aber ohne Zwang, da er dem Körper die vollste Freiheit für seine Bewegungen läßt. Die Aermel sind sehr lang und gehen beinahe bis zum Knöchel, sie sind gerade und noch unten zu abgerundet, und verdecken die vorspringenden Hüftenpartien. Sie sind auf beide Art garnirt, um vollkommen das ganze Hinterstheil zusammen zu fügen, ohne die kleinste Falte zu werfen; das Vorderstheil kann man zuknöpfen oder ungeknöpft lassen. Die Anglaisen sind nach oben 7— 8 Cent. breit, und sollen bis zum dritten Knopfloch um. Die Spitzen verstellen haben die Form eines M. Jede Anglaise hat fünf Knopflöcher, wovon sich drei auf der Umschlagseite und zwei am Ende befinden. Die Aermel sind halbweit, die Aufschläge niedrig und an der Handwurzel mit drei Knöpfen geschlossen. Der Kragen und die Revers bis zum Unterstheil des Oberleibes sind an der offenen Kante abgenäht, die Schöße sind am Rande abgesteckten und, gleich dem Oberleibe und den Aermeln, mit Seide gefüttert. Die Knöpfe sind von Satin, klein und hohlrund. — Die Weste ist von weißem Pique, ist eingsbum verbirt, sie hat einen Schawlkragen, geht weit herunter und läßt kaum fünf Knöpfe zu. Auf der Brust ist sie weit offen, und die Knöpfe sind von demselben Stoffe. — Die Hose ist von schwarzem Caschemir, nur halbweit und mit festen Stegen bis leicht auf dem Fuße abrundend. Sie trägt dazu eine schwarze Cravate mit geschlungenem Knoten, weiße Handschuhe, ein Stock und lackirte Stiefeln. — Das Ueberzieherkleid über diesen Ballanzug ist ein Plaid ohne Capuchon, die Aermel sind lang und weit, oder ohne Aufschläge, der Schawlkragen ist von schwarzem schwarzem Sammet; der Plaid hat weder Besatz noch Einfassung, ist von dunkler Farbe.

Die vierte Figur zeigt uns einen Fantasieanzug von hellblauem Tuche mit einem 5 Cent. hohem und 7 Cent. herumfallendem Kragen. Die Taille ist lang und geht wenigstens 3 Cent. unter die Hüfte, sie ist gerade und enge nach unten, obgleich der Oberleib 1½ Cent. unter die Hüfte herabgeht und ohne eine Falte zu werfen, alle Formen desselben erkennen läßt; alles das rührt von den gut angebrachten Einschnitten her. Die Schöße sind lang und reichen bis zur Kniekehle herab, sie sind nicht sehr weit und gehen, sich abrundend, bis an den Rand des Vorderstheils. Die Anglaisen sind wie die am vorhergehenden Ballanzuge 7—8 Cent. breit und sollen bis zum dritten Knopfloch um. Der Kragen ist leicht gewölbt, die Spitzen rechtwinklich geschnitten und sind gerade so breit als die Anglaisen hoch. Jede Anglaise hat fünf Knopflöcher, drei davon sind auf der Umschlagseite, zwei weiter unten. Die Aermel sind halbweit, die Aufschläge sehr niedrig und am Handgelenk mit drei Knöpfchen geschlossen; Kragen, Revers und Schöße sind gefüttert und am Rande abgesteckten. Die Knöpfe sind von Gold, klein und hohlgewölbt. — Die Weste ist von braunter Seide und ringsum bordirt, sie hat einen Schawlkragen und läßt nur fünf Knöpfe zu, geht weit herunter und läßt die Brust weit offen; die Knöpfe sind von gleichem Stoffe. — Die Hose ist von fantasiefarbenem Satin mit breiten Streifen, weit in den Beinen und schließt mit festangedrehten Stegen rund auf dem Stiefel. Zur völligen Vollendung des Anzugs gehört ein schwarzer Cashrbut, eine schwarze Satin-Cravate, weiße Handschuhe, Manschetten, ein Stock und lackirte Stiefeln.

Erklärung der Modenkupfer.

No. 1 u. 4. Siehe den Herrenmodenbericht. 2. Kleinschirmiges Hütchen mit Feder. Kleid mit geschlitzten kurzen Aermeln, vorn herab mit Schleifen und Spitzen besetzt. 3. Kleid mit doppeltem Rock und breitem Spitzenvolant, am Leib mit doppelten Spitzenschürzen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold**, in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**.

Verlag von **R. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

I. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition — Peterstrasse № 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 11. — **N. Büchner**, Redacteur. — **1847.**

Die Brasilienbraut.

Von Mrs. Erskine-Norton.

(Schluß.)

Also, wenn Beide mit Entschlossenheit und in Uebereinstimmung handelten, so konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die verhaßten Ketten, in welche sie von eigensüchtigen Verwandten geschmiedet worden waren, zerbrochen werden mußten.

Wenn sie, rief Alenze aus, wenn sie nicht ganz der Zartheit und des Stolzes ihres Geschlechts beraubt ist, so habe ich nur einen Schritt zu thun. Sie wird, sie muß das Uebrige dann vollbringen, und ich bin frei und — glücklich.

Voll von diesen Gedanken verließ er das Kloster, besuchte Meister Merdaunt und theilte demselben seinen Plan mit. — Meister Merdaunt horchte mit der äußersten Güte und Uebereinstimmung zu. — Er sah nur einen Widerstand bei diesem Versuche — nämlich den, wenn Isabella trotz aller Ueberredung dennoch nicht in diesen Plan willigen sollte. Wie sehr mußte in diesem Falle der Bruch erweitert werden, der schon zwischen ihnen bestand. Wie sehr mußte das nicht den geringen Schein von Glück vermindern, der noch verhanden war. Aber Alenze wollte durchaus nicht auf diese Seite des Gemäldes eingehen, und da Meister Merdaunt ihn vollkommen entschlossen sah, gab er diesen Punkt auf, erfreut, daß Alenze wenigstens einen Stützpunkt hatte, an welchem er sich halten konnte, bis der Wendepunkt einträte.

In dem Hause des Marquis gab es ein Zimmer, welches wegen seiner hohen und lustigen Lage und seiner Aussicht auf den Hafen hin, zum Frühstückszimmer benutzt wurde und wo man daher gewöhnlich den Morgen zubrachte. Ein Fernrohr war hier befestigt, welches von dem Auge des Marquis früher sehr ängstlich benutzt worden war.

Eines Morgens, eine Woche nach den Scenen, welche wir so eben beschrieben haben, schien der Marquis aufgeregter als gewöhnlich zu sein, die Annäherung eines schönen brasilianischen Kauffahrteischiffes bewachend.

Jetzt ist es am Fort, murmelte er, jetzt kommt sie; — jetzt segelt es in den Hafen; — da ist es.

Und wie er noch sprach, wurde schon das Signal gegeben. Der Marquis schlug in die Hände und rief in halbem Geflüster Meister Merdaunt zu:

Dank dem Himmel, da sind sie endlich.

Digitized by Google

Da verließen beide Herren das Zimmer.

Nun, dachte Alonzo, ich bin nicht verpflichtet, früher zu wissen, daß sie endlich da sind, bis man mich davon benachrichtigt.

Und er versuchte, seine Aufmerksamkeit wieder seinem Buche zuzuwenden.

Drei beinahe unerträglich lange Stunden verflossen so, da wurde ihm ein Brief von seinem Vater gebracht.

„Donna Isabella, ihr Vater und ihre Tante sind angekommen und befinden sich in Botwoge. Die Damen sind von der Reise ermüdet und wollen Dich nicht eher empfangen, als heute Abend zwischen sieben und acht Uhr. Sei bis dahin bereit. Meister Mordaunt wird mit einer Kutsche vor der Thür auf Dich warten."

Alonzo rührte sein Mittagsessen nicht an; er vielleicht sich sorgfältig um und, Walter Scott's neuestes Werk nehmend, verlor er, sich in dessen Lectüre zu vertiefen. Er hatte im Allgemeinen die Macht, die größten Aufregungen seines Gemüthes zu beherrschen. Ein aufmerksamer Beobachter würde ihn sehr kalt und durchaus nicht aufgeregt gefunden haben. Aber wenn dann seine Gefühle die Schranken überschritten, geschah solches mit einer Heftigkeit, die der Kraft der Zurückhaltung gleich kam, der er sie vorher unterworfen hatte.

Um halb sieben Uhr stand die Kutsche vor der Thür, und Alonzo stieg augenblicklich ein.

Ich bin erfreut, Sie so bereit zu sehen, sagte Meister Mordaunt, als er einstieg. Die Wagenthür wurde geschlossen und — fort ging es.

Haben Sie Isabella gesehen? fragte Alonzo.

Ja wohl! — war die lakonische Antwort, mit dem augenscheinlichen Wunsche, nicht weiter befragt zu werden.

Nach einer beträchtlichen Pause fragte Meister Mordaunt, ob Alonzo noch bei seinem Vorsatze beharre.

Gewiß, sagte Alonzo fest! und weiter ging die Unterhaltung nicht.

Eine halbe Stunde brachten sie auf ihrem Wege zu. Mit klopfendem Herzen verließ Alonzo den Wagen. Sie wurden in den großen Saal geführt, der glänzend erleuchtet war.

Hier waren Senhor José, Senhora Theresa, der Marquis und die Aebtissin mit einer Nonne, versammelt.

Die alte Dame hatte ihr Kloster seit vielen Jahren nicht verlassen, aber bei diesem Familienfeste hatte sie sich entschlossen, gegenwärtig zu sein. —

Alonzo grüßte Senhor José und Senhora Theresa mit ernster, aber vollkommen anständiger Höflichkeit. Dann küßte er seiner Tante die Hand und wandte sich zu seinem Vater, fragend, wo er Donna Isabella finden könne.

Sie wartet auf Dich, in ihrem Gartenzimmer, antwortete der Marquis. —

Alonzo verbeugte sich und verließ den Saal. Er kämpfte mit sich selbst, dieselbe ernste Haltung zu behaupten, als er auf dem Corridor hinging, der zu dem Gartenzimmer führte. Die Thür desselben war unverschlossen; er trat ein und machte sie hinter sich zu. — Das Zimmer war nur durch eine einzige griechische Lampe erleuchtet, die von der Decke herabhing. — Die nach dem Garten führende Gitterthür war offen und die Strahlen des Mondes fielen auf die Blumenbeete und auf das dichte Laub der Bäume.

Auf ihre Harfe sich stützend, stand der Gitterthür nahe, eine Dame, reich gekleidet, wie eine Braut. Eine ihrer Hände hing unbeweglich an ihrer Seite herab, die andere war unter den Falten des Schleiers verborgen, mit welchem ihr Gesicht bedeckt war. Alonzo schritt vor, und obgleich er für eine günstige Veränderung etwas vorbereitet war, so erstaunte er doch über diese ausgezeichnet schöne Gestalt, die vor ihm stand: Donna Isabella, wie ich glaube.

Keine Antwort, kein Wechsel in Isabella's Stellung. Er näherte sich ein wenig mehr und wagte es, ihre Hand zu nehmen, deren feine leichte Finger mit Handschuhen bedeckt waren. — An ihrem Arme trug sie ein Armband, und das war der Topas.

Donna Isabella, fing Alonzo nochmals an, ich wage es, Sie um einige Minuten Gehör zu bitten, und zwar über einen Gegenstand, der unser beiderseitiges Glück tief in sich schließt. Erlauben Sie, daß ich Sie zu einem Sitze geleite.

Er schwieg. Die augenscheinliche Bewegung, in welcher Isabella war, überzeugte ihn wenigstens, daß er mit seiner Statüe sprach.

Plötzlich erhob sie den Kopf, schlug die Hände zusammen und sank auf die Kniee zu seinen Füßen nieder.

Alonzo bebte zurück, als wenn sich ihm eine übernatürliche Erscheinung dargestellt hätte; während sie mit einem Tone, der ihm durch die Seele ging, ausrief:

Alonzo, können Sie mir vergeben?

Es war Viola.

Können Sie, fuhr sie fort, mir alle Täuschungen vergeben, die ich angewandt, und die ich auch Andere

Digitized by Google

veranlaßt habe, anzuwenden? Möge der Preis, um den ich ſtritt, meines Gatten Herz, mir zur Entſchuldigung dienen. Ich weiß es, es wird ſo ſein.

Während ſie ſprach, hatte Alonzo ſich von ſeiner Erſtarrung erholt. Er hob die ſchöne Bittende auf und ſie an ſeine Bruſt drückend, küßte er ſie mit reiner, frommer Liebe. Er konnte nicht ſprechen; — er dachte nicht daran, wie Alles gekommen ſei; er wußte nur, daß ſie ſein ſei; daß er ſeine Frau in ſeinen Armen halte und daß dieſe Frau Viola war.

Die Geſellſchaft im Saale, welcher ſich die Duenna nun auch beigeſellt hatte, war in ängſtlicher Erwartung. — Der Marquis ging endlich hinaus und die ganze Geſellſchaft folgte ihm leiſe den Corridor entlang.

Dürfen wir hineinkommen?

Kommen Sie herein, Alle! ſagte Alonzo, und das waren die erſten Worte, welche er ſeit der Entwickelung ſprach.

Der Eintritt der Geſellſchaft milderte im großen Maße die geſpannten Gefühle Alonzo's. Er wurde aufmerkſam, und bat, ihm den Zuſammenhang der Umſtände mitzutheilen, die ſein Glück bewirkt hatten.

Es ſchien, daß die Neigung, welche Iſabella vor dem Altar gegen Alonzo ergriff, eine große Veränderung in ihrem bisherigen Betragen verurſacht hatte. — Schlechte Geſundheit, die gänzliche Abweſenheit aller Erzieungsmittel in St. Paul; die Unwiſſenheit und zu große Nachgiebigkeit derer, mit denen ſie umging, hatten den Unarten erlaubt, hervorzutreten, und geholfen, die reichen Schätze ihres Gemüths zu verbergen.

Später begleitete ſie jedoch den Marquis nach Rio, wo er ſie unter die Obhut der Aebtiſſin gab. In den drei Jahren ihres dortigen Aufenthalts, ſetzte ſie durch die Aenderung ihrer Geſundheit, Schönheit, Gelehrigkeit und Bildung, Alle in Erſtaunen, die ſolches bemerkten. — Die zwei Jahre, welche ſie ſpäter in London zubrachte, hatten ſie zu dem Punkte der Vollkommenheit geführt, den ſie jetzt einnahm.

Alonzo hatte nicht die leiſeſte Erinnerung von ihren Geſichtszügen behalten, ausgenommen von ihren Augen, welche an dem Tage ihrer Vereinigung den Ausdruck der Verwirrung hatten, den die Augen krankhafter Perſonen gewöhnlich haben. Er konnte ſich von der erſchreckenden Erinnerung keine Rechenſchaft ablegen, die ihn an jenem Abende beim Schachſpiel getroffen hatte. Der Blick, den ſie ihm damals zuwarf, war mit jenem bei der Vermählungsfeierlichkeit ein und derſelbe.

Und Sie, mein ernſter, würdiger Vormund, ſagte Alonzo, ſich an Mordaunt wendend, auch Sie vereinten ſich mit der Verſchwörung gegen mich?

Ich geſtehe, erwiederte Meiſter Mordaunt, daß ich im Dienſte des Feindes war und zwar wußte ich, daß an dem Abende, wo Sie Donna Iſabella zum erſten Male im Theater ſahen und ihr vorgeſtellt wurden, ein ſolches Zuſammentreffen und eine ſolche Vorſtellung geben würde. Ich nehme dieſe Gelegenheit wahr, um Ihnen zu ſagen, daß Sie es nur Ihrem Ungeſtüm zu verdanken haben, daß Sie nicht ſchon am Bord des Liſſaboner Paketbootes Alles erfuhren. Denn Donna Viola, erſchreckt durch Ihre Heftigkeit, war im Begriffe, Ihnen Alles zu ſagen, wenn Sie hätten da bleiben, und ſie anhören wollen.

Alſo meine Heftigkeit! rief Alonzo aus, und verſuchend, ſeine Gedanken zu ſammeln, kehrte er ſich zu der Aebtiſſin.

Und Sie auch, meine gute Tante, Sie auch, Frau Aebtiſſin; — es iſt gut, daß Sie die Macht haben, ſich ſelbſt für Alle die kleinen Lügen zu abſolviren, welche Sie mir geſtern noch vorſagten.

Möge unſere gute Mutter Gottes mir Abſolution geben, ſagte die ehrwürdige Aebtiſſin fromm. Denn für jede Sünde, die ich gethan haben mag, indem ich auch eine Rolle in dieſem Maskenſpiel übernahm — — — —

Zum Abendeſſen, zum Abendeſſen! rief hier der Marquis und zeigte ihnen den Weg.

Alonzo ergriff ſeine Viola — denn ſo nannte er ſie noch, als ob er fürchte, daß ein magiſcher Zauber ſie ihm entreißen könne — bei der Hand und folgte.

Und nie war eine Geſellſchaft glücklicherer Menſchen beiſammen, als die, welche jetzt bei dem reichen Abendeſſen ſaßen, das zur Ehre der braſilianiſchen Hochzeit zubereitet war.

Des Bettlers Weihnachts-Abend.

(Fortſetzung.)

„Ich bin zu dem Einſehen gekommen," hob Rudolph nach einigen Einleitungsworten an, „daß nützliche Thätigkeit nicht nur Vortheil, ſondern auch mehr Genuß bringt, als meine vorige Lebensweiſe. Ich bin ein anderer Menſch geworden, und fühle mich wohl dabei. Mein Entſchluß iſt, in meinen gegenwärtigen Beſtrebungen zu verharren, und ſo darf ich hoffen, Ihnen einſt noch ſo viel Ehre zu machen, wie ich Ihnen bisher Verdruß gemacht. Meine jetzige Stellung iſt jedoch der

Digitized by Google

Art, daß es lange dauern kann, ehe ich mich aus der Tiefe emporarbeite, in welche mein Leichtſinn mich geſtürzt; ich muß offen geſtehen, ich traue mir kaum Ausdauer genug zu, mich ſo mühſam zu erheben. Sie können mir nachhelfen, Papa! Ich weiß zwar, daß Sie nichts von mir halten; aber ich will nun vernünftig werden, wahrhaftig! ich will's, und wenn Sie mir helfen, da wird's auch recht gut gehen."

Der Commerzienrath drückte die Augenlider zuſammen, ſah Rudolph mit ironiſchem Lächeln an, und ſagte, ihn unterbrechend, trocken: „Die Umwandlung iſt ſchnell gekommen; wäre zu wünſchen, daß ſie nachhaltig wäre. Nun, was ſollte ich denn dabei?" —

„Ich will ganz kurz ſein, ich weiß, Sie lieben die Tiraden nicht. An dem Orte, wo ich mich jetzt aufhalte, iſt ein blühendes Geſchäft unter vortheilhaften Bedingungen zu verkaufen. Ich habe mich an Thätigkeit gewöhnt, finde Vergnügen daran; geben Sie mir Adelheid zur Frau, und ein kleines, nur ein kleines Vermögen dazu: — ich kaufe das Geſchäft, werde ein ſolider Mann, — den Anfang habe ich ja ſchon gemacht, — und . . ."

„Halt, halt, mein Freund!" rief der Commerzienrath dazwiſchen, „übereilen wir uns nicht ſo ſehr! — Noch ſtehen wir beim Anfange, und da wollen wir denn noch keine ſo großen Hoffnungen bauen. Du haſt mir Deine Meinung in aller Kürze geſagt, ich habe Dich angehört, — nun laß mich eben ſo kurz reden, höre mich auch an, und richte Dich darnach: Sobald Du mir durch ſo viel Jahre, als Du jetzt Monate von Deiner liederlichen Lebensart gelaſſen, bewieſen haben wirſt, daß es Dir Ernſt iſt, ein anderer Menſch zu werden, ſobald Du Dich, ſo ſauer es Dir werden mag, ſelbſt aus der Tiefe emporgearbeitet, in welche Du Dich, wie Du ſelbſt geſtehſt, durch Deinen Leichtſinn geſtürzt, — werde ich Dir nachhelfen; dann ſollſt Du meine Adelheid haben, wenn ſie Dich will, und mit ihr ſo viel, daß Du etwas Rechtes beginnen kannſt. Früher aber nicht, — und damit Baſta! Das iſt kurz und verſtändlich meine Meinung. — Und nun geh' und arbeite; unſer Geſchäft iſt beendet, um uns freundſchaftlich mit einander zu unterhalten, ſind wir nicht gute Freunde genug; ob wir es einmal wieder werden, ſteht bei Dir: ich hege keinen Groll für's Leben, aber ich vergeſſe auch nicht in zwanzig Minuten, was mich zwanzig Jahre lang geärgert hat. — Adieu!"

Mit dieſem Beſcheide mußte Rudolph abgehen. —

In der That ſollte an dem Orte, wo Rudolph ein beſcheidenes Unterkommen gefunden, ein Geſchäft gegen Zahlung eines mäßigen Angeldes überlaſſen werden. Rudolph, der den Abſtand zwiſchen ſeiner jetzigen Abhängigkeit und dem freien, ungebundenen Leben, welches er ſo lange geführt, gewaltig fühlte, hatte ſogleich ſeine Augen auf jene vortheilhafte Offerte gerichtet. Er träumte ſich das Herrenleben, welches ihm dadurch winkte, im Vergleich mit ſeiner jetzigen untergeordneten Stellung ſo ſüß, er baute die herrlichſten Luftſchlöſſer mit ſo vieler Zuverſicht, als habe er des alten Grunow Geld ſchon in der Taſche. Er kannte zwar die kalte Ueberlegung des vorſichtigen Geſchäftsmannes, aber dies ſchreckte ihn nicht davon zurück, trotz deſſen, daß der Commerzienrath ihm ſein Haus verboten, zu dieſem zu gehen, um ihn für ſein Projekt zu gewinnen.

Auch ließ Grunow's entſchiedene Weigerung ihn nicht alle Hoffnung verlieren. Er hatte ſich einmal in den Kopf geſetzt, ſelbſtſtändig zu werden, die Luſt der Abhängigkeit, die ihn in den wenigen Monaten ſchwer genug gedrückt, abzuwerfen, und mit der ihm eigenthümlichen, keine Folgen bedenkenden Raſchheit hatte er ſeinen Plan entworfen, um zum Ziele zu gelangen. — — —

Es war ſchon ziemlich ſpät am Abend, Adelheid dachte ſchon daran, ſich zur Ruhe zu legen, als es leiſe an ihre Thür klopfte. Sie wußte um Rudolph's Anweſenheit, er hatte ſie am Tage ſchon geſprochen; vermuthend, daß er es ſei, der ſo ſpät noch zu ihr komme, öffnete ſie: ſie hatte ſich nicht getäuſcht. Er hatte ihr ſogleich bei ſeiner Ankunft ſein Vorhaben mitgetheilt, jetzt erfuhr ſie den Erfolg ſeiner Zuſammenkunft mit ihrem Vater. Sie hatte denſelben vorausgeſehen, denn ſie kannte des Vaters Grundſätze, ſeinen unbeugſamen Willen: ſie hatte ſich ſogleich keine großen Hoffnungen gemacht.

Rudolph ſchmähte nicht auf den Mann, der ſein Verlangen ſo kurz zurück gewieſen; er ſprach mit Achtung, mit Verehrung von ihm, er billigte ſogar das Mißtrauen deſſelben, bekennend, daß, wie er es getrieben, freilich ſchwer an eine ſo ſchnelle, ernſtliche Sinnesänderung zu glauben ſei. Hinterher jedoch bethenerte er ſeinen wirklich feſten Vorſatz, ſich einem ehrenhaften Berufsberufe widmen zu wollen, er verſicherte Adelheid, es werde ihm bald gelingen, des Vaters Mißtrauen zu Schanden zu machen, — und nun hatte er noch eine lange Unterredung mit ihr, bei welcher das Mädchen viel weinte, die Hände rang, indeſſen Rudolph ihr ſanft mit ſeiner ſchmeichelnden Stimme, welche von jeher Alles über ſie vermocht, zuredete, ohne Ungeſtüm, ohne verzweiflungsvolle Geberden, im Tone milder Bitte, mit überzeugender Beredſamkeit.

Digitized by Google

Er ging. Für Adelheid war die Ruhe der Nacht verloren; sie warf sich weinend aufs Bett, und die Morgenröthe spiegelte sich noch in den Thränen, welche von ihren blassen Wangen rollten.

Die Nacht war in einem schrecklichen Kampfe für sie hingegangen.

4.

„Was fehlt Dir, Adelheid?" — fragte Grunow, als das Mädchen ihm bleich, verstört, mit gerötheten Augen beim Frühstück gegenüber saß.

„Mir ist nicht wohl, lieber Vater," antwortete sie zitternd.

„Nicht wohl?" — fragte Grunow gedehnt. — „Merke wohl, Du hast mit Rudolph gesprochen, er hat Dir den Kopf wieder verdreht. Kann aber nichts helfen: wie ich gesagt, dabei bleibt's. Aendert er sich wirklich, — gut für ihn, — dann mag er wieder anfragen, — wüßt Du ihn dann, in Gottes Namen, ich werde nichts dagegen haben. Aber erst wollen wir sehen, ob es mit der Besserung keine Spiegelfechterei ist; die Paar Monate, welche er jetzt bei der Arbeit ausgehalten, rechne ich für gar nichts; dazu hat der Hunger ihn getrieben, nicht die Liebe zur Sache. Ein Paar Jahre gehen bald hin, um so eher, wenn man seine Zeit hübsch verständig ausfüllt. Hat er die ausgehalten, dann will ich daran glauben, daß noch Etwas aus ihm werden kann, und aller Groll soll vergessen sein. Hat mich genug geärgert, der Schlingel! — Indessen will ich ein Uebriges thun; er soll ruhig sitzen können bei der Arbeit, soll nicht in der ewigen Furcht leben, von seinen Gläubigern aufgehoben zu werden: ich will seine Schulden bezahlen."

„O, wie gütig Sie sind, mein Vater!" rief Adelheid mit gepreßter Stimme, kaum im Stande, ihre Thränen zurückzuhalten.

„Verdient hat er's freilich nicht, aber ich will ihm die Besserung leichter machen," fuhr Grunow fort; „wird einen schönen Thaler Geld kosten, hat ja gelebt, wie ein Graf, der Thunichtgut; — Je nun, ich werde es verschmerzen, aber fällt er mir dann noch einmal zurück, so sind wir fertig, fertig für immer: — bin ich jetzt schon sein bester Freund nicht, dann soll er den Feind in mir kennen lernen." —

In Adelheid's Gesicht war keine Freude über des Vaters Versatz, Rudolphs Schulden zu übernehmen, zu lesen; diese unverhoffte Güte schien sie vielmehr zu ängstigen; indem sie des Vaters Hand küßte, fielen heiße Thränen auf dieselbe.

„Nun höre aber auf zu weinen, Mädchen," sagte Grunow in dem ihm eigenen, etwas barschen Tone, „Du weißt, ich kann es nicht leiden, und mit Thränen hat mein Lebtag kein Mensch Etwas bei mir ausgerichtet: das könnte Dir Deine Mutter, — Gott habe sie selig! — bezeugen, wenn sie noch lebte." —

Er hob ihren Kopf in die Höhe, sah ihr recht freundlich in's Gesicht, und fuhr fort: „Du weißt, wie herzlich gut ich Dir bin, wenn ich es auch nicht so von mir geben kann, wie Andere; Du hast Etwas auf dem Herzen; rede, Mädchen! — Meine Weigerung, dem Hans Hasenfuß auf der Stelle den Willen zu thun, kann es nicht allein sein: Du kennst mich ja, und weißt lange, was ich von ihm halte. — Also rede, rede! Ein Schelmstreich kann's doch nicht sein."

„Vater," hob Adelheid zitternd an," „ich habe ein Unrecht begangen.

„Nun?" fragte Grunow lächelnd, weil er irgend eine Kinderei vermuthete.

„Ich habe" — hob Adelheid, mehr und mehr bebend an, — „ich habe meiner Mutter Schmuck verpfändet, um — um — "

„Nun?" fragte Grunow wieder, diesmal jedoch ernsthafter.

Der Tischler Altmeyer, — klagte mir seine Noth, er wäre ruinirt gewesen — wenn — ich ihm nicht geholfen hätte." —

Fast erschöpft von der Anstrengung, welche diese Lüge ihr gekostet, ließ sie den Kopf auf die Brust sinken; das Zinge zu dem Vater zu erheben, vermochte sie nicht mehr.

Grunow stand auf, und schritt einige Mal schweigend im Zimmer auf und ab; dann trat er wieder an den Tisch.

„So ganz gefällt mir das Ding nicht," hob er nach einer Pause an, — „indessen geschehen ist geschehen. Hättest mir freilich wohl ein Wort vergönnen sollen, ich würde es Dir wahrscheinlich nicht abgeschlagen haben. Kann mir gerade nicht lieb sein, wenn es heißt, Commerzienraths Grunow Tochter hat einen Schmuck beim Pfandjuden versetzt. Laß mir das ein ander Mal bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Pompeji.) Ein leiser Schauder zog durch unsere Seelen, als unser Wagen vor dem Thore der todten Stadt Pompeji hielt. Lautlos, unbewohnt, gespenstig, lag die Häusermenge vor uns, wie das phantastische Gebilde eines fürnehmen Gottes, welcher die sündhaften Sterblichen vertrieb aus ihren heimathlichen Räumen. — Die Thorwache forderte unsere Pässe, als bewähren wir die belebteste Stadt der Gegenwart, und ein militairischer Führer gesellte sich bei, um uns durch die stummen, ausgestorbenen Straßen, durch die todten Häuser-Reste zu geleiten. — Mit ehrwürdigem Zagen betraten wir die Schwelle der Stadt. Eine antike Marmortafel zur Linken nennt uns die Straße: Via Appia. Das Straßenpflaster, aus großen, harten Lavasteinen gefügt, ist sehr wohl erhalten; zu beiden Seiten führt ein erhabenes Trottoir für die Fußgeher, einzelne Straßensteine scheiden es vom Fahrwege. Noch sieht man Spuren von Rädern und von Pferdehufen auf den Pflastersteinen, zwischen welchen das Gras hervorsprießt; jedoch mußte, so oft ein Wagen fuhr, am Ende der Straße gelärmt, d. h. mit einem eisernen Klöppel an eine eherne Scheibe geschlagen werden, damit kein Wagen entgegen komme, da die Straßen ziemlich schmal waren und vermuthlich auch nur gefahren wurde, wenn Jemand verreiste. — Wir treten rechts zuerst in das Haus des Diomedes, des muthmaßlich reichsten Inwohners von Pompeji, denn es ist das Einzige, welches ein Stockwerk besitzt. Uebrigens schrint Pompeji eine sehr wohlhabende Stadt gewesen zu sein, denn beinahe jeder Inwohner hatte sein eigenes Haus, seinen Bade-Saal, seinen Speise-Saal, seinen Garten, seinen Pavillon, sein Zimmer, um sich zu sonnen, seinen Keller voll ledener Weingefäße, die noch unversehrt an jener Stelle festgemauert liegen, wo sie die Pompejaner hingelegt hatten, seine Terrasse u. s. w. Noch trifft man die Küche, vom letzten Feuer geschwärzt, noch lachen uns heerische Fresco-Malereien von den inneren Wänden der Wohnungen entgegen, noch steht man genau die Stellen, wo Betten und sonstige Möbel gestanden. So betraten wir zu beiden Seiten der Straße ein Haus ums andere, das Haus des Porten, dessen Schlafgemach lascive Figuren schmücken, das Haus der Fortunata, des Fyunus u. s. w. — Nun birgt sich die Straße links und rechts, die Kommunikation derselben verzweigt sich immer mehr. Wir gelangen zu zwei herrlichen Theatern, zum öffentlichen Forum, zu den Tempeln der Isis, des Jupiter, der Venus, zu den öffentlichen Bädern, zu dem öffentlichen Freudenhause, mit einer Marmortafel an der Außenseite, auf welcher nebst den Worten: „Hic habitat felicitas“ auch noch eine obscöne Sculptur zu schauen ist. — Kurz, es sind alle Anzeichen vorhanden, daß hier Menschen gewohnt haben, aber das Auge erblickt nichts als Mauern, Ruinen, holzzerstörte Häusermassen, keine heroische Scene als den Führer, welcher mit eiskalter Cicerone-Eunde sein gut memorirtes Städtlein ableiert und dann wieder ruhig und gedankenlos zum nächsten Hause schreitet. — Noch habe ich der vielen interessanten Grabmäler gleich links beim Eintritt in die Via Appia zu erwähnen, worunter Monumente aus dem schönsten Marmor und mit vieler Meisterschaft gemeißelt. Wir trafen daselbst einen einzigen, in emsigen Studien vertieften Maler, welcher eben ein herrliches Monument, von dessen Aufschrift ich mir nur die Worte merkte: „Optimae filiae Parentes, vixit annos XVI“, copirte. Das benedenswerthe Geschöpf starb in der Blüthe seiner Jahre einem Jungfrau-Schatten-mertod, vielleicht im Eltern-Arme; sie ahnte nicht, welch' gräßliches, schauderhaftes Todesloos ihrer Familie, ihrer Vaterstadt harrte! — Zu bedauern fanden wir, daß die Regierung den ganzen reichen Schatz von Kunst-Gegenständen, dann Utensilien für den Haus-Bedarf, Marmor-, Gold-, Bronze-Statuen und Büsten, davon fragen ließ, ohne auch nur Gyps- oder Holz-Modelle dahin zu stellen, wo die Originale standen, damit der Beschauer doch seiner Phantasie leichter zu Hülfe kommen könnte, wenn er sich eine richtige Vorstellung davon machen will, wie jene Tempel, jene Theater, jene öffentlichen Plätze geschmückt waren. Ein großer Theil von diesen Gegenständen befindet sich im Museo Borbonico, darunter reicher Damenschmuck, Hals- und Haargeschmeide, Armspangen und dergleichen — wie sie an den Seitenthen gefunden wurden, Waffen, Pferdegeschirre, Küchenkäpfe, Kasserole mit halbzubereiteten Speisen, Eier, Früchte, Brod, eine Pfanne mit einer verbrannten Omelette, in welcher noch der Löffel steckt, eine Art Angelhupf, Aexte-Werkzeuge, Handwerks-Gegenstände, Helme, eherne Glockenschellen, betrunkische Basen, Badewannen — das Alles, und noch viel tausend andere Gegenstände und Kuriosikäten bewahrt man hier mit vieler Sorgfalt auf. Schauerlich-interessant fanden wir auch die Abdrücke der menschlichen Gesichter und Gliedmaßen an den Wänden der Häuser und Keller, entstanden in dem Augenblick, als die Stadt verschüttet ward und die Flehenden an die Wände gedrückt wurden. Und so verließen wir denn, bald melancholisch gestimmt, diese todte Stadt, die auf jeden Fremdin einen düsteren Eindruck machen wird. (Aus Dr. J. Schilling's „Vogel-Perspectiven eines Wanderlustigen.“

(Adam's erster Traum.) Der erste Mensch erlag den Wundern der Natur und des Lebens, die alle auf ihn herein-brachen, ihn umleuchteten, umtönten und umrauschten, die in Duft und Wohlgeschmack und in sanften Gefühlen ihn durchdrangen, durchschauerten mit Entzücken — die Sinne ermüdeten, und wie ein Kind am Weihnachtsabend mitten unter den frohen Geschenken schlief er ein. Aber die frische Seele lebte im Traume fort. Er glaubte sich wach, nur war er allein. Im breiten süßen Palmenschatten lag er mit der reichen Erinnerung des Gelebenen, des Gehörten, des Genossenen. Gott, so schien es ihm, war in den Himmel zurück, die Engel waren ihm als treue Diener gefolgt. Er war allein auf Erden von den Himmelsbogestammten zurückgeblieben, und mitten in seinem Glücke wandelte ihn jenes Heimweh nach dem hohen Vaterlande an, welches wie, so lang' auch unser Geschlecht diesen Stern bewohnt, mit allen Freuden der Erde nicht niederkämpfen, mit allen lebensgenossen nicht sättigen können. Adam glaubte aber, diese Sehnsucht entspringe nur dem Unbefriedigt nach einem befreundeten Wesen aus dem Himmel, und er rief Gabriel und Raphael, welche er bei dem Herrn gesehen hatte. Stolz dieser leuchtenden hohen Geister, deren Antlitz Mondlicht, deren Gewand funkelnder Schnee war, sank ein kleiner Engel ohne Flügel auf einer Wolke, die ihn trug, zu Adam herab.

Adam streckte ihm froh die Arme entgegen. Doch fragte er: „Wer löschte den Glanz Deines Antlitzes aus?“

Digitized by Google

„Gott selbst," entgegnete der Engel, „daß der Glanz Deinem Auge nicht weh thue."

„Und warum hast Du keine Flügel?"

„Weil ich bei Dir auf Erden bleiben will!"

„O gute Seele!" rief Adam gerührt; „ich will Dir Deine Liebe mit Liebe vergelten! Und es soll Dich nicht reuen, den Himmel verlassen zu haben; die Erde ist auch schön! Du kennst sie doch?"

„Ich sehe sie zum ersten Male," erwiderte der Engel, „erzählte mir davon, daß ich sie mit Deinen Augen sehe, mein Freund!"

Nun erzählte Adam von den Blumen und den süßen Früchten, von den Liedern der Nachtigallen, der Lerchen und der anderen Sänger, die in der Erzählung von ihrem Glücke nicht fertig werden konnten, (Adam verstand ihre Sprache) von den heiteren Spielen der Rehe, Eichhörnchen, der Affen und Löwen, (die damals alle noch sanft und friedfertig waren), von dem schillernden Fluge der Schmetterlinge, dem singenden Flügelschlage der Käfer, dem wundervollen Leben im rieselnden Wasser, im lispelnden Laube, im rauschenden Gebüsche, und von den noch wundervollern Regungen in der Menschenbrust, von der Freude, die ihm der Anblick der Farben, das Lauschen auf den Gesang, die Betrachtung der scherzenden Thiere, das Gefühl des sanften Rüsschens, der duftende Hauch der Blumen gab, und von einem Sehnen, Hoffen und Ahnen, das aus dem tiefsten Grunde der Seele emporstrebe, ohne ihm noch klar geworden zu sein, bis jetzt, wo er alles erzählen, wo er sich mittheilen könne, weil er sich verstanden sehe, weil er sein Gefühl mitempfunden glaube, weil er in dem freundlichen Auge des Engels seine Freude, wie die Sonne im Wasserspiegel, verzweifacht sehe. „Sage mir nur noch ein Mal," schloß Adam, „daß Du bei mir bleibst, sage es mir recht sicher, und reiche mir die Hand, die ich festhalten will zu meiner Beruhigung. Denn so glücklich ich war, so fürchte ich, daß dieses Hoffen, Sehnen und Ahnen, was nun zu unaussprechlicher Freude geworden ist, wieder hinabsinken wird in der Seele, und wie Wehmuth mir lasten wird auf dem Herzen!" — Und Adam wollte die Hand fassen und neigte sich heftig vor und — trat aus dem Traume.

Es war wie gestern, als die Sonne anfing — lauter Glanz, aber der Engel war in dem Licht zerronnen, und Adam's Herz blutete zum ersten Mal in dem Schmerz getäuschter Hoffnung. Schon wollte er klagen, als das an die Strahlen gewohnte Auge jetzt Gott erkannte, der vor ihm stand, und welchen Adam für die aufgehende Sonne hielt. „Was fehlt Dir, mein Kind!" fragte der Allerhöchste freundlich. „O sag' mir, Herr," fragte Adam, „ist das Leben, wo ich wär, oder wo ich bin?"

„Du träumtest und nun wachst Du!"

„Dann laß mich träumen! Wachend bin ich allein, im Traume war meine Seele in zwei Hälften geschieden und ich konnte mit mir wie mit einem zweiten Engel reden; meine Gefühle, meine Freude, mein Leben war zweifach und ich war noch einmal so glücklich."

„Du träumtest Wahrheit," antwortete der Herr, „ich schied Deine Seele, Deine Gefühle, Deine Freude, aber auch Deinen Leib in zwei Hälften, die nun fortan Eins machen werden, ich bildete Die so eine Gefährtin, die an Deiner Seite steht."

Adam wendete sein Gesicht und der Engel, den er im Traume gesehen, stand, sein zarteres Ebenbild, vor ihm. —

„Das ist Eva? die vom Manne genommene?" rief Adam freudig. „Und Dir zurückgegeben," sagte der Herr, und das lichtmere leisere Erscheinung zerfloß wie die ins Meer sinkende Abendsonne.

— Unter den Chinesen herrscht die Sitte, daß wenn sie einen Knaben und ein Mädchen in der frühesten Jugend mit einander verloben, sie eine Haarlocke von Beiden in einen Wasserbehälter werfen. Wenn die zwei Haarlocken sich gegenseitig anziehen und umwinden, so wird es als ein gutes Omen angesehen, für ein böses Anzeichen, wenn sie sich abstoßen.

— De gustibus non est disputandum. Ein Correspondent aus China giebt folgende Beschreibung von dem Hunde- und Katzen-Markte in Canton. Hunde und Katzen gehören in China zu den werthvollsten Thieren und besonders scheinen die Katzen geschätzt zu sein. Ein Chinese, der ein gebratnes Miezkätzchen prüft, ob es auch fett ist, gäbe ein gar hübsches Gemeibild. Unter den Hunden scheint man besonders auf die jungen Werth zu legen; daneben sind Schlangen und Ratten, die hübsch abgehäutet, Frösche und anderes Gewürm beliebt, und werden fortwährend feil geboten. Der Europäer, zumal, wenn er manchmal bei einem Chinesen zu Mittag zu essen hat, geht mit wahrem Abscheu vorüber.

— Der Engländer Home soll eine Maschine erfunden haben, welche schöne und starke Nähte im Tuch mit einer Schnelligkeit näht, welcher neun Schneider nicht das Gleichgewicht halten können. Also elf solcher Maschinen würden mit 99 Schneiderkraft arbeiten.

— Ein Fischer brachte dem ehrwürdigen Bischof zu R... ein Gericht Fische, welches er soeben gefangen, wollte ihm es aber selbst überreichen. „Ihr könnt Sr. Hochwürden nicht sprechen," entgegnete der Thürsteher. „Und weshalb das nicht?" — „Weil der Herr Bischof nicht gestört sein will, er studirt." — „Studirt!" wiederholte der Fischer, „da nehme ich meine Fische wieder mit, wie mag der König zu seinen Bischöfen Leute wählen, die noch nicht einmal ausstudirt haben."

Erklärung der Patrone.

Figur 1—8 stellen zwei verschiedenartige Paletots vor, die man als Modetracht angenommen hat. Fig. 4 u. 5 sind zu beiden Paletots anwendbar. Die Fig. 6 ist die Anglaise zu 6 und 7. (Der Kragen zu den Paletots muß vorn 2 Cent. breiter sein als die Anglaise.) Die Fig. 9 und 10 ist ein nach der Mode getragener Beinkleid. Die Vorderbose muß unten wattirt werden, welches ein schönes Fallen derselben bezweckt.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man tanzt viel und hat sehr viel getanzt; wir können deshalb auch meist nur von den Ball- und Soiréetoiletten sprechen. Doch erzählen wir diesmal unsern

Digitized by Google

bestern vorher von einer reichen Ausstattung, die für die Fürstin G. v. W. bestimmt war. Zuerst ein Morgenkleid von weißem Taffetmoir, gestickt, rosa gefüttert über einem Unterkleide von indischem Mousselin, das ebenfalls gestickt und mit rosa Taffet gefüttert war. Es war ziemlich weit offen, um die Spitzenreihen des Unterkleides vorlassung sehen zu lassen. Die offenen rundlichen Aermel zeigten einen Besatz von gestickten Mousselin, mit Spitzen garnirt. Dann ein offener Ueberrock von gestickten Mousselin mit breiten gestickten Revers, die mit schmalen Spitzen garnirt waren. Die Aermel waren offen und mit Spitzen besetzt. Die Revers bildeten den Kragen am Leibchen. Dieser offene Ueberrock war mit paille Taffet gefüttert und alle Falten wurden von einem langen Gürtel von paille Band zusammengehalten. Als Morgenkleid ein Kleid von grünlichem indischem Foulard, überreichartig mit Lanagarnirung besetzt, die in Silber gestickt waren. Als Kleid zum Ausgehen ein Ueberrock von weißgelbseidenem himmelblauem Taffet mit vier ausgezackten Streifen, welche auseinander standen und schürzenartig ausladen. Auch der Vorderrock des Leibchens war von Zacken bedeckt. Die Aermel, mit ausgezackten blauen Band besetzt, waren sehr kurz. Als Dinner-Toilette: 1) ein Ueberrock von weißem italienischen Taffet mit zwei Spitzenstreifen besetzt, welche durch Schaten von Perlen in Gold gefaßt waren; 2) ein Kleid von altem rosa Moire, mit offenen Fransen schürzenartig besetzt. An den beiden Enden wurden die Fransen wie in der Mitte von diesen sogenannten Franse-Knöpfen von Polomentierarbeit gehalten. Zu dieser Toilette gehörte eine Schärpe von Spitzen und ein kleinchinesisches Hütchen von schwarzen Spitzen und Sammet mit einem Büschelchen kleiner Marabouts und kleiner rosa Federn an der rechten Seite; 3) Kleid von ausgezackter Seide, dufeilsförmig vorn offen über einem Streifen von weißem Atlas. Die Oeffnung war mit Bisolen versehen und zum größten Theile durch eine große Pompadonschleife von grünem Atlasbande bedeckt, welches einen Rand von ungeriffenem Sammet und einen Sitzbesaben, an den Enden aber Silberfransen hatte, die auf den weißen Atlas fielen. Der dazu gehörige Kopfputz war eine zierliche Reklla von Silber. Dann kamen die Balltoiletten: ein Kleid von rosa italienischem Taffet mit doppeltem Rocke, an den Seiten offen und mit rosa Seide so gestickt, daß die Eisteresi Perlen glich, die sich in Festons herumschlangelten. Die Berthe war doppelt und auf jeder Achsel offen. Die Coiffüre und das Bouquet am Leibchen bestanden in frischen Moosrosenknospen. Ein Kleid von weißem Atlas mit zwei Röcken von Tülle mit eingestickten silbernen Sternen; der zweite Rock war an der Seite mit einem langen biegsamen etwas von der Sonne gebräunten Weinblätterzweige aufgenommen. Dazu eine Ariadne-Coiffüre von Weinblättern.

Herren-Mode. Ueber die Staatstoilette haben wir schon in unsern letzten Berichten gesprochen und seitdem haben wir nichts Neues bemerkt; es bleiben uns also nur die Anzüge zum Ausgehen übrig, in welchen man ein Bestreben nach Veränderung bemerkt; im Ganzen scheinen die Paletots noch immer in allgemeiner Gunst zu stehen. — Die Pantalons haben die Weite verloren, in welcher sie früher weit auf den Stiefel vorstehen; jetzt ist bereits wieder stark die Rede davon, diese Mode bei den ersten schönen Tagen zurückkehren zu lassen. Ueberhaupt schmeichelt man sich, daß die nächste Saison endlich einmal bedeutende Veränderungen in den Pantalons bringen dürfte. — Auch in den Westen hat die Mode keine Fortschritte gemacht; wir finden sie noch ganz so, wie sie den Winter über sich gleich gebieben sind. — Wenn man einen eigentlichen Rock sehen will, muß man fast vorsätzlich auf Entdeckungen ausgehen, was freilich kein großes Wunder ist, da in dieser Jahreszeit diese Kleidungsstücke sich meist in Paletots verwandeln. — Was die Stoffe betrifft, welche man wählt, so herrscht zu Westen vom ersten Range der Sammet, zu den Ballwesten der weiße Piqué, zu Miszen zum Ausgehen der gestreifte oder großcarrirte Cachemir; zu Pantalons zum Staate das schwarze Atlastuch, zu Pantalons zum Ausgehen Stoffe mit kleinen nicht sehr in die Augen fallenden Streifen und in grünlichen Farben vor. Für Paletots sind die gedämpften Farben sehr beliebt. — Die sachirten Schuhe zu Soireen sind vorn sehr breit.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Stadtanzug von fantasiefarbenem Tuche, der Kragen daran ist 4 Cent. hoch und fällt 6—7 Cent. breit um. Die Taille geht nur 1½ Cent. unter die Hüfte, sie ist schmal und gerade nach unten, die Seiten sind leicht abgerundet, ebenso die Aufschlagstücke. Der Oberteil liegt genau allen Unebenheiten des Körpers, ohne die geringste Falte zu werfen und ohne die Bewegungen des Körpers zu hemmen. Die Schöße des Oberrockes sind kurz und weit, die Vorderbeine haben nur eine Reihe Knöpfe, der Kragenausschnitt ist vier Cent. breit, der Kragen selbst ist ringsum gerundet und die Spitzen winkelrecht geschnitten. Die Aermel sind weit, und 5—6 Cent. länger als das Maaß und bilden durch diese Verlängerung den Aufschlag. Die Revers, so wie das Oberteil des Kragens sind mit passendem Seidenstoff gefüttert, und die Vorderteile und der Schoß mit offener Kante; die Knöpfe sind klein, doch gewölbt und von sogenanntem Cordonnet von gleicher Farbe. Die Weste hat einen breiten Shawlkragen und lange Vorderteile, sie ist ringsum mit einer kleinen Tresse bordirt; der Stoff dazu ist Cachemir mit reichen Dessins, und die Knöpfe daran sind von gleichem Stoffe. Die Hose ist von Satin, mit breiten Würfeln auf grau-blauem Grunde, die Linien, welche die Würfel bilden, sind hellblau; sie ist weit in den Beinen und fällt sich abrundend auf den Stiefel.

2. und 3. Ballanzüge. 4. Paletot-Twine, mit langer Taille, gefreifte halbweite Beinkleider.

Für Eltern und Vormünder.

Ein junger verheiratheter Gelehrter, der eine geräumige und freundliche Wohnung inne hat, ist gesonnen, von künftigen Ostern ab einige junge Leute, die eine hiesige Gelehrtenschule besuchen, in Kost und Logis zu nehmen. Außer mehreren Vortheilen, wie unentgeldliche Unterweisung in den alten und neueren Sprachen, steht denselben eine gewählte wissenschaftliche Handbibliothek und namentlich ein guter Flügel zur freien Disposition. Das Nähere durch **R. Büchner, Leipzig**, Peterosstraße Nr. 31/38 1. Etage.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Heren **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel.**

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IIIQuartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner, Redacteur.** **1847.**

Der Perpendikel.

Eine Sage vom Rhein.

Zecher und Sagen lieben in gleichem Maaße die Mitternachtsstunde. Erst wenn der ehrsame anständige Bürger die Schlafmütze zum zweiten Male über die Ohren gezogen, beginnen beide ihr nächtliches Leben. Es mußte also doch wohl schon die zwölfte Stunde der Nacht abgepfiffen werden sein, da zwei bemooste Bennenser Musensöhne beim Weinkrug im Engel zusammensaßen und unserer Sage erste Veranlassung wurden. Die schweren Häupter ruhten auf den nervigen Armen, die kahlwerdenden Jungen waren in lautem Wortwechsel begriffen. Seit sechs Semestern hatten die Freunde friedlich mit einander gelebt; keine Meinungsverschiedenheit, und doch war der eine ungläubiger Hegelianer, der andere orthodoxer Christ, hatte sie je entzweien oder gegen einander aufbringen können; da wollte es der Genius der Sage, daß sie heut in heftiger Fehde zusammengerieten. Es galt aber auch kein kleines. Behauptete der Eine nicht steif und fest, daß der Rüdesheimer ein besserer Wein sei, denn der Hochheimer, eine Behauptung, wie sie gar nicht frecher gesagt werden konnte, da der Andere von seinem Gegentheil überzeugt war? Und wußte nicht jeder um so schmerzlicher von einer so totalen Differenz des Freundes berührt werden, da das lange Zusammensein ihn an eine geistige Wahlverwandtschaft hatte glauben lassen? Es war also nicht mehr als natürlich, daß solche Enttäuschung bitter empfunden, solch bitterer Empfindung Worte gerichen wurden, solche Worte Beleidigungen hervorriefen und solche Beleidigungen endlich eine Forderung zur Folge hatten. —

Von ferne hatte in einem dunklen Winkel der Stube ein einsamer Fuchs dem von Moment zu Moment heftiger werdenden Streite zugehört. Wundersame, noch nie gekannte Zweifel waren in seiner weinumfangenen Seele wach geworden — eine Lebensfrage war ihm gestellt und wenn er ehrlich war, er mußte sich sagen, daß er sie nicht beantworten konnte. Nicht mehr wollte der Trank ihm munden, sinnend schlich er nach Hause und die Philister hatten eine ruhige Nacht, während es den Fuchs im Bette kaum duldete. Da plötzlich ward es ihm heller und heller zu Sinnen, — zur Reife war ein hoher, herrlicher Entschluß gediehen: er wollte selbst

Digitized by Google

nach Hochheim und Rüdesheim, an Ort und Stelle zu prüfen und zu schmecken. —

Nachdem ein erquickender Morgenschlummer ihm noch die nöthigen Kräfte zur Ausführung gegeben, machte er sich fröhlich auf den Weg. Er war nicht mehr derselbe, denn noch des Abends vorher. Die Nacht hatte die Knospe zur Blüthe entfaltet. Ein ungewohntes Feuer strahlte aus seinen Augen, eine frische Röthe belebte seine Wangen; wußte er doch zum ersten Mal in seinem Leben, was er wollte. Da konnte ihn auch nichts mehr irre machen oder nur aufhalten, selbst die Kneipen des Weges nicht, denen er noch nimmer hatte gleichgültig vorbeieilen können; heute verschwendeten sie ihre Lockungen vergeblich. Nicht eher gönnte er sich Ruhe und Rast, als bis er an seinem ersten Ziele angelangt war, vor der Thür jenes bekannten weißen Hauses in Rüdesheim, das noch kein Reisender unbesucht gelassen. — Schon hatte die Hand den Thürklinker gefaßt — da plötzlich ward er bleich und schwach sank der Arm zurück. Die ganze Bedeutung seines Schrittes war ihm in dieser Nähe des Ziels auf einmal riesengroß vor die Seele geleeten, hier erst ward er sich bewußt, welch schwerer Aufgabe Lösung er über sich genommen und er zweifelte einen Augenblick lang an seinen Kräften. Sei es aber, daß eine schnelle Prüfung ihm besseres Selbstvertrauen einflößte, sei es, daß angeborne Keckheit ihn mit geschlossenen Augen gleichsam sich mitten hinein stürzen hieß, nach kurzem Zudeen öffnete er tief aufathmend die Pforte. Ein schallendes Guten Morgen! mit dem er den neugewonnenen Muth noch einmal kräftigte, begrüßte die Wirthin. Da saß er denn, der gemüthliche Fuchs, vor dem blinkenden Römer, ernste Falten des Nachdenkens auf der Stirn. Es schien, als wollte er den Wein seiner Zunge auf ewig einverleiben, so langsam und bedächtig schlürfte er ihn. Wer ihn so gesehen hätte in den Einen großen Gedanken des Rüdesheimers versunken und lautlos sein Haupt neigend, dem wär' er nimmer wieder aus der Erinnerung geschwunden. Für den Geist des nahen Rebenbegl hätte er ihn wohl halten mögen. — Jetzt brach der stille Zecher auf seinem zweiten Ziele entgegen. Es ist aber Hochheim nicht gar weit entfernt und nur durch einen Berg rücken von Rüdesheim geschieden. Da saß er denn wieder vor dem blinkenden Römer, ernste Falten des Nachdenkens auf der Stirn, wieder schien es, als wollt' er auf ewig den Wein seiner Zunge einverleiben, so langsam und bedächtig schlürfte er ihn. Aber siehe — sein schmerzliches Lächeln ging über seine Züge, dann schüttelte er rathlos das Haupt . . . . . Schneller fing er an zu trinken, der Puls ging in lauteren Schlägen — eine fieberhafte Röthe umstrahlte sein Antlitz. Er schmeckte und schmeckte und — schmeckte wieder, aber seine Unbefangenheit war dahin. Vielleicht konnte der Schlaf die verlorne Ruhe wiederbringen. Er ging also zu Bett, in dem festen Entschluß, mit dem frühen Morgen seine Forschungen vom Neuen zu beginnen und Dank seiner Jugend! ein tiefer Schlummer belohnte die Anstrengungen des vergangenen Tages.

Die Sonne stand noch nicht gar hoch am Himmel, als der Held unserer Sage erwachte. Heute kam natürlich der Hochheimer zuerst an die Reihe. Aber — o Wunder! Je würziger sein Duft aus dem Glase emporstieg, je lieblicher er die Zunge netzte, desto sorgenvoller wurden die Mienen des Trinkers. Kopfschüttelnd wankte er von dannen, um in Rüdesheim wieder den Kopf zu schütteln und schwankend nach Hochheim hinüber zu wanken.

Da will man ihn denn bald wie vor Schwerz laut stöhnen, bald wie von wilder Verzweiflung getrieben lachen gehört haben — bis er leise wimmernd davon geschlichen. Aber am nächsten Morgen war er wieder da, hatte wieder lautlos getrunken, dann hinüber wieder nach Rüdesheim und wieder war er am Abend herüber gekommen, in mecklwürdigen noch unberechneten Taumeltouren den Weg beschreibend.

Es waren etwa 14 Tage verflossen, als ein bleicher Jüngling in das Thor der berühmten Stadt Bonn hineinwallte. Ein tiefer Kummer hatte sich in seine Züge eingegraben, aus denen ein flatisch flammend Nasendach gar wunderselksam hinausragte. Es war der rückkehrende Fuchs. Nimmer kündete sein Mund die Erlebnisse jener Tage; erst auf dem Todtenbette lüftete er den Schleier des Geheimnisses und gestand mit Thränen im Auge, daß er noch immer nicht wisse, welcher von beiden Weinen, der Rüdesheimer oder der Hochheimer, vorzuziehen.

Von jenen Tagen aber geht eine Rede unter den Bewohnern des Rheins. Noch heut erzählen sie dem Wanderer, wie in wiederkehrenden wundersamen Schwankungen der Fuchs hinüber und herüber zwischen Rüdesheim und Hochheim gewankt und noch lange wird dort die Sage vom „Perpendikel" leben.

Digitized by Google

Des Bettlers Weihnachts-Abend.

(Fortſetzung.)

Wohlthätigkeit iſt gut und ich gebe gern; aber dem Altmeyer iſt nicht zu helfen, ſo lange er das Weib am Halſe hat; denn hätte er dreimal ſo viel, würde ſie ſechsmal ſo viel brauchen, und ihre Liederlichkeit unterſtützen, heißt ſelbſt liederlich wirthſchaften. — Da iſt der Schlüſſel, nimm, was Du brauchſt, und löſe den Schmuck ein. — Wenn das Deine ſelige Mutter wüßte! Ihr Schmuck, den ſie ſo ehrenwerth hielt, daß ſie ſich kaum getraute, ihn mit bloßen Fingern anzufaſſen, beim Pfandjuden! — Höllenelement!"

Er verließ das Zimmer, um nicht mehr über dieſen Gegenſtand zu ſprechen. Adelheid ſandte ihm einen von Thränen umſchleierten Blick nach und ſeufzte laut:

„O mein Gott! wie gut er — iſt! und ich betrüge ihn!" —

Dann ging ſie wankenden Schrittes nach der Kaſſe, um ſich die auf den Schmuck geliehene Summe zu holen. Im heftigen Kampfe mit ſich ſelbſt, das Geld in der Hand, ſtand ſie lange vor dem wieder verſchloſſenen Geldſchranke, ehe ſie auf ihr Zimmer ging. — — —

Während des Vormittags ſah ſie den Vater nicht wieder. Am Mittage ſaß ſie in derſelben peinlichen Unruhe am Tiſche, wie früh Morgens. Genau wußte ſie für Beſchämung über ihre heimliche Handlung; er erwähnte derſelben mit keiner Silbe mehr, war auch heiter und freundlich, als ſei nichts vorgefallen. Adelheid's trübe Stimmung vermochte er dennoch nicht zu verſcheuchen. — — —

5.

„Das Weib bringt Sie noch an den Bettelſtab!" hatte der Commerzienrath in ſeiner derben Manier zu dem Tröſter Altmeyer geſagt, — und er hatte wahr geſprochen. Schuld häufte ſich auf Schuld; die ihm von Adelheid geliehene Summe konnte ihn nur für den Augenblick retten, ſeinen Untergang hindern konnte ſie nicht. Wie er ſich auch abmühte, aus ſeiner bedrängten Lage zu kommen, er ſank immer tiefer hinein. Statt ihm redlich beizuſtehen, daß er ſich wieder aufhelfe, ſuhr Caroline fort, und als er ſich entſchieden weigerte, die Mittel herzugeben, damit ſie ihre Verſchwendungen ausführen konne, machte ſie ſelbſt Schulden, ſo lange man ihr borgen wollte. Altmeyer machte ihr bittere Vorwürfe; ſie lachte ihn aus; es gab Zank: ſie bekam Krämpfe, — und er gab wieder nach. Gram, Aerger und übermäßige Anſtrengung bei der Arbeit untergruben ſeine Kräfte, warfen ihn endlich aufs Krankenbett. Jetzt ſchritt der Ruin in Rieſenſchritten vorwärts, Wirthſchaft und Werkſtatt wurden ihm abgepfändet, in ohnmächtigem Schmerze mußte er ein Stück nach dem andern forttragen ſehen, während er ſich auf dem Krankenlager wand.

Mußte er ſich gleich ſelbſt ſagen, nur der Verſchwendungsſucht, der Nachläſſigkeit und der Unordnung ſeiner Frau habe er den Verfall ſeines ſchönen Geſchäfts, habe er all' ſein Unglück zuzuſchreiben, ſo war er ihr dennoch immer noch mit Liebe zugethan geweſen. Seinen höchſten Zorn konnte ein freundliches Lächeln von ihr entwaffnen, und ihren Thränen zu widerſtehen, vermochte er gar nicht. So lange hatte er, bei all' ihren Ausſchweifungen, nur immer ihren Leichtſinn bedauert. Jetzt, während er krank und elend darniederlag, lernte er erſt ihr Herz kennen, und er ſah ſchaudernd, daß ſie, ſtatt ſeiner Liebe werth zu ſein, der tiefſte Verachtung verdiente. Denn mit roher Beſtialität, wie ſie kaum zu denken iſt, ſah ſie gleichgültig auf ſein Leiden, und ſtatt ſeiner aufmerkſam zu pflegen, wie ſie es that, wie ſie es ſich ſelber ſchuldig war, damit er wieder auf die Beine komme, um wo möglich dem gänzlichen Untergange entgegen zu arbeiten, ging ſie ſorglos, ſo viel ſie konnte, ihren gewohnten Vergnügungen nach, indeſſen er, von Körper und Seelenſchmerz gepeinigt, ſich auf ſeinem Lager wälzte.

Eine unbeſchreibliche Bitterkeit lag an der Stelle der, bis zur Narrheit geſteigert geweſenen Liebe für Caroline. Mit Centnerlaſt drückte ihn die Entdeckung ihrer Herzloſigkeit. Dazu die troſtloſe Ausſicht, wann er wirklich wieder geneſen ſollte, hinaus zu ſein, vom Krankenbett vielleicht in den Schuldthurm wandern zu müſſen! — Er wünſchte ſich hundert Mal, nicht wieder zu erſtehen.

Aber er hatte ſein Schickſal noch nicht erfüllt; er entging dem Tode, um das Maaß ſeiner herben Leiden zu füllen.

Nach monatelanger Krankheit konnte er das Bett wieder verlaſſen. Da fanden ſich einige Menſchenfreunde, die ihn ſo weit unterſtützten, daß er ſein Geſchäft, wenn auch nicht in der früheren Ausdehnung, fortführen konnte. Obgleich noch ſehr ſchwach, machte er ſich mit Eifer an die Arbeit; er wollte noch einmal verſuchen, wie viel Mühe es ihm auch koſten mochte, wieder emporzukommen. Und es gelang, ob ſeine ſeine redlichen Bemühen gelingen werden. Die harte Lehre, welche ihm während ſei-

Digitized by Google

ner Krankheit geworden, die ihm die Augen über Caroliness Charakter vollständig geöffnet, hatte ihn zum Manne werden lassen. Energisch trat er ihren Ansprüchen entgegen, er forderte mit allem Ernst, was er früher durch die kläglichsten Bitten, nicht hatte erlangen können: Ordnung und Häuslichkeit. Es kehrte sich weder mehr an ihr Schmollen, noch ihre Thränen; an die Stelle der übergroßen Zärtlichkeit war der entschlossene, männliche Wille getreten, dem unseligen Treiben, das ihn zum halben Bettler schon gemacht, ein Ziel zu setzen. —

Aber die Schwäche, welche er Jahrelang gezeigt, hatte ihn dem Unglück verfallen lassen. Mit herzlicher Theilnahme sah Jeder, der ihm wohlwollte, ihn sich langsam erheben, man durfte hoffen, er werde sich vielleicht in einigen Jahren wieder erholt haben: — da verbreitete sich plötzlich unter seinen Bekannten das schreckenerregende Gerücht: Altmeyer hat seine Frau erschlagen. — — —

Es war so. — Caroline anfangs erstaunt, über das energische Entgegentreten ihres Mannes, jedoch nicht glauben, der werde bei diesem ihr neuen Verfahren lange beharren, fühlte sich gewaltig unbehaglich, als sie mit der Zeit inne wurde, es sey Altmeyer wirklich Ernst mit der Einführung einer neuen Hauseordnung; und als sie sah, daß alle ihre so lange mit Erfolg angewandten Mittelchen ohne Wirkung blieben, als sie umsonst schmeichelte, schmollte, weinte und mit geistmöglichster Bitterkeit laut ihr Schicksal anklagte, daß es sie, bei ihren Ansprüchen, in die kümmerlichsten Verhältnisse des Handwerksstandes gebannt, — da ergriff sie einen Ausweg, ihrem Hange zu Putz und Vergnügen zu fröhnen.

Trotz der im Hause herrschenden Noth mit möglichster Bequemlichkeit lebend, immer sorglos und guten Humors, hatte sie sich, während Altmeyer durch Kummer und Sorgen, zum Schatten zusammengetrocknet war, vortrefflich conservirt. Sie war eine hübsche, interessante junge Frau, der es nicht schwer werden konnte, Eroberungen zu machen. Verehrer hatte sie von je an genug gehabt; ob, und wie weit dieselben bis dahin von ihr erhört werden, darüber ließ sich nichts mit Gewißheit sagen. — Jetzt nun, da Altmeyer die kleine Kasse hartnäckig unter seinem Verschluß hielt, ihr auch jede Gelegenheit abschnitt, ohne sein Wissen sich Credit zu eröffnen; jetzt, da er nicht mehr willfährig genug war, mit ihren Freundinnen, deren sie eine Legion hatte, zu dem Vergnügen beizuwohnen, mußte sie auf andere Quellen und Mittel denken, ihre Tage auf ihre Weise froh zu genießen. Und wirklich erreichte sie ihren Zweck.

Die Vergnügungen des Winters, Carolinen die angenehmsten, waren im Gange. Altmeyer, dem von seiner Krankheit her immer noch eine körperliche Schwäche nachgeblieben war, suchte, wenn er des Tags über angestrengt gearbeitet hatte, am Abend frühzeitig die Ruhe, und hätten seine vielen Sorgen ihm auch keinen ruhigen, festen Schlaf gestatten wollen, so sorgte seine Ermattung schon dafür. Dieß benützend, hatte Caroline Gelegenheit gefunden, ohne daß ihr Mann eine Ahnung davon hatte, verschiedenen Lustbarkeiten beizuwohnen. Hatte Altmeyer sich am Abend zeitig zur Ruhe gelegt, um neue Kräfte für den nächsten mühevollen Tag zu sammeln, so machte sie sich zu schaffen, bis der Schlaf ihn umfangen hatte, und dieß währte in der Regel nicht lange. Dann schlich sie sich leise zum Hause hinaus, eilte zu einer Freundin, wo bereits Kleider, Schmuck, Friseur, der Wagen, und — ein in der Stadt gar wohlbekannter Landgerichts-Assessor ihrer harrten; häufreiche Hände, sie zu schmücken, waren genug da, und in kurzer Zeit flog sie im Festesglanz in den Wagen: — fort ging es zum Vergnügen, das durch die Heimlichkeit einen neuen Reiz gewann. — Der dumme Teufel daheim dehnte indessen die von Hosen und Röcke abgemüdeten Glieder und schnarchte, während seine schöne Frau sich mit dem Herrn Assessor bei der rauschenden Ballmusik tummelte, oder hinter den knallenden Champagnerflaschen saß. — Bis er aufstand, hatte auch Madame das Bett gewonnen, und wenn sie dann am Tage etwas bleich und angegriffen aussah, und Altmeyer sich darüber äußerte, so hatte sie die Nacht nicht gut geschlafen und Kopfschmerzen. — Beides war auch keine Lüge.

Für die zu diesen Festivitäten erforderliche Garderobe, für Schmuck und Erkenntlichkeit gegen die willfährige Freundin sorgte der Herr Assessor.

Es wäre ein herrliches Leben gewesen, hätte es nur nicht mit Schrecken ein Ende genommen.

Eines Tages kommt eine Kunde Altmeyer's zu ihm, um eine Bestellung zu machen. Madame ist zufällig auch zugegen. Schon beim Eintritt des Mannes verändert sie die Farbe, was Altmeyer jedoch nicht bemerkt. Jetzt aber hebt Jener unbefangen an: „Ei, auch schon im Gange, Madame? wie haben Sie sich denn amüsirt" —

Jetzt sieht Altmeyer mit einem ziemlich einfältigen Gesicht den Frager, wie seine Frau an; die Letztere blinzt dem Andern mit den Augen Schweigen zu, der sagt auch nicht zum zweitenmale, und fängt, der hübschen Frau gefällig, von etwas Anderm an. Altmeyer sieht

Digitized by Google

verblüfft, wandert sich im Stillen, dringt jedoch nicht weiter auf den Grund, sondern nimmt sich vor, der Sache bei Gelegenheit auf die Spur zu kommen; denn daß er von Carolinen die Wahrheit nicht erfahren werde, war ihm sicher genug.

Caroline ihrerseits wunderte sich wieder über Altmeyers ruhiges Benehmen bei der Sache; daß er aufstützig geworden, war ihr nicht entgangen, und daß er jetzt so gänzlich darüber schwieg, war sie klug genug dahin zu deuten: er wolle ihr im Stillen aufpassen.

Sie mußte sich also eine Weile in Acht nehmen, und das that sie auch. Endlich jedoch des Zwanges müde, einen reizenden Ball in Aussicht, eines neuen, höchst eleganten Kleides für diesen Zweck gewiß, ließ sie sich nach längerer Zeit wieder zu einem geheimen, nächtlichen Ausfluge verleiten. Es ging Alles glücklich von Statten; Altmeyer schlief, als sie ging, sie amüsirte sich köstlich, er schlief, als sie kam, — und nun hielt sie sich für vollkommen sicher. Der Winter nahte seinem Ende, man mußte sich daran halten, den Rest seiner Vergnügungen zu erschöpfen. — Da mußte nun zu guter Letzt der einfältige Altmeyer an einem Abende, dem wieder eine jener reizenden Nächte folgen sollte, sich den Magen überladen haben. Er schlief unruhig, bekam mitten in der Nacht Durst, stand auf, zündete Licht an, — und fand das Bett seiner Frau leer.

Sogleich fiel ihm jene Frage wegen des Amüsements ein, er kleidete sich an, suchte seine Frau im ganzen Hause, und da sie nirgend zu finden war, so setzte er sich an den Ofen, um sie zu erwarten; neben sich aber stellte er ein etwa drittehalb Fuß langes Ende einer durchgeschnittenen Latte, um sie gebührend zu empfangen.

So mochte er vielleicht bis gegen vier Uhr gesessen haben, als er leise die Hausthür aufschließen hörte. Er verdeckte seine Lampe so, daß der Schein von Außen nicht zu sehen war, nahm sein Lattenende zur Hand und ging eben so leise hinaus, wie die Hausthür geöffnet wurde.

Auf dem Hausflur ward er nun im Finstern Zeuge einer zwar kurzen, aber um so zärtlichern Abschiedsscene, und so wie diese vorüber und die Hausthür behutsam wieder zugeschlossen war, huschte seine gute Caroline an ihm vorüber auf die Stubenthür zu; er huschte mit seiner Latte hinterdrein, faßte sie von hinten beim Arm, der Schrecken schnürte der Ueberraschten dermaßen die Kehle zu, daß sie nicht einmal einen Schrei hervorbringen konnte.

Finster war es um Altmeyer her, noch finsterer sah es in seinem Innern aus; er hieb blind zu, Caroline stieß einige Mal einen gepreßten Schmerzenslaut aus, dann wurde sie still. In seiner rasenden Wuth bemerkte Altmeyer nicht, daß die Last in seiner Hand immer schwerer wurde, und sich nach der Erde neigte; mit Riesenkraft schnappte er sie, immer zuschlagend bis in die Stube, wo die Lampe brannte, und hier erst wurde er gewahr, daß er seine Caroline todtgeschlagen hatte. —

Er erschrack nicht sehr darüber, in seiner Gemüthsverfassung war es ihm ziemlich einerlei, was er angerichtet, und was seiner harrte. Er legte den blutenden Leichnam auf einen Haufen Hobelspäne, dann ging er gelassen zur nächsten Wache, und sagte dem Offizier: „Hier ist der Schlüssel zu meiner Wohnung; zu Hause liegt meine Frau, ich glaube, sie ist todt, ich habe sie zu gut getroffen. Sein Sie so gut, die Anzeige zu machen und einen Arzt hinzuschicken; ich bin der Tischler Altmeyer.“ — Die eiserne Ruhe, mit welcher Altmeyer dies sagte, ließ den wachthabenden Offizier vermuthen, er sei nicht recht im Kopfe. Indessen behielt er ihn da, ließ einen Commissär rufen, man ging nach Altmeyer's Wohnung und fand hier Alles, wie er ausgesagt. Der Arzt war überflüssig: Caroline war todt. —

Altmeyer wurde demnächst ins Gefängniß abgeführt er erhielt Handschellen und die Untersuchung gegen ihn wurde eingeleitet. Während der ganzen Verhandlungen behielt er seine stoische Ruhe, und eben so kalt vernahm er sein Urtheil, welches auf lebenswierige Gefängnißstrafe lautete. Es wäre ihm lieber gewesen, man hätte ihm Todesstrafe zuerkannt: er hatte mit dem Leben abgeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Champagner und Frauen.)

Die Frauen sind wie Champagnerwein
Der süßesten Bonnen Qualle,
Wenn wie der Wein ihr Sinn so rein,
Wie der Wein ihr Aug' so helle.

Digitized by Google

Der Frauen Scherz ist wie der Schaum,
Der brauset, im Glase;
Er küßt die Lippen und netzt sie kaum
Und kitzelt nur sanft die Nase.

Die kleinen Perlen, die so geschwind
Empor im Glase klimmen,
Der Frauen wechselnde Launen sind,
Wenn sich die Nerven verstimmen.

Wie mancher hat zu schwerem Werk
Bei'm Cliquot sich übernommen,
Und mancher Kopfschmerz in der Eh'
Nach dem Rausch der Liebe bekommen!

Wie feurig der Frauen Augenspiel!
Wie funkelt der Wein voll Feuer!
Und endlich —: Champagner kostet viel
Und die Frauen — sind uns theuer!

— Die Bert. Zeitungs-Halle enthält folgenden Vorschlag, und ist die Redaction d. B. bereit, etwaige Gaben in Empfang zu nehmen und über dieselben öffentlich Rechnung abzulegen:

Die Entdeckung des Amerikaners Jackson von den in eigenthümlicher Weise berauschenden Wirkungen des Schwefeläthers verheißt eine der größten Wohlthaten für das Menschengeschlecht zu werden. Die Wirkung dieses herrlichen Aethers können nicht berauschender sein, als der Gedanke, daß abermals ein Triumph der Menschheit, einer der größten, wohlthätigsten und reinsten, über die Kümmerlichkeit der Natur mit Hülfe der Natur selbst erkämpft ist; das Gefühl des Aetherberauschten nicht entzückender, als die Vorstellung, daß den bittersten Feinden unseres Wohlseins, den körperlichen Schmerzen, auf ewige Zeiten, ihr Stachel geraubt sein soll. Welchen Dank sind wir in unserm — da wir Leiden ja Alle zu fürchten haben — und in aller Leidenden Namen, im Namen der ganzen Menschheit, dem Entdecker dieses großen Geheimnisses schuldig! Aber wie soll ihm der Zoll unsres Dankes abgestattet werden? Oder nicht? Sollen wir der Wohlthat genießen, ohne unserem Wohlthäter unsere Erkenntlichkeit kund zu geben? Oder sollen wir es machen wie immer, so auch jetzt, in dieser Zeit, die das Handeln in der Gegenwart zu ihrer Aufgabe gemacht hat, sollen warten, bis unser Wohlthäter vermodert ist, und von unserm Danke selber keine Frucht mehr ernten kann, um dem Todten hinterher Monumente zu errichten, die nicht ihn ersreuen, auf sein Andenken edle Weine zu trinken, von denen nicht er Genuß hat? Sollen wir es dulden, daß ihm für seinen uns alle beglückenden Fund kein anderer Lohn zu Theil werde, als der für ihn selbst nutzlose Nachruhm? Nein! Lassen wir ihn unsere Dankbarkeit erkennen, so lang' er noch unter uns ist! — Alle Redactionen deutscher Blätter fordern wir auf, sich mit uns zur Veranstaltung von Collecten zu vereinigen, deren einzelne Beiträge klein sein, nicht mehr als etwa 2 Sgr. betragen müßten. Es wird dann irgend ein angesehenes Handlungshaus gewählt werden müssen — und wir bitten um dessallsige Vorschläge, — dem alle an den verschiedenen Orten Deutschlands eingehenden Beiträge übermacht werden, um den Gesammtbetrag dem Wohlthäter der Menschheit Jackson, als ein geringes Zeichen der deutschen Erkenntlichkeit zuzustellen. — Wir erstrecken unsere Aufforderung zunächst natürlich nur so weit als unsere Sprache reicht; doch in der Erwartung, daß andere Völker dem Beispiele, das wir geben, mit demselben Eifer der Erkenntlichkeit, der hoffentlich unsererseits bewiesen werden wird, nachfolgen werden.

— Die meisten Guillotinen, deren man sich in den verschiedenen Ländern von Europa bedient, werden in Paris verfertigt. Ein dortiges Blatt meldet, daß seit Kurzem wieder fünf dieser traurigen Instrumente nach dem Auslande abgegangen seien und zwar zwei nach Deutschland, eine nach Dänemark und zwei nach Griechenland.

— Prof. Runge macht in der Voss. Zeitung zur Warnung für alle Diejenigen, welche die Aethertrunkenheit als ein Mittel benutzen, um Leidende schmerzlos von ihren kranken Gliedmaßen zu befreien, darauf aufmerksam, daß, wenn man in einem Zimmer, von gewöhnlicher Größe etwa ½ Pfund Schwefeläther ausgießt, das ganze Zimmer mit Aetherdunst gefüllt wird, und nun eine Art Knallluft entstanden ist. Wer also mit einem brennenden Lichte ein solches Zimmer betritt, kann auf der Stelle erschlagen werden, ebenso die Anderen, die sich darin befinden.

Am 9. Feb. wurden in Brüssel auf dem Rathhausplatze die Gebrüder Janssens durch die Guillotine hingerichtet. Die beiden Assisen hatten sie wegen Mord und Brandstiftung zum Tode verurtheilt; der König wollte sie begnadigen, aber das Dorf, dem die Janssens angehörten, hatte eine Deputation geschickt, um zu erklären, daß man daselbst nicht eher ruhig schlafen könne, als bis das Urtheil vollstreckt sei. Es groß war der Schrecken, den die beiden jungen Verbrecher (Bildhauer von Profession) verbreiteten. Wohl 30,000 Menschen, darunter viele Betrunkene, drängten sich nach dem Richtplatze.

— Nach einem Brüsseler Journal soll ein Doctor von Hecke nun wirklich die Kunst erfunden haben, dem Luftballe jede beliebige Richtung zu geben. Er hat sein System der Pariser Akademie, unter Einreichung eines Modells seiner Vorrichtung, zur Begutachtung mitgetheilt. Diese hat ihrer Seits eine Prüfungs-Commission ernannt. Die spricht sich im Allgemeinen günstig über das beschriebene System — so weit es sich bis jetzt beurtheilen läßt — aus.

— Auf dem Platz bei der Kirche St. Sulpice in Paris trug sich jüngst eine tragi-komische Geschichte zu. Zwei Studenten A. und B., ein paar moderne Don Juans, machten einem hübschen Bürgermädchen gemeinsam den Hof. A. war der Begünstigte, dem die Schöne ein Rendezvous auf jenem Platz zusagte. Aber A. vertraute sich vorellig dem B., der das Rendezvous für sich zu benutzen verstand. Er ließ dem A. einen Brief schreiben, der denselben zu der Stunde des

Digitized by Google

Rendezvous nach dem Palais royal in einer sehr dringenden Angelegenheit rief. A. ging in die Falle, B. einstweilen auf die Piaze Suprise, wo er die sich verwundernde Schöne mit seinen Zudringlichkeiten behelligte, aber sich plötzlich sehr unangenehm berührt fühlte. Sein Rücken empfand nämlich die Wirkung eines Knieriemes und einer kräftigen Gesellenfaust, die dem Bruder des Mädchens gehörte, welcher der Schwester heimlich gefolgt war. Um des untreuen Freundes Strafe noch voll zu machen, erschien auch der noch vom Palais royal zurückkehrende A. und bedankte sich bei B. für die abgenommene Prügel.

— Die Stadt Cassel ist die Heimath großer Gedanken und durchgreifender Wetterverbesserungen. So hat sich daselbst jetzt eine Deutsch-Chinesische Stiftung aufgethan, welche das in argem Heidenthum vergeblich schmachtende China mit Missionären beglücken soll.

— Aus Adelsberg in Illyrien meldet man, daß am 31. Januar, grade als der Geist sich in der dortigen Expositurs-Kirche predigte, der Blitz in den Thurm einschlug, diesen entzündete, die Glocken aus ihrem Gebinde brachte und beschädigte, dann in die Kirche herabfuhr, schwere Steinplatten, auf welchen mehre Personen standen, aus dem Boden hob, eine lange Bank, auf welcher mehre Frauen saßen, zerspliterte, die Fenster zertrümmerte, zwei Thore aus den Angeln riß, dann endlich zur Kirche hinaustobte und einen großen Theil der Friedhofmauer zerstörte. Es waren 500 Menschen in der Kirche anwesend, ohne daß einer beschädigt worden; dagegen aber verloren 40 Personen theilweise und auch gänzlich ihre Schuhbekleidung, wobei nur einige unbedeutende Brandmale zurückblieben.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Mäntel treten bereits in den Hintergrund und man beschäftigt sich mit den neuen Ueberwürfen und Mantillen für das Frühjahr; die diese selbst zum Vorschein kommen, tragen die Damen am liebsten den Gaschemirshawl. Dabei ist zu bemerken, daß einige Damen die Shawls jetzt vierseitig zusammenlegen und die Spitze auf den Achsel bringen, was ziemlich orientalisch drapirt. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß diese Mode mit großer Vorsicht nachzuahmen ist. In den Shawls sind jetzt die Farben Türkisfarb und Nankin sehr beliebt, wie Jelly-Grün, Indisch-Roth und Spezlid-Blau. Wie es scheint, werden zum Frühjahre viele Langshawls von Caschemir in den oben angegebenen Farben getragen werden. Vor der Hand dauern die Bälle und Festlichkeiten noch immer fort und wir haben auch jetzt noch viele schöne Toiletten zu beschreiben. In diesen gehören unbestritten die folgenden: Ein Kleid von indischrothem Atlas mit drei Volants von schwarzen Spitzen garnirt, die an jeder Seite mit Bandschleifen von rothem Atlas und schwarzem Sammet aufgenommen waren; da wo diese Bandschleifen angingen, waren zwei Brillantähren angebracht, welche auf den Sammet und Atlas fielen. Das Leibchen war glatt mit drei Röhren, gestellter Schnappe vorn und hinten und hatte rundherum um die Brust und die Achseln einen doppelten Besatz von Illusionstülle, der zu gleicher Zeit die Ebenmäerte vertrat. Die Aufsatzärmel waren mit Band und Sammetstreifen aufgenommen und ließen zwei Bauschen von weißem Tülle sehen. Die Garnirung des Leibchens bestand in drei Streifen indischen Atlasses, welche die Brust und die Schultern umfaßten und eine ziemlich breite schwarze Spitze fallen ließen, die auf jeder Achsel durch eine Aehre von Brillanten aufgenommen war. Der Kopfputz war auf einer Seite aus einer Garbe von schwarzen Spitzen gebildet, der sich quer auf die Mitte des Kleides herunterstellt, auf der andern auf einer Zitterrose, einer Mondblume in Schwarz und Roth und zwei Aehren von Brillanten. Ein Kleid von rosa Atlas mit einem Rocke von silbergrauem Krepp darüber mit zwei Volants, deren erster am Gürtel begann und ausgezackt war, während der zweite bis auf den Saum des Kleides fiel. Die Draperien des Leibchens und die Aermel bildeten drei schräge Streifen, durch welche ebenfalls rosa Atlas durchschimmerte. Die Volants waren durch dicke völlig aufgebürstete Rosen mit Blättern von silbergrauem Sammet aufgenommen. Der Kopfputz bestand in einem kleinschirmigen Hütchen von silbergrauem Krepp, das an der einen Seite durch drei dicke Rosen aufgenommen war und um den Kopf herum zwei Guirlanden von Rosenknospen mit silbergrauen Blättern hatte. Ein Kleid von himmelblauem stalltenischem Taffet mit doppeltem Rocke. Der erste Rock war mit zwei Volants von Spitzen garnirt und der zweite in Tunicaform hatte eine eben solche Besetzung. Die beiden Volants waren an jeder Seite mit Rosen und Blättern von schwarzem Sammet aufgenommen und die Aermel bestanden aus schrägen Streifen von blauem Taffet und blauem Tülle und vorn mit Spitzen garnirt; die Berthe war von drei schrägen Streifen blauen Tülles zusammengereiht, von welchen eine Spitze herabfiel. Der Kopfputz bestand in einer Guirlande von Rosen und himmelblauen Jaanastrohblumen mit Blättern von blauem und schwarzem Sammet. Ein Kleid von weißem Atlas, an jeder Seite mit Spitzen garnirt und zwar dreifach. Jede Reihe begann an dem Gürtel und verbreitete sich auf dem Rocke, wo sie durch eine dicke Pompadourschleife von dunkelrothem Atlas abgelöst wurde, in deren Mitte sich ein fleckenförmiger Knopf von rothbrauner Email mit einem Hahnenb von Brillanten befand. Der Kopfputz war ein kleinschirmiges Hütchen von Silberspitzen, das auf der einen Seite Büschel von englischen Spitzen herabfallen ließ, auf der andern durch einen Büschel weißer Maraboutts mit kleinen Diamanten aufgenommen war. Ein Kleid von fünf Röcken von dunkelrothem und weißem Tülle, die mit einander auf einem Rocke von rosa Atlas abwechselten. An den Aermeln und an den Leibchen Draperien von dunkelrothem und weißem Tülle. Am Leibchen ein Bouquet und auf dem Kopfe eine Mittenguirlande von Königsrosen mit Knospen von Moosrosen. Ein Kleid von weißem Atlas mit drei Volants von schwarzen Spitzen, die an den Enden offen waren und von dicken Schleifen schwarzen Sammet mit einer Brillantennegrafe gehalten wurden. Wenn wir von den Wintermoden auf die Frühlingsmoden schließen dürfen, so werden wir sehr weite Aermel mit sehr großen Volants haben. Auch die Mantillen dürften mehrere Garnituren haben wie die Wintermäntel mit einer außerordentlichen Menge von Spitzen verziert waren. Hoffentlich hält man aber bei den Frühlingsmantillen mehr Maß! Spitzen sehen wir gern, aber selbst zu viel Spitzen sind nicht schön. Das Einfachste im Kleidverhauspunkte, was wir bessen können, ist die schürzenartige Befestigung von Posamentirarbeit, die Stickerei und die Bänder, die man in einer ganz neuen Weise benutzen will. Die Form der Mantillen, denn die Mantillen werden bestimmt in der nächsten Saison modisch sein, dürfte sich von jener des vorigen Jahres nicht sehr unterscheiden; nur die Art des Aufputzes wird ihnen ein etwas andres Ansehen geben. Ueber die künftige Tollette etwas bestimmtes schon jetzt anzuordnen, ist rein unmöglich; doch giebt es Dinge, die immer hübsch sind und immer modisch bleiben werden. Dazu gehören die Mantillen, welche mit Spitzen oder Volants oder mit Zacken von gleichem Stoffe garnirt sind, die langshawls von Caschemir oder von

Digitized by Google

Spitzen, wie die großen Shawl von Caschemir oder Spitzen. Uebrigens können die Frühlingsmoden sich nicht lange mehr im geheimnißvollen Dunkel erhalten, da die Sonne endlich zu scheinen anfängt und die neuen Moden wie die Knospen der Bäume hervorlockt. Das erste, was von dem Neuem bereits zum Vorscheine gekommen ist, sind die hübschen Krepphüte mit Spitzenausputz. . Die Spitze, deren man sich bedient, ist häufig an einer Art Fichu angebracht, welche den rundlichen Kopf bedeckt . . Einige Kreppcapoten waren auch mit Tülle und mit Blumen ausgeputzt, welche man mit leichten Tüllewolken verhüllt hatte. Die Form der Hüte und Capoten unterscheidet sich nur sehr wenig von jener der Winterhüte; nur so viel bemerkt man, daß sie noch mehr rundlich werden zu wollen scheinen. Auf den Hüten von weißem Krepp bringt man sehr gern auch weiße Federn an. Die Narzissen, die Heckenrosen und die Malvenblüthen sind diejenigen, welche man vorzugsweise wählt. Die neuesten Bänder, von denen wir einige Proben gesehen haben, sind sehr groß carrirt und man wird solche Bänder viel auf den Strohhüten tragen. Auch etwas Neues ist der catalonische Shawl von Wollentricot, durchbrochen, in allen Mustern und in den verschiedenartigsten Farben. Er ist einfach, weich, warm, unzerdrückbar und läßt sich angenehm um den Hals, selbst über den Kopf ziehen, und wenn man von der Kälte überrascht wird. Wir haben bereits in kleinen Abendgesellschaften Damen mit solchen Shawls gesehen, die meist rosa und weiß, blau und weiß oder ganz weiß waren.

Herren-Mode. Ein hübscher Frühjahrs-Paletot von einfachem, aber doch sinnreich combinirtem Schnitt ist ein etwas kurzer Rock mit drei Patten versehen, die denselben schließen. Die erste befindet sich auf der Brust, die zweite an der Taille, die dritte unterhalb derselben. Das dazu getragene Gilet ist über Kreuz liegend, doch hoch zugeknöpft, dazu halbweite Pantalons, mit oder ohne Sprungriemen. Der jetzt moderne Reitfrack bedeckt die Schenkel nur wenig, und eignet sich auch zur Fußpromenade. Dazu ein Gilet, mit Schößen und Pantalons à la hussarde, oben weit mit Taschen in den Seitennähten, unten rund, mit oder ohne Sprungriemen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Ueberzieher, darunter Frack mit langen Schößen, lange Weste und halbweite gestreifte Beinkleider. 2. und 3. Ballroiletten. Kleid mit Schneppenleib, der Rock mit Blousen und Schleifen verziert. Langshawl. Kleid mit Fransen ausgeputzt. 4. Paletot mit 3 Patten, halbweite Beinkleider.

An unsere geehrten Abonnenten.

Mit künftiger Nummer, welcher die dritte Patrone beiliegt, schließt das Quartal und bitten wir hiesige und auswärtige Abonnenten, mit der Zahlung nicht allzulang im Rückstand zu bleiben.

Vom neuen Quartale ab folgen die Schnitte zu Anfang, Mitte und Ende, und wird auf die Kupfer besondere Sorgfalt verwendet werden.

Bestellungen auf das neue Quartal bittet man bald bei den Wohllöblichen Postämtern und Buchhandlungen zu erneuern, damit in der Versendung keine Unterbrechung eintritt.

Die Expedition.

Expeditions-Local-Wechsel.

Vom künftigen 18. April an befindet sich die Expedition dieses Blattes: Große Windmühlenstraße No. 48. 1. Etage.

N. Büchner.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**.

Verlag von **N. Büchner**. Maschinendruck von **F. André** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

I. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Frauen, resp. monatlich 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Blos Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition

Petersstrasse N² 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Expeditions-Local-Wechsel.

Vom künftigen 18. April an befindet sich die Expedition dieses Blattes: Große Windmühlenstraße No. 48. 1. Etage.

N. Büchner.

Des Bettlers Weihnachts-Abend.

(Fortsetzung.)

Sechs Jahre arbeitete Altmeyer, mit der Kette am Fuße, auf der Festung. Sein Haar war ergraut, sein Rücken gekrümmt, die fahle Haut schien auf den Knochen seines Gesichts festgeklebt, er glich in den Jahren der vollsten Mannskraft einem halb erstorbenen Greise. Immer still für sich, ohne alle Gemeinschaft mit der Anzahl verworfener Verbrecher, in deren Mitte er sich bewegen mußte, fleißig und ohne eine Miene des Verdrusses sich Allem unterziehend, was von ihm verlangt wurde, war er ein Gegenstand des Mitleids für seine Aufseher, die, nur daran gewöhnt, Verbrechen und rohes Laster um sich zu sehen, und durch diese entsetzliche Umgebung verhärtet, ihm ein menschliches Gefühl nicht versagen konnten. Und selbst der verwilderte Haufe seiner Mitgefangenen verspottete ihn nur die erste Zeit seiner Anwesenheit in dem traurigen Aufenthalte, selbst ihm gewann Altmeyers still getragenes Leiden Achtung für sein Unglück. Man ließ ihn ruhig gehen, und fand sich ein neuer Ankömmling, der seinen Spott an dem Unglücklichen üben wollte, so wurde dieser so kräftig in Schutz genommen, daß dem ersten Versuche selten ein zweiter folgte.

Auch der Commandant der Festung, bekannt mit Altmeyers Schicksalen, und durch die Berichte über seine

Digitized by Google

Führung für ihn eingenommen, fing an, Interesse für ihn zu fühlen. Es wurde ihm manche Erleichterung zu Theil; man nahm ihm die Ketten ab, sonderte ihn von dem Troß der gemeinen Verbrecher gänzlich, und räumte ihm ein Plätzchen ein, wo er eine Werkstatt aufschlagen und allein arbeiten konnte. Altmeyer nahm diese Vergünstigungen mit stillem Danke hin, er blieb bescheiden und fleißig.

Plötzlich aber ging eine seltsame Veränderung mit ihm vor. So lange er Ketten tragen mußte, trug er sein Geschick mit ruhiger Ergebung, und in dem Bewußtsein, dasselbe durch seine allzurasche That verdient zu haben. Er fand die ihm zuerkannte Strafe kaum genügend, den Mord zu büßen, den er in einem Augenblicke unbezähmbarer Wuth begangen. Jetzt, da man ihm jede mögliche Erleichterung verschaffte, versank er nach und nach in tiefe Schwermuth. Sein Aufenthalt in der Festung schien ihm keine Strafe mehr; er durfte sich innerhalb der Wälle derselben frei bewegen, konnte nach seinem Gefallen arbeiten, man begegnete ihm liebereich, und selbst seine Kost war eine bessere als die der übrigen Gefangenen. In der That schien ihm sein gegenwärtiges Leben, und nicht ganz mit Unrecht, angenehmer, als das in den letzten Jahren vor seiner Gefangenschaft. Hier kannte er keine Sorge, was er brauchte, wurde ihm, und daß er nicht über die Grenzen der Wälle hinaus durfte, war seine einzige Beschränkung. Es fehlte ihm in einem gewissen Grade nicht einmal an manchen Annehmlichkeiten. Er hatte einige Mal für die Kinder des Commandanten kleine Bauwerke gefertigt, wodurch er ihnen eine ungemeine Freude bereitet. Sie waren nicht undankbar dafür, was sie ihm irgend zur Milderung seiner Haft verschaffen konnten, brachten sie ihm, und mehr als das, sie schlossen eine Art Verkehr mit ihm; halbe Tage lang waren sie in seiner Werkstatt, sie arbeiteten mit ihm, und an schönen Abenden mußte er sie auf den Wällen spazieren führen.

Jeden Andern in Altmeyers Lage würde dies Alles sehr glücklich gemacht haben; bei ihm hatte es die umgekehrte Wirkung. Wenn er sich auch nie darüber äußerte, tief im Herzen fühlte er die bitterste Reue über den Mord seiner Frau. War sie auch seiner Liebe und Achtung unwerth, war sie auch strafbar gewesen, ihm stand es nicht zu, sie mit dem Tode zu bestrafen. Und, daß man ihm jetzt die Buße seiner That so sehr milderte, daß er sie kaum für eine solche ansehen konnte, beschwerte ihm das Herz; er wollte bestraft sein, wie er es nach seiner Meinung verdiente, und der danke, er büße auf die gegenwärtige Art sein Verbrechen durchaus nicht genügend, bildete sich zuletzt dergestalt zur fixen Idee aus, daß sein Kopf dadurch ganz verwirrt wurde.

Er verfiel mehr und mehr in Tiefsinn, bis er endlich total verrückt wurde und in eine Irrenanstalt geschickt werden mußte.

Während er hier behandelt wurde, besuchte der Landesfürst die Festung; ein erfreuliches Ereigniß hatte den gütigen Regenten bestimmt, einige Verbrecher, von denen Rückkehr zum Guten zu erwarten war, zu begnadigen. Altmeyer war der Erste, den der Commandant hiezu in Vorschlag brachte, und ehe dieser noch die Irrenanstalt verließ, war seine gänzliche Freilassung bestimmt.

Sobald dies nach der Anstalt gemeldet worden, säumte man nicht lange, den Patienten, obgleich er noch nicht vollkommen geheilt war, zu entlassen. So kam Altmeyer denn noch halb verwirrt auf freien Fuß. Der menschenfreundliche Commandant, der an seinem Schicksal immer so vielen Antheil gezeigt, würde gewiß für sein Fortkommen gesorgt haben. Altmeyer jedoch, immer noch von seiner fixen Idee befangen, zog es vor, als Bettler im Lande umher zu ziehen, damit er seine Schuld büße, und nicht froher konnte er sein, als wenn er von zehn Thüren mit rauhen Scheltworten zurückgewiesen, an der elften vielleicht mit einem Fußtritt abgefertigt wurde: — er wollte einmal durchaus büßen, was er verschuldet. So war es denn erfüllt, was der Commerzienrath ihm gesagt; „Das Weib bringt Sie noch an den Bettelstab.“

Geraume Zeit hatte Altmeyer seine Lebensweise fortgeführt. Nach manchen Hin- und Herzügen war er wieder in die Vaterstadt gekommen, an den Ort, wo er als geachteter Bürger gelebt, als schwacher Mensch seinen Untergang bereitet, und den er in Ketten, als Verbrecher verlassen hatte. Er bettelte hier vor mancher Thür, die ihm einst in bessern Tagen geöffnet worden, um ihn freundlich und achtungsvoll zu empfangen. Von den Meisten gekannt, erregte er überall Theilnahme; man begnügte sich nicht, ihm ein Almosen zu reichen, einige seiner früheren Kunden traten zusammen, sie wollten ihm wieder eine Werkstatt einrichten. Er aber schlug es aus. — „Altmeyer muß betteln gehen,“ sagte er mit wahnsinnigem Lächeln, „er hat seine Frau todtgeschlagen, und muß büßen; er ist ja auch verrückt, kann nicht mehr arbeiten!“ — Und bei denen, die sich seiner halten annehmen wollen, ließ er sich nicht wieder sehen. —

Eines Tages durchzog er, von Haus zu Haus bet-

Digitized by Google

teind die Vorstadt. Dies that er jedesmal, wenn er einige Tage hindurch ziemlich reichliche Almosen empfangen hatte, um dort, wo er wohl wußte, es wohne die Armuth selber da, beste öfter und roher abgewiesen zu werden. — Fast am Ende des, mit elenden Baracken besetzten Stadttheils trat er in ein, einer verfallenen Hütte ähnliches Haus, und klopfte an die erste Thür des Erdgeschosses.

Eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arme öffnete ihm. - - „Ich wollte um eine milde Gabe bitten," hob Altmeyer an.

Bei dem Ton seiner Stimme fuhr die junge Frau zurück; sie betrachtete den Bettler genauer. — „Mein Gott!" rief sie, „sind Sie es wirklich? —

„Ja wohl, freilich bin ich's," entgegnete der Bettler mit seinem Lächeln, das schmerzlicher anzusehen war, als die bittersten Thränen, — „ich bin der verrückte Altmeyer, der seine Frau todtgeschlagen hat, und zur Strafe betteln gehen muß, bis der Tod kommt! — Wer aber sind Sie denn? Sie kennen mich?" —

Dabei heftete er seinen unsteten Blick auf die junge Frau. — „Es wundert mich nicht, daß Sie meine Züge nicht mehr erkennen," hob diese an, „ich mag mich wohl sehr verändert haben; — im Kummer altert man schnell!" setzte sie seufzend hinzu.

„O ja, ja, doch; ich kenne Sie!" rief Altmeyer, sie aufmerksam betrachtend; dann rief er sich nachdenkend die Stirn und sagte: „Ich kann mich nur nicht besinnen." — „Erinnern Sie sich des Commerzienraths Grunow nicht mehr?" fragte die junge Frau. — „Es ist seine Tochter, seine unglückliche Tochter, die vor Ihnen steht!"

„Fräulein Adelheid?" schrie Altmeyer auf, „das edelherzige Wesen, das mich einst aus drückender Noth befreite? — O, ich habe es nicht vergessen, wenn ich auch verrückt bin! — Aber wie kommen Sie hierher in dieses Nest, wo nur das Elend wohnen kann? Sie, die Tochter des reichen Commerzienraths?" —

„Ich bin meines Vaters Tochter nicht mehr," entgegnete Adelheid leise, — „ich habe keinen Vater mehr!"

„So ist er todt?" fragte Altmeyer.

„Für mich todt!" seufzte Adelheid. — „Er hat sich von mir losgesagt!" setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Und hier, hier in diesem Stadttheil wohnen Sie? hier, wo nur die Armuth zu Hause ist?" fragte Altmeyer.

„O, ich bin sehr, sehr arm!" sagte Adelheid, indem die Thränen aus ihren Augen drangen. „Bald werde ich alle Stadien der Noth durchgemacht haben!" —

„Noth? — Noth? — Sie?" — rief Altmeyer. „Nein, nein, das darf nicht sein! — Sie Noth leiden, Sie, mit dem Herzen voll Mitleid für jeden Unglücklichen? — Altmeyer, der verrückte Bettler, wird helfen! — Er ist nur ein Bettler, aber er kann helfen! er wird seine Schuld zurückzahlen; Gott sei Dank! daß er es kann!" — Und ehe Adelheid sich von ihrem Erstaunen erholen konnte, war er fortgeeilt. — — —

Blicken wir indessen zurück, um zu erfahren, wie Adelheid in diese armselige Lage gerathen war. —

Rudolph kannte sich von dem einmal aufgefaßten Plane, ein selbstständiges Geschäft zu begründen, nicht trennen. Von dem Commerzienrath auf die oben erzählte Weise abgewiesen, gab er seine Idee darum nicht auf. Auf die unbeschränkte Macht, welche er über Adelheid, besaß, bauend, war er bald mit sich im Reinen, wie er sein Ziel erreichen könnte. — Er kannte den Schmuck, welchen Adelheid von ihrer Mutter geerbt, — er wußte jedoch nicht, daß derselbe bereits verpfändet war, um einen Theil seiner kleinen Schulden zu bezahlen. Dieser Schmuck, so wie einige andere Gegenstände von Werth, welche Adelheid besaß, zu Gelde gemacht, gaben die zum Ankauf des Geschäfts als Aufgeld erforderliche Summe. Adelheit sollte ihm folgen, er wollte sich schnell mit ihr trauen lassen, und war es einmal geschehen, war Adelheit einmal seine Frau, und er Herr eines Geschäfts, von dem sich ein glücklicher Fortgang erwarten ließ, so, meinte er, werde Papa Grunow, der anfangs freilich fürchterlich wüthen würde, sich am Ende sehen in das Unabänderliche finden, und dem Schwiegersohne weiter helfen.

Bis auf den Papa Grunow hatte er seine Rechnung auch ganz richtig gemacht. Adelheid's Weigerung, in den Plan zu willigen, bekämpfte er mit dem Glück, das er stets bei ihr gehabt; die Hoffnung, auf diese Weise noch einen nützlichen Menschen aus ihm werden zu sehen, auf der andern Seite die Furcht, ihn durch die angestrengte Arbeit in einer untergeordneten Stellung mit Ueberdruß erfüllt, zu seinem müßigen Leben zurückkehren zu sehen, — womit er übrigens ganz naiv drohte, — überwanden alle andern Bedenklichkeiten, und zitternd, mit tiefer Scham vor sich selbst erfüllt, willigte sie endlich nach langem Sträuben darein, den Vater heimlich zu verlassen, ihre Sachen von Werth mit fort zu nehmen, und sich gegen des Vaters Willen mit Rudolph zu verbinden.

Darum war des Vaters unverhoffte Güte, seine Bereitwilligkeit, den Schmuck einzulösen, und Rudolph's

Digitized by Google

Schulden zu bezahlen, so schrecklich. Darum war sie an jenem Tage so gedrungt, denn in der nächsten Nacht sollte der entscheidende Schritt gethan werden.

Sie that diesen Schritt, um ihrem Unglücke entgegen zu gehen. — Glücklich kam sie mit Rudolph über die Grenze; es gelang diesem, die Trauung zu erlangen, er übernahm das gewünschte Geschäft, und gab sich den süßesten Hoffnungen hin. — Bis dahin war Alles gut gegangen, er tändelte Adelheid's Thränen hinweg, und versicherte tausendmal, er nehme es auf sich allein, den erzürnten Vater zu versöhnen.

Er hätte den eisenfestesten Grunow wohl besser kennen sollen. — Sobald er sich gehörig eingerichtet hatte, und hoffen zu dürfen glaubte, sein errungenes Geschäft in Aufschwung zu bringen, schrieb er dem Commerzienrath einen ziemlich launigen Brief, worin er ihm seine Verbindung mit Adelheid meldete, scherzend bat, zu dem einmal Geschehenen nicht weiter sauer zu sehen, und umgehend seine Verzeihung nebst einem angemessenen Betriebs-Capitälchen einzuschicken.

Dem alten Grunow mußte die Sache aber doch wohl nicht so spaßhaft erscheinen, denn die Verzeihung und das Capital blieben aus. Rudolph schrieb zum zweitenmale, und zwar in ernsthafterem Tone; aber auch diesmal erfolgte keine Antwort; eben so erging es mit einer Unzahl von Briefen, welche Adelheid, reichlich von Thränen befeuchtet, absandte.

Bald genug stellten sich die Folgen der unüberlegten Handlungsweise Rudolphs heraus. Ein Geschäft hatte er jetzt zwar, aber die erforderlichen Mittel, es im Gange zu erhalten, fehlten. Er hielt sich zwar längere Zeit; mit einem musterhaften Fleiße, mit einer Ausdauer, die bei ihm kaum zu erwarten war, suchte er durch rastlose Thätigkeit zu ersetzen, was ihm an baaren Mitteln fehlte. Aber außer diesen fehlte ihm auch jene unentbehrliche Geschäftskenntniß und Umsicht, zu deren Aneignung Jahre gehören; bei allem Fleiße, bei dem redlichsten Willen konnte er manchen Verlust nicht abwenden, sein Credit war nur unbedeutend: er fiel trotz aller Anstrengung. —

Adelheid war inzwischen Mutter geworden, Rudolph hatte dies dem Commerzienrath angezeigt, hoffend, diese Nachricht werde seinen Groll besänftigen: der Brief kam unerbrochen zurück. Adelheid hatte sich kaum vom Wochenbett erhelt, da machte sie sich mit ihrem Kinde auf die Reise zu dem Vater, um sich mit ihm zu dessen Füßen zu werfen, seine Verzeihung zu erflehen. Auch dies war umsonst, Grunow ließ sie nicht vor sich. Als sie zurück kam, stand es bereits sehr mißlich um Rudolph, und bald darauf folgte sein unvermeidlicher Fall. Es war im zweiten Jahre nach seiner Verbindung mit Adelheid.

Nachdem das Unglück hereingebrochen, mußte er froh sein, als er eine Schreiberstelle mit kümmerlichem Gehalt erhielt; hätte nicht auch Adelheid sich um Arbeit bemüht, wäre sie nicht sehr fleißig gewesen, er hätte mit ihr und seinem Kinde darben müssen.

Alle Entbehrungen, jede Strapazen würde Adelheid geduldig ertragen haben, wäre es nur möglich gewesen, den erzürnten Vater zu versöhnen. Aber hier war alle Mühe vergebens, für ihn war sie nicht mehr in der Welt. — Der Kummer bleichte ihre Wangen, und Rudolph hatte zu all' seinem Unglück auch ihren Verlust noch zu fürchten.

So kümmerten sie sich mehrere Jahre hindurch, die Familie hatte sich vermehrt, mit ihr die Sorgen. Da erfuhr Rudolph, es sei eine ziemlich vortheilhafte Stelle in der Vaterstadt offen. Mehr noch, als die Aussicht auf ein erhöhtes Gehalt, trieb ihn die Hoffnung, in der Nähe des Commerzienraths vielleicht leichter eine Versöhnung zu Stande zu bringen, sich um jene Stelle zu bewerben. Sie wurde ihm zugesagt, er machte sich mit seiner Familie auf, — als er ankam, hatte sich bereits ein Anderer eingedrängt: er war völlig brodlos.

Mit unsäglicher Mühe gelang es ihm, durch Copiren wenige Groschen zu verdienen; Adelheid war kränklich, sie hätte, selbst wenn sie sogleich wieder Beschäftigung gefunden, wenig verrichten können; übrigens fand sich auch nicht so schnell wieder Arbeit für sie. — Wiederholte Versuche, an den Vater zu gelangen, blieben erfolglos. So wurde denn der Jammer von Tag zu Tage größer, Noth und bitterer Mangel wohnten unter dem elenden Dache, wo sie eine bettlermäßige Wohnung gefunden hatten.

7.

Es war das Fest, auf welches Alt und Jung sich freut, es war der heilige Christabend, als Altmeyer beteland an Adelheid's Thür kam, an Adelheid's, die fast selbst Bettlerin war, Thür.

Rudolph war eben ausgegangen, um einige Bogen fortzutragen, und den geringen Lohn dafür in Empfang zu nehmen. Bald nachdem Altmeyer fortgegangen war, kam er nach Hause. Sein trübseliges Gesicht kündete nichts Gutes an; und fürwahr, er brachte auch keine Freude mit. Der mit Sehnsucht erwartete kleine Verdienst war ihm nicht gezahlt worden, und im Hause war

Digitized by Google

kein Stückchen Brod, kein Scheit Holz; die Stube war kalt, daß die armen Kinder zusammengekauert in einer Ecke saßen, und die blauen, erstarrten Hände durch ihren Hauch zu erwärmen suchten, während die Mutter das kleinste in ihren Armen warm zu halten strebte. Durch die schadhaften Fenster pfiff der eisige Wind, und trieb kleine Schneeflocken zu den Ecken herein. — Es war ein trauriger Weihnachtsabend hier.

Ein Blick in Rudolph's Gesicht sagte Adelheid, was er ihr kaum mitzutheilen wagte.

„Du bist vergebens gegangen?“ — sagte sie sanft zu ihm.

„Leider!“ entgegnete er, eine Thräne zerdrückend; — „und die Kälte hier! — am Mittage nichts Warmes genossen, — die armen Kinder — woher Brod nehmen für sie am Abend?“ —

Adelheid konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

„Schrecklich! schrecklich!“ hob Rudolph wieder an. „Wir mögen gefehlt haben, aber diese Strafe, dieses Elend — o, man möchte an dem Dasein eines gütigen Gottes zweifeln!“ —

„Versündige Dich nicht, Rudolph!“ sagte Adelheid mit der ihr eigenen Milde; — „es kann ja wohl noch einmal besser werden.“

„Ich habe die Hoffnung aufgegeben,“ entgegnete Rudolph; „welche unendliche Mühe gab ich mir nicht, unsere Lage zu verbessern, und Alles umsonst! — O, ich möchte manchmal wünschen, noch der leichtsinnige Thor, wie früher, zu sein, — ich würde mein Unglück weniger fühlen!“ —

„Und ich? und Deine Kinder?“ — fiel Adelheid, sanft verweisend, ein.

„Meine Kinder!“ rief Rudolph schmerzlich. — „Ihr armen, armen kleinen Wesen! — Wie gerne wollte ich darben, dürftet nur ihr nicht mit mir leiden! — O, hätte jeder Vater Liebe für seine Kinder, wir wären so elend nicht!“ —

Adelheid verstand diese, mit Bitterkeit gesagten Worte recht gut; sie thaten ihr sehr weh.

„Wir haben meinen Vater auch schwer beleidigt,“ sagte sie.

„Aber auch schwer gebüßt!“ rief Rudolph; „bei Gott! schwerer wohl, als wir gefehlt. Möchte er mich mit seinem Hasse verfolgen; aber Du und die unschuldigen Kinder — o, er hat kein menschliches Herz!“ —

In diesem Augenblicke klopfte es leise an die Thür; Rudolph, aufgeregt, wie er war, riß sie hastig auf: Altmeyer trat ihm mit seinem gewöhnlichen Lächeln entgegen.

„Da bin ich!“ rief er keuchend, „und hier ist Geld! — Nehmen Sie, nehmen Sie! Sie dürfen nicht Noth leiden; guten Menschen muß es wohl gehen. Da, da, — nehmen Sie hin!“ —

Staunend hatte Rudolph den Bettler betrachtet; er trat jetzt zu dem Tische, auf welchen dieser ein versiegeltes Paquet gelegt, das an einer Seite geöffnet war.

„Wer ist der Mann?“ fragte er Adelheid.

„Erkennst Du ihn denn nicht?“ erwiederte diese; „es ist ja der Tischler Altmeyer“ —

„Altmeyer, der verrückte Bettler, bin ich,“ fiel Altmeyer ein, „der seine Frau todtgeschlagen hat, und zur Strafe jetzt bettelt, und sich stoßen läßt, und treten, damit“ —

Altmeyer!“ rief Rudolph.

„Damit er sein Verbrechen büße,“ fuhr der Bettler fort. „Aber nun nehmen Sie das Geld; wir kalt es hier ist! Sie müssen Feuer im Ofen haben. Wie die armen Kleinen frieren! — Und sie haben doch gewiß nichts Böses gethan! — O, nehmen Sie das Geld, lassen Sie schnell Holz, der Hauch friert Einem ja hier am Munde fest!“ —

Fast mechanisch hatte Rudolph den Umschlag von dem Paquete gelöst.

„Was ist das?“ — rief er, nachdem er den Inhalt desselben auf dem Tische ausgebreitet; „woher haben Sie das Geld?“ —

„Gefunden habe ich's,“ entgegnete der Bettler, „und ich würde es dem, der es verloren, wiedergegeben haben, wenn ich ihn zu finden gewußt. Weil Sie es hier aber brauchen, sollen Sie es behalten, denn Noth dürfen Sie nicht leiden.“ —

„Das Geld gehört dem Commerzienrath Grunow,“ sagte Rudolph, immer noch die auf dem Tische ausgebreiteten Banknoten anstarrend.

„Meinem Vater?“ fragte Adelheid, rasch hinzutretend.

„Deinem Vater, ja!“ entgegnete Rudolph mit einem Seufzer; „der hier beiliegende Zettel sagt es; das Geld war bestimmt, mit der Post verschickt zu werden.“

„Nun, so gehört es ja auch Ihnen,“ sagte Altmeyer. „Warum wohnen Sie aber hier? warum sind Sie so arm, da doch Ihr Vater so viel Geld hat? —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Pesth.) Ein Pilger, auf der Reise nach Jerusalem begriffen, erregte vor Kurzem auf seiner Durchreise durch Pesth einiges Aufsehen. In Folge eines Gelübdes muß derselbe zehn Jahre wandern; von diesen sind acht verstrichen, und zwar nicht ohne jene Gefahren, von welchen die Pilgerfahrten in alten Zeiten so häufig begleitet waren: „Vor vier Jahren wurde der Pilger von Räubern überfallen und bekam dabei drei Schüsse; zwei Kugeln lähmten ihm das Bein und eine dritte die rechte Hand so, daß er sich nun schon seit vier Jahren an Krücken weiterschleppt. Bis jetzt hat er 1800 Meilen pilgernd zurückgelegt.

(Merseburg.) Auch hier hat sich ein Verein „Immer mit dem Hut" gegründet, dessen Mitglieder beim Grüßen nicht den Hut abnehmen. Wenn das nur durchzuführen wäre! An der deutschen Kleinstädterei aber, die noch immer ebenso toll grassirt, wie zur Zeit der Kotzebue'schen Posse, scheitert der Lüftle Verein öfter, als an den Maßnahmen vorsichtiger Behörden. Begegnet z. B. ein Superanumerarius der Kanzlei seinem Herrn Kanzlei-Inspector und er wollte nun als Vereinsmitglied den Hut auf dem Kopfe behalten, so gäbe es vielleicht am andern Tage die schönsten Nasen wegen Flegelei. Möglich ist ein solcher Verein nicht in Deutschland, sondern nur in Utopia, falls daselbst der Unterschied der Stände und die Subordination der Aemter aufgehoben ist. Nur freie Menschen können Mitglieder des Vereins mit dem Hut werden, oder diese Bestimmung muß immer nur eine illusorische oder imaginäre bleiben.

— Ein ungarischer Dichter ließ Liebeslieder drucken unter dem Titel: „Ein Stück Leben, ausgerissen von L. F." — Merkwürdig, ein Liebeslieder-macher und — so gediffig!

(Pesth.) Die im Hevesser Komitate lebende Wittwe eines gemeinen Soldaten A. F. wollte wieder unter die Haube gehen und schritt um das Todtenzeugniß ihres Mannes ein. Nun lebt aber in derselben Ortschaft die Frau eines Gemeinen, der ebenfalls A. F. heißt; dieser wird nun der Todtenschein irrthümlich eingehändigt. Dieselbe hielt nun ihren fernen Gatten wirklich für todt, besann sich nicht lange und heirathete einen andern. Nun beginnt die Geschichte romantisch zu werden. — Der todtgeglaubte Mann kam bald darauf — er war 14 Jahre abwesend gewesen — nach Hause und verlangte als Fremder in dem Hause seiner Frau ein Quartier. Wir überlassen es der Phantasie unserer Leser, sich die ganze Bliebersehensscene sammt Obligaten Gefühlen des getäuschten Ehegatten deßmäßlichst auszumalen. — Der Schluß der Geschichte war jedoch durchaus kein tragischer, denn der Rothnagel-Ehemann nahm Reißaus und der legale Ehegatte nahm von seiner Frau wieder in bester Form Rechtens Besitz.

— Wenn man es häufig findet, daß Jemand einem um Speise und Trank in Verlegenheit gekommenen Geist leiht, so dürfte es uns nicht wundern; geschieht es aber noch häufiger, daß Leuten ein Darlehn zum sogenannten Schwiemeln gewährt wird, so müssen wir darüber staunen, wenn es dafür keinen Erklärungsgrund gäbe. In Berlin scheint man zu letzterem mehr geneigt zu sein, als zu ersterem, und zwar wie ein solcher Geldverleiher es uns jüngst explicirt, „weil bei den leichtsinnigen Schuldenmachern die Bezahlung der Schuld mehr eine Ehrens, bei den Nothbedrängten doch nur eine Pflichtsache ist, das Ehrgefühl aber eine größere Garantie als das Pflichtgefühl sei." — Nun, immerhin, der Helfer genießt aber dabei gewiß die geringste Ehre!

— Es war einmal ein Bursch, der ging aufs Freien aus. Da kam er unter Anderm auch zu einem Rathen, wo die Leute in puncr Armuth und Dürftigkeit lebten. Als aber der Freier kam, wollten sie gern wohlhabend scheinen, kannst du glauben. Der Mann hatte einen neuen Aermel in seine Jacke bekommen. „Seh dich nieder!" sagte er zu dem Freier; „aber 's sieht hier überall so stäubig aus!" und damit ging er herum und wischte und stäubte mit seinem neuen Jackenärmel überall auf den Tischen herum; den andern Arm aber hielt er auf den Rücken. Die Frau hatte einen neuen Schuh bekommen und mit dem stieß sie an alle Bänke und Stühle. „Es liegt hier so viel herum," sagte sie; „es sieht hier so unordentlich aus." Darauf riefen sie die Tochter, sie sollte herein kommen und aufräumen. Die hatte eine neue Mütze bekommen und steckte den Kopf zur Thür herein und nickte: „Ich kann denn doch auch nicht überall sein," sagte sie. Ja, das waren rechte Wohlstandsleute, zu denen der Freier gekommen war! —

(Zur Nachahmung für sparsame Hausfrauen.) Unter dieser Aufschrift enthält die „Berliner Voss. Ztg." nachstehendes „Eingesandt": Ein Reisender erreichte hungrig und abgemattet das freundliche Städtchen F . . . . . in Pommern. Mit Freuden vernahm er aus dem Munde der Frau Wirthin die angenehme Nachricht, daß in wenigen Augenblicken eine dampfende Weinsuppe zu seiner Erquickung bereit sein würde, welche er denn auch bald mit gutem Appetit verzehrte und nur ein großes Stück Zimmt im Teller zurückließ. Da naht sich ihm die Frau Wirthin, ergreift oben erwähntes Stück Zimmt, zieht daſſelbe durch den Mund und verschlingt es sorgfältig in den eichenen Schrank. Erstaunt erkundigt sich der Fremde nach dem Grunde dieser wunderbaren Verfahrens und folgende Antwort veranlaßte ihn, dieſelbe dem größeren Publikum bekannt zu machen: „Ei, mein Herr, dies Stückchen Zimmt hat schon manche Suppe kräftig gemacht!"

(Die deutschen Universitäten von ehemals.) Aus dem Jahre 1790 hat man von den vier einst berühmtesten Universitäten Deutschlands eine Zeichnung, welche dieſelben folgendermaßen charakterisirt. Zuerst sieht man einen Studenten von Leipzig, ein sehr patentes Herrchen, wie uns auch Goethe die damaligen Leipziger Musensöhne in seinen Memoiren schildert, das sich mit süßer Seladonsmiene zu einem Mägdlein wendet und spricht: „Duleinnee, Du hast mich verliebt

gemacht.“ Neben ihm steht einer von Halle, der damals erst vor Kurzem seinen Waisenhausstifter August Hermann Francke verloren hatte; er trägt eine Trauerkleidung und seufzt mit zur Erde gesenktem Haupte: „Den wird Gott strafen.“ Auf ihn folgt ein flotter Jenenser mit einem sehr imponirenden Schnurrbarte, mit hohen Kanonen mit Pfundsporen, einen gewaltigen Sturmhut keck und unternehmend auf's Ohr gestülpt und den blanken Schläger in der Rechten, spricht er: „Den solls Wetter holen, der sich moquirt.“ Einer von Wittenberg schließt den Reigen. Mit rothen Pausbacken wie Bacchus hält er einen Pocal voll des blinkenden Gukuks, — so heißt das Wittenberger Bier, hoch empor und ruft mit klingenden Zungen und auf einem Beine tanzend, aus: „ex pleno poculo.“

Eine Bürgermeisterwahl des vorigen Jahrhunderts. Ein seltsamer Scherz traf den Rath und die Bürgerschaft von Dessau bei Gelegenheit einer Bürgermeisterwahl. Leopold von Dessau wollte sie auf einen seiner Günstlinge lenken, einen Franzosen, Namens Bonnafon, der in Dessau Postbeamter, aber sehr unbeliebt war; er durfte deshalb keine Stimme hoffen, während Leopold von Dessau sie ihm alle verschaffte. Das machte er so: Bei der Wahl nahm er selbst den Vorsitz und befahl den wählenden Rathsherren, ihm die Stimmzettel vorsiegelt abzugeben. Er saß vor dem Kaminfeuer, und als die Stimmzettel beisammen waren, griff er einen heraus, las mit lauter Stimme „Bonnafon“ und — warf den Zettel in's Feuer; so den zweiten, so den dritten und sofort bis zum letzten. So war Bonnafon einstimmig zum Bürgermeister gewählt, bis es endlich, als er von Allen gewählt war, klar ward, daß ihn Keiner gewählt hatte.

Erklärung der Figurentafel.

Sämmtliche Patronen dieser Tafel sind nach folgenden Körpermaaßen aufgezeichnet:

Halbe Oberkörperweite	48 Cent.
Halbe Mittelkörperweite	44 „
Halbe Leibweite	40 „
Halbe Hüftenweite	48 „
Taillenlänge	44 — 46 „
Ganze Länge nach Belieben	— „
Große Krümmung	68 „
Vorderlänge	60 „
Courbure oder Schräge	70 „
Kleine Krümmung	16 „
Hinterrichtung	50 „
Vorderrichtung	56 „
Achselsteigung	64 „
Senkung der Arme	68 „
Roanement oder Vortritt	32 — 54 „
Achselbreite	14 „
Rücken und Seite, schräge	24 — 54 „
Rückenbreite	19 „
Aermellänge	52 — 82 „
Armkugelweite	42 „
Ellenbogen	32 „
Handgelenke	16 „

Fig. 1. 2. 3. 4. Modell zu einem Cuban. Fig. 1. das Hintertheil. Die Länge 0. 4. 8. 16. 32. 52. 114. 120. Die Breite 0. 16. 30. 36. 38. 54. Fig. 2. das Vordertheil: Die Länge 0. 6. 12. 24. 32. 52. 116. 124. Die Breite 0. 20. 38. 35. 45. 46. 64. Fig. 3. Aermel: Länge und Breite sind von der Mitte aus an der Patronr genau angemerkt. Fig. 4. Caputchen oder Caputze ohne Falten. Die Länge und Breite richtet sich nach der Körperstärke. Fig. 5. 6. 7. 8. 9. Modell zu einem Tollettenrock der oft die Stelle des Fracks vertritt. Fig. 5. das Hintertheil.

Die Länge 0. 12. 15. 44. 50. 94. Cent. Die Breite 0. 6. 20. 5. 9. 20 Cent. Fig. 6. das Vordertheil. Die Länge 0. 4. 8. 12. 22. 26. 32. 46. 52. 56. 58 Cent. Die Breite 0. 24. 36. 4. 17. 40. 16. 40. 6 Cent. Fig. 7. Schooß. Die Länge 0. 14. 36. 56 Cent. Die Breite 0. 42. 72 Cent. Fig. 8. Aermel. Die Länge 0. 3. 10. 40. 64. 68 Cent. Die Breite 0. 10. 20. 16. 24. 14 Cent. Fig. 9. Kragen. Die Länge 26. Die Breite hinten 12 und vorn 8 Cent. Fig. 10 zeigt an, wie man das Vordertheil beim Zuschnitt auf das Zeug legt, damit sich die Hüftennaht besser anzeichen läßt. Die senkrechte Linie deutet das Fadengrade vom Tuche an. Auf dem Hüfteneinschnitte wird ein Band angebracht, damit sich der Theil auf der Stelle nicht ausgleicht.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Frühlingsmoden werden mit allem Eifer vorbereitet und die Einkäufer aus dem Auslande sind bereits eingetroffen. Wir haben bereits neue Hüte gesehen, z. B. durchbrochene Strohhüte mit Spitzen, Hüte von Krepp mit Strohband, Zaghüte mit Spitzen belegt. Die eleganten Damen, welche sich im Freien zeigen, erscheinen freilich noch in Sammet, Atlas, Moire und ähnlichen Stoffen, denn die Sonne scheint noch nicht frühlingswarm und obwohl der Schnitt der Frühlingskleider noch nicht festbestimmt sind, so sieht man doch bereits hübsche Ueberröcke in Rosacafarbe, in Dunkelblau, in Schwarz, Zeisgrün und Französischblau, die nicht mehr mit Sammet oder Pelz besetzt sind, sondern mit zierlicher Posamentierarbeit. Namentlich gefiel uns ein solcher Anzug von altem Moire in einer Art Rosa, der vorn auf dem Rocke mit zierlichen offenen Pompadourfransen besetzt war, über denen Spitzen hinliefen. Diese Fransen waren schürzenartig in Streifen angebracht; jeder wurde in der Mitte und an den beiden Enden von einem Pompadourknopfe gehalten. Ein anderer saftgrüner Ueberrock war an jeder Seite mit Eichenblättern in Posamentierarbeit ausgeputzt und von einem Kleide von Popeline mit violetten und weißen Carreaux bemerkten wir ebenfalls sieben Reihen offener Fransen von weißer und violetter Seide, die vollkommen zu den Mänteln des Kleides paßten. In einer großen Modenhandlung sahen wir eine bedeutende Menge neuer Kleider, die meist vorn gestickt oder mit Börtchen genähet waren, was ebenfalls wie Stickerei aussieht. Die Leibchen haben ähnliche Stickereien wie die Röcke der Kleider. Vor der Hand wird noch immer viel getanzt. Wir sahen ein Kleid

Digitized by Google

von goldgelbem Atlas, das von zwei Tülleröckchen bedeckt war; der erstere hatte unten sechs oder sieben bauschige Tüllbefestigungen, die sich vorn schürzenförmig fortsetzten, aber nach dem Hüftel hinauf deutlich kleiner wurden. Ein zweiter Rock fiel bis auf jene Tüllbouffen und war vorn offen, um die schürzenartige Besetzung sehen zu lassen; an jeder Seite wurde er von einem Bande gehalten, das von der Taille ausging und unten in eine Schleife mit langen flatternden Enden geordnet war. Das Leibchen dieses Kleides war hinten drapirt und hatte vorn ein sehr großes Pensébouquet von violettem Sammet, ähnlich dem Kranze im Haar. Ferner haben wir ein Kleid von gelbem Krepp bemerkt, das mit sieben die zehn Querstreifen von doppeltem Tülle besetzt war, in denen sich Atlasverzierungen befanden und die bis in die Gegend der Knie emporreichten; ein zweiter Tüllrock hatte dieselbe Garnirung an den Seiten aufwärts; das Leibchen war vorn und hinten drapirt und die Aermel waren außerordentlich kurz. Ein Kleid von blauem Krepp hatte drei Röcke übereinander, die mit Silberstreifen garnirt waren; auf dem ersten Rocke war die ziemlich breite Fraise wie ein Volant aufgesetzt, auf den beiden andern war sie bedeutend breit und befand sich auch am Rande. Die Beethe war ebenfalls mit Fransen besetzt. Blätter von blauem Sammet dürften indeß auch sehr gut als Besetzung auf diesem Anzuge aufgesetzen haben. Eine blonde Dame trug ein Kleid von braunem Atlas mit fünf Röcken von weißem und blauem Tülle über einander; die Perlenguirlande bestand in himmelblauen Juanatablumen, die von silbernen Bergißmeinnichtern umgeben waren. Das Leibchenbouquet war eben so zusammengesetzt. Am rechten Arme hatte die Dame zwei Armbänder, eines von Marcasite mit Brillanten und ein anderes, einen indianischen Reif von himmelblauer Email, in dessen Mitte eine Sonne mit Brillanten glänzte. Diese letztere Armbandform ist neu. Eine andere ebenfalls blonde Dame trug eine Reine Anne à la Gaule von Dunkelviolett, an der Seite Katz durch ein Fontange-Bouquet in Weiß und Violett aufgenommen. Das Kleid war von apfelgrünem Moire und das vorn und hinten gefestete Leibchen hatte keine andere Verzierung als eine Berthe von prächtigen Spitzen und Atlasärmeln, über denen ebenfalls Spitzen lagen. Auf dem Rocke des Kleides befanden sich drei prächtige baju passende Spitzenvolants. Statt des Leibchenbouquet trug die Dame eine lange Diamantenschnur, die aus einem aus Brillanten bestehenden Cactus hervorkam. Eine brünette Dame hatte auf weißem Atlas zwei Tuniken von weißem Tülle, die mit Goldsternchen besäet waren. An der Seite waren die drei den Röcke von Sycamore- und Veranikumblättern in Weiß, Grün und Gelb gehalten, in welchen das literarische Paris schwelgen mögen. Die eigentliche artistokratische Welt, welche streng auf die Etikette hält, tangt nicht mehr; dafür veranstaltet sie Concerte und Matinées. Zu Ueberröcken ist der Damast sehr beliebt. Wir sahen einen von sehr brillirtem Damast, der vorn auf dem Rocke zwei Reihen schwarzer schwarzer Spitzen und an jeder Seite des Rockes Guipürerepsamentirarbeit hatte. Das Leibchen war glatt, hochhinaufgehend, mit gleicher Posamentirarbeit garnirt, die sich bis auf die Achseln fortsetzte. Die Aermel waren halblang, offen, mit Posamentirarbeit und schwarzen Spitzchen besetzt und hatten Unterärmel von bauschigem Musselin mit Spitzenmanschetten. Im Hause sahen wir eine elegante Dame auf einem Rocke von grünem Damaste eine sogenannte teilease (Jäckchen) von grünem Sammet tragen, die hinten an der Taille sehr glatt anlag, vorhäbsche breite Schößchen hatte, vorn offen und mit vier Doppeloliven besetzt war, so daß sie zugemacht werden konnte. Rundherum lief eine Besetzung von Hermelin. Die Aermel waren lang und sehr weit.

Herren-Mode. Der Paletot im modernen Schnitte erscheint zugleich graziös, da der Schnitt die Formen des Körpers nicht gänzlich verbirgt. In dem Stoffe darf kein Luxus zur Schau getragen werden. Die Farben können nach dem Geschmack der einzelnen Person gewählt werden, nur schließt die herrschende Mode die zu hellen Farben aus. Der Rand muß mit einer flachgesetzten Borte besetzt werden. In Ermangelung der Borte kann man sie durch eine gestickte Tuchbande ersetzen. Nur 3 Knöpfe in weiten Distanzen von einander und eine Patte am Fuß des Kragens schließen den Paletot. Sobald der Kragen niedergeschlagen wird, so kann er in sehr eleganter Weise offen getragen werden, indem er vorn von jeder Seite auf die Schultern fällt, und einen Theil der Toilette, die er bedeckt, sehen läßt. Ein solcher Ueberzieher, soll er comme il faut erscheinen, muß warmirt, und gänzlich mit Seide gefüttert sein. Personen, welche mit dem Futter ihrer Bekleidungen gern zu Geonemisiren pflegen, lieren sehr, wenn sie glauben, mit dem Merinos ein dauerhafteres Futter zu gewinnen, denn die Reibung von zwei wollenen Stoffen löse sich gegenseitig sich abnutzen, und eine solche Ersparnis beruht daher lediglich auf eine Täuschung. Das Pantalon zu solchem Paletot ist von dichtem, wichtem und ziemlich elastischem und grobwarrirte rem Tuche; der Schnitt ist ohne Garnirungen, der vermöge seiner außerordentlichen Bequemlichkeit allgemein geworden ist. Die Mode hat immer zwei Epochen im Jahre, die hinsichtlich ihres Stiftstandes sich bemerklich machen. So bald die elegante Welt sich die zum Juli hinlänglich mit Sommer-Toiletten versehen hat, erscheint im August, und selbst September keine neue Mode mehr: und wenn ein Jeder mit seinen Winterbekleidungen sich gegen die Kälte geschützt, und für Ball- und Soirée-Toiletten gesorgt hat, ruht die Mode abermals im Februar und März aus, und arbeitet in diesen Monaten nur an den Veränderungen, die der Willkür des Geschmacks überlassen bleiben. Der Ruin für die Kleidermacher, welche für ihre Kunden nach dem Maß arbeiten, sind die Magazine fertiger Kleidungsstücke. Diese Erfahrung, die immer deutlicher sich herausstellt, spornt uns um so mehr an, auf einen unstatthaften Schnitt der männlichen Bekleidungen das größte Gewicht zu legen, damit die vornehme Welt nie aufsehe, den nach ihrem Körper angefertigten Kleidern den Vorzug zu geben, einem Beispiel, dem zu folgen dann auch die Mittelklasse nicht unterlassen wird. Viele Herren aus den vornehmsten Ständen, haben bei uns Kniehosenkleider, im eleganntesten Genre, zu den Festen beim Herzog von Nemours bestellt. Diese Anschein auch wird man dort nicht mehr in langen Pantalons erscheinen dürfen. Wir können dem Rückschritte zu den ehemaligen reichen Costümen nur unsern vollen Beifall spenden.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Kurzer Rock mit breiten Revers, Schawlestr. 2. Frack mit runden Schößen und breiten Patten. 3. Häubchen von Seide mit Spitzen belegt; Kleid von schillerndem Stoffe mit hohem Leibchen, engen kurzen Aermeln und Besatz von schmalem Sammetband. 4. Häubchen von Gaze mit kleinen Blumenguirlanden; Kleid von Seide mit offenem Leibchen engen Aermeln mit Muskatcaufschlägen und Besatz von Band auf dem Rocke.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von R. Bächner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

II. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Peterstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. N. Büchner, Redacteur. **1847.**

Die

Europäische Eisenbahn

empfiehlt sich allen Freunden heiterer und humoristischer Lectüre. Mit dem neuen Frühlings-Vierteljahr, wo, wie in die Bäume, so auch in den Redacteur, neuer Saft treten wird, werden sich wunderschöne literarische Blüthen in reicher Fülle in der Eisenbahn entwickeln, und unser Blatt im schönsten Flor prangen. Die **Früchte** werden die neuen Abonnenten sein.

Alle Wochen **1** Bogen, alle **14** Tage mit großer Carricatur. Hier **10** Ngr. auswärts **11¼** Ngr. Zu beziehen durch sämmtliche Postämter und Buchhandlungen in und außer Europa.

Die Expedition.

Digitized by Google

Des Bettlers Weihnachts-Abend.

(Schluß.)

Ja so," sagte er, sich besinnend hinzu, „Sie sagten mir ja vorhin — — Nun, das hat der Himmel so gewollt; weil der Vater Ihnen nichts giebt, weil er Sie darben und frieren läßt, mußte er das Geld verlieren, damit ich es Ihnen bringen konnte. Das ist auch gut. — Nun kaufen Sie aber, kaufen Sie, — sehen Sie die armen Kinder!"

Die Kinder waren schon etwas näher herbeigekommen, sie drängten sich um die Mutter.

„Nimmermehr!" rief Rudolph, „ich will den alten Mann nicht zum zweitenmale bestehlen!" —

„Bestehlen?" fragte Altmeyer.

„Sie haben es gut gemeint, Altmeyer," fuhr er fort, „und mit dieser Summe könnte ich all' meinen und der Meinigen Elend ein Ende machen, könnte glücklich werden dadurch, — nein, nein! — glücklich nicht! — Es wäre ja ein neues Vergehen gegen ihn!" —

Altmeyer schüttelte betrübt den Kopf.

„Da habe ich mich also vergebens gefreut;" sagte er, „ich dachte, meine Schuld zu tilgen von damals, nun ist's wieder nichts. Sie behalten das Geld also nicht?"

„Ich kann es, darf es nicht behalten," antwortete Rudolph.

Altmeyer dachte einige Augenblicke nach; dann sagte er: „Nun, so geben Sie es nur wieder her, ich will's dem Commerzienrath hintragen."

„Werden Sie das gewiß?" fragte Rudolph.

Altmeyer's Gesicht verzog sich schmerzlich.

— „Ich war ein Mörder in der rasenden Wuth," sagte er, „aber ein Dieb bin ich nicht; ich kann das Geld ja auch nicht brauchen, — betteln muß ich jadoch!"

Er packte die Banknoten zusammen, schob das Packet in den Busen, und sagte im Abgehen: „Ich werde heut wohl noch einmal wiederkommen."

Als er zur Thür hinauswar, fiel Adelheid Rudolph um den Hals; sie weinte heftig an seiner Brust.

„Sei ruhig, Adelheid," sagte er, „ich bin froh, daß das Geld fort ist; bis morgen werden wir uns behelfen können, wir wollen früh schlafen gehen, dann frieren wir nicht, und morgen früh hoffe ich Geld zu bekommen."

„Wie viel Ueberfluß!" schluchzte Adelheid, „und sein Kind so arm, so sehr arm! — O, wird er sich denn nie erweichen lassen?" —

„Ich hoffe nichts mehr von ihm," sagte Rudolph; „aber Gott wird uns ja doch nicht ganz verlassen; es wird sich doch endlich ein Ausweg zeigen. Wir werden ja nicht zu ewigem Jammer verdammt sein!"

Adelheid legte sich still weinend an den kalten Ofen, die Kinder stellten sich mit betrübten Gesichtern um sie her. Rudolph versuchte, zu schreiben, aber es wollte nicht gehen: die Finger waren ihm so steif, daß er die Feder nicht halten konnte.

8

Es begann schon dunkel zu werden, als sich Altmeyer zu dem Commerzienrath auf den Weg machte; ehe er dessen Haus erreichte, war es ganz finster.

Er flog die ihm wohlbekannte Treppe hinauf. Auf sein zweimaliges Klingeln erschien Niemand; er faßte die Klinke der Außenthür an: sie war unverschlossen. Die Zimmer von früherer Zeit genau kennend, ging er durch den Corridor und einige andere Stuben gerade nach dem Cabinet des Commerzienraths. Niemand ließ sich sehen! nach der Art Bittender, leise auftretend, kam er unbemerkt bis zu der Thür jenes Cabinets. Einige Augenblicke hielt stehend an derselben, ehe er anklopfte, glaubte er die Stimme mehrerer Männer, und ein leises Stöhnen zu vernehmen; dazwischen klirrten Schlüssel, gedämpfte Stimmen sprachen mit einander.

Altmeyer wurde von einer sonderbaren Ahnung ergriffen. Den dicken Stock, den er gewöhnlich trug, — seinen Bettelstab — fest anfassend, riß er, ohne zu klopfen, die Thür auf. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht: es ging nichts Gutes hier vor. In seinem Sessel vor dem Schreibpulte liegend, wand der Commerzienrath, bereits halb erwürgt, sich stöhnend unter der nervigen Faust eines riesigen Kerls, dessen Genosse eben beschäftigt war, die Schlüssel an den Schränken zu probiren; ein dritter war im Nebenzimmer zu hören.

Mit einem Blicke übersah Altmeyer, was hier geschah; er besann sich nicht lange: ehe der, den Commerzienrath erwürgende Spitzbube Zeit hatte, sich auf das Geräusch, welches Altmeyer's Eintritt verursachte, umzuwenden, erhielt er einen Streich mit dessen gewichtigem Stabe über den Kopf, daß er zur Erde taumelte. Der Andere sprang hinzu, warf sich auf Altmeyer, und rang mit ihm, bis auch der Dritte aus dem Nebenzimmer herbei kam. Es gab einen kurzen, aber heftigen Kampf; die Diebe, ihr Verhalten vereitelt sehend, mochten wenigstens den unberufenen Dazwischenkömmling bezahlen wollen; sie waren für jeden Fall nicht schlecht versehen und bald fühlte Altmeyer das Blut aus mehreren Wunden herabrieseln, welche ihre scharfen Messer ihm beigebracht.

Inzwischen hatte der Commerzienrath sich so weit erholt, daß er zum Fenster hinaus nach Hülfe rufen konnte.

Digitized by Google

Nun ließen die beiden Kerle von Altmeyer ab, und machten ſich eilig davon, ihren Gefährten, der noch betäubt am Boden lag, zurücklaſſend.

Altmeyer war übel zugerichtet; nicht mehr lange hätte er Stand halten können, rings um ihn her ſtand ein See von Blut; er wankte, der Commerzienrath, ſelbſt zitternd und erſchöpft, mußte ihn unterſtützen.

Auf Grunow's Hülferuf waren Leute heraufgeeilt, welche jetzt in das Zimmer drangen. Neben vielen neugierigen Gaffern fanden ſich auch einige umſichtige Leute, welche geeignete Maßregeln ergriffen. Während Mehrere ſich des Gauners bemächtigten, der eben wieder zu ſich kam, gingen Andere, einen Arzt herbeizurufen, denn Altmeyers Zuſtand ſchien gefährlich.

Ruhig ſaß er in dem Lehnſtuhl, in welchen man ihn geſetzt, lächelnd ſah er das Blut von ſeinem Körper fließen, mit keinem Laut verrieth er den Schmerz, welchen ſeine Wunden ihm verurſachen mußten.

Unterdeſſen hatte der Commerzienrath des Bettlers Züge erkannt. — „Altmeyer!“ rief er, „Sie ſind es, der mich rettete? — Und in dieſem Anzuge?“ —

„Ja, ja, ich bin's!“ entgegnete Altmeyer, und ſeit langer Zeit zum erſtenmale wich das beſtändige Lächeln von ſeinem Munde; „Sie haben mir es wohl vorausgeſagt: Das Weib bringt Sie noch an den Bettelſtab! — Aber erſchlagen hätte ich ſie doch nicht ſollen!“ —

„Doch zu Ihnen komme ich heut nicht, um zu betteln,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort; „Sie haben ein Paquet mit Geld verloren, ich wollte es Ihnen wiederbringen.“

Er holte mit zitternder Hand das Paquet aus ſeinem Buſen und reichte es dem Commerzienrath hin.

Mit Staunen ſah dieſer bald auf das Geld, bald auf die Lumpen, welche Altmeyer's Körper bedeckten, und ihn ſchwerlich hinreichend vor der grimmigen Winterkälte ſchützen konnten.

„So giebt's denn doch noch wirklich Rechtſchaffenheit in der Welt?“ murmelte er. — „Er bettelt, muß ſicher hungern und frieren, und giebt mir das Geld zurück, mir, von dem er weiß, der Verluſt macht mich nicht arm!“ —

Jetzt kam der Arzt, Altmeyer wurde verbunden; der Blutverluſt hatte ihn dergeſtalt geſchwächt, daß er ſich nicht aufrecht halten konnte: der Commerzienrath ließ ihn auf ein Bett legen. — — —

Nach einigen Stunden war es wieder ruhig geworden in Grunow's Wohnung. Der ergriffene Dieb war der Gerechtigkeit überantwortet, die hinzugekommenen Leute hatten ſich zurückgezogen, Grunow's alter Diener, der einzige Menſch, den er ſeit der heimlichen Entfernung ſeiner Tochter um ſich litt, war von einem Gange, der ihn vom Hauſe fern gehalten, zurückgekehrt, und hatte die Ordnung in dem Zimmer wiederhergeſtellt; Grunow ſaß vor dem Bett, auf welchem Altmeyer lag.

Mühſam richtete dieſer ſich, als Alles ruhig war, auf; man ſah ihm an, er hatte dem Commerzienrath Etwas zu ſagen; er ſchien zu überlegen, wie er es einleiten ſolle.

„Herr Commerzienrath,“ hob er endlich, etwas verlegen, an, „ich habe Ihnen Ihr Geld zurückgebracht; — brimahe hätten Sie es zwar nicht bekommen; — ich habe erwartet, Sie werden mir dafür ein kleines Geſchenk machen, — ich will es nicht für mich, — ich erbettele mir ſchon ſo viel, als ich brauche; — aber ich habe ein Paar armen Leuten, die mit ihren Kindern in einer ungeheizten Stube ſitzen und hungern, verſprochen zu helfen, — heute noch.“ —

Grunow ſah ihn mit Verwunderung an.

„Ja, ja,“ fuhr Altmeyer, deſſen Stimme immer ſchwächer wurde, fort, — „ich habe verſprochen, noch heut wieder hinzukommen, weil ich beſtimmt auf Sie rechnete; und die armen Leute leiden bittere Noth, um ſo bitterer, da ſie in beſſeren Tagen von Glanz und Ueberfluß umgeben waren. — Ja, Herr Commerzienrath, es iſt eine ſchreckliche Noth bei den armen Leuten, — und die unſchuldigen, kleinen Kinder! — o, es iſt zum Erbarmen! — Heut, am Weihnachtsabend, keine warme Stube, einen leeren Magen, und keine beſſere Ausſicht für morgen! — Und doch wollten ſie Ihr Geld nicht behalten, Herr Commerzienrath; ich wollte es ihnen geben, ſie wieſen mich zurück, leiden lieber die äußerſte Noth, als daß ſie ſich an Ihrem Gute vergreifen. Und doch — doch hätten ſie wohl ein Recht gehabt an dieſem Gelde, das ich ihnen in's Haus gebracht, das Sie verlieren mußten, das ich finden mußte, gerade als ob der liebe Gott dadurch ein Unrecht gut machen wollte.“ —

„Altmeyer!“ rief Grunow aufſpringend.

„Sie wollten es nicht nehmen, das Geld,“ fuhr der Bettler ruhig fort, — „ſie erkannten, daß es Ihnen gehörte; — ich hätte das nicht einmal gemerkt, habe es ſo genau nicht unterſucht. — Da dachte ich denn: Gut, geht nur her, ich werde es dem Commerzienrath hintragen, er wird mir doch Etwas ſchenken, er iſt ja ein reicher Mann, — und dann ſollt Ihr wenigſtens eine warme Stube haben am heiligen Chriſtabende, und Euch mit Euren Kindern ſatt eſſen. So ging ich denn her, da richteten die Spitzbuben mich nun ſo zu, daß ich mein Wort, heut wieder hinzukommen, wohl nicht werde

Digitized by Google

halten können, und — die armen Leute ſitzen da in dem eiſigen Neſte, und" —

„Altmeyer!" rief der Commerzienrath, der in der höchſten Spannung zugehört hatte, wieder, — „wer ſind die Leute, von denen Sie reden?"

„Setzen ſie ſich nur in den Wagen," entgegnete Altmeyer, „fahren Sie hinaus in die Vorſtadt, links, am äußerſten Ende der Sandgaſſe, da, wo es kein Steinpflaſter und keine Laternen mehr giebt, wo nur Bettler, Diebe und ein Paar Tagelöhner wohnen, im vorletzten Hauſe, da wohnen meine armen Leute. Fahren Sie nur hin, Herr Commerzienrath, die Pferde können ſchon noch hindurch durch die Schneeſchlacken in dem ungepflaſterten Bettlerrevier, müſſen doch die Menſchen hindurchkommen, fahren Sie hin, und bringen Sie den armen Leuten wenigſtens einen warmen Ofen und eine Bierſuppe zum heiligen Chriſtabend, — Sie werden ſich einen Gotteslohn verdienen, und vielleicht — ſehen Sie, Herr Commerzienrath," unterbrach er ſich, eine kleine Bekanntſchaft darf ich ja doch wohl verlangen', ich habe mich tüchtig zerhacken laſſen für Sie, — und weil ich nun nicht ſelbſt gehen kann, ſo" —

„Altmeyer," fiel Grunow ein, „von wem reden Sie? geben Sie Antwort!"

„Nun denn, Herr Commerzienrath," erwiederte Altmeyer, „es iſt Ihre Tochter mit ihrem Manne und ihren armen kleinen Kindern, die da draußen ſitzen und darben in dem elenden Hundeloche. Ja, Ihre Tochter, Herr Commerzienrath, dieſelbe, die mich einſt aus großer Noth gerieſſen, und der nun das jammervollſte Elend auf dem bleichen Geſichte zu leſen iſt. Die Tochter des reichen Mannes, den die Diebe überfallen, weil ſie wiſſen, welche Schätze bei ihm zu holen ſind, ſitzt da und friert und hungert mit Mann und Kindern, hat nichts als Seufzer und Thränen für die armen Kleinen am Weihnachtsabend, wo doch jeder Tagelöhner ſeinen Kindern wenigſtens einen Baum mit ein Paar Dreierlichtern auf den Tiſch ſtellt!" —

Grunow ſchritt nachdenkend einigemal im Zimmer auf und ab. —

„Sollte ich doch zu hart geweſen ſein?" ſagte er ſtillſtehend, für ſich. — „Sie hungert und friert, — und es iſt doch mein Kind!" —

„David!" rief er nach einer Weile, während welcher ihn Altmeyer ſtill beobachtet hatte, „laß anſpannen, ich will ausfahren, komme bald wieder; pflege mir den da unterdeſſen gut!" — Er deutete auf Altmeyer, der mit einem ſeligen Lächeln der Freude auf das Bett zurückſank.

9.

Es währete auch nicht lange, ſo hörte man den Wagen des Commerzienraths von der Hausthür fortrollen. —

„David," ſagte Altmeyer, ſich wieder aufrichtend, zu dem Bedienten, mit dem er aus früherer Zeit gut bekannt war, — „David, die Kerle haben mich übel zugerichtet; ich fühle es, ich wollte es dem Commerzienrath nur nicht ſagen. — Ich möchte wohl noch eine Freude haben, ehe ich fort muß, — ich weiß wohl, ich habe es nicht verdient, aber der liebe Gott iſt ja barmherzig! — Thut mir heute meinen Willen, lieber David, ich bin zwar nur ein Bettelmann, aber ich habe doch Eurem Herrn das Leben gerettet heut; — ich weiß, wohin der Alte iſt, — weiß, wen er mitbringen wird, — e, er iſt gut, ſo rauh er auch ſcheint! — David, Ihr habt Euer Fräulein Aethelin gewiß auch lieb gehabt, — nicht wahr, Alter? — wer hätte ſie auch nicht lieben wollen! — Nun thut mir einen Gefallen, David, lauft, ſo ſchnell Eure alten Beine vermögen, und kauft einen Weihnachtsbaum, — den größten, den Ihr bekommen könnt, — und Lichte, — und dann wollen wir ihn hier aufſtellen, — wenn ſie kommen, ſoll er ihnen entgegen ſtrahlen, — dann ſchenken wir dem Vater die Tochter, der Tochter den Vater zu Weihnachten! — Und für die Kinder, — ja David, — für die lieben kleinen Kinder müßt Ihr ſchnell einkaufen, — was Ihr bekommen könnt, — ich ſorge dafür, daß Euch der Herr Alles wiedererſtattet! — O lauft, lauft, lieber David, damit Ihr hier ſeid, eh' ſie kommen!" —

Der alte Diener, der in der That mit Liebe an Adelheid hing, wiſchte, gerührt von dem Eifer des Bettlers, eine Thräne vom Geſicht.

„Recht, Meiſter Altmeyer," ſagte er, „gut, gut, ich will ſchon machen! — Es wird Euch doch unterdeſſen nichts anfechten?" —

„Geht nur, geht," entgegnete Altmeyer dringend, „und kauft tüchtig ein, es wird Alles bezahlt, — und bedenkt die kleinen Kinder hübſch!"

David ging auf ſein Kämmerchen, ſteckte die Sparguldren in die Taſche, ſuchte ſich einen Miethswagen und fuhr zum Einkauf. Bald kam er, ſchwer bepackt, wieder zurück. —

„Nun, David," ſagte Altmeyer, „helft mir vom Bett, daß ich Euch aufbauen helfe; immer raſch, damit wir fertig ſind, wenn ſie kommen!„

„Seid Ihr geschcidt, Meister Altmeyer?“ erwiderte David, „bleibt ruhig liegen: ich werde schon machen!“ —

Aber ehe er es sich versah, war Altmeyer allein heruntergekrochen, und obgleich er sich immer mit einer Hand am Tische anhalten mußte, so ließ er sich nicht abhalten, mit der andern thätig zu sein. —

Eben war das letzte Licht an dem mächtigen Weihnachtsbaum angezündet, als man einen Wagen vor der Thür halten und bald darauf Tritte auf der Treppe hörte. —

„Sie kommen,“ jubelte Altmeyer, den, ungeachtet seiner Schwache, die heftige Erregung aufrecht erhielt. —

David ging hinaus, um zu öffnen; bald nachher führte er den Commerzienrath in das Zimmer, wo Altmeyer, zitternd vor Freude, und sich mit beiden Händen auf den Tisch stützend, hinter dem Weihnachtsbaume stand.

„Altmeyer!“ rief der Commerzienrath, „plagt Sie der Henker? — will Er sich wohl aufs Bett legen! — Kann sich nicht auf den Beinen erhalten, und steht da mitten in der Weihnachtsherrlichkeit! — Aber gut gemacht habt Ihr's, Kinderchen, — und das ist verteufelt flink gegangen!“

Still weinend war Adelheid hinter dem Vater ins Zimmer getreten, neben ihr Rudolph; die Kinder drängten sich schüchtern an Vater und Mutter, staunend sahen sie an den herrlichen Weihnachtsbaum, geblendet von dem hellen Lichte, war ihnen, als wären sie plötzlich in einen Feentempel versetzt, als sie, aus der dunkeln, feuchtkalten Stube in Verstadt in dieses freundliche, von einer wohlthuenden Wärme durchströmte Zimmer traten, in dessen Mitte der Tisch mit dem strahlenden Baume prangte, bedeckt von mancherlei buntem Spielwerk, wie es David in der Eile hatte zusammenkaufen können.

„Das ist wohl eine Idee von dem da?“ fragte der Commerzienrath, auf Altmeyer und den Tisch deutend.

„Ja, Herr Commerzienrath, sagte der Bettler, „da Sie und Ihre Tochter heut das schönste Weihnachtsgeschenk erhalten, Sie eine Tochter, Ihre Tochter den Vater, — so meinte ich, es gehöre auch ein Weihnachtsbaum dazu.“

Grunow reichte der Tochter die Hand, welche diese mit Küssen und Thränen bedeckte; er zog sie an die Brust. „Es ist gut, es ist gut!“ sagte er, kurz, wie er immer war, „mag Alles vergeben und vergessen sein!“ —

„Großer Gott!“ rief Altmeyer, ergriffen von dem Anblick Adelheids in den Armen des versöhnten Vaters, „so viel Freude habe ich nicht verdient!“

Und er sank erschöpft in die Kniee; Rudolph fing ihn in seinen Armen auf, und trug ihn aufs Bett.

Jetzt bleibt Er mir aber ruhig liegen, bis Er gehörig kurirt ist!“ sagte der Commerzienrath zu ihm. Da wandte er sich zu den Kindern, die immer noch unfern der Thür standen: „Nun, kommt her, Ihr Taugenichtse permenter, hier ist für Euch gesorgt! greift zu, von morgen an wird der Großvater weiter für Euch sorgen!“ Er vertheilte, was da war, unter sie. „Und Du höre nun auf zu weinen,“ sagte er zu Adelheid, „Du weißt, ich kann es nicht leiden. — Ihr habt mir schweres, schweres Unrecht gethan, — es soll vergeben sein. — Ganz recht mag es von mir auch nicht gewesen sein, daß ich so lange unversöhnlich war, aber es kränkte mich zu sehr, daß gerade, da ich recht gutwillig war, da ich Dir den Schmuck einlösig und für den Taugenichts die Schulden bezahlte, daß Ihr gerade da — nun es ist vorbei, wir wollen nicht mehr davon reden. Ihr habt Eure Strafe gehabt, — konnte Euch schon nicht schaden! — und ich habe just auch nicht auf Rosen gesessen in der Zeit, seht nur meinen Schädel an, der ist verdammt kahl geworden!“

Er trat nun zu Altmeyer an's Bett. — „Der arme Schelm!“ sagte er, „sein Gang ist ihm schlecht bezahlt worden.“ „Schlecht? Herr Commerzienrath, schlecht?“ rief Altmeyer, wie begeistert. — „O, wie durfte ich hoffen, jemals noch so glücklich zu werden! Habe ich das wohl verdient?“—

„Nur sich hübsch ruhig verhalten!“ sprach Grunow wieder, „damit Er bald gesund wird, und dann soll er sich hier in meinem Hause eine kleine Werkstatt einrichten; da unten im Hofe habe ich eine hübsche kleine Wohnung, da kann er arbeiten nach seiner Bequemlichkeit, braucht sich nicht zu quälen, werde schon für ihn sorgen.“

„Ich muß betteln gehen,“ entgegnete Altmeyer seufzend, ich muß, es ist“ —

„Dagegen wird gebeten sein,“ fiel Grunow ein; „Er wird bei mir bleiben, werde Ihm die verrückten Ideen schon aus dem Kopfe bringen. Hofft Er, der liebe Gott werde ihm seine unbedachte That barmherzig vergeben, so braucht er selbst auch nicht unbarmherzig gegen sich zu sein. Er bleibt bei mir!“

So geschah es denn auch. Altmeyers Wunden heilten, und der Commerzienrath verstand es in seiner biedern, derben Weise seine fixe Idee zu bekämpfen, so daß

Digitized by Google

tragen oft mehr Schmuck auf sich, als ihr Kaufpreis, funfzig Mal verdoppelt, an Werth betragen würde.

„Wie machten Sie es aber nun, lieber Graf," frug ich, „um ihre Frau aufzufinden?"

„O nichts leichter! Ein Freund führte mich, nachdem er meine Absicht kund gethan, bei den angesehensten koptischen Familien ein, und ich hatte bald die Wahl zwischen wenigstens zwanzig Mädchen. Auch bin ich mit meiner jetzigen Frau, die sehr hübsch und von reichen Eltern ist, so zufrieden, daß mir der Abschied von ihr schon jetzt recht viel Kummer macht. Aber meine Mittel sind erschöpft, ich kann sie weder länger bezahlen noch ernähren, und muß sie daher verlassen, wenn es Ihnen nicht mehr gefällt, hier zu bleiben."

— Den Stellvertreter, des Gouverneurs in Khönn, ein bildschöner Mann, konnte ich durchaus nicht bewegen, auch nur ein Glas Champagner zu sich zu nehmen. Ich glaubte natürlich, dies geschähe aus religiösem Scrupel, er lehnte aber lächelnd diese Auslegung seiner Weigerung ab. „Nein," sagte er, eine traurige Begebenheit meines Lebens hat mich zu dem Gelübde vermocht: mir nie mehr den Genuß von Wein oder andern berauschenden Getränken zu gestatten."

Neugierig frug ich, ob ich mir ohne zu viel Indiscretion erlauben dürfe, nach der Natur dieser Begebenheit zu forschen. Die Antwort war charakteristisch.

„Ich trank," sagte er, sonst gern und viel Wein und kehrte eines Abends im Zustande völliger Trunkenheit in meine Wohnung zurück. Man brachte mich in den Harem, wo unter den Weibern ein heftiger Streit darüber entstand, welche mich pflegen sollte. Von dem Lärm aufgeschreckt, zieht ich in der Bewußtlosigkeit meinen Säbel und haue wüthend auf die Weiber los, die mit Wehklagen entfliehen, während ich, nach in ihrer Verfolgung begriffen, zu Boden sinke, und dort, in einen wahren Todesschlaf versallend, bis zum Morgen liegen bleibe. Als ich endlich erwachte, erfuhr ich, daß ich meiner Lieblingssclavin, die mich an 30,000 Piaster gekostet, die Pulsader am Halse durchschnitten hatte, und daß sie wenige Minuten darauf verschieden sei. Die Sache ward bald bekannt, und obgleich der zufällige Tod einer Sclavin eben nichts Wichtiges ist, so schämte ich mich dahier doch so sehr meiner Trunkenheit und ärgerte mich hernachsen über den Verlust so vielen Geldes, daß ich mir fest vornahm, auf immer die Ursache zu einer ähnlichen Katastrophe zu entfernen. Seitdem kam auch kein Tropfen Wein wieder über meine Lippen."

Was sagen unsere Damen zu diesem Specimen türkischer Sentimentalität?

— Der am Abend bezogene Bivouac befand sich diesmal mitten unter Dureas (Moor-Hirsen) Federn, deren Haime Menschenhöhe erreichten. An mehreren Stellen saßen in diesen Federn auf hohen Gerüsten, die vier Stangen trugen, nackte Schwarze, unbeweglich, wie chinesische Götzenbilder. Von einem Gerüste zum andern waren dicht über die Durrahalme er wieder Lust am Leben und an der Arbeit gewann. Rudolph und Adelheid, die, versöhnt mit dem Vater, jetzt eines ungetrübten Glückes genossen, behandelten ihn mit rücksichtsvoller Freundschaft, und ihre Kinder hingen an ihm mit derselben Liebe, wie an dem Großvater, der mit den Kleinen noch einmal jung zu werden schien.

Miscellen und Anecdoten.

— „Um Gotteswillen, Fräulein!" sagte ein ungeschliffener Recensent zu einer Sängerin, „Sie zerreißen mir durch ihren Gesang die Ohren."

„Danken Sie Gott, wenn sie dadurch ein paar andere bekommen," versetzte die Dame.

— Die Londoner Stutzer, erzählt man, winden schon jetzt zum Empfang der Jenny Lind Kränze und Guirlanden. Ein Dichter soll aber also gebetet haben: „Herr des Himmels, bewahre ihre Kehle vor allen sie verderbenden Heiserkeiten, sonst — habe ich meine Verse umsonst geschrieben!"

(Kurze Reiseskizzen aus Aegypten.) Eine sonderbare Sitte, erzählt Fürst Pückler, muß ich erwähnen, ehe ich von Kahira Abschied nehme, die mir zufällig bekannt wurde.

Man wird sich aus meinen „griechischen Leiden" vielleicht noch eines Greisen Tattenbach aus Bayern erinnern, den sich, als Criminalrichter angestellt, in Tripolitza kennen lernte. Diesen fand ich in Kahira wieder, wo er; nachdem er seinen Posten in Griechenland verloren, ein Unterkommen suchte, ohne es finden zu können. Ich bat ihn dahrer die vacante Secretairstelle bei mir an, und er war es zufrieden. „Aber," sagte er, „ich bin hier seit Kurzem verheirathet." — „Ich, das ändert freilich die Sache." — „O nein," fuhr er fort, „denn meine Ehe ist in zwei Monaten abgelaufen." Erstaunt bat ich um nähere Erklärung, und erfuhr nun zum ersten Male, wovon ich mich nachher hinlänglich überzeugen konnte, daß unter den hiesigen reichen und armen Kopten die Sitte herrscht, ihre Töchter und Verwandtinnen auf Zeit gegen Entrichtung einer gewissen Summe zu verheirathen. Es ist dies das wunderlichste Verhältniß von der Welt. Die Ehe wird förmlich vom Priester eingesegnet, selbst wenn der Bräutigam schon anderswo verheirathet wäre, wonach der Priester, gegen Empfang eines guten Baschkis, nicht weiter fragt, und hat demnach die ehrenvollste Gültigkeit wie jede andere Ehe, dauert aber nur für die stipulirte Zeit, wobei der Contract alle möglichen Fälle vorher genau bestimmt, so wie den Ehepreis festsetzt, der in der Regel, je kürzer die Zeit, je theurer im Verhältniß ist. Die etwanigen Kinder werden gewöhnlich von den Verkäufern übernommen. Es ist unter den jungen Damen sogar eine Ehre recht oft schon als Frau beliebt werden zu sein, und die reichen unter ihnen (z. B. die Frau meines neuen Secretairs)

Digitized by Google

hin eine Menge lose Striche gezogen. Von Zeit zu Zeit schütteilen die Göttinnen diese Striche durch eine fast unmerkliche Bewegung der Hand. Dies ist die sinnige Art Vogelschauchen zu bewerkstelligen.

— In der Frühe setzten wir auf Barken nach Oschebeli. Barkal über, und begegneten unterwegs auf dem Nil einem halben Dutzend auf seltsame Art Reisender. Es sind dies Leute die ihre geringen Effecten n ihre Wasserschläuche stecken, diese dann mit Luft aufblasen und um den Leib binden. So durch den Schlauch im Wasser getragen, schwimmen sie den ganzen Tag lang viele Meilen weit mitten im Nile, nur zuweilen mit Arm oder Fuß sich einen Stoß nach vorwärts gebend. Zuweilen tragen sie dazu noch eine kleine Last auf dem Kopfe, welche sie zugleich gegen die brennende Sonne schützt, was sie jedoch weniger bedürfen als wir. Man glaubt Meerjungfern zu begegnen, wenn man eine solche Figur mit langen Haaren in der Mitte des oft schon Stunden breiten Wassers plötzlich neben seinem Schiffe erblickt und ihr langsam vorbeisegelt, ohne daß sie eine Bewegung macht.

(Ein norwegisches Mährchen von Hakon Borkendart.) Dieser Prinz ward um eine sehr stolze Prinzessin, die ihn aber aufs schimpflichste abfertigte. Um sich zu rächen, kehrte er verkleidet zurück mit einem großen Moosbart und setzte sich unter der Prinzessin Fenster mit einem goldenen Spinnrocken.

Der stach ihr gewaltig in die Augen, und was so eine Prinzessin einmal will, muß sie haben. Der Moosbärtige wollte den Rocken nicht hergeben, außer, sie ließe ihn eine Nacht in ihre Kammer. Die Prinzessin entschloß sich endlich dazu und bekam nach einiger Zeit auch ein kleines Kind, worüber ihr Vater in den grimmigsten Zorn gerieth und sie umbringen wollte. Da kam der Moosbärtige wieder, rettete sie und bewohnte mit ihr eine ärmliche Hütte. Sie hatten nichts zu essen und kaum Kleider. Da sagte der Moosbart, sie solle an den Hof des Hakon Borkendart gehen, der in der Nähe lag, und etwas stehlen. Sie that es und wurde ertappt, und von Hakon selbst geführt, der seinen Moosbart abgeworfen hatte und wieder ganz als Prinz erschien. Sie sagte, ihr Mann habe ihr befohlen zu stehlen.

Da sagte Hakon, um ihres Mannes Willen wolle er ihr vergeben. Bald darauf ließ er sie auf's Schloß beschreiben und als Braut auf's Prächtigste ankleiden. Sie wußte nicht, was vorgehen sollte. Da sah sie aus dem Fenster und erblickte ihre kleine Hütte in Flammen. „Ach die Hütte! und der Bettler und mein Kind!“ rief sie und sank beinahe in Ohnmacht. Aber der Prinz fing sie in seinen Armen auf, gab sich ihr als den Bettler zu erkennen und ließ das Kind bringen und alle waren überglücklich.

(Dies erinnert lebhaft an den Stoff zur Schule des Lebens.)

(Sitte der Wotjaken, den Schitan (Teufel) auszutreiben.) Ungefähr um das Weinachtsfest versammeln sich die Wotjaken eines ganzen Dorfes an einem bestimmten Tage in einem Hause, das am Ende des Dorfes liegt, mit Glocken, Kreuzen, Ketten, haupträchtig aber mit jungen Lindenfäden, die der Satan besonders fürchtet, schlagen sie mit ihren Werkzeugen in alle Ecken, an die Wände, auf den Boden, mit einem Wort, an alle Stellen, wo sich immer der Satan bergen kann, und Alles dies mit ungeheurem Lärm und Geschrei. Wenn die Germenie in einem Hause zu Ende ist, so fängt sie im nächsten von Neuem an, und so weiter; endlich wenn das ganze Dorf durchgemacht ist, läuft das Volk auf das Feld hinaus, und wirft hier seine Werkzeuge hin. Der Schitan ist verjagt.

Die Wotjaken glauben steif und fest, daß der böse Geist sie quäle, wenn diese Sitte nicht beobachtet werde.

(Noch etwas vom Teufel.) Bekanntlich ist der Teufel ein starker Tabakraucher und schon oft durch eine Pfeife Tabak in Versuchung geführt worden.

So schlenderte er einmal am Rhein und begegnete einem Jäger, der mit der Büchse durch die Felder strich.

„Guten Morgen, Landsmann,“ sagte er — „was habt Ihr da für ein seltsames Instrument am Arme?“

— Der Jäger, welcher den Teufel trotz seiner Verkleidung kannte, sagte: „Das ist eine neue Sorte Tabakspfeife. Ich habe sie so eben mit dem besten Knaster gestopft.“

„Ei, Landsmann!“ rief der lüsterne Teufel, „wolltet Ihr mir wohl erlauben, einen Zug zu thun; ich habe mein Lebtag aus solcher Pfeife nicht geraucht.“

„Warum nicht,“ sagte der Jäger und steckte dem Teufel die Mündung des Rohrs in den Mund.

Der Teufel that einen Zug und gleichzeitig drückte der Jäger los.

Ein Knall, Pulverdampf — der Teufel sprang drei Schritte zurück, hustete und sagte: „Ei, das ist starker Tabak!“

Dann ging er seines Weges.

— Ein armes Fräulein hatte vor einigen Jahren das Glück, die Gemahlin eines sehr reichen und liebenswürdigen Edelmanns zu werden. Kein Mensch konnte sich in diese Heirath finden, selbst die scharfsinnigsten Leute nicht, die alles ergründen können. Das Fräulein war sehr jung, aber dabei wohrr schön noch reich. Da ich nemlich die Ehre hatte, mit dieser Dame in Gesellschaft zu sein, so hatte ich zugleich das Vergnügen, ihre Heirathsgeschichte aus ihrem eigenen Munde zu hören. „Ich war,“ sagte sie, „mit meiner Tante, die mich, wie Sie wissen, erzogen hat, auf einem Balle. Aus jugendlichem Leichtsinn trank ich ein Glas Wasser auf die Hitze. Die Tante sah es, sprang auf mich zu, und gab mir vor der ganzen Gesellschaft ein paar Ohrfeigen. Ich wußte erst nicht, wie mir geschah; als ich mich besann, küßte ich meiner Tante die Hand, fiel ihr um den Hals, und bat sie um Verzeihung meiner Unvorsichtigkeit. Obgleich die Hand meiner Pflegemutter

Digitized by Google

eine große Aehnlichkeit mit dem Schwerte Joabs hatte, welches gern aus- und eingieng (so viel Acht nahm sie sich doch, die Handschuhe auszuziehen, wenn sie Ohrfeigen austheilte,) so war sie doch im Grunde sehr mütterlich gegen sie gesinnt, und es fiel mir gar nicht ein, dieser Correction wegen mit ihr zu schmollen. Mein Bezeigen rührte das Herz meiner Mamme, der von der Gesellschaft war, und augenblicklich entschloß, um mich anzuhalten und mich nach seiner Hand zu ziehen. Er tanzte und sprach den ganzen Abend viel mit mir, und brachte mir eine sehr gute Meinung von seinem Verstande und seinem Herzen bei. Etliche Tage darauf kam er zu meinen Pflegeältern nach • • • „weil um mich an, und bekam das Jawort." — Der Fall mag freilich nicht oft vorkommen, daß ein paar Ohrfeigen eine glückliche Heirath stiften.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die neuen Taffete und Seidenzeuge, die besonders zu Ueberröcken bestimmt sind, haben sehr geschmackvolle Muster und werden reizende Frühlingsanzüge geben. Neu sind die Fontangen-Perlen und die PrinzmutterAffete sowie ein Stoff, Sevillaine genannt. — Später werden wir ausführlicher darauf zurückkommen. Erwähnt haben wir bereits als neu die katalonischen Shawls von Wollentuch. Sie gefallen außerordentlich wegen ihrer Geschmeidigkeit, ihrer Wärme, Leichtigkeit und Wohlfeilheit. Namentlich auf dem Lande werden sie sich bewähren. Neue Hüte sind die Noëmis Hüte von Krepp, mit Tülle belegt und mit Blumen ausgeputzt: die Pompadour-Hüte von Reisstroh mit Pompadourgurtbanden und Band und in höchst graziösem Schnitte. Die Kleider werden höchst wahrscheinlich sehr geringe Veränderungen erfahren. Man wird viele Ueberröcke und viele hochdrapirende Kleider mit glattem beidchen und engen Aermeln tragen, so wie offene Ueberröcke mit halbweiten Aermeln, damit man den Unterrock der weißen gestickten Unterärmel sehen lassen kann. Zur Besetzung der Oberröcke hat man Fontangeschleifen und Mousquetairerrevers, breite Brandebourgs bilden und an jedem Ende eine Trodtel haben, Fransen, Spitzen und Borten, wie bisher. Der Haarputz ändert sich im Sommer nicht, da man in dieser Jahreszeit nur das sucht, was einfach schön ist.

Herren-Mode. Bei dem unbeständigen Wetter, das wir seit einigen Tagen haben, bieten die Moden ein seltsames Gemisch von Winter- und Frühlings-Anzügen dar. Fracks von Phantasiefarbn, ausschweift über den Hüften, und mit weiten, runden und mit Seide gefütterten Schößen; über diesen Frack ein Paletot von leichtem undurchdringlichem Tuche, mit sehr weiten Aermeln und sehr langer Taille. Das Gilet von weißem Piqué, oder von chamois Peil de Chèvre, ein beliegran breitgekreistes Pontaior, und eine lange Phantasie-Cravatte, mit bunten Streifen mit Carreaux oder mit kleinen gestickten Blumen vollendet die Toilette. Bei unserem berühmten Kleidermacher Medin haben wir Oberröcke gesehen, welche nur eine einzige Reihe Knöpfe hatten, der Rock war sehr kurz, die Taille lang, die Aermel ohne Aufschläge, und auf der linken äußern Brustseite befand sich eine Tasche. Einige waren anstatt mit den gewöhnlichen Knöpfen vermittelst Patten geschlossen. Die Form der Hüte ändert sich wenig, d. h. sie bleibt nicht sehr hoch, und gegen die Mitte gebogen; was die Krempen betrifft, so bleiben diese Sache des Geschmackes. Unser von der eleganten Welt am meisten geachtete Hutfabrikant Desprez verändert die Formen der Krempen noch dem Ausdruck der Physiognomie.

Die neuen Stoffe sind zum größten Theile bereits sichtbar geworden, und wir können Folgendes darüber mittheilen. Das eigentliche Tuch ist fast ganz in dunkeln Farben, in Schwarz, Olivenbraun, Bronzegrün, Pensebleau und Königsblau und alle diese Farben werden getragen werden, da es keine eigentliche Modefarbe giebt. Für Paletots hat man meistens Castinier in Russischgrün, Olivenbraun, Pensée und Schiefergrau. Die Meiirung wird immer durch zwei Sorten Wolle hervorgebracht, die schon vor dem Spinnen gemischt sind. Zu Pantalons im Hause hat man sogenannte Costers, meist, die sämmtlich grau sind, in den verschiedensten Nüancen. Zu Pantalons zum Halbputze hat man noch immer carrirte oder gestreifte Stoffe. Zu Westen sahen wir zweierlei Cashmir, gestreiften und glatten. Die carrirten Stoffe haben meist große Carreaux in dunkeln Farben, z. B. Blau, Braun, Grün, Schwarz. Unter den glatten Cashmirstoffen zeichnet sich besonders der perlengraue aus, welcher sich vorzugsweise zu Stickereien eignet, dann die olivenbraunen, die himmelblauen, die grünen, die man mit seidenen Bärtchen in gleicher Farbe besetzen kann. Unter den Cashmirstoffen sahen wir Blumenmuster in der Farbe des Grundes und ohne Streifen; andere haben Palmenmuster in einer einzigen Farbe, die aber von jener des Grundes stark absticht, z. B. in Himmelblau auf weißem Grunde. Auf die seidenen Westenstoffe kommen wir später.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Paletot mit langer Taille. Carrirte Beinkleider. 2. Capote von durchsteppten und wattirtem Atlas, mit einer Guirlande von Sammetblättern verziert, Robe von Cashmir mit hohem glattem Leibchen und runden Schößchen Leibchen ist mit einer Reihe Knöpfe geschlossen; 5 Brandebourgs von seidener Posamentirarbeit verzieren das Vorderstheil des Leibchens: die engen Aermel mit kleinen hochgeschlagenen Aufschlägen, und durch vier Knöpfe gehalten; glatter Rock. Niemals haben die Chemiseten kleinere Kragen, als in jetziger Zeit getragt. 3. Hut mit Federn. 4. Twine mit langer Taille und einer Reihe Knöpfe.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel.**

Verlag von **R. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

II. Quartal.

Wochentlich 1 Bogen mit brillanten Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
Mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monat Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Petersstrasse N° 31.

MODEN-JOURNAL.

No. 2. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Der Fuchsstreich in der Fastnacht.

Aus meinem Studentenleben von G. Leo.

Der Morgen kam! — es scheuchten seine Tritte aus meiner Brust den schönsten Liebestraum. Diesmal waren es aber nicht der Eos Silphydententritte, sondern die etwas schwerfälligeren meines Stiefel-Glanzvertilgers, auf studentisch: meines Wichsier. Man verzeihe mir diesen raschen Uebergang von Poesie zur Prosa, doch wahrhaftig, mehr als ich kann der Leser den schreienden Contrast nicht fühlen, da ich aus dem süßesten Liebestraum, welcher mich der Geliebten die erste Frühlingsrose pflücken lassen sollte, aufgescheucht, doch halb träumend statt dem zarten Liebespfand die geröthete Nasenspitze meines Stiefelputzers in meinen Händen fühlte.

„Mein Gott, Sie träumen wohl! So lassen Sie doch meine Nase los! Ich kann Ihnen Gelegenheit verschaffen, an andern Leuten Ihre Nasenpromenade zu versuchen. Ein Herr wünscht Sie dringend zu sprechen, wenn ich mich nicht irre, ist es Schneider Flickmann."

Das fehlte noch, um den letzten Funken poetischen Gefühls in mir zu ersticken. Einem Schneider gegenüber ist ein Stiefelputzer noch eine poetische Persönlichkeit, welcher den Stiefeln wenigstens poetischen Glanz und Schimmer leiht, doch ein Schneider — und ein Schneider, dessen Tritte bald nicht nur in den Ohren, sondern auch bald im schuldbewußten Herzen wiederhallen sollten, über diesen Gedanken löste sich mein Liebestraum in ein klägliches Finale auf, dessen Miaccerde der reinste Ausdruck eines vollendeten Katzenjammers waren. Ich wünschte den fatalen Schneider in alle geographische Himmelsstriche, nur nicht da, wo er stand, hinter der Thüre meines Schlafkabinets.

Eitler Wunsch! verlorne Klagen! der Schneider war angemeldet und wartete mit stiller Sehnsucht, vorgelassen zu werden. Mein Schuldbewußtsein rief mir das Versprechen in das Gedächtniß zurück, heute ihm seine Rechnung zu bezahlen. Zurückweisen, hieß: mich verklagen lassen. So schien es denn rathsamer die Macht des lebendigen Wortes an des Schneiders Fadengewebe der Geduld zu erproben.

„Laß den Herrn herein, Degen," befahl ich dem Wichsier.

Und herein mit bedächtigem Schritt der Schneider tritt.

Digitized by Google

„Sie hatten die Gewogenheit, mich heute Morgen wegen der schuldigen Rechnung zu bestellen. Ich bin so frei, zu erscheinen."

Ich mußte mir gestehen: der Schneider trat bedächtig und bescheiden auf. Doch! was halfs? mein Wechsel war an gallopirender Schwindsucht gestorben und mir ging's wie den jungen Wittwen, die gern gleich nach dem Tod ihrer Gatten sich einen Andern holen möchten; aber gebunden sind durch ein Gefühl des Anstandes, welches gebietet, einige Zeitlang von der Erinnerung des Verstorbenen zu zehren. Dasselbe Gefühl ließ mich nicht wagen, einen neuen Wechsel aus väterlicher Tasche zu fordern. Somit war ich gezwungen, dem guten Mann den philosophisch-mathematischen Satz zu beweisen, daß + — + X + oder daß wer nichts hat, nichts geben kann.

Doch noch nie habe ich so unglücklich, so erfolglos philosophirt, als über diesen Satz. Alle Argumentationen scheiterten an der Willensfestigkeit meines Schneiders, welcher seinen Namen: Gläubiger mit vollem Recht verdiente, und zu der strengen Parthei der Rechtgläubigen gehörte; denn sein Glaube wankte nicht, ungeachtet aller meiner Angriffe, dieser unglückselige Glaube, daß ich ihn nicht bezahlen wollte. Nach einer langen Disputation waren wir bis zum Finale jener tragikomischen Oper des neunzehnten Jahrhunderts: „der insolvente Student", gelangt:

Sie bezahlen mich also heute nicht?.
Nein! So verklage ich Sie auf dem Gericht

und der rechtgläubige Mann entfernte sich mit so starken gewichtigen Tritten, daß die Dielen meines Schlafkabinets noch mehrere Wochen nachher die Spuren der Nägel seiner Sohlen deutlich zeigten. Mir fiel dabei unwillkürlich der ewige Jude ein, und fürwahr der Schneider hatte meinen Finanzen nach Anlagen, als ewiger Gläubiger ein Seitenstück zum ewigen Juden zu werden. Mag mich der gute Mann verklagen, dacht ich; der Mensch muß consequent sein. Nichts giebt nichts; dieser Satz läßt sich allenfalls auch vor dem Gericht vertheidigen. Die Wahrheit dieser Prämisse kann ich factisch beweisen. Ich habe nur Kleider und Fetzen: die muß ich auf's Leihhaus versetzen. Wie sollte ich denn sonst heute Abends mit Clärchen als spanische Prinzessin figuriren können? — und Fastnacht ist doch der Glanzpunkt des Studentenlebens. So setzte ich mich über: Gesetzt werden (ein wohl möglicher Erfolg meiner philosophischen Praxis) und: Versetzen mit dem leichten Sinn eines Fuchses im ersten Semester hinweg und schwärmte im Voraus in dem Wonnegenuß des heutigen Abends, wo ich in den Armen meiner Traumgöttin durch den glänzenden Saal in leichtem Tanz mich wiegen würde.

Ich erhob mich vom Lager, und ertheilte meinem alten Finanzminister, dem Wichsier, die nöthigen Ordres von wegen der Einziehung von Finanzen für den heutigen Abend, und vollendete schnell meine Toilette, um meiner liebenswürdigen Wirthstochter, denn sie war die Schöne, die meiner Jugend Traum belebt, die alltägliche Morgenvisite abzustatten.

Clärchen war allein: sie bemerkte den eintretenden Liebhaber nicht. Das liebliche Köpfchen sinnend auf beide Hände gestützt, schien sie in dem Lesen eines Billetchen vertieft, welches vor ihr lag.

Leise schlich ich mich hinter ihren Stuhl und schaute unbemerkt über ihre Schultern in das Papier, neugierig genug, seinen Inhalt zu erforschen. „Holdseliges Fräulein," las ich: —

„Amor hat mein Herz verwundet, da er mich aus ihren Himmelsäuglein, reizendes Fisavie, angeblickt. Verzeihen Sie mir dieses Geständniß und die Bitte, nur wenige Augenblicke mir Gehör zu schenken und mir einen Ort zu einem Rendezvous zu bestimmen. Machen Sie mich nicht unglücklich durch Verweigerung meiner Bitte. — Auf baldige Antwort harrt

Ihr bezauberter Verehrer
Joseph Flickmann,
Schneidermeister und Hausbesitzer."

Ob ich weinen sollte oder lachen, da ich dies saubere Billet gelesen, ich muß gestehen, ich wußte es selbst nicht. Eins lag mir so nahe wie das Andre: als plötzlich Clärchen aufsprang und der neugierige Fuchs verrathen war. Mit sichtbarer Verlegenheit und sanftem Erröthen reichte sie mir die Hand.

„Da Sie es nun einmal gelesen haben," sprach sie, „mögen Sie mir auch rathen. — Ich habe die Neigung meines verliebten Vis à Vis schon längst am Fenster beobachtet und ein Billetchen, wie diesen Inhalts, befürchtet. So sehr ich früher darüber lachen mußte, wird mir doch die Sache jetzt ernsthaft; denn der verliebte Schneider hat den Weg zu meinem Herzen durch das Herz meiner Mutter versucht, und das ist für mich ein gefährlicher Weg. — Gott! wenn sich nur meine Mutter nicht bereden läßt. — Ich mag noch gar nicht heirathen, am allerwenigsten den verliebten Schneider," und das reizende Trotzköpfchen stampfte, ein paar helle Thränen im Auge, unwillig auf den Boden.

Der Tag schien wie zum Pechtag für mich ausgesehen. Es war mir als ob die Rachefurien der unbe-

Digitized by Google

zahlten Schneiderrechnung mich mit dem Chorgesang verfolgten: Wir hetten uns an Deine Sohlen (und allerdings hatte ich gegen Gläubiger Sohlen nie gefrevt') als ob schon jetzt der Fastnachtsball begönne, wo der finstere Schneiderdämon bald als drohender Gläubiger, bald gar als gefährlicher Nebenbuhler mir den Weg vertritt. Clärchen Zanoni und Joseph Flickmann; diesen grellen Contrast der höchsten Poesie und der gemeinsten Prosa verschmelzen zu sehen, o! Gedanke, mächtig genug, ein fühlendes Herz zur Raserei und Verzweiflung zu treiben. — Mein Kopf glich einem Redoutensaal, so schwirrten drin in buntem Treiben die Gedanken umher, daß ich keinen festhalten konnte, um ihn dem Liebchen meines Herzens als Rath geben zu können. Da fiel mir der Maskenball in den Sinn und wie ein Lichtstrahl durchzuckte es meine Seele.

„Κύρηκα, Clärchen!" rief ich, „ich habe es gefunden: eine probate Fastnachtskur für die verliebte Schneiderseele. Versprich mir nur zu folgen und es wird noch Alles gut. Hier! sey' Dich schnell und schreibe dem bezauberten Verehrer: Heute Abends auf dem Maskenball würdest Du ihm Zeit und Ort zu einem Gespräche tête à tête bestimmen. Erkennungszeichen: eine weiße Rose in dem Gürtel des spanischen Prinzessinkleides. Heute laß mich dann den Fastnachtsstreich vollführen."

Clärchen fügte sich in meinen Willen und eine halbe Stunde nachher sahen wir den beglückten Liebhaber das Billet am Fenster mit tausend verliebten Küssen bedecken. Mit steigender Ungeduld erwartete ich gegen Abend meinen Wichsier, der die Metamorphose eines Fuchses in eine spanische Prinzessin an mir vollziehen sollte. — Endlich erschien der Ersehnte und bald ließ ich mich in meiner Schönheit als spanische Prinzessin von meiner liebenswürdigen Prinzessin Schwester Clärchen und ihrer Mutter bewundern.

„Sie passen gut zu einander," sprach die Alte scherzend, als wir in den Wagen stiegen: und ich fühlte diese Wahrheit aus vollem Herzen. Clärchen, eine junge Rosenknospe von sechzehn Jahren, bei aller reizenden Naivetät und Heiterkeit von tiefem sittlichen Gefühl, häuslich und gemüthlich. — Ich ein junges, freies Studententblut mit eben so freier Einsicht in die Wissenschaft als freier günstiger Aussicht für die Zukunft, zudem waren wir beinah gleicher Größe: was brauchte es noch mehr, um das Urtheil zu bestätigen', daß wir gut zu einander paßten, und ein liebendes junges Studentenherz in die süßesten Träumereien der Hoffnung zu wiegen.

In diesen Gedankenstrudel versunken, hätte ich beinah an der Seite meiner liebenswürdigen spanischen Prinzessin, Donna Clara, alles Andere, selbst das wichtigste Werk des heutigen Abends vergessen, doch die Erscheinung eines schmächtigen spanischen Edelmannes, welcher mit einer weißen Rose an dem Mantel, und zwei verliebten aus der Maske blinzelnden Augen beim Eintritt in den Saal uns zuerst begegnete, rief mein Vorhaben schnell in das Gedächtniß zurück. Wie ein Feldherr musterte der schlaue Fuchs seine Operationspläne, um seines Namens sich würdig zu zeigen. Um so schnell als möglich die Katastrophe des verliebten Nadelritters herbei zu führen, drang ich in Clärchen, dem Rival noch für diese Stunde ein Rendezvous in ihrer Wohnung zuzusagen. Mit heimlicher Freude sah ich das spanische Liebespärchen im raschen Tanz durch die bunten Reihen der Masken fliegen. — Als die Musik geschwiegen, stellte ich mich hinter einer Säule in ihre Nähe.

Deine Stunde hat geschlagen! frohlockte ich in meinem Innern, als ich mein verliebtes Schneiderlein der Thüre zueilen sah, um einen Wagen zur Abfahrt nach dem Rendezvous zu holen: und von Clärchen mit ihrer weißen Rose geschmückt, eilte ich zum Saal hinaus, die Treppen hinunter dem beglückten Liebhaber in die Hausflur nach, wo ich unter dem freundlichen Gruß: „Ach! da sind Sie ja schon, schönstes Fräulein," als Pseudoclärchen von sanften Armen in den Wagen mich gehoben fühlte. — Mein Herz stürmte laut vor muthwilliger Freude bei den Liebesbetheuerungen meines verliebten Gläubigers und wie erschüttert von der Macht seiner Liebe seufzte ich wie ein Backfisch, der in einem Meer von Liebeswonne und Entzücken schwimmt, um nicht durch Reden mich zu verrathen. — Der Wagen hielt, wir stiegen aus und die Hand auf die Lippen gelegt, winkte ich schüchtern zitternd den wonnetrunknen Liebesritter in eine Thür mir zu folgen, welche ich ihm pantomimisch als den Eingang in mein Sprechzimmer bezeichnete, um dort seinen Liebesantrag zu empfangen.

In der That, die Scene war romantisch. Eine klare Mondschennacht: Im Schatten ein geheimnißvolles Pförtchen: Eine spanische Dolla Donna gefolgt von ihrem Ritter! Leis öffnete ich die Thüre und bat der Höflichkeit gemäß, den Fremden zuerst einzutreten. Mit graziöser Verbeugung schlüpfte mein Schneiderlein hinein, die Thüre schlug zu, und gefangen war die Maus in der Falle. — Ein großes Scheit Holz, über das der unglückliche Liebesheld stolperte, ließ ihn keinen Augenblick länger über seinen Aufenthalt in Zweifel. Vergebens suchte er die Geliebte; seine Arme umfingen einen Holzstoß nach dem andern, denn sie stand in meiner Person vor der Thür: „Vergnügte Fastnacht-

Digitized by Google

ten! Herr Ritter! Genieren Sie sich nicht, Ihren Liebesantrag anzubringen!" Mit diesem letzten Gruß eilte ich in den Wagen und fuhr nach dem Saal zu meinem Clärchen zurück, um ihr den glücklichen Erfolg meines Abenteuers mitzutheilen. —

Wie in den Mährchen Liebende über den Untergang eines böser Dämon, der ihre Liebe zu vernichten gedroht, so freuten wir uns über das Gelingen des originellen Fastnachtsstreichs und vergaßen in dem Rausch und Vergnügen des Fastnachtballes Alles außer das Eine, daß wir uns herzlich liebten.

Die Thurmglocke schlug fünf Uhr, als ich vom Balle in meine Wohnung zurückgekehrt, durch den Wichsser mit dem gefangenen Ritter im Holzstall, welcher dort diese Nacht in seiner wahren Bedeutung als Fastnacht durchfeiert hatte, schriftliche Unterhandlungen einleiten ließ. Gegen das Versprechen von meiner Seite, durch Veröffentlichung des Fastnachtsstreiches bei Lebzeiten ihn nicht zu compromittiren, saß sich der Gefangene genöthigt, die meinerseits gestellten Bedingungen einzugehen, sich als Liebhaber, wie als Gläubiger von meinem gefährlichen Fuchtzgeteg in Zukunft fern zu halten.

Der Vertrag wurde gegenseitig unterschrieben und der Gefangne aus seinem Burgverließ zu seinem Bügeleisen entlassen. — Clärchen hat ihn nicht wieder am Fenster gesehen: als vor zwei Jahren, nach seiner Verheirathung mit einer reichen Wittwe, zu der ich ihm als Hochzeitsgeschenk die Bezahlung der schuldigen Rechnung übersandte.

Jetzt sind mehr als sechs Jahre verflossen. Des Schneiders Lebensfaden ist gerissen: der Tod hat ihn zu Vätern versammelt, doch jener Fastnachtsabend ist mir unvergeßlich geblieben, und als gestern früh beim Caffee Clärchen, meine junge Frau Doctorin, mich an jene Scenen aus meinem Fuchsjahr erinnerte, versprach ich ihr, als Warnungsexempel für verliebte Schneiderseelen den Fastnachtsstreich zu publiziren; hier habe ich mein Wort gehalten. —

Versichert.

Eine Erzählung von M. H. Geldern.

Es war die glücklichste Zeit meines Lebens, die Zeit, die ich als Schüler auf dem Gymnasium zu B. vollbracht, und die schönste in dieser glücklichen Zeit war es wieder, die ich alljährlich in den Ferien auf meinem Vaterdorfe in Mitte einer liebevollen Familie verlebte. Diese Zeit war in meinem fünfzehnten Jahre wiedergekommen und dreifach mit fröhlichen Ausflügen, Besuchen und lustigen Studentenschwänken. Aber sie sollte auf eine traurige Weise gestört werden, durch ein Ereigniß, das sich mit ehernem Griffel meinem Gedächtniß eingeprägt und das ich hier mit schlichten Worten erzählen will, zu Nutz und Frommen meines Lesers.

Es war eine schöne ruhige Mondnacht; auf Berg und Thal lag der Friede Gottes ausgebreitet, im Flusse spiegelte sich der Mond mit seiner goldenen Fülle, und die Nachtigall sang. Es war so recht eine Nacht, von der man nicht glauben mag, daß sie sich zur Heblerin für den Dieb, zur Helferin für den Mörder hergebe, die man höchstens als Gelegenheitsmacherin für Liebende sich zu denken gewohnt ist. In unserm Hause wie im ganzen Dorfe lag Alles im tiefsten Schlafe. Es war ungefähr nach ein Uhr. Da schlug es mit fürchterlicher Gewalt an eines der Fenster, daß die Scheiben klirrend zusammenstürzten, und Feuer! Feuer! schrie es draußen, und der blutige Schein, der durch die runden Löcher der Fensterladen in unsere Stube fiel, bestätigte den auf dem Dorfe schrecklichen Ruf. Schnell sprang der Vater aus dem Bette, mein Bruder und ich ihm nach und hinaus vor die Thüre.

Das war ein wunderbarer Anblick! — Es sah gar nicht aus wie ein Unglück, was wir sahen; die Nacht war so ruhig und die zwei, gleich darauf die drei Häuser, welche brannten, und ihre Flammen in gerader Richtung hinauf gen Himmel sandten, waren wie eine Opferflamme anzusehen, die zur Ehre Gottes lodert. Alles stille; im Flusse spiegelte sich der Mond mit seiner goldenen Fülle, und die Nachtigall schwieg. Nur die zwei Kinder unseres Nachbars Daniel, dessen Haus schon in lichten Flammen stand, irrten wimmernd umher, während ihr Vater noch ein altes Hausgeräth zu retten suchte. Wir standen regungslos und überwältigt von dem traurigen, doch so schönen Anblick. Kein Lüftchen bewegte sich, noch schwieg die Sturmglocke, und das ganze Dorf lag noch im Schlaf, nur die Flammen prasselten. Da wurden wir durch eine herzzerreißende Scene aus unserer Starrheit und Unthätigkeit geweckt, Daniels Haus stürzte zusammen, und es öffnete sich und die Aussicht auf das Haus, oder vielmehr auf die Hütte des Bergmanns Meier. Das Strohdach war schon verbrannt; nur das Balkengerüste stand noch roth, glühend und flammend aufrecht, und zwischen den glühenden, flammenden Balken sahen wir ein händeringendes Weib, mit aufgelösten Haaren,

Digitized by Google

hin und her irren, nicht achtend auf die stürzenden Balken und auf die Flammen, die sie rechts und links umleckten. Es war die Frau des Bergmanns, unsere liebe Nachbarin, die uns zuerst geweckt hatte und die nun ihre Kinder suchte. Ihre verzweifelten Klagen waren durch das Geprassel nicht zu hören, man sah nur ihre jammervollen Geberden, die lauter sprachen, als es Worte vermochten. Ihre Kinder, ein Mädchen von sechs und ein Knabe von vier Jahren schliefen unter dem Dache auf dem Heu, unter der Obhut ihres Bruders. Unglücklicherweise war dieser heute zu seiner Dirne gegangen, und die Kinder blieben hülflos, während die Mutter den Hügel herunter eilte, uns zu wecken, und ihr Dach Feuer fing. Nur mit Mühe und der äußersten Gefahr konnten wir die unglückliche Mutter, die indessen bewußtlos in die brennenden Trümmer sank, aus den Flammen retten, von den Kindern war keine Spur zu finden. Daniel irrte im Dorfe umher, und weckte die Bewohner durch seine lauten Klagen und durch seinen beständigen Ruf: O Jammer! Es ist plötzlich Feuer ausgebrochen! Da wurde es lebendig, von allen Seiten strömten die Bauern mit Wassergefäßen herbei, löschten, rissen die benachbarten Hütten und Scheunen ein, und thaten so dem weitern Umsichgreifen der Flammen Einhalt. Indessen brach die Dämmerung heran. Daniel irrte noch immer umher, warf sich bald auf den Boden, bald umklammerte er die Füße der Nachbarn, und jammerte um sein verlorenes Gut. Vergebens waren die Tröstungen, mit denen man ihn zu beruhigen suchte.

Die Morgenglocke ließ ihren frommen Klang ertönen. Da bewegte sich ein trauriger Zug den Hügel herab, auf den Rasenplatz vor unserm Hause; man trug auf einem Brette die beiden Kinderleichen, und nebenher schleppte sich die arme Mutter. Die Weiber weinten laut, und selbst die Männer des Dorfes zerdrückten die Thränen in ihren an Weinen ungewohnten Augen. Jeder im Dorfe kannte die kleinen Todten; sah man sie doch sonst, während der Vater im tiefen Schacht des Bergwerkes nach Silber grub und die Mutter auf seinem Felde arbeitete, den ganzen Tag Hand in Hand durch das Dorf ziehen, spielend, stille, zwei liebliche Kinderseelen. Es war rührend zu sehen, wie die kleine Marie ihr Brüderchen bewachte, wie sie ihm Blumen pflückte, aus Teichgras Mützen flocht, und mit ihm theilte, was sie von den Nachbarn bekam. Da lagen sie nun, die beiden blauäugigen Weißköpfchen, die das ganze Dorf geliebt hatte, still und ruhig neben einander, noch Hand in Hand, wie sie sonst durch's Dorf gingen, und wie sie sich angstvoll während des Feuers hinter einem Balken verkrochen hatten, der sie zusammenstürzend erdrückte, aber ihre blauen Aeuglein waren geschlossen, ihre Wangen gebräunt, ihr Haar war versengt, und auf ihrem Gesichte lag noch der Ausdruck der höchsten Todesangst.

Wie Daniel herbeikam und die Kinderleichen sah, so verdoppelte sich sein Jammergeschrei, er stürzte sich in's Gras nieder, und raufte in Verzweiflung sein Haar. —

Indessen hatte mein Vater Daniels Frau bei Seite genommen und sie gefragt, wie denn das Feuer ausgebrochen, und wie sie denn zuerst geweckt wurden, da sie, ihr Mann und ihre Kinder die Ersten im Freien waren? Und sie erzählte: „Ungefähr um halb ein Uhr ging Daniel hinaus, kam nach einiger Zeit zurück und sagte, er verspüre einen sonderbaren Geruch in der Luft, als ob etwas brenne, dann legte er sich wieder zu Bette und fragte, ob die Kinder auf ihren gewöhnlichen Plätzen schliefen. Nach einiger Zeit erhob er sich wieder im Bette und sagte zu mir, ich solle nicht einschlafen, da sich der Geruch verstärke, und schon einige Minuten darauf rief er: Es brennt! sprang aus dem Bette, nahm die Kinder und trug sie vor das Haus. Wie ich ihm nacheilte, sah ich wirklich, daß Mieter Haus und das unsere brannten." Wie das Weib seine Geschichte erzählt hatte, schüttelte mein Vater den Kopf und ging nachdenklich bei Seite. Dann hob er Daniel auf, führte ihn aus dem Gedränge und sprach zu ihm: „Was jammerst du so, Daniel? Tröste dich! Du hast im Grunde durch das Unglück nichts verloren, du hast doch dein Haus gut versichert?"

Da brach Daniel in neues Jammern aus. „Das ist eben das Unglück, daß letzten Freitag die Versicherungsfrist zu Ende war und ich nicht von neuem assecurirt bin." Und wieder klagte und weinte er über sich, über das Elend seines Weibes und seiner Kinder.

Indessen war der Tag herangebrochen, man hatte die todten Kinder in die Kapelle gebracht, und die unglückliche Mutter in ein Haus geführt. Wir Kinder alle wurden zusammengerufen und ins Haus zurückgebracht; jedes fürchtete sich aber, allein zu schlafen, und so wurden wir alle sechse von unserer Mutter in der großen Stube in zwei neben einander stehenden Betten zusammen gethan, um nach der ausgestandenen Angst auszuruhen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Ein Yankee-Schwank.) In der Boston-Times liest man: Der Arzt H. und der A. gingen in Gesellschaft spazieren. Sehen Sie, sagte ein Sprosvogel zu einem seiner Freunde, indem er mit dem Finger auf die beiden Spaziergänger wies: gerade das Requisoleont eines Strassenräubers. — Warum? fragte dieser. Weil einer dieser beiden Herren Advocat, der andere Arzt ist: Die Börse oder das Leben!

Erklärung der Figurentafel.

Die Patronen auf dieser Tafel sind zusammengehörend: Ueberzieher, Paletot, Frack, Weste und Pantalon. Die Figuren 1—4 sind der Frack. Das Hintertheil ist um 8. Cent. verlängert und so gezeichnet, daß die Seite unten gerade und in der Mitte hohl ist. Der Aermel ist in ganzer Länge gezeichnet und man muß unten das für den Aufschlag Erforderliche abrechnen. Die Aermel müssen übrigens immer nach den zu messenden Längen bestimmt werden. Das Vordertheil ist mit angesetzten Seiten und wenn das Stück von einander getrennt ist, so ist wegen der Kelle eine Erweiterung von 6 Cent. erforderlich; und außerdem muß das Vordertheil auf der Hüfte der Linie 14—35 angehalten werden. Das Anhalten kann durch einen Längen-Ausschnitt ersetzt werden, der aber so gestellt werden muß, daß auf der Brust keine falsche Wölbung entsteht. Die Seite, mit dem Hintertheil vereinigt, muß leicht gehalten werden, so, als wenn die Taille in der Hüftenhöhung endigte, schon weil die langen Taillen überhaupt nach hinten etwas steil sind. Man findet z. B. viele Fracks, welche in der Seite weit, vor den Armen aber eng sind und besonders seit der Zeit, daß man lange Taillen trägt. Ein System, wonach die Taille fest an den Körper schließt, ohne daß das Kleid zugeknöpft wäre, ist, wo nicht unmöglich, doch sehr unwahrscheinlich. Man kann noch bemerken, daß bei der Verlängerung der Taillen eine gewisse Steigung stattfindet, welche große Veränderungen veranlassen kann. Das Vordertheil, Fig. 3. kann man z. B. verkürzen oder verlängern, ohne die Stellung zu verändern.. Die Fig. 5 u. 6. sind das Hinter- und Vordertheil eines Pardessus mit Shawl. Das Hintertheil ist im Verhältniß zu dem des Fracks breiter in der Schulterspand in der Taille, das Halsloch ist auch weiter und da die Seite oben vergrößert ist, so folgt daraus, daß die Art der Erweiterung, welche durch das Herabsetzen der Schulterweite bewirkt wird, eine Verengung in der obern Vorderseite nöthig macht. Da das Kleid als Ueberzieher dient, so muß es im Leibe weiter sein und daher bleibt oben die Seite des Vordertheils an demselben Punkte, wie beim Frack, obgleich das Hintertheil 2 Cent. breiter ist, als die Taille; also 5 auf 50 und 66 sind aus diesem Grunde nicht geändert; aber 1 auf 36, 5½ auf 22½ sind verändert, weil die Schulterweite niedriger ist. Was nun die Verlängerung der Seite betrifft, so ist die Kreuzung der Kelle 5 Cent.; denn jemehr man verlängert, desto mehr muß die Ausweitung vergrößert werden. Die Form des Chawls, wie der Revers kann man nach derselben Zeichnung berechnen, wie bei dem Vordertheil, ohne angesetzte Revers, hierauf macht man einen Ausschnitt in der Länge und einen andern in der Breite, welcher das Vordertheil zurückzieht. Sind diese beiden Ausschnitte gemacht, so muß der Kragen gestoßen gegen das Halsloch anliegen, mit dem Umfall bestimmt man nach der Höhe, wo man will, daß die Falte endige. Ebenso ist es mit dem Kreuz, welches 7 Cent. mehr enthält, wie bei einem geraden Ueberrock; auch die Hüfte ist weiter, denn die Punkte 41—41 haben schon 2 Cent. mehr als die Hüfte des Mannes. Das Hintertheil, Fig. 7. paßt zu den Figuren 8. u. 9, die Fig. 8. ist fast dieselbe, wie Fig. 5., nur ist sie verschieden gezeichnet, weil das Seitenstück ganz getrennt ist. Zwischen den Figuren 8—9 ist dieser Unterschied, daß bei der einen zwei Ausgangspunkte in der Hüftenhöhlung sind; bei der andern ist es nur einer, weil der Punkt 16 für Krümmung, Bogen, kleine Seite und Obertheil dient. Der ganze Unterschied ist, daß der Theil, welcher die Hüfte bedeckt, sich kreuzt, aber man kann daher auch die Erweiterung beliebig bestimmen.

In Betreff der zu niedrigen und offenen Aermellöcher findet man: 1. wenn die Spitze des Aermelkochs zu kurz ist, so hält hier die Seite oben zurück, läßt sie unten nicht anliegen, folglich schließt auch die Taille nicht an. 2. Wenn das Aermelloch unten zu tief ist, so tritt es leicht zurück und nach oben, wodurch Falten an den Schultern entstehen, wodurch ferner das Halsloch zu eng wird u. s. w. Wenn die Schößen nun an den Hüften nicht weit genug sind, so kommt Alles in Unordnung.

Die Figuren 11 und 12 sind das Vorder- und Hintertheil einer geraden Weste, die doppelte Linie zeigt eine Verengung von 4 Cent. oben im Revers an und 2 auf der Linie des Unterarmes, die Knöpfung endigt in der Höhe von 38; die Breite dieses Theils muß dieselbe sein, wie bei einer die nach oben zugeknöpften Weste. Wegen der Vordertheile, welche man nicht ansetzen kann, und welche auf der Brust spannen müssen, wäre es sogar gut, wenn das untere Vordertheil mehr vorgezogen wurde, als ob die Hüfte stärker wäre; aber im Gegentheil ist auch ein Ausschnitt in der Länge zu machen, damit das Vordertheil seinen früheren Platz bekommt und sich regelmäßig wölbt. Die Fig. 13 und 14 sind die beiden Theile eines Pantalons, der nach folgenden Bestimmungen geschnitten ist. Der Pantalon ist ohne Gurt; die Seite des Schenkels eingehalten um 3 Cent. und vorn um 1 Cent. gewölbt; die untere Seitennaht ist um 12 Cent. vorgerückt von der äußern Ferse an; das innere Vorrücken beträgt 6 Cent. Damit bei den Haken, die am Vorder- und Hintertheil angebracht sind, und eben so viel zurückgetreten wird, zählt man auf folgende Art; das Vordertheil, besonders gezeichnet, enthält 10—12 für die Richtung der geraden Linien; auf der Seite 2 für den Haken zwischen 8 und 10, 4 für den innern Haken zwischen 20—24, folglich sind am Hintertheile 4 für den Haken erforderlich und 2 zwischen den Füßen 4 zugegeben sind. Bei der Hinternaht ist zu bemerken, daß jedesmal, wenn das innere Vorrücken nur 4 Cent. beträgt, die Naht von unten bis zur Innenseite des Knies gerade sein muß. Es ist also richtig, wenn man sagt, daß bei einer Naht, die 4 Cent. zurückgezogen ist, die Linie gerade ist; bei 5 Cent. ist es

Digitized by Google

1 Cent. Haken; bei 6 Cent. 2, bei 7 Cent. 3 ꝛc. Zwischen den Füßen oder an der Innenseite des Knies darf die Höhlung nicht größer als gewöhnlich sein, und bei diesem Punkte ist die Rechnung sehr einfach: wenn die gerade Linie, welche sich mit der Nichtungslinie vereinigt, 3 Cent. hinter der linken Spitze oder der breitesten Stelle anfängt, so muß man das Hintertheil nur 3 Cent. herausstellen: wenn sie bei vier anfängt, so muß man es 4 herausstellen, überhaupt bestimmt der Unterschied zwischen der rechten und linken Seite das Innere des Kniees. Dieser Unterschied zwischen der rechten und linken Seite dient auch, die Spitze des Hintertheils zu bestimmen, weil man die 3 Cent., welche man rechts am Vordertheil wegnimmt, hinten wieder ansetzen muß. Die Aushöhlung der Vordertheile wird gemacht, wie die Zeichnung angiebt, und die Regel ist fast allgemein, daß man die Seite auf 3, die linke auf 6 und die innere Naht auf 9 stellt. Man setzt auch, daß das linke Vordertheil bis dahin in gerader Linie gezogen ist, wo die Aushöhlung anfängt.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Es giebt noch immer Bälle, matinées dansantes und folglich ungemeine große Toiletten, aber man beschäftigt sich doch vorzugsweise, mit den Frühlingsmoden; die Damen finden Siedenzeuge in sanften Farben mit permutterartig schimmernden Grunde und Fontange-Stöckchen, Streifsamen mit glänzendem Grunde und Spitzenmustern in reicher Auswahl in allen halbhellen Nüancen, sodann Taffete und Foulards, die sich bereits zeigen wie mitten im Sommer und endlich zu Negligeanzügen Seidenmanekin, chintzliche Leinwand, atlanartige (in Paris verfertigte) Mustline ꝛc. Die Form der Kleider wird wenig verschieden sein; man trägt jedenfalls wie bisher ganz Ausgehen glatte und häufig gestreifte Leibchen, enge Aermel mit Achselaufputz und kleinen Aufschlägen oder, an Kleidern von kostbaren Stoffen, Aermel, die oben fast ganz eng anliegen, nach unten zu in Weite zurückweichen, geschnitzt sind oder Oeffnungen welche durch kleine Haken, Borten zusammengehalten werden sehr breitund häufig ausgenacht oder dergestörmig aufgesetzt sein; die ersteren Art dürfte sich am besten zu Kleidern von gestreiften Stoffen, die letztere zu solchen von durchscheinenden Zeugen eignen. Wird man aber Langschawls, Mantillen oder Pilsiten tragen? Hier wird die Antwort schwieriger, doch wollen wir unsern Leserinnen im Vertrauen mittheilen, daß man alles tragen wird, nur müssen die Langschawls von glasierer oder perlmutterartig spiegelnder Seide sein, hinten einen Ausschnitt haben und der ganzen Länge nach mit schmalen offenen Fransen in gleicher Farbe besetzt sein; — die Mantille wird eine spanische Form erhalten und an die seidlanischen erinnern, die Pilsite endlich nach oben zu in der Form sich bedeutend ändern und Beatrerin heißen, wenn sie vier kleine Kapuze erhält, die sich über den Kopf ziehen läßt und wenn mit schwarzen Spitzen ausgeputzt ist. Diese Art Pilsite wird man meist von französischblauem Atlas tragen. Irene wird die Pilsite heißen, wenn sie aus schillerndem Atlas gemacht ist und breite Posamentirarbeiten eine Art Berthe bilden, die von einer Achsel zur andern geht und sich um jeden Arm schlängelt . . Jardinière (Garten-Pilsite) wird man sie nennen, wenn sie graziös aber einfach ist, zum Anzuge im Hause oder Garten dient und sich durch eine Schnur glatt um den Körper zieht läßt. Auch die Hüte unterliegen einigen Veränderungen; der Schirm wird an den Wangen etwas kürzer sein. Jedenfalls trägt man viele leichte Hüte von Krepp, Tülle, Spitzen und Stroh; die beliebtesten Blumen als Aufputz sind der Flieder in allen Farben, Brombeerzweige und wilde Maulbeere mit Blüthen und Früchten. Von den Sonnenschirmen scheinen die am gesuchtesten zu sein, die mit offenen Fransen garnirt sind und einen durchbrochenen Strickkopf haben. Unter den eigentlichen Negligeanzügen scheinen die von Caschemir noch immer für die ausgezeichnetsten zu gelten. Für zwei sahen wir einen sabelhaften Preis bei der Auction der Hinterlassenschaft eines armen Mädchens bezahlen, welcher der Tod Vergebung gebracht hat. Zwei dieser offenen Ueberröcke waren von Atlas, einer rosa, der andere citronengelb, vorn mit so breiten Borten zugemacht, daß sie zwei Vorderröcken des Rocher bedeckten; die Peterinen wurden ganz von einer Reseau-Posamentirarbeit gebildet, durch welche hindurch man die Formen sah. Ein anderer solcher Rock von Joinville-blauem italienischem Taffet war mit einer doppelten Spitze rund herum besetzt, über welcher fünf Sammetstreifen hinliefen; ein anderer war von hohlgrünem Taffet und mit faltig aufgesetzten Brüsseler Spitzen garnirt; die Peterinen an beiden bestanden ganz aus Spitzen. Ein andrer solcher Hausrock war von röthlichem Sammet mit Hermelin besetzt und er sah wahrhaft königlich aus. In der Fabrikation der Handschuhe, dieses für jede elegante Dame so wichtigen Toilettengegenstandes, hat man große Fortschritte gemacht. Die Damen kaufen die Handschuhe nicht mehr auf Gerademohl; man hat eine Vorrichtung, Monatype, welche die Hand vollkommen treu wiedergiebt und nach seinem Monotyp werden die Handschuhe gemacht, so daß sie durchaus passen müssen. Die Damen schicken ein Maaß zu dem Fabrikanten. Es ist wunderbar, daß man nicht längst darauf gekommen ist, da man doch die Schuhe anmißt; jetzt endlich werden auch die Handschuhe angemessen! Ein zweites Fortschritt ist der, daß man die Handschuhe jetzt so nähen gelernt hat, daß die Nähte unendlich aufgehoben können. Endlich hat man das sogenannte Herzhäkchen, welches den Handschuhzieher den erröthenden Glanz und, wenn er auch drei oder viermal getragen ist, die erste Frische wiedergiebt. (Da es vielen von Wichtigkeit sein dürfte, über diese Verbesserungen sich näher zu unterrichten, so theilen wir die Adresse des Fabrikanten mit der sie gemacht hat. Er heißt Perrosst und wohnt: Paris, à la Cloche d'Or, rue Richelieu, 51.) Eine neue Farbe, Isabelle (mäuschenfarbe Amarantb,) ist eine der schönsten und reichsten und verdient namentlich in den kostspieligen Bändern not, die man zu Strohhutputz bestimmt hat. Andere sehr neue Bänder sind die gestreiften Crêpe de Chine-Bänder, die weder das Knotne des Taffets, noch den Glanz des Atlas, noch die Durchsichtigkeit der Gaze, aber etwas Aehnliches von allen Erstenartigen haben, das sehr gut zum Gesicht steht. Die Muster gleichen den reichsten Stickereien und dieses Band scheint das beliebteste zu werden. Wenn die große Hitze den Winter über an Bankleidern beliebt war, wird sie es nicht weniger an den Kreppbüten sein. Auf einigen dieser Hüte sahen wir eine Maroboutfeder, die die zur Hälfte gefärbt war; andere hatten nur eine Blume in derselben Farbe wie der Hut, nur daß sie mehr in's Weiße überging. Die Hüte von weißem Krepp haben fast alle weiße Blumen in Garben oder Büschen, wie Aehrenblüthen, oder Büschel von Kömigsrosen, Ranzissen ꝛc. Die Hüte von Reisstroh oder von italienischem Stroh erhalten eine runder abstehendere Schirmform als die Kreppbüte. Nach einem neuen Onsoorsapen wird sich auch der minder Begüterte den bunte der Bronzen gewähren können. Man hat Zinkbronze (wenn man so sagen darf,) die in allem der bekannten Bronze gleicht, ja was die vollendete Detailausführung betrifft, noch über der Bronze steht. Es werden nun alle die reizenden Statuetten, alle die Thiergruppen, welche von den Kunstfreunden bewundert wurden, mit großer Vollkommenheit in Zink nachgegossen. Diese Entdeckung ist namentlich von

Digitized by Google

Werth als Ausschmückung von Gärten, denn Zink scheut den Regen und den Frost nicht; man wird die Nachbildungen der Antiken haben und seinen Park, seinen Garten mit den alten und neuen Meisterwerken ausschmücken können.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frühlingsanzug. Ueberrock, der Kragen 6 Cent. hoch, und fällt 8 Cent. breit um. Die Taille ist mäßig lang, nur 2 Cent. unter die Hüfte herabgehend, gerade nach unten geschnitten und eng. Die Seiten sind sehr gerundet, eben so die Achselstücke. Der Rock reicht kaum bis zum Kniegelenk, ist weit und ringsum ausgehöhlt. Die einreihigen Vordertheile sind gerade geschnitten. Der Einschnitt, der die Revers bildet, ist kaum 2 Cent. breit und schlägt bis zum Vordertheile um, und läßt sich ohne Mühe und ohne eine Falte zu werfen, bis oben hinauf zu knöpfen. Die Spitzen des Kragens sind winkelrecht geschnitten und 8 Cent. breit. Auf der linken Seite der Brust befindet sich eine kleine Tasche. Die Aermel sind halbweit und haben niedrige Aufschläge. Die Kanten des Rockes sind offen, die Knöpfe sind klein, etwas gewölbt und von gleicher Farbe wie der Ueberrock. Die Weste von weißem englischen Piqué ist ringsum vorbirt und hat die Form eines Schawls, ist auf der Brust weit ausgeschnitten. Das Vorderheil ist sehr lang und läßt nur 4 Knöpfe zu; letztere sind von gleichem Stoffe. Die Hose ist von schwarzem Satin, geht gerade und ist nur halbweit, rundet sich auf dem Fuße ab und hat festgenähte Stege. 2. Häubchen von Spitze mit Schleife an der Seite. Glattes Kleid mit kurzen Aermeln und doppelten Spitzenmanschetten. 3. Kleid mit schwarzen Spitzen besetzt. Shawl. 4. Phantasieanzug von helltürkisfarbigem Tuch. Die Taille ist leicht gewölbt und geht auch nur wie bei Nr. 1. 2 Cent. über die Hüfte. Die Seiten sind beinahe gerade, ebenso die Achselstücke. Die Schößen gehen bis zum Kniegelenk, sind gerade, nach unten etwas abgerundet und gehen durch eine krumme Linie sich erweiternd bis an die Hüften, welche letztere sie ganz bedecken. Die Ausbiegung von dem Rand der Kniehöhe bis zur Hüfte herab ist gerade geschnitten, die Schoßhöhe hat drei Einschnitte um den hervorspringenden Theil der Hüfte vollkommen zu bedecken. Die Kniehosen sind oben 7—8 C. breit und schlagen leicht gewölbt bis zum dritten Knopfloch um; der Rest der Revers ist gerade. Die Kragenspitzen haben die Form eines M und sind von gleicher Höhe mit den Kniehosen. Der Kragen ist ringsum gewölbt, was zugleich mit den Revers einen guten Effect macht. Die Knöpfe sind klein und halbgewölbt. Kragen, Revers und Schöße, Oberteil und Aermel sind mit gleichfarbigem Satin gefüttert. Die Weste ist von hellblauem Satin mit Blümchen gestickt, es ist eine Shawlweste, die auf der Brust weit offen ist, und obgleich sie sehr lang ist, läßt sie doch nur 5 Knöpfe zu; sie sind von gleichem Stoffe. Die Hose ist vom hellfarbenen Satin weit in den Beinen, läuft gerade und rundet sich auf dem Fuße ab; die Stege sind fest angenäht.

Die

Europäische Eisenbahn

empfiehlt sich allen Freunden heiterer und humoristischer Lectüre. Mit dem neuen Frühlings-Vierteljahr, wo, wie in die Bäume, so auch in den Redacteur, neuer Saft treten wird, werden sich wunderschöne literarische Blüthen in reicher Fülle in der Eisenbahn entwickeln, und unser Blatt im schönsten Flor prangen. Die **Früchte** werden die neuen Abonnenten sein.

Alle Wochen **1** Bogen, alle **14** Tage mit großer Carricatur. Hier **10** Ngr. auswärts **11¼** Ngr. Zu beziehen durch sämmtliche Postämter und Buchhandlungen in und außer Europa.

Die Expedition.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin, bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von N. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

II. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.
2) Text und mit blos monat Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition

Gr. Windmühlenstr. No. 46

MODEN-JOURNAL.

No. 3. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Versichert.

(Fortsetzung.)

Schon schliefen die Andern, nur ich konnte kein Auge schließen. Da kam der Vater herein, führte die Mutter mit, und da er glaubte, daß wir alleschon tief im Schlafe lägen, führte er die Mutter in einen Winkel, und sprach leise und fast entsetzt zu ihr: „Ich will dir ein schaudervolles Geheimniß anvertrauen, aber hüte dich, daß es jemals über deine Lippen komme. So höre, was ich dir sagen will: Daniel ist der Brandstifter und der Mörder der beiden Kinder.“

„Himmel!“ rief die Mutter außer sich; „das wäre schrecklich! Wie kannst du so etwas vermuthen! Hüte dich, einem Menschen so ungeheures Unrecht zu thun!“

„Ich habe die feste Ueberzeugung, daß es so ist,“ sagte der Vater; „Daniel hat sich durch den Pferdehandel und durch sein liederliches Leben, durch den Umgang mit den verfluchten Roßtauschern ruinirt, und suchte sich nun auf jede mögliche Weise anzuhelfen; darum hat er seine elende Hütte und seine Möbel, die kaum einige Gulden werth sind, so hoch versichert.“

„Er ist aber nicht versichert,“ sagte die Mutter, „das hat er dir ja selbst gesagt.“

„Das eben ist es,“ sprach der Vater, „was mich zuerst auf die schauerliche Vermuthung brachte. Ich war erst letzten Freitag in der Stadt, und habe beim Agenten erfahren, daß Daniel Haus und Möbel doppelt so hoch assecurirte, als voriges Jahr. Nun sucht er es zu leugnen, um zuerst das ganze Dorf von der Vermuthung abzulenken, und er mußte so eilen, weil ihm, wie ich ebenfalls Freitag in der Stadt erfahren habe, Pfändung oder gar Verhaftung bevorsteht. Jetzt kann er sich mit dem Drittheil des Geldes, welches er von der Assecuranzgesellschaft erhält, herausreißen, und mit dem Reste ist er ein gemachter Mann; aber wehe ihm und wehe dem Gelde, an welchem der Schweiß armer Menschen und das Blut zweier unschuldigen Kinder klebt! Und bedenke du nur die Geschichte, die sein braves Weib, das an dem Verbrechen gewiß keinen Antheil hat, von dem Ausbruch des Feuers erzählt. Warum ging er nach Mitternacht hinaus! Wie kam es, daß er dann sogleich den Brandgeruch spürte, daß er nach den Betten seiner Kinder fragte? Wie kam es, daß er schon Feuer! rief, noch bevor man es in seiner Stube merken konnte, da es doch zuerst im Hinter

hause des armen Meier ausbrach, wo es der Elende anlegte, um den Verdacht von sich abzulenken? Endlich sein Jammern und seine Verzweiflung beim Anblick der armen Leichen. Hat doch der eigene Vater nicht so gejammert, wie er, der sie freilich auf der Seele hat. Aber stille, und kein Wort, das verrathen könnte, was mir so gewiß scheint!"

Die Mutter ging blaß über die fürchterliche Entdeckung und weinend über die armen Kindlein hinaus, und bald folgte ihr der Vater, um Anordnungen für die Obdachlosen zu treffen.

Wie war mir, der ich das ganze Gespräch belauschte, zu Muthe! Was mein Vater sagte, war mir von jeher wie eine ausgemachte Wahrheit. Verehrte ihn doch die ganze Umgegend als einen überaus klugen Mann, mit dem sich sein Advokat vergleichen könne. Wer einen Rath brauchte, in Proceß- oder Familienangelegenheiten, kam nur zu Herrn Joseph, unter welchem Namen mein Vater in der Gegend bekannt und geachtet war — und nun hörte ich aus seinem Munde den Urtheilsspruch über einen Menschen, mit dem wir sonst täglich umzugehen pflegten. Wie traurig war mir der Gedanke, daß so fern liegt von allem Weltgetriebe, von dem man so selten etwas Schlechtes erfahren, daß dieses Dorf, wo sich Alles kannte und liebte, einen Brandstifter und Mörder beherbergte. Niemals war mir das Verbrechen noch so nahe gerückt; ich hatte nie einen Mörder gesehen; was ich von dergleichen gehört hatte, war mir stets nur wie ein Mährchen erschienen, wie eine Zaubergeschichte, die sich nur weit, weit von uns jenseits der Berge und Wälder zutragen könne, und nun sollte der Mensch, mit dem ich täglich gesprochen, und der mich als Kind in seinem Schooße gewiegt hatte, ein Mörder sein. Ich konnte es kaum fassen. Doch sagte mir ein gewisses Etwas, daß ich schweigen solle, und ich verschloß das Geheimniß tief in mir, und ich nahm es mit, als ich einige Tage später mich in den Wagen setzte und nach B. fuhr zurück auf die Schule. Da, in Mitte meiner Schulkammeraden, in Mitte des jungen, frischen, unschuldsvollen Lebens erblaßte nach und nach der erste düstere Eindruck meiner Jugend.

II.

Ein Jahr war verflossen; ich kam wieder zurück in mein heimathliches Dorf, Alles war wieder im alten Gleise und die frohen Tage gingen von neuem an; nur daß mich die Ruinen zweier Häuser auf dem Hügel vor unserm Hause und ein neues Haus mit rothem Dache an das Trauerfeuer des verflossenen Sommers erinnerten. Der arme Bergmann Meier konnte trotz aller frommen Spenden der Einwohner kein neues Haus mehr bauen. Von Daniel wußte man nicht recht, warum er es nicht that, da er doch seit längerer Zeit eine hübsche Wohlhabenheit zeigte. Nur der Dritte der Abgebrannten brachte es dahin, daß er nach einem Jahre in einem hübschen, eleganten Häuschen mit rothem Ziegeldache wohnte. So viel erfuhr ich aus manchen hie und da gefallenen Worten, denn ich wagte es aus einer gewissen Scheu nicht, mich eines Nähern zu erkundigen. Daniel sah ich von Zeit zu Zeit meist spät am Abend gebückt und gedrückt über die Wiese nach Haus wandern. Er wohnte jetzt zur Miethe bei einem Böttcher, dessen Haus von unserem durch eine lange Wiese und einen Teich getrennt war. Ich erfuhr nichts über ihn, da Vater und Mutter nicht gern von ihm sprachen, auch nicht gern von ihm sprechen hörten, und da Daniel nicht mehr wie sonst zu uns ins Haus kam. Vielleicht daß er selbst die Gesellschaft seiner frühern Bekannten mied, vielleicht daß es in Folge einer Andeutung meines geradsinnigen Vaters also geschah; so viel erfuhr ich, daß er seit einiger Zeit mehr als früher trinke, spät nach Hause komme, früh fortgehe, und sich in zweideutiger Gesellschaft am Besten gefalle. Er hatte zu leben, und so kümmerte sich sonst Niemand um ihn. Nur war im ganzen Dorfe ein gewisser geheimvoller Bann über ihn ausgesprochen, ohne daß Jemand die Ursache angeben konnte; kurz, man ging nicht gerne mit ihm um, und mied seine Gesellschaft. Fragte man den Einzelnen, warum sich dieses so verhalte, zuckte er die Achseln und wußte keine andere Antwort, als: es ist so — wer weiß, was man gegen ihn hat, es ist so. Unter dem Volke aber mag sich ein dunkler Verdacht nach und nach ausgebreitet haben, ohne daß der Einzelne ihn auszusprechen wagte. Was mein Vater sogleich gefunden hatte, das gab den Andern nach und nach ein gewisser Instinkt.

Doch ich lebte lustig und guter Dinge. Es war an einem Sonntage, und ich war zu Tanze im Wirthshause. Die Stunden verstrichen mit außerordentlicher Schnelligkeit, und es wurde spät nach Mitternacht, als ich erst an die Heimkehr dachte. Ich kam an unsere Hausthür; sie war verschlossen; ich wollte pochen, da erinnerte ich mich, daß Vater den Tag unwohl war, daß er jetzt vielleicht in gutem, wohlthätigem Schlafe liege, und ich wollte ihn nicht stören. Ich dachte nach, wo ich sonst ein Nachtlager finden könnte, und während ich so nachdachte und um sah, da fiel mein Blick auf das Haus des Böttchers, in welchem Daniel zur Miethe wohnte.

Digitized by Google

Ein ſonderbares Gefühl durchzuckte mich; gerade ſo war die Nacht, wie damals, als das Traurige geſchah. Stille rings umher, im Fluſſe glänzte des Mondes Fülle, und die Nachtigall ſang. Sollte ich dorthin gehen und beim Mörder um ein Nachtlager bitten? Sollte ich unter einem Dache ſchlafen mit Einem, der betrogen, geſtohlen und gemordet? Ich habe von jeher an Gewiſſensbiſſe geglaubt, und mir die ſchauderhafteſten Vorſtellungen gemacht von dem Schlafe eines Verbrechers. Sollte ich hingehen und ſehen, ob es wahr ſei, was mein Vater verdammend gegen ihn ausgeſprochen; was das Volk vermuthete, und ob es wahr ſei, was ich mir gedacht von einem ewig innern Richter? Schon war ich auf dem Wege nach dem Böttcherhauſe. Die Nacht war warm, aber ich fror; es war alles ſo ruhig, wie das Gewiſſen eines Frommen, wie aber ſchien Alles geſpenſtiſch; der Bach murrte, das Mondlicht auf dem Teiche erſchien wie Irrlichter verwunſchener Seelen; auf einem Stein mitten im Bache ſtand eine graue Katze, die ihren Rücken dem Mond entgegen hob; aus dem fernen Wirthshauſe drangen die Töne der Tanzmuſik verworren und wie weinend an mein Ohr. Schon ſtand ich vor der Thür des Hauſes, das ich mir zur Herberge auserkoren hatte: ich überlegte. Ich wollte es dem Zufall überlaſſen, ob mir Jemand von der Böttcherfamilie oder von der Familie Daniels öffnen würde. Danach wollte ich mich richten, und bei dieſem oder bei jenem übernachten.

Ich pochte, und wartete mit Herzklopfen, wer mir öffnen würde. Nach einigen Minuten hörte ich Geräuſch, und Daniels Weib ſchob den Riegel von der Thür. Ich konnte nicht ſchnell genug Worte finden, mein ſpätes Kommen zu entſchuldigen und mein Begehren vorzubringen, ſie aber half mir aus der Beklemmung, indem ſie ſelbſt ganz überraſcht zu ſprechen anfing.

„Ei, Herr Moriz, ſo ſpät in der Nacht; woher kommen Sie? Sind Sie doch wieder einmal in unſerem Dorfe. Das iſt ſchön, daß Sie uns in Ihrer Stadt nicht vergeſſen, und doch jedes Jahr einmal zurückkommen. Wie geht es Ihnen denn immer? Sind Sie bald ein ausſtudirter Herr Advocat? Wie muß ſich die Frau Mutter gefreut haben," u. ſ. w. u. ſ. w.

Nachdem ich alle ihre Fragen beantwortet und mein Begehren, das ich mit dem Unwohlſein meines Vaters entſchuldigte, und dem ſie mit großer Freundlichkeit willfahrte, vorgebracht, fragte ich auch ſie, wie es denn ginge.

„Ach, mein lieber Gott, ich kann's eigentlich nicht ſagen wie. Geld allein macht's nicht aus; der Daniel hat ein ſchönes Geld bekommen von der Aſſecuranz, kann aber gar nicht ſagen, daß es uns jetzt beſſer gehe, als ſonſt, da wir oft nicht das Brod zu brechen hatten. Es iſt kein Segen an ſolchem Gelde. Der Daniel bringt nichts zuwege damit, und ſo wird es auch bald aufgezehrt ſein.

(Fortſetzung folgt.)

Clementine von Noan.

Erzählung aus dem Engliſchen. Von Dr. Rödiger.

1.

Gegen das Ende Februars 1805 war in Nantes ein glänzender Royaliſtenball, wobei jedoch auch die anweſenden Notabilitäten des Kaiſerreichs Zutritt fanden. Der Amphytrion ſelbſt gehörte dem alten Adel des Landes an, und mehrere ehemalige Häupter der Chouans hatten ſich, ihre heroiſchen Täuſchungen vergeſſend, mit ihren Familien zu dem Balleſte begeben. Die Geſellſchaft war eben ſo glänzend als zahlreich, und die allgemeine Freude belebte ſelbſt die ſtrengſten Züge. Alle reichten einander bereitwillig die Hand, um, wie man ſich ausdrückte, im „Schatten der Lorbern" zu tanzen und manche blaue Uniform bewegte ſich unter den weißen Feſtkleidern der ſchönen Bretagnerinnen.

Eine der Letztern zog bald die Aufmerkſamkeit der tanzluſtigen Männer auf ſich. Es war eine junge Dame von etwa dreißig Jahren, welche eben ſo einfach als reich gekleidet, einen Ehrenplatz im Hauptſaale einnahm. Sie ſchien der Glanzpunkt der Converſation zu ſein, denn es hatte ſich ein Kranz der gewählteſten Geſellſchaft um ſie verſammelt. Kaum gaben daher die erſten Bogenſtriche das Zeichen zum Beginn des Tanzes, als eine ganze Reihe tanzluſtiger Cavaliere ſich durch die Menge drängte, um ſie zum Tanz aufzufordern. Der erſte war der junge Marquis B**, er näherte ſich der Dame mit einem, für einen Officier des Kaiſerreiches ſehr beſcheidenen Anſtande, und bat mit einer tiefen Verbeugung um die Ehre mit ihr zu tanzen.

Ich danke Ihnen, mein Herr, ich tanze nicht, erwiederte ſie mit einem ſonderbaren Lächeln.

Der Marquis machte eine zweite, nicht ſo tiefe Verbeugung als zuvor, und zog ſich ſehr verdrießlich über den Korb zurück. Junge Damen gehen auf einen Ball in keiner andern Abſicht, als um zu tanzen, und die ſchöne Unbekannte wurde unter Allen am meiſten aufgefordert;

Digitized by Google

mehrere andere Tänzer folgten dem Beispiele des Marquis und alle wurden, wie er, mit demſelben ironiſchen Lächeln abgewieſen. Dieſe Entdeckung beruhigte die etwas verletzte Eigenliebe des Marquis, erregte aber deſto mehr ſeine Neugierde.

Er fing an, die geheimnißvolle Schöne mit der größten Aufmerkſamkeit zu betrachten. Sie war blond und ungewöhnlich blaß, aber ihre Züge waren gleichwohl ſehr belebt, ihr Wuchs durchaus tadellos. Die durchdringende Lebendigkeit ihrer ſüdlich glühenden Augen bildete den überraſchendſten Contraſt zu ihrer völlig deutſchen Geſichtsform; und bei jenem ſonderbaren Lächeln, welches ſich von Zeit zu Zeit auf ihrem ſchönen Munde zeigte, beurkundete eine eigenthümliche Zuſammenziehung der Oberlippe ihre ungewöhnliche Verſchloſſenheit und Charakter-Feſtigkeit. Dieſelben Gegenſätze fanden ſich in ihrer ganzen Erſcheinung, ſogar in ihrer Haltung. Während die reichen, üppigen Formen ihres Oberkörpers jene reizende Vollkraft, welche das ausſchließliche Erbtheil der Jugend iſt, zu erkennen gaben, ſchienen Hüften und Knie unter den Falten ihres weißſeidenen Kleides zuſammengeſunken, und ihr zarter Fuß ruhete ſo unbeweglich auf dem Fußboden, als ob ein ſchöner Fuß gar kein der Betrachtung würdiger Gegenſtand wäre.

Die Dame, welche ſo allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, war offenbar der Mehrzahl der Gäſte völlig unbekannt. Der junge Marquis, welcher erſt vor wenigen Tagen mit ſeinem Regiement in Nantes eingetroffen war, wandte ſich daher an den Baron F**, einen benachbarten Edelmann, der ihn eingeführt hatte.

Gut, daß ich Sie treffe, lieber F**, ſagte er, ihn lebhaft bei Seite ziehend; Sie müſſen mir ſagen, wer dieſe wunderbar ſchöne Blondine iſt, die ein Gegenſtand der allgemeinen Huldigung zu ſein ſcheint und ſich gleichwohl ſo hartnäckig weigert, ihren Platz zu verlaſſen, wo ſie ſo unbeweglich iſt, wie eine Statue auf dem Piedeſtal. Iſt es Vorurtheil, Laune oder Nothwendigkeit, wodurch wie des Vergnügens beraubt werden, ſie als Königin des Balles zu ſehen? Haben wir es mit den Bedenklichkeiten einer beſorgten Mutter oder mit der Eiferſucht eines Gemahls zu thun?

Nichts von dem Allen, mein Freund! erwiederte der Baron, den Kopf ſchüttelnd.

Der Anblick der Dame, welche der Marquis ihm zeigte, machte einen heftigen Eindruck auf ihn, und er fuhr ernſt, faſt feierlich fort: Sie verdient mit Recht Ihre Aufmerkſamkeit; denn es giebt kaum etwas Merkwürdigeres und Intereſſanteres, als die Ereigniſſe, welche ſich an ihr Leben knüpfen. Wollen Sie ihre Geſchichte kennen lernen?

In dieſem Augenblick ging ein großer ſchöner Mann vorüber, und begrüßte den Baron auf vertrauliche Weiſe.

Dieſer Cavalier, fuhr der Baron fort, als er ſich mit dem Marquis wieder allein fand, und ohne des Letzteren Frage abzuwarten, dieſer Cavalier iſt der Held der Entwicklung. — Kommen Sie, und hören Sie die Geſchichte der Dame, und Sie werden begreifen, warum ſie ſelbſt mit einem Cavalier, wie Sie ſind, nicht tanzen will.

Bei dieſen Worten zog er den Marquis, deſſen Neugierde den höchſten Grad erreicht hatte, in das Spielzimmer, wo ſich Beide ſo ſetzten, daß ſie die ſchöne Bretagnerin beſtändig im Auge behielten. Der Baron begann ſeine Erzählung.

In der Schreckenszeit der Revolution bewohnte ein Marquis von Roan das an der Loire, ungefähr eine Stunde von Nantes gelegene Schloß S**. Um der Guillotine und der Auswanderung zu entgehen, nannte er ſich „Citoyen Roan,“ und verfügte ſorgfältig von den Wänden des alten Herrſchaftsbeſitzes ſein Familienwappen, welches indeſſen in der Tiefe ſeines Herzens eingegraben blieb. Während er im Stillen damit umging, ſein Vermögen zu realiſiren, um gleich den Philoſophen Alles mitnehmen zu können, hatte er keinen andern Schutz, als ſein tiefes Schweigen, und keine andere Beengefährtin, als ſeine Tochter.

Clementine von Roan beſaß neben ihren körperlichen Reizen auch die ſeltenſten Vorzüge des Geiſtes und Herzens; und dieſe liebenswürdigen Eigenſchaften waren ohne Zweifel die vorzüglichſte Urſache der Geduld, womit der Marquis ſeine Einſamkeit ertrug. Clementine ſchien der Schutzengel des Schloſſes zu ſein, und der Marquis hatte ſich an den Gedanken gewöhnt, daß ſein Heil und ſeine Ruhe von der Gegenwart ſeiner Tochter abhänge.

Clementinens kindliche Liebe war um ſo verdienſtlicher, da ſie ihr eigenes Glück der Zufriedenheit ihres Vaters zum Opfer gebracht hatte. Ein Edelmann vom Hofe der Königin Marie Antoinette, der Vicomte Heinrich von Froſſay, hatte ſich Clementinen, während ihres kurzen Aufenthaltes in Paris genähert. Aus der zarten Aufmerkſamkeit, welche er ihr bewies, wurde bald die innigſte Liebe; er wurde wieder geliebt, und der Marquis von Roan verſprach ihm die Hand ſeiner Tochter.

Digitized by Google

Schon wurden alle Anſtalten zur Vermählung getroffen, als das Ungewitter der Revolution ausbrach. Während den Vicomte ſeine Pflicht an die Prinzen feſſelte, rief das Heimweh, die gewöhnliche Krankheit alternder Perſonen, den Marquis auf ſeine Güter in der Bretagne. Er zeigte ſeiner Tochter den Weg nach Nantes und die Straße nach Koblenz, und ſagte mit zitternder Stimme: Wähle, mein Kind; ob Du als Vicomteſſe von Froſſay oder als Fräulein von Roan von hier abreiſen willſt.

Clementine zögerte einen Augenblick, denn Heinrich ſah ſie mit Thränen an; allein ſie ſah ihren Vater an, welcher ebenfalls weinte, und ſie ſank in ſeine Arme, während ſie zum Abſchiede die Hand des Geliebten drückte.

Auf Wiederſehen, Clementine, ſagte Froſſay, ſich willig der harten Nothwendigkeit fügend:

Auf Wiederſehen, Heinrich, antwortete Clementine, und ſie ging mit ihrem Vater nach der Bretagne, während ihr Verlobter den Prinzen nach Deutſchland folgte.

Bald waren die entfeſſelten Dämonen der Revolution über ganz Frankreich losgelaſſen, und die Liebenden ſagten einander im Gedanken das verſäumte Lebewohl. Eine einzige Hoffnung nur blieb Clementinen; eine traurige Hoffnung, um deren Erfüllung ſie den Himmel nicht zu bitten wagte; — ſie hoffte, Froſſay werde, dem Beiſpiele mehrerer Emigrirten folgend, an dem Kampfe in der Vendée und Bretagne Theil nehmen. Allein unter den berühmten Namen, welche zuweilen bis an das Schloß S** drangen, wurde der Vicomte nie genannt.

Ein einziges Mal drangen die Scharen der Chouans bis an die Loire vor, und der Marquis von Roan erkundigte ſich ſorgfältig nach dem Namen des Anführers. Dieſer war kein Edelmann, ſondern der furchtbare Martial, der zweite Cathelineau in dieſem Rieſenkampfe. Nach vielfachen Beweiſen wunderbarer Kühnheit und Tapferkeit wurde er mit ſeiner Schaar in die Vendée zurückgeworfen.

In dieſer Zeit der ängſtlichſten Spannung bekam der Marquis die Liſte der verurtheilten Emigrirten in die Hände. Schaudernd durchlief er das Verzeichniß, — der Name Froſſay war nicht darin!

Gott ſei gelobt! rief Clementine, in der erſten Aufwallung der Freude, die Augen zum Himmel erhebend; allein dieſe Freude wich der quälendſten Unruhe, als ſie in den Augen ihres Vaters eine düſtere Ahnung las. —

Ein ſo bekannter Name, wie der des Vicomte, würde weder der Aufmerkſamkeit der Schreckensmänner entgehen, noch auf Begnadigung Anſpruch machen können; wenn Heinrich nicht vernichtet iſt, ſo lebt er nicht mehr!

So ſorgfältig er dieſe Ueberzeugung auch zu verbergen ſuchte, ſo begriff Clementine das düſtere Schweigen ihres Vaters zu gut, um ſich länger zu täuſchen.

Seit vierzehn Tagen hatte ſie ihren Verlobten beweint, als zwei Reiſende im Schloſſe ankamen. Der Eine trug das Coſtüm eines deutſchen Studenten, mit ganz kurz geſchnittenen Haaren, nach der Mode der damaligen Zeit; der Andere, als Bauer gekleidet, barg ſeine ſchlaue Miene hinter ſeinen langen, unordentlich herabhangenden Haaren.

Albert Spachmann, antwortete der Erſtere mit eigenthümlichem Accent dem Citoyen officieux*), der ihn um ſeinen Namen fragte; und Jean Pierre Audrain, mein treuer Führer, fügte er, auf ſeinen Begleiter deutend, hinzu. — Saget dem Bürger Roan, daß wir ihm Nachrichten von dem Bürger Froſſay bringen.

Er hatte kaum ausgeredet, als er in den Empfangſaal des Schloſſes geführt wurde; und zwei Minuten darauf lag der Vicomte — denn er war es — in den Armen des Marquis und ſeiner ſchönen Braut.

Der Vicomte hatte ſich in Deutſchland als Heinrich von Froſſay den Tod gegeben, um in Frankreich unter dem Namen Albert Spachmann wieder aufzuleben. Clementine hing zärtlich an ſeinem Halſe und dankte ihm, daß er ſo vorſichtig geweſen ſei, vorzüglich aber, daß er an keinem unnützen Kampfe Theil genommen habe.

Welch' ein Unglück, wenn der Himmel unſern frühern Wunſch erhört hätte! rief Clementine. Geſangen oder geächtet gleich allen Anführern der Vendeer, würdeſt Du Dein Glück und das unſerige zerſtört haben, ohne eine unwiederbringlich verlorene Sache zu retten!

(Fortſetzung folgt.)

*) So wurden in jener Zeit die Bedienten genannt; man ſcheuete den Namen ab, duldete aber natürlich die Sache.

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

Allen Schneidern zu empfehlen. Ein pariser Schneider begegnete einem seiner Schuldner, einem Lion erster Classe, und forderte ihn zur Zahlung seiner Rechnung auf. Der Lion antwortete, er hoffe ihn in einigen Tagen befriedigen zu können, aber der Schneider war mit dieser Antwort nicht zufrieden; er faßte seinen Schuldner beim Kragen, führte ihn unter eine Hausthür und mit Hülfe einiger im Hause arbeitenden Mawrer zog er dem Lion Rock, Weste und Beinkleider, kurz den ganzen auf Kredit gelieferten Anzug aus. Nachdem er ihn im wahren Sinne des Wortes ausgezogen hatte, ließ er einen Fiaker kommen, trug den Lion hinein und befahl dem Kutscher, zu der Wohnung des Letzteren zu fahren. Der Fiacher rollte davon und der Schneider kehrte im Triumpf mit seinen Trophäen nach Hause zurück. Der Lion soll übrigens eine Klage gegen den unhöflichen Schneider eingeleitet haben.

Der Derwisch und der Koch. Ein Derwisch rühmte von sich, er wisse zu jeder Stunde, was Gott thue. Der Sultan ließ ihn hierauf vor sich kommen, und nachdem er sich von seiner Allwissenheit überzeugt zu haben glaubte, gab er Befehl, daß der Patriarch der Christen im Divan ebenfalls erscheinen und ähnliche Proben seiner Weisheit ablegen solle. Die eigentliche Absicht aber war, diesen durch die Weisheit des Derwisches zu demüthigen. Der Patriarch war in Verzweiflung: aber da bot sich sein Koch an, seine Stelle bei dieser Prüfung zu vertreten. Als der Derwisch und der verkleidete Koch vor dem Sulton erschienen, und der erstere auf die Frage befehden, was jetzt Gott mache? antwortete: „Jetzt wandelt er im Paradiese; jetzt pflückt er eine Blume; jetzt setzt er sich auf eine Rosenbank u. s. w.," da befahl der Sultan dem vermeintlichen Patriarchen, er solle fortfahren, zu sagen, was Gott weiter mache. Der Koch erwiederte: „Großmächtiger Sultan und Herr! Dein Sklave hat heute noch nichts gegessen, und es gezieret sich nicht, und läßt sich auch von Deiner gerühmten Großmuth nicht erwarten, daß irgend jemand in Deinem Divane hungere. Ich bitte Dich daher zu befehlen, daß man mir und meinem Collegen eine Schüssel Milch bringe, zugleich aber einem jeden von uns ein Brot und einen Löffel. Wenn wir sodann Dir zum Helle und werden gestärkt haben, dann wollen wir weiter über die Sache sprechen, und unsere Weisheit vor Dir auskramen." Das Verlangte wurde gebracht. Der Koch setzte sich dem Derwisch gegenüber, brockte sein Brod in die Milch und sagte zu seinem Collegen: er solle dasselbe thun. Als beide ihr Brod eingebrockt hatten, nahm der Koch den Löffel und rührte das Ganze durcheinander und sagte: „Nun laß uns essen." Kaum hatte der Derwisch seinen Löffel in die Schüssel getaucht, als ihm der Koch mit seinem Löffel einen Schlag auf die Hand gab. „Warum das?" rief der Derwisch. Der Koch erwiederte: „Darum, weil Du das, was ich von meinem Brote eingebrockt, nie wegessen willst." Der Derwisch antwortete darauf: „Wie kann ich wissen, was Du eingebrockt; Du hast ja alles unter einander gerührt." Darauf sagte der Koch, indem er ihm noch einen Schlag auf die Stirn gab: „Wenn Du das nicht weißt und erkennst, was du so eben gethan, wie willst Du zu wissen Die anmaßen was der allmächtige Herr und Gott im Himmel thut?" Der Derbisch wurde bei diesen Worten ganz verwirrt und wußte keine Antwort zu ertheilen, der Sulton aber schien über diesen Kampf so sehr ergötzt zu sein, daß er lachend ausrief: „Recht so, Du bist weiser, als der Derwisch!" Der Koch wurde reichlich beschenkt, den Derwisch jedoch ließ der Sultan als Lügner und Betrüger bestrafen.

— Eine Frau sagte am Abend zu ihrem Manne, sie müsse noch ausgehen, um sich Schnupftabak zu holen. „Was?" sagte der Mann, „Du hast Dir ja erst heute Morgens ein Loth gekauft." — „Ein Loth," antwortete sie, „was ist das für eine Frau, die ein Kind an der Brust hat?"

(Das tragische Ende einer Liebesgeschichte.) Er und sie liebten sich. Er war ein armer Teufel und nebenbei Schreiber bei einem Advocaten, sie war ebenfalls nichts anser ein — hübsches Mädchen. Das ist freilich genug, um geliebt, aber zu wenig, um geheirathet zu werden. Das „Verhältniß" wie Restrop sagt, war im besten Verhältniß, als plötzlich etwas dazwischen trat, das die Gestalt einer heirathslustigen Hausfrau annahm. Unter einer heirathslustigen Hausfrau versteht man gewöhnlich eine Frau in den besten Jahren, mit einem schuldenfreien Haus und schöner Wäsche im Kasten, nebst einem kleinen „Einkommen" und zwei großen Augen. Die in Rede stehende Hausfrau war überdies noch eine jener Frauen, die man nach Jean Paul wie guten Thee mehrere Male übergießen kann, ohne daß sie an Aroma bedeutend verlieren. Nichts leichter, als daß der schreiberische Jüngling das Wohlgefallen der schuldenfreien Hausfrau erregte, als er zu mehreren Malen in advocatischen Angelegenheiten zu ihr kam, und nichts leichter, als daß unser Federheld dieses Wohlgefallen bemerkte. Kurz und gut, d. h. kurz und schlecht, er wurde seiner jungen Liebe untreu, und verbandelte sich mit der Hausfrau, welche im Vereine mit ihren Pinscherin und Katzen ihm das schuldenfreie Herz und zugleich ihre Hand anbot. — Die junge Liebe ahnte nichts, nur bemerkte sie, daß der Mann ihr rothes Herzens kälter wurde. Als er aber immer kälter wurde, und endlich selten kam, da schlugen die Flammen der Eifersucht über ihrem blonden Haupte zusammen. — Während dem wurde der Verlobungstag festgesetzt. Eine gewählte Gesellschaft, worunter ein Güter-Inspections-Adjunct, zwei Advocaten-Schreiber, mehrere Putzmachrinnen u. s. w., waren im glänzend beleuchteten Zimmer versammelt. Plötzlich wurde der Bräutigam abgerufen. Ein Mädchen wünschte ihn zu sprechen, hieß es. Der Bräutigam ging hinaus, und blieb draußen wie versteinert stehen, denn seine junge Liebe stand vor ihm. Der Sprache kaum mächtig stammelte sie: „Ungetreuer, Du heirathest?!" — „So ist es!" antwortete er höhnend. — Darauf lief sie ihrer Sinne kaum mächtig in's nächste Magazin des Modes-Gewölb, und kaufte sich einen schwarzen Hut mit schwarzem Schleier, und seit der Zeit trauert sie um ihren Geliebten!

Heirathsgebrauch. Bei einem nordamericanischen Indianerstamme soll es gegen den Anstand sein, um die Geliebte bei Tage zu werben. Der Wilde wartet, bis es Nacht wird, dann zündet er ein kleines Holzfeuer an und geht in die Hütte seiner Auserwählten. Hier tritt er schüchtern vor dieselbe und

Digitized by Google

hält ihr den brennenden Span vor den Mund. Weigert sie sich, denselben auszublasen, so ist das ein Kord, und er geht wehmüthig zurück. Bläst sie dagegen das Licht aus — so wird die Heirath sofort vollzogen. Dies ist auch eine Art Blumensprache. Die Wilden sind doch gar nicht so unculivirt, als wir meinen.

(Die Helden des dreißigjährigen Friedens.)

Husarenlieutenant v. W. Herr von Campwitz, Ihr Stiefel imponirt mir, auf Ehre! Wo haben Sie ihn bauen lassen? Der Mann soll auch meine Kundschaft haben, notabene, wenn er nicht einer der Unverschämten ist, die gleich mit der Rechnung da sind, wenn kaum ein bis zwei Jährchen verflossen sind.

Gardelieutenant v. H. Kellner! Haben Sie Champagner?

Kellner. Jawohl, Herr Graf.

Gardelieutenant. Was kostet die Flasche?

Kellner. Zwei Thaler fünf Silbergroschen, Herr Graf.

Gardelieutenant. Kellner, haben Sie nicht welchen zu zwei Thalern fünfzehn Silbergroschen?

Kellner. Nein, Herr Graf. Jedoch wenn Sie befehlen ....

Gardelieutenant. Geben Sie mir einen Cognac. (Er trinkt und setzt mit Mutter den Helm auf.) Guten Morgen! ich werde nach der Parade bezahlen.

(Ein Pust.) Ein Herr war neulich zu einem Hausconcerte geladen; am Schlusse des Concertes war der Herr verschwunden; nur seine Kleider fand man auf einem Armsthl liegen. Den Herrn hatte die Langweile verzehrt.

(Neujahrswunsch an einen Schauspieler.

Es möge zu dem neuen Jahr
Der Himmel eine Weiberschaar
Dir, Freund, als Publikum bescheeren.
Dann wirst gewiß Du immerdar
Dich sicherlich beklatschen hören.

(Der genarrte Enthusiast.) Der Bewunderer und Anbeter einer Primadonna, begierig, derselben auf eine eben so galante als ungewöhnliche Weise seine Huldigungen darzubringen, schafft für schweres Geld ein Bouquet blühender Rosen (es war im Winter) an und postirt sich hinter eine der Coulissen, um der Gefeierten unmittelbar nach ihrem Triumphe das Zeichen seines Enthusiasmus zu Füßen zu legen. So steht er, mit gelben Glacehandschuhen die Hände bedeckt, den Hut in der Hand, hinter der Coulisse, sehnlichst den Augenblick herbeiwünschend, das Bouquet vorsichtig hinter sich haltend, damit nicht ein Seitenblick seiner Angebetenen seine ihr bereitete Ueberraschung verrathe. Ein Spaßvogel, blos bemerkend, schleicht mit einer Scheere bewaffnet, hinzu, schneidet alle Knospen und Blüthen leise ab, so daß der Kunstenthusiast nur die Stengel in den Händen behält. Endlich rauscht der Vorhang hernieder, die Primadonna nähert sich ihm, und sich gratios verbeugend, überreicht der Gute als Zeichen seiner Werthschätzung und Verehrung eine Hand voll Rosenstengel. Wenn kann sich das Entsetzen des Dupirten und die Heiterkeit der Künstlerin denken.

— (s Herz.)

's Herz is wia da Himmel,
Bald hell und bald trüab.
Oft ängstli und furchtsam,
Grad so — wia a Dlad! —

's Herz is wia Bleamerl,
's thät weit'n, vakümmt's'n,
Thät's nit von dö Aug'na
A Wassert oft kriag'n!

's Herz is wia a Kinderl,
Es hat fir nix gnua,
Und thät ma eahm d' Sunn geb'n,
's wollt' d' Stern no dazua! —

's Herz is wia a Rathsel,
Ma kennt si nit aus,
Der Tod bringt alloani —
D' Auflösung heraus! —

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die neuen Stoffe für die Saison sind äußerst zahlreich und glänzend. Auch hat sich die Mode für einige entschieden. Der silzfarbene Grund, weiß gestreift, scheint sehr beliebt zu werden. Im Ganzen schenkt man den carrirten Stoffen allgemeinen Beifall. Zu Besuchskleidern haben bereits viele Damen den Hermelintaffet gewählt, der wahrscheinlich wegen seines breiten weißen Streifens so genannt wird, der sich darauf hinzieht. Für einfachere Kleider hat man einen Foutard, derjedenfalls carrirt ist und breitestens angesetzt Volants erhält. Sehr schön sieht ein Stoff aus, der ganz schmale enge Streifen hat, über denen sich in gewissen Entfernungen eine leichte erhaben gestickte Guirlande hinzieht. Neu ist auch der Pariser Taffet, den man in Filzfarbe und Kirschroth namentlich zu Promenadenkleidern liebt. Für die Visiten und andere ähnliche Kleidungsstücke, die man im Winter trug, sieht man verschiedene Gegenstände, welche zu Sommeranzügen vorzugsweise passen werden, z. B. einen Ueberwurf von Taffet, welcher die Mitte zwischen einem kleinen Mantel und der Visite hält und von beiden das Coquette und das Elegante hat. Diese Ueberwürfe sind von Taffet in zarten glasirten Farben, theils mit reichen schwarzen Volants von demselben Stoffe, mit Rüchen, Zacken oder Posamentirarbeit. Die Posamentirarbeit ist noch immer das Beliebteste zum Ausputze und es kommen auch darin immer mehr Breiten zu Tage, wie die spanische Posamentirarbeit mit ihren Glöckchen und durchsichtigen Geflechten, die orientalische mit ihren Troddeln und ihrer bunten Zusammenstellung; die Sammetborden, welche die Einfachheit der einfarbigen Stoffe so schön hervorheben und die sogenannten Agrements, welche sich in Schönheit mit den Stickereien messen können. Deshalb wird man auch Taffetkleider tragen, die bis an die Kniee mit Stickereien von Posamentirarbeit geschmückt sind, welche durch breite Franzen getrennt werden oder mit einer spitzenartigen Stickerei in dieser Art, die sich zu beiden Seiten in reichen Knöpfen von ob- und zunehmender Größe endigt. Auch die sogenannten Montpensier-Mantillen wird man ebenso sticken und man hat dazu und zu andern ähnlichen Zwecken die Montpensier-Guipüre-

Digitized by Google

spitzen, welche das Zierlichste sind, das man dieser Art geschaffen hat. Die Mantillen mit Schawlspitzen hinten und selbst die Schawls, die doppelt mit breiten Spitzen garnirt sind, scheinen von den eleganten Damen angenommen zu sein. Die Regligé-Mantillen dagegen werden jedenfalls am besten sein, wenn sie auf dem Rücken rundgeschnitten sind. Die seidenen Kleider werden mehrere ausgezackte Volants haben. Vorn auf dem Rocke haben wir mehrere Stickereien gesehen, die breiter sind als sonst. Die Damen, welche nicht so hohe Garnirungen tragen wollen, wählen einen einzigen breiten Volant, über dem Stickereistoff eine Polamentiraxbeit hinläuft. Die Leibchen sind bis jetzt sehr hoch hinaufgehend. Die unten geschlossenen Aermel erhalten Achselaufputz, der aber sehr klein ist. Einige Damen haben statt derselben einen Versuch mit Schleifen a la Ludwig XIV. gemacht und es läßt sich nicht läugnen, daß dieselben zu Halbputzkleidern recht gut aussehen. Die Tyrole, welche zum Halten des Schawls bestimmt und eine Neuigkeit ist, hat allgemeinen Beifall gefunden, denn es ist gewiß hübsch angenehm, wenn eine Dame sich nicht mit ihrem Schawl beim Gehen zc. zu beschäftigen braucht. Auch die Jagueten zum Halten der Kleider werden mehr und mehr hervorkommen. Die neuesten und beliebtesten sind rund wie ein kleines Armband und sie haben ein Kettchen, welches dazu dient, das Kleid mehr oder minder, je nach Belieben aufzunehmen. Auch Uhren werden nicht selten getragen und sie sind jetzt meist in blauer oder grüne Email getrost, auf der man eine Blume in Brillanten oder Perlen sieht. Die Damen möchten gern wieder Schuhe tragen, da diese mit schönen Strümpfen offenbar mit zu dem Reizendsten gehören, was eine Dame tragen kann; aber alle Versuche werden vergeblich bleiben. Mann müßte, um diese Mode wieder zurückzuführen, die Kleider verkürzen und eine solche Veränderung ist für jetzt gänzlich unwahrscheinlich. Die Kleider werden lang bleiben und man wird deshalb auch in der nächsten Zukunft Stiefeletten tragen. Die Stiefeletten haben ziemlich breite Spitzen und diese Spitzen sind meist von Marokin oder von lackirtem englischen Leder. Diese Besitzung geht ziemlich weit auf dem Fuße hinauf und ist da rund ausgeschnitten. Man trägt aber auch Stiefeletten, die gar keine Besetzung haben, sondern ganz von Zeug sind, wie von Wollenatlas, von Königastoff und doppelten Pekin. Die beliebtesten Farben sind das Braun, das Dunkelgrün und das Dunkelblau, doch ist bis jetzo keine Farbe bereits etwas zu gemein geworden. Das Marquisenmäntelchen, das in diesen Tagen zum Vorschein gekommen ist, hat einige Aehnlichkeit mit der Pelerine ist aber größer und weiter, ohne indeß schwerer und lästiger zu sein, man garnirt es in drei verschiedenen Weisen; zum Halbputz sind die Volants von dem gleichen Stoffe, d. h. von einfarbigem oder glasirtem Taffet mit oder ohne Posamentier arbeit; — um den Mäntelchen ein paßartigeres Aussehen zu geben, stickt man es am Kragen und klagt ebenfalls gestickte Volants hinzu; — um ihm ein reiches Ansehen zu geben, garnirt man es mit zwei Volants von Spitzen. — Man wird diese Mäntelchen, das ungeheuer zu gefallen scheint, nur in sogenannter Naturalfarbe und in Staubgrün tragen. Manche tillen wird man besonders zum Halbputze tragen; sie sind meist von einfarbigem und zwar dunklem Taffet.

Herren-Mode. Unsere reichen und gefälligen Winterkleidungen fangen allmählig an zu verschwinden, um anderen, weniger schönen und eleganten, Platz zu machen, deren einfache Qteganz jedoch mehr der Saison entspricht, der wir täglich uns sündlich entgegensehen. Schon sollen die Strahlen der Frühlingssonne wärmer auf die Erde und verkünden schönere Tage, und die feine Modewelt freut sich schon im Voraus auf die Feste von Long-champs und auf die neuen Modeschöpfungen, die es bringen wird. Daher sieht man jetzt auf den öffentlichen Promenaden nur noch sehr wenig Renes und blickt mit ängstlichem Erwarten den nächsten Monaten entgegen. Bis dieie herankommen mit ihren neuen Schöpfungen kehren wir zur gegenwärtigen Mode zurück. Als Stadttoilette trägt man noch immer den Ueberrock mit breitem gerwölbten Kragen, langer, enger Taille und kurzen, aber weiten Schößen, die Aermel bald weit und ohne Aufschläge. Alle dergleichen Ueberröcke haben offene Kanten, die Knopflöcher sind, im Verhältniß zu den Knöpfen klein; letztere sind ein wenig gewölbt von facennirtem Cordonet und von gleicher Farbe, wie der Rock. Die jetzt am meisten beliebtesten Farben sind schwarz, grünlich blau, wurthengrün und die Phantasiefarbe: bord Chatam u. s. w. Die Westen tragen man nach Belieben, theils mit Schawls. Sie sind meist sehr lang, bilden über dem Bauch mit Steckkragen Spitzen und sind auf der Brust weit offen; deshalb lassen sie auch nur vier Knöpfe zu. Die Stoffe sind weiß brodirte Piquets, krebsgelbe Valencias und Seidenzeuge, oder turteltaubenfarbige Gaschmirs. Auch werden broschirte Satins von hellen Farben sehr viel getragen. Die Hosen sind noch immer sehr weit in den Beinen, fallen sich rundend, auf den Stiefel und haben festgenähte Etage. Mann trägt sie von Casrin mit breiten und schmalen Streifen auf hellen Grund, oder mit größeren und kleineren Würfeln von verschiedenen Farben auf dunklem Grund. Für den Phantasiranzug sind zwei Formen jetzt am meisten beliebt, der eine hat enge nach unten ausgeschlitzte, der andere hat weite, der ganzen Länge nach abgerundete Schöße. Die Anglaisen daran sind nicht sehr breit und gehen, etwas gewölbt nur bis zum dritten Knopfloch. Der Kragen ist breit und ringsum eingezogen. Diese Phantasieanzüge sind von den verschiedenartigsten, theils hellen, theils dunklen Farben. Als Morgentoilette trägt man noch immer den Paletot-Zwirne von leichtem braunem Tuch; die Weste mit breiten Revers, die Hosen von carrirten hellen Satins weit und ohne Etage.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frack mit runden Schößen, carrirte Beinkleider. 2. Kurzes Jäckchen mit Posamentirarbeit ausgeputzt, Kleid mit drei Volants, mit Fransen in Bogen besetzt. 3. Hut mit Federn. Bisite mit schwarzen Spitzen besetzt. Gestreift Kleid. 4. Bournus. Carrirte Beinkleider.

Die Expedition befindet sich von heute ab
Große Windmühlenstraße Nr. 48 erste Etage.
H. Büchner.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. André in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

II. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.,

Expedition

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 4. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Colporteur-Gesuch.

Für **diese Blätter** sowohl, wie für die Europäische Eisenbahn, welche beide, namentlich das **Modenjournal**, wegen der enormen Billigkeit, einer großen Verbreitung fähig sind, wird ein gewandter **Colporteur** gesucht. Je nach Maaßgabe der Entfernung wird für das **Modenjournal** bis zu 7½ Ngr. und für die **Eisenbahn** 3 Ngr. à Unterschrift gewährt.

Die Expedition,

Große Windmühlenstraße Nr. 48. 1. Etage.

Versichert.

(Fortsetzung.)

Er ist seit dem Brande so traurig, so mißmüthig, es muß eine Krankheit dahinter stecken; er schläft wenig, er hat unruhige Träume und ißt nichts; nur im Wirthshaus bei der Flasche befindet er sich wohler, im Hause leidet's ihn gar nicht mehr, und er sollte doch seine Freude daran haben, wie die Kinder heranwachsen, wie sie so fleißig sind und brav werden. Mein Jacob lernt so gut, daß der Pfarrer sagt, es müsse ein Student aus ihm werden; meine Lisbeth ist auch ein fleißiges Mädchen,

Digitized by Google

und die Frau Bürgermeisterin aus der Stadt hat mir versprochen, wenn sie erst aus dem Gebösten heraus wäre, so wollte sie sie mit ihren Kindern zusammen unterrichten lassen, daß sie vielleicht einmal eine Gouvernante wird, oder so was Ordentliches. Aber sehen Sie, mein lieber Herr Moritz, alles das freut den Daniel gar nicht er hat gar kein Auge dafür, und kümmert sich gar nicht um's Haus. Ach Gott, Ihr Herr Vater, verzeih's ihm Gott, ich will nichts gegen ihn sprechen, er ist ein braver und kluger Mann, aber er ist mit Schuld an unserm Unglück. Als wir nach dem Brande uns in Ihrer Nähe einmiethen wollten, da hat er dagegen gesprochen, und wollte uns nicht in seiner Nachbarschaft haben, und hat manches Wort fallen lassen, das uns sehr geschadet hat im ganzen Dorfe, und da zogen wir unstät herum von einem Hause in's andere, und nirgends wollte man uns behalten, denn Jedermann sagte: der Herr Joseph muß seine Ursachen haben, daß er den Daniel nicht in seiner Nachbarschaft haben will; und so sind wir in Verruf gekommen, und Niemand geht mit dem Daniel um, und wenn so die Leute mit mir reden und sich mit meinen Kinder zu schaffen machen, kommt es mir immer vor, als ob es ob nur aus Mitleid thäten. Zu Ihren Herrn Vater kommt der Daniel auch nicht mehr, denn er hat dort immer nur unfreundliche Gesichter zu sehen bekommen, und das hat ihm doch ein gewisses Ansehen gegeben im Dorfe, daß er früher so häufig zu Ihnen kam. Nun, Gott besser's! Ich weiß nicht, womit wir es verschuldet haben; Gott weiß am besten, was er thut. Kommen Sie herein, Herr Moritz, und nehmen Sie mit dem harten Lager vorlieb, das ich Ihnen bieten kann."

Sie führte mich hinein, und wollte mich in die zweite Stube bringen, um mir da ein weiches Sopha als Lager anzuweisen; ich aber sah den Daniel in der ersten Stube hinter dem Ofen in tiefem Schlafe liegen, und legte mich lieber auf die nicht ferne vom Ofen stehende Bank, indem ich, wie ich ihr sagte, hier nur ein Stündchen vom Tanze ausruhen wollte, da es doch bald Tag werden und ich nach Hause gehen müsse. Sie selbst ging in die zweite Stube, und machte die Thür hinter sich zu.

Nun war ich in einer Stube, unter Einem Dache mit dem Verbrecher. Ein unheimliches Gefühl überkam mich, aber die Erzählung der armen, unschuldigen Frau, die die Schuld ihres Mannes mit büßte, und hatte mich traurig und mitleidig gestimmt, denn hatte ich daraus nicht erkannt, wie sehr Daniel sein Verbrechen büßt, und welche Strafe er in sich trug?

Aber in der Stube blieb Alles still: Daniel schlief tief und ruhig, und ich fragte mich, ob ich an seinem Verbrechen oder an der Macht des Gewissens zweifeln sollte; ich war geneigter zum Letztern, und ein freudiges Gefühl überkam mich, denn ich sprach in mir Daniel frei von einer Schuld, die ihm das Urtheil meines Vaters und der Verdacht des Volkes aufbürdete. Süß beruhigt von diesem Gedanken, wendete ich mich auf der Bank um, überließ mich ganz meiner Müdigkeit und wollte schlafen.

Ich mochte so eine halbe Stunde gelegen haben, halb schlafend, halb wachend, da begann es sich unruhevoll auf Daniels Lager zu bewegen. Ich wurde aufmerksam; ich hob ein wenig den Kopf, und sah mit angestrengten Augen hinüber. Daniel streckte sich im Schlafe und seufzte aus tiefer Brust. Dann wurde er wieder ruhig. Nach wenigen Minuten seufzte er wieder, wendete sich nach einer andern Seite und ächzte schwer, wie Einer, den der Alp drückt. Dieses Aechzen wurde immer leiser und leiser, und verwandelte sich nach und nach in ein stilles, ununterbrochenes Wimmern. Es war, als ob ihn etwas schmerzte. Mir wurde kalt und heiß zu gleicher Zeit. „Also doch," dachte ich, rückte den Polster unter meinem Kopfe an die Wand, daß ich höher zu liegen kam, und stärkte stieren Blickes hinüber nach dem Jammernden. Aber das Jammern hörte auf, und ich seufzte, als ob ich selbst aus einem schweren Traume erwacht wäre. Daniel sprach unverständliche Worte im Traume, und sprach immer hastiger und hastiger, und redete so lange Zeit fort, bis er mit einem Male mit einem lauten Weinen aufhörte. Er weckte er sich selbst, ächzte schwer, setzte sich auf in seinem Bette, rang die Hände in einander und weinte, sich selber unbewußt, stille fort. So saß er viele lange Minuten da; dann wurde er ganz stille und sank regungslos auf die gefalteten Hände und auf die Bettdecke mit gebeugtem Kopfe nieder. Dann legte er sich wieder, und versuchte zu schlafen; aber vergebens, er wälzte sich unruhig auf dem Bette hin und her, bis er plötzlich aufsprang und durchs ganze Zimmer gerade an mir vorüber zum Fenster lief, es aufriß und hinaussah in die stille, friedliche Mondnacht. Er band sein Hemd auf und ließ die kühle Nachtluft an seine Brust wehen, während er sich den Schweiß von der Stirne wischte.

Indessen war von dem Wimmern und Klagen ih-

Digitized by Google

res Vaters auch Lisbeth erwacht. Sie ſetzte ſich in ihrem Bette auf, und ſah traurig dem Treiben ihres Vaters wie etwas Gewohntem zu; aber ſie ſchwieg, und betrachtete ihn betrübt.

(Fortſetzung folgt.)

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Engliſchen. Von Dr. Röbiger.

(Fortſetzung.)

Der Marquis, welcher die Sache der Royaliſten ebenfalls für verloren hielt, ſtimmte von Herzen in dieſe Worte ein, anſtatt die Wirkung, welche ſie auf Heinrich hervorbrachten, zu beobachten. Dieſer brach ſeine Mittheilungen plötzlich ab, und fuhr mit der Hand über die Stirne, um ſeine Unruhe zu verbergen.

Wir wollen nicht mehr an das Verlorne denken, ſagte der Marquis; der Marquis von Roan und der Vicomte von Froſſay ſind todt; aber die Bürgerin Clementine wird ſich glücklich ſchätzen, als Spachmanns Gattin Schutz zu finden!

Der zärtliche Vater fühlte ſich in dieſem Gedanken ſo glücklich, und Clementine blickte ſo dankbar zum Himmel empor, daß der Vicomte das Geheimniß, welches dieſe Freude vergiftet haben würde, tief in ſeine Seele zurückdrängte.

Ja, wir wollen das Vergangene vergeſſen, rief er; wir wollen die Gegenwart genießen, ohne uns mit der Zukunft zu beſchäftigen.

Bei dieſen Worten wendete er ſich zu ſeinem Begleiter, Jean Pierre, um, legte ſchnell einen Finger auf ſeine Lippen, und beruhigt durch ein gleiches Zeichen des Beetagnert, überließ er ſich ganz der Freude des Wiederſehens.

Vierzehn Tage ſpäter bot das Innere des Schloſſes einen ſeit langer Zeit ungewohnten Anblick dar. In dem geräumigen verſchloſſenen Familienſaale ſaßen um den großen, grün behangenen Tiſch vier in der Stille eingeladene Notable des Ortes in ausgewählter Toilette; hinter ihnen ſtanden die „Citoyens officieux“ des Schloſſes, unter denen ſich auch Jean Pierre befand, Clementine, weiß gekleidet, ſtützte ſich mit ſichtbarer Bewegung auf den Arm ihres Vaters, und der Vicomte, in Namen, Accent und Coſtüm den Deutſchen darſtellend, ſtand neben der ſchönen Braut, und erwartete mit Ungeduld den Augenblick der Vermählungsfeier. Dieſe beſtand in der Leſung und Unterzeichnung des Eheeontractes zwiſchen dem Bürger Spachmann, genannt Albert und der Bürgerin Roan, genannt Clementine.

Der Notar hatte die Abfaſſung des Contractes in allen damals vorgeſchriebenen Formen mit Mühe vollendet, und begann die Ableſung des Actenſtückes mit feierlich langſamer Stimme. Ein unparteiiſcher Zeuge dieſer Scene würde erſtaunt ſein über die Nachläſſigkeit, womit die Hauptperſonen ein Actenſtück von ſolcher Wichtigkeit anhörten. Der Marquis, im höchſtem Grade erſtaunt über den lächerlichen Bombaſt, ſuchte ſich auf alle mögliche Weiſe zu zerſtreuen, um die Worte nicht zu genau zu hören. Clementine, welche die Ungeduld ihres Vaters und ihres Verlobten theilte, war nicht aufmerkſamer, als dieſe. Die vier Notablen folgten, entweder in Folge ähnlicher Anſichten oder aus Schmeichelei, dem Beiſpiele der Schloßbewohner, und ſelbſt Jean Pierre brach ſein gewohntes Schweigen, um ſich mit dem Bedienten auf Koſten des republikaniſchen Styles luſtig zu machen.

Aber der Vicomte, welcher ſich unter allen Anweſenden am meiſten mit dem Eheeontracte hätte beſchäftigen ſollen, ſchenkte demſelben am wenigſten Aufmerkſamkeit. Unruhig und mißtrauiſch, als ob ihn ein unheimliches Vorgefühl quälte, betrachtete er die ihn umgebenden Perſonen; bei dem geringſten Geräuſch fuhr er auf und blickte aufmerkſam durchs Fenſter, gleich einem Menſchen, der dem Ziele ſeiner Wünſche ſehr nahe, eines glücklichen Gelingens noch nicht gewiß iſt.

Bei aller Eile, womit der Vicomte die Verkehrungen zur Vermählung traf, hatte er gleichwohl den Wunſch geäußert, gleich nach der Ceremonie mit ſeiner jungen Gemahlin und ſeinem Schwiegervater abzureiſen und ſich außerhalb Frankreich anzuſiedeln, ohne eine gefährliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen.

Wer weiß, ſagte er zum Marquis, ob man mein Incognito nicht entdeckt, ob Sie nicht durch irgend einen Umſtand ſelbſt Verdacht erregen.

Sie ſind jetzt völlig vergeſſen, antwortete der Marquis mit der vollkommenſten Sicherheit. Habe ich nicht meinem Range ſo gut entſagt als Sie, und ſichere ich mir durch die Vermählung meiner Tochter mit dem Bürger Spachmann nicht die Gunſt der Sanculotten? —.

Ihr Plan war vortrefflich; ſtören Sie ihn nicht durch einen widerſprechenden Plan, und überlaſſen Sie mir die Sorge, Ihr Werk zu vollenden.

Digitized by Google

Diesen Gründen hatte der Marquis nur Eine Antwort entgegenzustellen; allein auf diese hatte er schon längst verzichtet. Er überließ sich daher, obwohl nicht ohne die größte Unruhe, dem Marquis und der Verlesung.

Diese Unruhe erreichte in dem Augenblicke, als der Notar die Lesung des Actenstückes vollendete, einen so hohen Grad, daß Clementine sie bemerkte und ihren Verlobten erstaunt ansah.

Ein fernes Geräusch, das nur er allein vernommen, raubte ihm seinen noch übrigen Gleichmuth.

Heinrich! was fehlt Dir? fragte Clementine, sich ihm nähernd.

Diese Frage gab ihm einigermaßen seine Besonnenheit wieder. O nichts — nichts! sagte er mit der Kraftanstrengung eines Mannes, der eine schreckliche innere Unruhe zu bekämpfen sucht.

Er riß sich los von dem schrecklichen Phantom, welches ihn ergriffen hatte, und um die süße Wirklichkeit seines Glückes wieder völlig zu begreifen, nahm er die Feder, welche der Notar ihm überreichte, und sagte zu Clementinen:

Unterzeichnen Sie, Fräulein!

Die Braut legte ihre zitternde Hand auf den Contract und war eben im Begriff, den Federstrich zu thun, von dem sie das ganze Glück ihres Lebens erwartete, als sie dasselbe Geräusch vernahm, welches der Vicomte schon zuvor gehört hatte. Dieser hielt sie zurück und rief:

Unterzeichnen Sie nicht!

Das Geräusch, welches dieses Mal von Allen gehört wurde, und der Ausdruck dieser Worte machte einen heftigen Eindruck auf die Anwesenden. Heinrichs Unruhe theilte sich Allen, gleich einem elektrischen Schlage mit; und während der alte Marquis aufmerksam horchte, suchte der Vicomte seinen treuen Begleiter Jean Pierre.

Dieser war wie durch einen Zauberschlag verschwunden; aber er trat sogleich wieder in den Saal. Die Hofhunde bellten hinter ihm her, und er hatte nur die Zeit, dem Vicomte zuzurufen: Retten Sie sich!

Kaum waren diese Worte gesprochen, als Froffay an ein Fenster eilte, aber zwei ihm entgegengestreckte Bajonnette zwangen ihn zurückzuweichen, und als er wieder unter der Versammlung stand, drangen zwanzig Soldaten in den Saal.

Clementine sank bewußtlos in die Arme ihres Vaters. In wenigen Augenblicken war Heinrich von vier „Blauen“ umringt, und der Marquis von zwei Andern bewacht.

Was wollen Sie von diesem fremden Capitän? fragte der Marquis den Anführer der Truppe. Es ist der Bürger Albert Spachmann, mein Gast und der Verlobte meiner Tochter, und was auch Ihre Beweggründe sein mögen, ihn zu arretiren, ich werde nebst allen Anwesenden Bürgschaft für ihn leisten.

Alle hier Anwesenden würden sich umsonst compromittiren und Sie selbst würden sich schon compromittirt haben, wenn Sie nicht selbst im Irthum wären. Dieser junge Mann hat Sie getäuscht, indem er sich Albert Spachmann nannte!

Die erschrockenen Notablen stießen einen Schrei aus; und der Notar warf einen kläglichen Blick auf sein ungiltiges Actenstück.

Der Vicomte ist erkannt; es ist Alles verloren! sagte der Marquis zu sich selbst. Aber wie groß war das Erstaunen der Anwesenden, als der Capitän auf Froffay deutend, hinzufügte: Es ist kein Anderer, als Martial, der Anführer der Chouans!

2.

Der gefürchtete Name Martial erfüllte die Anwesenden mit einem solchen Schrecken, daß sie, ungeachtet ihrer Zuneigung zu dem Marquis, beinahe die Flucht ergriffen hätten; und selbst wenn der Letztere eines Einverständnisses mit dem gefürchteten Bandenführer verdächtig gewesen wäre, so würde ihn seine außerordentliche Bestürzung vollkommen gerechtfertigt haben.

Nur zwei Personen behielten unter der allgemeinen Bestürzung ihre Fassung; und gerade bei diesen beiden Personen würde eine Verlegenheit am leichtesten zu begreifen gewesen sein. Diese waren Froffay und Clementine. Sobald sich die Gefahr als unvermeidlich darstellte, nahm Ersterer die Haltung eines Mannes an, der gewohnt ist, ihr ins ernste Antlitz zu blicken. Zuerst suchte er die Anwesenden durch einen Wink zu beruhigen, dann deutete er den Soldaten an, daß sie keinen Widerstand zu fürchten hätten, und warf dem Capitän endlich einen Blick zu, der allein schon hinreichend gewesen wäre, ihn als den gefürchteten Martial zu bezeichnen. Endlich sah er Clementinen mit einem ganz andern Ausdrucke an, und der Blick, den er von ihr zurück erhielt, war so voll Ermunterung und Trost, daß er das größte Unglück vergessen haben würde.

Der Marquis, welcher noch immer seinen Sinnen

Digitized by Google

nicht zu trauen ſchien, wollte indeſſen dem Hauptmann begreiflich zu machen ſuchen, daß er ſich täuſche, und gab dem Vicomte einen Wink, ſeine Papiere zu zeigen; allein Beide antworteten ihm nur mit Lächeln und Kopfſchütteln. Der Vicomte und ſein Feind, der Hauptmann Morin, hatten einander auf dem Schlachtfelde gegenüber geſtanden; und Beide erkannten einander auf den erſten Blick. Alles Leugnen war daher fruchtlos.

Es iſt wahr, meine Freunde, ſagte er, ſich zu dem Marquis und Clementinen wendend, ich bin der Anführer der Chouans, deſſen Kriegsname ſo eben genannt wurde. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie betrogen. Der Himmel ſtraft mich dafür, daß ich Ihre Ruhe auf ein ſo gewagtes Spiel ſetzte, und ich danke ihm, daß er mir ein Verbrechen erſparte, deſſen Entſchuldigung Sie vielleicht in meiner Liebe finden werden. — Bedenken Sie, fügte er, auf jene Worte, welche ſein Geheimniß betrafen, ſich beziehend, hinzu: ein Anführer der Chouans hätte doch nur Ihr Glück zerſtören können, und verzeihen Sie dem Bürger Spachmann, daß er Ihnen den Namen des geächteten Martial verbarg. Ach! ich hoffte ihn auch der Republik zu verbergen, und deshalb bat ich Sie ſo oft, Frankreich mit mir zu verlaſſen. Leben Sie zufrieden und glücklich, und ſagen Sie mir, daß ich Ihre Verzeihung mit auf's Blutgerüſt nehme.

Sie ſterben nur als der Gemahl Clementinens von Roan! rief das Fräulein in ihrer Begeiſterung über die hochherzige Rede, welche ihren ganzen Stolz von Neuem erregt hatte. Die ſchrecklichen Gefahren vergeſſend, in welche ſie ſich und ihre Familie ſtürzte, und ſtolz die Thränen trocknend, welche die Rührung ihr ausgepreßt, eilte ſie mit erglühendem Geſicht zu dem Tiſche, worauf der Ehe-Contract lag, ergriff haſtig die Feder, die ihr entſunken war, und unterzeichnete mit feſter Hand.

Umſonſt rief ihr Froſſay zu: Halten Sie ein, Unglückliche!

Clementine wandte ſich zu ihm um, hielt ihm die Feder und den Contract entgegen, und ſagte zu ihm mit zärtlicher, aber entſchloſſener Stimme: Unterzeichnen Sie auch, Martial!

Unterzeichnen Sie, Martial! antwortete der ebenfalls begeiſterte Marquis dem Vicomte, der ihn fragend anſah. Und als dieſer der Aufforderung Folge geleiſtet, unterzeichnete der würdige Vater ebenfalls.

Dies erzählen Sie, Cartier, Capitän! fügte er dann, die beiden Verlobten umarmend, hinzu; und ſagen Sie ihm, wir würden mit Freuden gemeinſchaftlich das Blutgerüſt betreten, wenn unſer Verbrechen eine ſolche Strafe verdient.

Ihr Verbrechen verdiente die Gnade der Menſchen, erweiterte der Officier, vergebens gegen eine Rührung ankämpfend; aber die Republik kennt nur das Geſetz, — ſo wie ich nur meine Pflicht kenne, fügte er hinzu, indem er dem Vicomte einen Wink gab, ihm zu folgen, und den Uebrigen andeutete, ſich ruhig zu verhalten.

Froſſay drückte den Marquis und Clementinen an's Herz, warf einen Blick zum Himmel, und entfernte ſich mit dem Worte: Lebewohl!

Sagen Sie ihm: auf Wiederſehen, Fräulein, murmelte in dieſem Augenblicke eine leiſe Stimme in Clementinens Ohr; das wird Ihnen Beiden Glück bringen, und mir Muth geben, über ihn zu wachen —

Clementine ſtammelte leiſe: auf Wiederſehen! und ſah auf ihrer Schulter den zottigen Kopf Jean Pierres.

Der Bretagner verhielt ſich ruhig, bis Alle den Saal verlaſſen hatten. Dann zog er ohne Umſtände ſein Camiſol aus, kehrte die Aermel um und zog es verkehrt an. Er machte es eben ſo mit ſeiner Kappe, gab ſeinem Geſichte ein neues Anſehen, indem er ſeine Haare hinter das Ohr ſtrich, nahm einen ganz veränderten Gang an, indem er ſich wie ein Lahmer auf ſeinen Stab ſtützte, und verließ das Schloß, ohne von der Dienerſchaft erkannt zu werden.

Der Marquis und Clementine eilten an's Fenſter, um ihn mit ſtaunenden Blicken zu verfolgen, und ſie konnten nicht umhin, den Wink, welchen er ihnen zurückſandte, durch ein Zeichen des Dankes zu erwiedern. —

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch war der Marquis mit Clementinen noch im Saale. Sie hatten die ganze Nacht vom Vicomte geredet, und klagten bald ihn, bald ſich ſelbſt als Urheber ſeines Unglücks an. Durch die heftigen Erſchütterungen des geſtrigen Tages, ſowie durch die ſchreckliche Unruhe dieſer Nacht im höchſten Grade erſchöpft, entwand ſich Clementine gegen Morgen den Armen ihres Vaters und wankte dem Fenſter zu, um ihre brennend heiße Stirne an den Scheiben zu kühlen. Die Nacht war dunkel und der Himmel ſternenlos: aber das Fenſter bot die Ausſicht nach Nantes, wohin auch Clementinens Gedanken wanderten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— Auch einmal eine Liebesgeschichte. Der Infant Don Enrique von Spanien ist jetzt von Barcelona in Toulon angekommen und dürfte in Kurzem in Paris auftreten. Der junge romantische Held erregt durch seine Liebesabenteuer großes Interesse. Man wird sich erinnern, daß derselbe nicht das erste Mal vom Hofe verbannt wird. Vor Jahr und Tag wußte er den Bann zu brechen und der Königin Isabella zu nahen, welcher er damals als Neujahrswunsch seine famose Liebeserklärung übergab. Die Königin wäre damit schon zufrieden gewesen, indes die Politik mischte sich hinein und der Infant mußte abermals unfreiwillig auf Reisen gehen. Er wandte sich nach Frankreich und nach Belgien, wo er seine gleichfals in der Verbannung lebende Schwester, die Gräfin Quinconka, besuchte. Nachdem seine königliche Geliebte seinem Bruder zu Theil geworden war, mochte man ihn für unschädlich halten und ließ ihn wieder nach Madrid kommen; aber konnte man es dem jungen Manne verdenken, daß er da, wo Alles um ihn her heirathete, seinen ehelosen Stad langweilig fand und wie Bruder und Schwester, Vater und Königin heirathen wollte. Die schönste Dame des Hofe, die Gräfin von Castellar, Kammerdame seiner Schwester, Donna Luisa Teresa, gefiel ihm und er ihr nicht minder. Sein Vater war's zufrieden, er hat den größten Vater der jungen Schönen zu sich und die Väter waren bald einig, wie die Kinder. Der alte Graf von Castellar, Gesandte von Spanien und einer der ältesten und geachtetsten Familien Valencia's angehörig, fand sich sogar hochgeehrt und die Vermählung ward anberaumt. Die Königin wurde um ihre Einwilligung gebeten und sie scheint sie gegeben zu haben, als die jüngstliche Politik wieder dazwischen trat und die Herzen aus einander trieb. Das Ministerium machte geltend, wie die Dynastie des spanischen Thrones in Gefahr gerathe, wie, wenn alle die eben geschlossenen Verbündnisse nicht mit Nachkommen gesegnet würden, Don Enrique der Thronerbe wäre, und wie er also aus diesem Grunde eine Ebenbürtige, einen Sprößling aus souverainem Fürstenhause erwählen müsse, um seinen Nachkommen den Thron zu sichern. Schon war am 5 Febr. Abends im Palast S. Juan in Gegenwart der Familie des Bräutigams, mehrerer Grandes und Generale der Vermählungsvertrag abgeschlossen worden, als statt der Genehmigung der Königin der Verbannungsbrief erschien, und der Generalkapitain von Madrid, General Pezuela, am Sonnabend Abend den Befehl erhielt, den Prinzen auf der Stelle zu entfernen und die Dame seines Herzens in ein Kloster zu befördern. Eine Nacht gönnte der General noch den Liebenden, es war ja möglich, daß die sonderbaren Befehle zurückgenommen würden; indeß sie wurden nicht zurückgenommen, und Morgens um 9 Uhr brachte der Generalkapitain dem Prinzen seinen respektvollen Sonntagsgruß mit der Empfehlung, auf der Stelle abzureisen. Nur mit genauer Noth erhielt der Infant die Zeit, seine Reisekoffer zu schnüren; seine geliebte Braut sah er nicht wieder. Ein Brigadier Majeide und ein Hauptmann mit baarem Gelde und Kreditbriefen drängten sich an seine Seite, und um Mittag war Don Enrique bereits in der Reiseschaise, die ihn nach Barcelona führte. In Saragossa wurde ihm nur die Zeit gewährt, die Pferde zu wechseln, in Barcelona aber sollte er zu Schiffe steigen, um ohne Weiteres Admiral in den fabelhaften Gewässern zu werden. Das scheint dem Prinzen denn doch zu viel gewesen zu sein, und, wie gesagt, er ist in Toulon angekommen. Seinen Schwiegervater in spe, den Grafen von Castellar, welchen man ebenfalls verhaftet hatte, hat man nach der Abreise des Prinzen wieder frei gegeben. Die neuesten Nachrichten aus Spanien melden, daß auch die Königin Mutter mit ihrem Gemahl nach Paris kommen wolle; da kann sie sich mit ihrem Neffen aussprechen.

(Eine Amputation.) Unter mehreren scherzhaften Geschichten, welche die englischen Blätter fast allwochentlich über schmerzlose Operationen in Folge der Einathmung von Schwefeläther, vorbringen, befindet sich auch folgender Puff.

Der Kranke erwachte aus einem tiefen Schlafe.

— „O, wie war mir so wonnig zu Muthe! Ich träumte von einer weiten Fußreise und zum erstenmal in meinem Leben haben mich die Hühneraugen nicht geschmerzt."

Der Doctor lächelt ersreut über die angenehme Ueberraschung, die er dem Kranken bereitet hat. — Sind Sie zufrieden? Nun, was Sie im Traume gefühlt, das werden Sie in der Wirklichkeit wiederfinden. Ihre Hühneraugen sind radical curirt."

„Wie so?"

— „Ich habe Ihnen das Bein abgenommen. Und Sie haben es gar nicht gefühlt?"

„Das Bein abgenommen? Wirklich — jetzt habe ich nur noch Eins. Wo ist aber das Andere?"

— „Beruhigen Sie sich; es ist keineswegs verloren, man wickelt es für Sie ein. Bemühen Sie sich nicht, dasselbe nach Hause zu tragen; man wird es Ihnen nachschicken."

„Sie sind gar zu gütig. Aber, zum Teufel! wie haben Sie denn das angefangen? Ich habe nichts gespürt, gar nichts gefühlt. Haben Sie die Güte, fangen Sie noch einmal an!"

Das „Frankfurter Journal" schreibt aus Köln vom 11. Februar: „Diesen Mittag begann der Karneval auf dem hiesigen Markte auf eine wahrhaft kannibalische Weise, indem das Werfen mit Schneebällen zu den gewöhnlichen Karnevalsscherzen hinzutrat. Eine Menge Fensterscheiben wurden an den schönsten Läden des Marktes zertrümmert und so nach der Polizei gezielt, daß dieselbe sich in die Privatwohnungen, die sich gerade öffneten, zurückzog."

— In Wien starb vor einigen Tagen Dr. Kollatschka, Professor der Staats-Arzneikunde und der gerichtlichen Medizin an der Hochschule, ein noch junger und sehr talentvoller Mann. Er starb in Folge eines Schnittes in den Finger, den er sich bei der Zergliederung jenes Lüstlers beibrachte, welcher sich vor 8 Monaten im Parterre des Hofburg-Theaters unter so großem Aufsehen erschossen hatte. — Wieder ein neues Beispiel der furchtbaren Wirkungen des sogenannten Leichengiftes!

Gewitterableiter. Den neuesten Entdeckungen zufolge soll der Diamant und einige andere Edelsteine, vorzüge

Digitized by Google

lich aber dann, wenn Schiff und Fassung modern sind, besser als Magnetstangen abzuleiten vermögen alle Gattungen — häuslicher Gewitter. Probetur saepius!

— Dem Punch zufolge ist in Nordamerika eine gewisse Serena Puddingswell aufgestanden, welche sich auf eine ganz eigenthümliche Weise Geld zu verschaffen weiß; sie spekulirt nämlich mit Ehrversprechen. Anfänglich erst wurde sie bei dem Gerichtshofe zu Boston klagbar gegen den Schiffskapitain Richnell, weil dieser das ihr gegebene Ehrversprechen nicht halten wollte, und das Gericht verurtheilte ihn auch wirklich zu einer Entschädigung von 5000 Dollard. Ob dir Summe ein hinlänglicher Ersatz für einen Ehrmann ist, mögen heirathslustige Damen beurtheilen. Miß Serena aber war mit dem Tauschr des Geldes gegen einen Ehrmann ganz zufrieden, denn sie ist Spekulantin ganz eigner Art. Dies ist nämlich der dritte Mann, den sie durch die größte Liebenswürdigkeit zu einem Ehrversprechen beweg; kaum aber hat sie dieses empfangen, so ändert sich ihr Benehmen auf solch eine Weise, daß die Männer einsehen, sie könnten mit ihr nur unglücklich werden, ihr Versprechen zurücknehmen, und dann mit Freuden eine Entschädigung zahlen, froh, so leichten Kaufs einen so liebenswürdigen Dämon loszuwerden.

(Ihr Väter! seid nicht zu streng gegen eure Kinder.) „Du machst mich unglücklich! Lieber sah' ich dich todt, als daß du so unwissend bliebst! Dreizehn Jahre bist du alt und noch hast du Nichts gelernt; Wollte Gott, daß er mich von die erlöste!" So sprach ein gelehrter Israelit, Maimon, in Cordova zu seinem Sohne und schlug ihn, vom Zorne übermannt, ins Angesicht, daß ihm das Blut herabfloß; doch ohne darauf zu achten, ging er in ein anderes Zimmer, das er hinter sich verriegelte. Der Knabe aber weinte bitterlich, bis er, als das Zürnen an der verschlossenen Thür umsonst war, entschlossen ausrief: „Ich muß fort; mein Vater hat Recht! Nichts habe ich gelernt! liegt es an mir oder an meinen Lehrern? Ich weiß es nicht, doch fort will ich! die Welt ist groß!" Und er ging und kam nach Lucena zu Rabbi Mose Josephy, der ihn als eine hülflose Waisenaufnahm. Voll Eifer, das Wohlwollen des Vaters wieder zu verdienen, lernte er hier so fleißig, daß er bald einer der besten Schüler des Rabbi wurde. Der harte Vater aber wußte nicht, was aus seinem Sohne geworden war, und seufzte oft bitterlich über seine Strenge und betete oft für ihn und um Vergebung seiner Herzlosigkeit. Zwanzig Jahre vergingen in Schmerz und Kummer, ohne daß er von ihm Etwas vernahm. Da verbreitete sich in Cordova das Gerücht, wie ein junger Rabbi nächstens in der Synagoge predigen und durch seine Kenntniß des Gesetzes Alles mit Staunen erfüllen werde. Und der Rabbi kam und alles Volk drängte sich in das Bethaus, wo nun bald an der heiligen Stätte ein schöner Mann in voller Würde, ob schon mit Beschiedenheit, erschien. „Ich wenn mein Sohn noch lebte! so könnte er aufstehen!" seufzte der Vater. „Er alt würde er sein! Wie glücklich wär' ich in meinen alten Tagen, wenn ich ihn so erschienen sähe!" Der Rabbi sprach, daß Alle über seine Beredsamkeit und Weisheit staunten; der Ton, die Stimme und der Blick gingen dem alten Maimon so zum Herzen, daß seine Knier zitterten und er fast ohnmächtig hinsank. Der Rabbi richtete oft sein Auge nach ihm hin und stieg endlich herab; die Aeltesten der Gemeinde dankten ihm mit eifrigen Worten, indem er sich bereits dem Greise näherte: „Ich bin Dein Sohn; glaubst Du, daß ich werth sei, wieder vor Dir zu erscheinen?" Und der Vater drückte ihn an sein Herz: „Gesegnet sei der Herr, welcher Barmherzigkeit an mir gethan hat! Jetzt kann ich in Frieden sterben!" Beide lagen sich in den Armen; der junge Mann war der noch heute als Gelehrter, als Arzt, als Philosoph berühmte Maimonides, geboren 1139, gestorben zu Cairo 1205, bald nachher der große Adler, der Ruhm des Morgenlands, das Licht des Abendlandes genannt. Doch mit vielen Thränen hatte der Vater desselben solchen Ruhm erkauft und kann noch heute allen Vätern die Lehre geben: „Seid nicht zu streng gegen eure Kinder!"

— Guter Rath für junge Frauenzimmer. Das Hildesheimer Sonntagsblatt bringt ein Wort des Sittenpredigers Abraham a Santa Clara in Erinnerung, worin es u. a. heißt: „Die Jungfrauen sollen sein wie Schnee; denn dieser besteht desto länger, je weniger er in die Sonne kommt. Also verharren auch die Jungfrauen desto besser in ihrer schneeweißen Unschuld, je weniger sie an das Tageslicht kommen. Den Jungfrauen ist nichts anständiger als die Einsamkeit, daher werden sie auch genannt Frauen-zimmer und nicht Frauen-Gassen; die Jungfrauen sollen von Rechtswegen beschaffen sein wie die Buckenten, welche sich unter das Wasser bucken, um den Nachstellungen zu entgehen. Ja sie sollen sogar wie die Kröten sein, aber wohl zu merken — wie die Schild-Kröten, die da ihr Haus auf dem Rücken tragen, also immer zu Hause bleiben. Die Jungfrauen sollen sein wie die alten großen Folianten, mit guten Schlössern, sonst geschiehet es gar bald, daß sie Gleichohren bekommen. Auch sollen sie sein wie ein Licht in der Laterne, denn außer derselben solches gar bald auslöschet!"

Zur Zeit, als der jetzt regierende König von Preußen noch Kronprinz war, ging er eines Abends in schlichtem Oberrock spazieren. Da trat an ihn ein Handwerksbursche heran und bettelte. Der Kronprinz, darüber erfaunt, fragte ihn um die Ursache seiner Noth. Da antwortete der Handwerker, welcher wahrscheinlich den Kronprinzen nicht kannte, beschieden: „Ja, mein Herr, ich bin bereits vier Tage in Berlin, kann keine Arbeit bekommen, und die Polizei visirt mein Wanderbuch zur Abreise nicht; sie bestellt mich immer auf den nächsten Tag und behandelt mich grob, wenn ich Vorstellungen mache." — „So, so", antwortete der Kronprinz. „Hier habt Ihr fürs Erste eine Kleinigkeit; morgen um eilf Uhr seid pünktlich auf dem Polizeireau, ich werde dort sein." Als am andern Tage der Handwerker auf das Büreau kommt, findet er bereits den Kronprinzen dort, welcher ihm das Wonderbuch abnimmt und sich an ihn mit dem Visiren beschäftigten Beamten wendet. Zu diesem sprach er dann mit verstelltem Tone: „Heda, mein Herr, ich will visire sein, ich warne schon vier Tage darauf, habe keine Arbeit und kann nicht aus Berlin fortwandern." Der Beamte, in der Meinung, den Handwerksburschen vor sich zu haben, antwortete dem Kronprinzen in der gewöhnlichen groben Art: „Halt' Er's Maul, sonst wird Er hinaus geworfen; Komm' Er morgen wieder!" Dem Kronprinzen war dieses zu arg; rasch öffnete er den Oberrock, ließ die Uniform durchblicken

Digitized by Google

und gab sich den erstaunten Beamten zu erkennen, von denen alle drei der Sache Betheiligten suspendirt wurden. So erzählten die „Grenzboten.“

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die neuen Moden sind nun zu Tage gekommen und wir erzählen unsern Lesern, was wir bemerkt haben. **Kleider.** Die Ueberrockform wird noch immer die vorherrschende sein, nur verschwinden die Schößchen und Coraeos und die beiden werden fast alle Gürtel haben. An den sehr leichten Stoffen sind die Aermel eben eng und erweitern sich nach unten, wo die Falten durch ein schmales Bändchen zusammen gehalten werden. Die Leibchen an den Ueberröcken werden theils glatt, theils in Falten gelegt sein, je nachdem die Taille sitt oder der Geschmack es vertangt. Die glatten Leibchen passen für einen untadeligen Wuchs, welcher der Modehülfe der Kunst nicht bedarf; für eine sehr schmächtige Taille dagegen eignen sich vorzugsweise die Falten, die von den Achseln beginnen, in einen schmalen Gürtel hinunterlaufen und ein fächerartiges Ansehen erhalten. Die Frühjahrsmedestoffe sind die Maitoffee, welche entweder kleine Carreaux mit Blümchen in verschiedenen Farben haben, die von der Grundfarbe abstechen, oder die schmal gestreift sind. Man sieht aber auch einfarbige und großcarrirte. Was den Ausputz betrifft, so scheint er nur gemein vielfältig zu werden, während für den Augenblick unbedingt die Rucken vorherrschen. Zu offenen Oberröcken verwendet man vorzugsweise Foulards, die man mit seidenen Spitzen in der Farbe des Stoffes ausputzt. Diese diese offenen Oberröcke haben Revers, die eine Art Pelerine bilden, auf dem Rücken bis an die Taille und vorn bis an den Saum des Rockes hinuntergehen. Die halbweiten Aermel sind entweder am Hands gelenk zusammengezogen oder lassen vollständig den weißen Unterärmel sehen. Auch zu den Kleidern mit zwei breiten Volants benutzt man den Foulard. Diese Volants sind schief geschnitten, wenn der Stoff gestreift oder carrirt ist. Die einfachsten Ueberröcke erhalten nur eine Reihe Knöpfe oder zwei Reihen minder große, die durch eine Schnur mit einander verbunden sind. Die Leibchen sind meist glatt, mit einer runden Schnappe auf dem Rücken, vorn rund, so daß man einen Gürtel mit Schnalle tragen kann. An den Puzdehröcken sind die Leibchen sehr weit offen und sie haben kleine Revers, welche eine Art Fichu bilden und sich in rundlicher Spitze am Gürtel endigen. — alles um den Luxus mit Weißzeug zu fördern, denn nie werden die gestickten oder reich mit Spitzen garnirten Chemisetten, sowie die weißen Unterärmel modischer gewesen sein als in kommendem Sommer. Manteletten. Von allen Uebermurfsformen für den Sommer sind die allein untadelhaften die Marquisenmäntelchen und die Mantillen. Das Marquisenmäntelchen erinnert einigermaßen an die Visite, ist aber gehter und weiter, ohne indes schwer oder unbequem zu sein. Die Mantille wird man besonders zum Halbzug tragen und zwar in einfarbigem dunkeln Taffet, mit demselben Stoffe garnirt; die Form wird sich wenig von der unterscheiden, welche im vorigen Jahre modisch war. Die sogenannte Andalusierin von hellfarbigem glasirtem Taffet ist eine sehr leine Mantille, an den Armen ausgeschnitten und mit breiten Spitzen garnirt. Sie wird im nächsten Sommer das reichste Kleidungsstück sein. Obgleich aber Mantillen viel werden getragen werden, sind doch die Langschawls nicht ausgeschlossen. Diese Langschawls von Crêpe de Chine oder von Cachemire sind immer in reichen Mustern gestickt, so daß man sie schon ihrer Pracht wegen zum bei Toiletten von großer Eleganz vorzieht. Es scheinen die lebhaften Farben besonders beliebt zu sein; namentlich will die Amarantenfarbe, ob sie gleich nur wenigen Damen gut stehen dürfte, modisch werden. Vielleicht erlangt das Nankinggelb, das sich auch als Modefarbe vordrängt, den Vorzug. **Blumen.** Die jetzt modischen Blumen sind eine Nachahmung der eben blühenden natürlichen, z. B. Veilchen, Crocus, Primeln ꝛc. Wie es scheint, werden häufig nankinfarbige Blumen getragen werden, da diese Farbe einmal modisch ist. Auch viele Früchte wird man auf den Hüten tragen, wie Guirlanden. Die Blumen zweige werden tief unten am Kopfe bei Hutes angebracht, so daß sie auf den Nackenschirm fallen. Auf den Strohhüten sehen gefüllte Tulpen sehr gut aus. **Hüte.** Der allgemein angenommene Schnitt ist rund, etwas ausgeschweift mit einem Kopf, der gerader steht als im vorigen Jahre und mit einem an den Wangen noch kürzeren Schirme. Die Köpfe der Hüte sind minder groß als die im vorigen Jahre und Taille wird fast zu jedem Kopfputze benutzt. Schwarz. Die beliebtesten Farben sind Zitronengrün, Türkisgrün, Spritzblau, Nankin, Amarantb und Schwarz. Die Strohhüte sind immer voll mit orientalischen Arabesken und Palmen, die sich nach allen Richtungen hin vermischen. Schirme. Die großen Sonnenschirme zur Promenade sehen wie kleine Regenschirme aus; für den Wagen zieht man die Knicker vor. Die ersteren sind einfarbig und oder Fransen, die letzteren haben dagegen Fransen. Die ersteren hat man in Weiß, Rose, Dunkelblau, Grün und Staubgrau, namentlich sind die in letzter Farbe beliebt, da sie die Mitte zwischen den Farben aller übrigen halten.

Herren-Mode. Unser reichen und prazisenen Winter-Costüme beginnen nun, nach und nach zu verschwinden, um anderen nicht minder schönen, nicht minder anmuthigen Toiletten Platz zu machen, welche vermöge ihrer eleganten und vornehmen Einfachheit sich besser für die Saison, in welche wir jetzt eintreten werden, eignen. Mit großer Ungeduld und Spannung sieht man dem Longchamps, jenem antiquen Modenfest, vor dem die ganze elegante Welt sich neigt, entgegen. Als Morgen-Toilette trägt man jetzt noch den braunen Paletot-Zwirne, das über Kreuz liegende Gilet, mit breiten Revers von einfachem Cachemire; das Pantalon von grosskarrirtem hellfarbigem Satin, weit auf den Beinen, und gerade, und ohne Sprungriemen herabfallend. Als Phantasie-Toilette dient einstweilen der Frack à la française. Zwei Genre sind in der Mode: das Erste mit engen, unten schmalen Schößen, und das Andere mit breiten, und in seiner ganzen Länge runden Schößen; die Anglaisen sind nicht sehr breit, und die zum breiten Kragen noch gewöhnt; der Kragen ist breit, und ringsherum gewölbt. Die Knöpfe, mit denen man sie verziert, sind gewöhnlich von sorbigem Golde.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Große Mantille mit Spitzen besetzt. Kleid mit Posamentierarbeit ausgeputzt. 2. Mantille von gestickrem Tarlatan. Kleid mit Sentasch-Stickerei. 3. Frack mit runden Schößen. 4. Kurzer Rock, lange Weste und carrirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel.

Verlag von R. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

II. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.
2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 5. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Englischen. Von Dr. Rödiger.

(Fortsetzung.)

Er muß schon lange in Nantes angekommen sein, sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, als es fünf Uhr schlug. Wo er wohl jetzt ist, und was aus ihm geworden ist? fügte sie mit einem Fieberschauer hinzu. Ohne Zweifel hat man ihn in den Entrepôt*) gebracht, wo er sein Urtheil erwarten soll. Ach Gott! er hat sein Urtheil schon empfangen, und die Guilloline ist sein Tribunal. Wer weiß, ob Heinrichs edles Haupt nicht schon in dieser Nacht unter dem Henkerbeil gefallen ist, ob sein entseelter Körper in dem kalten Leichentuche nicht vielleicht in diesem Augenblicke von dem Strome der Loire unter dem Schlosse S** vorüber getrieben wird?

Während dieses Selbstgespräches schlugs auch draußen im Schloßthurme fünf, und die Lampe auf dem Tische erlosch plötzlich, so daß es völlig finster im Saale wurde.

Clementine eilte mit einem Schrei des Schreckens zu ihrem Vater; und als ob die Natur den Eindruck dieser Scene noch schauerlicher hätte machen wollen, schlug ein heftiger Regen gegen die Fensterscheiben. Bald jedoch fing der erste Schimmer des Tages an, das Licht der Lampe zu ersetzen. Der Marquis und Clementine unterscheiden deutlich den Tisch, worauf der Contract und die Feder, womit sie unterzeichnet hatten, neben einem Handschuhe des Vicomte lagen, dann die im Kreise aufgestellten Stühle — kurz Alles, was an diesen lieblichen, durch ein so schreckliches Erwachen gestörten Tanz erinnerte.

Dieser Anblick gewährte beiden die Wohlthat der Thränen; aber kaum hatten sie in diesem Himmelsthau einige Ruhe und Erleichterung gefunden, als an der Schloßpforte plötzlich ein starkes Geräusch sich vernehmen ließ. Die mit Heftigkeit gezogene äußere Glocke weckte die Dienerschaft und die Hofhunde auf.

Schon wieder die Blauen! rief ein Bedienter in der Saalthüre, während die übrigen nach dem Schloßthore eilten.

Verbirg Dich, Vater, man will Dich arretiren!

*) Ein dumpfer Kerker, wohin Carrier alle zum Tode bestimmten Personen bringen ließ.

Digitized by Google

rief Clementine, indem sie die Hand des Marquis ergriff und ihn in ein anderes Zimmer zu bringen suchte.

Gut, man arretire mich! antwortete der Greis mit der Resignation eines Menschen, dessen Math zu Ende ist. —

Dann soll Niemand uns trennen! rief Clementine, sich fest an ihren Vater schmiegend.

Bald jedoch wurden sie beruhigt bei dem Anblicke des Mannes, der im Saale erschien.

Es war ein junger Officier der Republik, mit ernstem, aber höflichem Benehmen, mit zierlich gestutztem Schnurrbart, der gegen seinen dunklen Uniformkopf sehr abstach.

Er näherte sich dem Marquis mit militärischem Anstande und begrüßte Clementinen mit einer ehrerbietigen Verbeugung. Ich bin der Lieutenant Larion, begann er ernst; ich erhielt in dieser Nacht Befehl, mit dreißig Mann aufzubrechen, und der Bürger Platzcommandant von Nantes fordert Sie auf, mir nebst der Mannschaft Quartier anzuweisen.

Der Marquis und Clementine athmeten wieder frei auf, als sie diese Worte vernahmen. Der Hauptmann Merin hatte sie in seinem Berichte offenbar verschont; und sie galten bis jetzt nur noch als Verdächtige, die man beaufsichtigen müsse.

In der Hoffnung, vom Vicomte etwas Nähreres zu erfahren, nahm der Marquis die ungebetenen Gäste mit Zuvorkommenheit auf. Allein der Officier wußte nur von seiner Gefangennahme, und vergebens wurden Boten nach Nantes geschickt, um dem Tribunal das schreckliche Geheimniß zu entreißen.

Eines Abends endlich, als Larion sich frühzeitig auf sein Zimmer zurückgezogen hatte, befand sich Clementine mit ihrem Vater allein im Saale. Sie betrachtete eben das hohe gothische Fenster, wo sie bei der Gefangennahme ihres Verlobten so heiße Thränen geweint hatte, als sie plötzlich einen Schatten vorübergleiten sah und unmittelbar nachher drei Mal ans Fenster klopfen hörte.

Wer ist da? fragte sie sich furchtsam an ihren Vater schmiegend.

Bald jedoch wurde sie durch eine freudige Ahnung wieder beruhigt; sie eilte ans Fenster und öffnete.

Es war Jean Pierre, Martials treuer Gefährte.

Clementine erkannte ihn nur mit Mühe, so sehr war er seit zehn Tagen verändert. Außer den Mühen und Entbehrungen, welche sein Gesicht entstellt, hatte er sich ein doppeltes Opfer auferlegt, welches ihm ohne Zweifel große Ueberwindung gekostet: zuerst war sein langes Haar unter der revolutionairen Schere gefallen, und dann hatte er seine zweideutige Mütze gegen einen republikanischen Tschako vertauscht.

Solche Anstrengungen ließen natürlich auf große Entwürfe schließen, und er war kaum im Stande, die Fragen zu beantworten, womit er bestürmt wurde.

Lebt Heinrich noch? war der erste unter allen.

Jean Pierre antwortete durch ein Kopfnicken und ein Lächeln, welches einen so freudigen Eindruck auf Clementinen machte, daß sie auf die Knie sank, und ihrem überwallenden Herzen durch ein mit Inbrunst gesprochenes Dankgebet Luft machte.

Der Marquis drückte die taube Hand des Bretagners, welcher ihm, ohne sein geheimnißvolles Schweigen zu brechen, ein zusammengefaltetes Stückchen Papier überreichte, worauf folgende, mit dem Blute Frossays geschriebene Worte standen:

„Ich bin noch immer in Entrepôt, und bin glücklich, daß ich noch lebe; denn ihr habt mir ja versprochen! — Uebermorgen kommt die Reihe an mich; allein Jean Pierre, der bis zu mir gedrungen ist, hat auf morgen einen Entweichungsplan ausgesonnen.

Unterrichtet ihn genau von Allem, was im Schlosse vorgeht, und wenn ihr mit mir fliehen wollt, so treffe Eure Vorbereitungsmaßregeln. Morgen bin ich entweder unwiederbringlich verloren, oder wir sind mit einander gerettet! — Euer Gemahl und Sohn. — Heinrich.“

Ungeachtet der Angst, womit Nachrichten dieser Art den Marquis und Clementinen erfüllten, fanden Beide doch Geistesgegenwart genug, um den Bretagner mit der Lage der Dinge bekannt zu machen.

Jean Pierre schien etwas unruhig zu werden, als er die Anwesenheit der Soldaten erfuhr; er gab jedoch noch nicht alle Hoffnung auf, und er rieth dem Marquis, den Officier für sich zu gewinnen. Seinen Entweichungsplan für den Vicomte konnte er jetzt nicht ausführlich mittheilen; er forderte nur noch ein Mal dringend auf, sich auf Alles gefaßt zu halten, denn er wußte selbst noch nicht, auf welche Weise er Martial in's Schloß bringen wollte. Endlich trat er wieder seinen Rückweg über eine zehn Fuß hohe Mauer an.

Eine Stunde später lag im Schlosse Alles im tiefsten Schlaf, während der Marquis und Clementine sich angelegen sein ließen, die von dem Bretagner empfohlenen Vorkehrungen zu treffen. Während Clementine vor dem Crucifix kniete und den Beistand des Himmels zu ihren Vorhaben erflehte, ging der Marquis, die

Digitized by Google

Vorsicht des Greisen mit jugendlicher Thätigkeit vereinigend, von einem Zimmer zum andern, vertilgte Alles, was seine Flucht hätte compromittiren können, theilte alles Geld und alle Kostbarkeiten in kleine, leicht zu verbergende Päckchen, überließ seiner Tochter die Sorge um einige andere häusliche Anordnungen, und begab sich bei Tagesanbruch an das äußerste Ende des Parkes. Dort wurde einem vertrauten und gewandten Landmanne ein leichtes Fahrzeug übergeben. Der Marquis befahl ihm bis zur nächsten Nacht auf seinem Posten zu bleiben, und eilte zu Clementinen zurück, um die letzten Verfügungen zu treffen.

3

Morgens beim Frühstück war Larion erstaunt über das veränderte Benehmen der von ihm zu beaufsichtigenden Personen. Die Züge derselben drückten noch keine vollkommene Ruhe und Sicherheit aus, aber ein Schimmer von Hoffnung leuchtete deutlich aus ihren Blicken. Anstatt der gezwungenen Höflichkeit, womit man den Officier Tags zuvor behandelt hatte, zeigte man ihm eine freundliche, fast vertrauliche Zuvorkommenheit. Durch diese vortheilhafte Aenderung in dem Benehmen des Marquis und des Fräuleins wurde der republikanische Argus vollkommen getäuscht, und jene hatten ihrerseits auch die größte Ursache, mit ihrem unwillkommenen Gaste zufrieden zu sein.

Unglücklicherweise sollte diese gegenseitige Zufriedenheit nicht lange dauern. Als der Morgen ohne Nachrichten von Frossay verging, wurde der Marquis und vorzüglich Clementine von Neuem unruhig. Um Mittag waren sie noch ohne Nachricht, und die Besorgniß ging in Schrecken über. — Der Abend kam, und noch immer keine Nachrichten! Die von den schrecklichsten Angst gefolterte Clementine fiel in Gegenwart des Officiers in Ohnmacht.

Was bedeutet das? rief Larion erstaunt, welcher jetzt auch die Todtenblässe des Marquis bemerkte.

Zugleich trat der Sergent in den Saal und übergab ihm mit bedenklicher Miene eine Depesche.

Dieser Mensch, einer der wahnsinnigsten Sansculotten, hatte das entsetzliche Vergnügen, der Schrecken aller Schloßbewohner zu sein, welche ihn nie, ohne ein Unglück zu fürchten, sich nähern sahen. Sogar auf den commandirenden Officier machte er stets einen widerlichen Eindruck, denn er schien ihn beständig wie ein unheimlicher Schatten zu verfolgen, um ihn mit Hohnlächeln an die strengen Pflichten des Dienstes zu erinnern. Er führte den unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr bezeichnenden Namen Romulus, welcher den Lieutenant mit einem unwillkürlichen Schauder erfüllte; denn Larion war überzeugt, daß dieser ihn ohne alle Rücksicht opfern würde, wenn er, nach dem Beispiele des Remus, sich einfallen ließe, die Grenze der erhaltenen Befehle zu überschreiten.

Der Eindruck, den das Erscheinen eines solchen Menschen in jenem Augenblicke hervorbringen mußte, ist daher leichter zu begreifen als zu schildern.

Heinrich ist hingerichtet? rief Clementine in einer krampfhaften Aufwallung.

Während dieser Ausruf, und vorzüglich der Name Heinrich den Officier mit Staunen erfüllten, suchte sie in den Augen des Letztern den Inhalt der Depesche zu lesen. Allein Larion faltete sie mit finsterer Miene zusammen, und ohne zu antworten, zog er sich zurück, indem er zwischen den Zähnen murmelte: Ich möchte wissen, was der Name Heinrich bedeutet!

Ich will es Ihnen sagen, Lieutenant, erwiederte Romulus, der ihm folgte. Ich habe die Sache schon lange gewittert, fuhr er höhnisch lächelnd fort. Heute habe ich aber etwas Zuverlässiges von dem Gärtner erfahren, mit dem ich eine Flasche ausstach.

Er erzählte dem Lieutenant wirklich die ganze Geschichte von dem Bürger Spachmann, von dessen Ankunft im Schlosse, bis zur Gefangennahme.

Das ist also jener Heinrich, fügte er hinzu; und deßhalb hat man Sie so viel über ihn gefragt. Diese „Cidevant" stoßen die Officiere der Republik mit Verachtung zurück, aber sie encanaillieren sich gern mit den Bandenführern der Chouans.

Larion bemerkte nur die widerwärtige Wahrheit dieser Worte, welche auf plumpe Weise ausgesprochen wurden.

Dieser Martial also, dieser wilde Chouans heißt Heinrich! — er ist Clementinens Verlobter! — —Und es wird mir gemeldet, daß Martial entsprungen ist! fügte er heftig hinzu, indem er die Depesche zwischen den Fingern zerknitterte.

Entsprungen! er ist entsprungen! Mille tonnerres! rief Romulus, der nicht aufgehört hatte, seinen Lieutenant zu beobachten. — Ja, es ist wahr! fuhr er, die Depesche durchlesend, fort. Und gerade die Chouans läßt man immer so entwischen. Es ist nicht anders möglich, der Repräsentant Carrier muß mit Pitt und Koburg unter einer Decke spielen!

Diesen wunderlichen Einfall des Sansculotten würde Larion zu jeder andern Zeit sehr belustigend gefunden

Digitized by Google

haben; als aber Romulus die Nachricht der Depesche las, worin ihnen verdoppelte Wachsamkeit empfohlen wurde, schauderte er bei dem Gedanken, daß Martial im Schlosse erscheinen könnte.

Am folgenden Morgen war Larion eine Zeit lang allein beim Frühstück. Clementine kam nicht. Der Marquis erschien allein und meldete, seine Tochter sei krank. Er war eben so gerührt als erstaunt über den Eindruck, den diese Nachricht auf den Offizier machte, und gab sich alle Mühe, ihn zu beruhigen, indem er seine Fragen genau beantwortete, als Romulus hastig eintrat und einen Expressen meldete.

Der Marquis gab dem Lieutenant einen Wink, ihn nur in den Saal kommen zu lassen, und er wollte eben zu Clementinen zurückkehren, als er — Jean Pierre eintreten sah.

Der Bretagner war dieses Mal in völliger Uniform, und selbst Romulus hätte den Lieutenant nicht mehr sansculottisch begrüßen können, als er es that.

Von dem Hauptmann der ersten Compagnie des 24. Regimentes, sagte er, dem Lieutenant einen Brief überreichend.

Das Schreiben enthielt folgende Worte:

„Brechen Sie sogleich mit Ihren dreißig Mann auf; ich bedarf der ganzen Mannschaft, um einen wichtigen Plan auszuführen.

Hauptmann Leblanc."

Hauptmann Leblanc! wiederholte Larion; was bedeutet das?

Er betrachtete den Tschako des Bretagners; es stand die Zahl 24 darauf. Er kannte weder das 24. Regiment noch den Hauptmann Leblanc, und es kostete ihm um so mehr Mühe, dem Boten vollkommenen Glauben beizumessen. Dieser entfernte jedoch jede Spur von Verdacht, indem er ihm ins Ohr sagte: Unter uns gesagt, Lieutenant, verlieren Sie keinen Augenblick. Es kommt darauf an, den Chouan Martial zu fangen, der sich mit hundert Mann in den Steinbrüchen von Gigant verschanzt hat!

Der Chouan Martial! riefen Larion und Romulus wie aus einem Munde, und der Erstere, Alles vergessend bei der Hoffnung, sich mit seinem persönlichen Feinde zu messen, gab Befehl zum Aufbruch.

Der Vicomte wird in fünf Minuten hier sein! sagte Jean Pierre hastig zum Marquis; Sie haben eine halbe Stunde Zeit, um mit ihm zu sprechen!

Der Marquis war so überrascht durch diese Nachricht, daß er beinahe die Fassung verloren hätte. Er verließ, ohne ein Wort zu reden, den Saal, und gab dem Bretagner durch ein Zeichen zu verstehen, daß er zu Clementinen gehen wolle.

Kaum hatte diese erfahren, daß Martial lebe, daß er ihr nahe sei, so erhob sie sich neu gestärkt und entschlossen von ihrem Lager, und eilte hinunter in die Arme des so lange beweinten Frossay.

Dieser hatte in wenigen Worten sein Entkommen erzählt, und wollte, wegen Clementinens Schwäche die gemeinschaftliche Flucht noch aufschieben. Allein sein Zureden war vergeblich.

Wir sollten noch einmal die Vorsehung versuchen! und täglich von Neuem sterben! rief Clementine. Nein, nein! ich bin genesen! ich bin stark! Ich würde Dir folgen bis an's Ende der Welt!

Sie bestätigte durch ihre Thätigkeit, was sie sagte. In weniger als einer Viertelstunde waren die Vorkehrungen beendigt.

Ein Kahn liegt seit drei Tagen am Ende des Parkes bereit, sagte der Marquis.

Und seit sechs Tagen, erwiederte Frossay, erwartet uns vor Cowes ein völlig ausgerüstetes Schiff!

Sie warfen Alle noch einen letzten Blick auf die theuern Gegenstände und theilten schweigend unter einander die Kostbarkeiten, welche sie mit in's Exil nehmen wollten, — als plötzlich Jean Pierre in der höchsten Bestürzung in den Saal trat.

Bleiben Sie und verbergen Sie den Vicomte! rief der Bretagner. — Es ist Alles entdeckt, und Sie sind verloren, wenn man ihn hier findet! Die Soldaten kommen zurück. Der Park und das Schloß sind in fünf Minuten umzingelt! Verbergen Sie nur den Vicomte!

Die Wirkung dieser Nachricht glich einem Blitzstrahle. Clementine sank besinnungslos zu Boden, und mußte auf ihr Zimmer getragen werden.

In jener Zeit hatten alle Schlösser und Herrschaftsgebäude Frankreichs einen verborgenen Schlupfwinkel, als letztes Asyl der Verfolgten. Ein solcher befand sich auch im Schlosse S**, im höchsten Theile des Gebäudes, und der Marquis führte Martial und Jean Pierre dahin, während ein Bedienter alle Spuren der Vorkehrungen zur Flucht vertilgte.

Während der Marquis die beiden Verfolgten auf einem geheimen, von Niemanden gekannten Wege zur Dachstube führte, erzählte Jean Pierre mit wenigen Worten, wie sein Plan mißlungen sei. Eine halbe Stunde vom Schlosse begegnete die Besatzung einer Abtheilung Jäger, welche Larion aus Neugierde oder Mißtrauen

Digitized by Google

über den Hauptmann Leblanc und dessen beabsichtigte Expedition betrafe.

Da der Hauptmann Leblanc sammt seinem Briefe von meiner Erfindung war, sagte Jean Pierre, so sah ich meinen Plan gescheitert, und hatte kaum die Zeit, mich aus dem Staube zu machen, und Ihnen zu sagen, daß die ganze Besatzung schon wieder umgekehrt ist. — Es war Zeit! fügte er, durch sein Fenster sehend, hinzu; denn schon sind die Zugänge des Schlosses besetzt, und Sie haben keine Zeit zu verlieren, sich wieder in den Saal zu begeben und den Lieutenant zu empfangen.

Der Marquis verschloß sorgfältig die zum Versteck führenden Gänge; und es war ihm ein Leichtes, Larions Fragen zu beantworten, als dieser das ganze Haus durchsucht und nichts Verdächtiges gefunden hatte.

Mille bombes! rief Romulus, indem er die Hand an den Säbel legte. Wir wollen ein wachsames Auge haben, und wenn sich hier nur der Schatten eines Gideant oder eines Weisen blicken läßt.

Eine ausdrucksvolle Handbewegung des Sergeanten ergänzte deutlich genug die abgebrochene Rede.

Und Sie, Lieutenant, sagte er, sich zu Larion wendend, werden Sie nur nicht weichherzig, wie es mir scheint, und bedenken Sie, daß der Kamerad Romulus hinter Ihnen steht!

Der Lieutenant schauderte um so mehr vor diesem Rathe zurück, als er nicht allein für Clementinen zitterte, sondern auch in seiner Eifersucht fest überzeugt war, daß Martial im Schlosse verborgen sei.

Der Versteck, wo der Letztere mit Jean Pierre die Entwickelung des Dramas erwartete, stand mit dem Garten durch eine geheime Treppe in Verbindung. Die Flucht war daher noch möglich, wenn auch höchst gefährlich, man mußte warten, bis der Verdacht etwas beruhigt war und Clementine sich wieder erholt hatte.

Dazu war mindestens eine Woche erforderlich, und der Marquis überzeugte seine Kinder leicht von der Nothwendigkeit, sich zu ruhig zu verhalten und von der Unmöglichkeit einander zu sehen und zu sprechen: eine eben so grausame als nothwendige Entbehrung, wofür sie sich bald zu entschädigen suchten.

Das kleine Fenster, welches der Zelle der beiden Gefangenen Licht gab, hatte die Aussicht auf eine offene Stelle des Parkes. Sobald sich Clementine stark genug fühlte, das Zimmer zu verlassen, suchte sie ihren Vater zu überzeugen, daß nichts ihrer völligen Wiederherstellung so förderlich sei, als die freie Luft und die Einsamkeit des Parkes.

Nichts glich dem Eindrucke, den das Erscheinen Clementinens auf den lauschenden Frossay machte. Sie war weiß gekleidet, um von dem dunklen Hintergrunde der Gebüsche desto leichter bemerkt zu werden. Der Vicomte merkte sehr wohl diese zarte Aufmerksamkeit, welche er unbesonnener Weise dadurch belohnte, daß er das Fenster seiner Zelle öffnete. Die Entfernung machte indessen ein deutliches Erkennen unmöglich. Unglückliche wünschen sich stets mehr, als ihnen der Augenblick gewähren kann. Frossay begnügte sich bald nicht mehr mit der Freude, Clementinens weißes Gewand zu sehen. Jean Pierre, der jede Nacht die Nahrung für den folgenden Tag holte, hat daher einst den Marquis um ein Fernrohr, womit der Vicomte zum Zeitvertreibe die umliegende Gegend betrachten wolle.

Der erschreckene Marquis verweigerte das Fernrohr; endlich gab er den wiederholten Bitten nach, jedoch nur unter der Bedingung, daß das Fenster nicht geöffnet würde.

Da das Fenster indessen schon öfter geöffnet war, so zog Frossay den Schluß, es könne auch ferner ohne Gefahr geschehen. So suchten die Liebenden sich auf der einen Seite mit dem Fernrohre, auf der andern mit der Lorgnette einander näher zu bringen; und bald trieb Frossay die Kühnheit so weit, daß er jeden Tag ein an einen Stein befestigtes Billet vermittelst einer Schleuder in den Park warf. Die vorgelegten Fragen wurden von Clementinen durch vorher angedeutete Zeichen beantwortet, so daß Beide eine ziemlich vollständige Correspondenz unterhielten.

Unterdessen war Romulus Tag und Nacht auf der Hut; Larion verlor das bischen Vernunft, das ihm noch geblieben war, als er Clementinen täglich immer schöner und heiterer fand. Der Marquis Roan hielt jetzt den Zeitpunkt für günstig, und setzte die Flucht auf die dritte Nacht fest.

Die beiden dazwischen fallenden Tage wurden zu sorgfältigen Vorkehrungen benützt. Die mitzunehmenden Kostbarkeiten wurden in Clementinens Zimmer, das unverletzbarste Asyl, gebracht; der Kahn nahm wieder seinen Platz am Ende des Parks ein; Jean Pierre sollte die Kostbarkeiten nehmen, der Marquis sollte ihm vor Tagesanbruch folgen, und Frossay endlich mit Clementinen nachkommen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

te sie nach Warschau und Berlin und in beiden Orten in gleich curiose Conflicte mit der öffentlichen Gewalt. Fürst Paskewitsch namentlich ist ein strenger Mann, und Lola war eben ein wildes, der Natur entlaufenes, von der Civilisation wenig gebessertes Kind, welches gerade nicht immer die schicklichen Formen wählte, um seinen Trotz zu zeigen. Ich habe einmal eine wanderwitzige spanische Geschichte gelesen, von Theophil Gauthier, wenn ich nicht irre; sie erzählte von einer wilden kleinen Gitanilla, welche sich unzählige Gesetzlosigkeiten erlaubt und ihre Geliebten gelegentlich mit Dolchstößen regalirt. Es ist mir immer vorgekommen, als ob Lola Montez dem französischen Novellisten zu diesem Bilde gesessen habe; freilich sind ihr die Dolchstöße von der Civilisation abgewöhnt worden. In Leipzig traf sie mit dem modernen Rattenfänger von Hameln zusammen, der, auf die Tasten schlagend, „auch die Wildesten bezwingt." Lola gehörte gleichfalls zu den Bezwungenen und reiste mit ihm nach Paris zurück. Künstler sind aber nicht sehr beständig, und Lola Montez fand einen neuen Freund in dem Journalisten Dujarrier. Ich menschliche Unterue, sondern „das dunkle Schicksal" trennte das neue Verhältniß; Dujarrier wurde von dem Creolen Beauvallon erschossen. Er hatte übrigens vor seinem Hingang die Freundin mit einem Legate bedacht, und vielleicht, um ihrem Schmerze zu entgehen, vielleigt auch, um besagtes Legat angemessen zu verwenden, begab sich diese im Sommer 1845 hierher, nach Baden. Viel angestaunt, bewegte sie sich einige Wochen unter uns; jene nächtigen Haare, die tiefbraunen Augen, die kühn geschwungenen Augenbrauuen, die zierliche, gehobene Gestalt leckten allzeit einen Kreis von Bewunderern um sie, sie mochte nun am Spieltische leichtsinnig das Gold ausstreuen oder im dunklen Reitkleide mit wehendem Schleier hoch zu Roß durch die Lichtenthaler Allee oder fort zu den Herjagden fliegen. Aber leider, — es kam wieder jene Macht, welche unheimlich durch das Leben schreitet, gewöhnlich die Polizei genannt. Ich weiß nichts von den einzelnen Rücksichtslosigkeiten, deren man sie damals beschuldigte, wohl aber weiß ich, daß in hello Espagnole heftig geweint hat, als ihr der Polizeicommissair ihre Ausweisung ankündigte. Sie wollte der Polizei Trotz bieten, — das arme naive Kind, welches sich dergleichen einbilden konnte! Wie sie im Winter 1846 in dem Proceß Dujarrier-Beauvallon neben Alexander Dumas, dem großen Experten in Duellsachen (nebenbei noch großeeem Romanschreiber) figurirt hat, wird aus den ausführlichen Berichten französischer und deutscher Zeitungen noch aller Welt im Gedächtniß sein. Lola bedauerte damals, daß sie nichts von dem Duell gewußt, „welchem sie unfehlbar eine andere Wendung gegeben haben würde"; sie bedauerte auch den armen Dujarrier, mit welchem sie manchmal auf dem Schießstande gewesen sei, der aber viel schlechter geschossen habe, als sie. Im Sommer 1846 war sie einige Wochen in Homburg, da ihr Baden verleidet sein mochte; sie wollte sich dann im Herbste nach Wien begeben, aber sie blieb in München; — und hier gehen meine Mittheilungen zu Ende.

— Unwillkürliches Wortspiel. Ein Pastor in St. hatte vor einigen Jahren ein Brautpaar einzusegnen und begann seine Anrede, statt mit „Geliebte Verlobte!" mit den Worten: „Verliebte Gelobte!" augenblicklich aber diesen lapsum linguae bemerkend, verbesserte er sich und sagte: „Gelobte Verliebte!"

— Ein auch als Aerzteschurr berühmter Arzt empfohl dem letzten seiner Patienten als specifisches Mittel gegen die Schlaflosigkeit, den Genuß des baierischen Biers. — Wenn ich Abends, sagte er, drei bis vier Seidel baierisch Bier getrunken habe, schlafe ich wie ein Ochs. — Ach, sagte der witzige Patient, glauben Sie ja nicht, daß dies am Biere liegt.

(Napoleon im Jahre 1812.) Als Napoleon im Jahre 1812 aus Rußland retierirte, sagte ein Witzbold: „Es ist doch eigen, daß Vater und Sohn zu gleicher Zeit das Laufen erlernt haben!" —

Der junge König von Rom fing nämlich damals zuerst an, seine kleinen Füße zu brauchen.

—Zwei Bekannte waren im Gespräch bei einem Hause angelangt. Einer derselben bleibt an der Thür stehen und sagt zum Andern; „Warten Sie hier ein wenig, ich gehe blos hinauf um eine Stunde zu geben, und bin bald wieder bei Ihnen."

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man sieht sehr viele Mantelets, d. h. eine Art sehr großer Busentücher, deren Spitze hinten sehr weit hinunter reicht, deren Blätter vorn dagegen ziemlich kurz sind. Man garnirt sie mit drei, vier, fünf gleichen Stoffstreifen, die ausgezackt sind, oder mit schwarzen Spitzen. Dieselbige in sehr zarter Farbe sind auch mit weißer Spitze garnirt. — Auch eine Art Sommerpaletot hat man, der indeß zu auffallend aussieht, als daß er zum Ausgehen in der Stadt getragen werden könnte. Er hat eine Art knappen hofbauschgeschnittenen Leibchens mit einer Berthe, die nur durch Schnuren oder Borte zusammachen ist. Der Ausputz besteht in länglichen Löchern, unter die man schwarze Spitzen gelegt hat.

In den andern Ueberweisen gehören die Fernando-Mäntelchen in sehr lichter Farbe, das einen Kragen ohne Garnitur um den Hals herum bildet und vorn in ziemlich langen schmalen Blättern herunterfällt. Jeder Fichu ist mit großen Perlen in matter Stickerei verziert, welche eine Doppelschnur bilden und mit schwarzem Filet umgeben sind. Ein solches Mäntelchen in Rosa, Blau und Citronengelb sieht sehr gut aus. — Dann folgt das Gitana-Mäntelchen, eine Mantille, die nur bis an die Taille reicht, diese schaef hervorhebt und mit einem breiten Volant garnirt ist, der nach dem Arme zu schmäler wird, wo er eine Art Aermel bildet. Der Volant ist ausgezackt und über ihm läuft ein kleinerer hin, der ebenfalls Zäckchen hat. — Man hat ferner die Scharlmantille, welche die Taille mehr ein- und vorhüllt. Sie sieht besonders in Violett und Schwarz gut aus und hat meist einen breiten Volant von schwarzem Tülle, über welchem sich ein schmaler Ausputz von Taffet mit kleinen offenen Fransen hinzieht. — Die Kleider werden auch diesen Sommer eine lange Taille und verzierte Aermel haben. Alles bunter übrigens darauf hin, daß man im Laufe des Sommers eine Umgestaltung der Aermel versuchen wird, denn alle Damen verlangen endlich einmal wieder neue. — Man trägt zu den Kleidern Gürtel, die mit einer Art Coulade festgemacht werden, so daß die beiden Enden frei herabfallen und zwar meist mit Fransen. — Velours sieht man noch auf den meisten Kleidern, doch werden sehr viele auch mit Posamentirarbeit ausgeputzt, da die Oberrocksform vorherrschend ist. — Zum Zumachen der Kleiderleibchen hat man plastische schottische Nadeln von weißem Cameel, in Gold gefaßt, sowie Phantasieknöpfe von Marcasit.

Digitized by Google

Opal, Türkisen, Perlen, Achat, emaillirter Email oder Perlmutter, Elfenbein oder Knochen, welche letztere schön durchbrochen gearbeitet sind und jedenfalls diesen Sommer viel getragen werden. — Von den neuen Kleidern, die wir in dieser Woche sahen, erwähnen wir folgende: Ein Kleid von schattirtem Taffet hatte einen breiten Volant und dieser war mit einem kleinen versehen, über welchem eine kleine bauschige Garnitur hinlief. Ueber dem großen Volant befanden sich zwei ziemlich schmale, die ähnlich garnirt waren wie der kleine an dem großen. Das glatte Leibchen war vorn dreieckförmig bald offen und mit einem kleinen Volant garnirt; die unten offenen Aermel ließen einen weißen Atlasermel sehen. — Ein anderes Kleid von grasgrünem Taffet hatte zwei Volants mit großen rundlichen Zacken und über den Volants lief ein schottisches Band in der Farbe des Kleides hin, das ebenfalls wie ein kleiner Volant aufgesetzt war. Das bald offene Leibchen hatte rund herum einen kleinen Bandvolant. Die unten offenen Aermel hatten an der Außennaht des Aermel eine Oeffnung, um eine große Atlaspuffe sehen zu lassen, welche zu dem weißen Aermel vorn gehörte. — Die Hüte sind sehr verschiedenartig, aber die Pamelahüte und ähnliche gehören in das Reich der Phantasie, nicht der Mode. Die Schirme sind rundlich und kurz und der Kopf ist niedrig mit schmalem Nackenschirm. Die Zughüte von einfachem oder von Reisedakrepp, der ganz neu ist, haben Streifen von Taffet oder Atlas, welche von einer Seite zur andern laufen. Das Glänzende der Seide flicht sehr gut von dem matten Krepp ab. Auf den leichten Hüten wendet man zum Aufzug Band von Crêpe de Chine an. Sehr viele Hüte und nicht blos die von Stroh, sondern auch die von Tülle und Krepp putzt man mit Blumen aus, welche auch unter dem Schirme wieder vorzugsweise verwendet zu werden scheinen, was auch ganz erklärlich ist, da die Schirme etwas offener sind und man also Platz hat, die Blumen anzubringen. Sehr schöne Zughüte haben wir von Reisstroh und Band gesehen, d. h. von Streifen Reisstroh und schmalen Bändern, die mit einander abwechselten. Diese Hüte sind nomentlich mit zarten Windenzweigen ausgeputzt. Außerordentlich gefällt ein velourirtes Band in Rosakugelb und Rosa, Rankin und Grün, Rankin und Blau. Fast alle Strohhüte sind mit diesem Bande ausgeputzt. — Man hat die sogenannten Herzogin-Sonnenschirme und die Knicker ganz aufgegeben, sowie die Fransen verbannt. Die neuesten, welche von allen eleganten Damen getragen werden, sind einfach, gerade, elegant, ohne Fransen, mit einem Band von Bandes oder Ostrenenholz, obgleich auch die von Elfenbein noch getragen sind. Wir haben auch einige, die so schön gefüttert waren, daß man glauben konnte, der Stoff habe zwei Farben. Ein sehr eleganter Schirm ist der taganonnte Mexikopfersichirm in Amaranthfarbe mit einer gedoppelten broschirten Kante und schwarzem Filet.

Herren-Mode. Die drei Tage von Longchamps werden, wie in den vergangenen Jahren, so auch in diesem nur sehr wenig Neues in Moderesidungen bringen; nichts desto weniger haben wir mit großem Vergnügen bemerkt, wenn auch nicht auf den Promenaden in den elysäischen Feldern, doch in den ersten Werkstätten der Hauptstadt, daß etwas Neues in den Moden geschaffen wird; nämlich eine Phantasieuniform für Spazierritte, ein ächt französisches Kleid, mit niedrigem, ringsum breit umschlagendem und gewölbtem Kragen und mit langer und enger Taille, die man bestimmt die ganze Saison hindurch tragen wird. Weit entfernt, lächerlich zu erscheinen, ist im Gegentheil dieses Kleid ein sehr graziöses, weil ungeachtet der Taillenlänge doch alle Proportionen die Körperes hervortreten. Die Taille geht jedoch nur 2—3 Centimeter unter die Hüften und diese Länge paßt vollkommen für Jedermann, mit Ausnahme für die, die eben nicht sehr von der Natur begünstigt sind. Die Schöße sind kurz, breit und nach unten abgerundet, größtentheils sind sie an den Seiten mit Falschen versehen und mit an den Spitzen abgerundeten Patten besetzt, die Vordertheile meist nur mit einer Reihe Knöpfen, die und da mit breiten Revers, die nur bis zum dritten Knopfloch umschlagen. Unsachter dessen lassen sie sich doch auch, ohne die geringste Falte zu werfen, bis obenhinauf zuknöpfen. Die Aermel sind hohrweit und haben niedrige Aufschläge. Das Kleid ist mit offener Kante und die Knöpfe sind von Gold, klein und halbgewölbt. Die Farben, die man zu diesen Phantasiekleidern am liebsten trägt, sind hellblau, meerkrongrün, fuchsrosh und andere. — Die possirlichen Westen, die man zu diesem Anzuge trägt, haben entweder Shawl- oder Stehkragen und sind auf der Brust weit ausgeschnitten; die beliebtesten Stoffe sind weiße Piquee, schwarze Satins, schwarze, turtelfarbige oder fleischfarbige Satins und chamoisgelbe Cashmirs. Die Hosen sind weit in den Beinen und fallen rund auf den Stiefel; jedoch trägt man auch welche, die über dem Bauch in Falten gelegt sind. Die Stoffe dazu sind leichte Satins mit breiten Mäusein und mit kleinen und großen Streifen von den verschiedensten Farben. — Als Stadtkostüme trägt man den Ueberrock mit hohem und weit überschlagendem Kragen, langer und enger Taille mit kurzen nur wenig weiten Schößen und auf der Brust offen. Die Knopflöcher sind acht bis neun Centimeter breit und gehen bis zum dritten Knopfloch; die Aermel sind mäßig weit und ohne Aufschläge. Alle Röcke haben offene Kanten; die Knöpfe sind klein, etwas gewölbt oder flach, je nach dem Geschmacke des Schneiders. Die beliebtesten Stoffe dazu sind smaragdgrüne, hellgrauschwarze, schwarze u. s. w. — Die Westen zum Stadtanzug sind abwechselnd mit Steh- und Shawlkragen, sehr lang und auf der Brust weit offen und lassen nur vier Knöpfe knöpfen; letztere sind von gleichem Stoffe. Die Stoffe dazu sind weiße Piquee, broschirte Satins, Seide so wie Valenciens. — Die Hosen sind weit in den Beinen und weit auf die Stiefel hervorgebend und von leichten Satins.

Die Westen sind ungemein lang, denn sie gehen weit über die Taille herunter, ganz wie sie unsre Großväter trugen. Sie sind gerade geschnitten und haben eine einzige Knopfreihe, sowie einen schmalen Kragen. Die Knöpfe werden wie auf den Frocks aufgesetzt, d. h. noch dem gut weiter von den Nähten zurück. Die Schnepfe vorn ist sicher abgerundet. Diese Art Weste und die mit Shawlkragen werden in diesem Augenblicke am meisten getragen. — In der Form des Frocks und des Rocks scheint sich allmälig eine Aenderung vorzubereiten. Die Kragen werden schmäler, höher und dehter; die Revers haben ganz dieselbe Form wie der Kragen und schließen sich demselben dicht an, so daß man den Ausschnitt kaum bemerkt. Die Schößen haben meist keinen Ausschnitt vorn. Die Aermel sind im Allgemeinen weiter als sonst und haben keine Aufschläge. Die Taille ist noch immer sehr lang. Der Rücken wird soll gar nicht mehr gestürtert, die Schößen und Aermel dagegen fürtert man mit Seide. Die Knöpfe sind theils von Seide, theils von Metall. Am beliebtesten scheinen die letztern zu werden. Beide sind ziemlich klein und glockenförmig.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Frack mit runden Schößen, Shawlweste. 2. Mantelet mit Fransen besetzt. 3. Oberrock mit Posamentirarbeit besetzt. 4. Kurzer Rock.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel.**

Verlag von **R. Bächner.** Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

II. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monat. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 7. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Die Wasserprobe.

Das Weib des Bauers Kapka, im Dorfe Ossowe in Pomerellen, stand in dem Verdachte, der Tochter ihres Nachbars, Zabinsky, eine Lähmung im Knie beigebracht zu haben und derselbe bewog daher den Dorfschulzen Kowalewsky die im Verdacht Schwebende der Wasserprobe zu unterziehen. Am 13. März 1779 wurde die segenannte Schulzenkunkel, als das Zeichen einer angesetzten Dorfversammlung, im Orte umhergeschickt; und gegen Mittag waren bereits die meisten Einwohner bei dem Schulzen versammelt. Nach einer kurzen Erzählung des Falls wurde Zabinsky nebst seinem Sohne Franz und etlichen Bauern nach dem Hause der Kapka abgeschickt, um sie vor die Versammlung zu stellen, und durch die Wasserprobe auszumitteln, ob sie wirklich eine Hexe oder nicht. Die erschreckene Frau wurde fortgeschleppt und nach einem Dümpel geführt, welcher ungefähr 1000 Schritte vom Dorfe liegt, etwa 200 Schritte im Umkreise und 20 Schritte in der Breite hat, aber nahe am Ufer schon über Mannestänge tief ist. Hier zog sich die Unglückliche, auf Verlangen der beiden Zabinsky, bis aufs Hemd aus; jedoch legte sie das sogenannte Strapsier nicht ab, welches ihr ihre Anklägerin aber abriß, indem sie sagte: „Du H—, du Hexe bist nicht mehr werth, das Bildniß der heiligen Mutter Gottes zu tragen.“ Eben diese besprengte darauf den Dümpel mit Weihwasser und ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füße kreuzweise mit Stricken von Stroh zusammen. Der Schulze ließ sie hierauf auf ein drei Ellen langes und eine Elle breites Bret setzen, an dieses Bret befestigte der jüngere Zabinsky einen langen Strick, warf ihn seinem am entgegengesetzten Ufer stehenden Vater zu, und dieser zog sodann das Bret mit der Kapka in's Wasser. Sie fiel indessen gleich am Ufer von dem Brete in's Wasser; die Strohstricke lösten, da sie naß wurden, sich auf, und so kam sie, frei von ihren Banden, wieder glücklich an's Land. Da dieser schlecht abgelaufene Versuch die Bauern nicht zufrieden stellte, so wiederholten sie denselben zum zweiten Male, und er endigte sich wieder damit, daß die Frau, wie das erste Mal an's Land schwamm. Die meisten Anwesenden machten sich nun auf den Rückweg nach dem Dorfe; denn, daß sie nicht untersank, dünkte ihnen ein hinlänglicher Beweis, daß die im Wasser geprüfte eine wirkliche Hexe sei. Ihr Mann, der mit ihr 21 Jahre in einer zufriedenen Ehe gelebt hatte, war bis jetzt ein müßiger Zuschauer des

Digitized by Google

Für acht Schilling Weißbrod.

Eine däniſche Erzählung von M. Goldſmith.

I.

Durch den Theil des Kirſchganges, der vom Weſterthore nach dem Badehauſe von Ryſſerſtens Baſtien führt, gingen eines Morgens früh drei junge Menſchen mit ſchnellen Schritten. Zwei marſchirten in gleichem Schritte, die Augen auf die Erde geheftet, als gingen ſie in wichtigen Geſchäften; der Dritte ging etwas unregelmäßiger, war bald voraus, bald hinterher, während er wechſelsweiſe ſeine ſchweigſamen Begleiter und den grünen Raſen des Walles, das ſtille Waſſer und die Bäume betrachtete, deren Wipfel eben von der ſich über den Wall erhebenden Sonne berührt wurden. Endlich rief er ſtillſtehend aus: „Nein, bei Gott, ich will mich ein bischen umſehen! Es iſt hier ſo wunderſchön!“

Die beiden Andern blieben bei dieſer Anrede ſtehen und kehrten ſich halb gegen ihn um; der Eine ſagte: „Wunderſchön? Hier wunderſchön? Gehſt Du in den Kirſchgang, um die Natur zu bewundern?

Der junge Mann, der ſo ſprach, führte den ſtolzen Namen Adalbert, Adalbert Johnſen; und er war eine ſchmale ſchmächtige Perſon, mit einer dünnen Stimme, die er in dieſem Augenblick ſpottend und ſatyriſch ſich zu machen bemühte.

„Und warum denn nicht, wenn ich fragen darf?“ ſagte der Erſte, Richard Bilſted.

„Nein, nun muß ich lachen! Es iſt ja Alles durch Kunſt angelegt.“ „Wie?“ rief Richard aus — „nennſt Du das Kunſt? Sind dieſe Blätter voll Phantaſien Kunſt? Iſt jener Streifen dort auf dem Waſſer, wo ſich Licht und Schatten berühren, Kunſt?“

„Ach, ich meine natürlich, daß der Wall von Menſchen angelegt, daß der Stadtgraben gegraben ſei, und daß dies mithin keine rechte Natur ſei; das eine iſt kein wirklicher Hügel, das andere weder ein Bach noch ein See.“

„So iſt wohl ein Garten auch keine Natur? Du kannſt auch nicht die Blumen, die Früchte bewundern? ſie ſind ja von Menſchen gezogen!“

„Ja, ein Garten . . . ein Garten . . .“

Ohne ſich an Adalberts Verlegenheit zu kehren, fuhr Richard fort: Es mag vielleicht närriſch von mir ſein, aber ich finde dieſe Stelle immer ſo wunderſchön. Wenn ich das ſtille Waſſer ſchaue und die Bäume, die ſo weit darüber hinaushangen, gleichſam ſchattige Meerbuſen bildend, da muß ich immer an die Scene in Coopers „Jäger“ denken, wo der ſtille Fluß beſchrieben wird, mit dem weit hinabhängenden Gebüſch, worin der blutige Indianer verſteckt liegt.“

Adalbert ſah ſich unwillkürlich um; aber Richard fuhr ſeinen Arm gegen das Waſſer ausſtreckend mit ſtärkerer Stimme fort: „Ich liebe dieſe Stelle — der Himmel mag wiſſen warum, vielleicht hat meine Mutter ſich daran verſehen, während ſie mich unter ihrem Herzen trug. Oder vielleicht iſt es nur, weil es mir an Geld gebricht, häufige Waldpartien zu machen, daß ich mich mit dem Kirſchgange behelfen muß. Aber ich liebe dieſes Sonnenlicht, dieſe Schatten und dieſes Grün, es iſt, als müßte mir zuletzt das Herz im Leibe ſchmelzen, wenn ich es fortwährend anſtarre. So muß einem zu Muthe ſein am jüngſten Tage, wenn in der Frühe die Poſaunen zur Seligkeit rufen: Alle Herzen zerfließen, die Menſchen ſinken einander in die Arme und vergehen vor Entzücken.“

„Richard, ich muß um zehn Uhr zu Hauſe ſein und Stunde geben, laß uns weiter kommen,“ — ſagte Ditlev Block, der bis jetzt geſchwiegen hatte. Bei dieſen Worten blieb Richard einen Augenblick unbeweglich daſtehen, den Arm noch immer ausgeſtreckt, drehte ſich dann mehre Male herum, gleichſam um die Gedanken abzuſchütteln, und ging mit den andern fort. Als ſie unten im Badehauſe entkleidet, jeder aus ſeinem Verſchlage heraustraten, ſagte Adalbert zu Richard: „Wagſt Du es wohl oben vom Pfahle kopfüber hinabzuſpringen?“

„Wagſt Du es?“ fragte Richard.

„Ich wage es wohl; aber ich bekomme immer einen Schlag vor den Magen, mein Arzt hat es mir verboten.“

„Mein Arzt iſt liberaler,“ ſagte Richard und ging die Stufen hinan; den Augenblick darauf flog er wie ein Pfeil aus der Höhe durch den Waſſerſpiegel hinab; Adalbert ſchaudrete und keuch verſchritg in's Waſſer. Unterdeſſen ſchwamm Ditlev Block raſtlos umher, gleichſam als fürchte er ſich ſelbſt um einen Schlag zu betrügen.

„Hu! wie friert mich!“ ſagte Adalbert mit klappernden Zähnen, auf dem Rückwege.

„Friert Dich? Ich bin hungrig,“ rief Richard, — „oh wüthend hungrig!“

„Ich bin auch hungrig,“ — ſagte Adalbert; „ich kaufe mir hier von der Frau eine Semmel für vier Schilling.“

„Eine Semmel zu vier Schilling, was ſoll das verſchlagen?“ rief Richard, während er in ſeiner Weſtentaſche ſuchte. — Hurrah! ich kaufe zwei! Mütterchen hier ſind zwei Vierſchillingſtücke!“

Digitized by Google

„Für acht Schilling Brod! da kannst Du nicht über kommen, Richard!“

„Schweige Du, Adalbert! Du hast gar keinen Begriff von meinem Hunger, ich könnte dich obendrein essen, wenn Du nicht so nüchtern aussähest!“

Sie gingen schweigend weiter, ihr Brod verzehrend, aber nach einer Weile sagte Richard mit einem Seufzer: „So, nun vermag ich nicht mehr! die eine reichte doch schon hin!“

„Da siehst Du es: was hab' ich gesagt!“ rief Adalbert. — „Der Magen wird eher satt, als die Augen.“

„Möchten wir doch nun einem armen Knaben begegnen, dem ich die Semmel geben könnte! Die Frau wird sie wohl nicht wieder nehmen, da ich hineingebissen habe.“

„Wagst Du es wohl, sie dem ersten wohlgekleideten Manne zu geben, der uns entgegen kommt?“ rief Adalbert.

„O ja, warum denn das nicht?“

„Gelt, Du wagst es nicht!“

„Was gilt es?“

„Du bist mir drei Mark schuldig; wetten wir darum: quitt oder einen Thaler!“

„Es sei!“

„Ich halte Halbpart mit Dir, Adalbert!“ — sagte Ditlev Bleck.

„Nein, ich will allein wetten!“ rief Adalbert.

Es dauerte eine Weile, ehe sie irgend einem Spaziergänger begegneten, endlich erblickten sie aber einen starken Mann in feinem schwarzen Anzuge, der ihnen entgegen kam.

„Nun Richard!“ - sagte Adalbert, und keck hinter ihn.

Der Mann kam in tiefen Gedanken daher gegangen, die Hände auf dem Rücken. Richard ging auf ihn zu, zog ehrfurchtsvoll den Hut ab und sagte: „Darf ich Ihnen wohl eine Semmel anbieten?“

„Was? — was soll das heißen?“ rief der Mann.

„Das soll so viel heißen,“ — erwiderte Richard sich verbeugend — „daß ich Sie zu einem Frühstücke einlade.“

„Wollen Sie mich zum Besten haben?“ — rief der Mann blutroth vor Zorn.

Adalbert schlich um eine Ecke des Walles; auch Bleck entfernte sich etwas.

Richard verlor fast die Contenance und erwiderte: „Es ist denn doch kein Unglück, einem Manne Brod zu bieten.“

„Kein Unglück, naseweiser Bengel!“ — rief der Mann und hob seinen Stock in die Höhe; — „ich werde Ihn lehren, was das heißt, die Leute zum Besten zu haben.“

Richard erblaßte, als er den aufgehobenen Stock sah: mit einer Stimme, die aus einer Art Furcht, aus Furcht, zu einer gewaltsamen Handlung gezwungen zu werden, gedämpft war, sagte er: „Schlagen Sie nicht!“

Der Mann blieb eine kleine Weile in derselben Stellung stehen, Richard in's Gesicht hineinstarrend; als machte dieses einen versöhnenden Eindruck auf ihn, ließ er den Stock allmälig sinken und sagte in einem weniger barschen Tone: „Kennen Sie mich? Haben Sie mich beleidigen wollen?“

„Nein,“ — versetzte Richard — „und da sie nun den Stock sinken lassen, so will ich Ihnen offen gestehen, daß es eine Unverschämtheit von mir gewesen, und ich bitte Sie um Verzeihung.“

Er fügte mit weicher Stimme hinzu: „Ich hoffe, daß Sie mir nun erlauben zu gehen; Sein Sie überzeugt davon, ich werde meinen Muthwillen lange bereuen.“

„Nein, halt, junger Herr!“ — erwiderte der Fremde — „Sie müssen doch irgend eine Ursache gehabt haben. — Zum Henker! Man geht nicht so mir nichts die nichts auf einen Mann zu und bietet ihm Brod an! Sie sind mir doch wenigstens eine Erklärung schuldig?

„Da Sie darauf bestehen, es zu wissen: es galt eine Wette; und“ — fügte Richard mit einem leichten Lächeln hinzu — „ich wurde dadurch alle meine Gläubiger los.“

„Poy Wetter, das ist eine bündige Entschuldigung! wie groß war übrigens die Summe?“

„Drei Mark, mein Herr.“

„Wie? was? drei Mark? Glücklicher Mensch, waren das alle Ihre Schulden?

„Ja, leider!“

„Hören Sie,“ — hob der Fremde wieder an, nachdem er Richard von Neuem fest angeblickt, — „Sie wissen natürlich nicht, was es ist oder warum es ist, daß Ihr Gesicht mir gefällt; aber es ist ja eine gleichgültige Sache — nun haben wir Bekanntschaft mit einander gemacht — wollen Sie wie ich, so setzen wir sie fort.“

Richard sah sich den Mann verwundert an; erst jetzt bemerkte er recht sein Aussehen: es war ein sanfter, freundlicher, etwas ältlicher Mann, mit einem Ausdrucke von Noblesse und Würde im Auge, in der Haltung, im Anzuge. Richard erwiderte lebhaft: „O, erst in diesem Augenblicke bereue ich recht von Herzen mein muthwilliges

Digitized by Google

Benehmen. Hätte ich mir Sie vorerst recht ordentlich beschaut, dann wäre es nimmermehr geschehen! Und nun schene ich mich, von Ihrem ehrenvollen Anerbieten Gebrauch zu machen; denn sie werden mich gewiß nie ansehen können, ohne an mein Vergehen zu denken."

„Das glauben Sie, weil Sie jung sind; Sie werden einstmals erfahren, daß der Mensch noch Wichtigeres vergessen kann. Haben Sie Lust umzukehren und einen Spaziergang mit mir zu machen? Ihre zwei Begleiter liefen wahrscheinlich davon, als sie glaubten, wir würden einander in die Haare gerathen."

Und von ihrem Versteck aus sahen nun Adalbert Johnsen und Distev Bleck zu ihrem großen Erstaunen Richard mit dem fremden Herrn davon gehen.

Adalbert war zu Richard's Eltern gegangen und hatte nach ihm gefragt; dies hatte Fragen von ihrer Seite veranlaßt, und Adalbert hatte den ganzen Verfall erzählt.

Als Richard bei seiner Rückkehr die Treppe hinaufging, hörte er seinen Vater, den Tischlermeister Bisted, sagen: „Da ist er!" worauf die Küchenthür geschlossen wurde, Richard mußte klingeln, und seine kleinen Geschwister, die ihm aufmachten, sahen ihn betrübt an, als wollten sie sagen: „Na Du kriegst es!" Als er zu seinen Eltern in die Stube hineintrat, stand der Vater in Positur, ein dickes spanisches Rohr in der Hand, und empfing ihn mit folgender Anrede: „Was giebts? Was willst Du hier zu Hause, Du Schlingel? Habe ich darum über meine Kräfte Geld für Dich verwendet, und es meinem und Deiner Mutter Mund abgedarbt, blos um Dich zur Schule zu halten und einen Studenten aus Dir zu machen? Ist's darum gewesen, damit Du den Leuten auf der Nase herumtanzen und acht Schilling auf Weißbrod verwenden sollest, während Deine Geschwister kaum das trockene Roggenbrod bekommen? Du mein Himmel! anständige Leute und Dich zum Gerede machen, daß Du nie und nimmer ein Amt bekommst, das Alles, was ich mich um Deinetwillen, Du Schlingel, abgearbeitet habe, dahin und verloren ist! Aber ich werde Dich lehren!" Mit diesen Worten hob er den Steck in die Höhe, und zum zweiten Male an diesem Tage wurde Richard mit Schlägen bedroht. Doch dies Mal schlug sich die Mutter in's Mittel: „Du bist zu heftig, Andreas," sagte sie — „Du mußt ihn nicht schlagen."

„Da haben wir's!" rief der Vater. „So sind die Frauenzimmer! Erst reizen sie Einen an, blos um hinterher die Sanften zu spielen. Doch es hilft Dir nichts, Mutter! Laß ihn gehen, ich will ihn nicht vor meinen Augen sehen! Was willst Du hier zu Hause? Kannst Du Deinem Vater antworten, wie?"

„Ich wollte Sie nur wissen lassen, daß ich heute Mittag nicht zu Hause esse.

„Wo ißt Du denn zu Mittag, Richard?"

„Ja, darauf werde ich antworten, wenn Vater das spanische Rohr aus der Hand legt."

„Wie, willst Du Esel mich commandiren? So soll Dich . . ."

„Andreas, Andreas! steure doch Deinen Zorn! Es geht ja denn doch nicht an, einen Sohn zu schlagen, der Student ist! Gieb mir den Stock!"

Der Vater that, als ließe er sich ungern den Stock entreißen.

„Und wo sollst Du denn zu Mittag essen, Richard?"

„Bei dem Legationsrathe Ritter Dumin."

„Bei — was — wie kommst Du zu ihm, Richard? Und was war es denn für eine Geschichte mit dem Manne und mit den Seumeln? Wer war der Mann?"

„Das war der Legationsrath und Ritter Dumin."

„Du mein Jesus?" rief die Mutter.

„Hat er Dich zu Mittag eingeladen?" fragte der Vater.

„Allerdings, er fand, daß ich seinem verstorbenen Sohn etwas ähnlich sehe, so wurden wir gute Freunde, und nun soll ich zu ihm hin."

Die Mutter sprach weinend: „Ich habe immer gewußt, daß Richard Glück haben würde! Damals, als wir in der Petersilienstraße abbrannten, lag einer seiner Ueberzüge auf einer brennenden Commode und brannte doch nicht."

„So hat man ihn wohl weggenommen, Mütterchen?"

„Gewiß, aber die Commode verbrannte, und damals prophezeihte Dir Deine Amme, daß Du unermeßlich reich werden würdest."

„Das werde ich auch!" rief Richard lustig.

Beim Weggehen streichelte und liebkoste er seine kleinen Geschwister, und indem er die Treppe hinabging, sagte er mit Thränen in den Augen: „Die armen kleinen Dinger! Ich soll aus und essen, und sie müssen zu Hause bleiben! Sobald ich etwas verdiene, werde ich Kuchen für sie kaufen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— In Wien hat man den Wahnsinnigen in einer Privatirrenanstalt einen Maskenball gegeben und das Resultat war ein Ueberraschendes. Frankl, der diese Maskerade in den „Sonntagsblättern“ schildert, sagt zum Schlusse: „Alle hier versammelten Irren waren vereinigt — um den Begriff eines Balles zur Darstellung zu bringen, was ihnen bei allem Anstand auch vollkommen gelang. Jeder für sich ein Narr, Alle zusammen vernünftig. Es beweist dies, wie wohlthätig die neuere Ansicht der Seelenärzte ist, Irre möglich viel in Gesellschaft sein zu lassen.“ — Man hat auch in der allgemeinen Irrenanstalt den Kranken einen Ball und später ein Concert mit dem besten Erfolge gegeben.

(Auch eine Rechnung.) Das Folgende ist eine Rechnung, welche einem amerikanischen Gericht bei Gelegenheit einer Klage wegen „gebrochnen Versprechens“, die neulich zur Verhandlung kam, mit vorgelegt war:

„Mr. Elsybalet *** schuldet der Miß Jeliah ***:

	Doll. Cent.
Für drei Cotillons, die sie bei der ersten Bekanntschaft mit ihm tanzte	15 —
Für drei Seufzer und einen Traum in selbiger Nacht	250 —
Einmal in der Kirche an die Farbe seiner Augen gedacht	488 —
Zum Wettrennen gegangen, nachdem sie sechs Andere zurückgewiesen	525 —
Drei artige junge Herren ihm zu Gefallen vernachlässigt	93 —
Eine Ohrkeile gemacht	120 —
Für die Kosten des Steffes zu selbiger	— 75
Fünf muntere Sprünge und zwei lebhafte Bewegungen	144 —
Ein Kleid zerrissen und einen Steumpf zerplatzt bei besagten Bewegungen	7 31
Für einen gestohlenen Kuß	125 —
Daß ich ihm zehnmal, ohne auszuweichen, meine Wange habe küssen lassen, jedesmal 11 Doll.	110 —
Für einen langen Spaziergang bei Mondschein .	270 —
Für dreißigmaliges Erröthen	600 —
Für mein Herz — ach!	1 94
	Dollars, 2750 —

Der New-York-Mirror, dem wir diese Mittheilung entnehmen, würde sich weniger darüber wundern, wenn er an die Liquidationen jenes Rechtsanwalts gedacht hätte, der unter der Bezeichnung Conferenz ein Gewisses für jeden „Guten Morgen“ ansetzte, den er, wenn auch nur mit stummer Geberde, seinen Clienten auf der Straße zuwarf.

(Fatales Zusammentreffen.) In der Dorotheergasse steht ein schiefrichtes Haus, welches Jemandem, der Wiener Mysterien schriebe, reichlichen Stoff böte: das Versatzamt. Die fashionable Welt macht auch oft Gebrauch von diesem „Gott aus der Versenkung.“ Was thut nicht Alles der Fasching und nun seine Folgen! Dem Versatzamt gegenüber befindet sich ein Privathaus; dort wohnt zu ebener Erde ein Weib, dem Jeder, welcher nicht in das fatale Haus selbst gehen will, einen Besuch abstattet, die Gegenstände, die er „versetzen“ will, dort läßt und dafür den andern Tag Versatzzettel und Geld erhält. Kürzlich war eben ein junger Mann bei diesem Weibe, bleiche Nachtfaschingsorgen im Gesicht geschrieben; er steckte eben einige Banknoten ein und sagte seufzend: „Ich hätte gedacht, für diese Uhr mehr zu erhalten.“ Er öffnet die Thüre und stößt auf eine junge Dame, die eben hereintreten will. Beide verlieren die Sprache. Endlich stottert die Dame: „Wohnt hier nicht der Hausmeister? Ich will mich nach einer bekannten Frau erkundigen, die in diesem Haus wohnt.“ „Nein,“ stammelt der junge Mann, „ich glaube, gegenüber.“ Es war ein Liebespaar, das lange sich durch Luxus gegenseitig zu täuschen wußte.

— Ein junger Ehemann, bereits über die Jahre der Eisgang hinaus, ließ einen Arzt, der zugleich sein Freund war, rufen, um ihn über den Gesundheitszustand seiner jungen Frau, der ihn brunruhigte, zu befragen. Nach mehreren Besuchen erklärte der Arzt dem Freunde, daß seine Frau nach Art der Papageien, von der Mause befallen sei.

Wie, von der Mause? rief der Ehemann, Du bist von Sinnen. Wie können denn die Frauen mausen! Verschreibe ihr eine Arznei von Johannisbeer-Gelée, ich werde ihr das bei sagen, daß sie enorm theurer sei, und sie wird darnach gesund werden. Der Doctor nahm ruhig die Feder und schrieb:

Receept für Fr. N. v. S.

Echten Sammt zu einer Robe; einen indischen Cachemir-Shawl, dies gemischt mit einigen Hüten, Bretzen, Putz-Coiffüren und davon eine gewisse Dosis nach dem Belieben der Kranken genommen.

Nota bene. Wird vorerstehende Verordnung nach Vorschrift befolgt, so garantire ich nach überstandener Mause die völlige Wiederherstellung der gnädigen Frau.

— Der Privatsecretär König Gustav's von Schweden war bei diesem in Ungnade gefallen, in deren Folge ihm der Eintritt in das Schloß verboten wurde. Nichts desto weniger mußte R. seinen Dienst nach wie vor versehen, zu welchem Behuf ihm die Papiere und sonstigen Materialien in das Haus geschickt wurden. Diesem für ihn kränkenden Zustand machte R. auf eine possirliche Weise ein Ende. Er wußte, daß der König täglich zu einer bestimmten Zeit durch die Straße ritt, in der er wohnte, und so veranstaltete er es denn, daß eine Leiter an das Fenster gelegt wurde, auf welche sein Barbier steigen mußte; er selbst aber trat in das offene Fenster und ließ sich einseifen. In diesem Augenblick kam der König, sah die Bartesle an, und fragte dann, was das bedeuten solle. R. ruft hinunter: „Ew. Majestät, der Kerl ist bei mir in Ungnade gefallen! in das Haus darf er nicht, aber seine Funrtion muß er deswegen doch verrichten.“ Der König ritt lachend fort, indem er sagte: „Na, komm' Er morgen wieder.“

— Der bekannte Hofschauspieler L. in Wien ist ein gewaltiger Don Juan im Leben. Seine Frau hat sich bereits in das Unabänderliche gefunden, und so kam es, daß sie sogar mit einer Geliebten ihres Mannes innige Freundschaft schloß.

Digitized by Google

Doch dieser hatte bald auch diese letztere satt und ging auf frische Fährte. Da stürzt eines Tages die Geliebte todtenbleich in's Zimmer der Mad. L. und ruft in verzweifelter Aufregung: „Denke Dir, Emilie, Dein Mann ist mir untreu geworden.“ (Freim.)

— Die Chinesen haben es endlich gewagt, die Reise nach Europa zu unternehmen. Eine grosse Jonke, auf dem Werfte von Ko-Kien gebaut, ist am 6. Dezember von Hongkong nach England abgesegelt. Dieses Fahrzeug, „Ki-Zu“ genannt, ist grösstentheils mit chinesischen Matrosen bemannt, und anstatt linnener mit grossen aus Matten zusammengesetzten Segeln versehen. Dasselbe enthält eine Ladung von allerlei Merkwürdigkeiten; ferner führt es ein vollständiges Corps chinesischer Sänger, Komödianten und Musiker mit sich, welche in London ihre Kunststücke aufführen werden. Die Ankunft dieses Schiffes, welches ungefähr im Monat Mai in London eintreffen dürfte, wird dort gewiß großes Aufsehen erregen. Dieser erste Versuch wird, wenn er gelingt, noch andere veranlassen, und das himmlische Reich somit endlich aus seiner tausendjährigen Abgeschiedenheit heraus treten.

— In Paris starb kürzlich der Nestor unter den Schneidern, ein Greis von 107 Jahren, welcher Ludwig's XV. und XVI. Schneider war. Er hatte sich ein ziemliches Vermögen erworben, die Revolution brachte ihn aber um Alles. Er starb in einem Dachstübchen, welches er 47 Jahre bewohnte, und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, welche letztere, das jüngste seiner Kinder, gegenwärtig 80 Jahre alt ist. Man hat unter den Papieren dieses Mannes merkwürdige Autographen in Briefen, Rechnungen und Empfangscheinen gefunden, darunter welche von Richelieu, J. J. Rousseau, Voltaire, d'Alembert, dem Cangler Maupou u. a. m.

(Der gebadete Herr Christus.) Ein Geistlicher wurde von seinem Superintendenten citirt und darüber zur Rede gesetzt, daß er so oft Hochzeiten besuche. „Entschuldigen Sie, hochwürdigster Herr,“ vertheidigte er sich, „ich sehe darin nichts Unrechtes; Christus selbst, unser erhabener Stifter, ist, wie uns die Bibel berichtet, auf der Hochzeit zu Canaan gewesen.“ Darauf antwortet der Herr Superintendent, ohne sich durch das historische Zeugniß irre führen zu lassen, „hätt's auch bleiben lassen können!“

Dame im modernen Ballkleid:
„Befiehlt die Mode gleich nichts zu verstecken;
Will ich das Gegentheil doch thun,
Und Nacken, Hals und Busen keusch verstecken —
Doctor Pfeffer (der zugegört, halblaut:)
Ach, lassen wir die Todten ruhn!“

— Welcher Buchstabe im Alphabet hat den meisten Nachdruck?

„Man streit und streit, es galt die Wette,
Man rieth durch's ganze A B C,
Da fand das Wunder sich im B:
Die Allmacht in dem Bajonette.“

— Vor Kurzem machte ein Kläger vor dem pariser Handelstribunal dem Beklagten folgenden naiven Vorwurf:

„Es ist entsetzlich, wie ein Mensch von Erziehung sich nicht schämt, eine so geringe Summe zu stehlen!“

— Ein junges Mädchen, das sich dem Theater widmen wollte, wurde vom Director gefragt: „Sind Sie musikalisch?“ — „Nein,“ antwortete sie, ich bin katholisch.“

— Auch die Wanze hat ihren Sänger gefunden, in Heinrich Heine:

„Schlimmer als der Zorn von tausend
Elephanten ist die Feindschaft
Einer einz'gen kleinen Wanze,
Die auf Deinem Lager kriecht!
Mache Dich rutzig beißen lassen, —
Das ist schlimm. — Noch schlimmer ist es,
Wenn Du sie zerdrückst: Der Mistvuft
Qualt Dich dann die ganze Nacht.
Ja, das Schrecklichste auf Erden
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient,
Das Duell mit einer Wanze!“

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Nach allem, was wir gesehen und gehört, haben wir die Gewißheit erlangt, daß die einfarbigen gestickten Stoffe, sowie Barège, chinesischer Batist, Grenadine, Jaborlerlage, Pompadourgaze sehr modisch sein werden. Diese verschiedenen leichten Stoffe erfordern Unterkleider von italienischem Taffet. Man wird ferner sogenannte toile de laine in schottischen Mustern, ungebleichten einfarbigen oder gestreiften oder gestreiften Foulard, einfarbigen mit Sonnenschirmchen benähneten Wollenmuslin und ungebleichte nordische Leinwand (toile du Nord) mit Stickereien in weißer oder flachsblüthenfarbiger Baumwolle tragen. Die Nankinfarbe und das Amarantb sind unbestritten die Modefarben. Von den neuen seidenen Stoffen hat man besonders schöne klein gestreifte Taffets, weißgrundige mit Pompadourblümchen, Guipüre-Perkins, broschirte Perkins, deren Muster die Alençoner Spitzen täuschend nachahmen und antiken Moiré mit großen satinirten Bouquets bemerkt. — Zu den leichten Stoffen gehören der Seidenmuslin, der Organdi und der Watteau-Jaconas, welche die schönsten Sommerkleider für das Land und zur Promenade geben werden. — Besonders werden die offenen Oberröcke sehr beliebt sein, weil man sie so elegant zu machen versteht, daß dieses Kleidungsstück jetzt zierlicher und pariserischer ist als das schönste Kleid. — Das Weißzeug, das sonst eine so beschränkte Rolle bei der Toilette spielte, hat, seit die Taschentücher ein Luxusgegenstand geworden sind, einen unglaublichen Aufschwung erhalten. Man sieht wieder Canezous und ganze Leibchen. Die ersteren haben so ziemlich ihre sonstige Form behalten, nur sind sie auf dem Rücken weniger abgerundet; oft gehen sie da sogar unter den Gürtel. Die Sommer-Canezous sind von gestickten Muslin mit gleichen leicht festonirten Revers. Die Manschetten sind meist fast ganz von Spitzen und passen zu den kleinen Kragen der Art, welche man in diesem Augenblicke trägt und in die ein Band gezogen wird. Die Unterröcke bleiben noch immer gefältet. Einige elegante Damen tragen sogar gestickte Hemden. Die Spitzen sind geradezu unentbehrlich geworden, um die Eleganz einer modischen Toilette zu erhöhen

Digitized by Google

und die reiche Arbeit dieses bewundernswürdigen Stoffes hat die Spitzen wieder ganz so beliebt gemacht, wie sie es zur Zeit Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. waren. Ueberall bringt man Spitzen an, von dem einfachen Nachtanzuge an bis zur glänzendsten Staatsrobe. Die Balencienner und Brüsseler Spitzen passen zu dem Weißzeuge und werden an dasselbe gesetzt. Die Alençonner trägt man als Langschmuck, als breiten Shawl, als Volants und die Spitzen von Chantilly, die sich seit einiger Zeit ungemein vervollkommnet haben, verwendet man namentlich zum Ausputze der Sommerkleider. — Der Schnitt der Hüte ist für diesen Sommer im Allgemeinen mehr klein als groß, mehr rundlich am Schirme als im Winter und an den Wangen kürzer, doch so, daß er sie fast noch mehr umfaßt. Der Kopf daran ist rund und minder groß und an den schönsten ist der Ausputz unter dem Schirme fast ganz verschwunden. Die Stoffe, die vorzugsweise zu Hüten verwendet werden, sind Krepp und Tülle. — In dem Schnitte der Mantillen und Ueberwürfe herrscht eine so große Mannichfaltigkeit, daß es schwer wird, das Beste herauszufinden. Die eleganten Damen wählen für die Zalletztage die Langshawl-Mantille, die mit einem großen Volant garnirt ist, der wieder eine Spitzenbesetzung hat. Man sieht diese Mantillen in allen Farben, vorzugsweise aber in hellen. Zum Negligé ziehen sie die Mantille von weißgestreiftem grauem Taffet vor, die klein und dünn rundlich ist, aber mit einem breiten und einem kleinen Volant versehen ist, unter welchem der Arm hervorkommt. Vorn, um den Hals herum und hinten über den großen Volant läuft ein Band. Abends wird ein Ueberwurf von demselben Taffet mit gleichem Ausputze getragen; aber dieser Ueberwurf ist mit blauer Seide gefüttert. — Auch die Mantillen von gesticktem Musselin und die Ueberwürfe dieser Art erhalten breite Garnirungen mit einem kleinen Volant daran. Diese Mantillen sind einfach, die Ueberwürfe aber mit Taffet in hellen Farben, wie rosa, blau, lila und pomeranzfarben gefüttert. — Dann giebt es eine Mantille von Taffet mit einem großen Volant, der an dem Rande mit einer dünnen seidenen Schnur flechtartig benäht ist. Diese selbe Stickerei befindet sich an der Mantille über dem Volant. — Neu ist die Polonaise, ein kleiner Ueberwurf, der vorn hier unter mit Bändern besetzt ist und in der Mitte zugeknüpft wird, so daß er genau wie die Polonaisen aussieht, welche man von 1785 bis 1790 trug; nur standen die damaligen Polonaisen so immer über einem Reifchen und einem Rocke offen, die entweder weiß oder von grell abstechender Farbe waren und am Reifchen daran lag ganz knapp an. — Als Phantasiestoffe wurden die von Crêpe de Chine immer die schönsten. Man hat prächtige in Weiß, in Scharlachroth und Gelb; die Stickereien daran sind von wahrhaft orientalischem Kurut und sie stellen oft Vögel mit prächtigem Gefieder, selbst Kiosks oder Villen der Mandarinen vor. — Rost so reichlich wie die Spitzen benutzt man diesen Sommer die Bänder und der Bandluxus steigert die Eleganz der Toiletten noch höher; man trägt sonach Bänder überall: Gürtelbänder mit langen herabhängenden Enden, Bänder an den Canezous, ein Band als Cravate unter dem kleinen Kragen, Bänder zum Zusammenhalten der offenen Oberröcke von Jaconas oder Brillantine und Bänder an den Manschetten. — An die Stelle der seinwollenen Strickstrümpfe, welche die Damen im vergangenen Winter trugen, sind die violetten und perlengrauen getreten; die eigentliche Fashion aber verlangt, daß die Fußbekleidung der Farbe des Kleides entspreche und darum wird dies bei der ersten Morgenpromenade gesordert. Die Mode ist darin jener der Stoffe gefolgt und nur die Seide gilt demnach für vollkommen von gutem Geschmack; wollene Stoffe werden für gewöhnliche Ausgänge aufgesucht. Gut beschuhet und schöne Handschuhe waren zu jeder Zeit der Prüfstein der wahren Eleganz und die Damen sehen jetzt mit Recht allgemeiner auf diese beiden nothwendigen Erfordernisse. Die kurzen aber langen fingerlosen Handschuhe sind für eine Dame im Hause unentbehrlich, wie auch die Schürzchen, die jetzt so elegant und zierlich sind, daß sie ein reizendes Zubehör der Toilette geworden sind.

Herren-Mode. Niemals ist wohl ein intelligenterer Luxus, die Paruren der Damen und die Toiletten unserer Dandis hervorstellen, an den Tag gelegt worden, zu keiner Epoche hat die Kunst des Schnittes und der Anfertigung den Grad der Vollendung erreicht, die wir gegenwärtig in der Kleidung unserer Fashionables sehen: ohne Zweifel erschienen die mit Flittern übersäeten Fracks der Regentschaft, die von Gold strotzenden Bekleidungen der Generalpächter aus dem Jahrhundert Ludwigs XV., zu jener Zeit von einem großen Reichthum; man fand eine Atlasweste wunderschön, weil es einem Sticker gelungen war, sie mit einem Goldgewicht von 100 Louisd'or zu beladen. In unserer Zeit möchte man schwerlich auf den von unsern großen Kleidermachern angefertigten Gilets einen so beträchtlichen Goldwerth finden, noch an ihren Fracks aber Paletots die kleinste Flittern entdecken; aber mit welcher Kunst, mit welcher Genauigkeit ist dagegen der Schnitt eines jeden Modells ausgeführt. Man vergleiche nur unsere heutige Anfertigung mit der vor 80 Jahren; das ganze Verhältniß bestand damals in einem übertadenen Reichthum ohne Geschmack und ohne Methode; jetzt ist in der strengsten Einfachheit alles das einzig vereinigt, was lange Studien, und das Talent zu gefallen, nur erfinnen konnten. — Was unsere Großmeister neue Mode, welche uns etwas von unsern unverändertlichen am Gürtel ausgeschnittenen Fracks abzieht, ist der veränderte und verbesserte Frack mit Sammtkragen. — Schon zeigen sich in den großen Modenmagazinen die neuen Frühjahrsstoffe zu Pantalons und zu Gilets. — Nachdem man alle Zusammenstellungen und Kreuzungen von Linien erschöpft hat, um Correaux von allen Arten schattirte, oder doppelte geschobene Viereck, kurz die schottischen Dessins in ihren mannigfachsten Variationen hervorzubringen, muß man mit Recht erkennen, wie man mit einer gewissen Anzahl von Streifen, und einigen von einander abweichenden Farben, dahin gelangen konnte, so viele Stoffe hervorzubringen, von denen ein jeder sein eigenthümliches Gepräge hat; doch die einfachsten Dinge sind in sich selbst eine unerschöpfliche Hülfsquelle: aus einer geraden und einer krummen Linie bestehen oft die wunderbarsten Perspectiven. — Die Hutfabrikation ist für die Männer, sobald es sich um ihre Toilette handelt, ein Gegenstand der sorgfältigsten Beachtung; man verlangt jetzt, daß die Hüte leicht, unburchdringlich vom Regen und der Transpiration sein, und daß sie immer ihre Form behalten sollen. Ueber alle Bedingungen! Und dennoch findet man sie vereinigt in der Hutfabrik von Bigat 32 rue de Rivoli. Diese Haus, welches seit 1800 besteht, ist unstreitig eine der ältesten Hutfabriken von Paris; sie producirt elastische Hüte, für Personen, die keinen Druck am Kopf vertragen können, wahrhaft unburchdringliche Gastorhüte, so weich und leicht wie die Strohhüte, und die für die Reise so bequem eine gerichteten Hüte zum Zusammenlegen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Zwirne mit langer Taille. 2. Mantille mit schwarzen Spitzen-Volants. Kleid mit Volant, nach Art der Tunika. 3. Mantille mit schwarzen Spitzen besetzt. Kleid mit Posamentirarbeit besetzt. 4. Frack mit runden Schößen, lange Weste, carrirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heibig** in **Altenburg**.

Verlag von **M. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

II. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Acht und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 8. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Für acht Schilling Weißbrod.

(Fortsetzung.)

II.

Der Bediente brachte einen Gruß vom Legationsrath, der Richard ersuchen ließ, zu ihm herüberzukommen. Als Richard hereintrat, sagte der Legationsrath: „Lieber Richard, ich will Dir den Vorschlag machen, daß wir heute, statt in's Theater zu gehen, zu Hause bleiben und den Abend mit einander verplaudern. Johann besorgt uns ein kleines Abendessen hier zu Hause, und ich habe ihm den Auftrag gegeben, vom besten Wein aus dem Keller zu holen, damit Du doch einigen Ersatz habest."

„Sprechen Sie nicht so, lieber Vater!" — unterbrach ihn Richard, seine Hand ergreifend — „Sie wissen ja so gut, wie gern ich in Ihrer Gesellschaft bin — nein, kommen Sie nicht mit der alten Einrede, daß es nur aus Dankbarkeit sei! Soll ich denn durchaus dazu gezwungen werden, Ihnen das Compliment zu machen, daß Sie ein interessanter Mann sind?"

„Es mag wohl sein, Richard! Vielleicht ist Dein Gemüth ernst genug, um an der Gesellschaft eines alten Mannes Gefallen zu haben. Aber Du kannst mir es nicht verargen, wenn ich an unser Verhältniß denke, daß es mich drängen will, ich habe es aus Eigennutz gestiftet. Was habe ich denn für Dich gethan? In Deinen Augen mag es vielleicht was Großes sein; aber mir scheint es doch so wenig! Habe ich um Deinetwillen mir die kleinste Entbehrung auferlegen müssen? Und welchen Vortheil habe ich nicht von Dir gehabt! Du hast mich um zwanzig Jahre jünger gemacht; während ich wähnte, Dich in's Leben einzuführen, warst Du es, der mich führte; Du hast es verstanden, mich alten Mann zum Theilnehmer an der Gesellschaft von Menschen Deines Alters zu machen; ich bin ja gerade ein Baum gewesen, der im Herbste von Neuem zu blühen anfängt — wenn ich an das verstrichene denke, so bin ich im Stande zu begreifen, wie ich es ohne Dich hätte aushalten sollen."

„Wenn Alles zu Allem kömmt, ist der Herr Legationsrath mir noch Geld schuldig für meine Wohnung und Beköstigung!" — rief Richard lustig — „ich werde nicht ermangeln, eine Neujahrsrechnung einzureichen!"

„Ja, ja, Richard, komm nur mit der Neujahrsrechnung! — gehen wir nun zu Tische und setzen uns in das kleine traulche Zimmerchen, wo wir so oft froh gewesen sind."

Richard blickte seinen Wohlthäter forschend an und

Digitized by Google

folgte ihm schweigend, als aber die Augen des alten Mannes, indem er Platz nahm, langsam im Zimmer umherschweiften und mit einem Ausdrucke von Innigkeit bei allen Umgebungen weilten, rief Richard ängstlich aus: „Aber, um Gotteswillen! ist Etwas vorgefallen? Was soll diese Wehmuth, die sich in Ihrer Stimme und Ihrem Blicke ausspricht?"

Der Legationsrath füllte sein und Richard's Glas und sprach mit bebenden Lippen: „Trinke, Richard! Wir wollen auf ein frohes Wiedersehn trinken!"

„Wiedersehn?" — rief Richard erblassend — „sollen wir uns trennen, mein Vater?"

„Ja, mein Sohn! Ja, wir müssen uns trennen, doch ich hoffe nur auf eine kurze Zeit. — Verhältnisse, über die mir heute Nachrichten zugekommen sind, machen mir es zur Pflicht, fortzureisen ... Ich gehe nach Brasilien!"

„Nach Brasilien!"

„Du vergissest es, mit mir anzustoßen auf ein glückliches Wiedersehn," — sagte der alte Herr und versuchte zu lächeln.

„Nach Brasilien! — Und warum sollen wir uns denn trennen? Kann ich Sie nicht begleiten?"

„Nein, mein Richard, das will ich nicht zugeben. Du sollst hier bleiben und Deine Examen machen, dann kannst Du zu mir herüberkommen; in Brasilien ist vollauf für Aerzte zu thun. Du wirst Dir Achtung und Vermögen erwerben können, und wenn Du mir 'mal die Augen zugedrückt hast, so kannst Du als ein vermögender Mann in Deine Heimath und zu Deinen Eltern zurückkehren. Der liebe Gott verzeihe mir, daß ich in meiner Selbstsucht noch diesen Dienst von Dir verlange," — sprach der alte Mann und blinzelte mit den Augen, um eine Thräne zu verbergen.

„Oh, sagen Sie mir!" — rief Richard, von einem aufblitzenden Gedanken ergriffen — „Sagen Sie mir es gerade aus und ohne Schonung: Haben Sie nicht einen unerwarteten Geldverlust erlitten, und wird es Ihnen nicht lästig, ferner für mich zu sorgen? Müssen Sie Gefahren und Mühseligkeiten entgehen, um sich in Ihren alten Tagen den Lebensunterhalt zu sichern? Oh, dann nehmen Sie mich mit! Es könnte Ihnen unglücklich ergehen im fremden Lande, und, um des allmächtigen Gottes willen! denken Sie daran, was ich leiden würde, wenn ich später erführe, daß Sie, mein Wohlthäter, mein Freund, mein Vater, allein wären, verlassen und vielleicht der Noth preisgegeben. .. Und bei diesen Worten brach Richard in Thränen aus und verbarg sein Gesicht in seine Hände.

„Nein, Richard, fasse Dich, Du irrst!" — sagte der alte Mann mit fast ersticker Stimme; — „zwar bin ich kein reicher Mann; doch habe ich reichlich genug für mich selbst und diejenigen, für die ich zu sorgen habe. Nein, es sind ganz andere Dinge, die das stille, glückliche Leben, welches wir gemeinschaftlich führten, unterbrechen — doch so ist das Leben! So kann es finster und drohend hervortreten und uns aus der täuschenden Ruhe, der wir uns hingegeben, herausreißen."

„Das Leben!" — rief Richard aus — „oh nein, sagen Sie das nicht! Ich habe oft sagen hören, das Leben sei hinterlistig und trügerisch; aber das Leben ist einfach und einfältig wie Gottes Natur, wie die Luft, die wir einathmen, wie das klare rieselnde Wasser. Wenn man die Augen nur recht aufmacht, so kann man die meisten vielleicht alle sogenannten Verwicklungen im Leben auf eine ganz einfache Weise entwirren — das ist meine Ueberzeugung!"

„Du hast wahrer und bedeutsamer gesprochen, als Du es vielleicht selbst weißt, Richard! Ja das Leben ist einfach zu fassen, wie das Wasser, wie die Elemente. Aber der rastlose Witz der Menschen hat Mittel gefunden, das aufzulösen, was unsere einfältigen Väter Elemente nannten. Und so haben wir es auch mit unserm eigenen Leben zu machen verstanden. Eines Tages setzen wir den einfachen Trunk des Lebens an unsre Lippen und dann ist er in feindliche Bestandtheile aufgelöst. Ich spreche aus Erfahrung, Richard; ich will Dir Alles vertrauen — habe ich wohl einen treuern Freund als Dich, wie jung Du auch sein magst. — Du weißt, daß ich mich in Brasilien aufgehalten habe; da habe ich mein Vermögen erworben, da bekleidete ich ein Amt, weßhalb man mich später zum Legationsrathe gemacht hat. Das war in meiner Jugend. Ich stand in Verbindung mit einer jungen Dame, einer der reizenden Creolinnen, und sie gebar mir eine Tochter. Vor meinem Gewissen konnte ich es verantworten, daß ich sie nicht heirathete; es walteten Umstände ob, die sich nicht erzählen lassen, und worüber kein Dritter Richter sein kann, und ich verließ das Land, nachdem ich für Mutter und Tochter Sorge getragen hatte. Ich sage Dir, in dieser Rücksicht war mein Gewissen rein, und dennoch blieb eine Unruhe zurück, die ich nie habe beschwichtigen können. Wie rein und nobel ich auch später mein Leben zu machen suchte, — ich war und blieb es doch immerhin, der sich die Schwäche oder die Leidenschaften eines Weibes zu Nutze gemacht hatte; ich war und blieb es, der sich eine unedle Handlung hatte zu Schulden kommen lassen — es war ein Abschnitt in meinem Leben,

Digitized by Google

den ich verachten mußte. Siehe Richard, da löst sich das Leben auf, welches Du noch so einfach und einfältig findest; da giebt es keine ungetrübte Freude mehr, leise und heimlich folgt uns die Reue allenthalben, und flüstert uns ein Wort in's Ohr, jedesmal wenn wir glücklich sein wollen. Ja, ich will es Dir sagen: Du erinnerst Dich noch des Morgens, da wir uns zum ersten Male begegneten. Als ich in den Kirschgang hinunter kam, in die stillen, friedlichen Umgebungen, fühlte ich mich so wohl, so erfrischt; ein Vogel flog aus seinem Nestle empor, und bei diesem sanften Geräusch mitten in der tiefen Stille war es mir, als bekäme mein Herz Flügel und wollte sich erheben. Im selben Nu kam jener Gedanke, es war mir, als lagere sich plötzlich eine Wolke über die Umgebungen, und ich versank in fruchtloses Grübeln über die Vergangenheit. Als Du mich dann anredetest, harmonirte dieses so gut mit der Schaam, die ich wieder über mich selbst empfand, daß ich einen Augenblick wähnte, Du kenntest mich und meine Verhältnisse, und wolltest Deinen Spott mit mir treiben. Und zu meiner Schande muß ich gestehen, daß meine Freude über die Entdeckung, wie ich mich irrte, einen großen Theil an der Freundlichkeit hatte, die ich Dir später zeigte."

Nach einer Pause, die Richard nicht zu unterbrechen wagte, fuhr der Legationsrath fort: „Ich kam nach Dänemark zurück, und ich heirathete. Meine Frau starb, und mein einziger Sohn starb — es dünkte mich wie Etwas, das ich hätte vorher wissen können, wie eine Strafe, der ich zu entgehen geglaubt hatte, weil ich die Augen schloß. — Nun habe ich einen Brief aus Brasilien bekommen, daß die Mutter gestorben, daß meine Tochter allein und wehrlos in einem Lande dasteht, wo es weder Gesetz noch Recht für den Schwachen giebt, und wo habsüchtige Verwandte sie ihres Erbes berauben wollen. Gott verzeihe mir's, ich liebe dieses Kind nicht; aber ich bin ihr einziger Beschützer, die Pflicht ruft mich ab. — Richard, Du hast meine Beichte vernommen, ich habe zu Dir geredet wie zu einem Freunde meines Alters; sage mir nun: Muß ich reisen, oder weißt Du irgend eine leichte und natürliche Weise, dieses verwickelte Verhältniß zu entwirren?"

Ein leises Nein war Richard's Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Familien-Geheimniß.

Durch die Salons des reichen Banquier Rosen rauschten die beliebtesten Lanner'schen und Labitzki'schen Tänze, und hoch auf klopften die Herzen der prächtig geputzten jungen Damen. Es fliegen dahin die Paare und die Augen blitzen heller als die strahlenden Brillanten, und die Wangen glühen feuriger als des Abendrothe Gluthen, die über den prächtigen Garten am Hause, mit den heimlich dunklen Bosketts, ihr magisches Licht ausgießen. Durch die Salons rauscht fröhlich die Musik und Geschwätz und Gelächter; doch draußen im dunkelsten Gebüsch singt einsam die Nachtigall ihr klagendes Lied, das den ewig verlorenen Geliebten beweint.

Dunkler wird es im Garten und stiller, doch da drinnen steigt die Lust, und die Fröhlichkeit erhebt höher ihr Haupt, und Keiner von den Jubelnden gedenkt der nebenan klagenden Nachtigall.

In einem Nebenzimmer, auf weicher Ottomane sitzt die Frau vom Hause; eine Dame von imposanter Figur mit Spuren einstiger Schönheit auf dem ruhig lächelnden Gesichte. Obschon in den Jahren, wo die Jugend so fern hinter uns liegt, daß sie uns wie ein Traum erscheint und wir kaum noch wissen, um wie vieles lauter damals unser Herz geklopft, um wie vieles bunter sich damals Alles in unsrer Seele abgespiegelt, — doch glänzte ihr Auge noch, noch war ihre Wange fein gerdthet, ihr Haar dunkel gefärbt, und stolze Anmuth zeigte jede ihrer Bewegungen. Aber ihr Herz? ach wer kann ein Frauenherz ergründen! wer ahnen all' die Gefühle und Leidenschaften, die das eine vor der Zeit alt, das andere bis zum Lebensende in jugendlicher Frische erhalten!

Neben ihr saß ein ernster, würdiger, alter Mann, auf dessen hoher Stirne geschrieben stand, daß viele Jahre tiefen Studiums, viele Jahre des redlichen Wirkens darüber hingegangen und daß vielleicht bittere Täuschungen den Nacken ihm gebeugt — oder — —

Sie unterhalten sich leise und oft verschlingt die rauschende Musik ihr Gespräch.

— Aber, lieber Abbé — fährt die Dame eben fort — ich thue mein Mögliches. Mich dauern die Armen und ich spende, wo ich das Elend finde. Und es tritt mir tausendfältig vor Augen. Mein Herz blutet, wenn ich sehe, wie diese armen Fabrikarbeiter, deren jämmerlicher Wochenlohn kaum ausreicht, eine Person zu erhalten, oft eine Frau mit einer Menge Kinder ernähren sollen, und wie sie dann, vom Hunger zur Verzweiflung getrieben, dem Verbrechen und den gröbsten

Digitized by Google

Ausſchweifungen in die Arme ſinken. Ja, Herr Abbé, ich möchte ſo gern Allen helfen, und ich kann es doch nur Einzelnen!

— Theure Freundin — erwiderte ſanft nach einigem Schweigen der Abbé — theure Freundin, es muß uns genug ſein, den guten Willen zu haben, Allen zu helfen, und es iſt eine große Segnung des Himmels, wenn wir auch nur Einigen helfen, ja nur Einen vom Verderben retten können. Menſchliche Hülfe iſt überhaupt ſelten hinlänglich und wir müſſen ſtets zu Gott beten, daß er unſer Beſtreben ſegne, und um ſeine Hülfe müſſen wir flehen, wo die unſrige nicht ausreicht.

— Ich thue das, Herr Abbé, ich thue das! Täglich verrichte ich in St. Nicolaus meine Andacht und vergeſſe nie dabei der Armen.

Es tönte die Muſik luſtig hinein und verdeckte den Fortgang des Geſpräches, woraus wohl Jeder erſehen die Frömmigkeit und Herzensgüte der liebenswürdigen Madame Roſen und des würdigen Herrn Abbé Montour. Doch, nachdem es im Tanzſaale etwas ruhiger geworden, können wir auch wieder den Fortgang ihres Geſprächs hören.

— Sie iſt alſo noch immer eigenſinnig — ſpricht der Abbé — und alle Strenge fruchtet nichts?

— Es hilft alle Strenge nichts — erwidert mit bekümmertem Tone Madame Roſen — um ſie zu dem zu bewegen, was ihr gut iſt. Sie iſt eigenſinnig, aber ich will und werde meinen Willen durchſetzen, weil ich, Herr Abbé, weil ich muß.

— Ich weiß es, theure Freundin, ich weiß es! Ihres Mannes Finanzen ſind derangirt — durch Eugen's Verheirathung mit Marie würde Alles in's Gleiſe gebracht. Es iſt daher durchaus nöthig, daß Marie nachgiebt. Doch dauert mich das arme Kind.

— Ach ja wohl, das arme, arme Kind! —

Nebenan tönt luſtiger die Muſik und es ſchlagen lauter und fröhlicher die Herzen — doch da draußen im Garten klagt einſam die Nachtigall und Niemand, Niemand hört ſie.

In einem Flügel des Hauſes, fern von dem Saale, wo die Fröhlichkeit herrſcht und der Jubel, fern von dem Zimmer, wo Madame Roſen mit dem Abbé Montour im ernſten Geſpräche vertieft ſitzt, war ein kleines, einſames Gemach; zu dem drang kein luſtiger Ton — aber auch kein klagender Ton der Nachtigall — und wenn am Tage die Sonne draußen ſo prächtig aus dem blauen Himmel auf die grünen Bäume ſchien, da drinnen blieb es trüb und dunkel; und wenn des Nachts die Mondesſtrahlen liebend die entſchlafenen Blumen küßten, ach! da hinein drang kein tröſtender Strahl.

Das war ein ſchauerliches Gemach, dick mit ſchwarzen Teppichen verhängt, und kein banger Seufzer der Angſt, kein greller Schmerzensſchrei drang aus dieſem Zimmer hinaus in die Welt. Nur oben, dicht unter der Decke, war eine kleine viereckige Oeffnung; doch auch die wurde von außen durch die Zweige eines Baumes verdeckt.

Wer da drinnen war, dem mußte ſein, wie einem lebendig Begrabenen — und es war da drinnen ein Weſen, jung und lieblich wie eine kaum ſich entfaltende Roſenknospe, aber — wie eine weiße Roſenknospe; denn nicht der leiſeſte Schimmer färbte dieſe einſt vollen, jetzt eingefunkenen bleichen Wangen.

Es iſt ein Mädchen in dem Alter, deſſen Erbtheil die Fröhlichkeit ſein ſollte und das Glück. Sie liegt auf harter Pritſche und ſchläft und träumt, ach! einen ſüßen Traum. Der Mund lächelt ſo ſelig und die geſchloſſenen Augenlider zittern wie in wehmüthiger Freude. Wer ſie ſo daliegen ſähe, weinen müßte er, weinen und fluchen über die, die eine ſo liebliche Blume ſo zeitig geknickt. — Dunkler brennt die Lampe und der fahle Schein fällt auf die Schlafende, deren leiſe Athemzüge unruhiger werden; unter den Augen erſcheint ein dunkler Streif, auf die ſein geäderte Schläfe tritt ein kalter Schweiß und die ſich halb öffnenden Lippen zucken ſchmerzlich. Hoch auf flackert noch einmal die Lampe und beim grellen Schein ſieht man, daß das Geſicht wieder ruhig und ſtill geworden iſt, wie das eines ſchlafenden Kindes, und — ſie iſt entſchlafen tief, tief, zum Nimmererwachen.

Draußen im Garten iſt die Nachtigall ſtill geworden; doch in den hell erleuchteten Sälen tobt lauter und lauter die Luſt.

Leſen wir einzelne Blätter aus Marien's Tagebuche.

— — — Ich bin ſo fröhlich heute! Eduard hat mir's ja heute geſagt, daß er mich liebt, und daß ich ihm gut bin, weiß er gewiß. Ich habe es ihm zwar nicht geſagt, aber er muß es mir wohl angemerkt haben.

— — — Warum nur die Tante immer böſe ausſieht, wenn ich freundlich mit Eduard ſpreche? Es iſt doch nichts Böſes, daß wir uns lieben. Freilich iſt er nicht reich, aber ich bin's ja, und das macht mich grade recht glücklich, denn er wird mir dann doch Etwas zu verdanken haben. Ach! ich danke ihm viel — Alles, was ich jetzt denke und fühle, habe ich ja nur von ihm. —

Digitized by Google

— — — Warum die Tante jetzt nur immer so viel von Eugen und seinen guten Eigenschaften spricht. Weiß Gott, er hat deren nicht zu viele. Eduard hat in Dienstgeschäften reisen müssen und wird wohl lange fortbleiben. Was mir die Zeit bis dahin lang werden wird! —

— — — Mein Gott! ich soll an Eduard nicht mehr denken — das ist ja ganz unmöglich! Und das Andere, was die Tante gesagt, kann wohl nur ihr Scherz sein. Eugen soll ich heirathen? nie! nie!

— — — Der Abbé Montour hat sich doch sonst als mein Freund gezeigt, und heute sprach er so strenge mit mir. Ich soll thun, was die Tante will, meint er, und das kann ich doch nicht. —

— — — Mein Gott! wie sie mich Alle bestürmen und mein Herz quälen und foltern. Was ich Eduard versprach, muß ich ja halten, ich kann, ich kann ja nicht anders. Ach! wäre er doch hier, damit ich mich an ihn stützen könnte. Die Angst, die mich beklemmt, wenn sie mich Alle so bestürmen, ist kaum mehr zu ertragen, und sie drohen — und ich stehe so ganz allein und Niemand ist, der mich schütze. —

— — — — — —

— — — — — —

Sie, die diese Blätter geschrieben, lag und schlief den Todesschlaf in dem einfamen, finstern Gemach, und lange Zeit der Angst und Qual war vergangen, ehe sie den Frieden, der ihr hier getaubt, dort wo der ewige Friede herrscht, gefunden.

Durch die Salons rauscht noch das jubelnde vernehme Leben, kalt und herzlos.

Die elegante Frau vom Hause macht mit siebenswürdiger aisance die Honneurs und das feine Lächeln ihres Mundes deutet nicht auf irgend eine unangenehme Erregtheit, und auf der Alabasterstirn zeigt kein Wölkchen die Ahnung von etwas Schlimmem.

Der Portier öffnet weit die Flügelthüren und meldet einen Spätling, der Gesellschaft, und selbst der Frau vom Hause nur dem Namen nach bekannten Gast, den Polizeirath X....., einen seiner Umsicht und Thätigkeit wegen berühmten Mann, der sich seit Kurzem zufällig im Orte befand.

— Sie sind mir sehr willkommen, Herr Polizeirath — empfing ihn die Frau vom Hause — und ich weiß nicht, welchem glücklichen Umstande ich die Ehre Ihres, wenn auch etwas späten, doch stets angenehmen Besuches, verdanke.

Nach den gewöhnlichen leeren Gesellschaftsphrasen bat der Polizeirath leise um geheimes Gehör, und es fand sich bald Gelegenheit, daß Madame Rosen ihn allein in einem Nebenzimmer sprechen konnte. Was da verhandelt, ist nie bekannt geworden, aber die Frau vom Hause ließ sich bald darauf unpäßlich melden, und als ein Geflüster durch den Saal ging, die Ausgänge des Hauses wären durch Polizeibeamte besetzt, verließen mit bedenklichen Gesichtern die Gäste nach und nach die eleganten Säle, wo noch so eben Fröhlichkeit und laute Lust geherrscht, da sah es bald düster und unheimlich aus.

Es verzingen einige Tage, da ward still eine Leiche aus dem Hause getragen, und Niemand von den Nachbarn wußte, wer in dem Hause der Madame Rosen gestorben. Die Nacht darauf hörte man viel Geräusch im Hause und Rollen, wie von schwer bepackten Wagen. Am andern Morgen sahen die Nachbarn, daß die Fensterläden und Thüren dicht verschlossen waren, und alles Lebendige schien das sonst so geräuschvolle Haus verlassen zu haben. Keiner aus dem Orte wußte, wo Madame Rosen geblieben; gleichzeitig mit ihr war der Abbé Montour verschwunden.

Nach mehren Jahren wollte Jemand in den Staatsgefängnissen der Festung C... zwei bleiche Gestalten bemerkt haben, die der Madame Rosen und dem Abbé Montour ähnlich gewesen wären.

Wer der in Marien's Tagebuche erwähnte Eduard gewesen und wo er geblieben, ist nie bekannt geworden.

Eugen Rosen starb bald nach dem Verschwinden seiner Mutter im Bade an der Auszehrung.

Miscellen und Anecdoten.

— Der französische General Lamoricière, der sich in Algier Ruhm erworben hat, ist kürzlich auf eine seltsame Weise auch zu einer Frau gekommen. Die Dame, eine der reichsten Erbinnen in Frankreich, die außer ihrem kolossalen Reichthume aber auch Jugend, Schönheit und Geist besitzt, war bereits seit langer Zeit von ihren Verwandten und Freunden bestürmt worden, ihre Hand einem der Männer zu reichen, die sie eifrig für sie aussuchten und die natürlich alle höchst empfehlenswerth waren. Im Aerger über dieses unablässige Andringen und im Verdrusse darüber, daß alle Bewerber, welche man ihr bis dahin vorgestellt hatte, in den Prüfungen nicht bestanden, welche sie ihnen aufzuerlegen pflegte, erklärte sie endlich mit einem Male ihren erstaunten Verwandten, sie würde nun die Sache ganz allein betreiben und sich selbst einen Mann suchen. Wenn das Staunen der Verwandten schon bei dieser Anzeige groß

Digitized by Google

gewesen war, so stieg es noch höher, als sie erfuhren, daß die Wahl auf den General Lamoricière gefallen sei, der sich in Afrika mit den Kabylen herumschlug, den sie nie gesehen hatte und eben nur durch die Zeitungen kannte. Die Sache ließ sich indeß nicht ändern; die junge Dame war ihre eigene Herrin und konnte unbeschränkt über ihr Vermögen verfügen. So wurde denn ein Brief an Lamoricière abgeschickt, der sich über den Inhalt desselben zwar nicht wenig gewundert haben mag, mit dem Antrage aber sofort einverstanden war. Er erhielt Urlaub, reiste nach Frankreich und die Heirath wurde zur Zufriedenheit Aller wirklich geschlossen. —

— Eine sehr reiche Engländerin, die kürzlich gestorben ist, hat in ihrem Testamente einem der berühmtesten englischen Dichter (man nennt Bulwer) 1000 Pf. Sterling vermacht zum Lohne für die vielen Stunden süßen — Schlafes, welche ihr seine Werke verschafft hätten. Wenn es in Deutschland reiche Leute gäbe, welche Schriftstellern Geld vermachen, könnten wir mehr als einen deutschen Schriftsteller nennen, die vielen Leuten durch ihre Schriften süßen Schlaf verschafften. Aber Deutschland ist einmal undankbar gegen seine Wohlthäter. —

— Am 23. März kam vor der sechsten Kammer des Zuchtpolizeigerichts in Paris ein Proceß vor, welcher zeigte, daß E. Sue in seinen Mysterien noch nicht alle Schattenseiten des Pariser Lebens erschöpft hat. Eine junge Frau von 18 Jahren stand wegen Ehebruchs, nachdem sie erst sechs Wochen verheirathet gewesen, vor Gericht. Mit dem unwiderstehlichen Accente der Wahrheit, mit bittern Thränen der Reue erzählte sie den Richtern ihre Geschichte. Sehr jung hatte sie ihren Vater verloren und ihre Mutter hatte wieder geheirathet; schon von ihrem achten Jahre an verfolgte sie ihr Stiefvater mit unlauteren Anträgen, die sie stets zurückwies. Endlich fand sich eine anständige Partie und sie heirathete; der Stiefvater, der Alles gethan hatte, um diese Heirath zu verhindern, entwarf nun, als sie dennoch geschlossen war, einen teuflischen Racheplan. Er schien seine Absichten auf seine Stieftochter ganz aufgegeben zu haben, überhäufte sie mit Freundschaft und Aufmerksamkeit und brachte sie, gleichsam zufällig, oft mit einem jungen einnehmenden Manne von 25 Jahren in Gesellschaft. Genug, die teuflische List dieses raffinirten Menschen, die Rathschläge, die er seiner Stieftochter gab, der Unfrieden, den er zwischen ihr und ihrem Manne stiftete, — von der andern Seite die Schwüre, Bitten, Verführungskünste des jungen Mannes, Zeit, Gelegenheit — Alles wirkte zusammen: — sechs Wochen nach der Hochzeit war sie Ehebrecherin und wurde von ihrem Manne, den der Stiefvater anonym von Allem in Kenntniß gesetzt hatte, überrascht. Alle Zeugenaussagen und Aktenstücke bestätigten die Wahrheit ihrer Worte, und der Präsident wendete sich an den Ehemann, ihn aufforderd, in Berücksichtigung dieser Umstände von seiner Klage abzustehn, und die arme Verirrte nicht durch ein Urtheil todesständlich zu brandmarken. Tief gerührt willigte der Mann ein; seine Frau, deren Freisprechung der Präsident sogleich verfügte, stürzte weinend in seine Arme und schwor vor dem Gericht und allen Zuhörern, ihren Fehler tausendfach wieder gut zu machen durch treue Liebe und musterhaftes Betragen.

(Die Frau Gräfin von Provence und der Gärtner.) „Denken Sie," sprach Madame eines Tags zu Herrn von Crequi, „daß die Feindschaft der Königin (Marie Antoinette) gegen mich so weit geht, mich einer Intrigue mit meinem Gärtner zu beschuldigen. — Urtheilen Sie selbst, wie blind der Haß ist; der Mann ist kränklich und zählt, glaube ich, achtzig Jahre. Dort ist er; sehen Sie nur seinen Gang."

„Madame," erwiderte der Herzog mit seiner geistreichen Malice, „Ihr Standpunct ist zu erhaben, als daß dergleichen bis zu Ihnen reichen könnten."

„Bester Herzog," versetzte die dicke Madame, „dergleichen erreicht, wie Sie wissen, noch höher."

„Leider haben Sie Recht; allein dergleichen Dinge würden ihr Ziel verfehlen, wenn man sich nicht zu sehr bückte."

„Mich des Einverständnisses mit einem achtzigjährigen Gärtner zu beschuldigen!"

„Ich werde indessen so frei sein, einen Irrthum Ihrer königlichen Hoheit zu berichtigen," entgegnete Crequi offen, doch nicht ohne einiges Zögern. „Nicht jenen gichtbrüchigen Greis macht die Bosheit zum Helden ihrer Verleumdungen, sondern jenen jungen Mann von 25 Jahren, jenen schönen und kräftigen Gärtner, den sich dort Nelken begießen sehe.

„Ha!" erwiderte nachlässig die Gräfin von Provence, und das Gespräch war abgebrochen.

Erklärung der Figuren-Tafel.

Unter den Zeichnungen auf dieser Tafel befinden sich die Patronen von zwei Zweyd. Ihre Zusammensetzung ist aus folgenden Gründen etwas verändert. Dieses Kleidungsstück ist nämlich ausgezeichnet oder gewöhnlich, je nachdem es getragen wird, nach der Façon, nach der Beschaffenheit oder der Art des Zeuges; es ist indeß eine einmal eingeführte Mode, die sich wohl erhalten wird. Bei allen Veränderungen bleibt also das Genre immer dasselbe. Um nun die Taille tang zu machen und die Schöße des Hintertheils nicht im Verhältniß der Taille zu erweitern, müßte in der gegebenen Zeichnung die Seite ganz gerade sein, und die Wendung der Linie erst in der Höhe der Taille anfangen; das Aermelloch des Hintertheils müßte niedrig sein, damit die Seite eine gewisse Steigung hätte; in Betreff der Taillenbreite müßte das Doppelte der eines Rockes genommen werden, damit die Seitennaht nicht unter die Arme käme und endlich dürfte das Hintertheil nicht zu breit sein, um den nöthigen Raum für einen Längen-Ausschnitt in der Seite des Vordertheils zu behalten. — Wenn man nun das Hinter- und Vordertheil Fig. 1 und 2 betrachtet, so sieht man, daß bei dem Hintertheil die Schulterbreite oder das Armloch zwischen 14—23 oder 21—22 eine Höhe von 9 Cent. enthält; diese Weite ist bedeutend, weit sie etwa größer sein muß, als bei einem Rocke und weil man die Achsel einziehen muß; die Mittennaht des Hintertheils hat in der Höhe von 46 eine Taille von 4 Cent. Der Schooß folgt dieser Linie und kommt an den Rand des Zeuges. Die

Digitized by Google

Seitennaht ist eine gerade Linie, durch 12—22 gezogen; die Höhlung fängt unter dem Puncte 12 an und beschränkt sich auf einen nur kleinen Theil; das Uebrige wird abgerundet, tritt aber nur um 1 Cent. hervor. — Man weiß, daß bei Schnitten dieser Art das Hintertheil die Seite des Vordertheils bestimmt; aber der Ueberschuß der Breite, der Verlust durch den Ausschnitt, das Zurücktreten in der Seite, alles dies bringt Veränderungen hervor und am Ende ist der Punct derselbe, wie am Obertheil eines Rockes, obgleich die Taille 12 Cent. breite hat. Durch die Stellung des Hintertheils gegen die Seite erreicht man, daß die Seite des Vordertheils wie bei einem geraden Hintertheil sein muß, etwas gerundet sei; ebenso befindet sich in dem Ausschnitte der Seite etwas Rundung in dem Theile, der das vordere Armloch bildet; wenn man die Naht macht, hält man hier an, wodurch die Brust etwas vortritt und die Seite sich besser ausspannt.

Die Figuren 3 und 4 sind Patronen von derselben Art für einen etwas schlanken Mann mit starker Taille; deßhalb ist die Taille des Hintertheils breiter, der Ausschnitt ist in der Hüftengegend weniger offen; das Vordertheil ist breiter am Hüftenpunct; auch ist die Achselspitze etwas tiefer und für niedrigeer Schultern passend.

Die Figuren 5—10 sind die Patronen eines Fracks. Es sind bei demselben viele Bemerkungen zu machen, wovon besonders eine zu brachten ist, welche die Höhlung im Obertheil der kleinern Seiten betrifft. Das Kleidungsstück ist für einen Mann mit etwas starken und zurücktretenden Schultern, kurzer und schwacher Taille, runden und vorstehenden Seiten, hohlen Achselhöhlen und sehr starken Hüften. — Um bei engen Taillen einen Anschluß auf den Körper zu erhalten, müßte die Naht der kleinen Seite in dem unterm Theile gehöhlt und vorn ein Ausschnitt gemacht werden, um die Taillengegend zusammenziehen; wegen der starken Hüften waren in den Seiten große Falte anzubringen; endlich ist wegen der vorspringenden Seiten die obere Seite angezogen worden, so daß das Aermelloch um 1 Cent. weniger geschlossen ist, was übrigens schon auf eine möglichr Umänderung berechnet ist, wo man häufig die obere Seite um 1 Cent. einziehen muß, weil das Tuch sich weitet. Was die Stärke der Schultern betrifft, so war ein Ausziehen des Aermelochs nöthig, das fast immer flattständet, aber mit einigen belanden Bemerkungen. Bei dem Rande des Vordertheils ist nur ein einziger Ausschnitt bezeichnet, der im obern Knopfloche sein muß; bei einer gewölbten Brust Könnte man zwei machen; aber man muß bemerken, daß sich das Vordertheil auch ohne dies wölbt wegen des Ausschnittes und des Zusammenziehens der kleinen Seite. — Das Seitenstück und das Vordertheil bleiben, wie immer, zusammen, und die Kelle in den Hüften kreuzen sich. — Wenn man sich nun von der Bewegung des Seitenstücks keine Rechenschaft giebt, so könnte es scheinen, als ob die Seite nicht anschließe, das Aermelloch zu breit, in den Breiten kein Verhältniß sei u. s. w. In der That sind alle Puncte verändert, weil die Constructionslinie zurücktritt, was nach der Weite verschieden sein kann, welche man den Hüften geben will. Fig. ist also nur ein Beispiel, das man nicht weiter braucht, als zum Verständniß der Arbeit. — Es giebt in der Bekleidung Theile, welche immer auf dieselbe Art gearbeitet werden können, weil die Bewegungen immer dieselben bleiben. So sattet ein Kleid, das seit einiger Zeit getragen wird, immer an derselben Stelle, außerdem giebt es Ausnahmen, welche in den Veränderungen, in der Verschiedenheit des Baues u. s. w. ihren Grund haben. In der Fig. 10 sind nur die Verschiedenheiten bemerkt, welche die Art hervorbringt. — Die Achselnaht muß ausgedehnt werden, sowohl um die schrägen Falten wegzudringen, welche sich auf den Schultern bilden, als um dem Hintertheil die gehörige Länge zu geben. Dieses Ausdehnen (Ausziehen) muß in der Richtung der Naht geschehen und meist ist das Futter zu kurz, d. h. es fehlt auf der Seite des Aermelochs und man müßte im Innern Rand lassen. Das Aermelloch muß ausgezogen werden in dem ganzen Theile, wo der Aermel eingezogen ist; aber indem man das thut, verrückt man die Achsel; das Futter hat nicht mehr dieselbe Form wie das Obere; der eingesetzte Keil ist tief; die Achselspitze tritt nach hinten zurück und die Haken in den obern Seiten kommen oft dahrr, daß die Achsel zu viel Spitze hat. Es ist also die Achsel so auszudehnen, daß sie wieder nach vorn kommt, und daß im Aermelloch das Futter nicht mehr Weite habe, als das Obere. Wenn man überdies durch das Ausziehen des Aermelochs die Achsel vorgebracht hat, so muß man sie auf dem Futter zurückhalten, und sie auf beiden Seiten zugleich vertheilen, nachdem man in das Futter einen Keil eingesetzt hat. Beim Ansetzen des Kragen findet man Halslöcher, welche man auszieher, andre, die man so lassen muß, nie aber zu kurze Kragen. — Bei angesetzten Seiten und verlängerten Taillen wird übrigens die Sache etwas verwickelt. Man hat gesagt, daß jedesmal, wenn ein Seitenstück etwas breit ist, es auf 3 Puncten widerstehr, nämlich unten an der Seite und nach innen; ferner, wenn man den Theil ausstehr, welcher die kleine Seite bildet, man dadurch Freiheit bekäme, das Hintertheil zu erhöhen, folglich muß das Seitenstück in der Kegel unten ausgezogen werden. Hier aber müßte man es in seiner ganzen Länge vorrücken, um die Querfalten wegzudringen und die Brust vortreten zu lassen. Wenn man nun das Seitenstück ausstehr, so ist klar, daß das Vordertheil angezogen wird. Da nun der Ausschnitt dazu dient, das Aermelloch hervorzudringen, so muß auch noch der Theil am Seitenstücke vom Ausschnitte herangezogen werden. Am Rande des Vordertheils braucht man fast gar nicht anzuziehen; im Gegentheil kann man das Vordertheil unten noch ausdehnen, um die Weite in der Hüfte zu vermehren. — Der Aermel hat in seinem ganzen Unterrheile gezogen werden müssen, was indessen nicht immer nöthig ist, wenn man brachtet, daß das Aermelloch durch den Aermel immer verschoben wird, sobald die Falte, wenn man das Kleid in der Hand hätt, nicht gerade auf der Naht liegt, was nie stattfindet, wenn das Unterrheil gedehnt ist. Man muß also eins von beiden wählen: man muß den Aermel zum Nachtheil des Obertheils berücksichtigen, oder man muß etwas Weite lassen, besonders hinter dem Aermel und etwas unter der Seitenspitze.

Die Fig. 11—15 sind die Patronen eines Haus- (Schlaf-) Rocks, der auf folgende Art geschnitten wird: das Hintertheil hat eine lange und breite Taille mit einer großen Falte in der Mitte. Die Schultern sind breit und tief, weshalb die Seitennaht herunterreicht. Die Länge wird durch das Maaß bestimmt. Die Krümmung der Falte richtet sich nach einer geraden Linie, welche durch die Puncte 11 und 13 geht.

Der Aermel Fig. 14 ist breit umgehogen, damit er am Arm bequemer sei; er hat einen runden befestigten Aufschlag, der ebenfalls bequem sein muß und um ihn nach Belieben hine-

Digitized by Google

aufschieben zu können, muß er oben etwas rund und, wo er angesetzt wird, etwas gehöhlt sein.

Das Vordertheil Fig. 12, ist gekrengt, mit großem Schawl, von ungefähr 12 Ellen. Der Umschlag muß nach Belieben gehalten werden können, je weiter er herabgeht, desto breiter wird er. Die Vorderthelle haben 3 Patten; die nöthigste befindet sich in der Höhe von 58, also gleich hoch mit der Spitze der Falte. Man kann in dem Vordertheil Taschen anbringen, wie bei einem Paletot. Ein Gurt ist nicht nöthig, da das Hintertheil einfach ist.

Der Schnitt des Hutstocks in das rechte Verhältniß zu bringen, muß er in einem Zirkle platt anliegen und vorn eine spitze Falte bilden, um den Rand des Schawls zurückzuhalten.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Zu Kleidern und Oberröcken sind die Taffete entschieden modisch. Die meissen werden einfarbig getragen. Viele Kleider haben zwei oder drei Volants, die häufig in Zacken ausgeschnitten sind und über denen eine kleine Bluche hinläuft oder auch ein Streifchen von offenen Fransen, die man aus dem Kleidstoffe selbst zupft. Die meissen der beiden sind vierreihig ausgeschnitten und haben schmale Achselstücken in zierlichen Falten. Die Aermel öffnen sich noch immer häufig unten, um frische weiße Unterärmel sehen zu lassen. — Die Ueberröcke werden noch immer vorn herunter verziert. — Die Röcke sind wie bisher lang und weit, doch so, daß die Falten vorn wenig zu sehen sind, sondern mehr nach den Hüften zu fallen. Das Kleid muß weit und ganz gefüllig sallen, wenn es für wirklich elegant gelten soll. — Die Stiefeletten sind noch immer vorn breit und abgerundet; gern wählt man sie in der Farbe des Kleides. Das Außgrau, Staubgrau und Silbergrau bevorzugen diesen Sommer vor. Der kleine Absatz, der gleichfalls verbleibt wird, hat immer etwas Zeitterartiges und hebt übrigens die Außstige zierlich hervor. — Die Haarputze scheinen die Monotonie des ewigen Scheitels ein wenig verlassen zu wollen, da man anfängt, ihn sehr jungen Mädchen und einer Stufe von Personen zu überlassen, welche mit ihrer Zeit sparsam umgehen müssen. Der Scheitel ist bequem, wird man sagen, und dies schrint eine alles andere abweisende Antwort zu sein; wer aber nur ein wenig über die Wirkung von Licht und Schatten nachgedacht hat, wird nicht leugnen, daß der Scheitel für viele Damen ein Verräther ist, da er nichts verhüllt; wenn eine Nunzel in einem schönen Gesichte sich zu bilden beginnt, wenn der Anfang der Spuren des Alters ohne Krankheit an sich trägt, wenn man endlich — nicht mehr in der ersten Jugendblüthe steht, so bedt das glatt an den Schläfen liegende gescheitelte Haar jenes Unglück nur noch mehr hervor; die zahlreichen und duftigen Locken dagegen geben dem Gesichte etwas Pikantes und werfen einen Schatten darauf, der viele Unvollkommenheiten und Mängel zudeckt. Wer sich von dieser Wahrheit überzeugen will, betrachte nur die Damen, welche an jeder Seite des Gesichts volle Locken tragen. Man sieht deßhalb allmälig zu den Locken zurück, wenn auch nicht zu den langen Ersahlenderinnenlocken, sondern zu den sielen gekreppten Sevignélöckchen, die rund um die Stirn herumlaufen. Man richtet auch bereits die Hüte dazu ein, daß die Lockenfülle darunter in ihrer ganzen Schönheit sich zeigen kann und ein leichter Kreppbut steht zu solchen Sevignélöckchen entzückend schön aus. — Die Mantille scheint sich in unsern Moden völlig eingebürgert zu haben, man mag sie Mäntelchen, Langshawl, Ueberwurf oder sonst wie nennen und ihr so viele Formveränderungen als Namen geben. Es knüpfen sich an dieses anmuthige Kleidungsstück zu viele Erinnerungen als daß man es je für immer verbannen sollte. Spanien muß ihre Wiege sein, nach der Beständigkeit, mit welcher man dort an ihr hält und dem Zauber, mit welchem sie die schönsten Köpfe umhüllt. So hat man denn jetzt auch drei und Mantillen von schwarzen Spitzen, die man Luisen-Mantillen (nach der Herzogin von Montpensier) nennt; wenn die Dame aus einer Gesellschaft kommt, in den Wagen steigt und dabei diese Mantille über das Haar wirft, das sie die schönste und zierlichste Kopfbedeckung, welche man sich denken kann. Durch Clarisse Harlowe, die auf der Bühne wieder so viel Glück gemacht hat, ist auch die englische Mantille, wie man sie auf den schönen Kupferstichen des achtzehnten Jahrhunderts sieht, wieder in die Mode gebracht worden, die weiße, selbst in ihrem Reichthume einfache Mantille, die in gestickrem oder glattem Muslin, in feinem Batist, in Linon rc. nachgemacht wird; dann folgt die französische Mantille, die den Namen der unglücklichen Marie Antoinette trägt, hinten etwas schneppenartig ist und in den Blättern vorn in Falten gezogen ist, die auf den Achseln beginnen.

Herren-Mode. In den Modestoffen herrscht unbedingt die gelbe Farbe vor und man scheint sich damit dem Nankin nähern zu wollen, der jedenfalls von neuem in die Mode kommt. So sieht man Wollenatlas in chamois einfarbigem Grunde, woraus man Beinkleider von mittlerer Weite macht, welche auf der Naht an der Seite eine randlose Schnur zur Besetzung erhalten. Man sieht ferner Wollenkammet mit chamois Grund und großen blauen Carreaux und andere von demselben Grunde leicht schimmernde, aber ohne Carreaux, doch trägt man am liebsten die einfarbigen Stoffe. — Auch die Jacken und Phantasiefracks trägt man von einem gewusterten oder melierten Stoffe in heller Farbe. So sieht man Jäckchen von leichtem Tuche in Chamois oder Strohfarbe, einfarbig, carrirt oder melirt und Phantasiefracks in eisengrauen, bronzefarbigen oder grünem melirten oder carrirten Wollenatlas. — Wenn indeß auch, wie erwähnt, das Gelb eine Modefarbe ist, so treibt man doch keinen Mißbrauch damit wie im vorigen Jahre mit dem Nankin, in den man sich dem Gelb so sehr in die Fasern hüllte wie ein Bajazzo. So wählt man zu einem solchen Jäckchen z. B. graubraune oder ähnliche Beinkleider in abstechender Farbe, oder man trägt einen eisengrauen rc. Frack mit Beinkleidern, in denen das Gelb vorherrscht. Hauptsächlich hat man das lächerliche gewisser junger Herren zu vermeiden, die nur carrirte Stoffe zu jedem Kleidungsstücke tragen; das zeigt von sehr schlechtem Geschmacke. — Zu Westen sind die schönen Cachemirstoffe und die Sedenzeuge mit großen Mustern vorzugsweise beliebt. So hat man namentlich Seidenstoffe in pariser dort grauem Grunde, auf dem sich Korallenzweige hinschlängeln, die weit auseinanderstehen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Sommerwaine, carrirte Beinkleider. 2. Hut mit Halbschleier. Oberrock mit Polamentinrobik ausgeputzt. 3. Hut mit großem Schleier. Kleid mit doppelt Fransen-Volants besetzt. 4. Kurzer Rock, Schawlweste, gestreifte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel. In Commission bei J. Helbig in Altenburg.

Verlag von N. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 9. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Clementine von Roan.

Erzählung aus dem Englischen. Von Dr. Rödiger.

(Schluß.)

Man war vorzüglich darauf bedacht, Larions Vertrauen zu gewinnen. Einige freundliche Worte Clementinens genügten, den Unglücklichen zu verblenden, welcher übrigens kaum mehr an Martials Gegenwart glaubte und sich immer mehr und mehr dem Wahne hingab, er werde einst dessen Stelle einnehmen.

Martial ist geächtet, sagte er oft zu sich selbst; und ich habe eine reiche Zukunft vor mir; er zieht Clementinen ins Verderben, und ich kann sie retten! Wer weiß, ob man ihn nicht am Ende ganz vergißt, ob es ihm nicht gelungen ist, zu entfliehen; und wer weiß ob dann — —

Dann stieg dem jungen Republikaner der Schwindel in den Kopf; denn er sah sich schon im Geiste, wie er den von Martial unterzeichneten Contract zerriß und von Clementinen den Lohn einer beharrlichen Liebe erhielt.

Wenn der Verblendete mitten in einem solchen Traume ein freundliches Wort, ein Lächeln von Clementinen erhielt — welchen Widerstand konnte er da wohl der schönen Bittenden entgegensetzen, wenn sie ihm verwarf, er lasse sie zu strenge bewachen!

Die Aufsicht war daher schon am Abend vor dem entscheidenden Tag weit gelinder als zuvor, so daß sie durchaus nicht an dem Gelingen ihres Unternehmens zweifelten und sich am Abend ohne große Besorgniß niederlegten, um einige Stunden der Ruhe zu genießen.

Unglücklicherweise wachte jedoch ein Argus im Dunkel der Nacht, während Larion seine verblendeten Augen schloß. Der Marquis und die Seinigen glaubten sich gedeckt; allein sie hatten ihre Rechnung ohne Romulus gemacht.

Es war zwei Uhr nach Mitternacht, und Alles im Schlosse schlief, oder schien zu schlafen. Clementine träumte halb wachend von den bevorstehenden Ereignissen, als sie plötzlich durch laute Fußtritte, welche sich im Corridor ihrem Zimmer näherten, aufgeweckt wurde. In ihrem Schrecken über dieses Geräusch, erhob sie sich und horchte. Mehrere Männerstimmen unterbrachen die ringsum herrschende Stille, und eine dieser Stimmen sagte im befehlenden Tone:

Dort, durch das Zimmer der Bürgerin!

Durch mein Zimmer! rief Clementine mit halb

Digitized by Google

erstickter Stimme; sie fand kaum Kraft genug, das Bett zu verlassen.

Wenn man, ohne die in den Park führende geheime Treppe zu benutzen, in den Vorsaal des Vicomte wollte, so mußte man durch Clementinens Schlafzimmer gehen, da alle übrigen Zugänge vermauert waren.

Dieser Gedanke, obgleich noch dunkel und unbestimmt, giebt Clementinen wieder einigen Muth. Sie hüllt sich schnell in einen Pudermantel, zündet die erloschene Lampe wieder an, und nähert sich der Thüre. Die Stimmen kommen immer näher; sie glaubt einige derselben zu erkennen.

Ist das Zimmer erleuchtet? fragte ein noch etwas entfernter Mensch.

Ja, es ist hell darin, erwiederte ein Anderer.

Und die Bürgerin schläft? fragte ein Dritter.

Es ist wenigstens ganz still.

Wir wollen sehen, ob die Thüre von Innen verschlossen ist — —

Ja sie ist verschlossen, antwortet eine Stimme, nachdem eine kräftige Hand den Drücker ergriffen hatte.

Dann nehme ich meinen Hauptschlüssel, sagte eine stärkere und drohendere Stimme; und in wenigen Augenblicken ist die Thüre durch einen schweren und starken Fußtritt aufgesprengt.

Romulus! ruft Clementine bebend.

Während sie vor dem abscheulichen Gesicht des Sergeanten zurückbebt, wichen die Soldaten ihrerseits scheu vor ihr zurück. Der Anblick einer bleich und starr wie eine Bildsäule da stehenden weiblichen Gestalt erfüllt die rohen Menschen mit Schrecken, wie vor einem Gespenst; und um Clementinen wieder zu erkennen, bedarf es erst einer plötzlichen, heftigen Bewegung der Letzteren, welche von einem Gedanken ergriffen zu werden schien.

Ueber die Absicht dieses plötzlichen Ueberfalls konnte Clementine nicht im Zweifel sein; trotz des Geldes und Schreckens stand die Wahrheit auf einmal ganz klar vor ihrer Seele. Romulus hatte ohne Zweifel ihre Spaziergänge im Park belauscht; er hatte gewiß Marials Versteck entdeckt, und wollte ihn jetzt darin überraschen. Sie allein hatte den Vicomte ins Verderben gestürzt; sie allein konnte ihn noch retten! — — Aber wie? Großer Gott! wie sollte sie zwanzig wüthende Soldaten zurückscheuchen?

Während die Soldaten sich allmählig von ihrem Erstaunen erholten, ward Clementine durch einen Hoffnungsschimmer aus ihrer Erstarrung geweckt. Das folgende Zimmer war das Waffencabinet des Marquis; da waren starke Eichenthüren, schwere Geräthe, geladene Gewehre! da zog sich ein Draht der Glocke hindurch, welche allnächtlich den treuen Jean Pierre herab rief. Dahin wollte sie den Bretagner kommen lassen; sie wollte im Nothfall eine Belagerung aushalten; wenigstens sterben wollte sie, ehe die Barbaren bis zu Frossay dringen konnten.

Vor diesem verzweifelten Entschlusse bebte ihre weibliche Schwäche einen Augenblick zurück. Allein bald siegte die Liebe. Anstatt den wüthenden Romulus einer Antwort zu würdigen, eilt sie in ihres Vaters Waffenkammer, verriegelt schnell die Thüre, zieht aus allen Kräften an der Glocke, und schleppt Alles, was sie fortbewegen kann, an die Thüre. In wenigen Minuten tritt Jean Pierre in die Waffenkammer und bleibt schaudernd auf der Schwelle stehen.

Clementine stand bleich mit aufgelöstem Haar und deutete schweigend auf die von ihr vertheidigte Thüre, welche von schrecklichen Kolbenschlägen erdröhnte. Mehr bedurfte es nicht, um ihm die ganze schreckliche Wahrheit in einem Augenblicke völlig klar zu machen. Er ergreift eilends ein schweres Geräth, und trägt es mit kräftigen Armen zur Thüre; in wenigen Augenblicken ist die Thüre mit einem zweiten und dritten Stücke völlig verrammelt. — Aber um ihrer selbst willen hat ihn Clementine nicht gerufen; sie befiehlt ihm zum Vicomte zurückzukehren.

Und im Vorübergehen benachrichtigen Sie meinen Vater, sagte sie mit der Kaltblütigkeit der Verzweiflung; der Park ist frei und der Kahn bereit! Sagen Sie, daß Beide keinen Augenblick verlieren sollen! Fort! fort!

Jean Pierre eilte der Thüre zu, kehrte aber schnell wieder um. — Was sollte aus Clementinen werden, wenn er sie allein ließe? — Gehen Sie selbst, Fräulein! sagte er, und retten Sie sich mit ihnen; ich will die Thüre hier so lange vertheidigen als ich kann.

Aber stehst Du denn nicht, wie ich wanke und zittere? sagte Clementine. Die Soldaten würden den Vicomte früher erreichen als ich.

Bei diesen Worten trieb sie den Bretagner zur Thüre hinaus, und ging mit convulsivischer Entschlossenheit auf ihren Posten zurück.

Der Angriff der Soldaten wurde indeß mit verdoppelter Wuth fortgesetzt. Romulus geberdete sich wie ein Tiger, der seine Beute wittert. Die von zwanzig Kolben schrecklich bearbeitete Thüre gab endlich nach, — sie stand halb geöffnet; noch eine ähnliche Kraftanstrengung, und auch die aufgeschichteten Geräthe müssten weichen, und der wüthende Sergeant erreicht den Vicomte, ehe Rettung möglich ist!

Digitized by Google

Die von der höchſten Angſt gefolterte Clementine war einer Ohnmacht nahe. Ihre verworrenen Blicke fielen auf die an den Wänden hängenden Waffen. Sie nahm in jede Hand ein geladenes Piſtol, legte ein Doppelgewehr hinter ſich und hielt dem zuerſt eindringenden Soldaten die Piſtolen entgegen.

Halt! oder Du biſt des Todes! ſagte ſie mit ſchwacher, aber ſchrecklicher Stimme.

Der Soldat wich zurück, und ein zweiter drang mit vorgehaltenem Bajonnet ein. Clementine, welche nicht mehr wußte, was ſie that, berührte mit einer zuckenden Handbewegung den Drücker eines Piſtols, und der Knall warf den ganzen Soldatenhaufen in den Hintergrund des Zimmers zurück. Die Kugel hatte indeſſen nur die Decke des Zimmers durchdrungen, und das erſte Piſtol entfant Clementinen, welche kaum die Kraft fand, das zweite den Angreifenden entgegen zu halten.

Allein der Sergeant geberdete ſich wie ein Raſender, als ob die Kugel ihm das Herz getroffen hätte.

Feuer auf die Ariſtocratin! rief er einem ſeiner Leute zu.

Der Soldat hob das Gewehr, ließ es aber ſogleich wieder ſinken; — er wollte auf ein wehrloſes Weib nicht feuern.

Du zauderſt, Memme? rief der wüthende Sergeant und entriß ihm das Gewehr. Er legte an — und ſchoß. Clementine ſtieß einen Schrei des Schmerzes aus, ſtammelte den Namen des Vicomte und ſank an der Thüre zu Boden.

Da iſt ſie ja fertig, fuhr Romulus fort. — Vorwärts, marſch! Kameraden! —

Er war eben im Begriff, über Clementinen wegzuſchreiten, als eine ſtarke Stimme hinter ihm rief: Halt, Ihr Elenden!

Es war der Lieutenant Larien, der durch das Geräuſch geweckt, eben zur rechten Zeit ankam, um Clementinen niederſinken zu ſehen.

O, Ihr Niederträchtigen! wiederholte der junge Officier, der in ſeinem gerechten Abſcheu jede andere Rückſicht und jedes andere Gefühl vergaß. Ein wehrloſes Weib zu ermorden, und dann über ihren Leichnam den Weg zu bahnen! — — Zurück, Ihr Elenden! — Ich laſſe Euch Alle wie die Hunde erſchießen!

Und mit der unwiderſtehlichen Gewalt, welche der gerechte Zorn ſeinem Anſehen als Officier verlieh, trieb er die Soldaten bis an das andere Ende des Zimmers zurück. Vergebens rief ihm Romulus zu: Martial iſt da oben! Wir müſſen ihn arretiren! Er wird gewiß wieder entwiſchen! — Larien hörte auf nichts als die ſchwachen Klagelaute Clementinens, welche er aufhob und in ſeinen Armen hielt.

Ich ſagte es ja immer, er liebte die Clevedant! ſagte Romulus, ſeine Leute mit ſich fortziehend. — Gut, ich will ihnen ſchon den Ehezeigen geben, wenn ich in dieſem Ariſtocraten-Labyrinthe keinen andern Weg zu dem Schlupfwinkel des Chouans finde. —

Dieß alles war in wenigen Minuten vorgefallen und Jean Pierre hatte eben nur die Zeit gehabt, den Vicomte und den Marquis von der ſchrecklichen Gefahr zu benachrichtigen. Keiner von Beiden dachte an Flucht und Beide eilten Clementinen zu Hülfe. Froſſay kam ungeachtet des Labyrinthes von Gängen, die er zu durchwandern hatte, zuerſt an der Schwelle der Waffenkammer an. Aber gerechter Himmel! welch' ein Anblick! die ohnmächtige Clementine in den Armen des Officiers!

Der Marquis kam auch, und bebte vor dreifachem Anblicke zurück. Dann eilte er auf ſeine Tochter zu, berührte ſchaudernd ihr blutfließendes Gewand — und beide Beine waren von der Kugel durchbohrt — —

Clementine! Clementine! rief der Unglückliche; — wer hat meine Tochter gemordet! — Deine Soldaten haben ſie gemordet! fügte er, Larien erkennend, hinzu.

Er war ſchon im Begriff, einen Degen zu ergreifen und ſich auf den Officier loszuſtürzen, als er mit Staunen bemerkte, daß dieſer ebenfalls troſtlos und der Verzweiflung nahe war.

Mitten in dieſer Schreckensſcene war der Vicomte der Einzige, der mit Beſonnenheit und Umſicht handelte. So ſchrecklich auch Clementinens Wunden waren, ſo überzeugte er ſich doch, daß ſie lebe. Er legte ſie ſanft auf das Bett, und gab ſich ihr durch liebevolle Sorgfalt und zärtliche Worte allmählig zu erkennen.

Heinrich! ſagte ſie mit matter Stimme, als ſie aus ihrer Ohnmacht erwachte, indem ſie einen Blick des tiefſten innigſten Gefühles auf ihn warf, und zugleich ihrem Vater die Hand drückte. Der Anblick des Officiers, der mit bleichem Geſichte und unbeweglich daſtand, ſchien ſie erſt wieder an das Vorgefallene zu erinnern.

Ihr ſeid noch hier? rief ſie mit Entſetzen. — Fort, fort! Flüchtet, oder Ihr ſeid Beide verloren — —

Lieber tauſend Leben verlieren, als Dich verlaſſen! antwortete der Vicomte, welcher an ihrem Lager kniete. — Ach, Clementine! warum hat der unglückliche Martial nicht auf dem Blutgerüſte geendet, anſtatt Dein Blut fließen zu ſehen? —

Bei dem Namen Martial fuhr Larien, wie von einem electriſchen Schlage getroffen, zuſammen; und gleichwohl hatte er ſeinen Nebenbuhler erkannt, bevor dieſer den bedeutungsvollen Namen ausſprach. Die Qualen des Unglücklichen vermag keine Feder zu ſchildern.

Digitized by Google

Clementine überzeugte sich bald, daß von ihm nichts zu fürchten sei und sie sah ihn mit einem dankenden und bittenden Blicke an, welcher noch einen Hoffnungsstraht in seine Seele warf.

Martial, sagte er zum Vicomte, ihn auf die Seite ziehend, alle meine Leute suchen Sie im Schlosse, und Sie begreifen wohl — —

Daß ich Ihr Gefangener bin. Das versteht sich! erwiederte Frossay, der wieder zu Clementinens Lager eilen wollte.

Nein, daß ich nur einen Augenblick habe, Sie zu retten! antwortete Larion, ihn mit Gewalt zurückhaltend.

Heinrich sah ihn erstaunt an, und reichte ihm dankbar die Hand.

Danken Sie mir nicht, sagte der Officier bitter; an meiner Stelle würden Sie eben so handeln wie ich. Ich hätte mich übrigens gern mit Ihnen auf dem Schlachtfelde gemessen; aber ich bin weder der Spion, noch der Gensdarme der Republik. Sie haben also fünf Minuten, um sich zu retten — —

Mich zu retten? wiederholte Martial. Und dieser gebeugte Greis, und dieses im Blute schwimmende Mädchen? — —

Beide sind verloren, wenn man Sie hier sieht! denn jetzt sind Beide nicht mehr als die unbewußten Helfer eines verkleideten Chouans, sondern als Martials Mitschuldige zu betrachten, und als solche ist der Tod ihr unvermeidliches Loos! Sie haben also kein anderes Mittel, sie zu retten, als die schleunigste Flucht! —

Frossay fühlte tief, daß aus diesen Worten eben sowohl Lariens Vortheil als die Vernunft sprach. Fest entschlossen also, seine Unbesonnenheit durch das Opfer des Thenenten wieder gut zu machen, sagte er mit halb erstickter Stimme: Adieu, Marquis. Ich habe Ihnen schon zu viel Unglück gebracht; es ist Zeit, daß ich mein Geschick von dem Ihrigen trenne. — — Adieu Clementine! fügte er hinzu, indem er der Thüre zueilte, und der Verwundeten, von ihr unbemerkt, noch einen Scheideblick zuwarf.

Es sei, sagte ihm der Marquis ins Ohr; aber nicht Adieu, sondern auf Wiedersehen! — Die geheime Treppe ist ohne Zweifel frei, der Park offen, das Fahrzeug bereit. Letzteres suchen Sie mit Jean Pierre zu erreichen, und erwarten Sie uns einige Tage in Couëron!

Setzen Sie nur Ihr Leben nicht auf's Spiel! erwiederte der Vicomte, auf Clementinen weisend; und noch ein Mal eilte er auf sie zu, drückte ihre Hand an die Lippen, und eilte durch die Waffenkammer davon.

Der Himmel sei ihm günstig! seufzte Larion, indem er die Thüre verschloß; — und für allen Schmerz, den er mir verursacht, fügte er leise hinzu, möge er das Glück am andern Ende der Welt finden!? — —

Als er sich mit dem Marquis und Clementinen wieder allein befand, schöpfte er neue Hoffnung; so schrecklich auch die Wirklichkeit für ihn war, so war sein geheimnißvoller Traum doch noch nicht verschwunden. —

Am folgenden Morgen bewies Larion seinen Soldaten mit leichter Mühe, daß Romulus sich getäuscht habe. Der Letztere wurde bis zu einem definitiven Urtheil in strenger Haft gehalten. Allein unglücklicher Weise beheilt der wüthende Sansculotte Hand und Zunge frei, und die Familie Roan wurde zuvor in Nantes denuncirt.

Seit fünf Tagen hatte Larion gemeinschaftlich mit dem Marquis Clementinen gepflegt, und in dem Maße, als die Verwundete wieder Kräfte gewann, fühlte auch der Officier seine Hoffnungen neu belebt. Da erschien eines Abends eine Abtheilung Gendarmen im Schlosse, und arretirte den Marquis und Clementinen. Ungeachtet des traurigen Zustandes, worin Letztere sich noch befand, und ungeachtet der kläglichen Protestationen des Officiers, wurden beide nach Nantes ins Entrepôt gebracht, und zum Tode verurtheilt. Die Hinrichtung sollte schon am folgenden Tage stattfinden; allein auf den Betrieb eines Officiers der Republik, der Clementinen für seine Frau erklärte, wurden die Verurtheilten gerettet. Dieser Brauch war bekanntlich von einigen Repräsentanten eingeführt, welche ihr Serail auf Kosten der Guillotine zu recrutiren suchten, und vorzüglich der gefürchtete Carrier nahm solche republikanische Ehen sehr lebhaft in Schutz.

Der Marquis und Clementine wurden also in Freiheit gesetzt. Wie groß war ihr Erstaunen und ihr Dank, als sie in Larion ihren Befreier kennen lernten! In der Ueberzeugung, daß die Reclamation des Officiers nichts als ein Werk des Mitleids und der uneigennützigen Freundschaft sei, überhäuften sie ihn mit Danksagungen. Da gestand der junge Officier seine Liebe.

Statt einer Antwort, nannte Clementine den Namen Frossay, und ergeiff in stiller Ergebung die Hand des Marquis.

Gehen Sie, und sein Sie glücklich! rief der edle und unglückliche Larion; der Tod verlangt ein Opfer, und ich bin vom Schicksal dazu ausersehen, denn nur allein Ihre Liebe hätte mich an das Leben fesseln können!

Noch an demselben Tage erreichte Clementine mit ihrem Vater das Städtchen Couëron, wo Frossay sie erwartete. — Larion, von dem Gregenten Romulus denuncirt, wurde am folgenden Tage erschossen. — —

Digitized by Google

Drei Monate später wurde in einer Kirche zu London eine feierliche Vermählung begangen. Während der Verlobte mit stolzem, edlem Anstande dem Altare zuschritt, trugen zwei nicht mehr junge Männer, die schöne, bleiche Braut in ihren Armen dahin. Der Verlobte war der Vicomte Heinrich von Frossay-Martial, wie ihn die verbannten Royalisten nannten. Die beiden Männer waren der Marquis von Roan und der treue Jean Pierre, und die Braut welche sie trugen, war Clementine von Roan; sie war in Folge der erwähnten Verwundung des ferneren Gebrauches ihrer Füße beraubt.

Sie sehen also, warum die Vicomtesse von Frossay-Martial alle Aufforderungen zum Tanze zurückweist, sagte der Baron, als er diese rührende Geschichte erzählt hatte.

Der Freund, im Innersten seines Gemüthes ergriffen, eilte in den Saal zurück, um die schöne Heldin, welche ihm ein so lebendiges Interesse eingeflößt hatte, von Neuem zu betrachten. Die Vicomtesse hatte ihren Platz verlassen, und hing an dem Halse ihres Gemahls, der sie in seinen Armen mitten durch die sichtbar gerührten Gäste, und die Treppe hinab bis in den Wagen trug. Neben dem Wagen wartete der Marquis von Roan ein Greis mit schneeweißen Haaren. Der ebenfalls ergraute Jean Pierre, welcher seine einfache ländliche Kleidung trug, erhielt seinen Platz im Innern des Wagens neben dem kühnen Martial, dessen treuer Begleiter er so lange gewesen war, während ein anderer Bedienter sich rückwärts aufstellte.

Was Sie so eben sahen, fuhr der Erzähler fort, hat England und Italien mehrere Jahre lang gesehen. Der Vicomtesse wurden die Reisen als Stärkungsmittel anbefohlen, und diese rührende Gruppe wurde auf den Lagunen von Venedig, in den Kirchen Roms und in den Museen von Neapel gesehen. Wenn der Vicomte ermüdet war, so nahm Jean Pierre die süße Last, und der alte Marquis folgte ruhig, ein Bild betrachtend, das ihm keine Thräne mehr entlockt.

Für acht Schilling Weißbrod.

(Fortsetzung.)

Der Legationsrath versank in tiefe Gedanken, darauf fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, gleichsam als spräche er zu sich selbst: „So wunderbar genau schreitet das Leben fort! So gewissenhaft hält es Buch und fordert die Schulden ein! Vor zwei und dreißig Jahren, wenn ich in hellen und finstern Nächten dahinsprengte, wenn mein ganzes Dasein nur ein Gedanke, ein Streben war, und ich mich gern von dem geringsten Hinderniße mit Hunden Gottes losgekauft hätte, oder wenn ich beim ersten röthlichen Streifen am Himmel, durch die lautlosen Wälder heimkehrte, selbst lautlos in meinem Innern und nur mit einem glücklichen Lächeln um die Lippen; — dachte ich damals daran, daß ich spätethin jede Stunde mit einem Jahre bezahlen und in einem vorgerückten Alter mein Vaterland verlassen, die Bande der Freundschaft, die ich geknüpft und woran meine Seele hing, zerreißen sollte, um das Glück jener Stunden abzubüßen? Und wenn Jemand vor mich hingetreten wäre und meinem Pferde in die Zügel gegriffen hätte, indem ich in's Thal herabreiten wollte nach dem weißen Pavillon, und mir den Preis genannt hätte — — — ich hätte ihn doch bezahlt!“ — rief er, indem er mit jugendlicher Lebhaftigkeit in die Höhe fuhr.

„Ich hätte ihn bezahlt, Richard! Es giebt nur wenig Männer, wie nobel und brav sie in ihrer innersten Natur auch sein mögen, die in ihrer Jugend eine solche Versuchung besiegt hätten. Glücklich der Sterbliche, den der Zufall nicht erblickt, wenn er eine recht lockende Prüfung für eine Menschenseele entdeckt hat! Denn in einem solchen Augenblicke ist es, wo der Zufall oder das Schicksal das Tröpflein Säure in das Leben fallen läßt, wodurch das Leben sich auflöset.“

Es entstand wieder eine bange Stille, die der Legationsrath mit diesen in einem leisen, weichen Tone ausgesprochenen Worten unterbrach: „Sprich doch zu mir, Richard! Laß mich ein freundliches Wort hören, damit ich nicht bereue, Dir vertraut zu haben, was ich allen Andern so geheim gehalten.“

Richard eilte hin und umarmte den liebevollen, alten Mann: „Verkennen Sie nicht mein Schweigen!“ sprach er — „aber ich habe in so wunderlicher Stimmung dagesessen; denn es wollte mich fast bedünken, als käme ich nicht ehrlich zu diesem Geheimnisse. . . als lauerte ich auf ein Gespräch, das Sie mit sich selbst führten.“

Nein Richard!“ — unterbrach ihn der Legationsrath, „ich will Dir sagen, was es war, ich errathe es: es war jungfräuliche Verschämtheit Deines jungen Gemüths. Das ist die Folge der Art, wie die Aeltern mit ihren Kindern umgehen! Aus einem sonderbaren Gefühle der Verschämtheit sprechen sie nicht zu den Kindern von der Liebe, als würde diese sich später vor ihr

Digitized by Google

nen schämen, um ihrer Unwissenheit willen. Wenn ein Vater endlich seinen halberwachsenen Sohn gute Rathschläge auf den Weg mitgeben will, so sagt er mit niedergeschlagenen Augen: „Mein Sohn! Hüte Dich vor den Weibern, sie sind sehr gefährlich!“ und der Sohn geht fort mit einer geheimen Sehnsucht nach dieser Gefahr, wovon viele Bücher ihm ganz andere Ahnungen beigebracht haben. Aber ich erzähle Dir unverhohlen die Geschichte meines Lebens, nicht nur um Dir die Ursache meiner Abreise anzuvertrauen oder um ein freundliches Herz zu haben, das mir meinen Kummer tragen hilft, sondern zugleich, damit Du durch meine Erfahrung klug werdest. Ich weiß wol, daß dies nicht hinlänglich ist! wir beten ja alle Tage: „Vater, führe uns nicht in Versuchung! Ueberlaß uns nicht unserer Schwäche, wenn der Zufall uns ausersehen hat!“ — Nun, in Gottes Namen! Die Welt erwartet Dich, mein Sohn! Aber wenn ich Dein Antlitz betrachte, so werde ich unwillkührlich von der frohen Ueberzeugung erfüllt, daß Dein Leben freudig und heiter sein wird wie dieses!“

Unter solchen Gesprächen verbrachten sie den letzten Abend, an dem sie zusammen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Eine Sage.) Das unvermuthete Hinscheiden des jungen und blühenden Theodor K. erweckte vor einigen Jahren die allgemeine Theilnahme.

Diese wurde dadurch, daß der Todesfall sich in der Nacht vor dem zur Hochzeit anberaumten Tage ereignete, gesteigert.

Auch ging damals eine Sage von Mund zu Mund, welche, da sie nicht uninteressant, und theilweise unbekannt, theilweise bereits vergessen sein dürfte, in diesen Zeilen neu zum Lichte auferstehen soll.

Theodors erste Geliebte, Emilie, hatte nach längerem Krankenlager das Irdische verlassen.

Bevor sie sich zum Sterben niederlegte, hatte Theodor die feierliche Versicherung ausgesprochen, daß ihr allein sein Herz gehöre, daß er nie wieder lieben wolle.

Drei Jahre waren vergangen. Das Kreuz über Emiliens Hügel stand noch aufrecht, aber die Erinnerung in Theodors Seele war verblaßt.

Er entbrannte für seines Freundes schöne Schwester und ward auch von ihr wieder geliebt.

Bis jetzt war es noch zu keiner Erklärung gekommen; eines Abends aber befreite sich die Flamme des Gefühles, und Theodor gestand Clotilden, daß er sich in ihrem Besitze glücklich achten würde, daß sie sein Herz gefesselt hätte.

Am Morgen darnach besuchte ihn, wie gewöhnlich, Clotildens Bruder.

„Gott, wie bleich Du bist! Ist Dir nicht wohl?“

„Ich habe schlecht geschlafen!“

„Du scheinst ganz verändert!“

„Nun, es ist eine Narrede! Du, der mein ganzes Leben kennt, magst es wissen! Aber — wußt nicht lachen! — Ich habe wunderlam, fast gräßlich geträumt!“

„Nichts weiter!“

„Höre! Ich legte mich nieder und schlummerte alsbald ein. Plötzlich fühle ich mich im Innersten erschüttert! Ich blicke auf, sehe den Boden meines Zimmers sich spalten, und eine Gestalt in schneeweißem Kleide emporschreiten! Das Antlitz leichenfahl! Die Augen geschlossen! Meinem Lager zuschreitend, gewinnt der Schemen vollen Ausdruck! Ich erkenne die Züge Emiliens! Nicht genug! Die furchtbare Erscheinung ergreift meine Hand! Die Augenlider thauen langsam auf und gleich fernem Wetterleuchten zittern Blicke nieder! — Mir graut! Da löst die Gestalt meine Rechte fahren und legt ihre beiden eiskalten Hände auf die Stelle, unter der mein Herz lebhaft pochte! Frost durchrieselt Mark und Bein! Da beginnt die Uhr die zwölfte Stunde auszuheben. — — „Denk' an Dein Gelübde!“ flüsterte es dumpf wie aus einem Sarge! — Ich schloß die Augen und öffnete sie schüchtern wieder. Da streichelte mich freundlich eine weiche Mädchenhand, ein schönes lockenhaupt neigte sich über meine Stirne und winkte mit süß schwärmerischen Augen zum Folgen. — — Erst um sieben Uhr bin ich erwacht. Auf meiner Stirne stand kalter Schweiß! Es war ein Traum — ein alberner Traum — aber ich fühle mich abgespannt und todesmüde!“

„Das kommt,“ hub Karl an, „von Deinen unfruchtbaren Grübeleien und eitlen Gewissens-Scrupeln. Emilie ist todt! Du lebst und liebst! Weiß ich doch längst, daß zwischen Dir und meiner Schwester ein wärmeres Gefühl als das der Freundschaft waltet!“

„Ich läugne es nicht, ja, ich liebe warm und innig! Die freundliche Gestalt meines düstern Traumes mit den langen blonden Locken war Deine Schwester Clotilde!“

* * *

Monde vergingen.

Theodor und Clotilde wurden als Brautleute verkündet; nach acht Tagen sollte die Hochzeit sein.

Wie erstaunte Karl, als er seinen Freund am Morgen darnach abermals so entstellt und blaß fand.

„Sie ist wieder erschienen, die schauerliche Todte, — sie hat wieder die eiskalte Hand auf dieses Herz gelegt — und gewarnet furchtbar und dumpf: „Denk' Deines Eid's — Du wirst die Braut nacht nicht feiern — Ich fordre, was mein: — Dein Herz!“ Und wieder schlossen die Augenlider so sachte sich auf, und wieder flammten die Blicke so furchtbar!“

„Theodor, Du scheinst eine Krankheit befahren zu müssen! Diese fieberhaften Aufwallungen, diese ängstlichen Bilder!“

* * *

Nach einigen Tagen jedoch war Theodor ganz heiter. An der Seite seines Bruders, ihn bischwichtigenden und die Erscheinungen der Nacht als Phantome erklärenden Freundes baute er auf der nächsten Zukunft gold'ne Zauberschlösser auf.

Am Abende vor der Hochzeit schien eine gewisse Wehmuth Theodors Antlitz verdüstern zu wollen — doch verscheuchten diese leichten Wolken bald die Küsse seiner holden Braut, und kurz vor Mitternacht schied er erst von der, die ihn vom nächs

Digitized by Google

sten Morgen als unzertrennliche Gefährtin durchs Leben begleiten sollte.

Am Hochzeittage empfing Clotilde, statt des Jawortes von des Gatten Lippen, die Trauerkunde, daß Theodor über Nacht verblichen sei.

Aerztlichen Berichten zufolge lag des Todes Grund in der Verstarrung des Herzens.

(Der Teufel in der Mühle. Eine wahre Begebenheit.) In dem Städchen G. in Westpreußen lebte um's Jahr 1830 ein wohlhabender Müller, Namens Christian. Dieser Christian, welcher evangelisch war, heirathete ein katholisches Mädchen, mit dem er Anfangs glücklich lebte. Da aber die Anverwandten seiner Frau, bei der geringsten Kleinigkeit, den Christian seines Verhaltens wegen tadelten, so bekam auf diese Art die Frau ein Uebergewicht, welches sie um so mehr geltend machte, als Christian, um den Aerger hinunterzuspülen, sich das Branntweintrinken angewöhnt hatte. Jetzt erst zeigte sich der Charakter der Frau und deren Anverwandten im schlechtesten Lichte. Nicht genug, daß Christian geprügelt wurde, nein, er wurde gebunden, und Stunden, ja ganze Nächte lang in den kalten Keller geworfen. Kam er einmal frei und zur Besinnung seiner Lage, so suchte er Vergessenheit im Branntwein. Auch dieser wurde ihm nicht im reinen Zustande gelassen; denn die Frau und deren Weibsleute verunreinigten denselben, damit, wie die Frau sich ausdrückte: „der lutherische Hund bald krepirer." Obgleich öfters der katholische Geistliche Sühneversuche anstellte, und namentlich der Frau ein solderes Betragen gegen ihren Christian anempfahl, so blieb jedoch Alles fruchtlos. Selbst die Drohungen von dem sich beim Geistlichen aufhaltenden Vikar: daß unter diesen Umständen, Gott und seine Engel aus dem Hause verschucht würden und der Teufel seine Wohnung darin aufschlagen würde; halfen nur so viel, daß die Frau, stark abergläubisch, die Furcht vor dem Teufel behielt, jedoch gegen ihren Christian dasselbe Verhalten beobachtete, wie früher. Diese Furcht vor dem Teufel, welcher, wie der Frau bereits gesagt war, die Mühle bewohnen würde, ließ ihr oft des Nachts nicht Ruhe, und jedes auffallende Geräusch hielt sie für Wirkung des Teufels. Daher kam es denn, daß die Frau ihrem Christian befahl, zum Vikar hinzugehen, und denselben zu bitten, den Teufel aus der Mühle hinauszutreiben. Dieser Vikar, ein vernünftiger Mann, und wohl einsehend, daß die Frau der rechte Mühlenteufel sei, versprach, den Teufel auszutreiben, und gab dem Christian die nöthigen Anweisungen.

An einem bestimmten Abende mußten sich die Frau und deren Weibsleute, welche am meisten bei den Unmenschlichkeiten gegen Christian betheiligt waren, in der Mühle in einer kleinen Stube versammeln. Christian mit den Ehemännern der Weibsleute aber blieb in der finstern größern Stube, weil, wie der Vikar sagte: es nicht ein Teufel, sondern Mehrere seien, die Alle zu dem einen offengelassenen Fensterflügel hindurch müßten. Die Männer waren Alle mit Kantschuhen versehen, welche sie auf Geheiß des Vikars wacker gebrauchen sollten. Auch sollten sie sich nicht irre machen lassen, wenn die Teufel menschliche Stimmen laut werden ließen, weil es ja nichts Neues mehr sei, daß die Teufel in Menschen führen. Jetzt begann der Vikar seine Beschwörungen durch Hersagen lateinischer Vokabeln. Auf ein, von ihm gegebenes, lautes Zeichen, öffnete sich plötzlich die Thüre der Nebenstube, und herein stürzten, mit lautem Geheul, die Weiber, um an der Austreibung des Teufels, wie ihnen gesagt war, Theil zu nehmen. Die Männer, auf diesen Augenblick wartend, hieben mit den Kantschuhen wacker darauf los. Ai! das Schreien der Weiber nach Rettung half nichts, indem bei dem fürchterlichen Brüllen kein menschliches Wort gehört wurde. Keine andere Rettung vor sich sehend, suchten die Weiber ihr Heil in der Flucht, zum offen gebliebenen Fenster hinburch. Da erst kühlete sich die Wuth der Männer, und der Vikar sagte: „Jetzt sind die Teufel aus der Mühle."

(Liederstreit. Von Ludwig Hub.)

Wer, Freunde, kann mir sagen,
Wie jenes Lied wohl heißt,
Das seit den frühsten Tagen
Unkräftig sich erweist", —
Das schweigt auf allen Zungen
Und das von Jung und Alt
Von jeher ward gesungen
Und jetzt gar mächtig schallt?

Ein Freund, geübt im Zechen,
Fällt unverweilt hier ein:
„Wozu da Kopfzerbrechen?
Es ist das Lied vom Wein!
Seit Noah hat erprobet
Bis heut' er seine Kraft;
Wer klug ist d'rum, der lobet
Mit mir den Rebensaft!"

„Ich will ihn zwar nicht schelten",
Spricht jetzt ein Andr'er, „doch
Viel höher soll ich gelten
Das Lied von Treu' und noch;
In ihm kann kund sich geben
Des Herzens süßer Drang.
D'rum dreimal hoch soll leben
Der holde Minnesang!"

„Ei, wie!" ruft laut ein Dritter,
„So spricht ein Frauenknecht!
Ich kämpf' als kurzer Ritter
Für Volksrecht, Menschenrecht.
D'rum ehr' als Mann, als freier,
Ich hoch der Freiheit Lied:
Es lebe Herwegh's Leier,
Die unverrückt man sieht!"

Ein nimmer cu'rer Meinung,
Ihr Herren alle Drei!
Stimmt ihr auch der Vereinigung,
Das ist mir einerlei:
Das Hauptlied, preisgekrönet,
Das klingt in jedem Land
Und Alles übertönet,
Wird euch von mir genannt,

Sobald man's anstimmt, schweigen
Die andern Lieder all';
Sein Ton ist zu vergleichen
Mit Sturm, mit Donnerschall;
Den Freiheitsdrang schlägt's nieder
Und ist der Liebe Tod.
Es ist das Lied der Lieder
Und heißt: das Lied — vom Brod!

Digitized by Google

(Echte Wirkung des Schwefeläthers. — Ein von dem Assisenhofe des Departements l'Ardèche zum Tode verurtheilter Verbrecher hat den Justizminister persönlich um die Vergünstigung ersucht, durch Einathmen von Schwefeläther sterben zu dürfen, da wie er gehört, der Tod auf diese Weise schmerzlos sei. Diese einfache Bitte hat sich bereits zu einer juridischen Streitfrage verwandelt und die französischen Rechtsgelehrten kämpfen gegenwärtig in öffentlichen Blättern und Broschüren dafür und dagegen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die abwechselnde Witterung dieser Jahreszeit giebt den Promenadentoiletten einen höchst pittoresken Anblick, welcher aus dem Gemische der Frühlings- und Wintermoden entspringt. Allein jetzt vorzüglich sind die Ueberwürfe sehr nöthig. Unter andern erwähnen wir eine wunderhübsche Mantille für eine junge Dame. Sie ist von weißem Taffet und mit Spitzen besetzt. Ihre Form ist einfach, d. h. sie besteht aus einer einzigen Reihe und liegt hinten am Halse an; vorn öffnet sie sich in ganzwender Ausweitung. Es ist dies der herrschende Charakter der bleibbringen Mantillen, unter denen man das Leibchen sieht. Die vorn herabhängenden Enden sind sehr kurz und zugerundet; das Rückentheil ist kurz über dem Arme und hinten lang und rund zulaufend. Die ganze Außenseite ist mit einem zwischen zwei kleinen zackigen Krausen eingefaßten Taffetbausch besetzt und darunter fallen breite weiße Spitzen hervor. — Eine andere Mantille von blauem, hochgrünem oder hortensiafarbenem Taffet hat längere Enden mit Fransen. Sie ist vorn mit einem von dem Rande abstehenden Sammetstreifen besetzt und dabei befindet sich eine Garnitur von schwarzen, sehr fein gefältelten Spitzen, welche eine gezackelte Krause längs dem Saume der Mantille bilden. Derselbe Besatz geht ganz um die Mantille herum, nur auf den Seiten und hinten wiederholt sich derselbe vier Mal, immer parallel neben einander hinlaufend, ausgenommen am Armausschnitte, wo die Garnituren sich fast berühren. — Man macht viele runde Mantillen aus Taffet und besetzt sie von dem Rande an, welcher einige Finger breit unter die Taille herabfällt, mit Volants aus Flor von derselben Farbe. Zuweilen sind die Garnituren selbst in Tüll. Dieser durchsichtige Theil über dem Rocke ist mit seidenen Fransen oder mit Bändern oder selbst mit einer Art kleiner Volants von Spitzen verziert. — Die Kleider haben ein sehr verschiedenes Ansehen; aber die zahlreichen Leibchen sind vorn sehr weit ausgeschnitten. Und für diese hat man kleine Nestelschnüre, welche aus einer Flechte, die die beiden Seiten des Leibchens miteinander verbindet, niederfallen. — Die Kleidermacherinnen bemühen sich, neue Aermel zu erfinden. Neu ist aber oft gleichbedeutend mit erneuert. Man möge nur immer auf die alten Moden zurückkommen, wir haben nichts dagegen; nur soll man sich bei der Auswahl nicht von dem schlechten Geschmacke der Moden aus der Zeit des Kaiserreichs und der Restauration nicht aufhalten. Wir haben mit Unwillen ein gewisses Verfreuden wahrgenommen, die alten weiten Aermel wieder zurückzurufen. Zwar wagt man es nicht, sich demselben frei zuzuwenden; allein mehrere vornehme Damen und einige Schauspielerinnin tragen seit einem Monate die Aermel am Schulterstücke ziemlich weit. Doch giebt es nichts Häßlicheres, und wären es nicht solche Personen, die sich geschmackvoll zu kleiden wissen, so würde man ihre Aermel für eine durch Ungeschicklichkeit verfehlte Arbeit ansehen. Die Röcke sind immer weit und lang. Die Länge ist selbst für die Promenadenkleider ein wenig übertrieben; denn heutzutage, wo jede Dame ihr Kleid selbst trägt und keinen kleinen Neger hinter sich herlaufen hat, um ihr die Schleppe nachzutragen, beschmutzt sich ein langes Kleid auf den Spaziergängen und beschmutzt zu gleicher Zeit Schuh und Strümpfe. — Man trägt sehr viele Schnallen, Spangen und andere Schmuckstücken und diese Gegenstände sind, wie fast alle derartigen Phantasiesachen, von oxidirtem Metalle, von Gold und von Platina. — Uebrigens sieht man fortwährend viele Garnituren und besonders Posamentierarbeiten, entweder als Hauptschmuck oder als Ergänzung der Verzierungen auf Mänteln oder Kleidern. Fast alle Ueberröcke haben Posamentierknöpfe statt der Knöpfe von falschen Steinen oder Glas, welche zu schwer sind, um nicht den Kleidern von leichten Stoffen ein ganz unästhetisches Ansehen zu geben. — Wir sagten oben, daß die Röcke immer sehr verziert sind und wir können hinzufügen, daß man meistens Spitzen dazu nimmt. Bis jetzt war dieser Schmuck, wir wollen nicht sagen, nicht allen Damen zugänglich, denn das hieße seinen Verkauf ankündigen, sondern selbst nicht einmal den Damen von gewöhnlichem Wohlstande. Denn ein Kleiderbesatz von Spitzen kostete immer einige tausend Franken. Man hat begriffen, von welcher großen Wichtigkeit es sein würde, die gewöhnlichen Muster in falschen Spitzen nachzuahmen und das es mit solcher Geschicklichkeit gethan, daß nachgeahmte Spitzen wohl mit Recht Augentäuschungen genannt werden. Somit steht nun der Weg zu einer zierlichen Toilette für manche Dame offen. Jedoch ist dafür gesorgt, den echten Spitzen ihre besondern Muster zu lassen. — Man macht hüte von verschiedenen Formen; die einen senken sich vorne, die andern sind rund. Andere sind vorne länger als an den Wangen; allein die ersten machen das meiste Glück. Wir haben einen Zugbut von weißem glattem Flor bemerkt, der mit weißen gebrochenen Tüll gefüttert und mit einem Zweig Rosen garnirt war, der auf einer Seite einen Büschel bildete und auf der andern Seite in Knospen und Laub ausfiel. Ferner einen andern Zugbut von rosenrothem glattem Flor, mit einem rosenrothen Tüllschleierchen darüber, unter welchem sich sehr hübsche blaßrothe Rosen befanden. Diese Hüte sind mit Garnituren ebenfalls von glattem gestickten Flor geschmückt und haben einen feinen Reiherbusch oder Marabouts. Nichts giebt dem Gesichte mehr Reiz, als dieser glatte gestickte Flor. Er hat dieselbe wundervolle Wirkung wie der chinesische Flor, ohne dessen Schwere zu haben. — Die Clarisse Harlowshüte, aber, wie wir sie noch genannt haben, die Luisenhüte, sind nur schön, wenn sie mit Feldblumen oder mit einem Kranze und mit Blumensträußen unter dem Schirme verziert sind. — Die schönste unter den neuen Blumen ist eine doppelte Jonquille. Man macht sie in allen Nüancen; sie ist sehr zierend und etwas stärker als die einfache. — Der Langshawl ist die Mitteltracht zwischen der Mantille und dem Shawle. Man trägt ihn häufig in Cachemir mit glattem Grunde und von lebhafter Farbe. Die beiden Enden sind mit Gold durchwirkt.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Kurzer Rock. Gestreifte Shawlweste. 2. Mantille mit Guipurebesatz. 3. Kleid mit offenem Leibchen mit Schleifen besetzt. 4. Frack mit runden Schößen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heldig** in **Altenburg**.

Verlag von **R. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition

VIII. Jahrg.
2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.
Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 10. **N. Büchner, Redacteur.** **1847.**

Die rächende Stunde.

Novelle von Hermine Stahlberg.

„Nur schnell, spute dich von hinnen, vergiß mir keine von den Posten! Hörst Du, Bube? Um Essig, Zucker, Semmeln; und dann zum Schneider mußt Du laufen. Gieb acht, daß Du keine Flasche zerschlägst, sonst könnte es Deinem Rücken übel bekommen."

So rief die Wirthin vom „goldenen Lamm" einem blondlockigen Knaben aus der Hausthüre nach, der fröhlich sein Mützchen schwang und den Weg hinab eilte. Brummend kehrte die Alte in das Gastzimmer zurück, rückte unmuthig mit dem Spinnrade umher, und antwortete verdrießlich auf die Fragen eines Gastes, welcher recht behaglich sein Morgenpfeifchen schmauchte, und das Glas, aus dem er eben einen derben Zug gethan hatte, wegstellend und also fortfuhr: ein „recht artiger Knabe ist Wilhelm, von hübscher Gestalt, einnehmender Gesichtsbildung, gutmüthigem Herzen und einem Köpfchen voll Talent! Er ist zwar der Jüngste in meiner Schule, aber auf mein Wort, Frau Trithandl, er ist mir lieber als des Amtmanns Aelteste!"

„Hm," antwortete die Angesprochene „es ist ein Wunderkind für seine Jahre, doch ich hoffe wenig für die Zukunft. Er taugt nicht für unsern Stand; denn sehe ich ihn so abgesondert von den andern Knaben spielen, die er kaum beachtet, oder höre ich ihn erzählen, was er einst werden will, oder von Dingen sprechen, von denen nie in seiner Gegenwart gesprochen wurde! dann denke ich mir immer: „Du wirst wohl nie ein ehrlicher Gastgeber, der auf seine Rechentafel sehen muß, und seine Gedanken nicht auf herrliche Schlösser, glänzende Wagen und spiegelblanke Pferde lenken darf."

„Ei was Kinderplauderei," meinte der Schulmeister, „jeder Knabe in diesem Alter däucht sich einstens wenigstens Husaren-Rittmeister, General oder dergleichen zu sein, und das ist auch bei dem Kleinen der Fall. Glaubt mir, Frau Trithandl, in zehn Jahren spricht er ganz anders, und Ihr werdet mit ihm zufrieden sein."

Ungläubig schüttelte die Alte den Kopf und seufzte: „Ach nein, es herrscht in diesem Knaben seines Vaters Geist, nimmer wird er für unsern Stand nützlich werden. Aus den Spielen der Kinder kann man ersehen, für was sie einst tauglich sein werden; das hat mir oft mein seliger Mann gesagt, er war vernünftig, und mehrmals erprobte ich schon die Wahrheit dieser Worte."

„Sagt mir, liebe gute Nachbarin," hub der Andere

Digitized by Google

wieder an, indem er verlegen die Pfeife hinweglegte und den Stuhl näher zur Befragten schob, „sagt mir, wessen Leute Kind ist doch Wilhelm, daß er Euch verwandt ist, wissen Alle, doch wie und auf welche Art ist völlig unbekannt. Wohl sind Vermuthungen da, doch keine Gewißheit, und schon seit Jahren bin ich auf die Enträthselung dieses Geheimnisses verpicht. Einmal wagt ich es wohl, Euren seligen Mann darnach zu fragen, doch nur ein Mal, und nicht wieder. Ihr wißt, Herr Trithandl war mit gut, er war mein Freund, doch nach dieser Frage ward er bitter böse, nannte mich einen Vorwitzigen, nahm sein Käppchen, seinen Stock und verließ mit einem Blicke, der mir unvergeßlich bleibt, das Zimmer. Ich blieb verdutzt, dort ist der Platz, sitzen. Meine Neugierde wurde hierdurch nur erhöht und nicht befriedigt, bis sich heute die Gelegenheit so schickte, und ich mit Euch über Wilhelm sprach — und mir den Muth nahm, und wollt Ihr mir vertrauen —"

Frau Trithandl, welche während der ganzen Zeit seiner Rede stumm und düster dagesessen, blickte in des Fragenden Antlitz, in dem Verlegenheit, gutmüthige Theilnahme und Neugierde sich ausdrückten. Sie lächelte, um die Thränen, die ihr in die Augen traten, zu verbergen, reichte ihm die Hand und sprach: „Wohl denn, Herr Schullehrer, Euch will ich mein Geheimniß anvertrauen, welches schon seit Jahren in dieser Brust lastet, und den welchem ich seit meines Alten Tode mit Niemandem sprechen konnte. Gelobt mir Verschwiegenheit, und ich will treu Eure Frage beantworten.

Der Schulmeister versprach zu schweigen, und die Wirthin begann: „Vier Jahre nach unserer Verheirathung brachten ich und mein Mann unsere Tage in dem Marktflecken T. in Kärnthen zu. Wir besaßen dort ein hübsches Gasthaus, nebst einem Bäckerladen, welches mein Mann von seinem Vater übernommen hatte, und waren recht glücklich. Gott segnete unsere Ehe mit zwei Kindern. Den Knaben entriß uns der Tod bald wieder, und nur die Tochter blieb und zum Troste, zur Freude. Marie wuchs schnell heran, und in ihrem sechzehnten Jahre war sie völlig ausgebildet, sowohl an Geist als an Körper. Im ganzen Orte galt sie für das schönste Mädchen, und viele Bursche warfen ihre Augen auf sie in Liebe. Sie aber war freundlich mit Allen, ohne Einen davon auszuzeichnen. Ueberhaupt machte sie sich wenig mit andern jungen Leuten ihres Standes gemein. Wenn Sonntags Alle fröhlich den Tanzsaal unseres Hauses besuchten, so stahl sie sich hinweg, und wenn wir sie suchten, fanden wir sie in ihrem Kämmerchen bei einem Buche oder am Fenster zu dem blauen Himmel gedankenvoll aufblickend. Der Herr Pfarrer und der Amtmann meinten, sie sei eine Schwärmerin, der Vater behauptete, dies käme vom Lesen, und warf ihr den ganzen Kram von Lafontaine u. dgl. zum Fenster hinaus, und gab ihr dafür ein Kochbuch und einige Legenden mit dem Beisatze, solche und keine andern Bücher gehören sich für ehrbare Mädchen. Mein Gott, was half's, Marie weinte und dauerte mich in der Seele, so daß ich ihr selbst wieder Bücher brachte, um sie zu trösten. Mag wohl Schwäche von mir gewesen sein, doch die ist verzeihlich. Glaubt mir, Herr Martinz, wenn man in Mariens Augen Thränen sah, so konnte man nicht widerstehen, das Mädchen war allzulieb.

Marie wurde achtzehn Jahr, und war meine Herzensfreude. Sie war so sanft, so gut, und obwohl sie Manches sprach, was ich nicht recht verstand, so versicherte doch der Herr Pfarrer, sie sei, abgerechnet ihres schwärmerischen Wesens, das vernünftigste Mädchen in der Gegend. Da brach der Krieg aus, und in unser friedliches Thal drang auch das Feldgeschrei. Einquartirung folgte auf Einquartirung, Freund und Feind folgten auf einander, und wir glaubten zu erliegen unter der Last des Krieges, und beteten täglich um Friede.

Es war im Sommer 1809, nun sind es gerade neun Jahre, als wir an einem Sonntage von der Kirche heimkehrten, und von der Ferne her schon den Schall der Trommel hörten. Dies war für uns kaumal nichts Neues, und wir freueten uns Alle, da die Krieger einzogen, daß es Unsrige waren. Alle Häuser bekamen Einquartirung; bei uns wurde ein junger feuntlicher Herr, der Oberste Nesse und Liebling, der überall als Graf Julius, oder der schöne Fähndrich bekannt war, angewiesen. Er betrug sich äußerst herablassend und liebevoll gegen Alle und höchst achtungsvoll gegen Marie, so daß wir am Abende, als er uns erzählte, es sei die Ordre gekommen, das Regiment habe bis auf weiteren Befehl hier zu verweilen, mit ihm seine Freude lebhaft theilten.

Wohl bemerkte im Verlaufe der Zeit mein Mann öfters mit Unwillen das häufige Beisammensein unserer Tochter mit dem Fähndrich, und äußerte sich auch einige Male hart darüber gegen Marie; doch das Mädchen weinte; und es blieb beim Alten.

Der Tag des Abmarsches nahte endlich, und das schöne Kriegsvolk zog mit Sang und Klang fort. Graf Julius nahm gerührt von uns Abschied, und als er sich zur todtbleichen Marie wandte, gewahrten wir wohl die Thränen, die sich in sein Auge stahlen, und den Schmerz, der das Mädchen zu zerzehren drohte. Er

Digitized by Google

schwang sich auf sein Roß, grüßte noch einmal, sprengte seinen Kameraden nach, und wir sahen ihn nie wieder.

Monate verstrichen, Marie wurde blässer und blässer und kränkelte fortwährend. Mancherlei Gerüchte, die sich im Orte über sie herumtrugen, drangen zu meinem Ohre; da nahm ich mir vor, mit dem Mädchen ein ernstes Wort zu sprechen. Ich that's, und stellt Euch mein Entsetzen vor, als Marie zu meinen Füßen stürzte, und unter Schluchzen bekannte, daß sie sich Mutter fühle. Der abscheuliche Böswicht, Graf Julius, hatte mein unschuldiges Kind verführt und unser Haus der Schande Preis gegeben. Ich fluchte dem Verführer, und stürzte gleich einer Rasenden zu meinem Manne, dem ich die ganze Geschichte erzählte. Er wüthete, und mit Mühe entriß ich Marie seinen Mißhandlungen. Die Unglückliche trug Alles mit größter Ergebung und eine Art Stumpfsinn bemächtigte sich ihrer. Keine Thräne erleichterte ihren Schmerz, kein Seufzer drang aus der gequälten Brust; ihr Zustant war bedauerungswürdig, und als sie den Knaben gebar, und man ihr ihn zum ersten Male hinreichte, wandte sie sich schaudernd hinweg, stieß einen lauten Schrei aus, und verfiel in heftige Krämpfe. Als sie von diesen befreit wurde, war sie wahnsinnig, und ist es noch bis zur Stunde. Unser damaliges Elend ist nicht zu beschreiben: die Tochter von Sinnen, des Hauses Ehre befleckt, wie selbst verspottet, statt bemitleidet. Meinem Manne wurden die ewigen beißenden Anspielungen, die er bei jeder Gelegenheit hören mußte, zu viel, er verkaufte Haus und Hof, und wir zogen hieher, hielten die Sache hübsch geheim, und Keiner weiß hier bis jetzt den wahren Sachverhalt. Ihr seid der Erste, und ich hoffe auch der Letzte, der ihn von mir erfuhr."

Die Erzählende schwieg, verbarg ihre Augen in die Schürze, und weinte bitterlich. Der befriedigte Neugierige ergriff ihre Hand, und tröstete sie liebreich.

„Hm," meinte er dann, „ich habe mir das Alles ganz anders gedacht, und man ist auch im ganzen Orte anderer Meinung. Ich glaubte, dieser Junge sei etwa ein Sprößling Eures Herrn, der auch einmal seine schwache Stunde haben mochte, und Ihr hättet gutmüthig ihm die Untreue verziehen und sein Söhnchen angenommen. In diesem Wahne wurde ich dadurch bestärkt, weil Ihr Wilhelm im Grunde nie recht leiden möget."

„Ich sehe in ihm den Brandfleck unserer Ehre," sprach die Wirthin, „und daher kömmt meine Abneigung. Ich wollte ihn auch in ein solches Besserungshaus geben, wie man deren für solche Kinder errichtet hat; aber mein Mann sah mich dabei stets mit einem Blicke an, der wohl jenem gleichen mag, welchen er Euch zuwarf, und sagte: Der Strafkasse büßet strenz; das Kind ist mein, und nie soll es die Schuld seiner Eltern entgelten, es ist unsere Pflicht, für den armen Knaben zu sorgen, der weder Vater noch Mutter hat."

„Habt Ihr vom Grafen Julius nichts mehr erfahren und seinem Aufenthalte auch nicht nachgeforscht?" fragte der Schulmeister.

„Wohl," entgegnete düster die Alte, „er ist gefallen in einer Schlacht; des Feindes Schwert rächte die Schandthat. Doch Herr Martinv," fuhr sie milder fort, „wie Marie eben in der Kammer singt von Liebe und Leid; ach! jeder Ton meines Kindes dringt tief mir ins Herz."

Wirklich vernahm man vom obern Stockwerke herab einen Gesang, sonderbar in seiner Art und Weise. Manchmal klang der Ton sanft und mild, und wieder wurde er grell und schreiend. Endlich schwieg der Gesang, und die Beiden in der Gaststube saßen tief ergriffen. Da vernahm man Tritte näher und näher, die Thüre öffnete sich, und vor ihnen stand ein seltsames weibliches Wesen. Ihre Gestalt war hoch und abgezehrt, ihr Gesicht trug Spuren einstiger Schönheit, und bleich, wie das einer Todten. Das große blaue Auge starrte bald wild, bald drückte es ein unendliches Weh der Seele aus; um den bleichen, schöngeformten Mund stahl sich ein krampfhaftes Lächeln, und die marmorweißen Wangen waren eingefallen und welk. Ihr Anzug machte sie noch geisterähnlicher. Ein langes, schwarzes Kleid umwallte die hageren Glieder, ein silbernes Kreuzchen hing an einem schwarzen Sammtbande: und war die einzige Zierde des nackten, eingefallenen Halses. Blonde Haare hingen ihr ungeordnet fast bis auf die Ferfen herab, und ein Kranz von Rosen umgab das Haupt. Lange stierte sie den Schulmeister und die Wirthin an. Endlich näherte sie sich der Letzteren, und sprach sanft und mit beinahe klagendem Tone: „Du hast geweint, Deine Augen sind roth und Deine Wangen sind bleich. Hast Du auch einen Bräutigam verloren? Nagt Die auch ein giftiger Wurm am Herzen, wie an dem meinen? Weine nicht, auch mir blühten rothe und weiße Rosen um das Haupt — die Rosen fielen ab, und nur die Dornen blieben. Ach, wie sie stechen! Sie verwunden mir die Schläfe, und ich sterbe unter diesen Schmerzen!" Hier that sie einen lauten Schrei und sank erschöpft in einen Sessel, schwieg, gedankenlos mit dem Kreuze an der Brust spielend. Die Mutter blickte schmerzlich auf das Mädchen, der Schulmeister wandte sich tief bewegt hinweg, und wischte eine Thräne aus den Augen.

„Mutter! Mutter!" schallte es draußen, und mit

Digitized by Google

Flaschen und Körbchen ſtürzte Wilhelm in die Stube, entledigte ſich behende ſeiner Laſt, warf die Mütze mitten hin, ſprang, in die Hände klatſchend, auf und ab und rief: „Mutter, Mutter, ich muß heute noch aufs Amt, dort Verſe lernen, herrliche, ſchöne Wünſche für Comteſſe Hulda und ihren Bräutigam. Der Herr Amtmann ſelbſt hat es geſagt, ich ſolle Euch um Erlaubniß bitten, und nicht wahr, Mütterchen, engliſches Mütterchen, Du ſagſt „Ja?“

„Ei, ſo komme doch zu Dir ſelbſt, Du Brauſewind,“ entgegnete ängerlich die Beſtürmte, den Liebkoſungen Wilhelms ausweichend, „und ſage, was Du eigentlich willſt. — Vergebt, Herr Martinv, die Unart des kleinen Wildfangs, und rechnet es ſeinem Unverſtande zu. Wilhelm, ſiehſt Du nicht, wer da iſt, und vergißt Du ganz Deine Schuldigkeit?“

Der Knabe zog ſich beſchämt zurück, küßte die Hand des Lehrers, und ſprach verlegen: vergebt mir, Herr Lehrer, wenn ich unartig war — aber meine Freude —“

„Nun, lieber Junge, was ſetzt dich denn in ſolches Entzücken?“ begütigte der Schulmeiſter, „was plauderſt Du da vom Amtmann und ſchönen Verſen? Sprich doch.“

Der Kleine erzählte nun, Anfangs befangen, im Verlaufe jedoch immer mehr ſich ereifernd: „Ich ging, wie Ihr wißt, von hier, um der Mutter Mancherlei zu holen. Als ich vor dem Schloſſe vorbeiging, beſtieg einer von den Jägern des Grafen ſo eben einen ſchönen Rappen. Viele Leute ſtanden um ihn her, und in Haſt und Eile ſprach er zu Dieſem und Jenem einzelne Worte, und ſprengte zum Thore hinaus. Was mag's wohl da gegeben haben, dachte ich mir, und miſchte mich unter die Menge, welche anfing, ſich zu ertheilen. Ich hörte einzelne Worte von der Gräfin Hulda, von einer Heirath, einem Boten, der zum Amtmann gekommen, und eine Menge vermiſchtes Zeug, aus dem ich nicht klug werden konnte. Ich wollte eben weiter gehen, als ich meinen Namen rufen hörte, und der Herr Amtmann vor mir ſtand. „Wilhelm,“ ſagte er, „Du biſt ein vernünftiger, wohlgeſtalteter Junge, der ſich zu etwas gebrauchen läßt. Höre: unſere gnädige Gräfin Hulda heirathet einen reichen Grafen und in vierzehn Tagen wird die Hochzeit hier gefeiert; ſo eben kam ein Bote aus der Stadt mit allen Anordnungen des alten Grafen. Wir brauchen ſechs weißgekleidete Mädchen, und eben ſo viele Knaben von hübſcher Geſtalt, die dem hohen Brautpaare ihre Wünſche darbringen. Du ſollſt der Anführer davon ſein und das Wort für Alle bei ihm ſprechen. Bitte daher Frau Trithandi, daß ſie Dir erlaube, täglich auf eine Stunde herauszukommen, damit Du bei mir Deine Sache ordentlich lernſt.“ Hierauf wandte er ſich grüßend von mir, und ich lief hierher, um in meiner Freude es gleich der Mutter zu erzählen. In meinem Eifer überſah ich Euch, Herr Lehrer, doch Ihr ſeid deßhalb gewiß nicht böſe, ich vergaß ja in der Eile auch den Schneider.“

Der Knabe ſchwieg, und voll Erſtaunen ſahen ſich Frau Trithandi und ihr Nachbar an, und erſt nach geraumer Zwiſchenzeit fanden ſie Worte, ihre Verwunderung auszudrücken. Bald jedoch ergriff der Lehrer ſeinen Hut und eilte von dannen, dem Amthauſe zu, um dort das Nähere zu erfahren, und über dieſe wichtige Angelegenheit in's Reine zu kommen. Die Wirthin jedoch ſchüttelte fortwährend mit dem Kopfe, wiſchte den Staub von den Tiſchen und vergaß, indem ihre Gedanken Herrn Martiny zum Amtmann begleiteten, ſelbſt darauf, dem kleinen Wilhelm den ſonſt unausbleiblichen Verweis wegen ſeiner Vergeßlichkeit in Hinſicht des Schneiders zu geben. Dieſer jedoch ſprang zur Thüre hinaus, und indem ſeine Großmutter in die Küche hinauswackelte, dort den aufmerkſamen Mägden die Geſchichte zu erzählen, tummelte er ſich an allen Ecken des Ortes herum, und ſprach von nichts Anderem, als der ihm gewordenen Auszeichnung von Seiten des Amtmannes. —

Vierzehn Tage nach dieſer Begebenheit war es ſehr lebhaft im Dorfe: Glocken läuteten, Triumphbögen zierten das Schloßthor und den Eingang zur Kirche. Guirlanden von den ſchönſten Blumen ſchlangen ſich von Baum zu Baum in der Linden-Allee, die zum Schloßgebäude führte; die Landleute in ihren feſtlichen Kleidern ſtanden ſcharenweiſe auf der Straße und der neugierige Ausdruck in ihrem Geſichte zeigte, daß etwas Außergewöhnliches erwartet werde.

Herr Martiny ſtand an der Spitze ſeiner Schuljugend; ſein ſchwarzer Anzug, das Feierliche ſeiner Miene, aus welcher auch die kleinſte Spur von Neugierde gewichen war, und auf der der Ausdruck der vollkommenſten Befriedigung lag, verriethen, daß er heute eine ſehr wichtige Rolle zu ſpielen habe, bei der er ſeine ganze Autorität in Anwendung bringen müſſe.

Am lebhafteſten ging es im Schloſſe zu. Diener in goldgeſtickter Livrée liefen auf und ab, und gröſten ſelbſt den Amtmann, der mit Geſchäftigkeit hier und dort Anordnungen traf, nur flüchtig; Mägde tummelten ſich unter, ſteckten die Köpfe zuſammen und erzählten von der jungen Gräfin und ihrem Bräutigame und den vielen angekommenen Gäſten, und würden über ihre Plauderei das Hauptgeſchäft vergeſſen haben, wenn nicht der

Digitized by Google

alte Haushofmeister durch sein gebietendes „Marsch, an Euren Posten!“ sie dazu angetrieben hätte.

Nur ein Wesen ging unter der fröhlichen Menge theilnahmlos umher, und nur zwei Augen strahlten nicht in Freude und Erwartung: Marie durchschritt, die Hände auf der Brust gefaltet, den wehmuthsvollen Blick vor sich hin geheftet und schweigend das Dorf. Mancher unter den Anwesenden sah ihr mitleidsvoll nach, Mancher lispelte seinem Nachbar etwas in's Ohr und einige von den Rohren spöttelten laut über das unglückliche Geschöpf. Sie aber schritt weiter und weiter, und blieb endlich am Ende des Ortes bei einer kleinen Kapelle stehen, die heute allein vergessen wurde, und schmucklos wie immer dastand.

Die Wahnsinnige setzte sich an die ersten Stufen des kleinen Andachtshauses und drückte den Kopf fest an die Mauer. Ein krampfhaftes Zucken verzerrte ihr Antlitz und ihr Anschauen war abschreckend und wild. Sie murmelte unverständlich und brach zuweilen in ein grelles Lachen aus. Endlich wurde sie ruhiger, kniete vor dem Marienbilde nieder und weinte lang und heftig. Die Wildheit ihrer Züge verlor sich nach und nach, und sanfte Schwermuth trat an ihre Stelle; das Auge war nicht mehr starr, und hatte wieder den wehmuthsvollen Blick angenommen; die bleichen Lippen zuckten nicht mehr krampfhaft, sondern bewegten sich sanft, wie zum Beten. Jedoch nur einen kurzen Zeitraum blieb Marie in dieser Ruhe. Schüsse vom Dorfe her knallten laut durch die Luft und fanden einen schaurigen Wiederhall in dem von Bergen eingeschlossenen Thale.

Beim ersten Schusse war Marie emporgesprungen, und bei den folgenden schrie sie angstvoll, und entsetzt riß sie sich den Kranz vom Haupte, und lief pfeilschnell dem Dorfe zu. Die Schüsse, welche die Wahnsinnige so fürchterlich aufgeschreckt hatten, galten der Ehre des Brautpaares, welches in demselben Augenblicke die Ringe vor dem Altare wechselte. Tief ergriffen beugten in dieser feierlichen Augenblicke alle Anwesenden ihre Knie und flehten um Glück und Friede für die Neuvermählten. Die heilige Handlung war vorüber; der Zug verließ das Gotteshaus und auf den Wangen der holden Braut glänzten Thränen, wie Frühlingsthau auf dem Blatte der jungen Rose. Als sie aus der Kirche traten, empfing sie die Schaar der Knaben und Mädchen, aus deren Mitte Wilhelm hervortrat, und mit lieblicher Stimme und Gewandtheit die kurzen, jedoch herzlichen Wünsche im Namen Aller vertrug.

In des Kindes einfacher Rede lag eine eigene Wehmuth und Feierlichkeit, die wichtig zu dem Herzen des jungen Ehepaares drang. Des Grafen schöne, kräftige Gestalt beugte sich zu dem Knaben, und in das schwarze, geistvolle Auge trat eine Thräne der Empfindung. Er sah den Knaben lange und unverwandt an, und eine seltsame trübe Erinnerung wachte in ihm auf. Er küßte das Kind segnend auf die Stirne, zog es bewegt an seine männliche Brust, beschenkte es reich, bot dann sichtbar verzüstert seiner jungen Gemahlin den Arm, und bestieg mit ihr den bereit stehenden Wagen.

Rasch zogen die zahlreichen Hochzeitswagen durch das Dorf, dem Schlosse zu, unter dem Vivatrufen der sie begleitenden Schaar. In den Zügen der jungen Braut lag das reinste und seligste Entzücken; Freude strahlte ihr Auge und holdes Lächeln umspielte die sanft gerötheten Lippen. Ihr zur Seite saß ihr Vater, der alte Graf; zu seiner stets stolzen, ehrfurchtgebietenden Miene gesellte sich heute ein Ausdruck des innigsten Vergnügens und der Zufriedenheit. Seine Blicke weilten mit väterlicher Last auf der zarten Gestalt der bräutlichen Tochter, und rechts und links erwiederte er mit ungewohnter Freundlichkeit und Herablassung die Grüße seiner Unterthanen.

Der junge Graf lag nachlässig im Rücksitze; seine Augen schweiften in die Ferne, und nur selten gleiteten sie auf die Braut herab; seine Wangen waren ungemein bleich, und ein Zug von Schwermuth lag auf seinem Antlitz, welches vor Kurzem noch in Freude glühte. Er war sichtbar liessinnig, und antwortete zerstreut auf die Fragen seines Schwagervaters. Plötzlich weckte ihn ein Schreckensruf aus seinen Träumen. Er sah Hulda erbleichen und des alten Grafen kräftige Gestalt sich emporheben. Der Wagen schob sich zurück, und erschreckt bäumten sich die Pferde vor einem Gegenstande, der mitten in der Straße sich regte.

„Hinweg, hinweg, mit der Wahnsinnigen! sonst ist sie verloren,“ riefen hundert Stimmen, doch zu spät. Die erschreckten Pferde riffen wüthend um sich, der Kutscher konnte sie trotz aller Anstrengung nicht bändigen, und die Deichsel fuhr an die Brust Mariens, welche bewußtlos zu Boden sank. Dies war Alles ein Augenblick. Die Grafen sprangen aus dem Wagen und eilten zu der Verletzten. Da lag das Mädchen, bleich und sterbend, die Hände über die Brust geschlagen, auf der das silberne Kreuz, blutig gefärbt, in der Sonne leuchtete.

„Marie! ach Marie!“ schrie der junge Graf, indem er das silberne Kreuz gewahrte, und stürzte bleich neben der Sterbenden nieder.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Die Jungfrau von Brüssel.) Anna van Hove war die Tochter eines angesehenen Bürgers in Brüssel. Als die Reformation von Deutschland aus sich nach den Niederlanden verbreitet hatte, und die lutherische Bibelübersetzung in holländischer oder vlämischer Sprache erschienen war, trat Anna auf freiem Felde und auf offener Straße auf, las der um sie versammelten Menge Stellen aus dem neuen Testamente und die Psalmen vor und legte ihnen die Schrift aus. Obschon die blutige Herrschaft des Herzogs Alba, welcher binnen sechs Jahren mehr als hunderttausend Bekenner der neuen Lehre durch das Feuer hatte hinrichten lassen, vorüber war, so blieb doch auch nach ihm die Inquisition ringsführt, und das Blutgerüst noch in voller Thätigkeit. Anna van Hove wurde vor die Inquisition geführt, und da sie weder die angebliche Ketzerei abschwören, noch zur alleinseligmachenden Religion zurückkehren wollte, verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Wie sehr auch die Jesuiten in sie drangen, Anna beharrte standhaft bei ihrem Glauben, obschon sie händeringend auf den Knieen bat, daß man sie nicht auf solch grausame und unmenschliche Art hinrichten möge. Der Tag der Vollziehung des grausamen Spruches kam heran. Am 19. Juli 1597 bewegte sich unter dem Geläute des armen Sünderglöckchens, welches von Zeit zu Zeit durch ein „Miserere mei, Domine!“ unterbrochen wurde, ein düsterer Zug von Dominikanern, Franziscanern und Jesuiten zum Löwener Thore in Brüssel hinaus nach dem Barenberge bewegte. In ihrer Mitte führten die Mönche die unschuldig Verurtheilte im härenen Bußgewande. Neben dem Hochgericht war eine tiefe Grube gegraben, an welche die Weißgerber der Inquisition sie heranführten und sie aufforderten, die Ketzerei abzuschwören. Als sie dies verweigerte, wurden ihre Hände und Füße gebunden, und sie an den Stricken in die Grube hinabgelenkt. Sechs Mönche traten als Todtengräber mit Schaufeln heran, bedeckten ihr zuerst die Füße bis zu den Knieen mit Erde, dann hielten sie inne und forderten Anna auf, abzuschwören; sie widerrief nicht. Die Todtengräber bedeckten sie mit Erde bis zur Brust und wiederholten ihre Aufforderung, — sie blieb standhaft; sie bedeckten sie mit Erde bis zum Munde, — vergebens; sie betete laut zu ihrem Heilande; da trat die ganze Schaar der Mönche heran und warf unter Verwünschungen und Flüchen die Erde mit vollen Schaufeln auf die lebendig Begrabene. Ein mitleidiger Henkersknecht, dem die Unglückliche jammerte, sprang jetzt mit schweren Reiterstiefeln und mit dem Gewichte seines Körpers hinein in die Gruft, dem armen Kinde mitten auf die Brust, um ihren Qualen ein rasches Ende zu machen.

(Eine Jugendliebe Napoleons.) Als Napoleon als Lieutenant in Tournen in Garnison stand, war er mit seinem Unteroffizier, dem nachherigen General M., sehr vertraut. Eines Tages, als sie bei einander waren, sprach der junge Bonaparte: „Louis,“ soll ich Ihnen etwas vertrauen, ich bin zum Sterben verliebt.“

„So, und darf man die Glückliche kennen?“

„Warum nicht? Es ist ein schönes Mädchen, hat Verstand, Grazie, Anstand, sonst aber nichts, eine Freude ist's, ihr zuzuhören, ihr in das ernsthafte Gesicht zu schauen. — Sie hat ganz besonders kleine Hände und Füße.“

„Wo hält sich denn die Erkorne auf?“

„Sie wohnt in dem kleinen Hause hinter der Schanze.“

„Da ist das Liebesverhältniß also im vollständigen Gange?“

„Rabbi liebt mich, ich sie. Ihre Mutter aber, einer großen, angesehenen Familie entstammend, flößt einem die größte Ehrerbietung ein. Sie hat es ihrem sterbenden Gemahl gelobt, die Tugend der Tochter zu schützen, und wahrlich, bei mir hat sie das beste Mittel erwählt, sie schenkt mir völliges Vertrauen. Als die Tochter einst nicht im Hause war, sprach die wackere Frau zu mir: Bonaparte, Sie lieben meine Rabbi. Schwören Sie mir auf Ihren Degen, daß Sie ihren guten Ruf schonen, sie zu nichts überreden wollen, das sie von Gott, von ihrer Mutter abwendig machte. Wir haben nichts als unsern guten Namen und das, was wir mit unserer Arbeit verdienen, — darum ersuche ich Sie, kommen Sie nicht wieder zu uns, — machen wir dem lieben Kinde den Kampf nicht zu schwer; hätte ich nur das Geld, wir gingen nach unserer Heimath, nach Florenz zurück.“

Bonaparte blieb mehrere Tage dem Hause der Wittwe fern, er war zerstreut und sehr übel gelaunt. Als er durch die Straßen Toulons schlenderte, dörte er leise seinen Namen nennen, er blickte auf, Rabbi stand vor ihm.

Mit dem Feuer einer ersten jugendlichen Liebe machte sie ihm die zärtlichsten Vorwürfe, daß er nicht gekommen, sprach von ihrer grenzenlosen Zuneigung, und wie sie nur glücklich bei ihm sein könne. Bonaparte gedachte der Worte ihrer Mutter und versprach, sie am Abend des nächsten Tages zu besuchen. — Er nahm bei der Regimentscasse drei Monate seines Soldes auf, und ohne daran zu denken, wovon er unterdessen leben wollte, sandte er der Wittwe das Geld mit der dringenden Bitte, damit die Rückreise nach Italien anzutreten, nie aber der Tochter zu verrathen, wie sie dazu gekommen sei.

Beide Damen reisten ab, und Bonaparte erstieg nach und nach die Leiter des Ruhmes bis zum Kaiserthrone.

— Ein Prozeß ganz eigenthümlicher Art kam kürzlich vor dem Zuchtpolizeigericht in Draguignan (im französischen Departement Var) vor. Der Fall war folgender: In der Nähe der Stadt befindet sich das Dorf Callas, dessen Pfarre durch das Vermächtniß eines verstorbenen Pfarrers sehr reich dotirt ist, so daß sie das Ziel vieler Geistlichen bildet. Ihre Inhaber befanden sich aber nicht wohl dabei; kaum hatten sie ihr Amt angetreten, so wurden sie unpäßlich, es stellte sich eine drechsurhartige Krankheit ein, von der sie nur dann befreit wurden, wenn sie sich nach einem andern Orte begaben. Der erste, der von diesem Leiden heimgesucht und dadurch oftmals bei seinen Amtshandlungen in die peinlichste Lage versetzt wurde, ward so elend, daß er die Pfarre aufgeben mußte. Der Bischof des Sprengels schickte einen Nachfolger, aber es ging ihm nicht besser; in wenigen Wochen war er zum Skelett abgemagert. Der dritte hatte dasselbe Schicksal; er hatte kaum die erste Messe brendet und seinen Antrittsbesuch bei dem Maire gemacht, als er plötzlich das Gespräch abbrechen und das Zimmer verlassen mußte. Da ward denn endlich eine Untersuchung eingeleitet und man kam bald auf die Ursache der Krankheit. In der Pfarre wohnte der Pfarrvikar, der es darauf angelegt hatte,

Digitized by Google

den Pfarrern den Aufenthalt im Dorfe zu verleiden, um selbst die reiche Pfründe zu erhalten. Zu dem Ende hatte er eine Art Dorfapotheke eingerichtet und diese in der Pfarrküche unterzubringen gewußt. Außer anderen Mitteln enthielt dieselbe auch eine stattliche Portion Jalappe, Senna, Brechweinstein und andere den Magen afficirende Substanzen, und so oft die Köchin dem Pfarrer eine Tasse Kaffee, Bouillon ꝛc. brachte, wußte er etwas davon beizumischen. Der Angeklagte hatte sich auf dem Stande gemacht und ward von dem Gericht abwesend zu vier Jahren Gefängniß verurtheilt.

(Ein neuer Ballstaat.) Auf einem Balle in Calcutta zog eine Dame beim Eintritt in den Saal die Augen der ganzen Gesellschaft auf sich. Sie strahlte in Brillanten, die ein Licht verbreiteten, wie die fabelhaften Karfunkel in „Tausend und eine Nacht“, und jeden andern Schmuck verdunkelten. Als die andern Damen nun, von Neugierde getrieben, sich ihr näherten, um ihre kostbaren Steine in der Nähe zu betrachten, da ergab es sich, daß sie den sinnreichen Einfall gehabt hatte, einige hundert lebendige Johanniskäfer — von den Vesta textilis des Petronius — in kleine Mousselinröllchen einnähen zu lassen und damit ihr Kleid zu besetzen, wodurch dieses das Ansehen bekommen hatte, als ob es mit feuerstrahlenden Juwelen besetzt wäre.

(Todesanzeige.) Hart hat mich der kalte Tod getroffen durch ein Entschlummern meiner, Gott Lob! gesunden, braven Frau, was sie in unserer Ehe stets war. Ihr zweideutiges Leben, stets auf Religion und Tugend hindeutend, hätte ich so gern noch bedauten, doch die stärksten Medicamente haben bei ihr nicht angeschlagen und mich zu Boden geschlagen. Sie starb demnach auch in dem zarten Alter von fünf Jahren. Länger waren wir nicht verheirathet. Ein paar unversorgte Kinder wurden an ihrem Grabe mit mir trauern, doch unsere Ehe war nicht gesegnet. So lange die Entschlafene todt sein wird, mag ich an diesen Verlust nicht denken, darum verbitte ich mir alle Condolationen, um an meine Frau nicht mehr erinnert zu werden.

— Ein gewisser Oeconom an der preuß. Grenze (erzählt der Dorfbarbier) hört es vor's Leben gern, wenn man ihn Herr Amtmann titulirt. Neulich sitzt er in der Schenke und erhält wirklich einen Brief, worauf „An den Herrn Amtmann“ steht. Mit großem Selbstbehagen liest er diese Adresse laut den anwesenden Bauern vor, worauf er Holzen Schrittes die Schenkstätte verläßt, während sein großer Hühnerhund ruhig hinter dem Ofen fortschnarcht. Kaum aber ist er fort, als ein Bauer durch das Fenster dem Dahinschreitenden nachruft: „Herr Amtmann, Herr Amtmann! Sie haben ihren Herrn Actuarius vergessen. Er schläft noch hinterm Ofen.“

(Tod eines Geizhalses.) Einer der ersten Beamten der Domainenkammer von Paris wurde, nachdem er mehrere Tage nicht zum Vorschein gekommen war, endlich entsetzt in seiner finsternden und elenden Wohnung gefunden. Er lag am Fuße eines Tisches, auf welchem sich einige Brodrinden und ein halb geleertes Glas mit Wasser befanden. Bei der von dem Polizeicommissarius vorgenommenen vorläufigen Inventur seiner Sachen fand man in der Schublade eines schlechten Tisches 880 Frs. in Gold. Auf einem Brete lagen 2000 Frs. Scheidemünze, welche in Lumpen gehüllt waren. 38000 Frs. in Fünf-Frs.-Stücken befanden sich in einem Schranke. In einem Zwirn-Knäuel wurden 2000 Frs. in Banknoten gefunden.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Man sieht ziemlich viele Kleider von Rankin und Foutard, deren Rorde aber vielmehr jener der Aprikosen sich nähert. Die Ueberröcke von Rankin sind sehr einfach, mit hohem glattem Leibchen. Einige sind vorn offen und werden durch Platten zusammengehalten. In vielen Fälle ist auch das Leibchen offen und läßt einen gefältelten oder aletten Fichu sehen, dessen Falten meist durch Spitzeneinfaßstreifen von einander getrennt sind. Die Kragen daran sind klein und man bindet ein Band darunter, das hinderschlimmert. — Die Kleider von aprikosenfarbigem Foutard werden mit Volants garnirt und diese Volants besetzt man bisweilen mit sehr schmalen schwarzen Sammetstreifen. Einige Ueberröcke von Rankin oder Foutard in der genannten Farbe haben bisweilen auch Brandebourgs von schwarzem Sammet in verschiedener Weise, welche an den Seiten durch kleine Sammetschleifen vereinigt werden, in deren Mitte sich ein Schnäbchen befindet. Hübscher sehen jedenfalls die Kleider von glasirtem Taffet aus, welche mit klein ausgezackten Volants oder Bändern garnirt sind. — Zu Abends oder Sommerfestlichkeiten hat man sehr schöne Kleider von weißem Tarlatanmusslin, die mit Volants versiert sind, über denen eine kleine Strohverzierung nebst zwei Sammetstreifchen in abstechender Farbe einen halben Finger breit Zwischenraum. Die Westen an diesen Kleidern sind von Musslin und oben so verziert wie die Volants, auf den Achseln aber ausgeschnitten und an diesem Ausschnitte befindet sich eine Schleife, deren Enden auf den kleinen Aermel herabfallen. — Auch die Kleider von grosgrainirtem Seidenmusslin und die gemusterten Kleider sehen sehr elegant aus; sie sind mit Volants besetzt, welche fast den ganzen Rock bedecken, entweder mit sehr zahlreichen, die nach dem Gürtel hinauf schmäler werden oder mit zwei sehr breiten und einem dritten, der am Gürtel aufhört und wie ein zweiter Rock aussieht. Auf allen diesen Kleidern, welche in Falten gelegte und aufgeschnittene Leibchen haben, trägt man gestickte Cannezous oder Marie-Antoinette-Fichus. Die Aermel sind kurz und man trägt dazu nach Belieben kleine weiße Unterärmel. Sehr modisch ist es, auf diesen leichten Kleidern Gürtel von Band zu tragen, die zu dem Kleidstoffe passen. Das Band wird dreifach zusammengelegt und vorn gebunden, aber ohne Schnalle und es fällt mit zwei englischen Enden bis fast auf den Saum des Kleides hinunter. — Foulard, Zeile du Nord und Barège tragen meist junge Mädchen und die Damen in einfacher Toilette. — Die neuesten Barège sind die sogenannten Cachemir-Barèges. Sehr hübsch sind gebruckte Jaricatane mit sehr lebhaften Farben. Sie geben frische geschmackvolle Kleider und man trägt sie über einem Rocke von Pour de Soie mit einem Cannezou von Spitzen. Auf Barège dagegen trägt man einen gestickten Cannezou. Auch hat man große Pelerinen, die weit auf die Taille fallen und einen kleinen Kragen mit einem Bande haben. — Man glaubte, das Schottische würde auf die Negligée- und Morgenkleider beschränkt bleiben, weil die Fabrikanten eine außerordentlich große Menge Stoffe zweiten Ranges in dieser Art verbreitet haben; aber das Schottische mit satinirten Streifen ist auch sonst sehr geschickt. Es muß nur von zarter Farbe sein mit einem einzigen Volant, der so groß ist, daß er wie ein zweiter Rock aussieht. Das glatte Leibchen dieser Kleider geht vorn und auf dem Rücken ziemlich hoch empor, ist dagegen auf den Achseln sehr weit ausgeschnitten; sie haben kurze Aermel

Digitized by Google

und man trägt dazu einen Gonnetou von Tülle mit langen etwas weiter Aermeln, der dreifach mit Spitzen besetzt ist. — Die Sonnenschirme sind grün, flankfarbig oder weiß und rosa gefüttert. Der Stoff ist an dem Rande des Schirmes herum droschirt und man-besetzt ihn mit einer breiten Posamentierfolge. Der Griff ist von Elfenbein oder gedrechseltem Ebenholze, auch einfach von Rosenholz und endigt in einem goldenen Knopfe mit einem Edelsteine darin, in welchem der Namenzug der Besitzerin geschnitten ist. — Die Knicker werden nur noch im Wagen getragen und sie sind da mit sehr schönen Spitzen besetzt. —

Herren-Mode. Die Modefarben von Long-champs zeigten in diesem Jahre nicht den glänzenden Anblick, den man in frühern Jahren gewohnt war. Die kalte Witterung war für diese Saison nicht günstig und die Anzahl der Equipagen und der Fußgänger war nur gering zu nennen gegen frühere Epochen. Doch ungeachtet der kalten Tage, gaben die Fashionables, die Fremden, die Großhändler aus der Provinzen gerade dieser Epoche den Vorzug. War auch die Witterung kalt und die Promenaden monoton, Paris war nicht destoweniger glänzend. Abendsoireen, Concerte, Schauspiele, letztere größtentheils zur Unterstützung der Armen, zogen die Elite der Gesellschaft in die brillanten Säle und wir selbst, so wie alle Tiche haben des guten Geschmacks, bewunderten dort die neuen Schöpfungen der Mode, die wir auf den Longchamps und Promenaden vergebens gesucht. Alle waren wie für die gegenwärtige Saison geschaffen. Die Abwechselung in den Stoffen war groß, am meisten gab man jedoch hier Westin und Pantalons den hellern mit großen Carreaux den Vorzug. Ueberall neue elegante Modenschnitte — wie wir sie heute auf unserem Modebüreau bringen — und nur eine Stimme über die Eleganz derselben, denn sie waren der seichen Temperatur angemessen. Vor allen andern zeichnete sich ein reizender, man möchte sagen coquetter Pardessus aus, der äußerst kleidsam die Inhaber für die etwas incommoden Aprilstürme entschädigt. — Mit Freude sehen wir nun den Sommermoden entgegen.

Unser heutiges Modenkupfer stellt uns zwei Figuren dar, die eine von vorn, die andere von hinten, damit wir genau die Form der Revers, der Taille und der Schöße erkennen. Die Taille vor allen Dingen hat viele Modifikationen erlitten, die Zeit hat Geschicklichkeit den zu langen extravaganten Taillen widerfahren lassen, die so oft das Lachen erregten; der heutige Genre ist moderner und von besserem Geschmack. Das Hinterheil ist nur 3—4 Centimeter länger als die Höhe, und die Taillen gehen nicht über die natürlichen Lenden herunter. Die Seitennähte und Achselstücke sind stark gewölbt gerade nach der Taille, und erweitern sich nur allmählig bis zur Höhe des Einschnittes. Die abgerundeten Schöße stehen noch in ihrer frühern Gunst. Viele Häuser haben die Einschnitte unter den Armen verweten, und haben das Mittel gefunden, auch ohne diese, die Rundung vollkommen darzustellen. Der Kragen steht in den proportionirten Verhältnissen zum Hals und fällt breit um, nach den Anglaisen zu sich etwas verringernd, die nicht sehr breit sind. Die Aermel trägt man noch immer ohne Aufschlag, am Handgelenk nur durch zwei kleine Knöpfe geschlossen. Kragen und Batwentheil werden wattirt und haben offene Kanten, die Knöpfe sind klein und gewölbt, von façonnirtem Satin oder von gleichem Stoffe, wie das Tuch. Die beliebtesten Stoffe sind grün und braun in hellen und dunklern Nüancen.

Die Gilets von weißem Piquè oder von hellem bedruten Batistzeug, werden noch immer gerne getragen. Dessins und Einfassungen sind weniger complizirt in den Broderungen und viel einfacher. Sie haben Stehkragen mit weit geöffneter Brust und stehen in ihrer Länge genau nach den Proportionen des Habits.

Die Pantalons machen sich eher bemerklich, durch die Qualität der Stoffe, die man dazu wählt, als durch ihre Verändeung im Schnitt. Das Unterheil verfehlen fällt rund und ohne Strge auf den Stiefel und sie sind noch immer sehr weit in den Beinen, wie vor einigen Monaten. Nur bezeichnet man das Knie etwas genauer, ehe man sie so weit nach unten zu fallen läßt. Im Allgemeinen jedoch wird man auf die Haarsrandeln verzichten. Die beliebtesten Stoffe sind leicht melirte Satins ganz eigener Façon, und von der äußersten Dehnbarkeit; große Carreaux mit Doppel-und dreifachen Linien von hellen und dunkeln Stoffen machen einen sehr guten Effect. Der Rankin schreint für dieses Jahr gänzlich verschwunden zu sein.

Wir müssen nun unsre Herren Leser mit den Modifikationen bekannt machen, welche die Paletots und Twines, die man für diese Saison wie Hals-Regliges trägt, erlitten haben. Kragen und Revers sind schlanker oder lassen sich überhaupt schlagen. Letztere erhalten sich zugeknöpft mittels breiter kleinen längs der Vorderbrüste angenähten Patten, die von der Höhe des Schals bis unter den Gürtel gehen. Die Kleidung muß frei am Körper liegen und nur leicht die Krümmung ihnen lassen. Die Taille ist breit, die Aermel ohne Aufschläge, die Verzierten von Tuchbenne sind platt oder rund, ähnlich wie die Farbe des Stoffes. Die Knöpfe sind mittelgroß und halbgewölbt. Die Kleidung macht man allgemein von dollfarbigem Satin. Jedes Haus hat für seine Schöpfungen ein verborgenes Cabinet; wir behalten uns vor Zeichnungen und Modelle, die wir für die elegantesten und allgemein angenommensten halten, in der nächsten Nummer zu bringen.!

Die Sommertoiletten zeigen sich nun und man sieht, daß der kurze Frack vorherrscht, sowie daß die außerordentlich langen Taillen weder an den Fracks noch an den Röcken nicht mehr für geschmackvoll gelten. — Eben so gewiß ist es, daß man die fast engen Beinkleider wieder in die Mode zu bringen sucht. — Uebrigens trägt man noch immer großcarrirte Stoffe, ja man fängt an Beinkleider zu tragen, die mit der Hand gestickte Streifen haben.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Runder Frack, lange Weste, halbweite corrirte Beinkleider. S. den Modenbericht. 2. Kleinschirmiger Hut, ohne innern Ausputz. Mantille. 3. Langer Ueberwurf mit schwarzen Spitzen besetzt. Kleid mit gezacktem Besatz. 4. Siehe den Modenbericht.

Für ein literarisches Unternehmen, das in ganz Bayern voraussichtlich mit dem größten Erfolge betrieben werden kann, werden gewandte und solide Reisende unter höchst annehmbaren Bedingungen gesucht. Briefe werden franco erbeten. Die nähere Adresse wird die Expedition dieses Blattes mittheilen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel.** In Commission bei **J. Helbig** in **Altenburg.**

Verlag von **R. Büchner.** Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

II. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition

VIII. Jahrg.

2) Text und mit dies monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 11. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Die rächende Stunde.

(Schluß.)

„Wo iſt mein Kind, wo iſt mein Kind!“ tönte jetzt eine Stimme, und wie raſend ſtürzte die Wirthin vom goldenen Lamm herzu und warf ſich klagend über die Leiche ihrer geliebten Tochter. Plötzlich erhob ſie ſich, ihr Auge ſtarrte auf die Geſtalt des jungen Grafen und wie wüthend ſtürzte ſie auf ihn, packte ihn gleich einer Wahnſinnigen bei der Bruſt und rief: „Verführer, Mörder, treffe ich Dich! Nicht lebend ſollſt Du aus der Hand der Mutter kommen, deren Herz Du durch Deine That Jahre lang teufliſch gequält haſt, deren Kind Du gemordet. Fluch Dir, Fluch Deiner Nachkommenſchaft, Fluch Deinem ganzen Geſchlechte, Fluch Deiner letzten Stunde!“

Bei dieſen Worten ſank ſie zu Boden. Eine ſchauerliche Stille herrſchte umher; ſtumm und erſchreckt ſtand die Menge und blickte verwundert auf das Schauſpiel. Bleich, gedankenlos ſtarrte der Beſchämte auf die todte Marie, und ihm zur Seite ſtand der alte Graf, von tauſend Gefühlen durchkreuzt. Seine Stirne runzelte ſich furchtbar, ſeine Augen ſuchten ihren gewöhnlichen ſtolzen Ausdruck feſtzuhalten, ſenkten ſich jedoch in Scham; bald aber ſiegte ſein Geiſt, ſeine hohe Geſtalt erhob ſich befehlend, und mit ſeiner gewöhnlichen, gebietenden Stimme ſprach er: „Schafft die Todte hinweg, bringt die Alte zu Bette und ſorgt für ſie. Ein unbegreifliches ſchreckliches Ereigniß hat die Feier dieſes Tages geſtört; doch Ihr, meine getreuen Unterthanen, ſollt darum nicht in Schaden gebracht werden, Ihr könnt Euch der Freude hingeben nach Luſt. Mein Keller und meine Küche ſteht zu Eurer Bewirthung bereit; kommt, Ihr ſollt mir willkommen ſein. Nur mir und meinem Kinde bleibt der Schmerz und jenen Freunden, die ihn theilen wollen.“

Hier wandte er ſich zu den Hochzeitsgäſten, welche alle ihre Wagen verlaſſen hatten, und ſtaunend umherſtanden. Seine Stimme war rührender bei dieſen Worten, und ſein Blick ſuchte die Tochter, welche er ohnmächtig in den Armen ihrer Freundin fand. Alle ſtiegen ein, die Wagen fuhren langſam von dannen. Die Menge zerſtreute ſich und nur Graf Julius und einige Neugierige blieben allein zurück.

Der Vernichtete wagte nicht aufzublicken, und ſtand wie verſteinert da. Da ſprach ſanft eine Stimme zu ihm: „Kommt, Herr Graf, mein Haus ſteht Euch offen, wenn Alles Euch verläßt.“

Digitized by Google

Der Graf blickte auf den ihn Anredenden, welcher kein Anderer als unſer Schulmeiſter war, und folgte ihm halb bewußtlos durch das Dorf, bis ſie vor einem netten Hauſe ſtehen blieben. Der Schulmeiſter zog die Glocke und ſprach: „Tretet ein, Herr Graf, hier findet Ihr Theilnahme. Gebt Euch nicht ſo ſehr dem Trübſinn hin, und genießt der Ruhe, deren Ihr nach dem Geſchehenen ſo ſehr bedürfet.“

Es war eine freundliche, ſchöne Julinacht, im Dorfe herrſchte tiefe Stille, und vom Kirchthurme herab tönte ſchaurig der Schlag der Mitternachtsſtunde; der Mond warf ſein mildes, ſanftes Licht auf die lebliche Landſchaft, und tauſend Sternchen blickten leuchtend den ſtillen Friedhof an, der bepflanzt mit Cypreſſen und Roſen, außerhalb des Dorfes, einem blühenden Garten gleich, dalag. Klagende Nachtigallen wiegten ſich auf den Zweigen der Trauerweiden, unter welchen ſich die Ruheplätze der Verblichenen mit den grauen Leichenſteinen von Blumen umgeben erhoben.

An einem der Gräber, welches noch nicht lange einen müden Wanderer in ſeine kühle Tiefe aufgenommen zu haben ſchien, da nur hie und da aus der friſchen Erde ein Grashalmchen hervorguckte, kniete ein junger Mann und ihm zur Seite ein Knabe, deſſen blonde Locken in dem Silberſcheine des Mondes glänzten. Beide beteten. Die Züge des Mannes trugen Spuren eines tiefen Seelenleidens, während des Kindes Antlitz Unſchuld und Fröhlichkeit unſpielten. Oft ſah dieſes zu Erſterem empor und ſchmiegte ſich liebend an ſeine Bruſt, als es die Thränen gewahrte, die in deſſen Augen traten.

„Schlummre ſanft, Marie,“ ſprach, ſich erhebend, leiſe Graf Julius, „ſchlummre ſanft, und bete drüben für mich, deſſen jugendlicher Leichſinn Dein Leben furchtbar zernichtet hat. Vergieb mir, o Verklärte, und als ſchützender Geiſt umſchwebe mich in meinen künftigen Stunden. Ich habe entſagt jedem irdiſchen Glück, und wie Du, ſo liegt auch mein Hoffen in tiefer Nacht begraben, und unwecklar ſeid Ihr Beide. Meinem und Deinem Sohne will ich leben, will ihn mit aller Liebe meines Herzens umfaſſen, und jede Minute, die der Mutter durch mich qualvoll verbittert ward, ſei für ihn in Freude umgewandelt. Er ſei mein einziger Troſt, wie ich ſeine einzige Stütze bin.“

Der Graf ſchwieg, küßte das Grab, drückte den Knaben feſt an ſein Herz und eilte mit ihm dem Kirchhofthore zu, wo ſchon ein Wagen ihrer wartete. Ehe ſie einſtiegen, warf Julius noch einen Blick auf Marie's Grab, und dann noch einen nach der Gegend, wo das Schloß lag. „Lebe wohl, Hulda, geliebtes, mir ewig verlorenes Weib!“ rief er ſchmerzvoll, „lebe wohl, und ſei glücklich.“ Er hob den Knaben in den Wagen, ſprang nach, die raſchen Pferde zogen an und der Klang des Poſthornes verlor ſich bald in der Ferne.

Der ſtolze alte Graf war auf Hulda's und Julius's Trennung gedrungen. Einen öffentlich Beſchimpften konnte er nimmer ſeinen Schwiegerſohn heißen und ſein einziges Kind in den Armen eines Wüſtlings — wie er den jungen Grafen nannte — unmöglich wiſſen. Letzterer gab ſeine Einwilligung zur Scheidung ohne Widerrede. Sein Leben hatte keinen Reiz mehr, und auf den Grabeshügel des von ihm betrogenen Mädchens konnte er nicht den Tempel ſeines ehelichen Glückes bauen. Er hatte große Pflichten, er war Vater eines lieblichen Knaben. — Er floh aus ſeinem Vaterlande, und Nord-Amerika's blühende Staaten waren ſein Zufluchtsort.

Hulda's Herz war gebrochen; ſie verdammte den Mann ihrer rohen Liebe nicht, und auf ihrer Bruſt wich Julius Bild nimmer. Sie ſtarb, indem ſie bis zum Tode die am Altare geſchworne Treue ihrem geſchiedenen Gatten hielt.

Nach ihrem ausdrücklichen Wunſche wurde ſie nicht in der gräflichen Gruft beigeſetzt, ſondern neben Marien's Grab erhebt ſich auch der Grabeshügel der ſtillen Dulderin und zwei Cypreſſen beſchatten mitleidig die jungen Roſen, die über den Ruheſtätten der Frühverblichnen emporſproßten.

Für acht Schilling Weißbrod.

(Fortſetzung.)

III.

Richard ſtand auf dem Verdeck, als das Schiff um das hohe Vorgebirge glitt, und die Stadt Rio de Janeiro, mit ihren Kuppeln, Thürmen und Palaſten und mit den mächtigen bewaldeten Gebirgen im Hintergrunde, ſich vor dem Auge ausbreitete. Aber ſein Blick ſchweifte gleichgültig über die von der Morgenſonne vergoldeten Gipfel, erſt durch den Anblick des fremden Welttheiles hatte er es recht empfunden, wie fern er von ſeinem Vaterlande war, und ängſtlich und beklommen, faſt wie ein Kind, das ſeine Mutter vermißt, ſehnte er ſich nach ſeinem alten, treuen Freunde, der auf dieſer unermeßlichen Landſtrecke die einzige menſchliche Seele war, die ſich um ihn bekümmerte.

Sobald er an's Land gekommen war, ſuchte er ei-

Digitized by Google

nen Wegweiſer, der ihn nach der Eſtamia führen könnte, die dem Herrn gehörte, wo der Legationsrath ſich aufhalten ſollte.

Als die Maulthiere, nachdem ſie einige Stunden roſch fortgetrabt waren, ſie nach dem Landhauſe geführt hatten, und Richard mit pochendem Herzen den maſſiven Thürklopfer in Bewegung ſetzte, erſchien ein Neger ſo ſchnell, als hätte er den Beſuch erwartet, und fragte, wer er ſei. Richard antwortete ſo gut er konnte auf Portugieſiſch: „Geh, und melde nur den däniſchen Arzt, dann weiß man Beſcheid!“

„Der Arzt, der Doctor! der Doctor!“ ſchrie der Schwarze, daß es in den Gängen wiederhallte, und mehrere neugierige ſchwarze Geſichter in Fenſtern und Lucken zum Vorſchein kamen. „Senhor, treten Sie gefälligſt ein!“ ſprach er zu Richard und zeigte freundlich die weißen Zähne, indem er die Thüre weit aufriß.

Im Gange kam ihm ein alter würdiger Herr entgegen, grüßte ihn freundlich aber ſtumm und führte ihn durch eine Menge Seitengänge in ein entlegenes Zimmer, wo eine Dame mit geſchloſſenen Augen und blutenden Schläfen auf einem Bette hingeſtreckt lag, die prachtvollen Kleider zerriſſen und in Unordnung.

Sobald ein Arzt einen Kranken erblickt, ſind ſeine Gedanken und Gefühle die des Kampfroſſes, wenn es Musketenfeuer und Kriegsmuſik vernimmt; es verläßt die Heerſtraße, wo ſein Herr ſpazieren reiten wollte, und fliegt über Hecken und Gräben in's Dickicht hinein. Richard fragte ſchnell, was der kranken Dame zugeſtoßen, und als er erfuhr, daß ſie auf einem Spazierritt im Gebirge mit ihrem Pferde geſtürzt ſei, gab er eilig die nöthigen Anordnungen, um ſie in's Leben zurückzubringen.

Nach einer Weile kam ſie wieder zum Bewußtſein und verlangte zurück zur Stadt gebracht zu werden, und während die weibliche Dienerſchaft nun mit den Verkehrungen zu ihrer Fortbringung beſchäftigt war, verließ Richard das Zimmer, froh, ſein eigentliches Verhaben nun ausrichten und nach dem Legationsrathe fragen zu können. Er begegnete aber Niemandem in den Gängen, und genirte ſich, legend eine der Thüren zu öffnen, die ihm im fremden Hauſe, wie ihn nicht betreffende Geheimniſſe vorkamen. So gerieth er in einen kleinen Garten, wo der Eigenthümer die ſchönſten Blumen der tropiſchen Himmelsgegend geſammelt zu haben ſchien; aber Richard hatte in dieſem Augenblicke kein Auge für die Natur und ihre Herrlichkeiten, er ſpähete ſehnſüchtig nach jedem Fenſter, ob ihm nicht das freundliche Antlitz ſeines Wohlthäters plötzlich erſcheine, und erſt überraſcht, dann vor Freude ſtrahlend ihn anſtaunen werde. Doch hinter keinem Fenſter ſchien ſich Leben zu verbergen, nicht einmal ein weibliches Angeſicht kam zum Vorſchein, um neugierig nach dem fremden Gaſte zu blicken, die ganze Bevölkerung des Hauſes ſchien mit der Kranken beſchäftigt zu ſein. Endlich, nachdem eine geraume Zeit verſtrichen war, als Richard bereits anfing, von einer peinlichen Ungeduld ergriffen zu werden, und ſich faſt verſucht fühlte, über die kalte Gleichgültigkeit zu weinen, mit der man ſeiner liebevollen Sehnſucht entgegenkam, zeigte ſich der Herr des Hauſes am Eingange des Gartens, und es war deutlich zu ſehen, daß er Richard geſucht hatte. „Kommen Sie, Senhor, kommen Sie!“ rief er ihm zu, „die Herzogin wünſcht, daß Sie ſie nach der Stadt begleiten.“

Richard war auf ihn zugeeilt und legte die Hand auf ſeinen Arm, indem er ſagte: „Aber mein Herr, wo iſt der Legationsrath Dumin. Er iſt es, den ich ſuche; ſagen Sie ihm, daß ein junger däniſcher Arzt ihn zu ſprechen wünſche.“

„Er iſt todt!“ erwiderte der Herr und winkte mit der Hand; „er kam krank an's Land und ſtarb. — Kommen Sie, Ihr Glück iſt gemacht, gehen Sie mit der Herzogin!“

Richard ſtand einen Augenblick wie ſprachlos da, große Thränen rollten ihm die Wangen hinab.

„Aber verſtehen Sie mich denn nicht?“ rief der Herr ungeduldig auf Franzöſiſch; „wollen Sie ſich ſelbſt im Lichte ſtehen, und die reiche Dame nicht begleiten?“

Richard riß ſich los von ſeinem Schmerze, der Trieb zur Selbſterhaltung erwachte bei dem inſtinktmäßigen Bewußtſein, daß er nun ganz allein ſtehe in einem fremden Welttheile, und dem fremden Herrn folgend ſprach er, die thränenfeuchten Augen gen Himmel erheben: „Du, mein theurer Wohlthäter! Noch im Tode ſorgſt Du für mein Glück!“

IV.

Die Herzogin von Lancarés war, was man in Dänemark eine Frau in ihren beſten Jahren nennen würde, nämlich zweiundbreißig Jahr alt, vielleicht etwas älter. Doch, ob nun die Sonne Braſiliens die Blume früh reift, aber ſie auch feühzeitig verſengt, oder ob die Herzogin von einem ſehr heftigen Temperament war und Gemüthserſchütterungen erfahren hatte, welche die feinen Adern der Haut durchglüht und ſie in eine Art Pergament mit vielen tief eingegrabenen Linien verwandelt hatten — genug, ihre ſchwarzen, kleinen glühenden Augen vermochten ſie nicht ſchön zu machen, ſondern nah-

Digitized by Google

men sich aus wie Feuerströme, die aus der Lava des Berges hervorlodern. Das Antlitz der Herzogin dürfte vielleicht passend mit der Lava verglichen werden, deren Oberfläche geronnen ist, die aber in der Tiefe die starken Feuerströme verbirgt, wenigstens erwies sich ihre Dankbarkeit gegen Richard weit stärker und heftiger, als die geleistete ärztliche Hülfe, seiner bescheidenen Meinung nach, es verdiente.

Sie begnügte sich nicht damit, ihn zu ihrem Leibarzt mit einem bedeutenden Gehalte zu ernennen, sondern verschaffte ihm auch den Zutritt zu den reichsten Familien der Hauptstadt, indem sie überall die Lobesgesahr hervorhob, in der sie geschwebt, und worans sie die heilige Jungfrau gerissen hätte, indem sie ihr den jungen dänischen Arzt vom Himmel geschickt. Ja, sie nahm sich mit Eifer und Sorgfalt seiner privaten Angelegenheiten an, und als er ihr verteaute, daß es ihm sehr am Herzen liege, eine Dame, die Tochter seines Wohlthäters zu ehrigen, stellte sie Nachforschungen an, und theilte ihm nach Verlauf von einiger Zeit mit, daß sie fruchtlos gewesen.

Ihre Gesundheit, die sonst kräftig war, verschlimmerte sich indessen, so daß Richard oft zu ihr gerufen wurde, wenn er in anderen Häusern zu lange weilte, und sie halb und halb den Entschluß faßte, ihn in ihrem Hotel Zimmer einzuräumen, weßhalb ihre Freundinnen mit bedenklichen Mienen unter sich davon flüsterten, sie habe gewiß bei jenem Sturz vom Pferde einen innern Schaden genommen, der sich so leicht nicht heilen ließe. So verstrich der übrige Theil des Sommers und die Zeit, die man in Brasilien Winter nennt; aber zu Anfange des Frühlings beschloß die Herzogin eine kleine Reise zu unternehmen, nämlich um ihre Nichte, eine Waise von vierzehn Jahren, aus einem Kloster zu holen, das etwa zwanzig Meilen von der Stadt entfernt lag, und auf dieser Reise sollte Richard die Ehre haben, sie zu begleiten, in der doppelten Eigenschaft eines Arztes und eines ritterlichen Beschützers.

Die große, bequeme Kalesche, in der die Herzogin, ihre schwarze Duenna und Richard saßen, der Letztere mit Schwert und Dolch umgürtet und welche von reitenden Negern in weißen Anzügen umgeben und von Bagagewagen gefolgt war — bewegte sich mit Sicherheit über Berge und Flüsse und durch prächtige Wälder, und gelangte nach Verlauf von einigen Tagen ohne Abenteuer zum Kloster.

Hier schien es sich zu zeigen, daß die Herzogin nicht stark gewesen in der Arithmetik oder vielleicht vielmehr in der Ethnographie; denn sie wurde offenbar foppirt, als sie gewahrte, daß das vierzehnjährige Kind, welches sie zu holen gekommen, der brasilianischen Sitte gefolgt und bereits eine erwachsene Dame war.

Da sprach allerdings wohl das Gewissen zur Herzogin, sie habe im Grunde gegen ihre Pflicht als mütterliche Beschützerin des elternlosen Kindes gehandelt, indem sie Richard mitgenommen, denn sie wußte aus Erfahrung, daß, wenn man ein junges Mädchen aus dem Kloster nimmt, man es sogleich in eine große Gesellschaft von Cavalieren führen und es nicht mit einem Einzelnen Bekanntschaft stiften lassen solle, so wie der Schwamm keinen Schaden nimmt, wenn er in die Sonne gelegt wird, wohl aber der Gefahr der Entzündung bloßgestellt wird, wenn er allen Strahlen der Sonne, in einem Brennglase gesammelt, ausgesetzt wird.

Alle Gefühle der Herzogin gingen nun in ihre Pflichten als Mutter und Vermünderin auf, und sie suchte nach besten Kräften ihre Nichte von jeder Berührung mit dem jungen Arzte fern zu halten, zumal da ihr scharfer Blick bei diesem Symptome zu entdecken glaubte, die dem zeitlichen und ewigen Frieden ihrer Nichte gefährlich werden könnten. Im Vertrauen auf die guten religiösen Principien, die das Kloster seinen Zöglingen einprägt, fing sie freundlich scherzend an, gegen Richard darüber zu sprechen, daß er ein Ketzer sei und nimmer erwarten könne, selig zu werden; aber zu ihrem Leidwesen mußte sie sehen, daß die Klöster in Brasilien sehr nachlässig waren; denn in den Blicken ihrer Nichte that sich während dieses Gesprächs nicht der geringste Abscheu kund, sondern nur eine Neugierde, die ziemlich nahe an Theilnahme zu grenzen schien. Ja, die Herzogin meinte sogar, ein kleines schelmisches Lächeln zu entdecken, welches sie dahin deutete, daß ihre dünkelhafte junge Verwandte sich für stärker hielt, als ihren eigenen Beichtiger, und schon zutraute, den blonden Ketzer bekehren zu können.

Den Abend nach der ersten Tagereise war es Vollmond. Der Mond glühte am Himmel, wie eine gedämpfte Sonne, die Bäume waren gleichsam mit flüssigem Golde übergossen und die fernen Berge ragten mit ihren violetten Gipfeln in den tiefen, dunkelblauen Himmel hinein. Richart benutzte dieses schöne Wetter dazu, mit dem vierzehnjährigen Kinde einige Augenblicke vor dem Lusthause zu spazieren und ihr einige Kenntnisse von dem Monde, wie auch von der Erde beizubringen, namentlich erzählte er ihr, wie es höher gegen den Nordpol hinauf beim Mondlichte aussehe, und endlich sang er ihr ein wehmüthiges Lied über eine Frühlingsnacht in Dänemark vor. Aber die Herzogin war der Meinung, daß die Erziehung ihrer Nichte vollendet sei, und daß sie

Digitized by Google

bei ihrem Stande und ihrem Reichthume nicht nöthig habe, ſich der Geographie und Naturwiſſenſchaft zu befleißigen, noch ſich um fremde Muſik zu bekümmern. Sie ließ das junge Paar zurückrufen, und Richard begegnete bei ſeinem Eintreten einem Blicke, der eine unerklärliche Unruhe, faſt wie von einem böſen Gewiſſen, in ſeinem Innern erregte.

Aber den folgenden Morgen war dies vergeſſen und das junge Mädchen fühlte ſich gar zu entzückt draußen in der freien Welt, Richard gar zu wohlgemuth in der reichen Natur, in den üppigen Wäldern, die faſt den Himmel verdeckten, und wo zahlloſe Vögel ſangen, auf den grünen Bergen, wo der Luchs und der Jaguar vor dem gränſchwellen Zuge flüchteten — als daß das junge Paar an die Gefühle hätte denken ſollen, welche ihre Freude in der Herzogin erregte. Ja, des Mittags, als ſie aus dem Wagen ſtiegen, waren die beiden in ein ſo lebhaftes Geſpräch verwickelt, daß Richard nur der Nichte Hülfe leiſtete und ſeine ritterliche Schuldigkeit gegen die Tante aus der Acht ließ. Im nächſten Augenblick, als er wenig nach ihr hinblickte, begegnete ihm nur ein Lächeln; aber die Herzogin hatte eine Art zu lächeln, welche unwillkürlich die Erinnerung in Richard rege machte, daß er unter Fremden allein ſei, und ließ ihn mit Sehnſucht an die Zeit zurückdenken, wo er unter däniſchen Freunden war.

Er konnte den übrigen Theil des Tages nicht wieder recht froh werden; der Wald kam ihm nicht mehr ſchön vor, er dachte an die däniſchen Buchenwälder; drinnen im Dickicht glaubte er jeden Augenblick Schlangen zu ſehen, und es gab Momente, wo ihm das ganze Land anwiderte. Auch die Andern ſchwiegen, und als man das Nachtquartier erreicht hatte, ging man früh auseinander, um Ruhe zu ſuchen.

Um Mitternacht wollte es Richard im Schlafe bedünken, als nenne Jemand ſeinen Namen, und er raffte ſich ängſtlich auf mit dem Ausruf: „Wer iſt da!“ — Doch Alles war ſtill; und er wollte, nachdem er einige Minuten gelauſcht hatte, ſich wieder ſchlafen legen, als er ganz deutlich eine Stimme flüſtern hörte: „Senhor medico, Herr Doctor, erwachen Sie!“ — „Wer ruft?“ fragte Richard eben ſo leiſe. — „Herr Doctor, ſtehen Sie auf, gehen Sie zu meiner jungen Herrin!“ ſagte der Schwarze, der Einzige, der dem jungen Mädchen aus dem Kloſter gefolgt war. In demſelben Augenblick ſchien es Richard, als höre er von fern im Gebäude gedämpfte Klagen und ängſtliches Schreien; ſchnell warf er ſich in die Kleider und eilte dem Laute nach, ſich gewaltſam eine Bahn brechend durch die ſchwarzen Diener, die ihn zurückhalten wollten, während das klägliche Schreien immer ſtärker erſcholl, und als man zögerte, die Thür zu öffnen, ſprengte er ſie mit ſeinem Fuße. Beim erſten Blicke auf das junge Mädchen fuhr das Lächeln der Herzogin wie ein Blitz durch Richards Erinnerung, und plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke, daß die ſchwarze Donna am Tage mit Kräuterſuchen beſchäftigt geweſen ſei. „Schaffet Milch her!“ ſchrie er nach dem Gang hinaus; aber keiner der Schwarzen regte ſich. Da ſprang er hinaus, packte einen der Neger an der Gurgel und donnerte: „Milch her, Du ſchwarzer Hund, oder ich erwürge Dich!“ und nun geriethen die Schwarzen in Bewegung, und einige Augenblicke ſpäter war das Zimmer faſt mit Cocusnüſſen gefüllt.

Als er das ſchöne Kind außer Gefahr ſah, begab ſich Richard zur Herzogin mit einer Miene, als ſei er in Dänemark und brauche nur zu winken, um Polizeidiener herbei zu rufen. Sie ſaß im weißen Nachtanzuge am Fenſter und ſtarrte ihn unverwandt an; er ſchloß behutſam die Thür, ging dann auf ſie zu und ſprach: „Frau Herzogin, Ihre Nichte hat Gift bekommen!“

„Iſt ſie geſtorben?“ ſtöhnte die Herzogin.

„Nein, ſie lebt, ſie iſt gerettet; aber Diejenige, die ihr das Gift gegeben — ſind Sie, Frau Herzogin!“

„O Richard, verzeihe mir!“ ſchrie die Dame, ſprang auf und umarmte ihn krampfhaft, „ich konnte es nicht aushalten! Du kennſt uns Weibre des Südens nicht! Ich liebe Dich!“

„Und darum ſollte Ihre Nichte ſterben!“ ſprach Richard, indem er ſich ihrer Umarmung entwand.

„Sie iſt ſchön und Ihr ſchwatzet miteinander — waeum konntet Ihr nicht ein Bischen vorſichtiger ſein?“ jammerte die Herzogin, und warf ſich zu Richard's Füßen und umklammerte ſeine Knie.

„Frau Herzogin, Sie ſagten, daß ich die Weiber des Südens nicht kenne; aber Sie kennen uns Männer des Nordens nicht; wir können uns freuen an der Nähe eines ſchönen Weibes, ohne ſie darum zu lieben oder ihrer zu begehren. Hätten Sie ein Wort geſagt, dann hätten Sie dies früher erfahren und ſich ein Verbrechen erſparen können!“

„Du liebſt Sie alſo nicht!“ rief die Dame und ergriff ſeine Hand.

„Nein, Frau Herzogin, und ich hoffe, daß dieſe Erklärung das Leben des armen Kindes ſichern werde,“ erwiderte er, ſeine Hand zurückziehend.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

(Männer und Frauen in Italien.) Beim ersten Schritte, den wir über die Alpen thun, stoßen wir sogleich auf eine Sitte, die und Nordländern wenig behagt. Alle weibliche Bedienung ist auf der Stelle verschwunden. Es giebt nur Männer, welche aufwarten, kochen und braten. Dies würde noch wenig auffallen, daß aber jenseits der Alpen auch nur den Männern die Besorgung der Betten, das Regen und Aufräumen der Zimmer, das Scheuern und Putzen der Geräthe, sogar das Einkaufen und Heimtragen, der verschiedenen Bedürfnisse im Hause, Fleisch, Gemüse, Geflügel ꝛc. ausschließlich obliegt, wissen wir mit unsern Begriffen von der Bestimmung des Mannes nicht zu vereinbaren. Der Mann soll schaffen und wirken, das Weib im Hause still und geschäftig walten und das Erworbene behüten. Der Italiener ist aber fast entgegengesetzter Meinung. Von einem sinnigen Verwenden des durch den Mann Erworbenen von Seiten der Frau ist gar nicht die Rede. Die Weiber thun dergleich wenig. Sie sitzen bei offenen Thüren und Fenstern, an und auf den unzähligen Balconen, Nricken und nähen mitunter ein wenig, gucken aber öfterer müssig auf die Straße und lassen sich wieder begucken. Frauen und Mädchen stundenlang auf den Balkonen stehen und die unten vorüberziehende Männerwelt mustern zu sehen, ohne dabei zu etwas Anderem die Hand zu rühren als zu einem Gruße, ist etwas ganz Alltägliches.

(Spielwuth der Amerikaner.) Die Amerikaner, sagt Dr. Bauer, sind geborene Hazardspieler; keine Geschicklichkeit zückt und wenn ihr Letztes auf dem Spiele stände und wie bei jenem Spieler, der mit der Hand die Brust durchwühlte nach seinem Herzblute — kein Zug des bleichen Geschehes verräth den innern Kampf des Spielers — und Spieler (Gamblers and Swindlers) das sind in der That die stehenden Amerikaner. Und hat einer Hunderte von Familien zu Grunde gerichtet durch die leichtsinnigsten der leichtsinnigen Unternehmungen, so heißts: he is a smart fellow (er ist ein kluger Junge) und hat er die mit saurem Schweiß verdienten Ersparnisse der hart arbeitenden Klasse, die ihm als Beamten einer Sparcasse anvertraut wurden, in tollen Spekulationen gewagt und verloren, hat er mit dem Ueberrest sich übers Meer auf und davon gemacht und verprasst die Tausende in London und Paris, da lächelt der Amerikaner fein und: er ist ein Erzkluger Junge, ertönt von den Lippen des Biedermannes, dem es nur leid ist, daß ihm nicht gleiche Gelegenheit zum Schwindeln geboten wurde. Wer aber den Räuber seines sauer ersparten Verdienstes in vergoldeter Karosse stolz an sich vorbeifahren sehen, wer selbst durch erhöhete Steuern das durch den gerechten Unwillen des Volks zertrümmerte Eigenthum der Bösewichter wieder aufbauen helfen musste, ohne daß das Gesetz ihm irgend eine Genugthuung zu geben vermochte, der mag wohl selch' ein Nachts und Schauergemälde amerikanischer Smarthelt etwas grell beleuchten dürfen. Im Jahre 1834 sollete die Bank von Maryland (in Baltimore) mit 2½ Mill. Doll. Da das Gericht die betrügerischen Directoren und Anwälte der Bank für unschuldig erklärte, nahm das Volk die Sache zu Händen und zertrümmerte für 500,000 Dollars Werth Eigenthum der Betrüger. Im Jahr darauf musste die Stadt durch außerordentliche Steuern diese 500,000 Doll. als Schadenersatz aufbringen.

(Eine Entführungsgeschichte.) Am 1. Mai wurde in Cöln eine interessante Entführungsgeschichte verhandelt. Die Sache verhielt sich, wie folgt: Der Hauptangeklagte, ein junger, thätiger und geachteter Kaufmann daselbst, verliebte sich in die achtzehnjährige unbescholtene Tochter eines Wirthes und Badenbesitzers eines benachbarten Landstädtchens. Anfangs legte der Vater dem Liebeswerbnisse kein Hinderniß in den Weg. Als er um die Hand der Tochter gebeten wurde, gab er zuerst keine bestimmte Antwort, verlangte später, daß man noch warten möge, und versagte zuletzt die Hand seiner Tochter entschieden.

Es scheint, seine Weigerung hatte weniger darin ihren Grund, daß ihm der Bräutigam nicht zusagte, als vielmehr darin, daß er eine Theilungsklage von dem dereinstigen Schwiegersohne befürchtete. Er lebte nämlich in zweiter Ehe, während seine Tochter der ersten Ehe entstammte. Diese wollte aber von ihrem Geliebten nicht lassen, und behauptete, deßhalb eine gröbliche Behandlung erduldet zu haben, obgleich keine eigentliche Mißhandlung weder behauptet, noch weniger nachgewiesen wurde. Sie selbst forderte ihren Geliebten auf, sie zu entführen. Dieser unterredete sich deßhalb mit einem Freunde, gleichfalls einem jungen Kaufmann, der als Mitbeschuldigter vor den Assisen stand. Der letzte widerrieth, der Erste schrieb seiner Braut, er wünschte die Sache auf friedlichem Wege geordnet und wolle auf die Entführung nicht eingehen. Das Mädchen ließ sich aber nicht irre machen. Sie erklärte mehren Personen offen: „Ich werde an einem hellen, lichten Tage entfliehen." Gegen einen Zeugen äußerte sie auf eine deßfallige Frager „Ich muß ihn nicht heirathen, aber ich will ihn heirathen." Am 1. Januar d. J. schrieb sie ihrem Geliebten: am Sonntage des 3. Januar wolle sie während der Frühmesse entfliehen, er möge mit einem Wagen vor der Kirche halten, um sie in Empfang zu nehmen. Dieser fuhr nun mit dem Mitbeschuldigten hin. In dem Orte angelangt, erschien auch gleich die Geliebte, welche ihre Wache ausgestellt hatte. Sie wurde aber vom Vater verfolgt. Als sie bereits einen Fuß auf dem Wagentritt hatte, faßte sie der Vater beim Mantel. Der Angeklagte, der wie sein Begleiter noch vor dem Wagen stand, soll den Vater darauf umfaßt und zurückgedrängt haben, während dem letztern zugleich die Hand, womit er die Tochter gefaßt hatte, gedrückt wurde. Letztere Umstände stellten sich jedoch nicht ganz klar heraus; sie wurden mit Bestimmtheit nur von dem Vater behauptet, der sich jedoch in mehrere Widersprüche verwickelte. Der Mitangeklagte fuhr nun mit der Tochter vorauf, der Hauptangeklagte folgte bald ihnen nach, während der Vater seine weitere Anstrengung zur Wiederherlangung der Tochter machte, sondern sich damit begnügte, den Entführer Räuber zu nennen. Außer daß er sich die Hand an einem Nagel oder einer Nadel ritzte, hat er keine Beschädigung oder Mißhandlung erduldet.

Er denunzierte jedoch den Vorfall bei den Behörden. Die beiden Angeklagten wurden darauf verhaftet, beschuldigt, ein unmündiges Mädchen gewaltsam der Obhut des Vaters entzogen zu haben, ein Vergehen wider den Artikel 354 des Strafgesetzbuches, welches laut Artikel 356 mit fünf Jahren Zuchthausstrafe belegt wird. Die Rathskammer wies die Klage zurück, da nach ihrer Ansicht die Gewalt gegen das Mädchen selbst verübt sein müsse, solle der Artikel Anwendung finden. Die Anklagebehörde appellirte dagegen. Der Anklagesenat

Digitized by Google

verwarf die Aufstellung der Rathskammer und verwies die Angeklagten vor die Geschwornen.

Man bemühte sich nun von allen Seiten, den Vater zu bestimmen, in eine Ehe vor der Verhandlung einzuwilligen, wonach die Klage laut Art. 357 in sich zerfallen wäre. Selbst der Vertreter des öffentlichen Ministeriums nahm an diesen Bemühungen Theil. Der Angeklagte selbst aber erbot sich zu jeder Garantie, daß er das Vermögen der Tochter vorerst nicht fordern würde. Jetzt gab der Vater seine Einwilligung. Bereits waren die Einleitungen zur Heirath bei den Civilstandsbehörden getroffen, als der Vater erfuhr, daß alle Verbindlichkeiten, welche in Betreff des Vermögens einer Minderjährigen eingegangen wären, keine gesetzliche Kraft hätten. Umsonst waren nun alle Bitten und Betheuerungen der Tochter und ihres Geliebten, er zog seine Einwilligung zurück. Gegen dritte Personen gab er den nichtsbedeutenden Grund an, er wolle nicht, daß sich seine Tochter im Arrestshause verheirathe, was, nebenbei bemerkt, in keinem Falle geschehen wäre.

In der Vertheidigung des Hauptangeklagten bemerkte dessen Anwalt, daß ein ähnlicher Vorfall vor den ehrenlichen Assisen noch nie, in Frankreich im Ganzen aber nur vier Mal vorgekommen sei, und zwar nur unter weit erschwerenderen Umständen, darunter zwei Mal wegen ausgeübter Gewalt gegen die Entführte selbst. Im Publicum gab sich große Mißstimmung gegen den Vater und noch größere Theilnahme für die Angeklagten zu erkennen. Die Geschwornen sprachen (wie es heißt einstimmig) über beide Angeklagte das Nichtschuldig aus. Die Anwesenden verwechten ihre Gefühle nicht zu bemeistern, trotz der vorhergegangenen Ermahnung des Präsidenten, und brachen in lauten Jubel aus.

Die Geliebte, welche als Zeugin erschienen war, gab auch bei dem Verhör ihren entschiedenen Charakter zu erkennen. Als nach dem Zeugenverhör eine Pause eintrat, nahm sie einen rührenden Abschied von dem Geliebten und erschien nicht wieder. Nach geschlossener Verhandlung soll sie der Vater vergeblich gesucht haben.

(Ein heimliches Verbrechen.) Die französische Gerichtszeitung (Gazette des Tribunaux) vom 23. April enthält folgenden Bericht aus Toulouse: „Die ganze Stadt ist durch ein gräßliches Verbrechen in fieberhafte Bewegung gesetzt; noch wird es indessen von dichter Finsterniß umschleiert. Am 16. April brachte der Buchbinder Lecomte einige Bücher in das Gebäude der „christlichen Schulbrüder" (sogenannte Ignorantiner-Mönche); ein junges Mädchen von 15 Jahren, Cäcilie Gombert, trug ihm die Bücher und begleitete ihn bis in einen der Säle. Lecomte ging weiter in die innern Zimmer, und als er beim Zurückkommen Cäcilie nicht mehr sah, glaubte er, sie sei weggegangen, ohne ihn abzuwarten. Am folgenden Tage fand man die Leiche des Mädchens an einer Mauer, die das Gebäude der christlichen Schulbrüder von einem Kirchhofe absondert. Die Leiche wurde untersucht; es fand sich, daß Cäcilie erdrosselt und daß noch ein anderes Verbrechen an ihr verübt worden war. Die gerichtliche Untersuchung wird mit größtem Eifer betrieben. Man erzählt im Publicum, daß der Thürsteher des Hauses ausgesagt habe, er habe das Mädchen nicht aus dem Hause kommen sehen. Eine genaue Ortsbesichtigung, und die Lage, in welcher man die Leiche gefunden, sollen zu der Ueberzeugung geführt haben, daß das Schlachtopfer nicht über die Straße an den Fundort geschleppt, sondern von der erwähnten Mauer herabgestürzt worden sei. Genaue Nachforschungen im Garten und Ordenshause der Mönche haben jedoch durchaus noch keine Indicien geliefert, ob das doppelte Verbrechen daselbst begangen worden oder nicht!"

Die Gazette des Tribunaux meldet aus Toulouse vom 22. April: „Das Mädchen, dessen Ermordung wir berichtet haben (siehe oben), heißt Cäcilie Combettes. Ihr Leichenbegängniß hat mit großer Feierlichkeit stattgefunden, unter Begleitung einer zahlreichen Geistlichkeit; eine ungeheure Volksmenge (man rechnet gegen zehntausend Menschen) hatte sich als Zuschauer eingefunden. Der Sarg, mit weißen Blumen und einer Dornenkrone bedeckt, wurde von jungen Mädchen getragen. Man will dem jungen Schlachtopfer, mittelst öffentlicher Subscriptionen, ein einfaches Grabdenkmal errichten. In den nächsten Tagen nach dem Begräbnisse fand man jeden Tag Blumenkränze auf dem Leichenhügel des unglücklichen Mädchens. Der Buchbinder Comte, bei welchem Cäcilie in Arbeit stand, ist verhaftet, eben so eine Frau, Namens Marion."

— Einer sehr vornehmen Dame ist ganz kürzlich ein fataler Streich gespielt worden. Diese Dame ist Niemand anders als die Herzogin von Talleyrand, welche früher, als Herzogin von Dino, in London unter den weiblichen Diplomaten mit der Fürstin von Lieven so lange um den Vorrang wetteiferte. Der Fürst von Talleyrand, ihr Onkel, hat ihr ein unermeßliches Vermögen hinterlassen, wozu noch die ihr als Erbin der souverainen Herzoge von Curland zugefallenen ansehnlichen Besitzungen kommen. Natürlicher Weise kann es nicht fehlen, daß eine so überaus reiche Dame unaufhörlich von Glücksjägern verfolgt wird. Einer von diesen Herren, dessen Bewerbung sie anfangs entschieden zurückgewiesen, hat nun aus Rachsucht durch ganz Frankreich das Gerücht verbreitet, die Herzogin stehe im Begriff, zur protestantischen Kirche überzutreten, um einen jungen preußischen Schulmeister heirathen zu können. Es ist leicht begreiflich, welche Lawinen von Gegenvorstellungen und Abmahnungen Seitens ihrer Freunde und der Prälaten auf den Kopf ihrer Gnaden fielen, die, gegenwärtig funfzig Jahre alt, zwar nicht mehr durch Amors Pfeile leicht verwundbar, aber doch gegen die Pfeile des Spottes und der Verleumdung sehr empfindlich ist.

— Im „Conversationsblatt" empfiehlt Jemand die Walderdbeeren als das bewährteste Mittel gegen die Sommersprossen. Er sagt: Eine chemische Untersuchung der Walderdbeeren und mehrere zur Zeit ihrer Reife damit angestellte Versuche haben es bewiesen, daß reife Walderdbeeren, vor dem Schlafengehen genossen, und dann auf die von Sommersprossen befleckten Theile des Gesichts gelegt und erst am folgenden Morgen wieder abgewaschen, die Sommersprossen vertreiben und zwar so, daß sie nie wiederkommen.

— Königsberg, den 20. April. Die Hartung'sche Zeitung hatte in ihrer gestrigen Nummer eine curiose Annoncr. Der Schnittwarenhändler C. G. Sauer in der Schmiedestraße machte wörtlich bekannt: „So eben erhielt ich per Post eine Amotie als Muster und liegt solche zur Ansicht eines hochgeehrten Publicums bereit." Der größte Theil der Leser mußte natürlich sehr lachen über diese sehr drollig klingende Bekanntmachung,

Digitized by Google

und nur die mit der Mode vertrauten Damen konnten die eigentliche Bedeutung dieser Xmalie, die ein so benamsetes Sammermäntelchen ist und nicht, wie mehrere Herrchen wähnten, ein lebendiges Femininum.

— In einer Zeitung wird ein Candidat der Theologie als Hauslehrer gesucht. Er muß nicht nur französischen und Clavier-, sondern auch Tanzunterricht ertheilen können.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Mantillen sind völlig unentbehrlich geworden und man that allerdings wohl daran, sich für diese Ueberwürfe zu entscheiden, da sie für jede Art Toilette passen. — Ich kenne nichts Veränderlicheres als — das Weib? wird man rufen. Nein, das ist eine zu alte Redensart, als daß wir sie wiederholen möchten; wir meinen vielmehr den Hut. Jede Woche bringt neue Formen und die Modisten können ihrer Erfindungskraft keine Ruhe. Wir sahen diese Woche so duftige, leichte Zugbürtchen und so niedliche Strohhütchen, daß sie die am mindesten eitele Frau eitel machen könnten. Diese Strohhüte mit rundem Kopfe bestehen aus Streifen von Reisstroh, die mit Streifen von garnirbändchen Stroh abwechseln. Unter dem Schirme sind sie mit paille Taffet gefüttert und oben mit einem Bouquet niedlicher Blumen ausgeputzt. Die Bänder sind entweder paille oder in der Farbe der Blumen, z. B. blau. Die erwähnten Zughütchen bestehen aus Tülle oder glattem Krepp und sind nur am Rande gezogen. Um den Kopf herum ist ein leichter Tüllschleier angebracht, welcher die frischen hellen Farben des Blumenbouquets nicht zu verhüllen vermag. Man kann sich die elegante Einfachheit dieser Zughütchens nicht vorstellen, bis ein wirkliches Sommerhütchen ist. — In Bezug auf die Façon und die Garnirung der Kleider wissen wir diese Woche nichts Neues zu erwähnen. Die Wärme hat die leichten Stoffe hervorgerufen, die Barège und Seidenmusline. Man fängt an offene Ueberröcke von broschirtem weißem Muslin zu machen, die man über Unterkleider von weißem, rosa, blauem, lilas oder zartgrünem Taffet trägt. Die weißen Unterkleider gelten zwar auch für sehr ausgezeichnet, werden aber doch nur ausnahmsweise getragen. Die Mode, welche man vor allem vorzieht, ist die Seide. Die Taffete mit sehr kleinen Streifen zu Negligé-Oberröcken werden ungemein viel gekauft. Zu mehr gepuzten Kleidern hat man bunte schöne Taffete mit breiten Streifen, die aus verschiedenen Linien in verschiedenen Nuancen bestehen; auf einem Stoff mit grauem Grunde sind die Streifen z. B. von verschiedenem Grün. Das Grün verbindet sie auch mit dem Dunkelblau. Ferner hat man Grau und Rosa, Filzgrau und Orange. — Eine Mode, welche ganz eingebürgert zu sein scheint, ist die der Fächer, der exotischen Fächer, die groß, ungeheuer groß, sehr einfach und so allgemein im Gebrauch sind, daß sie fast die Schirme in den Salons, die Rouleaux an den Fenstern und den Wind im Freien ersetzen. Aber in jedem Hause muß man solcher Fächer sehr viele besitzen, denn man bietet sie den Gästen an. — Die Leibchen der Kleider waren bisher noch ziemlich allgemein hoch hinaufgehend, aber man fängt nun an, da es die Witterung erlaubt, sie auszuschneiden und zwar viereckig und sie da mit einer Rusche oder einem Bande zu garniren. Auf seidenen Kleidern werden wohl auch Spitzen diese Rüschen und Bänder ersetzen; die Spitzen müssen aber von der Farbe des Grundes der Kleider sein. Man hat zu diesem Zwecke zwei neue Arten von Spitzen; an der einen ist jede Blume, jedes Blatt, jede Rosette mit einem Schnürchen besetzt, welches der Spitze eine gewisse Dicke und Festigkeit giebt; an der andern Art ist jede Blume, jedes Blatt u. s. w. mit einem silbergläzenden Seidenfaden umnäht. — Die breiten Volants, die Engageanten ꝛc. müssen natürlich dem Leibchenausputz entsprechen. Sehr schön sehen die neuen Spitzen auf den Hüten von Strohgeflecht oder von Stroh und Pferdehaar aus. — Die Häubchen werden auf sehr verschiedene Weise ausgeputzt, sie sind aber immer klein und an den Seiten kurz; sie drapirten gewissermaßen die Haarscheitel, die man auch sehr kurz trägt. Im Allgemeinen wird der Ausputz an den Häubchen und am Kopfputz überhaupt ziemlich hoch an den Backen angebracht. — Wir haben von dejohrten Damen, wie von sehr jungen Mädchen italienische Strohhüte mit Kopf von weissem Taffet und weißem Band tragen sehen. — Fast alle Hüte haben unter dem Schirme Tüllschleier und Blumenwuchs, oder keine Bänder. — Zu Hause trägt man nach immer schmedische Handschuhe und sonst Handschuhe, die zum Anzuge passen.

Herren-Mode. Die ganze vornehme Herrenwelt war zu dem Wettrennen in Chantilly und wir konnten da unsere Bemerkungen über die Modentracht machen. — Die Morgenfracks haben ziemlich abgerundete Schößen und umfassen die Hüften gut; wenn die Taille daran nicht übermäßig lang ist, sehen sie ziemlich gut aus. — Die Pantalons trägt man mehr in hellen als in dunkeln Farben, z. B. grau, meliert oder mit breiten aufrestellten Carreaux; ihr Schnitt ist aber noch immer da ziemlich so wie bisher. Nur trägt man sie minder lang und minder weit und häufig ohne Fußriemen. — Die Frackwesten sind vorn sehr lang und mit Schnepp. Vormittags trägt man viele Westen von gestreiften oder carrirten Stoffen, die wie ein kurzer Rock übereinander gehen; die Revers und der Kragen sind sehr schmal dran und umgeschlagen. — Die Röcke haben im Allgemeinen zwei Knopfreihen, halblange Taille, spitzig geschnittene Revers und kurze Kragen.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Sommerpaletot; darunter Frack. 2. Hut mit Federn. Oberrockteil. 3. Mantille mit Gupüren. Kleid mit drei Volants. 4. Frack mit länglichrunden Schößen. Shawlweste. Garrirte Beinkleider.

Für ein literarisches Unternehmen, das in ganz Bayern voraussichtlich mit dem größten Erfolge betrieben werden kann, werden gewandte und solide Reisende unter höchst annehmbaren Bedingungen gesucht. Briefe werden franco erbeten. Die nähere Adresse wird die Expedition dieses Blattes mittheilen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heidig** in **Altenburg**.

Verlag von **R. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

II. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Für acht Schilling Weißbrod.

(Fortsetzung.)

Die Herzogin erhob sich, athmete schwer auf und sprach: „Ja, ich verspreche Ihnen bei meiner Ehre, daß Sie um ihr Leben unbesorgt sein können. — Ich wünsche allein zu sein.“

Man beruhigte die Leute, die das Landhaus bewohnten, mit der Versicherung, daß es ein unbedeutendes Uebelbefinden gewesen, welches den Lärm verursacht, und den folgenden Morgen ging der Zug weiter, ohne irgend ein sichtbares Zeichen der innern Unruhe, worunter die eine Partei den Todesengel herbeigerufen und die andere ihn nach einem hartnäckigem Kampfe in die Flucht gejagt hatte. Unterwegs wurden nur einige Worte gewechselt; das schwarze Weib kauerte sich zusammen wie eine Schlange, die ihre Mahlzeit gehalten oder sich in der Sonne ausgeruht; das junge Mädchen schlief vor Mattigkeit. Die Herzogin und Richard wechselten mitunter ein höfliches Wort, wenn ein Waldstrom unerwartet neben dem Wege hervorrauschte, oder ein seltener Vogel ihnen sein buntes Gefieder zeigte, und unversehens herabstürzte, von dem Blei aus den Büchsen der Neger erreilt.

Plötzlich, als sie sich in einem tiefen Thale befanden, rings umgeben von Waldesdichicht, vermißte die Herzogin ihren Lieblingsneger, der hinten auf dem Wagen zu sitzen pflegte, und rief, daß man anhalten und ihn verfolgen sollte, wenn er entflohen sei. Richard sprang aus dem Wagen; kaum hatte er aber ein Paar Schritte gethan, als ein Schuß knallte und eine Kugel dicht an seinem Gesichte vorüberpfiff. Als er sich überrascht umsah, erblickte er die Herzogin aufrechtstehend, und mit blitzendem Auge und ausgestreckter Hand auf ihn hindeutend, aber im nächsten Augenblicke, als sie ihn unverletzt sah, in den Wagen zurücksinken. Das Blut kochte in Richards Adern und er wandte sich schnell nach der Seite, woher der Schuß gekommen war; dort entdeckte er zwischen dem Gebüsch den Lieblingsneger der Herzogin, der grinsend die Zähne fletschte. Ohne sich zu bedenken, ergriff er seinen Säbel und stürzte auf den Neger los, dieser erwartete ihn mit aufgehobener Büchsenkolbe, der mächtige Schlag zersplitterte den Säbel, womit Richard parirte, in tausend Stücke, und die zwei Gegner wurden handgemein. Richard fühlte, daß er in den schwarzen Herkules-Armen zerschmettert werden würde und tappte nach seinem Dolche; aber in demselben Augenblick, wo er ihn erfaßt hatte, ertönten einige schnelle

Digitized by Google

Worte von der Herzogin; der Neger ließ ihn los und flog dahin mit der Schnelle des Blitzes. Als Richard auf die Beine gekommen war und auf den Weg hinauseilte, sah er den Zug davonreiten; die junge Dame hatte sich im Wagen erhoben und streckte die Arme aus, aber eine schwarze Hand riß sie hinunter, und nach Verlauf von einigen Augenblicken wurde der Zug vom Walde verdeckt, und Richard vernahm nur sein schnell sich entfernendes Geräusch.

Es dauerte lange, ehe Richard die Lage fassen konnte, in der er sich befand. Er hatte Waffenkunststücke in Charlottenlund erprobt, oder, wenn es hoch kam, im Wolfsthale im Thiergarten, woraus ihn die Bewunderung von einer halben Stunde auf eine lebhaft besahrene Straße hinausführte, und es wollte ihm nicht klar werden, daß er sich nun in einem Welttheile allein befinde. Anfangs, als die Erbitterung gegen die Herzogin und ihren schwarzen Rinaldo sich gelegt, empfand er sogar einen innern Jubel über die ungefesselte Freiheit im Walde. „Fahrt ihr zum Teufel!“ rief er und sprang und tanzte, oder pflückte sich eine Blume und analomisirte sie, um die brasilianische Flora zu studiren, oder sah mit Bewunderung einem leichtfüßigen Thiere nach, das pfeilschnell an ihm vorüberlief.

Als aber die Sonne unterging, verbreitete sich eine wunderliche Schwermuth über sein Gemüth, er beschleunigte seine Schritte, um eine Schenke oder auch blos eine kleine Hütte zu erreichen; aber der Schein schien kein Ende zu nehmen, und als er anfing nach den Spuren des Wagens zu spähen, entdeckte er, daß sie ihm verloren gegangen. Nun hob es an, im Walde zu schreien, als wären die Bewohner verdrießlich über den späten Besuch; die Affen krochen auf die äußersten Aeste hinaus und warfen Zweige und Knospen auf ihn mit malitiöser Gesichtern, und von fern her heulte es, als theilten sich die wilden Thiere die Kunde mit, daß es Leute gäbe.

Mitten in dem Entsetzen, das ihn ergriff, durchblitzte plötzlich ein Gedanke Richards Gehirn und flößte ihm Muth ein: „Zum Henker!“ sprach er, „es kann denn doch unmöglich mein Schicksal sein, daß ich Dänemark verlassen sollte, um in Brasilien aufgefressen zu werden! Nicht verzagt, nicht davongelaufen! Um Schlafenszeit kriech ich einen Baum hinauf, wie es in Campens Robinson berichtet wird und morgen verzehre ich ein Eidechschen zum Frühstück. Der liebe Gott wird schon für's Mittagsessen sorgen... Ach, wer nur auf dem Friedrichshospital säße!“

Bei diesem Gedanken entschwand ihm der Muth eben so schnell als er gekommen war; das Gefühl seines völligen Verlassenheit wurde so stark, daß er nahe daran war, sich auf die Erde zu werfen, zu weinen und ein Wunder vom lieben Gott zu seiner Rettung zu erflehen. Dann dachte er an seine Mutter, seinen Vater und seine Geschwister, und das Bild der Ruhe und Sicherheit, worin der Vater an der Hobelbank stand und die Mutter und die Schwestern in der anmuthigen Stube bei ihrer Nähterei saßen, machte ihn vergessen, wo er war. In entsetzlicher Angst von einem Baum verschreckt durch ein Zischen, das ihm vom Fuße desselben entgegentönte, fand er endlich einen andern, etwas einsam stehenden Baum, und resignirt setzte er sich in dessen Krone zurecht.

Die Sonne stand bereits hoch, als er durch das aus der Ferne schallende Geräusch von Wagen und von Fußtritten der Maulthiere erwachte. Anfangs überraschte ihn dieses gar nicht; als er aber die Augen recht auftrib und seiner Lage eingedenk wurde, brach er frohlockend in Dank gegen Gott aus und sprang vom Baume herab, um dem Zuge nachzueilen.

Bald hatte er die Reisenden eingeholt und wurde gastfrei empfangen und erfrischt, als er erzählte, wie er die Nacht zugebracht. Es war ein Zug von Schwarzen, welche Kaffee und Färbestoffe von einem entlegenen Ackerhofe nach der Hauptstadt führten und außerdem noch zwei weiße Frauenzimmer, welche, wie Richard zu seinem Erstaunen vernahm, als Sclavinnen verkauft werden sollten.

Es war eine Mutter mit ihrer Tochter; die Mutter hatte ein edles aber blasses und kummervolles Gesicht, aber die Tochter, — eine solche Schönheit hatte Richard noch nie gesehen! Das ovale Antlitz hatte zwar nicht den europäischen oder nordischen klaren Teint, es war etwas dunkel, es war aber ein Glanz darüber verbreitet wie von der untergehenden Sonne, und als sie die Augen aufschlug, war Richard zu Muthe, als stehe er eine der persischen Gedichte, die er einst gelesen, lebendig werden. Es lag am Tage, daß sie ihr Unglück eben so tief empfand wie die Mutter; es war aber zugleich, als hätte der Kummer selbst Ehrfurcht vor dieser frischen Schönheit, als könne er es nicht über sich gewinnen, an ihrem Herzen zu nagen.

Richard nahte sich ihnen theilnehmend, und auf seine Fragen erzählte die Mutter Folgendes: Sie war die Wittwe eines Marineofficiers, der in der Belagerung von Oporto gefallen war; er besaß nichts als seine Sage, und mit ihrer zarten Tochter hatte sie zu ihrer Mutter ziehen müssen. Vor wenigen Jahren war diese gestorben, und ihre Verwandten hatten sie ihrer Erbschaft beraubt und sie nur die Schulden behalten lassen. Ein

Digitized by Google

alter Freund ihres Mannes hatte denn die Schulden bezahlt und ſie in's Haus genommen, aber nun hatte er ihre Tochter als Bezahlung gefordert. Da ſie ihn mit bittern Worten abgewieſen, hatte er, um ſich bezahlt zu machen und zugleich um ſich zu rächen, ſie auf den Markt geſchickt, damit ſie als Sclavinnen verkauft würden. „Und nun," ſprach ſie weinend, „iſt's meine einzige Hoffnung, daß ich Gelegenheit finden werde, mich dem Kaiſer zu Füßen zu werfen und wenigſtens meine unglückliche Tochter zu retten.

Der Verfaſſer nimmt ſich nun die Freiheit, als Mittelding zwiſchen Prolog und Epilog aufzutreten und eine Entſchuldigung zu machen, daß die folgenden Zeilen überaus romantiſch und abenteuerlich werden. Damit will er nicht auf ein geehrtes Publicum ſticheln, als wäre deſſen Gemüth gar zu materiell und proſaiſch, um den Duft der Romantik, den der Verfaſſer ſeiner Feder entſtrömen zu laſſen geſonnen iſt, empfinden und genießen zu können. Im Gegentheil fühlt man vielleicht eben in unſerer betrachten Zeit eine faſt ſchmerzliche Sehnſucht Neues zu hören aus jenem Daſein, wo das Ungewöhnliche bei hellichtem Tage in den gehörigen romantiſchen Anzügen auf der Straße wandelt, wo man die goldenen Sporen wieder klirren hört, die ſtolzen Federn von den blanken Helmen flattern, wo der Ritter unter grünen Bäumen wandelt im tiefen Walde und der Dame ſeines Herzens begegnet. Aber wie es billig iſt, man wünſcht ſo was unter einer paſſenden Ueberſchrift zu begrüßen, nicht unter dem Titel: „Für acht Schilling Weißbrod," der das Herz ſo allmählich ſtimmt wie ein Bäckerladen. Der Verfaſſer wird ſolches berückſichtigend ſich kurz faſſen und ohne weitere Einleitung mittheilen, daß jene Dame die Tochter des Legationsrathes Dumin war.

Da ſie ihre Erzählung beendigt, fügte ſie hinzu: „Oh, das ſollte mein Vater wiſſen, wenn er lebt! Es war ein vornehmer Fremder, ein Däne!"

„Ein Däne? Wie hieß er?" rief Richard und ergriff den Arm der Dame.

„Dumin."

Da flog Richard ihr um den Hals, küßte ſie, weinte, lachte und jubelte, daß ſie glaubte, er ſei von Sinnen.

„So war mein Vater!" rief Richard, „es war mein Wohlthäter, mein beſter Freund! Gott im Himmel ſei geprieſen, daß er mir dieſes Glück zu Theil werden ließ!"

Nun ward es eine Freude und Entzücken.

Das reizende Mädchen warf ſich Richard in die Arme und küßte ihn, daß ihm ganz beklommen dabei wurde, und die gutmüthigen Neger trockneten ſich die Augen, ob ſie gleich nicht begriffen, was ſich ereignete.

Um nun in der verſprochenen Kürze zu erzählen: Als Richard in der Hauptſtadt ankam, ſetzte er Himmel und Erde in Bewegung, und es gelang ihm Mutter und Tochter Gerechtigkeit zu verſchaffen. Daß er nach einiger Zeit mit der Tochter verheirathet wurde, iſt für beſiefene Leute ſo natürlich, daß es kaum erwähnt zu werden braucht.

Von der Herzogin ſteht zu berichten, daß ſie nach Richard ſchickte und ihm eine große Summe Geldes anbieten ließ, wenn er ſchweigen wollte, und daß Richard das Anerbieten ablehnte und dennoch ſchwieg. Hierüber iſt ſie wahrſcheinlich gerührt worden, denn, da ſie einige Jahre ſpäter ſtarb, vermachte ſie Richard einen Theil ihres Vermögens.

Nach Verlauf von ſo langer Zeit empfand Richard eine unwiderſtehliche Sehnſucht, ſein Vaterland zu beſuchen, und da nun gerade ein Kriegsſchiff ausgerüſtet wurde, um eine fürſtliche Perſon nach verſchiedenen europäiſchen Häfen zu führen, ſo wirkte er ſich die Erlaubniß aus, die Reiſe mitzumachen.

V.

Das Kriegsſchiff ſuchte wegen eines Sturmes Zuflucht in Oran und der commandirende franzöſiſche General benutzte die Gelegenheit, unter anderen Vergnügungen, die fürſtliche Perſon mit einer Revue über die Fremdenlegion zu beluſtigen, jene bekannte Legion, in welche die Franzoſen, aus Gnade, Männer aller Nationen aufnehmen, die ihr Blut für ſie verſprengen wollten, falliete Kaufleute, unglückliche Liebhaber, religiete Studenten, verfolgte Politiker, brodloſe Handwerker, unverbeſſerliche Taugenichſe, alle ohne Unterſchied, aber alles kriegeriſche, verzweifelte Männer, die keinen Pardon gaben, und ſelten ihn erhielten, und wo von Tauſenden kaum einige Hundert ihr Vaterland wiederſahen.

Da die Revue vorüber war und die Soldaten ausruheten und ihr Kommisbrod verzehrten, während der General ſeine Gäſte in einem prächtigen Zelte bewirthete, erging Richard ſich unter den aufgeſtellten Gewehrpyramiden und ließ ſich mit verſchiedenen Gruppen in ein Geſpräch ein, und jedesmal wo er einen ſolchen Haufen verließ, ſprach er mit gedämpfter Stimme, als ſchäme er ſich: „Iſt hier kein Däne?"

Plötzlich, als er ſich von einer Schaar Deutſcher entfernend dieſe Worte wiederholte, fuhr ein Soldat zuſammen, blickte ſich um mit weit aufgeriſſenen Augen und ſagte: „Wurde hier Däniſch geſprochen?"

„Ho!" rief Richard und eilte auf ihn zu, „Ein Landsmann!"

Digitized by Google

„Ein Däne!“ ſchrie der Soldat und ſtürzte Richard entgegen.

Richard führte ihn aus dem Kreiſe der neugierig herbeieilenden Soldaten, und als ſie ſich eine kleine Strecke entfernt hatten, rief er: „Sprich, ſprich nur, laß mich das gegegnete Däniſch wieder hören! ... Woher ſind Sie? Sind Sie aus Kopenhagen?“

„Allerdings, ich bin aus Kopenhagen!“ ſprach der Soldat, der wie trunken vor Freude und Ueberraſchung war.

„So haben wir vielleicht ſogar einander früher geſehen, vor vielen Jahren ... ich bin auch aus Kopenhagen ... wie iſt Ihr Name?“

„Ich heiße Bieck, Ditlev Bieck,“ antwortete der Soldat der Fremdenlegion.

„Wie — Ditlev Bieck?“ rief Richard zurückfahrend aus. „Studioſus Theologiae, Ditlev Bieck, der — warten Sie ... in der Lavendelſtraße wohnte? ...“

„Ja, der bin ich — zum Henker, kennen Sie mich?“

„Ditlev Bieck! Kennſt Du mich nicht? Betrachte mich recht! Kannſt Du Richard Biſted nicht wieder erkennen?“

„Richard Biſted! Biſt Du es? ſagte der Soldat mit einem melancholiſchen Lächeln.

„Komm nun mit mir!“ ſprach Richard. „Morgen früh ſegeln wir ab; aber dieſen Tag wollen wir miteinander zubringen, und ſo mußt Du mir denn erzählen, wie es gekommen, daß Du hier biſt. — Führe mich zu Deinem Capitain oder Oberſten, daß ich ein Wörtchen für Dich einlegen und Dir für heute Permiſſion verſchaffen kann.“

— „Du hier, in Afrika, Ditlev Bieck! Es will mir gar nicht in den Kopf! Du ſtiller, mürriſcher Patron, ſo in's Ausland reiſen und in den Krieg ziehen! Erzähle mir doch, wie das gekommen!“ ſo ſprach Richard, als ſie in ſeiner Wohnung in der Stadt beiſammen ſaßen.

„Ja,“ verſetzte Ditlev Bieck, „ſtille Waſſer ſind tief, wie Du wohl weißt. Aber es iſt doch Alles eigentlich Deine Schuld.“

„Wie? Meine Schuld? Wie denn das?“

„Ja, Du haſt im Grunde ſowohl mich als den armen Adalbert auf Deinem Gewiſſen.“

„Aber wie denn das, in des Himmels Namen! Iſt's Scherz oder Ernſt?“

„Es iſt ſo was von Beidem,“ erwiderte Ditlev Bieck. „Das Glück, welches Dir durch den ältlichen Herrn im Kirſchgange zu Theil wurde, verſchrob uns Beiden den Kopf. Anfangs blieb ich jedesmal ſtehen, wenn ich an der Stelle vorüberging, und ſagte nur: Hier war es! Aber nach und nach beſchäftigte ich mich immer mehr mit dieſem Ereigniſſe und es wollte mir zuletzt gar nicht aus dem Sinn; ich wurde meiner Unterrichtsſtunden überdrüſſig, ich hatte nirgends Ruhe. Dem armen Adalbert, der immer einen ſchwachen Kopf gehabt, erging es wohl noch ärger; ich begegnete ihm oftmals drunten, ich glaube, er ging und harrte darauf, daß ihm das Glück an demſelben Flecke begegnen ſollte, wo es Dir entgegengetreten. Aber als Du dann fortreiſ'teſt und wir Dich an Bord gehen ſahen — ich erinnere mich deſſen ſo deutlich: Du trugſt einen neuen grauen Reiſemantel, der offen ſtand, und nach innen hing der Tabacksbeutel an einer Schärpe, die Du um den Leib hatteſt, Du trugſt eine Mütze, hielſt eine große ſilberbeſchlagene Meerſchaumpfeife in der Hand und ſahſt ſo keck und glücklich aus — da wurde es mir ganz toll, es kam mich eine ſo wüthende, gewaltige, ungeduldige Begierde an, Glück zu machen, ich hätte ein Verbrechen begehen können; bisweilen, wenn ich an einem Goldſchmiedladen vorbeiging, wurde mir angſt und bange um mich ſelber, und ich mußte mich eilig davon machen, um nicht bei hellem Tage einen Einbruch zu verüben.“

„Aber Adalbert?“ rief Richard geſpannt, „er gerieth doch nicht in ein ſolches Unglück?“

„Nein', der arme Teufel, dazu hatte er zu wenig Muth. Doch nun ſollſt Du hören; einen Tages treffe ich ihn in der breiten Straße vor dem Schimmelmann'ſchen Palais ſtehend, ſich das Gebäude beſchauend. „Wonach ſiehſt Du, Johnſen?“ frage ich, ihm auf die Schulter ſchlagend. „Das wäre etwas werth, dieſen Palaſt zu beſitzen,“ verſetzte er, ohne ſich umzuſehen. „Schlag Dir die Gedanken aus dem Sinne, Johnſen,“ ſage ich, „Schimmelmann's Palais iſt Fideicommiß.“ „Mag wohl ſein,“ erwiderte er, „aber wenn das Glück wollte“ — und ſo ſonderbar, daß ich glaubte, es rappele ihm im Kopfe. Das war denn auch der Fall, meine ich, denn höre nur, was er einige Tage ſpäter anſtellte. Er miethet ein Paar Knechte, läßt ſich alle Mobilien aus ſeinem Zimmer transportiren, und ſo geht er damit hinaus nach dem Schimmelmann'ſchen Palais und zieht in ein Zimmer ein, das zufällig offen ſtand. Anfangs glaubten die Bedienten, es ſeien Diebe, aber die Leute ſtellten doch nicht auf die Weiſe, daß ſie Mobilien in ein Haus hineinbringen; es wurde nach der Polizei geſchickt, und die Familie mußte ihn irgendwo auf dem Lande in Schleswig unterbringen. Ich ſah ihn ſeit der Zeit nie wieder. Als ich aber dieſes vernahm, kam mir die Angſt an, ich möchte ſelbſt zuletzt eines Palaſtes be-

Digitized by Google

gehren, und dann in's Irrenhaus kommen, da dachte ich fortzureisen. Die verteufelte Idee, Glück zu machen, spukte mir eigentlich im Kopfe. Ich konnte nicht um ein Reisestipendium anhalten, denn man soll zu einem Grund angeben, und ich konnte doch nicht schreiben, daß ich mich mit der Lage der Stundenlehrer in Europa bekannt zu machen wünsche. Dann sammelte ich mir einige Schillinge zusammen und reiste in die weite Welt."

„Aber wie kamst Du dann hierher in den Kriegsdienst?" fragte Richard theilnehmend, als er eine Pause machte.

„Ja, dazu trieb mich die bittere Noth. Ich hatte mich bis nach Marseille durchgefochten und wollte von da nach Italien gehen, nach Neapel, wo man, wie ich immer gehört, so billig leben könnte — jedenfalls als Lazarene. Ja, Richard, bis dahin hattest Du mich gebracht!" sprach Ditlev lächelnd, während ihm die Augen voll Thränen standen. „Nun, zum Henker! nun hilft es nicht zu wimmern, weil man nicht in seiner Mutter Schoße liegen kann. Ich habe doch Nahrung und Kleider, und die Arbeit ist ehrlich und anständig. In Kopenhagen hatte ich eigentlich zu wenig Motion als Stundenlehrer; meine Gesundheit litt darunter; hier bin ich immer in Bewegung, in der frischen Luft, ich werde zuletzt so stark wie ein Riese, wenn ich nicht unterdessen erschossen werde.

„Aber, sage mir doch," sprach Richard gerührt, „wie geriethst Du auf die schreckliche Idee, hier in der Legion Dienste zu nehmen?"

„Ach, weißt Du was, die Idee ist nicht so schrecklich, wenn man mutterseelenallein ist in einem fremden Lande, Hunger leidet, und keinen Heller in der Tasche hat. Ich saß in einer Kneipe, in einem Winkel der Stube, und sah die Andern essen und ihre halbe Beuteile leeren; es wollte mir das Herz abdrücken; mir wäre halb übel geworden; das Gehirn war mir so schwer, ich hatte Gesichte, und mitten in diesen Erscheinungen standest immer Du und der ällliche Herr, und der Mund wässerte mir nach dem Weißbrod, das Du ihm anbotst. Wie ich nun so dasaß, stürzte ein Mensch herein, warf einen Louisd'or auf den Tisch und forderte vom besten Wein, der zu haben wäre. Es war ein deutscher Bursche, den ich einige Tage früher mit einem so eingefallenen und ausgehungerten Gesichte hatte einhergehen sehen, daß ich mich verwunderte, wie er seinen mächtigen Bart tragen könne. Er schrie: „Ich habe mich werben lassen! Ich gehe nach Afrika und mache dort mein Glück! In einigen Jahren bin ich General, dann bricht eine Revolution aus, ich stelle mich an die Spitze, werde ein zweiter Napoleon, erobere Deutschland und dann soll der Recter Magnificus Görge Göz in Erlangen sehen was es heißt, mich um einer elenden Paukerei willen zu relegiren! Auch nicht eine Scheibe in seinem Hause soll ganz bleiben! Perkat Rector Magnificus Görge Göz! — Ich dachte, kann so ein deutscher Windbeutel ein Napoleon werden, so kann ich es auch, und so schlich ich mich hin und ließ mich werben. Man gab mir eine Hand voll Napoleonsd'ore, davon behielt ich einen, um mich recht herzenssatt zu essen, den Rest schickte ich meiner Mutter nach Hause, blos um damit zu prahlen, daß es mir so höllisch wohl ergehe in der Fremde."

„Sieh mal, so kam es," fuhr Ditlev Block fort, als er den Rest der auf dem Tische stehenden Flasche geleert hatte. „Ich glaube, Gott verdamm' mich, daß das Glück, als es sich an Dich machte, erst mit dem Unglücke accordiren und ihm zwei andere Menschenkinder zum Ersatz überlassen mußte. — Dir ist es fortwährend wohl ergangen, Richard? Du bist meiner Treu ein hübscher Bursche geworden, Du hast breite Schultern bekommen; aber solche gehörten denn auch dazu, um die guten Tage zu tragen."

„Sage mir, lieber Block," sprach Richard, „wäre da nichts, womit ich Dir dienen könnte! Ich bin reich; in alten Tagen hast Du mir oft Geld geliehen, leihe nun von mir."

„Nein," erwiderte Block, „Rübezahl oder der Teufel oder das Glück haben nun einmal Dich auserkoren und haben kein Gefallen an mir. Gäbst Du mir Geld, würde es mir zu Stein in den Taschen. Man kennt wohl den Patron! Ohnedies, betracht' mal meine Schulter, ich bin Sergeant, ich kann Officier werden! Man sagt auch, daß wir nach Spanien sollen, um der kleinen Königin Isabelle überlassen zu werden. Da giebt es reiche Klöster, ein einziges davon auf meinen Part und ich bin ein gemachter Mann — und dann die reizenden spanischen Nonnen!

„Von spanischen Mädchen,
Von spanischen Mädchen
Geht das Gerücht....."

aber einen Gefallen kannst Du mir doch erzeigen, weil Du so reich geworden bist."

„Nenne mir ihn nur," sprach Richard, „ich verspreche Dir's im Voraus."

„Wenn Du nach Kopenhagen kommst, gehe dann zu meiner Mutter, wenn sie noch lebt, die arme Alte, gieb ihr etwas Geld — kannst Du etwa einen Hundertthalerklumpen entbehren?"

„Ja, das weiß Gott!"

Digitized by Google

„Schön, gieb ihr den, als käme er von mir. Sage ihr, daß es mir gut geht, sage ihr, ich sei — Professor geworden. Das wird meine Base ärgern, denn sie sagte immer: aus mir würde nie etwas."

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

(Wie schloß man sonst fürstliche Ehen?) Von sast ängstlicher Sorge bei der Wahl einer fürstlichen Braut hat man einen sehr anziehenden Fall in der würtembergischen Geschichte. Als Herzog Ludwig (1554) im Mai 1568 Wittwer wurde (seine erste Gemahlin war Dorothea von Baden-Durlach), sah er sich bald nach einer zweiten Frau um. Doch sollte dabei vorsichtig verfahren werden. Man hat die Relation Hansen Winzelhäuser's von Nürtingen, der im Jahre 1584 auf Kundschaft ausgeschickt wurde. Der Bote sollte im Geheim an den Hof des Herzogs von Holstein reisen; es wurden ihm, neben der Instruction etl Fragen gestellt, zu deren Beantwortung er sich rüsten mochte. Der treue Diener fängt seinen Bericht so an: „Als mir gemelde hochwichtige Sache vertraut und in höchster Gehaim zu verrichten beroten worden, da hab ich Gott dem Allmächtigen alle meine begangenen Sünden und Missethaten bekannt und mit christlicher Reue und Andacht abgebetten, auch darauf angerufen, seine Allmacht wolle mir Gnade verleihen, daß ich diese Sache möge mit sonderem Fleiß vollbringen. Habe mich also, sammt meinem Jungen, uf die Raise begeben und in höchster Stille und Geheimniß unvermerckter Ding gewesen wie volgt: Herzog Hans von Holstein wonet mitten im Königreich Dänemark zu Sonderburg, 133 Meil Wegs von Stuttgart. Ist ein sehr fest Haus, eine Stadt dabei, und liegt das Schloß am großen See, so daß alle große und kleine Schiff, so in Hispanien, Portugall, und andern Landen zu schiffen Führhabens sein, hart vorüber müssen." Nun folgen die elf Artikel, jeder mit der Erledigung. Wie geben einige zur erschöpfenden Probe. Die Simplicität und Naivetät der alten Zeit weht einem daraus an. „Erstlich soll ich verkundigen, wie viel Herzog Hans Kinder habe. (Man konnte damals noch nicht den genealogischen Kalender zu Rathe ziehen.) Antwort: Deren sein dreizehn, sieben Herren und sechs Frewlen (es folgt die Specification nach den Geburtstagen). Zum Andern soll ich erfahren, ob Herzog Hans ein mannbare Frewle hab und wie dieselbig mit Namen heiße. Antwort: Ja. Gn. Fürstliche Gnaden haben ein christliches, fromds, schönes, und höbsch wohl erzogenes Frewle. Ist Anno 69 an einem Sonntag 14 Tag nach Michaelis geboren; heißt Frewle Dorothea. Zum Dritten: ob solch Frewle gottesfürchtig und in reiner Lehr der wahren augsburgischen Confession erzogen." Diese Frage wird, als einen Hauptpunct betreffend, weitläufig und befriedigend beantwortet. „Zum Vierten: Was sie für Sitten und Geberden? Antwort: Anders kann ich nit erfahren, denn daß sie gottfelig erzogen und fleißig unterrichtet worden; kann schreiben und lesen; ihr Weiß und Geberd stehn ihr gar wohl an. Zum Fünfen: Ob das Frewle tractabilis, freundlich, sanftmüthig, gehorsam, vernünftig und eines guten richtigen Verstandes?" Ueber diese bedenkliche Frage weiß Hans Winzelhäuser geschickt wegzuschlüpfen; er sagt: „Das Frewle Dorothea habe ich an einem Sonntage in der Schloßkirchen neben der Frau Mutter in einem golden Stück stehen sehen und am Mittwoch drauf, als sie in schwarz Sammt gekleidet, hat sie mir die Hand geboten und mich haißen willkommen sein. Und hat sich das Frewle mit Weiß und Geberden warlich gar züchtig und beschelden gehalten, also daß ich vermerkt, daß sie einen guten Zuchtmeister gehabt hat." Der sechste Artikel lautet nicht weniger curios: „Ich soll erfahren, ob das Frewle gutter Complexion, gesund oder valetudinaria (mit Wagwurs behaftet), ob sie grades Leibes und wohlgestalt; was Statura und Länge; wie sie proportionirt; ob sie ein leibgebrechen hat." Winzelhäuser läßt sich über diese delicaten Puncte nicht weiter ein, als die Noth forderte. „Ich hab das Frewle mit Augen gesehen und anderst nit sein noch erfaren können, denn das Ihre fürstliche Gnaden wohlgestalt, grad, gesundes Leibes, bei guter Vernunft und beschendenem Verstand sein, auch schön und wohlgesetzte Glieder in rechter Weiderlänge, gleich ihrer Frau Mutter." Winzelhäuser schließt seine Relation mit den Worten: „Der getrewe Gott gebe seinen Segen dazu, daß mein gnädiger Fürst und Herr, Herzog Ludwig zu Würtemberg, und seine redlichen Diener und Unterthanen, durch hochgemeldt Frewle Dorothea erfreuet, getröstet und das heilige Wort Gottes der Augsburgischen Confession gemäß, wie es in der Stund ist, sammt dem würtembergischen Stamm gemehrt, gepflanzt, und nach Gottes Willen gepflanzt werde." Wir wissen nicht, was der Erfüllung dieses diebern Wunsches in den Weg gekommen ist; Herzog Ludwig vermählte sich nicht mit Dorothea von Holstein, sondern mit Ursula von Veldenz.

— Die gesellschaftlichen Zusammenkünfte in Madrid beginnen meist spät am Abend, dauern aber dafür bis zum Morgen. Dieses Nachtleben herrschte überhaupt in Madrid durchgängig, nicht blos in den Kreisen, welche ihre Thätigkeit nur auf Conversation und andere Unterhaltung beschränken, sondern selbst in der Beamtenwelt. Manche Minister z. B. zeigen sich in ihren Ministerien am Tage entweder gar nicht oder nur auf ganz kurze Zeit; am sichersten trifft man sie dort nach Mitternacht an. Die wichtigsten Ministerversammlungen werden in der Nacht gehalten und auch die Königin unterzeichnet meist in der Nacht die Decrete, welche von einiger Bedeutung sind, wie in der Nacht die kritischen Lagen sich entwickeln. Madrid schläft blos allein mit der Ahnung einer Ministerkrise, des Ausbruchs einer Verschwörung u. s. w. ein und am andern Morgen, wenn die Stadt erwacht, ist Alles vorüber; das neue Ministerium ist zusammengesetzt und die Scene hat sich geändert. Eine andere Eigenthümlichkeit des Lebens in Spanien und namentlich auch in Madrid besteht darin, daß die Arbeit, eines der wesentlichsten Elemente der Civilisation, dort noch gar nicht recht acclimatisirt ist, ja der nationalen Trägheit eigentlich widerstrebt. Der Spanier träumt gern oder „genießt die Sonne", wie man sich ausdrückt, und sieht mit einer gewissen Verachtung auf alle gemeinen Beschäftigungen herab. Während er rasch handelt, sobald ihn die Leidenschaft treibt, hindern und hemmen ihn die gewöhnlichen praetischen Details der Geschäfte und er reißt sich sobald als möglich von denselben los. Auch hat die spanische Trägheit ein charakteristisches Wort — mañana, morgen. Das wird auf Alles

Digitized by Google

angewendet, ist die Antwort, die man immer und überall erwarten muß und entschuldigt jede Verzögerung. Dies geht durch das ganze Land und alle Verhältnisse und erklärt es auch, warum der sonst überall so mächtige Drang und Trieb nach Gewinn hier fast ganz schläft.

— In Venedig hat sich vor einiger Zeit ein Künstler niedergelassen, dessen Schicksale so merkwürdig sind, daß sie auch einen weitern Kreis von Lesern interessiren dürften. Der Sohn des Wahlbürgers Schöfl in Pesth hatte sich aus innerem Drange der Malerkunst gewidmet und sein Herz einem Mädchen geschenkt, das freilich außer ihrer Schönheit keinen Schatz besaß. Der junge Maler wollte sie heirathen, aber sein Vater widersetzte diesem Vorhaben, und als keine Vorstellungen fruchteten, zog er von dem ungehorsamen Sohne seine Hand ab, der mit dem Mädchen seiner Wahl Ungarn verließ und nach Bukarest ging. Hier erwarb er sich in kurzer Zeit von den buntentreichen Bojaren so viel, daß er die Reise nach Constantinopel antreten konnte, wo er gleichfalls mit Erfolg auftrat. Später begab er sich in's Innere von Asien und verweilte mehrere Jahre hindurch in Persien, Indien und namentlich in Lahore. Ueberall erwarb sich der Künstler große Summen, und am Hofe zu Lahore stand er dergestalt in Gunst, daß er von dem dortigen Fürsten allein ein bedeutendes Vermögen empfing. Auf allen diesen Reisen hat ihn seine ritterliche Frau zu Pferde begleitet, welche sich auch seitdem die Sitte orientalischer Tracht angewöhnt hat, die sie jetzt nur ungern aufgiebt. Nachdem sich dieses Paar zehn Jahre lang in Asien aufgehalten hatte, kehrte es nach Europa zurück, überraschte die staunenden Eltern in Pesth in ihrem ledernen Lehnsessel und ließ sich nun, nach einer Reise durch Deutschland, Frankreich, England und Italien, in der alten Dogenstadt nieder, wo Schöfl am Canal grande einen schönen Palast ankaufte, wo er auch in Pesth mehrere Häuser besitzt. Der diesem Künstler eigenthümliche praktische Speculationsgeist veranlaßte ihn bald, den Palast in einen Gasthof umzugestalten, der an Eleganz und Bequemlichkeit ein Muster ist und den Namen „Imperatore d'Austria" führt. Schöfl's Bruder ist Architect und kehrt eben von einer Bildungsreise im Westen Europa's zurück.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die leichten Stoffe sind sehr beliebt und es kommen noch immer neue zum Vorscheine: die Mousselinette, Marien-Leinwand, irisirte Gaze ꝛc. Die meisten dieser Stoffe sind in Mustern gedruckt, welche fast den ganzen Grund bedecken. — Alle Leibchen sind ausgeschnitten, entweder rund herum, oder herzförmig, oder nur auf der Brust und für die letztern hat man sehr schöne Unter-Fichus. — Die Kleider von gedruckten Mousselin sind etwas herzförmig ausgeschnitten und endigen auf der Brust in einem Bündchen, das ausgezackt ist. Diese Zacken reichen über den Rand des Unterleibchens und kreuzen auf der Brust und dem Rücken recht schicksal hervor. Unter diesem gezackten Bündchen beginnt erst das Leibchen, das rechts und links in Falten gezogen, so daß zwei Faltenbündel auf dem Busen entstehen. Die diese Falten vereinigen sich in einem einzigen Bündel über der Gürtelschnalle. Die Seiten sind glatt, der Rücken dagegen ist unten gefalten. Man trägt zu diesen Kleidern einen Gürtel mit Schneppe und Schnalle, wenn der Rock sehr vergirrt, oder mit einer Bandrosette dagegen oder mit Schleifen, wenn er ohne Ausputz ist. Immer aber müssen die Enden mehr oder weniger breit sein und mehr oder minder weit herunterhängen. — Die kurzen Aermel lassen den dreifachen Arm sehen oder sie hatten lange und weite Aermel von Spitzen, von Tülle oder von gestickten Mussilin. — Auf leichten Kleidern trägt man fünf oder sechs sehr kurz in Falten gezogene Volants, auf seidenen Kleidern minder volle oder schräge Streifen, immer aber Zacken oder Passementrabrik. — Wir haben sehr viele weiße gestickte Mantillen und Ueberwürfe von Seide, von Muslin und selbst von Spitzen gesehen. — Die Damen schalten den Strickstehen treu bleiben zu wollen und die Schuhe für die Gesellschaften zu bevorzugen. Die Stiefeletten sind dann noch immer breit und etwas abgerundet. Sehr beliebt ist die Matikkerfarbe und sie wird, ob sie gleich schon alt ist, vorzugsweise gewählt, weil sie zu allen Farben der Kleider paßt. Diese Damen tragen indeß auch Stiefeletten in der Farbe der Kleider und das sieht sehr gut aus. Uebrigens müssen die Stiefeletten etwas hohe Absätze haben, damit der Fuß eine anmuthige Biegung erhält. — Die zierlichsten Sonnenschirme sind noch immer die weißen, die rosa und grauen, welche letztere man rosa oder pariserfonferbig färbert. Einige weiße haben auch rosa Futter; doch sieht man im Ganzen noch mehr ganz einfache, entweder von einfarbigem Taffet oder von Moire. Sie haben keine Fransen. Ob sie gleich größer sind als die sonstigen Schirme, so haben sie doch nicht die Größe der gewöhnlichen Sonnenschirme, die man von weißem Krepp mit einer Feder, welche sich um den Kopf schlängelte und die Dame trotzte muthig der Neugierde und den Späßen des Pariser Publicums, das, wie man sagt, das unartigste in der ganzen Welt ist, ob es gleich an Neugierde stets gewöhnt sein sollte, um bei allem gleichgiltig bleiben zu können. — Am Horizonte der Mode erblicken wir Kleider zum Ausgehen mit doppeltem Rocke und wir glauben versichern zu können, daß diese Mode ebenso großen Beifall finden wird, als die der Doppelrocke an den Ballkleidern fand. Schon seit zwei oder drei Jahren werden die Kleider von Barège und leichten Stoffen mit Volants garnirt, deren erstere an dem Gürtel begann und gleichsam einen zweiten Rock bildete. Jetzt geht man schon auf die Hauptsache zu und macht Kleider von einfachen Stoffen mit zwei Röcken. Der zweite Rock, der vorn offen ist, wird durch eine geknüpfte Schnur ohne Schnalle festgehalten; das Leibchen an diesen Kleidern ist hoch hinaufgehend, aber in ganz neuer und schwer zu beschreibender Form. Wir werden indeß bald eine Abbildung einer solchen Kleides geben und die wird allen deutlich sein. Man sieht ein, welche Veränderung diese neue Kleiderart in dem Ausputz herbeiführen und wie ganz sie die leider zu große Einförmigkeit unserer Promenaden- und Besuchanzüge umgestalten wird. — Bei einem Feste, welches kürzlich die Marquise von Sou.. gab, bildeten die weißen Kleider die Mehrheit... Man sah da sehr breite und volle Volants, die oft quer waren, sehr breite Gürtel mit sehr langen flatternden Enden, Haarputz von natürlichen Blumen, ungeheure Rosenbouquets am Leibchen und in der Hand. Man bemerkte auch viele weiße, sehr dünne Kleider über andern Kleidern in Lila, Rosa und Citronengelb. Der Gürtel und die Stickereien des Kleides müssen der Farbe des Unterkleides entsprechen. Eine Dame trug ein Kleid von diesem Seidenmuslin mit einer enthosen Anzahl von Volants, die allmälig kleiner wurden und die fast an den Gürtel reichten. Auf dem ganz in Falten gelegten Leibchen war ein Bouquet von Rosen ohne Blätter angebracht.

Herren-Mode. In der vornehmen Pariser Herrenwelt sieht jetzt kaum etwas so in Gunst als die weißlichen Paletots. Die meisten werden über Staatskollette getragen; wird es auf der Promenade warm, so zieht man den Paletot aus und

Digitized by Google

hängt ihn über den Arm. Diese Kleidungsstücke sind für die Herren das, was die Mantillen für die Damen sind. Sie haben alle einen weit auf der Brust herunterreichenden Shawlkragen; einige haben kleine Knöpfe vorn, andere kleine Patten; einige sind mit einer Borde eingefaßt, andere nicht. Meist haben sie fünf bis sechs Taschen, vier vorn und zwei hinten. Sie sind mit Seide in passender Farbe gefüttert und schwarzen sind der Kragen, der Revers und die Aufschläge mit demselben Stoffe überzogen. Die Aermel sind weit und eine Stepperei deutet die Aufschläge an. — Der Stoff, aus welchem diese neuen Paletots gemacht werden, ist sehr leicht und es darf daran natürlich gar keine Watte verwendet werden. — Eine andere Mode, die gar nicht mehr ganz neu ist, da sie sich schon aus dem vorigen Jahre herschreibt, scheint mehr und mehr zu gefallen; wir meinen das Täschchen. Die Schößen daran sind nicht ganz so lang als im vorigen Jahre, der Kragen aber ist ziemlich breit, während die Revers schmal sind. Man trägt nur eine Knopfreihe daran. Auf dem Rücken sieht ein solches Täschchen ganz wie ein Frack aus. — Von den Beinkleidern läßt sich weiter nichts sagen, als daß sie bleiben, wie sie bisher gewesen sind, d. h. der Fuß wird noch immer bedeckt wie von einer runden Gamasche. Unten bürsen sie gar nicht weit sein und man hat deßhalb sogar kleine Fältchen hinter der Wade angebracht, was indeß nicht gut aussieht. — Die Sommerwesten geben übereinander oder haben Shawlkragen, je nach dem Stoffe. Uebrigens wählt man zu Westenstoffen meist solche, die Aehnlichkeit mit den Beinkleidergen haben. — Der Rankin ist dieses Jahr fast noch beliebter als im vorigen, denn man trägt ihn sowohl zu Negligé- als zu Putzpantalons: Er theilt die Gunst nur mit dem weißen Drell und mit dem sehr kleingestreiften. — Von den jungen Herren werden häufig blaue Fracks mit goldenen Knöpfen und kurzen Schößen getragen oder auch kurze schwarze Röcke. Andere Farben sind nicht sehr beliebt.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Sommertwine. Cortirte Beinkleider. 2. Sommertwine von der Vorderseite. 3. Hut mit Feder. Mantille mit Kragen, mit schmalen Fransen. 4. Mantille mit breiten Fransen besetzt.

In der Buchhandlung von **C. L. Fritzsche** (Universitätsstraße Nr. 2) und bei dem Verfasser (Johannisgasse Nr. 33) ist zu haben:

Der Friedhof zu Leipzig
in seiner jetzigen Gestalt.

Vollständige Sammlung aller Inschriften auf den Altären und neuesten Denkmälern daselbst. Mit einem Plan, Nachtrag und Namenregister. Herausgegeben von **Heinrich Heinlein**. Gr. 8. Sauber brech. Preis 1 Thlr.

Bereits sind viele Begräbnißplätze und Schwibbögen auf der ersten Abtheilung des Friedhofes verschwunden und in sehr kurzer Zeit wird dieselbe gänzlich verdorben; um so werthvoller dürfte daher dieses Buch sein, welches mit großer Treue die Inschriften bewahrt. Eine Preisermäßigung wird bei dem nur noch geringen Vorrathe niemals stattfinden. — Ein Nachtrag, welcher sowohl alle Inschriften bis zur neuesten Zeit, als auch alle die in der jüngsten Vergangenheit für unsere Stadt so wichtigen Ereignisse enthält, soweit sie diese den Todten geweihten Blätter berühren, liegt zum Druck bereit; der Herausgeber beabsichtigt aber denselben bis dahin zu verschieben, wo die jetzt schwer lastende Zeit einer freundlichern Zukunft Raum gönnen wird.

Ja nicht zu übersehen.

Mit künftiger Nummer **13**, wo der **Schnitt** für den Monat Juni beiliegt, schließt das Quartal und ersuche ich meine geehrten Abonnenten, an die betreffenden Herren Buchhändler Zahlung zu leisten, damit in der Versendung keine Unterbrechung erfolgt, namentlich auch die Boten hier und der Umgegend in Stand zu setzen, daß dieselben bei Nr. **1** des neuen Quartals und spätestens bei Nr. **2** die Zahlung ablisern können.

Ich hoffe dies um so mehr, da alle übrigen Modenjournale praenumerando gezahlt werden, das meinige aber **postnumerando**, und ich nur durch **Baarzahlung** in den Stand gesetzt bin, das Journal zu so enorm billigem Preise zu liefern. **50** und **100** Thalerweise laufen meine Zahlungen, wenn aber heute dieser, morgen jener sein kleines Contingent liefert, so kommt keine solche runde Summe zusammen.

Für **böswillige** Schuldner ist in der Expedition eine **schwarze Tafel** ausgehangen, worauf die Nomina tarda dieser Herren bis zur Löschung am Pranger stehen.

Hiermit verbinde ich zugleich, daß im vorigen Quartale einer meiner Colporteure hie und da auch die Zahlung eincassirt hat, indem er sich für meine Person ausgegeben, die

Warnung

an Niemand anders Zahlung zu leisten, als an den Boten, der die letzten Blätter überbringt.

Der Colporteur ist blos dazu da, um neue Unterschriften zu sammeln und höchstens als Provisten eine kleine Anzahlung zu beanspruchen, die dann wieder in Abzug kommt und auf einer gedruckten Subscriptions-Liste ihm ausgewortet ist; die Quartalzahlung geschieht aber dann an den nächsten Ueberbringer, der gewöhnlich aus dem Orte oder der Bote des Ortes ist und eine **gedruckte Quittung** überreicht.

N. Büchner.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heibig** in **Altenburg**.

Verlag von **N. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

II. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner, Redacteur.** **1847.**

Für acht Schilling Weißbrod.

(Schluß.)

VI.

Der Tischlermeister Bissed saß mit seiner Familie am Mittagstische, welcher nur kärglich besetzt war wie bei einem armen Handwerker. Man aß schweigend; denn man war den ganzen Tag über zu viel beisammen, um Gegenstände der Unterhaltung zu haben.

Ein Wagen kam daher gerollt und hielt vor dem Hause, während der Kutscher stolz mit der Peitsche knallte. Jane, die zweite Tochter, lief ans Fenster:

„Ach, es sind Etatsraths, die ausfahren sollen" — sagte sie zu ihrem Platz zurückkehrend — „ja solche Leute sind glücklich, sie können Sonnabends in den Wald fahren."

„Wer weiß, wie glücklich sie sind, liebe Tochter," sagte die Mutter.

Ich mißgönne es ihnen auch nicht" — sprach Jane, aber wer morgen nach Friedrichsberg könnte!"

Bei diesen Worten gab sie ihrer ältesten Schwester Marie einen leisen Stoß, und winkte ihr auf eine Weise, die gewiß einen eigenthümlichen Sinn hatte, denn Marie wurde plötzlich roth.

„Morgen nach Friedrichsberg?" fragte der Vater, „warum kennt' Ihr morgen nicht nach Friedrichsberg kommen?"

„Wir haben keine Sommerhüte," erwiderte Jane resignirt; „der Stickereihändler will uns kein Geld geben, ehe die große Arbeit fertig ist."

„Das wollen wir auch, lieber Vater," sagte Jane, „denn wenn man einmal ausgeht, so muß man es wahrlich den andern Leuten gleichthun."

Der Vater wollte antworten; aber in diesem Augenblicke klopfte es an die Thür, und hereintrat ein schöner, vornehm aussehender Mann, mit einer etwas bräunlichen Gesichtsfarbe und mit einer Menge Orden auf der Brust; an der Hand führte er einen bildschönen Knaben.

„Verzeihen Sie," sprach er, „wohnt nicht hier ein Tischlermeister Bissed?"

„Der Etatsrath wohnt unten in der ersten Etage," erwiderte der Tischlermeister Bissed, der sich nicht Zeit gab, die Frage des Fremden anzuhören.

„Allerdings, er ist hier," antwortete seine Frau und erhob sich, um den Tisch vor dem Blicke des Fremden zu verdecken.

Digitized by Google

„Ich wollte gern den Herrn Bilsted sprechen, wegen einer ziemlich bedeutenten Tischlerarbeit, die ich schnell ausgeführt wünschte," sagte der Fremde.

Der Tischlermeister Bilsted zog seine Mütze ab, stand auf und sagte mit einer leichten Verbeugung vor dem Fremden, „Ihre Gnaden... danke sehr für die mir zugedachte Güte... aber ich bin ein armer Mann, kann nicht im Vorschuß stehen, wo es sich um große Arbeiten handelt. Ihre Gnaden werden mir nicht zürnen, möchten Sie sich aber nicht lieber an einen großen Meister wenden?"

Der Fremde antwortete: „Rücksichtlich des Vorschusses da könnten wir wohl miteinander fertig werden; aber ich bitte Sie, lassen Sie sich nicht stören, ich sehe, Sie sind bei Ihrem Mittagsmahle; ich kann schon warten — keine Complimente, lieber Meister, setzen Sie sich und essen Sie."

„Ja, wir düfen Ihnen wohl keinen Löffel Warmbier bieten," sagte Frau Bilsted, durch das gerade Wesen des Fremden ermuthigt.

„Ei warum denn nicht?" erwiderte der Fremde zum größten Schrecken der guten Frau. „Mein Jüngelchen klagte auf der Straße über Hunger, und ich bin wahrhaftig auch hungrig geworden."

Man rückte eilig bei Seite, um Platz zu verschaffen; das Salzfaß wurde geschickt über einen kleinen Fleck des Tischtuches gesetzt, ein Teller über einen größern Fleck und der alte Brodkorb über ein Loch, das sich in der Mitte eingeschlichen.

Es ist ein einfaches Samstags-Essen, Ihre Gnaden," sagte der Tischler Bilsted, „es ist Warmbier; aber morgen ist's Sonntag."

Frau Bilsted hatte einen Teller aufgefüllt, aber in dem Augenblick, wo sie ihn dem Fremden hinreichen wollte und ihre Augen den seinigen begegneten, ließ sie plötzlich den Teller mit Warmbier stehen und stürzte mit dem Ausrufe: „Er ist's!" über ihn und bedeckte ihn mit Küssen.

„Aber, Brigitte!" sagte der Tischlermeister Bilsted höchlich erschrocken, und zupfte sie am Aermel.

„Er ist's! er ist's!" schluchzte Brigitte, „es ist ja Richard!"

„Richard!" schrien die Schwestern und sprangen auf und fingen an zu weinen.

„Wie? Ist's mein eigner Sohn?" fragte der Tischler Bilsted, stand einige Augenblicke sprachlos da und brach dann ganz unerwartet in Thränen aus.

„Aber wer ist das Knäbchen? Ist's Deins, Richard?" fragte die Mutter, als das erste Entzücken vorüber war.

„Freilich, es ist mein ältester Sohn — das ist Großmutter, Antonio! kannst Du sie auf Dänisch begrüßen?"

„O höre doch, er kann Dänisch sprechen! Ich bin Deine Tante! Welche Augen hat der Junge!" rief Jane, die ganz außer sich vor Freude war.

„Nun, lieber Richard!" versetzte der Vater, der noch immer seine Augen zu trocknen hatte.

„Allerdings, mein Väterchen; doch nun selbst Du selbst ein großer Meister werden, und nicht nöthig haben, die Kunden an andere zu verweisen. Ich werde Dein Compagnon und schieße das Capital ein."

„Du hast ja selbst eine Familie, Richard, bist Du nicht verheirathet?" sagte der Tischlermeister Bilsted.

„Allerdings, doch kehre Dich nicht daran, ich bin reich, ich habe geerbt, ich hab Geld genug für uns Alle."

„Oh, denn können wir morgen nach Friedrichsberg kommen!" rief Jane und klatschte in die Hände.

„Und ob wir nach Friedrichsberg können!" sagte Richard, „gewiß wir wollen hin."

„Wie, Du gehst mit, Richard! Du, mit all' Deinen Oeden, wüßt Du mit uns gehen?"

„Versteht sich, sollen denn die Leute nicht sehen, daß Ihr Euern brasilianischen Bruder zu Hause habt?"

„Na, wie die Leute gaffen werden! Marie, und was er für Augen machen wird!" — hier stockte Jane und wurde wie auch Marie über und über roth.

„Marie! Marie!" sagte Richard und drohte lächelnd mit dem Finger.

„Ach," seufzte der Tischler Bilsted, „das ist so ein armer Schlucker, ein Stuhlmachergeselle, der ihr nachläuft. Aber ich will nichts davon wissen! Kann er eine Frau ernähren?"

„Aber nun ist Marie ja reich geworden!" sprach Richard.

„Das ist auch wahr!" sagte der Tischlermeister, und sah sich dabei in seiner Stube um, als kenne er sie nicht wieder.

Marie ergriff Richard's Hand und sagte liebreich: „Kehre Dich nicht daran, Richard! Erzähle uns lieber von Die selbst und von Deiner Frau — wie viel mußt Du erlebt haben in den langen Jahren!"

„Morgen, mein liebes Mädchen," versetzte Richard, „morgen werde ich Euch an den Ort hinführen, wo mein Glück anfing; dort setzen wir uns auf eine Bank, und ich erzähle Euch meine ganze Geschichte, und dann sollt Ihr erfahren, wer meine Frau ist. Du mein Himmel, wie sehne ich mich nach dem Kirschgange! Es ist, als säße der liebe, selige Dumin droben im Himmel und

Digitized by Google

hütete diese Stelle, und würde sich freuen mich wieder zu sehen. — Wenn ich fort bin, so geht dann und wann dahin; manchmal wird mein Gedanke da sein, dann begegnen wir uns doch, wie weit wir auch von einander getrennt sein mögen."

Willst Du wieder fortreisen, Richard?" erklang es trauervoll.

„Freilich; soll ich meine Frau und die Kinderchen allein in Brasilien zurücklassen?" sagte Richard, „es geht mir gut drüben, und meine Frau will so ungern von dort weg, und wenn ich denn zugleich weiß, daß Ihr es hier gut habt, dann fehlt nichts zu meinem Glücke."

Einige Tage später begleiteten sie Alle Richard nach der Zollbude. Außer den Aeltern und Schwestern befand sich in der Gesellschaft ein junger, hübscher Bursche, der sich fast gar nicht von Richard losreißen konnte und mehr weinte und schluchzte als selbst die Frauenzimmer.

Stumm starrten sie nach dem Boote hinaus, nachdem schon längst das letzte Glühern der Ruder verschwunden war; endlich verließen sie zaudernd den Ort und kehrten in die Stadt zurück.

Seit der Zeit kann man jeden Sonntag Nachmittag eine wohlgekleidete Familie im Kirschgange spazieren und bei der Frau unten an der Bastion für acht Schilling Weißbrod kaufen sehen, welches sie mit liebevollen Mienen armen Kindern schenken, denen sie unterwegs begegnen. Sie setzen sich auf eine Bank und flüstern leise miteinander, bis es zu dunkeln anfängt; dann werfen sie einen langen Blick über den Strand hinaus, den man von dieser Stelle aus sehen kann, und gehen Arm in Arm nach Hause.

Die Freundin.

(Eine wahre Geschichte.)

I.

Am 15. Mai 1842 war im Residenzschlosse des regierenden Herzogs von ** große Gala und Hofball. Um sechs Uhr Abends waren alle Fenster des stattlichen Gebäudes festlich erleuchtet und das Lichtmeer des Innern setzte sich im Parke in tausend chinesischen Laternen fort, die in den Alleen und Seitengängen an den Bäumen angebracht waren. Von fünf zu fünf Minuten loderten bengalische Feuer hinter den Baumgruppen auf und zeigten Rasen, Blumen und Blätter, Fontainen und Gebäude bald in gelber, bald in grüner, violetter, rother oder weißer Färbung. Im Rundtheile der Hauptallee spielte die Militairmusik, in den Zwischenpausen aber tauschten die Walzer- und Polkaklänge aus dem Tanzsaale in die Frühlingsstille des Gartens herab und mischten sich in das schüchternere Flöten der Nachtigallen und in das babylonische Durcheinanderschreien der vielen in- und ausländischen Vögel, welche in den zwei Vogelhäusern unweit des linken und rechten Schloßflügels im Garten prangten. Vor den Fenstern des Erdgeschosses erhob sich eine Gallerie von zwanzig Laub- und Blumenarkaden, welche zu den Thüren führten. Auch diese Arkaden waren prachtvoll erleuchtet und der Fußboden mit reichen Teppichen belegt, damit die eleganten Tänzerinnen sich nach dem Walzer hier ohne Gefahr vor Erkältung in den weißen Atlasschuhen zur Abkühlung ergehen und erholen konnten.

Dieser erkünstelten Pracht und Herrlichkeit würde jedoch das Romantische gefehlt haben, wenn nicht auch dafür durch den Vollmond gesorgt gewesen wäre, der seine bleichen und vom bengalischen Feuer oft verdeckten Strahlen um den Wasserfall spielen ließ, der sich im Hintergrunde des Parkes zeigte und durch eine gut berechnete Baumlichtung vom Schlosse aus in ganzer Majestät zu schauen war.

Die Luft war mailich mild und durchduftet. Gruppen von Cavalieren und Damen wandelten im Garten im Galasaal jetzt trotz der steifen Etikette gemüthlich plaudernd und scherzend auf und ab, und verschwanden eben so schnell wieder unter den Blumenarkaden gleich einer Schaar Sylphen, wenn auf Titanias Wink wieder die Tanzmusik anhob. Dann rückte das zuschauende Publicum bis zu gemessener Ferne nach, junge Burschen und Mädchen im Sonntagsputze, welchen der Oberceremonienmeister zur Belebung der Parklandschaft Zutritt gegen Gelobung strengster Haltung gestattet hatte. Und das Publicum, obgleich in erhöhter Stimmung, ja, gewissermaßen berauscht, gleich Kindern, von solcher Herrlichkeit, staunte und bewunderte in ehrerbietiger Stille; denn es waren sammt und sonders wohlerzogene Landeskinder eines deutschen Fürsten.

Ueberall also herrschten Lust und Leben, Wonne und Seligkeit bei Zuschauern, wie bei den Hofherren und Damen, bei der Schloßbienerschaft, wie bei den Armen, deren von der hohen Herrschaft bei solchen Gelegenheiten stets künstlich gedacht zu werden pflegte.

Fröhlicher jedoch, seliger und schöner war weder im Schlosse noch im Parke etwas zu schauen, als der blonde Engel Georgina und ihr stattlicher Cavalier, Graf Fridrich **; und beide waren zugleich die Helden des

Digitized by Google

Festes, denn ihre Verlobung ward heute so pomphaft, so romantisch und so heiter gefeiert.

Georgina, die Tochter eines ausgezeichneten, doch ohne Vermögen gestorbenen Officiers in herzoglichen Diensten und einer Französin, welche im Kindbette gestorben, war eine arme Waise, doch durfte sie die Pflegetochter der Herzogin heißen, da diese das talentvolle Kind erzogen und der Jungfrau dann als Lectrice eine Stellung in ihrer Umgebung angewiesen hatte. Sie brachte als Aussteuer nichts als Schönheit und Liebreiz, ein treues Herz und einen gebildeten Geist mit, und war deßhalb nach dem Maßstabe der Welt ein blutarmes Mädchen. Indeß Graf Fridrichs Urtheil lautete anders.

Durch Geburt und Neigung seit seiner Einführung bei Hofe im Besitze des besonderen Vertrauens der Herzogin, hatte Graf Fridrich früh Gelegenheit gehabt, Georgina kennen und schätzen zu lernen. Aus der Hochachtung ward eine glühende Liebe. Eine Unterredung mit der Herzogin erfolgte. Die hohe Beschützerin der angebeteten Jungfrau war bei diesem Geständnisse freudig wie eine Mutter bewegt, hielt es jedoch für Pflicht, den Bewerber auf alle Mißstände und Gefahren aufmerksam zu machen, die solche romantische Lebenspflanze häufig nach sich zögen. Da Graf Fridrich indeß behauptete, daß er nicht in äußeren Flitter, sondern im Besitze eines liebenden Weibes sein Lebensglück suche und seine Frau gegen Spötter schlimmsten Falls schon zu schützen wissen werde, so versprach die Herzogin, seinen Antrag mit Georgina zu berathen.

Graf Fridrich war ein edler Character; aber er hatte einen Fehler, der nicht wenig zu dieser Bewerbung mitgewirkt hatte, ohne daß der junge Cavalier es sich zugestehen mochte. Er gehörte zu jenen romantischen Naturen, welche stets zwischen Mißtrauen gegen sich und Andere schwanken; von der Welt wenig zu fordern wähnen und doch so oft in ihren Ansprüchen gerade deste übertriebener sind, welche über sich und über ihre Umgebung nicht klar sind und deßhalb wie zu einem sicheren Handeln kommen. Er liebte Georgina; sie war sein Alles; dasselbe verlangte er von dem Weibe seiner Wahl, doch erwartete er es nicht.

Als daher die Herzogin ihm am folgenden Tage bereits die Zusicherung gab, Georgina nehme seinen Antrag an und erwiedere seine Liebe, da wurde er plötzlich stutzig und der Gedanke fuhr ihm durch den Kopf, ob sein Rang und sein Reichthum nicht vielleicht die Hauptbeweggründe zu so rascher Einwilligung seien? Er hatte sich Alles anders gedacht; wie — das wußte er sich nicht deutlich zu sagen; doch jedenfalls weit romantischer. Und nun bekam plötzlich Alles eine so alltägliche Farbe.

Haben Hoheit in Ihrer hohen Gnade für meine Wenigkeit Fräulein Georgina's Ausdrücke nicht vielleicht zu günstig gedeutet? ... Sie würden mich unaussprechlich glücklich machen, wenn ich Fräulein Georgina's eigene Worte erfahren dürfte.

Lieber Graf, antwortete die Herzogin mütterlich, die Sache ist sehr einfach. Als ich ihr sagte, daß Sie mir ernste Absichten auf ihre Hand kund gegeben hätten, schlug sie die Augen nieder, erröthete und zwei große Thränen rieselten ihr über die Wangen.

Und was sagte sie darauf?

Nichts, lieber Graf. Was sollte sie denn sagen? Aber Hoheit werden erlauben ...

Ich bin Frau, Herr Graf, und glaube mich auf die Gefühlsäußerungen meines Geschlechtes zu verstehen. Deßhalb verlassen Sie sich auf mich. Der Herzog ist bereits meinem Wunsch auf halbem Wege entgegengekommen und hat befohlen, daß die Verlobung auf unserem Schlosse des Namens, den der Bräutigam führt, und der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Braut würdig gefeiert werden solle. Sind Sie mit und zufrieden?

Der Graf verneigte sich tief vor der hohen Beschützerin seiner Liebe, und hätte vor Schmerz vergehen mögen. Während er alle Ursache hatte, diese Wendung eine glückliche zu nennen, konnte er dennoch dieses Glückes nicht froh werden. Es war ein Zwiespalt in ihm entstanden, ein Mißbehagen, dessen er der Herzogin gegenüber nur mit Mühe Herr werden konnte.

Indeß machte Graf Fridrich unter den Augen der Herzogin dem Fräulein Georgina den Hof und hatte nach Verlauf von kaum einem Monate die Ueberzeugung gewonnen, daß er geliebt werde. Je mehr er sich jetzt seines Mißtrauens schämte, um deste rückhaltloser gab er sich dem süßen Gefühle seines Glückes hin und hatte sich bald in seine Bräutigamsrolle so hineinphantasirt, daß an dem heutigen Verlobungsfeste kein beseligteres Paar zu denken war. Die Welt schien ihm zum Himmel geworden zu sein: er war ganz Liebe und Seligkeit.

Aber nichts ist bleibend auf dieser Welt: die bengalischen Feuer erloschen, die Orchester verstummten, die Gäste zogen sich zurück. Als Graf Fridrich seiner wonnigen Braut gute Nacht sagen mußte, flüsterte er beim Handkusse:

Noch acht Tage, dann ist diese Hand auf ewig mein!...

Mein Herz hat nicht so lange gewartet!... entgegnete Georgina erröthend.

Digitized by Google

So schieden sie.

Während der Graf Fridrich in seine Wohnung zurückfuhr und die ganze Nacht von Liebe und Ehe träumte, fiel Georgina der Herzogin zu Füßen, die sie in die Arme schloß und küßte. Jetzt zog sich die holde Braut mit ihrer Freundin und Vertrauten Melanie von M** in's Schlafzimmer zurück.

Ich hätte nie gedacht, daß ich so glücklich werden würde, flüsterte Georgina der Freundin zu.

Wirklich?... antwortete diese lachend.

II.

Melanie war die Tochter vom ersten Kammerherrn des Herzogs, Baron von M**. Da sie gleichfalls die Mutter früh verloren und im Residenzschlosse als Hofdame bei der Herzogin lebte, so hatte sie mit dem Lieblinge der Letztern ein Freundschaftsbündniß geschlossen. Sie war drei Jahre älter als Georgina, besaß ein glänzendes Repräsentationstalent und galt ihrer persönlichen Eigenschaften, wie ihrer Familienverbindungen wegen für eine einflußreiche Person bei Hofe. Das reifere Alter und die Ueberlegenheit in geistiger Beziehung hatten ihr eine Gewalt über die damals erst siebzehnjährige Georgina gegeben, die um so merkwürdiger scheinen konnte, weil die beiden Jungfrauen in dieser Beziehung das diskrete Gegentheil von einander waren. Während Georgina ganz Gemüth, Innigkeit und Anspruchlosigkeit war, besaß Melanie einen entschiedenen Hang zu den äußerlichen Freuden des Hoflebens. Sie war so eitel, wie die Freundin bescheiden war. Diese verschiedene Richtung war durch einen Briefwechsel noch schärfer herausgetreten: wie junge Mädchen so gern thun, correspondirten Beide, so oft sie auf kürzere oder längere Zeit von einander getrennt waren, mit einander über Tagesvorfälle, Kunst, Moral u. s. w. Während Georgina schwärmte, kokettirte die witzige Melanie..

Seit Graf Fridrich um Georgina warb, hatte dieser Briefwechsel aufgehört. Die poetischen Träumereien waren der schönen Wirklichkeit gewichen: Georgina, welche wie jedes echt weibliche Herz Fridrichs Neigung bald geahnt, hatte der Freundin Geständnisse gemacht und da sie eine Vertraute mehr und mehr bedurfte, so war es ihr durchaus nicht aufgefallen, daß Melanie diese Herzensergießungen mit einiger Kälte aufnahm. So oft Georgina fühlte, daß die Freundin immer eigenthümlicher werde, redete sie sich ein, dieselbe sei viel zu welterfahren und verständig, als daß sie ganz und gar in ihre wohl zu überspannten Ideen eingehen könnte. War es denn nicht eine auffallende Ausnahme und ein halbes Wunder, daß der reiche Graf, auf den so viele Töchter erster Häuser ein Auge hatten, gerade der armen Waise den Vorzug gebe?

Genug, so lange über Fridrichs Absichten noch irgend ein Zweifel zulässig schien, warnte Melanie die Freundin, gewöhnliche Galanterie nicht für Neigung zu halten und auf der Hut zu sein.

Vielleicht würde das glänzende Verlobungsfest Alles in's Gleichgewicht gebracht haben, wenn Georgina am andern Morgen, als sie die Freundin wieder sah, nicht triumphirend gefragt hätte:

Nun, Melanie, behaupten Sie noch, ich hätte mich getäuscht?

Ich bin trotz alledem vielleicht jetzt glücklicher als Sie, weil ich weniger hoffte, meine liebe Georgina! antwortete Melanie bitter; fiel jedoch, als wollte sie diesen Eindruck verwischen, der betroffenen Braut um den Hals und setzte hinzu: Was auch geschehen mag, wir bleiben Freundinnen, Georgina!

Ich verstehe, ich begreife Sie nicht.

Wer begreift sich selbst immer?... Lassen wir das!... Hier meine Hand auf Leben und Tod!

Freundschaft auf ewig! stammelte Georgina.

Sobald es die Etikette gestattete, erschien Graf Fridrich in den Gemächern der Herzogin, welche vielleicht von Allen den ungetrübtesten Genuß des Glückes hatte, dessen Schöpferin sie zu sein sich schmeicheln durfte. Georgina war von diesem Glücke wie betäubt und deßhalb stiller als je; Melanie's räthselhafte Aeußerung klang wie ein Mißton in ihr nach. Diese dagegen ließ die Raketen ihres brillanten Witzes leuchten; doch als das Brautpaar am dritten Tage nach der Verlobung mit der Herzogin im Parke spazieren ging, bat Melanie, welche als Hofdame die Hoheit begleitete, plötzlich auf einige Tage um Urlaub zu einem Besuche bei einer Tante, die auf dem Lande lebte.

Sie werden, fragte Graf Fridrich, als der Urlaub bewilligt worden, doch zur Hochzeit Ihrer Freundin wieder eintreffen? Unser Glück würde ohne Sie nicht vollkommen sein!... Vergessen Sie nicht, daß wir nur noch fünf Tage haben — fünf Ewigkeiten! setzte er hinzu, als fühle er, daß in den Worten „Nur noch“ etwas Unpassendes liege.

Verlassen Sie sich darauf, daß Sie sich nicht verheirathen ohne mich! antwortete Melanie lachend.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

— Wer eine gute Stimme hat, soll Theatersänger werden. Die Kehlenfertigkeit thut es allen anderen zuvor. Die nützlichsten Menschen verhungern, arme Bauern und Fabrikarbeiter sterben zu Hunderten hin wie die Fliegen, aber gute Tenoristen steigen im Preise. Das will die mitleidige Welt nun einmal so. Die „schwedische Nachtigall" soll schon über 100,000 Thlr. haben. Man kann lange in Thran oder Koffer oder Zucker und Taback speculiren, ehe man die in's Trockne bringt. Und wo bleiben die Lorbeerkränze? Staudigl hat auch 100,000 Gulden. Sabine Heinefetter hat Güter in Baden-Baden, Wiesbaden und Aschaffenburg; in Westphalen verdient eine Spinnerin wöchentlich 3 Silbergroschen, auch wohl viertehalb, wenn es hoch kommt. Aber weßhalb singen auch die Spinnerinnen nicht? Doch das sind Alles Stümperein. Bürger ist in Göttingen beinahe verhungert, Seribe in Paris führt eine goldene Feder im Wappen und ist Millionär, Rubini hat 2 Millionen auf Zinsen. Das ging so zu: Er ist aus Bergamo, der großen Tenorfabrik; dort lebte vor dreißig Jahren der Tenorist Nozari. Der ließ sich jenes „unnennbare Kleidungsstück" anfertigen, das wir Deutschen Hosen nennen. Ein Junge brachte sie ihm. Nozari hatte den Schneiderburschen bereits gelehrt im Theater; dort sang er mit im Chore. Künstler haben wohl Anwandlungen von schreckhafter Laune; Nozari ließ den Burschen singen und sang ihm was vor. Als das Trinkgeld gereicht war, sprach der Sänger: „Schneiderbursch, Du kannst der beste Tenorist in Italien werden, wenn Du fleißig bist." Der Schneiderbursche ist fleißig gewesen und vermöge seiner Kehlenfertigkeit Millionair geworden. Er heißt — Rubini!

— Ein Reisender erzählt folgende abenteuerliche Geschichte, die er in Lima in Peru als Augenzeuge erlebt haben will: „Ein Zambo (Mischling zwischen Mestizen und Mulatten) wurde des Diebstahls überführt und zum Tode verurtheilt. Zum Richtplatze wählte er den Inquisitionsplatz. Es war Marktag und der Platz voll Menschen. Der Verurtheilte warf bei seiner Ankunft einen raschen Blick auf das Volk und setzte sich dann ruhig auf die Bank. Die Soldaten legten an und gaben Feuer. Aber welche Ueberraschung, als, nachdem sich der Pulverdampf verzogen hatte, der Delinquent verschwunden war. Er hatte die Bewegung der Soldaten genau beobachtet und sich in dem Momente, wo sie Feuer gaben, gebückt, so daß die Kugeln über ihn weggingen, einen der Wächter kopfüber umgestoßen und sich unter das Volk gemischt, wo derselbstverständlich Freunde ihm zum Entkommen behülflich waren."

— Paris hat einen der ersten Sonderlinge durch den Tod verloren, den Marquis d'Aligre, der durch Geiz und Speculation ein so großes Vermögen erworben hatte, daß er nebst dem kürzlich ebenfalls verstorbenen Grafen Roy für den größten Gutsbesitzer in Frankreich galt. Auch wetteiferten beide im Leben stets miteinander, auch im Geiz, und als Roy starb, rief Aligre aus: „Nun bin ich doch desgrgl! Wie ich es auch anfangen mag, muß ich doch mehr ausgeben als er, der nun gar nichts mehr braucht," Viele Jahre lang kaufte der Marquis alles was wohlfeil war, es mochte heißen, wie es wollte, und fand sich deßhalb in allen Auctionen ein. In der Umgegend von Havre kaufte er so viel Land zusammen, als er bekommen konnte, weil er das Aufblühen des Ortes ahnete und er verkaufte dann mit ungeheurem Gewinne. In Paris hat er ganze Stadttheile gebaut, und zwar fast nur aus alten Materialien, die er wer weiß wohher gebracht hatte. Selbst alle alten Meubel erstand er überall und endlich besaß er so viel dergleichen, daß er ungeheure Gebäude aufführen lassen mußte, um seine Einkäufe unterbringen zu können. Jetzt werden diese aus allen Ecken und Enden zusammengebrachten Dinge wieder zerstreut werden und es finden sich gewiß sehr merkwürdige darunter; namentlich hatte er viel von dem an sich gebracht, was in der Revolution zerstört und verkauft wurde und das er eigensinnig nicht zurückgab, namentlich alten Kirchenschmuck; auch die Kanzel, von welcher Bossuet hreadonnerte, ein sonst viel bewundertes Kunstwerk, war in seinem Besitz und wird nun wahrscheinlich der Kirche zurückgegeben.

Von seinem Geize erzählt man sich tausend Anecdoten, wir erwähnen aber nur eine. Eines Tages gab er seinem Diener einen alten ordärmlichen, abgetragenen Hut, wie ihn ein Geizger abtrgt. Der Diener schämte sich, einen solchen Hut zu tragen, und kaufte sich einen neuen. Als ihn einige Tage darauf der Millionair sah, wunderte er sich über das gute Aussehen des Hutes. „Ich habe den Hut, den Sie mir schenkten, aufsuchen lassen, und dafür nur 20 Sous bezahlt." — Der Marquis setzte sofort den Hut auf und sagte: „Er ist für Dich zu gut; ich verkaufe mich, als ich ihn Dir schenkte; hier hast Du Deine 20 Sous; ich behalte meinen Hut."

Das Testament, welches er hinterließen, ist übrigens ein Meisterstück seiner Seltsamkeit. Seiner Tochter, der Frau von Pommereuse, hat er nur so viel gegeben, als er ihr nach dem Gesetze geben mußte, alles Uebrige vertheilte er nach Laune. So bekommt die Sängerin Falcon 50,000 Francs, „weil er das Vergnügen gehabt, sie einmal singen zu hören"; einer Tänzerin, Mlle. Robert, hat er gar 100,000 Francs vermacht, „weil sie tugendhaft sein sollte." Dagegen hat er 5 oder 6 Personen, die nichts weniger als tugendhaft sind, ebenfalls große Vermächtnisse ausgesetzt. Seine zahlreichen Schlösser, die er in verschiedenen Gegenden von Frankreich besaß, sollen niedergerissen und die Baumaterialien an die Gemeinden vertheilt werden, in denen sie liegen. Uebrigens hat er alle seine Vermächtnisse so seltsam verclausulirt und an so eigenthümliche Bedingungen geknüpft, daß wahrscheinlich eine Menge Proeesse daraus hervorgehen und der alte Schalk im Himmel gewiß darüber in's Fäustchen lacht.

Erklärung der Figuren-Tafel.

Die Figuren 1—5 sind die Patronen einer geraden Fracke. Das Hintertheil ist um 8 Cent. unter die Taille verlängert; der Schooß hat eine besondere Länge von 40 Cent.

Die Ansetzung des Schooßes geht nur bis an den Rand des Revers und läßt eine Oeffnung von 6 Cent.; da nur eine Reihe Knöpfe sind, so ist die Brust weit; um sie zu verengen, macht man einen Ausschnitt, der auf das vierte Knopfloch trifft.

Figur 4 ist das Seitenstück, besonders gezeichnet, für den Fall, wo man die Kreuzung derselben mit dem Vordertheil in der Seite nicht verstehen sollte.

Digitized by Google

Fig. 6 und 7 sind das Hinter- und Vordertheil eines Zweck; Fig. 8, 9 u. 10 sind die drei Hauptstücke eines Fracks; Fig. 11 ist ein Westen-Vordertheil mit angesetzten Schößen. Die übrigen Figuren sind verschiedene Formen zur Erklärung der Pantalons im Unterheile.

Bei dem Zweck, Fig. 6—7, ist das Hintertheil so eingerichtet, daß die Taille 8 Cent. Breite hat. Die Verlängerung ist 8; der Schooß ist etwas ausgeschnitten; die Schulternaht hat 6 Cent. Höhe.

In Vergleich mit dem Frack ist dieses Hintertheil in der ganzen Seite weit und daher muß es untin gespannt werden. Da das Seitenstück auch gezogen werden muß, weil es nicht angesetzt ist, so wird es bei beiden Theilen zugleich geschehen müssen, wenn die Nähte gemacht sind. Beim Vordertheil wird oben das Seitenstück etwas anzuhalten sein, damit dasselbe eine etwas gewölbte Form behalte.

Das Vordertheil ist so eingerichtet, daß die Taille anliegt, ohne zu drücken. Die Vordertheile sind überhaupt bequem und um sie anschließender zu machen, braucht man blos den Rand anzuziehen oder einen zweiten Ausschnitt in der Länge anzubringen.

Bei den Patronen des Fracks, Fig. 8, 9, 10 hat das Hintertheil weite Schultern und eine enge Taille; sie ist nur vier Cent. verlängert; die ganze Länge ist 85; der untere Schooß muß 12 Cent. halten. Ein Hintertheil dieser Art braucht in den Seiten nicht ausgezogen zu werden; folglich vereinigt es sich leicht mit dem Seitenstück, welches letztere auf der Linie der kleinen Seite angehatten wird.

In dem Vordertheil, Fig. 9, ist die Taille um 4 Cent. unter den Hüften verlängert. Ebenso wie bei der Mitte des Hintertheils, bemerkt man auch hier, daß die Verlängerung eine schärfere Spitze unten in der Seite hervorzubringen scheint und daß man das Vordertheil verhältnißmäßig länger hatten muß, wenn auch das Unterheil in gerader Linie bleibt. Man wird finden, daß die Linie 14—36 um 6 Cent. geneigt sein muß, um die Fortsetzung des Seitenstücks zu bilden. Um das Vordertheil nicht zu lang zu machen, muß man die Verlängerung auf der Hüfte vermindern, oder die Steigung der Seite vermehren, indem man die Taille länger hält. Bei dieser Neigung des untern Seitenstücks bemerkt man auch, daß der Schooß sich mehr neigt, weil die Falte immer die Fortsetzung der Seitennaht bilden muß. Die Falte würde 3. B. statt 12 nur 10 herabstehen; sie ist in gewöhnlicher Richtung. Der Rand des Vordertheils wird zuerst von einer geraden Linie gebildet, welche sich besonders in der Ecke abgerundet. Das ganze Unterheil bildet eine dem Oberheil entgegengesetzte Wölbung, da die Hüfte mehr Länge in der Mitte als vorn erfordert.

In dem Vordertheil der Weste, Fig. 11, ist zu bemerken, daß die Form des Kragens dieselbe ist, wie bei einer geraden Weste; nur ist er breiter und muß mit dem Revers bis zur Höhe des untern Armlochs nachklagen. Um den Schooß anzusetzen und ihn in derselben Richtung zu zeichnen, wie das Vordertheil, macht man eine gleichlaufende Scheidung zwischen beiden Theilen und die Höhlung findet sich nur auf der Seite der Hüfte. Die Höhlung wird immer größer, wenn man in dem obern Theile einen Ausschnitt in der Länge andringt, welcher bei schwachen Taillen nöthig ist; bei andern kann er weggelassen werden, wie man auch, statt den Schooß anzusetzen, einen Querkeil machen kann. Wenn man in dieser Voraussetzung den Schooß an das Vordertheil bringt, so wird man finden, daß die Ecke der Seite um 2 Cent. kreuzt und dem Raume des Keils entspricht, den man statt einer ganz durchgehenden Naht machen müßte.

Das Verhältniß des zu diesem Vordertheil passenden Hintertheils, das sich nicht auf der Taft befindet, würde folgendes sein:

Längenpuncte: 0—9—18—27—51—58.

Breitepuncte: 7—19—19—26—21—24.

Die Figuren 12—15 dienen zur Erklärung der Stellung und derjenigen des Abfalls der Pantalons.

Zunächst ist es Gebrauch, daß man sich des Stiefels des betreffenden Clienten bedient, um dem Pantalon die richtige Form zu geben. Auf diese Art aber bleibt man über zwei Punkte in Zweifel: einmal sagt uns der Stiefel nicht, welches die gewöhnliche Stellung der Füße unsers Clienten ist, ob er sie auswärts stellt oder nicht, dies ist indessen nicht von großer Bedeutung und erfordert nur zuweilen eine geringe Nachhülfe.

Ferner sieht man aber am Stiefel nicht, ob der Fuß nach vorn oder nach hinten hervorsteht; daher ist es möglich, daß ein Pantalon, möge es auf dem Stiefel noch so gut passen, beim Gebrauch völlig ungeschickt ist.

Meist aus diesen Gründen ist folgendes zu brachten:

Beim Maaßnehmen achte man darauf, ob die Wade vorsteht; man könnte zu diesem Zwecke ein Lineat anwenden und zwar in der Stellung der Linie 2—32 in Figur 12; das gewöhnliche Hervortreten beträgt 2 Cent. Nun ist es klar, daß das Unterheil des Pantalons, wenn es gerade ist und keine Stege hat, sich vom Fuße entfernen wird; ist es weit, so wird es zurücktreten, ohne zu fallen und ist es nur eng, so wird es oben Falten werfen.

Um nun die Länge auf allen Puncten zu bestimmen, kann man zuerst annehmen, daß am Absatze der Rand 2 Cent. hoch sei (die Höhe des Stiefelabsatzes macht übrigens keinen Unterschied); die hintere Höhe von 2 Cent. ist auch auf den Seiten anwendbar; auf einem Raum von etwa 10 Cent. vom Absatz aus kann man die Länge etwas größer nehmen, da der Fuß einen gewissen Abhang hat; hierauf müßte man, bei der Mitte des Vordertheils, die Dicke des Fußes vom Boden ausmessen, was 4, 5 und 6 Cent., je nach der Abplattung des Fußes betragen würde. Auch müßte der obere Fuß durch zwei Drittheile der Fußlänge bestimmt werden, wie 18 auf 27. Diese Puncte bestimmen die Länge des ganzen untern Pantalons. Um nun einen Patron, wie Fig. 13, zu zeichnen, wird man zuerst 2 Cent. Höhe für den Absatz rechnen, 1 Cent. für die Verbreitige und 5 Cent. für die Mitte des Oberfußes. Aber um diese Zeichnung zu machen, muß der Construktionswinkel gebildet werden von einer Linie, welche die Wade berührt und unten 2 Cent. absteht. Da nun aber dieser Winkel nicht auf die Falte fällt, welche von der Mitte des Absatzes ausgeht, muß man die Linie 2—32 wegiassen und den rechten Winkel auf 0, 2—32 setzen, so daß die untere Linie steigt und die Höhe des Oberfußes statt 5 nur 3 beträgt. — Folglich ist Fig. 13 eine Zeichnung, die mit Bezug auf den Stiefel gemacht ist, während Fig. 14 ein ganz fertiges Unterheil eines Pantalons darstellt. Man sieht daraus, daß die Linien 0—24 die rundesten Theile der beiden Seiten des Fußes berührten; daß die Mitte des Absatzes sich um 2 Cent. darüber erhebt; daß die Wölbung beim Puncte 17 aufhört; daß das Oberheil des

Digitized by Google

Fußes sich um 3 Cent. über den Punct 24 erhebt. Hieraus ergiebt sich, wenn das Pantalon etwas mehr vor stände, oder der Fuß etwas platter wäre, wenn also aus 3 Cent. 2 würden, daß dann der Vorderfuß dieselbe Höhe haben würde, wie die Mitte des Absatzes, wohurch viel vereinfacht wird, da der Absatz den Oberfuß giebt und die abgerundeten Theile um 2 Cent. vorstehen.

Bei der Ausführung der Zeichnung sind nun außerdem noch eine Menge kleiner Messungen vorzunehmen. So muß man z. B. bei der Figur 15 den Ausgangspunct der Längen auf beiden Seiten des Absatzes annehmen und die Höhlung besonders zeichnen; hierauf ist die äußere Rundung zu berechnen; dann muß man wissen, bis wohin diese Rundung zu verlängern ist und wie weit man über die Linie geht. Da dieser Theil nun ganz willkürlich ist, so hat man dabei nur die Mitte des Absatzes zu bestimmen, die Hälfte der Breite an diesem Punct anzutragen, als ob die Nadt auf die Mitte des Fußes kommen solle (wodurch sie in vorliegender Zeichnung 5 Cent. weiter nach vorn käme); hierauf bezeichnet man den Mittelpunct 2 Cent. über der Linie.

In den Pantalons Fig. 16 und 17 sind obige Bemerkungen berücksichtigt. Das Vordertheil ist unten etwas weit, da die Seite nur um 12 Cent. vorsteht. Das Vordertheil ist auf folgende Art zu zeichnen: Man zieht die Richtungslinie in gerader Richtung, macht an der äußern Seite dieselbe Krümmung, wie an der innern, setzt 4 Cent. unten am Vordertheil einen Haken u. s. w. Wenn das Vordertheil geschnitten ist, muß man, ehe man es auf das Zeug legt, das untere Hintertheil trennen und im Voraus die Stelle der Nähte berechnen. Das Vorrücken der Seite beträgt 11, der Fersenumfang 15, das innere Vorrücken 4, überhaupt 31; dazu 17 für das Vordertheil, was im Ganzen 48 macht. Die drei Maaße für die Breite, eins nach dem andern angelegt, geben 0—12—27—31. Der Punct 23 ist für die Richtungslinie und die Innennaht, welche immer von 4 Cent. innerhalb ausgehen muß, obgleich der Haken auf 27 kommt.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. In der gewaltigen Hitze, welche sich mit einem Male gefunden hat, erscheinen die leichtesten Stoffe und die Eleganz findet ihre Rechnung dabei. Es kann nichts Schöneres geben als die Gaschemir-Barèges und die schottischen Barèges. Die Muster derselben sind im Allgemeinen sehr groß; auf den gedruckten Zeugen, wie Seidenmusselin, sind auf Blau, rosa auf Grün, dunkelgrün auf Hellgrün und die hellen Nuancen dieser Farben sind sehr beliebt; dann die großgestreiften Organdis, so wie für den Vormittag die Jaconas und Brillantés, aus denen man sehr schöne offene Ueberröcke mit Betants machen läßt. Aehnliche Ueberröcke zum Putz hat man von Taffet; das vorn offene Leibchen läßt eine hochhinaufgehende gestickte Chemisette sehen. Sie werden mittelst eines einzigen Knopfes am Gürtel festgehalten. Unter den halbweiten und halblangen Aermeln kommen Tüllenbausche mit gestickten Einfaßstreifen hervor. — Die Spitzenmantillen mit Schneppe hinten sind sehr klein, oder mit sehr breiten Spitzen zwei- und dreifach besetzt. Die von gestickтem Musselin haben eine Garnirung von gleichem Stoffe. — Man sieht sehr viele Nankinkleider für den Landaufenthalt auf dem Lande mit Amazonenleibchen und kleiner Pelerine von gleichem Stoffe. Die chinesische Leinwand dagegen muß mit Stickereien von Sonntagshäubchen geschmückt werden. — Man sieht dagegen in diesem Jahre sehr wenig Weiß, ausgenommen im Hause oder als Kleider sehr junger Mädchen. Diese tragen zu den Soiréen auf dem Lande Musselinblousen, die auf der Brust und dem Rücken doch hinaufgehen, auf den Achseln sehr ausgeschnitten sind und an dem Leibchen ein Bouquet von wilden Rosen tr. haben. — Die Seidenstoffe sind meist von Illusionsfülle, werden sehr weit hinten am Kopfe angebracht und haben lange Barben, ebenfalls von Tülle. Man befestigt sie auf dem Haar mit einem kleinen Brummerbüschel, welcher die Brillantnadeln vom Winter ersetzt. — Auf den Kleidern von rosa und himmelblauem Taffet (die beiden fast allein modischen Farben dieser Saison) werden die sehr breiten schwarzen Spitzen platt aufgesetzt. Ueber dem großen Besatz läßt ein schmalerer hin. Eine Spitze genügt, wenn sie schwarz ist; ist sie weiß, so müssen es mehrere sein. — Man bemerkt an den Sommerkleidern eine große Verschwendung von Bändern. Unter den Kragen bringt man Bänder an, die zu dem Kleide und dem langen Gürtel passen, welcher den Schnallengürtel ersetzt hat; durch den gestickten Einfaßstreifen, welcher die bauschigen Manschetten endigt, zieht man ein Band, welches mit einer Schleife auf dem Bündchen befestigt wird; die Musselinüberröcke werden durch eine Doppelreihe von Bändern zusammengehalten, die bis zu dem Saume hinunter reichen. Für die Zeugüberröcke hat man Stickereien mit Blumenguirlanden, die in den Stoff selbst broschirt sind. — Die neuesten Büsten, welche nach Marie Antoinette benannt sind und eine große Pelerine hinten bilden, deren dagegen lange Blätter haben, sind von Pour de Soie mit Garnirungen, die eingefaßt sind, die weißen z. B. grün, die bunte lilas, die rosa und himmelblauen weiß, was sehr einfach und doch auch sehr nett aussieht. — Ein anderer Ueberwurf, welcher seiner Form nach die Mitte zwischen dem Burnus und dem spanischen Mantel hält, ist von weißem Musselin, mit leichtem farbigem Taffet gefüttert und mit einer sehr breiten Franse mit bunten Glöckchen umgeben. — Diese andere aber einfachere haben dagegen lange Blätter und die mit carrirtem Sammetband oder kleinen offenen Fransen besetzt sind. — Es liegt so viel Reizendes und Verführerisches in einem niedlichen Häubchen, daß selbst die jungen Frauen ihr Haar mit Tülle und Gaze verhüllen, im Sommer mit Spitzen und man hat wiederum die schönsten Formen erfunden. Die Haarstreifen oder Locken bleiben frei, auch die Umrisse des Gesichts werden nicht mehr verhüllt und doch ist die Form dieser Häubchen allerliebst. An jeder Seite ist die Spitze durch eine Menge Schalen von Band aufgenommen, die wie Büschel von Rosen, Veilchen tr., je nach der Farbe, aufstehen und im Haar angebracht sind. Diese Anordnung ist jedoch so künstlerisch, daß das Häubchen regelmäßig bleibt und zu dem Morgenrocke getragen werden kann.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Sommerwinx. Gestreifte Beinkleider. 2. Schwarze Spitzen-Pelerine. Kleid mit drei Volants mit schmalen Bortinnen. 3. Zughut mit Bandaufzug. Großer Shawl. Oberrock mit Aufzug von schwarzen Spitzen. 4. Leichter Sommerfrack mit kurzen runden Schößen. Lange Shawlweste, halbweite Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel. Zu Commissionen bei J. Helbig in Altenburg.

Verlag von N. Büchner. Maschinendruck von F. Andrä in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

III. Quartal.

Büchertisch 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren, und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschnitter.

Vierteljährlicher Preis: mit 1) schwarzem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Diese Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition

Gr. Windmühlenstr. No. 46.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Treue Gattenliebe.

Paris wird seit einiger Zeit mit den eckelhaftesten Einladungskarten eines Doctors Gannal überschwemmt. Es handelt sich darin um nichts weniger und nichts mehr als um die Bitte, dieser oder jener Einbalsamirung irgend eines kürzlich Verstorbenen beizuwohnen, damit das Publicum einsehen lerne, um wie viel mehr die Kunstmethode des besagten Heilkünstlers über der seiner Concurrenten stehe. Unserer Ansicht nach gibt es nichts Abscheulicheres als ein solches ordinaires Treiben, das die Todten aus der Erde reißt, wohin sie der Kummer begraben, um sie auf den offenen Markt zu zerren und der Neugierde Gleichgültiger bloszustellen, nichts Unsinnigeres als die Einbalsamirung, diese verrückte Prätestation gegen den stillen Wunsch der Natur. Ist es nicht viel schöner, wenn wir und denken können, die sterblichen Ueberreste der Theuren, die in unserem Gedächtniß leben, sind jetzt ein Theil jenes mit üppigem Grün geschmückten Rasens, dieser Blume, deren süßen Duft wir einathmen, als sie und stumm und unbeweglich aufbewahrt zu sehen, wie alte ägyptische Bildsäulen? Der Körper kehrt zur Erde zurück, wie die Seele zu Gott. Ueberdieß hat jene gerühmte Kunst, die dem Todten den Schein des Lebens leiht, gar nichts Tröstliches. Warum den Gegenstand eines Schmerzes verewigen, der nicht ewig dauern soll? Wie aufrichtig und ernst auch unser Kummer sei, die Zeit spottet unserer Erinnerungen, wie unserer Hoffnungen. Wir schicken diese allgemeinen Bemerkungen der wahren Anekdote voraus, die man sich gegenwärtig, gelegentlich jener pomphaften Ankündigungen in Paris, erzählt und die wir hier unsern Lesern mittheilen wollen.

Eine junge und schöne Pariserin hatte zu Anfang des vorigen Jahres, nach einer dreijährigen, glücklichen Ehe, ihren Gatten verloren, der eben so jung, schön und liebenswürdig, wie sie, gewesen. Mit vieler List gelang es ihr, gegen das strenge Gesetz, den Leichnam des geliebten Wesens bei sich zu behalten, um ihn immer in ihrer Nähe zu haben, immer beweinen zu können. Der Leichenwagen hatte einen leeren, nur mit Steinen angefüllten Sarg auf den Friedhof geführt, die Leichenfeier wurde über vier tannene Bretter gehalten. Der Herr Gemahl, nach den Regeln der Kunst einbalsamirt, thront auf einem Paradebett, wie eine Reliquie auf dem Altar. Das eigens dazu hergerichtete Zimmer war mit schwarzen Tüchern behängt, eine Lampe brannte darin Tag und Nacht. Die Wittwe allein besaß den Schlüssel zum stillen Hei-

Digitized by Google

ligthume, in welchem sie ihrem Schmerz neue Nahrung gab. Das ging Alles gut, das ganze verflossene Jahr hindurch.

Jeden Tag besuchte sie eine Stunde lang den Todten, um sich an seinem Anblicke zu erquicken. Aber die Witwe war jung und schön und — wer wird es ihr verargen? — fand eben immer noch Geschmack am Leben. Bald wurden die Besuche im stillen Heiligthume seltener, bald hörten sie ganz auf, zuletzt wurde ihr der lebloſe Gatte gar zur Last. Sie mußte ihre Gemächer neu herrichten lassen, das ging nun einmal anders nicht an, und die heilige Capelle war gerade eines der schönsten Zimmer des Hauses. Sie mußte geräumt werden und eine andere Bestimmung bekommen. Immer aber noch voll Achtung und Ehrfurcht vor der geliebten Leiche, schloß sie dieselbe, wie einen Statuari oder Amati, sorgfältig in einen mit Sammt ausgeschlagenen Kasten von Cedernholz ein und trug den Schlüssel dazu beständig auf ihrem Herzen, indem sie sich das heilige Versprechen gab, den Sarg jeden Tag zu öffnen und mit ihrem Todten zu sprechen. Einen ganzen Monat hielt sie ihr Versprechen. Jeden Tag öffnete sie den Sarg, kniete davor und betete mit über dem Cadaver gebeugtem Haupte. Einmal vergaß sie es jedoch; einige Tage nachher wiederholte sich derselbe Vorfall mehreremale hintereinander, endlich hörten Besuch und Gebet ganz auf.

Anfangs dieses Jahres zeigte sich ihr eine „vortheilhafte Partie.“ Der Character des Freiers, sein Vermögen, seine Familie gefielen ihr; auch lehrt ja die Erfahrung, daß ein lebendiger Gemahl besser ist, als ein todter. Was aber jetzt mit dem kostbaren Koffer anfangen, der mit so vielen Thränen benetzt worden war, so viele Seufzer und Gebete gehört hatte? Der Tag der Hochzeit war anberaumt, wohin sollte sie den alten Gatten verbergen, um den neuen durch seinen Anblick nicht zu betrüben? Nach zwei Tagen indessen hatte sie sich bereits Raths erholt, die Witwe beschloß, ihn auf die Bühnekammer zu verweisen.

Die Flitterwochen waren vorüber; der Monat Mai überschüttete die Erde mit Duft und Blüthen. Der neue Gemahl wollte jetzt mit seiner Gattin die vom schlechten Wetter verhinderte Hochzeitsreise nach Italien antreten. Der Tag der Abreise nahte; Kästen und Koffer wurden gepackt und geladen, da brachte der Bediente, der nichts von ihrem Inhalte wußte, aus Versehen auch die kostbare Cedernholzkiste herbei und stellte sie unter das übrige Gepäck. Der Gemahl versuchte an derselben mehrere Schlüssel, keiner paßte; er ließ hierauf seine Gattin rufen und fragte sie, was für Spitzen oder Pelzwerk in dem so sorgfältig verschlossenen Kasten aufbewahrt seien. Sie wurde bestürzt, bleich und wußte nichts zu erwidern. Dieß fand ihr Gatte sonderbar, ein Anflug von Eifersucht überfiel ihn; ohne eine Antwort abzuwarten, sprengte er rasch das Schloß auf und stand — vor seinem todten Vorgänger, der im Leben sein bester Freund gewesen war. Man denke sich sein Erstaunen, die Verwirrung und Beschämung der Wittwe, die ihren Schmerz ewig glaubte! Glücklicherweise besaß der neue Gemahl eine schöne Portion guter Laune, die gern alle Sachen leicht nahm.

„Meine Freundin,“ sagte er, indem er sich an seine junge Gattin wandte, „erlaube mir, von diesem Augenblicke an, eine ernste Bitte an Dich zu richten: Wenn ich vor Dir sterbe, so halte es mit mir nicht ebenso, wie Du es mit Deinem ersten Gemahl gehalten hast. Die einzige Art, das Leben der Wesen zu verewigen, die wir geliebt haben, ist, ihrem Andenken einen Altar in unserem Herzen zu tragen. Unsere Erinnerung allein balsamire unsere Todten ein.“

Der Dämon der Liebe.

In fast allen Ländern Europa's befanden sich die Gemüther in großer religiöser Aufregung, Alt und Jung, Mann und Weib, Herr und Diener; denn es war um die Zeit der Kreuzzüge, zu Anfange des 12. Jahrhunderts. Jene heilige Sehnsucht, das bereits erstrittene Grab des Erlöſers mit eignen Augen zu schauen, es vor den unausgesetzten Angriffen der verabscheuten Sarazenen zu schirmen, oder den Küsten und Gestaden, wo der Herr auf Erden gewandelt, auch nur näher zu kommen; jene fromme Begierde, welche seit dem Aufrufe der ganzen Christenheit durch den heiligen Bernhard Hunderttausende zu den Kreuzesfahnen versammelte, die selbst Frauen und Kinder zu staunenswürdigem Beginnen anteieb, war der Gegenstand des Tages, der Inhalt fast aller Gespräche.

Eine gleiche Stimmung erfüllte die Bewohner des Schlosses Rheinfels, reizend gelagert am Felsenufer des majestätischen Stromes, der die deutschen Lande von den fränkischen trennt, in seinen grünlichen Wellen sich spiegelnd.

Auf einer Estrade in der Nähe des sommerlich prunkenden Gartens, der sich von wilden Sträuchern umfriedet, rückwärts der Burg, terrassenartig gegen den waldbewachsenen Bergesgipfel erhob, saß der greise Burgherr Richard von Rheinfels, zwischen Kunigunden, seinem ehelichen Gemahl und ihrem wunderholden Töchterlein Ag-

Digitized by Google

nes. Dieser zunächst befand sich die in üppiger Jugendfülle prangende Faustine, eine Anverwandte des ritterlichen Hauses aus dem Stamme der Welfen, endlich ihr zur Seite Ritter Gotthard von Mainz, ihr Auserwählter, eine jugendlich kräftige Gestalt, mit männlich feurigem Blicke.

Vor der Gesellschaft, auf einem kleinen Tische, standen mit goldenem Rebensafte gefüllte Pokale für die Männer, edle Früchte und weiße Brode für die Frauen.

Man sprach vom Kaiser Konrad, von Ludwig, König von Frankreich, den beiden mächtigsten Häuptern der Christenheit, welche selbst das Kreuz nahmen, ein leuchtendes Beispiel dem neuen Heereszuge sich anschlossen.

Faustine nahm nur geringen Antheil an der Unterhaltung, denn ihre ganze Aufmerksamkeit widmete sie dem Geliebten, nur für ihn hatte sie Auge und Ohr, ihm waren ihre Gedanken geweiht, denn sie hatte nur Gedanken der Liebe. Der greise Ritter aber nahm eine Granatfrucht, spaltete sie und sagte: „Seht doch, welch' eine herrliche saftreiche Frucht mit den purpurnen Kernen, auch ein Kind der heiligen Erde, wie jene Datteln und Apfelsinen, die der Handel bis zu unserem Norden hierhergebracht. Ist doch auch er eine Frucht des heiligen Landes, und mag es immer vom Schwerdte der Zwietracht getheilt werden, wie ich diesen Granatapfel hier getheilt!"

„Amen!" rief Kunigunde mit frommer Geberde.

„Hat doch — gepriesen sei der Herr! — nun schon der dritte Baldwin den königlichen Thron Jerusalems bestiegen," fuhr Richard fort. „Ja, Freunde, Gott zeigt es augenscheinlich, und wird es noch mehr, daß er seine Streiter lenkt und schützt, mitten unter den Schrecken und Gefahren der Heidenwuth! Ich gedenke nur des mächtigen Chalifen, der uns Palästina's Hauptstadt entreißen wollte, und an den Wällen von Askalon seines Uebermuthes Ziel fand. Welche Triumphe der Kirche Gottes! Welche Siege des Kreuzes über den Halbmond seit so manchen Jahren!"

„Aber auch wie viel des Blutes und Jammers!" setzte die sanfte Agnes mit feuchtem Blicke hinzu, den sie gen Himmel richtete, um ihre größere innere Bewegung zu verbergen, welche einen ganz anderen Grund hatte. Oftmals und unwillkürlich glitten ihre Blicke zu Gotthard hinüber, der, seiner Gewohnheit ganz entgegen, heute fast verstummt war.

Ihr Vater erzählte nun von den vielen Edlen des Reiches, welche einzeln und mit größeren oder kleineren Scharen sich neuerdings den Heeren des Aare anzureihen beschlossen, und äußerte sein Bedauern, daß er keinen Sohn, keinen männlichen Verwandten besitze, der sich gleichen Ruhm für gleiche Thaten in Syrien holen könnte.

Mitten durch den Schimmer jener Freude, die auf den Zügen der in Gotthard's Anblick versunkenen Welfin aus dem Südenlande glänzte, zuckte es wie ahnende Besorgniß um ihren Mund, während Agnesens Blicke, ohne ihre Absicht, dem Ritter mehr von ihrem Innern verriethen, als er wünschen mochte.

Schweigend saß er da, die Geliebte mit unverwandten Augen, doch wehmüthig betrachtend; denn seine Brust verschloß Etwas, das er nicht zu enthüllen wagte, und dessen Offenbarung doch unausweichlich war. Von Minute zu Minute ward ihr dieser Zustand deutlicher und mehrte ihre Bangigkeit. Den Augenblick benutzend, wo die Uebrigen unter sich im eifrigen Gespräche begriffen waren, drang sie in Gotthard, ihr in wenigen Worten die Ursache seiner Beklommenheit zu entdecken. Als er aber beharrlich schwieg und durch den Blick allein zu sprechen versuchte, heischte sie seine Begleitung auf einem Gange durch die Baumgänge des Gartens. Fast willenlos folgte er ihren Schritten. Sie wandelten eine Weile, noch immer schweigend, so dahin; endlich hielten sie Rast auf einem bemoosten Steinsitze, zwischen blühenden, süßduftenden Fliederbüschen. Hier bog das liebende Mädchen den weichen Arm sanft in den seinen, und lehnte das kummermüde Haupt daran, daß die dunkle Fülle der Locken darauf niederwogte, dann sagte sie mit dem Tone trüber Ahnung: „Gotthard, so wahr ein höchstes Leben über jenen Welfen thront, mein Herz ist unsäglig, jemals von dem Deinigen zu lassen! und müßtest Du vor mir aus diesem Leben scheiden, meine Seele würde schnell der Deinigen nachfolgen, wie mein Körper dem Deinigen in's Grab! Dein bin ich, und muß ich bleiben in alle Ewigkeit, wie auch des Schicksals Loose fallen mögen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Freundin.

(Eine wahre Geschichte.)

(Schluß.)

Besuche reihten sich jetzt an Besuche. Alle großen Damen des kleinen Landes, alle betrogenen Mütter heirathslustiger Töchter wollten der Glücklichen ihre Achtung und Liebe bezeigen und ihr zu der glänzenden Partie gratuliren. Denn seit die Herzogin sich der armen Waise so ungemein gnädig angenommen und der reiche Graf

Digitized by Google

Friedrich ihr seine Hand angetragen hatte, war die „kleine Lectrice“ zur Heldin des Tages geworden.

Georgina glaubte zwar keineswegs allen diesen Beweisen von Freundschaft; doch der Glückliche, zumal der Liebende täuscht sich so gern und so leicht über Menschen und Verhältnisse. Nur Eins beklagte sie, nämlich, daß die conventionellen Anforderungen sie ihres Glückes nicht recht froh werden ließen. Indeß ging es Friedrich besser? Und war ihr Loos nicht dennoch beneidenswerth?

Zum Abend des Tages, an welchem Georgina von Besuchen förmlich bestürmt worden war, hatte die Herzogin die meisten Gäste auf eine sogenannte „Comédie de société“ eingeladen, in der das Brautpaar die Hauptrolle spielen sollte. Nur der engere Kreis des Hofes ward als Publicum zugelassen.

Wenn eine Heirath officiell angezeigt und obenein ein glänzendes Verlobungsfest gefeiert ist, so pflegt man in der Zwischenzeit bis zur Hochzeit selbst nicht recht zu wissen, wie man sich stellen soll! man will das liebende Paar nicht wie früher beengen, man mag es jedoch eben so wenig schon von allen Regeln der Etikette lossprechen: so greift man, zumal an Höfen und in großen Häusern, zu Gesellschaftsspielen, Concerten, Theatervorstellungen u. s. w., um auf diese Weise ein neutrales Gebiet zu erobern, auf welchem die Verlobten miteinander ungezwungen verkehren können, ohne daß die geniste gute Gesellschaft ihre Gesetze direct aufzuheben braucht.

Das Stück, welches bei Hofe aufgeführt wurde, war ein in's Deutsche übersetztes Fastnachtspiel von Florian. Graf Fridrich gab den Pierrot; Georgina war die köstlichste Colombine, die man je gesehen hatte. Das Stück wurde mit Enthusiasmus aufgenommen; des Beifalls schien kein Ende werden zu wollen. Am Interessantesten war den Zuschauern indeß die Wahrnehmung, daß die Colombine, nachdem sie einmal die Schüchternheit überwunden, sich und das Publicum ganz vergaß, und eine so glänzende Laune entfaltete, daß man jetzt auch ihrem Geiste Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Böse Zungen wagten freilich die Bemerkung: das Sprichwort „Stille Wasser sind tief“ bewahrheitete sich auch hier wieder.

Graf Fridrich war seit dieser Aufführung über seine Braut wie verzückt: bisher war sie nur viel; jetzt schien sie auch etwas — das schmeichelte seiner Eitelkeit.

Als Georgina ihrem Verlobten gute Nacht gesagt und sie sich im stillen Kämmerlein fragte, was ihrem Glück noch fehle, mußte sie sich zur Antwort geben: Nichts! ich bin ganz glücklich.

So dachte, so träumte die holde Beauty so harmonisch gestimmt erwachte sie. Kaum jedoch hatte sie sich angekleidet, als ihr folgendes Briefchen gebracht wurde:

„Liebe glückliche Georgina!

Haben Sie die Güte, dem Ueberbringer das Packet aller Briefe, die Sie von mir haben, einzuhändigen. Ich werde, wenn Sie noch Gewicht darauf legen, Alles sorglich in Acht nehmen. Ich möchte mir die Zeit während meines Aufenthalts auf dem Lande damit vertreiben, daß ich unseren Briefwechsel der Reihe nach noch einmal durchgehe, da derselbe ja so reich an Stoff ist, daß wir ihn als Buch herausgeben könnten.

Entschuldigen Sie den Einfall ihrer Freundin. Wer nicht so glücklich ist wie Sie, der muß sich das Leben mit kleinen Freuden versüßen. Ihre Melanie.“

Georgina, die zur Herzogin mußte, hatte nur noch Zeit, die Briefe zu verstegeln und mit dem Billet zu begleiten:

„Anbei die Briefe — mein einziges bisheriges Lebensglück! Bewahren Sie diese Herzensergießungen wie die köstlichsten Perlen; denn sie sind mir über Alles theuer.

Ewig in alter Liebe

**, 19. Mai 1842. Ihre Georgina.“

Am Abend erschien Graf Fridrich nicht zur gewohnten Stunde im Schlosse; eben so wenig am folgenden Tage. Es ward zu ihm geschickt: er war nicht zu Hause und hatte durchaus keine Weisung hinterlassen.

Allgemeine Ueberraschung, steigende Besorgniß bei Hofe! Am Abend des 20. Mai saß Georgina am Flügel und sang — gleich Desdemona — das berühmte „Trennvoll und leidvoll“ aus Goethe's „Egmont“, als die Thüre rasch aufgerissen wurde und die Herzogin hereintrat. Zwischen Umwillen und Schmerz getheilt, warf sie Georgina ein Billet in den Schooß und sagte:

Lesen Sie!

Georgina las:

„Hoheit!

Mein Mißtrauen, meine Ahnung täuscht mich selten. Jetzt habe ich den Beweis in Händen, daß Georgina mir ihre Hand ohne ihr Herz gab. Letzteres gehört einem Andern. So glücklich bin ich nicht; sie hat mir das meinige genommen, um es mit Füßen zu treten. Ich fliehe. Wohin? Gott weiß es! Nur ein Trost begleitet mich, die Erinnerung an Ihre hohe Gnade. Wie wäre Ihre edle Seele auch im Stande gewesen, solche Treulosigkeit eines mit Wohlthaten

Digitized by Google

überhäuften jungen Mädchens zu ahnen. Leben Sie wohl auf immer. Ihr ganz gehorsamster Diener.

**, 20. Mai, elf Uhr Abends. Graf Fridrich **.*

Böten Sie mir das Räthsel? befahl die Herzogin in strengem Tone.

Wie könnte ich das! antwortete Georgina, der Gebieterin zitternd den Brief zurückgebend. Ich begreife von Allem keine Sylbe. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich an diesem Schritte unschuldig bin, und daß ich Graf Fridrich liebe. Glauben Sie mir, vertrauen Sie meiner Unschuld.

Ich glaube Ihnen, armes Kind, und wer dürfte Ihren Thränen mit Mißtrauen begegnen?... Aber welche schändliche Verleumdung!... Hier gilt es zu handeln!... Vertrauen Sie mir!

Die Herzogin setzte auf der Stelle alle Federn in Bewegung, um Graf Feirichs Aufenthalt zu erfahren. Vergebliches Bemühen!

Indeß verbreitete sich das Gerücht von des Bräutigams räthselhaftem Verschwinden im Residenzstädtchen und wurde vergrößert und ausgeschmückt, wie das in solchen Fällen immer der Fall ist. Geheimhalten ließ sich die Sache nicht, da übermorgen die Hochzeit gefeiert werden sollte. An boshaften Bemerkungen fehlte es nicht. Wie wär's auch nur möglich gewesen, daß eine solche Mißheirath zum Guten führen konnte! lautete noch die glimpflichste Bemerkung des Hofadels.

Nach vierundzwanzig Stunden der fürchterlichsten Seelenpein erschien der armen Verlassenen die Welt in ihrer ganzen herzlosen Schadenfreude. Nur die Herzogin blieb ihr mütterlich gewogen; doch da selten ein Unglück allein kommt, so sollte auch diese ihr bald durch den Tod entrissen werden.

Jetzt ganz verwaist, ganz vereinsamt und mit gebrochenem Herzen, fand Georgina nur noch in der Linderung der Leiden ihrer Nebenmenschen Trost. Melanie, die sich ihr seit jenem geheimnißvollen Verschwinden des Grafen wieder mehr genähert hatte, suchte sie von dem Plane nach Rom zu gehen und sich dort einkleiden zu lassen, abzurathen; aber Georgina ließ sich nicht halten, sie reiste nach Italien und sagte dem deutschen Vaterlande auf ewig Lebewohl.

III.

Am 15. Mai 1846, also genau vier Jahre nach dem glänzenden Verlobungsfeste im herzoglichen Residenzschlosse zu ** war die Schwester Georgina im Frauensaale der heiligen Anna im Spitale der Heimsuchung zu Rom mit der Krankenpflege beschäftigt, als eine neue Patientin in das einzige noch leer stehende Bett gelegen wurde. Die Leidende war besinnungslos und allem Anscheine nach dem Tode nahe.

Ein Priester! flüsterte die Kranke, als sie momentan wieder zu sich kam.

Ehe der Geistliche erschien, traf der Arzt ein, welcher der Leidenden eine Stärkung verordnete, zugleich jedoch erklärte, die Ansprechende sei nicht mehr zu retten.

Der Beichtvater des Spitales war unwohl, es war deßhalb ein junger Geistlicher, der Beichte hören durfte, aus dem Seminar geholt worden. Als er ans Krankenlager trat, fing Schwester Georgina an zu zittern und wollte sich zurückziehen; doch die Kranke, in der jetzt noch ein Mal das Bewußtsein aufloderte, wie ein Licht vor dem Verglimmen, richtete sich halb auf und sagte:

Gott sei gelobt für die große Gnade, daß er mich dies erleben ließ. Bleiben Sie und hören Sie meine Beichte. Möchten alle Frauen es hören zur Warnung!.. Segnen Sie mich, Pater, denn ich bedarf der Vergebung so sehr. Nur Eins liegt mir auf dem Gewissen, aber es ist so schwer, daß es mich erdrückt, vernichtet, wenn die Gnade Gottes mich nicht stärkt!... Ich hatte eine liebe, engelgute Freundin, um die ein Graf warb, der mit allen Gütern des Lebens glänzend ausgestattet war, nur daß er ein abgewöhnlich Herz hatte. Auch ich liebte ihn, aber heimlich und unglücklich. Da verführte mich die Eifersucht, mit seinem Ergwohn einen Bund zu schließen und seine Verbindung mit der Freundin zu hintertreiben. Ich war sehr geschickt in der Verstellungskunst. So machte ich ein halb Dutzend Briefe von einem gewissen Leopold, den ich über Graf Fridrich sehr beißende Bemerkungen schreiben ließ. Dazu legte ich ein Billet von der Freundin, das leicht auf diesen Briefwechsel zu deuten war. Der mißtrauische Bräutigam ging in die Schlinge und ich hatte die Freude, jubeln zu können: Sie wird unglücklich wie ich.

Ich hoffte mehr, ich hoffte glücklich zu werden; doch der Flüchtling blieb spurlos verschwunden; die Freundin ging in's Kloster und ich... ich war allein mit meiner Qual und meinem Siechthum. Ich konnte nicht genesen, denn meine Krankheit schien mir eine Strafe des Himmels. So kam ich nach Rom, wo ich Sie, Georgina, aufsuchen wollte; aber der Tod übertraf te mich, und doch hat er Wunder gewirkt. Sie stehen hier, Graf Feirich dort vor meinem Sterbelager... Vergebung für die unglückliche Melanie!...

Der Priester stand wie vernichtet vor der Kranken;

Digitized by Google

Georgina aber drückte der Freundin den Versöhnungskuß auf.

Noch ein Mal also waren die drei, welche einst Freundschaft, Jugend und Lebensglück verbunden, jetzt vereint, aber vereint im Spitale, am Sterbebette.

Mit kalter Hand und dumpfer Stimme verrichtete der Priester sein Amt. Bis Melanie ausgelitten, wandte er kein Auge von ihr; dann erhob er sich, warf der am Bette knienden Georgina einen Blick zu, den keine Worte zu beschreiben im Stande wären, und schwankte fort, vernichteter, als die zu Besiegen Sein genesene Verbliche, und unglücklicher, als die verlassene Braut jemals gewesen war.

Einige Tage nach Melanies Tode ging der junge Geistliche mit drei anderen Zöglingen des Seminars nach Frankreich, von wo sie sich als Missionäre nach der gefährlichen Station Cochinchina einschifften.

Georgina versieht nach wie vor den Spitaldienst in Rom; aber ein höherer Geist beseelt sie seit dem 15. Mai 1846: sie hat wieder lächeln gelernt; sie ist so glücklich, wie ein gebrochenes Frauenherz auf dieser Welt überhaupt werden kann.

Miscellen und Anecdoten.

— Ein altes Sprichwort der Chinesen sagt: Das Weib ist blos geboren, um dem Mann zu dienen; sie soll mit ihm leben und mit ihm sterben. Einer Witwe in China giebt man den Namen Wei-wang-jin, was ungefähr so viel heißt, als eine Person, die bereits zur Hälfte todt ist. Wiederverheirathung ist nach chinesischen Begriffen ganz undenkbar. In der chinesischen Philosophie heißt es: Der Mann ist über das Weib eben so erhoben, wie der Himmel über die Erde; denn der Himmel ist männlich, die Erde weiblich. In fünf Fällen soll ein chinesisches Mädchen nicht heirathen: 1) Wenn es einer Familie von tadelhaften Sitten angehört. 2) Wenn ein Glied seiner Familie sich des Verbrechens der Empörung schuldig gemacht hat. 3) Wenn Jemand aus der Familie hingerichtet worden. 4) Wenn erbliche Krankheiten in der Familie herrschen. 5) Wenn der älteste Bruder des Mädchens gestorben ist; in diesem Falle müßte der Schwiegersohn die Eltern seiner Frau ernähren. Mit der Verehelichung ist die Frau für ewig an den Mann gefesselt, in 7 Fällen darf dagegen der Mann sein Weib verstoßen, zu diesen Fällen gehört auch, wenn sie zu viel schwatzt. Was würden wohl die guten Chinesen zur europäischen Frauen-Emancipation sagen! —

— Ein Londoner Gauner ging in ein Kaufmannsgewölbe und verlangte die feinsten Spitzenmuster zu sehen. Nachdem er gewählt, fragte er, was wohl ein Stück kosten würde, das von einem seiner beiden Ohren zum andern reichte.

„Zwei Guineen," war die Antwort.

„Gut," sagte der Dieb, „hier sind zwei Guineen; Eines meiner Ohren habe ich noch, das andere ist zu Bristol am Pranger genagelt. Da Sie aber wahrscheinlich nicht genug Spitzen vorräthig haben, um mir jetzt gleich das ganze Maaß zu geben, so will ich einstweilen das Stück hier auf Abschlag nehmen und den Rest ein ander Mal abholen."

Sprachs und ließ den verblüfften Kaufmann stehen.

(Der Abbé als Nippe.) Der Abbé Chanvelin war ein kleines, vorn und hinten ausgewachsenes Männchen, dabei geistreich, lebhaft, frech und sehr unternehmend bei den Damen. Eines Abends traf er Madame Mantouillet, welche eben unpäßlich war, allein auf ihrem Sopha sitzend an. Der Abbé fing Feuer, wurde galant, zudringlich und trieb die Dame so sehr in die Enge, daß sie schnell die Klingel zog. Ein langer Kammerdiener trat herein. „Seh' nur den Heren Abbé da auf den Kamin!" — Der Kaminschooß war hoch, aber der Kammerdiener stark. Er faßte den vergeblich zappelnden Abbé um den Leib, und hob ihn hinauf. Nur mit Lebensgefahr konnte er herabzuspringen wagen, und um sein Unglück voll zu machen, kündigte man in demselben Augenblicke einen Besuch an.

(Türkische Begräbnißfeierlichkeit.) Alle Todte legt man im Grabe mit der rechten Seite in der Richtung nach Mekka zu, und sobald der Leichnam in das Grab hinabgesenkt ist, läßt sich der Iman nieder und verrichtet mit untergeschlagenen Beinen ein kurzes Gebet. Hierauf ruft er den Verstorbenen dreimal bei seinem Namen, und nennt zugleich auch den Namen seiner Mutter. Von dem Namen des Vaters schweigt er gänzlich. Dieß rührt davon her, daß man glaubt, Jedermann wisse, wer seine Mutter, nicht aber wer sein Vater sei, und vor dem Throne der Ewigkeit dürfe man keine Unwahrheit sagen.

(Russische Damencigarren.) Ob sich denn auch bei unsern Damen noch einmal die Mode des Cigarrenrauchens einschleichen wird? In keinem Falle wohl eher, als bis sie etwa über den Rhein auf Paris hergelangt, denn sonst müßten wir sie schon lange über Berlin her haben. Dort äfft man gern alles Russische nach. Man gehe nur in das große Magazin der Eleganz und Mode von Gropius und sehe, was hier Alles von russischen Artikeln feil geboten wird. Aber die Petersburger Damencigarrettos scheinen noch nicht munden zu wollen. Und doch werden sie in der nordischen Residenz häufig geschmaucht. „In Kleinen Familienzirkeln," berichtet ein treffischer Beobachter dahrer, „sitzen oft fünf, sechs Frauen am Theetische, reden und rauchen, haben den Daumen und Zeigefinger der rechten Hand gelb gebrannt und gleichen mit ihrem ohnehin den ostasiatischen Sitten sich hinneigenden Wesen den Odalisken des türkischen Harems."

(Woran erkennt man den Deutschen?) Er überläßt Alles seiner Obrigkeit; die sorgt für ihn, die wacht für ihn, und wenn sie nicht für ihn sorgt und wacht, so läßt er es gehen, wie es gehen will. „Wir wollten von Linz nach Wien auf der Donau fahren," erzählt Howitt; „das Dampfboot konnte wegen niedrigen Wasserstandes nicht bei Linz die Reisenden aufnehmen, und so mußte uns ein gewöhnliches

Digitized by Google

Donaufahrzeug über deutsche Meilen hin zu ihm führen. Alles war auf Ersterem in schrecklem Zustande, unter anderen stand ein Bettnagel ein Paar Zoll hoch so aus der Planke, über welche man einstieg, heraus, daß alle Frauen mit den Kleidern hängen blieben, sie zerrissen, sich an Nagel besahen und ihn — stehen tiefen." Die Männer fluchten darüber und liesen ihn edenfalls stehen. Auch der Mistreß Howitt ging es nicht besser, aber der Gatte rief gleich den nächsten Bootsmann herbei und ruhte nicht eher, bis der Nagel hineingeschlagen war. Da kam ein Amerikaner auf ihn zu: „Sie entschuldigen meine Freiheit, aber nicht wahr? Sie sind ein Engländer?" — „Nicht ganz, aber beinahe! doch woher wissen Sie es?" „Blos daher, daß Sie den Nagel einschlagen liesen! Es hätten noch hundert Deutsche kommen können, und er wäre geblieben, wie er stand. Ich habe dergleichen stets gesehen, seit ich — es ist ein Jahr her — in Deutschland bin.

— In Maja gehört noch immer unter die „Löwen" und wird viel bewundert, aber wie selbst und die Wunder unserer Civilisation entloken ihm keinen Ausruf des Staunens; wohl möglich, daß er im Stillen bewundert. Ein Anecdötchen von ihm dürfte hier wohl an seinem Platze sein: dieses freie Kind der Wüste sügt sich bekanntlich nur schwer der Tyrannei unserer Sitten und Gebräuche und auf die Etikette der Salons versteht er sich nun vollends gar nicht. Unlängst wurde er bei Madame de P. eingeführt, deren Hotel stets fremden Celebritäten offen steht; Wo Maja war kurz zuvor, ehe man sich von der Tafel erhob, auf seinem Sessel in tiefen Schlaf versunken und schnarchte nach Herzenslust. Man weckte ihn, mit der Bitte, sich ein bequemeres, weniger Störungen ausgesetztes Schlummerpölchen zu suchen. Er wählte ein weiches Sopha und schief alsbald wieder ein, unbekümmert um das Treiben der vornehmen Gesellschaft. Als man ihn nach beendeter Soirée seiner Schlafsucht entreißen wollte, war er von dem Sopha verschwunden und wohin war er gerathen? in das Bett — der Dame vom Hause! Gewiß, ein bequemeres, weicheres Lager hätte er nirgends finden können. —

— In Paris bildet ein seltsamer Vorfall das allgemeine Stadtgespräch. Der Marquis von P. (Posseort) sah sich vor einiger Zeit genöthigt eine Reise zu machen und wußte nicht; was er mit einem Kästchen geheimlicher Briefe und anderer Papiere anfangen sollte. Er hielt es nicht für gerathen, sie mit sich zu nehmen, konnte sie aber auch nicht so ohne weiteres zurücklassen. Seinem Bankier oder Notar mochte er das Kästchen nicht überlassen, weil Bankiers Bankerott machen und Notare in der letzten Zeit nicht selten das ihnen geschenkte Vertrauen gemißbraucht haben, die Papiere also so einem solchen Falle in fremde Hände kommen konnten. Nach langem Nachdenken entschloß sich endlich der Marquis, seinen Schatz der Obhut der Liebe anzuvertauen, weil er meinte, da werde er am sichersten sein. Er übergab demnach das Kästchen einer der schönsten Tänzerinnen an der großen Oper, Mlle. A..., mit der er auf vertrautem Fuße stand und die schwur, ihm nicht bloß ihr Herz, sondern auch sein Kästchen treu zu bewahren. Der Marquis reiste nun vollkommen beruhigt ab und als er bald darauf zurückkam, eilte er zu seiner Schönen in der Hoffnung, ihre Liebe unvermindert und seine Briefe ungelesen wieder zu finden, denn sie compromittirten ihn schwer, da sie von dem Herzoge von Bordeaux und Personen aus der Umgebung desselben herrührten. Während der Abwesenheit des armen Marquis hatte die Tänzerin indeß Zerstreuung gesucht und das Resultat war, daß er ihr Herz nicht mehr betaß. Aber auch das Kästchen, dessen Rückgabe er vertangte, wurde ihm vorenthalten und man denke sich seine Angst, als er sich genöthigt sah, die Polizei, vor welcher er seine Papiere ängstlich verbarg, in Anspruch nehmen zu müssen, um wieder in Besitz eben dieser Papiere zu kommen. Er begab sich nach langem Schwanken zu dem Polizei präfecten und trug ihm sein Anliegen vor. Der Beamte lächelte, rief seinen Secretair und trug ihm auf, ihm die Papiere des „Marquis von Posteort" zu reichen. „Hier sind Ihre verlornen Schätze," fuhr er fort. „Sie hatten Paris kaum verlassen, als Mlle. A. zu mir kam und sich erbot, mir die ihr anvertrauten geheimlichen Briefe für 20,000 Frcs. zu verkaufen. Ich sah mich genöthigt, diesen hohen Preis zu bezahlen; aber benutzen Sie sich; nicht Sie sind der Betrogene, sondern die Polizei ist es, welche die große Summe bezahlte, und in den Briefen weiter nichts fand, als was ihr bereits aus andern Quellen bekannt war." Der unglückliche Marquis zog mit seinen Papieren beschämt ab, die Geschichte aber verbreitete sich schnell und um dem Spotte zu entgehen, sah sich der Marquis genöthigt, für einige Zeit sich aus der Gesellschaft zurückzuziehen. —

— Meine Damen, gewöhnlich das schöne, oft auch das andere Geschlecht genannt, vielleicht darum, weil dieses Geschlecht gegen uns Andere oft täglich der Art anderer ist, daß man sich alle Tage eine Andere wünschen möchte, Zierden der Schöpfung, linken Sie auf die Knies und danken Sie Gott, daß Sie nicht im Jahre 1517 in England lebten! Damals erließ das Parlament eine Proclamation, wodurch den Frauen verboten wurde, auf den Straßen zusammenzustehen und zu plaudern, und die Männer bei schwerer Strafe angehalten waren, ihre Weiber zu Hause zu behalten.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die kleinen Häubchen sind im Sommer nicht nur nicht verbannt, sondern stehen vielmehr in größerer Gunst als je; man putzt sie mit Blumen und Band aus, setzt sie sehr weit nach hinten und garnirt sie sehr dick an den Seiten. Sehr viele sind von Illusionstülle mit Spitzenbänder, von Spitzen mit kleinem Sammetbande, ohne sie sind eine Fanchon, die hier und da von dicken Falten gehalten und an jeder Seite des Kopfes durch ein Blumenbouquet befestiget wird. — Man trägt sehr viel Bandtaffet, d. h. Taffet, auf dem sich neben einem breiten matten Streifen ein umbrierter, schimmernder breischattirter Atlasstreifen befindet, welcher wie ein Band aufsteht, z. B. auf kastanienbraunem Grunde unter breiten dunkelblauen fatinirten Streifen, neben Mattgrün, ein weißer Moiréstreifen, auf dem eine Rosenguirlande broschirt ist. Die einfarbigen Seidenzeuge bedeckt man mit Stickereien von Passementirarbeit oder mit gestickten und eingefaßten Volants. — Viel Damen ertagen in allen Jahreszeiten vorzugsweise Schwarz, entweder aus Koketterie oder aus irgend einem andern Grunde; deßhalb haben sie auch breitwillig den schwarzen Barège angenommen, der diesen Sommer sehr gesucht ist. Um ihn we-

Digitized by Google

nigen dürfen erscheinen zu lassen, besteht man ihn sehr hübsch. Auch Kleider von schwarzem Tülle giebt es, mit zwei Röcken und einem einfachen grossen Saume oder mit blos einem Rocke mit breiten Volants, und einen solchen Anzug liebt man besonders auf dem Lande, weil man darin zu jeder Zeit Gäste empfangen kann. Auch offene Ueberröcke von schwarzem Tülle haben wir gesehen; sie hatten weite Aermel, die am Handgelenke durch ein schönes Armband zusammengehalten wurden. Das Leibchen daran war blousenartig und am Halse durch ein Bändchen gehalten, durch das ein rosa Band gezogen war. Die Ueberröcke von schwarzem Taffet sind mit Trodeln oder auch mit einer Schnur von Glasfluß zusammengehalten, welche sich auf das Leibchen hinaufzieht und auf demselben sich hinschlängelt, so daß es passende Form ganz bedeckt, obgleich das Leibchen hochhinaufgeht. Daran werden kurze Aermel genäht gen, an welche sich lange von schwarzen Spitzen anschließen. An den ausgeschnittenen Leibchen trägt man auch eine Pelerine von schwarzen Spitzen, die vorn herunter mit Knöpfen von Glasfluß oder mit drei Bandschleifen mit langen Enden zugemacht ist. Die Aermel sind die auf einige Ausnahmen an den seidenen Kleidern noch immer ganz eng; an den leichten Kleidern dagegen trägt man sie weit und an einem Bündchen zusammengezogen, das sich ungefähr in der Mitte des Vorderarmes befindet und auf zwei oder drei dicke Bauschs als Unterärmel sehen läßt. Man trägt aber auch viele kurze Aermel mit langen Handschuhen ohne Ringer. — Sehr beliebt sind die Oberröcke von gefüttertem Muslin. Man hat sie mit hochhinaufgehenden Leibchen, das auf den Achseln in Falten gezogen und durch einen sehr breiten Gürtel mit langen Enden zusammengehalten wird. Einige sind mehrfach mit Spitzenstreifen garnirt, welche durch eine bauschige Besetzung getrennt sind, in die ein Band von der Farbe des Futters gezogen ist. — Auch Ueberröcke von weißem Taffet trägt man und sie sehen reizend einfach aus; sie werden vorn herunter nur mit ebenfalls weißen Posamentenknöpfen zugemacht. — Die Ueberwürfe, welche wir in den letzten vierzehn Tagen gesehen haben, waren sehr verschiedenartig, weil sich die Mitterung so häufig änderte. Oft sogar an einem und demselben Tage dem Spitzenshawle, den man trug, Abends ein wattirter Mantel. Uebrigens sieht man fast an allen Damen Ueberwürfe, weil weniger kunstvolle schonen. — Vormittags tragen die Damen an leichten seinigen streiften Taffet, z. B. grün und weiß, chamois und weiß, rosa und grün, blau und rosa, lilas und grün und dieser Taffet giebt reizende Oberröcke. Man läßt sie mit ausgezackter Kante garniren und oftmals trägt man einen Ueberwurf von gleicher Stoffe dazu. — Die Volants und Rocken werden an Seide ausgezackt, andere gezogen zackenartig mit einem Schnürchen besetzt. Die gedruckten Tartatane, die Seidenmusline und Grenadinen verlangen als Anzug Volants und weiße durchsichtige Taffets. Die Leibchen dazu müssen auf den Achseln und an dem Gürtel in Falten gezogen sein, so daß dieselben ein garbenähnliches Aussehen bekommen. — Zum Schlusse theilen wir noch einige vollständige Anzüge mit: Kleider von mauvefarbenem Taffet in Puffe und Kirschrosa mit fünf eingelegten Volants von verschiedener Größe, mit hohem Leibchen und kleinen Volants in Garbenform daran; lange enge Aermel mit kleinen weißen gestickten Unterärmeln und ein kleiner Spitzenkragen auf einem kirschrothen Bande; weißes ganz gestricktes Tuch von Crêpe de Chine und Angora von Crepp mit kleinem Schleier, der an dem Kopfe befestigt ist, auf den Schirmrand fällt und an jeder Seite von einem Bouquet Vergißmeinnicht oder Perlees gehalten wird. — Kleider von Seidenmusselin mit türkischen Mustern und vier Falten, die mit ziemlich langen offenen Fransen garnirt sind; Leibchen à la vierge gefalten, gestickter Canezon und Ueberwurf von grünem schillernden Taffet mit drei Streifen breiter schwarzer Spitzen. Dazu ein durchbrochener Strohhut mit breitem Bande ohne Schleife und Blumen unter dem Schirme. — Ueberrock von Raubfadigem Taffet, schürzenartig mit ausgezackten Kanten besetzt und mit einem Ueberwurfe von gleichem Stoffe, die an den Gürtel offenes Leibchen über einer Chemisette von Batist mit sehr kleinen Fältchen, die durch gestickte Einfaßstreifen getrennt sind; gleiche Unterärmel; Zughut von rosa Crepp mit Tüllebesatz und einem Schleier von rosa Tülle.

Herren-Mode. Endlich tritt eine Milderung in den Männermoden ein. Die Taillen sind wieder lang geworden. Die kurzen Fracks sind an der Tagesordnung, einige mit einer Reihe Knöpfen, aber häufiger trägt man sie mit 2 Reihen. In der ersteren Weise müssen sie eine äußere Brustklasche und keine Aufschläge an den Aermeln haben. Die beliebteste Farbe ist blau, mit einfachen Knöpfen, etwas gewölbt, doch kleiner, als früher. An den Oberröcken hat sich nichts geändert. Die beliebte Stoffe zu den Gilets sind englische Piques und Petit de Chevre, elegant und geschmackvoll in Farben und Dessine. Die Pantalons trägt man carrirt, halbweit und ohne Sprengstrie men. Die Stiefeln können nach dem erfolgerischen Schnitt nicht gleichlaufend angebracht werden, ein Kleiderrücken ist auf den Einfall gekommen, sie auf der Hand sticken zu lassen. Der Rankin wird nach wie vor sehr gern getragen. Die grauen Hüte sind, wenn auch nicht von großer Eleganz, doch der Jahreszeit gemäß. Man trägt sie in einem Grade langkrämpig, wie gesehen. Ein Gegenstand der Beobachtung sind jedoch jetzt die Amazonenhüte von Filz, mit einem Reiherbusch, und die Cosquetten von Sammt, die man dem Reiten trägt. Die Herren-Cravatten, welche in halber Toilette ohne Weste anhaben, tragen alle eine Jacke oder einen Frackrock, worne mit einem Paar Zwilligsknöpfe.

Die Kleidungen für die jetzige Saison sind nun festgestellt, man weiß mit Entschiedenheit, worauf man sich zu halten hat, was man tragen wird. Die kurzen Oberröcke, die bequemen Zwerds, und die vortrefflichen Paletots werden den Vorzug vorgezogen sein. Der Paletot auf unseren Bilde hat einen eigenthümlichen Schnitt, der die Aufmerksamkeit unserer Fashionables in Anspruch nimmt; die Taille ist lang, doch ohne Uebertreibung, bequem, ohne weit zu sein, alle Nähte, mit Ausnahme des Aermelausschnittes, sind mit einem Borstoß versehen; das Vorderstheil ist mit Spanz; dieser Schnitt ist sehr ausgezeichnet; der Unterstheil der Taille ist voll, der Rock ist angelegt; damit das Hinterstheil sich nicht auf unangenehme Weise spanne, bilden den Schooß des Rückens vier graziös markirte Falten. Diese ganz neue Paletotform wird ohne Zweifel allgemeinen Beifall finden. Derselbe ist von Sammet-Seide; will man ihn eleganter und milder schnei haben, so kann man ihn auch von reinem Cashmir anfertigen. Die andere Figure, eine Straßentoilette, zeigt einen leichten Oberrock mit geradem Schnitt, mit etwas langer Taille, der bei Fuß- und Reitpromenaden getragen werden kann. Die Pantalons haben den jetzt so beliebten Schnitt à la Hussard. Das Gilet ist gerade und hat einen kleinen gerollten Kragen, eine anmuthige und dabei immer bequeme Form.

Erklärung der Modenkupfer.

1 und 4, siehe den Herrenmodenbericht. 2. Kleid mit einfachen großen und wieder kleinen Volants. 3. Kleid mit doppeltem Rocke, mit Posamentier-Ausputz.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel. In Commission bei J. Heibig in Altenburg.

Verlag von N. Bächner. Maschinendruck von F. André in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

III. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.
2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 2. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Eine Pfeife Tabak.

Der alte herrliche Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt war ein geborner Mecklenburger und seine Geburtsstadt in Rostock an der Warnow, wo auch jetzt sein ehernes Standbild auf dem Blücherplatze schon seit 20 Jahren zu sehen ist.

Der alte Haudegen liebte außer seinen wackern „Jungen", wie er seine Reiter nannte, bekanntlich drei Dinge über die Maßen: ein Glas Wein, das Spiel und eine Pfeife Tabak, Wein und Spiel mußte er sich nicht selten versagen, wenn er, trotzdem daß er Feldmarschall war, eben kein Geld hatte, was ihm sehr oft passirte; und in solchen Stunden pfiff er seinen Leibmarsch, gähnte und fluchte ein Bischen, blieb übrigens aber guter Dinge. Jedoch seine Pfeife Tabak hätte er nicht missen können, die mußte er haben, mindestens ein paar Züge, bevor er irgend Etwas unternahm. „Ohne Tabak bin ich keinen Groschen nütze!" sagte er oft, und seine lange Gefangenschaft in Lübeck schrieb er blos dem Umstande zu: „daß er damals nich eene elende Pipe Tabak mehr besessen habe."

So sehr aber der alte „Vorwärts" den Tabak liebte, so war er durchaus kein Liebhaber von kostbarem Pfeifengeräth, und am liebsten rauchte er aus einer langen holländischen Thonpfeife, welche bekanntlich ein höchst zerbrechliches Instrument ist. — Aus diesem Grunde hatte er denn unter seinen „Jungen" sich einen eigenen „Pipenmeister" erwählt, der die Aufsicht über eine lange Kiste wohlverpackter Thonpfeifen führte, das kostbarste Stück der Blücher'schen Feldequipage. Zerbrach eine der Pfeifen, so war das ein Ereigniß, das für unsern alten Helden vielleicht mehr Wichtigkeit hatte, als ein kleines Scharmützel mit dem Feinde. Es ward in solchen Fällen die „Bleffirte" genau untersucht, war der Stiel nicht knapp am Kopf abgebrochen, so ward sie ins Corps der Invaliden versetzt und bekam den Namen „Stummel". Eines solchen Stummels bediente sich der Feldmarschall gewöhnlich auf Marsch- und Recognoscirungsritten, und gar mancher „Stummel" ist ihm, wie Augenzeugen versichern, von feindlichen Kugeln vor dem Munde weggerupft worden, so daß er das Ende vom Stiel davon im Munde behielt.

Blücher's „Pipenmeister" zur Zeit des Befreiungskrieges war ein Mecklenburger, ein Rostocker, wie Blücher selbst, und diesem über alle Maßen ergeben. Niemand kannte so alle kleine Eigenheiten des alten Helden

Digitized by Google

als Christian Hennemann, und keiner wußte sich so dreist zu schicken. Sein eigentliches Amt als Pfennmeister verwaltete Hennemann mit größter Treue und einem fast fanatischen Eifer; die Kiste mit den Pipen war sein höchstes Gut, und der wäre seines Lebens nicht sicher gewesen, der sie beschädigt oder den Versuch gemacht hätte, auch nur einen Stummel daraus zu entwenden. Hennemann wußte genau, wie viele complette Pfeifen, Bleifirte (an welchen blos ein Theil des Stieles fehlte) und Stummel die Kiste enthielt, und zählte sie alle Sonnabend wie ein Geizhals seine harten Thaler, und gerieth schier außer sich, wenn er unter den Bleifirten Fehl fand, die nicht einmal mehr zum Stummel tauglich erschien.

Es war die Gewohnheit des „Alten", vor jedem ernsten Angriffe sich eine lange Pfeife stopfen zu lassen; aus dieser rauchte er ein paar Züge, gab sie sodann noch brennend seinem Hennemann, setzte sich im Sattel zurecht, zog seinen Säbel und mit dem kräftigen Ruf: „Vorwärts, meine Jungen!" stürmte er, auf den Feind los und schlug, bis nichts mehr zu schlagen war.

An jenem ewig denkwürdigen Morgen der Schlacht bei Belle-Alliance hatte Hennemann seinem Gebieter eben die Pfeife dargeboten, als eine Kanonenkugel dicht neben ihm in die Erde schlug, so daß Erde und Gries ihn und seinen Schimmel über und über bedeckten. Der Schimmel machte einen mächtigen Seitensprung und die schöne neue Pfeife zerbrach, ehe der alte Held noch einen Zug daraus gethan hatte.

„Steppe mich eene neue Pfeife, brenne sie mich an und warte hier einen Ogenblick auf mich, ich will blos die französchen Grobians mal jagen! Vorwärts Jungens!" und damit ging es vorwärts und immer weiter, so daß die Jagd nicht „einen Ogenblick", sondern einen ganzen heißen Tag währte. Endlich war die Schlacht geschlagen, bei dem zerschossenen Wirthshause Belle-Alliance trafen sich die befreundeten Sieger, Blücher und Wellington, und wünschten einander Glück zum großen gelungenen Werke.

Wellington erkundigte sich nach Blücher's früherer Stellung, die es ihm möglich gemacht, einen so meisterhaften und in seiner Wirkung für den Feind so verderblichen Angriff auszuführen. Blücher, der, wie gut er dreinschlug, doch nicht besonders stark im Schildern geschehener Thaten war, sprach: „Nun, ich stand nicht weit von hier, uff einer mit Busch bewachsenen Anhöhe, und wir können ja gleich hinüberreiten, daß man sich das Ding ansieht." Damit gab er seinem Schimmel die Sporen, Wellington folgte ihm und bald erreichten sie mit ihrer Begleitung den Platz. Es war Alles leer auf der Stelle, aber wo Blücher diesen Morgen gehalten hatte und von wo aus er aufgerieben war, stand ein Mann, das Haupt verbunden, den einen Arm mit einem Tuche umwickelt, und rauchte aus einer blendend weißen, langen Thonpfeife. Blücher stutzte einen Augenblick und rief dann: „Donner noch mal! das ist ja mein Christian Hennemann. Kerl! wie siehst Du aus und was machst Du hier?"

„Kommen Sie endlich?" versetzte mürrisch Christian Hennemann; „den ganzen Tag habe ich hier gestanden und auf Sie gewartet, eine Pfeife nach der andern habe mir die verwünschten Franzosen weggeschossen, einmal hat mir sogar eine bleierne Bohne ein Stück Fleisch vom Kopfe weggerissen, und die Faust da wird wohl zum Teufel gehen. Das ist die letzte ganze Pfeife, und es ist nur gut, daß die Geschichte mit dem Schießen endlich aufhörte, sonst hätten sie mir diese am Ende auch noch weggeputzt und Sie könnten jetzt mit trocknem Mund dastehen." Damit reichte Christian Hennemann seinem Herrn die brennende Pfeife, die dieser nahm, und indem er behaglich dampfte, entgegnete er: „Es ist wahr, ich hab' Dir lange warten lassen, aber siehst Du, die Kerle wollten heute nicht so gleich loosen."

Wellington hatte mit Verwunderung dem Gespräche Blücher's und seines Dieners zugehört, er blickte bald auf den Feldmarschall, bald auf den Pfeifenmeister, bald auf die am Boden verstreuten Kugeln und Baumäste, die es deutlich bezeugten, welch ein gefährlicher Posten dieser Punkt während der Schlacht gewesen war. Die Kopfwunde des Mannes erwies sich bedeutend, seine Hand war völlig zerschmettert, und doch hatte er da gestanden und gerauchт und seinen Herrn erwartet, mitten im fürchterlichsten Kugelregen.

Eine Tänzerin.

Novellette von K. Elb.

Von Warschau nach Wien,
Von da nach Berlin,
Wo geht denn die tolle Reise hin?
La, la, la! La, la, la!
Von Wien nach Berlin,
Nach München von Wien!
Da ging die tolle Reise hin.
Ha, ha, ha! Ha, ha, ha!

I.

Wie sie heißt, wollt Ihr wissen? Fast möcht ich's nicht verrathen! Ob ihr Name so klingt, oder so, es

Digitized by Google

muß Euch am Ende ganz gleich ſein; — Sennora Lalla will ich ſie nennen.

Ihr habt ſie nie geſehen? O dann bedaure ich Euch, wenn anders ein mächtig brennendes Weiberauge Euch noch entflammen kann! Wirklich, ſie iſt ſchön, dieſe Tochter des Südens, ſchön wie die Houri, von welcher Mohammed ſchwärmt. Ihr Auge iſt mandelförmig geſchlitzt; nur ſelten ſchlägt ſie ganz die langen ſeidenen Wimpern auf — dann iſt ſie wild wie die Löwin, die durch die Ruinen von Memphis jagt, weil man ihr ihr Junges entriſſen!

Ihr Haar iſt ſchwarz, dunkelſchwarz, wie das Holz jenes Baumes, der an den Quellen des Nils wächſt, jenes Baumes, deſſen Schatten die Neger der Wüſte deckt.

Sie iſt kein Frauenzimmer der Proſa, der Theegeſellſchaft — Ihr leer, wenn Ihr ſie Euch ſo gedacht. Ich möchte ihr den Beinamen geben: „der Blitz;“ ſie würde ihn eben ſo würdig tragen, wie ihn jener prächtige, mächtige, ſelbſtſüchtige Sultan trug — — — Sie kann lieben, lieben mit ſüdlicher Gluth; ſie muß ein warmes, flammendes Herz haben; ein Herz, das ſich ſelbſt genug ſein kann in den Zeiten des Schiffbruchs, und trotzig ſich losſagen kann von der Welt und ihren Satzungen — — —

II.

Es war ein dunkles, ſtilleverſchwiegenes Boudoir, ausgeſchlagen mit dunkelleather Sammettapete. Ein Tiſch — an ihm ſitzen ſieben Männer und ein Weib — wir kennen die dunkeläugige Sennora!

Was denkt Ihr, was ſie thun? In ſchwankenden Händen halten ſie die langen ſpitzigen Gläſer, aus denen der perlende Schaum des Champagners aufzittert.

— Vive veuve Cliquot! rufen Alle und ſetzen die leuchtenden Gläſer an den Mund, und das ſchöne, junge Polengeſicht dort neben der Sennora neigt ſich zu ihrer Wange herüber und reicht ihr einen langen Kuß auf ihr Antlitz. Sie umſchlingt ihn haſtig mit ihren bloßen, braunen, vollen Armen, die Andern ſehen's und drängen ſich um ſie — —

— Mir auch einen Kuß, Lalla! Mir auch einen!

So lallen ſie. Ich könnte ſie zeichnen dieſe Geſichter, dieſe weinrothen Faunenzüge. Der eine muß ein katholiſcher Geiſtlicher ſein: er hat die Tonſur; der zweite trägt eine Perille und hat wenige graue Haare — ich ſollte meinen, ich hätte ſein Geſicht ſchon irgendwo in einem Journale gezeichnet oder irgendwo in einer Gallerie berühmter Schriftſteller geleſen. Lalla erhebt ſich, wirft das ſchwarzlockige Köpfchen zurück und den langen Schleier, den ſie über die Haare gebreitet trägt.

— Macht mir Platz, ihr . . . . . ! ruft ſie und ſchwingt drohend ihre Reitgerte über den Häuptern der Anſtürmenden.

Die Gerte ſcheint ihnen wohlbekannt zu ſein, denn Alle ziehen ſich gehorſam zurück. O, ich kenne das Stöckchen! Ich könnte ein Buch ſchreiben über dies Stöckchen und über die Dienſte, die es ihr geleiſtet hat bei Portiers und Miniſtern, bei Journaliſten und Gensd'armen, bei — — —

Allmächtiger Gott, bewahre uns vor der Reitgerte Lalla's. Dieſe Reitgerte, die bei ihr ſchläft und mit ihr ausgeht, iſt aus einem Rhinocerosſchwanze verfertigt und von einem Häuptling der Senegal-Neger der Sennora als pflichtſchuldiger Tribut ihr zugeſendet worden, als Tribut der Dankbarkeit für gratis geleiſtete Liebesdienſte.

III.

— Und ich begreife nicht, wie Du überhaupt in dieſe Geſellſchaft gehen kannſt, meine ſchwarze Lalla?

Henry umhaſtete ſie. Sie preßte ſich an ihn. Aber gleich darauf ſtieß ſie ihn von ſich.

— Liebſt Du mich wirklich, Henry? fragte Lalla.

— Dich allein, wie ich Niemand liebe!

Lalla ſtand auf, eilte zum Spiegel, riß ein Kärtchen herunter und gab's ihm.

Henry ward roth; endlich lächelte er bitter und ſagte:

— Lalla, es iſt wahr! Seit heute Morgen bin ich mit ihr vermählt!

— Ich gratulire, Herr Graf, rief Lalla und ſchlug mit der ſchwarzen Reitgerte über das koſtbare Porzellan-Service, das vor ihnen auf dem Paliſander-Holztiſchchen ſtand. Seine Scherben flogen herum.

Henry lachte und ſagte:

— Ich dächte Lalla wüßte, was eine Heirath zu bedeuten hat.

— Wie, Du liebſt ſie nicht?

— Nie!

— Soll ich Dir's glauben? Sie ſtrich mit der braunen Hand über ſein ſchönes Geſicht. Ich will Dir's glauben, rief ſie dann, ſprang auf und riß das Fenſter auf. Er folgte ihr.

— Sieh' hier, oben im Blau des Nachthimmels den Leuchtenden, den Aldebaran. In Spanien haben ſie's mir gelehrt, wie die Sterne laufen, und was ſie verkünden; ſchwör' mir's beim Aldebaran, daß Du ſie nicht liebſt, daß Du mich allein liebſt!

Digitized by Google

Henry hob den Finger in die Höhe und sprach:

— Ich schwöre!

— Und ich schwöre Dir, rief die Sennora, und ihre Hand zitterte heftig und ihre Auge rollte wie das Auge einer Tigerin, ich schwöre Dir's, daß ich Dich ewig lieben will und daß ich Rache finden werde, wenn ich erfahre, daß Du sie liebst, daß Du sie je berührst! Ich schwöre Dir's!

Er stürmte fort. Sie band den langen, weiten Mantel um — ähnlich, wie ihn der baskische Landmann trägt in den Bergen, wo sie geboren ward — und auf die Locken drückte sie die faltige, hohe Mütze und warf sich auf das schöne Pferd der Ukraine, das Keiner außer ihr zu bändigen vermochte, und stürmte durch die einsamen Thore von Warschau in die Stille der Nacht hinaus.

IV.

Wir sind im Theater zu Warschau. Das Ballet ist bald zu Ende. Lalla tanzt; es ist ein Tanz, geschaffen, um ein Männerherz verrückt zu machen — es ist der wilde Tanz, durch dessen Rhythmen das spanische Feuer, die spanische Glut pufft — Lalla rast — der Geist ihres Volkes kommt über sie — plötzlich — warum blickt der Kapellmeister so verlegen nach ihr empor? — die Musik verstummt — nur eine Violine folgt in abgerissenen Tönen ihren Bewegungen — ein junger Mann spielt sie, dessen Augen versengend auf der Tänzerin ruhen — das ganze Orchester sieht ihn fragend an — der Kapellmeister schlägt seine Partitur zu — aus der Coulisse schaut ängstlich der Maitre de Ballet hervor. — Ich will Euch sagen, was geschehen ist. Lalla hat aufgehört den Tanz zu tanzen, den das Programm ihr vorgeschrieben hat; sie improvisirt und blickt unverwandt auf jene kleine Seitenloge im ersten Range — von den Zuschauern vermag keiner zu erspähen, wer drinnen sitzt — Henry befindet sich in der Loge; vor ihm sitzt sein glühend-schönes Weib, in reizender, schwarzer Tracht, wie die stolzen Polinnen sie lieben — Henry hatte sich zu ihr hinabgebeugt und auf ihren weißen Alabaster-Nacken einen Kuß gedrückt, und sie, sie hatte ihn freundlich-lächelnd angeschaut — ihn kümmerte nicht Lalla — er hatte sie vergessen an der Seite seines jungen, schönheit-strahlenden Weibes — Lalla aber hatte den Kuß gesehen und Henry's glühende Wange, die sich zu jener hernieder gebeugt. —

Henry flüsterte seiner jungen Gemahlin Etwas ins Ohr; sie erröthete, stand auf und legte ihren Arm in den seinen; dann verließen sie die Loge.

— Henry, sahst Du nicht, wie Lalla getos't? Henry, verstandest Du nicht, was Lalla gemeint mit ihren wilden Bewegungen?

Es war der Tanz der Rache, den sie tanzte — ihr Auge zuckte wild und schrecklich und einsam klang dazu die schrillende Violine — Lalla verschwand hinter der Coulisse — das Haus klatschte Bravo und rief sie — die Violine klang zwischen durch mit schmeichelnden, bittenden Tönen — Lalla aber erscheint nicht — aus des jungen Mannes Armen gleitet das Instrument und poltert zur Erde — er wird blaß und sinkt nieder — — —

V.

Es ist still und ruhig geworden auf den Straßen von Warschau. — Die Zuschauer haben längst das Theater verlassen. — Im Boudoir der jungen Gräfin schimmert die dunkelbrennende Nachtlampe — sie ist nicht allein — — — — — — — — — da schreit Etwas auf im Flure des Hotels — eine Furie leucht die Treppe hinauf und stürzt athemlos in das Boudoir. — Henry springt ihr taumelnd entgegen; eng an ihn schmiegt sich sein schönes Weib.

— Wer bist Du? will Henry rufen, doch er vermag es nicht — das Auge der Sennora macht ihn zittern. —

— Ich hab' eine Rechnung mit dem Grafen abzuschließen, spricht Sennora zur Gräfin; Entschuldigung, daß ich zu dieser Stunde erscheine, aber es ging nicht anders! Und dabei lachte sie wild auf und zog ihn mit sich ins nächste Gemach.

— Erbärmlicher, tust sie, was verspracht Du mir? Beim Lichte des Altelharan, ich will mich rächen!

Sie riß aus dem Busen einen kleinen Dolch; Henry zitterte.

— Nein, rief sie und warf den Dolch weg; ich mag nicht Dein Blut, Du feiger Verräther, für Dich ist dieß gut genug. Sie hatte die Gerte in der Hand . . . . . die Gerte, aus einem Rhinocerosschwanze gefertigt und von einem Negerhäuptling ihr übersandt als pflichtschuldigen Tribut für gratis geleistete Liebesdienste.

Armer Henry, Du jammerst mich! — —

VI.

Am andern Morgen war Lalla schen abgereist. Der junge Musikus war verschwunden. Einige Tage darauf fand man in der Weichsel einen Leichnam. — Es war der Musikus. —

Henry ging mit seiner schönen Gattin nach Paris. Paris ist eine große Stadt, wo man Mancherlei vergessen lernen kann — daß man einmal eine Heimath gehabt und ein Vaterland — wo man seine Träume

Digitized by Google

und Thränen vergessen lernen kann und auch, daß man einst Hiebe mit der Reitgerte bekommen hat.

Der königliche Liebhaber.

Ganz Paris hat in diesen Tagen von seltsamen Gerüchten geflüstert, die Jedermann eifrig anhörte und weiter erzählte, an die aber Viele nicht eher glaubten, als bis ihnen in dem Moniteur offiziell — widersprochen wurde. Wir theilen sie mit, wie wir sie vernommen haben. Es war in den Kreisen, die dem Hofe am nächsten stehen, wohl bekannt, daß jener der königlichen Prinzen, auf dem die Augen am meisten ruhen, vor seiner Verheirathung eine romantische Neigung für die Tochter eines der ältesten Generäle, eine junge Dame von großer Schönheit und fleckenlosem Charakter, fühlte. Diese Neigung verhinderte sogar beinahe die Vermählung des Prinzen, in die er endlich nur mit Widerstreben willigte. Der blinde Gott der Liebe war aber wenn auch besiegt, doch nicht gänzlich geschlagen; das Verhältniß erhielt sich in völliger Reinheit bis jetzt und glich an zarter Innigkeit dem des Namensvetters des Helden dieser romantischen Geschichte mit der Prinzessin von Cleves in den Tagen Franz I. Diese wurde bejahrt, wie aber alle Bewerber um ihre Hand zurück und verbrachte ihr Leben in Zurückgezogenheit und Frömmigkeit. Eine Gelegenheit brachte indeß die Entwickelung in unsern Tagen schneller weiter als es Jahre der Trauer vermocht hatten. Der alte General erkrankte nämlich gefährlich; die königliche Familie nahm den innigsten Antheil an ihm und ließ sich häufig nach seinem Befinden erkundigen; unser unglücklicher Prinz hielt es sogar für seine Schuldigkeit, persönlich der Familie sein Beileid auszudrücken. Das Uebrige läßt sich fast errathen. Das junge Paar sah sich wieder und mit erneuerter, gesteigerter Liebe. Das Mädchen machte sogar in einer Nacht alle Vorbereitungen, um mit dem Geliebten ihrer Jugend zu entfliehen, der zur verabredeten Stunde mit einem Wagen erschien. Aber ach — der Schmerz ist schlaflos.. So leicht auch die Tritte der Liebenden waren, der kranke General hörte sie; er rief und da ihm Niemand antwortete, sprang er auf, stürzte in das Zimmer seiner Tochter, erriethe da leicht alles an den Spuren der beabsichtigten Flucht und schlug in blinder Wuth mit einem eichenen Stocke auf den Mann los, der neben seiner Tochter stand und den er in dem matten Scheine eines Nachtlichtes nicht erkennen konnte. Das arme Mädchen fiel in Ohnmacht, aber erst als die Dienerschaft auf den Lärm mit Licht erschien, erkannte man den Rang des Freunden. Das Gerücht setzt hinzu, der General sei mit militairischer Etikette vor seinem Vorgesetzten auf die Knie gefallen, habe ihm den Degen übergeben und ihn ceremoniös mit allen seinen Leuten an die Thür begleitet, während Andere sagen, der Prinz habe sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster retten können. — Es ist möglich, daß an der Geschichte kein wahres Wort ist, gewiß ist aber, daß sie in ganz Paris allgemein so erzählt wurde und daß der Moniteur ihr widersprach. —

Miscellen und Anecdoten.

— Ein spekulirender Franzose hat Mehemed Ali von Aegypten einen seltsamen Antrag gemacht und will, wenn die Genehmigung zu erlangen ist, eine Aktiengesellschaft bilden, um seinen Plan auszubeuten. Er hat berechnet, wie viele Leinwand in Aegypten an den Mumien noch liegt und gefunden, daß dieselbe über 4 Mill. Centner beträgt. Diese Leinwand ist außerordentlich fein und wird bei der Papierfabrikation jeder andern vorgezogen. Was man jetzt zu diesem Zwecke erhalten kann, wird bereitwillig mit 12 bis 14 Thlr. der Ctr. bezahlt. Es sollen demnach sämmtliche Mumien ausgegraben und aus ihren Leinwandbändern gewickelt werden und, wenn die Rechnung richtig ist, muß die Gesellschaft glänzende Geschäfte machen. —

— Unter der Ueberschrift: „Lebensart der Königin Isabella von Spanien" erzählen französische Blätter: Obwol sie Königin, oder vielmehr weil Königin, soll Isabella II. eine wahre „Dämin" sein; nicht wie man das in Paris versteht, sondern in der eigentlichen Bedeutung des Wortes die Gattin des Königs der Wälder. Wenn Isabella die Krone verlieren sollte, sie würde sie vertheidigen können, die Lanze in der Hand; denn „sie schlägt sich wie ein Fechtmeister," und es ist ihre Lieblings-Erholung. Ihre Zeit deingt sie in folgender Weise zu: Um drei Uhr, d. h. wohlverstanden des Nachmittags, steht sie auf. Kaum gekleidet — die Toilette nimmt am wenigsten ihre Aufmerksamkeit in Anspruch —, läßt sie eine sehr leichte und elegante Equipage vorfahren, die ein Geschenk der Königin von England ist, und besteigt sie allein, früher zuweilen mit ihrem erlauchten Gemahl zur Verzweiflung und zum größten Schrecken desselben, der an ein Wunder glaubte, so oft er mit heiler Haut heimkam; denn seine königliche Ehehälfte führt selbst das schäumende Gespann mit verhängten Zügeln. Man speist um 5 Uhr; gleich nach der Tafel übt Isabella sich im Fechten oder Pistolenschießen, dann reitet sie spazieren. Heimgekehrt, wird gespielt, getanzt oder gesungen bis ein Uhr Nachts. Dann beginnt der Rath der Minister, dem die Königin immer präsidirt. Hat sie sich hier hinreichend gelangweilt, und ist die gegenseitige Sehnsucht nach dem Schlummer unüberwindlich geworden, so entläßt sie die Minister und bleibt allein bis sieben Uhr, dann geht sie zu

Digitized by Google

Bette in dem Augenblicke, wo ihr Gemahl, der sich um elf Uhr zur Ruhe begiebt, aufsteht. Als neulich ein Officier ihrer Escorte aus dem Sattel stürzte und das Genick brach, weil sein Pferd scheu wurde, ließ sie das Aas in den Schloßhof bringen, festlig es und galoppirte zwei oder drei Mal den Hof auf und ab wie der vollendetste Bereiter. Dann sagte sie mit der größten Kaltblütigkeit: Ihr sehet jetzt, daß nur die Ungeschickten den Hals brechen!

(Der Speisezettel.) Die „Bohemia" bringt folgende Anekdote aus Wien: Vor einigen Tagen kamen in Wien zwei eigenthümlich aussehende Herren in ein Gasthaus in der Stadt. Man konnte sie für Engländer halten. Besonders war der Eine auffallend groß, stark, überhaupt monströs. Der herbeigeeilte Kellner fragte ehrerbietig, was die Herren befehlen. Das Monstrum erwiederte ganz einfach: „Den Speisezettel!" Der Kellner brachte ihn, aber die Herren sahen ihn nicht an. Als der Garçon dieß eine Weile stillschweigend mit angesehen, fragte er noch einmal: „Sie wünschen?" — „Den Speisezettel," entgegnete der Riese mit größter Ruhe. — „Der ist ja schon da." — „Nun ja, darum eben bringen Sie mir den Speisezettel!" — Der Kellner blickte erstaunt die Beiden an, entfernte sich mit einer Bewegung des Kopfes, die ungefähr sagte: „die sind verrückt," und berieth sich über diese Entdeckung mit dem Wirthe. Dieser geht sofort auf die sonderbaren Gäste zu, aber das Fragen mit dem „Wünschen" und das Antworten mit dem „Speisezettel" geht von vorne an. „Wartet nur," lächelte der Wirth, „Ihr Beide seid mir lange nicht gescheit genug. Entweder wollt Ihr mich zum Besten halten oder Ihr seid verrückt; aber für das eine wie für das andere bin ich der Mann, Euch eine Lektion zu geben." Die Fremden sahen nämlich vornehm und nobel aus, auch hatte der Gefährte des Dicken eine übervolle Börse bloßen lassen; der schlaue Restaurant ließ daher alle Speisen der Karte nach der Ordnung: Suppe, Rindfleisch, Geflügelspeisen, Braten u. s. w. auftragen. Wie erstaunte er aber, als der Monströs sich mit unerschrockenem Muthe über das Essen hermachte, dem Gastgeber seine Zufriedenheit zu erkennen gab, daß er ihn endlich verstanden habe, und ein Teller nach dem andern, wie man so zu sagen pflegt, rein wegputzte. Der Mann wurde richtig in der Ordnung mit dem Speisezettel fertig und der Andere sah die zwei bis drei Stunden ganz ruhig und gelassen, ohne ein Wort zu reden, zu. Nach Beendigung des stattlichen Mahlzeit rief der Riese: „Zahlen!" worauf sein Begleiter die Rechnung bezahlte und dem Offer eine Tausends-Pfunds-Note (über 12,000 fl.) gab. Es waren zwei wettende Briten. Der Wirth sah ihnen schmunzelnd nach, nicht ohne den frommen Wunsch, mehre solcher liebenswürdigen Wettenden bei ihm einkehren zu sehen.

(Einiges aus Saphie's letztem Vorteag in München.) Mann und Frau sind ein Leib und eine Seele; der Mann ist der Leib, die Frau die Seele. Ist dem Manne die Traurigkeit zu verdenken, wenn er an die Unsterblichkeit der Seele denkt? — Die Katzedse scheuen von sichtbaren Finsternissen; giebt es eine sichtbare Finsterniß? Nein, außer in München zu sehen. Vom Sendlingerthor bis zum Thal. Anfang täglich Abends 17 Uhr, wenn die Laternen angezündet werden. — Wenn Diogenes jetzt hier lebte, würde er nicht nur bei Tag mit den Laternen Menschen suchen, sondern auch Nachts mit den Menschen eine Laterne. Diogenes war überhaupt der größte Philosoph. — Im Weine ist die größte Weisheit. Also ist auch im Faße die größte Weisheit. Die Heidelberger Philosophie ist deswegen so berühmt, weil sie das größte Faß hat. — Nur der Kopfsalat hat Herz und Kopf beisammen, deswegen wird ihm auch das Leben so sauer gemacht. — Die Allopathen sagen: Vogel friß oder stirb. Die Homöopathen sagen: Vogel friß nicht und stirb doch. — Die Hydropathen denken, das Wasser ist ein Kind der Erde, der Mensch ein Kind der Erde, deswegen treiben sie ihn durch's Wasser zur Erde. — Die Deutschen können von ihren Erfindungen keinen Gebrauch machen; sie haben die Buchdruckerkunst erfunden, und dürfen nichts schreiben. — Noah war der erste Censor, er preßte den Saft heraus, und warf dem Publicum die Hülse vor. — Der Affe, sagt man, ist ein halber Mensch, zwei Affen demnach ein ganzer Mensch. — Des Menschen Bestimmung ist 70 Jahre, Adam konnte sie nicht erreichen, aus Mangel an ärztlicher Hülfe. — Die Arche Noah's war eine deutsche Erfindung, sie hatte außen und innen Pech. — Adam und Eva waren die glücklichsten Eheleute, sie hatten weder Schwiegermutter noch Hausfreund. — Adam hat Allein bei seiner Geburt nicht geschrieen, dafür bei seiner Verheirathung. — Die Gedanken sind zollfrei, die schlechten dieß den unbrochtet, und die guten gehen nicht durch. — Die Erfindung des Schwefelfadens ist nicht neu, unsere Weinwirthe haben ihn schon längst erfunden, um uns schmerzlos unser Geld abzunehmen. — In Rußland und Sibirien giebt es bekanntlich keine Krebse, sie könnten nicht weiter rückwärts. — Gerechtigkeit und Liebe sind blind, Liebe ist blind geworden, Gerechtigkeit war ursprünglich nur kurzsichtig, ist aber durch schlechte Behandlung blind geworden. — Was ist eine Oper? Es ist zu dumm zum Sagen, darum singt man es. — Die Freiheit wohnt auf den Bergen, d. h. dis man zur Freiheit kommt, ist sie über alle Berge.

— Zu Kaiser Joseph's Zeiten mußten die kaiserlichen Beamten früh Punkt neun Uhr in der Canzlei sein. — Einstens kam Joseph in ein Bureau und fand auf dem Platze des Rathes einen jungen Mann fleißig schreiben.

Joseph. Wer ist Er denn?

Schreib. Majestät, der Schreiber.

Jos. Nu, und was macht Er denn auf dem Platze?

Schr. Ich muß die Arbeit ausfertigen, wenn der Herr Rath kommt, daß sie fertig ist.

Jos. So! — und was macht denn der Herr Rath?

Schr. Majestät, — der unterschreibt.

Jos. Sag' Er, der Joseph hat g'logt, Er soll da sitzen bleiben, und der Andere soll sich auf Seinen Platz setzen.

Der glückliche Schreiber hätte zu traumen gegleaubt, wenn die Pantomime nicht begreiflich genug gewesen wäre.

In einem beliebten Münchener Gasthause besteht ein sehr praktisches Verfahren, um die Tänzer im Saale zur Begattung anzuhalten. Es werden die Tänzer und Tänzerinnen nach Beendigung einer Tour mittelst einer langen rothen Schnur übereinander und eingefangen, damit die Tänzer mit ihren Mädchen nicht „durchbrennen", denn in demselben Augenblicke,

Digitized by Google

wo die Versammlung strickumschlungen ist, nobt sich der Ceremonarius mit dem Teller und holt die Tanzgebühren, worauf man die Gefangenen wieder losläßt.

— Im Theater zu Glasgow trug sich neulich ein eigenthümliches Ereigniß zu. Es ward ein Stück gegeben, in welchem eine Schauspielerin, die Burgh mit Namen, die Hauptrolle spielte. Mit ihr beschäftigte sich vom Parterre aus ganz ausgelassig ein Mann von gutem militärischen Aussehen; um sie näher und besser zu sehen, erhob er sich von seinem Sitze, wechselte seinen Platz, bis er, nach allseitiger Musterung ziemlich laut in die Worte ausbrach: „Bei Gott, sie ist's, meine theure Eliza!" Seine Stimme drang zu der Schauspielerin Ohr, sie verfiel in eine Ohnmacht, während Aller Augen sich dem räthselhaften Manne zuwandten, der wie eine Bildsäule dastand. Der Director des Schauspiels kam eilends in's Parterre, um sich über den sonderbaren Vorfall Aufschluß zu geben. „Wer sind Sie?" frug er den Mann. „Ich bin Lieutenant Lewis, ich komme so eben von Liverpool, war 19 Jahr in ausländischen Dirnsten, ich kam mit meinem Sohne, der 21 Jahr alt ist, diese Frau ist meine Frau und meines Sohnes Mutter. Ich glaubte sie längst todt. Sie ist meine Eliza, Eliza Stanley." — Und so war es. Lewis hatte als gemeiner Freiwilliger die Bekanntschaft einer Schauspielerin Miß Stanley gemacht. Als sein Regiment in's Ausland versetzt wurde, war ihm, da in jedem Regimente nur eine gewisse Anzahl Frauen mitgenommen werden dürfen, die Mitnahme seiner Frau untersagt worden. Nach einer Reihe von Jahren war sein Name, er sei in einem Gefecht gefallen, öffentlich verkündet worden. Die Frau hatte sich nun wieder mit einem gewissen de Burgh verheirathet, der aber bereits wieder gestorben war. Lewis, der auf kriethümlich als gefallen verzeichnet worden, hatte seinerseits Todesnachrichten über sein Weib erhalten und so erklären sich denn die Gefühle, die über ihn kamen, als er sie plötzlich noch lebend vor seinen leiblichen Augen sah. Lewis war vom Director in's Heiligthum der Bretterwelt, d. h. hinter die Koulissen, zugelassen, wo die so lange Getrennten Ströme freudiger Thränen ob ihrer Wiedervereinigung vergossen. Es währete nicht lange, so ward eine neue Vermählung kirchlich vollzogen, und das neuste Brautpaar war glücklicher als vielleicht je.

— Französische Blätter berichten, daß eine Frau aus der kleinen Ortschaft St. Vincent (Ost. der Rhonemündungen), welche viel davon gelesen hatte, daß die indischen Frauen ihren Männern auch nach dem Tode noch die Treue bewahren und dadurch zu hohen Ehren kommen, wenn sie sich lebendig verbrennen, aus altem Gerümpel einen Scheiterhaufen errichtete, denselben anzündete und ganz muthig hinaufstieg. Die Flamme schlug bald von allen Seiten auf, aber der Schmerz erpreßte ihr manchen durchdringenden Schrei, was die Nachbarschaft herbeilockte. Es gelang zwar, die Flammen zu löschen, aber die Schwärmerin, welche nun schon zur Einsicht gekommen ist, wimmert kläglich auf dem Krankenlager über mehrere bedeutende Brandwunden und wird, wenn sie auch glücklich hergestellt werden sollte, doch zeitlebens die Folgen ihrer Schwärmerei bitter empfinden.

— Aus der preußischen Provinz Sachsen, 17. Juni. An verschiedenen Orten sind bei uns Reibungen entstanden zwischen den alten ehemaligen Kriegern und den Spätergeborenen, welche während der Friedenszeit ihre Militairzeit abdienten. Diese werden von jenen Plappatronensoldaten genannt, und die alten Leute sind oft wahrhaft grausam, wenn es gilt, ihre jüngern Kameraden zu hänseln. Dies hat nun jetzt zu einer traurigen Katastrophe geführt. Der Oekonom Gequl nämlich, in der Nähe von Magdeburg wohnhaft, befand sich mit mehreren von jenen alten Herren in einer Gesellschaft, wo fleißig dem Weine zugesprochen wurde und das Gespräch nach einiger Zeit auf jenes Lieblingsthema kam; vergebens machte er darauf aufmerksam, daß seine Militairjahre ebenfalls in die Zeit des Befreiungskrieges gefallen sein würden, wenn er früher geboren wäre; man gestikulirte ihm vor dem Gesichte herum und stieß ihn hin und her. Endlich zog er sein Messer aus der Tasche und drohte, den Ersten, der ihn noch einmal anrühre, niederzustechen. Auch dieses fruchtete indessen nichts — es wurde ihm zu verstehen gegeben: er möge nur zustechen, wenn er den Muth habe, aber ein Plappatronensoldat habe ja überhaupt keinen Muth! — und plötzlich sah man einen alten Krieger, welcher nicht lange darauf starb, von seinem Blute überströmt. Die Zeugen und auch der Sohn des Verstorbenen, welcher sich unter ihnen befindet, haben nun nicht allein ausgesagt, daß Gequl heftig gereizt gewesen, sondern auch, daß der alte Mann, vom Weine schwer und durch heftige Aufregung erschöpft, selbst in das geöffnete Messer seines Gegners gefallen sei.

(Thierklugheit.) Suetou erzählt, Kaiser Domitian habe einen Trupp Elephanten gehabt, die nach der Musik getanzt. Als einer wegen seiner Ungeschicklichkeit Prügel bekommen, entdeckten und überrascheten ihn die Hüter in der folgenden Nacht, wie er ganz allein auf der Wiese den betreffenden Pas einübte. — Kiecher verbürgt für einen Papagei Folgendes: Kaiser Basilius hatte seinen Sohn Leo wegen Verdachts wider ihn gesponnenen Verraths einkerkern lassen. Darauf erschien ein Klaggedicht, welches von den Hofleuten so oft gesungen wurde, bis der Kaisers Lieblingspapagei es lernte und beim Wiederholen den Namen Leo schmerzlich betonte. Nachdem der Kaiser das mehrere Mal gehört, wollte er nicht, daß der Papagei ihn an Theilnahme für Leo übertreffen sollte, und gab Letzterem die Freiheit. — Der Verfasser der Historie de la musique et de ses effets berichtet, daß er auf der Messe zu Saint Germain ein Dutzend Ratten nach der Musik auf dem Seile habe tanzen sehen, jede mit einer kleinen Balancirstange. Acht derselben führten später einen Contretanz auf, so geschickt und regelrecht wie Tanzmeister. Den Beschluß machte eine weiße tappländische Ratte, die eine Sarabande tanzte, so ernst wie ein Spanier.

— In der Stadt Hull hat sich, auf den Vorschlag des Geistlichen Dobdin — er ist anglikanischer Geistlicher, also verheirathet und zur Kenntniß solcher Dinge berechtigt — ein „Verein gegen weibliche Schnürleiber" („Anti-stay and-corset Society") gebildet. Mit einem andern längeren schönern Namen heißt der Verein: „Anti-Killing-young-women by-a-lingering-death Society" („Jungfrauenzimmer-

Digitized by Google

durchschwindsuchtödtungsgegenverein.“) Wenn doch die Herren Geistlichen nicht in Alles ihre langen Nasen hineinstecken und sich — gleichviel ob vortheilrathet oder nicht — doch am allerwenigsten um weiblicher Schnürleiber bekümmern wollten. Ein Geistlicher und weibliche Schnürleiber! Nu, Vetter Michel, du machst doch manchmal noch ein Bischen närr'sch Zeug, aber um weiblicher Schnürleiber hast du dich doch noch nicht bekümmert, du hast schon die geistlichen Schnürleiber oder Schnürbrüste satt und dicke bekommen, die deinen Gottesglauben auf ganz abscheuliche Art so arg zusammenschnüren und pressen, daß in deiner Brust kein Bischen Toleranz Platz finden kann. — Klüger würde Herr Dobbin gehandelt haben, wenn er Statt einen Verein gegen weibliche Schnürbrüste zu gründen, einen solchen gegen geistliche Schnürbrüste und geistliche Zwangsjacken gebildet hätte, damit man doch endlich ein Bischen Toleranz zu Gesicht bekäme! Daran zu denken, fällt diesen Herren aber nicht im mindesten ein, weiblichen Kleidungsstücken schenken sie ihre Aufmerksamkeit aus christlicher Nächstenliebe — aber gar zu gern!

— Ein Theatergeschäftsbureau in Leipzig hat müssen Barrieren ziehen lassen, um dem großen Andrang der engagementslosen Schauspieler einen Damm entgegen zu setzen. Es werden von früh 8 bis Abends um 6 Uhr unaufhörlich 3—4 Paar auf einmal vorgelassen. Etliche, die in der letzten Reihe standen und sich erst hatten rasiren lassen, war der Bart gewachsen, als sie zum Redacteur hineingelangten; 30 Stück, die vor Hunger umfielen, sind auf Staatskosten in das Hospital geschafft worden und im Gasthof zur Stadt Breslau wohnenden neulich in der dritten Etage blos 29 Heidenväter, 33 Intriguants und 75 jugendliche Liebhaber. Ja, gestern war der Andrang so groß, daß der Wirth drei glückliche Väter und fünf komische Alte einstweilen in der „Kleinkinderbewahranstalt“ unterbringen mußte.

— Kürzlich kam ein Handwerksbursche nach Königstein, um sich dort eine Condition zu suchen. Da er von allen Gewerbsmeistern entblößt war und schon einige Tage nichts gegessen hatte, nahm er seine Zuflucht zum Betteln. Darüber ertappte man ihn und griff ihn gleich auf, um ihn in's Amtsgefängniß zu sperren. Der Unglückliche vermochte kaum mehr zu sprechen; nur in unverständlichen Worten konnte er stammeln, man solle ihm etwas zu essen geben. Allein man gab dem Halbverhungerten den Bescheid, zu warten bis morgen. Den andern Tag fand man ihn todt am Boden, und bei der Section ergab sich, daß er des Hungertodes gestorben war.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Zu Morgenkleidern und zu Abendnegligeanzügen wählt man vorzugsweise kleingestreiften Taffet und zwar in Grün und Weiß, Amaranth und Weiß, Chamois und Weiß, Rosa und Weiß, Blau und Weiß, kurz in allen Nüancen auf weißem Grunde. Man trägt sie in Oberrockgestalt, mit ausgezackten Rucken oder mit Falzchen garnirt; auch die Volants werden ausgezackt und die Zacken sind ziemlich groß. Diese ausgezackten Volants faßt man meist mit einem Schnürchen ein. Die gebeuchten Tartatane und Batiste, die sehr hübsch aussehen, die Seidenmusline und Barges werden gern sehr reichen Zuspuz, namentlich Volants; man fürtert sie sehr oft auch mit Seide. Viele Leibchen sind vorn sehr weit brunter offen, hinten hochhinaufgehend und auf den Achseln wie im Gürtel gefalten. An den Aermeln von leichten Stoffen sind die Aermel weit, besonders unten, an den seidenen dagegen fast anliegend. Auf fast allen leichten Kleidern, die in Falten gezogen und breit ausgeschnitten sind, trägt man gestickte Canezeaux und da die Aermel oft kurz sind, kann man zu dem Canezeau passende weiße Aermel anlegen. Der Rankin spielt auch in den Anzügen der Damen und Kinder eine große Rolle. Die Rankinkleider der Kinder besonders werden mit weißer Baumwolle gestickt.

Herren-Mode. Die Herren tragen auf dem Lande und zum Negligé sehr leichte Anzüge, die theils von ungebleichtem Batist, theils von Rankin oder weißem Drell sind. Viele Elegants gehen in kurzen Röcken von Rankin oder weißem Drell einher. Diese Röcke sind vorn rin wenig rund geschnitten. Sogar ein Anzug, der ganz aus Rankin besteht, gilt für geschmackvoll; die Weste hat dabei abgerundete Schöße; ein und die Beinkleider sind unten ziemlich weit. Zu dem weißen Rocke trägt man lieber Beinkleider von Drell mit schmalen braunen oder blauen Streifen; die Weste kann weiß oder bunt sein. Die dejeunirenden Herren tragen vorzugsweise Zwirnes von leichtem Stoffe, der ebenfalls Zwirn heißt. Sie sind weit und gerade geschnitten. Zum Halbzug hat man über einander gehende Röcke (an denen die Taille bei weitem nicht so lang ist wie sonst) und Beinkleider von carrirtem oder gestreiftem Drell. Die Fracks haben eine kürzere Taille und sind ziemlich weit und bequem. Zu solchem Anzuge kann man selbst weiße oder Rankinoberkleider tragen und Westen von weißem Piquê oder schwarzer Seide. Die schwarzen sehen indeß zu Rankinbeinkleidern am besten aus. Natürlich haben diese Pantoffeln keine Schäfchen, sind aber sehr lang mit Schnepze. Man trägt fast eben so viele graue als schwarze Hute. Sie sind ehre niedrig als hoch und haben auch immer schmale Krempen. Die Jugendkleidung besteht in lackirten Stiefeln oder in Schuhen, welche letztere sehr viel getragen werden. Der beliebteste Stoff zu Bloßenbeinkleidern ist hochblau mit großen veilblauen Carreaux. Der einfarbige Drell wird wenig getragen; er muß gestreift oder carrirt sein. Zu Westen trägt man vorzugsweise sehr grosbarrirte Stoffe und sie rignen sich dazu auch am besten, besonders seit man die Westen so außerordentlich lang trägt.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Rock mit einer Reihe Knöpfen. 2. Spitzen-Mantille. 3. Kleid mit zwei breiten Volants, mit Fransen besetzt. 4. Sommer-Paletot.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heidig** in **Altenburg**.

Verlag von **R. Bächner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IIIQuartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren- und 2 Damen-, und monatlich einer Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.
2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 12½ Ngr.
Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 3. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Das verhängnißvolle Mittagsessen.

Der Kaiser Napoleon war bei der Armee, viele Meilen von seiner Hauptstadt entfernt. Cambaceres, der Fürst Ex-Kanzler, fühlte seine Brust für den Moment nicht von der Eisenhand bedrückt, welche gewissermaßen die Pulsschläge seines Herzens zählte, er athmete frei auf und erlaubte sich einzelne Schritte, welche, an sich unbedeutend, doch unsehlbar die Mißbilligung des Beherrschers nach sich gezogen haben würden, der dergleichen streng ahndete. Jetzt lag es dem Exkanzler am Herzen, einen alten Freund wiederzusehen, mit dem er im vertrautesten Verhältniß aufgewachsen war, den er dann später auf den Bänken des Convents wiedergefunden, und der seit der Consularregierung als Gegner des ersten Consuls sich von den öffentlichen Angelegenheiten zurückgezogen hatte. Napoleon hegte einen Groll gegen ihn und sah es nicht gern, wenn Mitglieder seines Gouvernements in irgend einer Beziehung zu ihm standen. Cambaceres also wollte, wie gesagt, seine jetzige Freiheit benutzen, um den Gefährten seiner jüngeren Jahren aufzusuchen, er verließ eines Morgens bei guter Zeit sein Lager, bestellte Postpferde, wählte ein leichtes Cabriolet und fuhr allein nach einer kleinen Besitzung, vier Stunden hinter Arpajon, welche sein Freund bewohnte. Cambaceres mußte zwölf Stunden zurücklegen, sechs hin, sechs zurück, um zu seiner gewöhnlichen Mittagszeit, sechs Uhr Abends, wieder in seinem Hotel in Paris zu sein, wo ihm sein Tischgenoß, Algrefeuille, zu einer delicaten Tafel erwartete.

Die Natur hat die Gabe, ein Feinschmecker zu sein, wie alle ihre Spenden, ungleich vertheilt, Vielen geht die Subtilität des Organs ab, ohne welche die köstlichsten Gerichte unbeachtet bleiben; der französische Kaiser gehörte zu dieser Klasse, er setzte gar keinen Werth auf's Essen, verzehrte die Speisen rasch, die Zeit war ihm gleich, sein Wille entschied auch in dieser Hinsicht; verspürte er Hunger, ließ er etwas herbeischaffen und war in zehn Minuten gesättigt. Seine Umgebung mußte stets so eingerichtet sein, daß er zu jeder Zeit Geflügel, Karbonaden und Kaffee erhalten konnte.

Ganz anders verhielt es sich mit dem Prinzen Cambaceres, er gehörte zu den Gourmands, die, wie Lucullus, herauschmecken können, in welcher Gegend ein Fisch gefangen, in welchem Jahre der Wein gekeltert werden. Grade an dem Tage erwartete der Exkanzler eine köstliche Sendung vom Präfecten aus Bordeaux, es

nen Korb nämlich, der große Leckerbissen enthalten sollte, unter anderen einige Dutend Feigenschnepfen, nur kleine Vögel, aber eine unbeschreibliche Delikatesse für den verwöhnten Gaumen. Der Freund, den er besuchen wollte, lebte in beschränkten Verhältnissen, ihm war also nur die Aussicht auf ein sehr frugales Frühstück geöffnet, desto glänzender aber stellte sich ihm das Bild der trefflich besetzten Mittagstafel vor Augen, welche ihn später in Paris erwartete.

Ehe Cambaceres von seinem Hotel abfuhr, hatte er die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß der Zweck seiner Reise unbekannt bliebe, er benachrichtigte seinen Haushofmeister, daß er auf jeden Fall zum Mittagsessen zurückkommen, wenn auch vielleicht später eintreffen würde. Diese diplomatische Verschlossenheit war ihm eigenthümlich, und niemand wagte daher die leiseste Frage. Sein Besuch mußte vor allen Dingen geheim gehalten werden, wenn er sich nicht den Unwillen seines Herrn und Gebieters zuziehen wollte.

Die Postillone, von guten Trinkgeldern angefeuert, thaten ihre Schuldigkeit, und schon nach einigen Stunden saß der Großwürdenträger in dem traulichen Cabinet seines Freundes, der durch die Ankunft des unerwarteten Gastes ungemein überrascht war. Wir berichten nichts von diesem Wiedersehen. Die Erinnerung der Vergangenheit, die Begebenheiten der Gegenwart, die Aussichten für die Zukunft lieferten reichen Stoff zur Unterhaltung. Die Stunden flogen wie Minuten dahin und die zur Abfahrt bestimmte Zeit rückte nur zu schnell heran. Der Abschied war schmerzlich, sie umarmten sich immer wieder und wieder und der Erzkanzler rief: „Lebe wohl, wer weiß wann und wie wir uns wiedersehen werden!“ — Dann empfahl er dem Freunde Verschwiegenheit an, stieg in sein Cabriolet und trieb den Postillon zur Eile.

Die erste Stunde unterwegs war Cambaceres ganz seinen trüben Gedanken hingegeben, die diese Zusammenkunft hervorgerufen hatte; nach und nach aber verwischten sie sich ein wenig und das Gefühl des Hungers lenkte den Geist auf andere Gegenstände, auf das treffliche Mittagessen dahein, die fröhliche Gesellschaft dabei, die Schöpfungen seines Koches, der Korb aus Bordeaux mit den Feigenschnepfen u. s. w.

Plötzlich verfinsterte sich der Himmel, schwere Gewitter waren herauf gezogen und einzelne große Regentropfen verkündeten den nahen Ausbruch. Der Wind erhob sich und bald goß der Regen in Strömen herab, die Straße stand ganz unter Wasser, so erreichte man die erste Station. Der Postillon völlig durchnäßt, wandte sich an den Reisenden, dessen Rang er nicht kannte und fragte, ob er bei diesem Unwetter weiterfahren solle.

„Ohne Zweifel,“ entgegnete der Prinz des Kaiserreichs, und um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen, ließ er ein Goldstück in die Hand des Wagenführers gleiten; dieser heftig unverzüglich seinen Klepper, ließ die Peitsche erschallen, im so weit es die Nässe erlaubte, und der leichte Wagen setzte sich in Bewegung. Cambaceres, der nicht auf ein so furchtbares Unwetter gerechnet hatte, zog eine baumwollene Mütze aus der Tasche und setzte sie auf, dann knöpfte er seinen Oberrock fest zu und warf sich in die tiefste Ecke des Wagens. „Bis sieben Uhr werde ich sicher unterwegs sein,“ dachte er betrübten Herzens, „und die schönen Speisen werden verderben.“ — Plötzlich hielt der Wagen an, der Postillon stieg vom Pferde. „Was giebts?“ fragte der Erzkanzler. — „Der Bauchriemen ist aufgegangen, die Schnalle ist zum Teufel!“ erwiderte der Postillon. „Herr, wir thun wohl am Besten, wir kehren um.“

Ein zweites Goldstück aus der Börse des Hungrigen bewog den Postillon vorwärts zu fahren. Das Gewitter aber ward immer heftiger und heftiger, der Wind tobte, der Regen strömte herab, und herniederzuckende Blitze machten die Pferde scheu. „Ein wahres Hundewetter das,“ rief der Postillon und blickte in den Wagen. „Unsereiner muß es schon ertragen, aber die armen Thiere — und der Herr da drinnen.“

Cambaceres war es unbeschreiblich unbehaglich zu Muth, der Regen drang unaufhörlich in den Wagen, er zitterte vor Kälte, und fühlte, daß er bei so bewanden Umständen nicht nach Paris gelangen könne. Er traf zu Arpajon ein, der ehrliche Postillon schickte sich an, seinem Reisenden noch einmal einen guten Rath zu ertheilen. „Sehn Sie einmal, Herr, wie rabenschwarz der Himmel ist, das Gewitter hält bis Morgen an, an allen Ecken donnerts und der Regen wird eher ärger als daß er nachließe. Wir haben zwei und eine halbe Stunde gebraucht, in Arpajon bekommt der Herr einen anderen Postillon, der jünger ist als ich, und das Ding noch nicht so recht versteht. Ich meinte, wenn der Herr gescheut wäre, übernachtete er hier im „weißen Roß,“ das ist ein treffliches Wirthshaus und ein Weinchen giebt es da“ —

„In der That, bekommt man dort guten Wein?“ fragte der Erzkanzler.

„Das will ich meinen, und ein gutes Abendbrod.“

„Wovin besteht das?“

„In Speck, den allerbesten der ganzen Gegend

Digitized by Google

und in Würsten — na, der Herr wird mirs wiedererzählen.“

Cambacerès schauderte bei Nennung dieser Speisen zusammen, seine Lage indeß und die Anforderungen seines Magens wurden ihm immer unerträglicher — — er willigte also ein und ließ sich in den Gasthof „zum weißen Roß“ fahren.

„Das ist ein reicher Kauz, Frau Martha,“ flüsterte der Postillon der Wirthin ins Ohr, „zwei Goldstücke hat er mir gegeben.“

„Der Tausend, mein braver Jean, da dank ich Dir, daß Du ihn uns zugeführt, Du sollst auch eine Flasche zum Besten erhalten und das eine von den versiegelten.“

Der Erzkanzler trat in den allgemeinen Versammlungssaal, der nichts anders war als die geräumige Küche. Er war bis auf die Haut durchnäßt, zitterte vor Kälte und ging ganz gekrümmt. Er näherte sich dem Kamin, in dem glücklicherweise ein helles Feuer brannte. Ein junges sehr hübsches Mädchen, ein rothseidenes Tuch geschmackvoll über die braunen Locken gewunden, saß an der einen Seite, an der anderen zwei große starke Kerle, die sich so breit vor dem Feuer machten, daß für den durchnäßten Ankömmling wenig Hoffnung blieb, auch einen warmen Platz zu erhalten. Einer derselben trug eine blaue Blouse und war der Fuhrmann eines Wagens, der in einer Remise auf dem Hofe untergebracht war; seine große Gestalt, sein blondes Haar und sein naives fröhliches Gesicht verkündeten den gebornen Elsasser. Sein Gefährte mit schwarzem Haar, dunklen Augen und gebräunter Gesichtsfarbe schien ein Sohn der Garonne zu sein, jeder mochte wohl einige vierzig Jahre zählen; der Letztere war der Vater des anmuthigen Mädchens, das in trübes Sinnen versunken auf ihrem Stuhle saß. Kaum aber erblickten die beiden Männer den daherschreitenden Reisenden, als sie augenblicklich von ihren Sitzen aufsprangen, ihm einen Platz anboten und ihn aufforderten zum Feuer zu treten. „Kommen Sie heran, lieber Herr,“ sprach der Mann in der Blouse, „es ist gar so trauriges Wetter! Sie sind wohl in einem unbedeckten Wagen gekommen?“

„In einem Cabriolet,“ antwortete Cambacerès im kläglichen Tone.

„Alterchen,“ fuhr der Andere fort, indem er ihm vertraulich auf die Schulter schlug, „so gehts nun einmal in der Welt. Ein Mann in Ihren Tagen müßte bequemer reisen können, aber, das geht denn nicht so.“

Der Erzkanzler, gewissermaßen gedemüthigt von dem Mitleid, dessen er nicht bedurfte, nahm sich gar wohl in Acht, sein Incognito zu verrathen. Auf ein Zeichen, das der Vater ihr gab, nahte sich Rosa, so hieß das Mädchen, dem Fremden und erbot sich mit dem liebreichsten Ton, wenn er seinen durchnäßten Rock anziehen wolle, ihm eine trockene Unterjacke ihres Vaters herbeizuholen; dieser war nichts anders als der Courier, der das Felleisen von Bordeaux nach Paris schafft. Cambacerès dankte freundlich, der Elsasser schlug ihm wieder auf die Schulter und sprach: „Nun Alterchen, dann wenigstens ein Pfeifchen geschmaucht.“

Auch diese Aufforderung mußte der Prinz des Kaiserreichs ablehnen, er tauchte nie.

„Nichts wollen Sie annehmen,“ rief der Courier, „da komme ich mit einem dritten Vorschlag. Jacques Dunkett und ich, wir machen, bis das Abendessen fertig ist, ein Spielchen, wollen Sie der dritte Mann sein?“

Im höflichsten Tone entgegnete der Erzkanzler: „Gern, dann sind wir unserer vier, Mamsell Rosa wird doch auch Theil an dem Spiele nehmen?“

„An dem Abendessen, Alterchen,“ entgegnete der Vater, „an dem Spiele nicht, sie versteht nicht die Karten in die Hand zu nehmen. — Vor allen Dingen aber muß man wissen, mit wem man sein Glas anstößt und mit wem man speist. Der brave Mann dort, ist, wie gesagt, Jacques Dunkett, in Straßburg geboren, ein Frachtfuhrmann; ich heiße Rousset, bin aus Bordeaux und fahre die Post — na und Sie, Alterchen, wer sind denn Sie? Ich wette, Sie sind aus Paris.“

„Ja, ganz recht,“ erwiderte Cambacerès verlegen.

„Und ich glaube auch Ihr Geschäft errathen zu haben,“ fuhr der Courier fort, indem er nach der seinen baumwollenen Kopfbedeckung schaute, „Sie verfertigen gewiß baumwollene Mützen.“

„Richtig gerathen,“ antwortete der Prinz mit einem unterdrückten Seufzer, „ich verfertige Nachtmützen.“

„Ha ich glaube in der Rue St. Martin?“

„Nicht also, in der Rue St. Denis.“

„Nun aber, der werthe Name?“

„Ich nenne mich,“ versetzte der Kanzler rasch entschlossen, „Blaise, Blaise Ducomun; sprechen Sie einmal bei mir vor, Sie werden in meinem Magazin treffliche baumwollene Waaren finden.“

„Meine Kundschaft soll Ihnen nicht entgehen,“ sprach mit einer gewissen Prätentiemiene der Courier. — „Für jetzt aber, wie gesagt, ein Spielchen! — Frau Wirthin, besorgen Sie uns ein gutes Abendessen — der Herr da bezahlt — das heißt, wenn er verlieren sollte, versteht sich. Jetzt aber geben Sie uns Karten.“

Digitized by Google

Frau Martha brachte ein Spiel Karten, welche ganz dick und fettig waren, sie rückte einen kleinen Tisch in die Nähe des Kamins und das Spiel begann. Der Großwürdenträger des Kaiserreichs saß zwischen einem Fuhrmann und einem Postboten, und hätte über seine schlechten Mitspieler augenblicklich den Sieg davon getragen, wenn nicht seine Augen und Gedanken fortwährend mit der Wirthin beschäftigt gewesen wären. „Was sie und nur zurecht braten wird," dachte er, „für mich, dem in der Hauptstadt die leckersten Gerichte erwarten! Speck, Würste, wenns hoch kommt, Kalbfleisch. Hu! Kalbfleisch in einem Wirthshause ist ein furchtbares Gericht." —

Diese Betrachtungen ließen ihn gar nicht auf das Spiel achten, er behielt die Trümpfe in der Hand, warf die unrechten Karten zu, und verlor die erste und zweite Parthie.

„Aha, Herr Blaise Ducomun, Ihr müßt das Abendessen bezahlen," sprach lachend der Courier. „Gott gebe, daß wir nur etwas Gutes bekommen," antwortete aus beklemmter Brust der Prinz. „Ob das Gewitter noch anhält?" fragte er dann die geschäftige Wirthin.

„Es regnet und stürmt noch wie zuvor, laß sich der Herr nur gar nicht in den Sinn kommen, weiter zu fahren, Hals und Beine würden Sie brechen. Ich habe oben die beste blaue Stube, mit einem sauberen Bett, da kann der Herr bequem übernachten — sicher so gut als in dem Laden der Rue St. Denis," fügte Frau Martha lächelnd hinzu.

„Mich aber treiben wichtige Geschäfte nach Paris."

„Jetzt aber ist das Essen fertig und das wird dem Herrn so schön schmecken, daß er Paris und das Weiterfahren vergißt!" —

Mit Rosas Hülfe deckte die Wirthin zum weißen Roß ein weißes Tuch über einen Tisch, legte vier Couverts darauf, brachte zwei versiegelte Weinflaschen herbei, stellte Stühle hin und lud ihre Gäste ein, Platz zu nehmen.

Das war die ehrlichen Leute, Dunkett und Rousset, Abendessen nannten, galt für den Großwürdenträger des Kaiserreichs als Mittagsmahl. Es war sieben Uhr und er mußte durchaus Bericht leisten, die Hauptstadt vor dem nächsten Morgen zu erreichen. Er nahm daher mit einem Seufzer neben Rosa Platz. Eine Terrine gefüllt mit Suppe ward aufgetragen, deren Anblick allein schon hinreichte, Cambaceres jeden Appetit zu benehmen, Rosa erklärte ebenfalls, sie wolle nur ein gekochtes Ei essen, der Fuhrmann Dunkett nahm eine kleine Portion, die er nur gezwungen verschlang, Rousset kostete die Brühe, sie behagte ihm aber auch nicht. Nun wurden Omeletten aufgetragen, aber sie waren mit so ranzigem Speck gebacken, daß Cambaceres nicht daran denken konnte, davon zu genießen. „Geben Sie mir zwei Eier, ich kann das da nicht essen," sprach er sehr betrübt. Der Fuhrmann fluchte und schalt und rief, man solle ihm ein Stück Käse bringen, sonst müsse er Hungers sterben. „Verteufelt schlecht ist grade heut alles," rief der Courier und sann ein wenig nach, indem er den Erzkanzler mitleidig betrachtete, der wie ein wahres Bild der Verzweiflung dasaß. „Aelterchen, Papa Ducomun," sprach er endlich, „wir wollen etwas essen, zum Teufel etwas recht Gutes."

Der Courier führte seine Tochter bei Seite und sprach einige Worte leise mit ihr, das Antlitz des Mädchens ward aber so bestürzt, daß man es ihr deutlich anmerkte, wie sie den Vorschlag des Vaters durchaus verwarf, er aber gebot ihr etwas mit sehr strengem Tone und sie mußte gehorchen. Rousset schrit nun heraus und kam nach kurzer Zeit wieder, ein Päckchen in seiner Hand, das er Rosa einhändigte. Diese wandte sich an die Wirthin, bat um Geschirr und verschiedene andere Dinge, die der Vater bezahlen wollte, und stellte sich geschäftig an den Heerd; Rousset gab sich Mühe seinen Tischgefährten, Papa Ducomun, zu beschäftigen, damit derselbe die ihm zugedachte Uebertaschung nicht zu früh bemerke. Nach einer Viertelstunde näherte sich das anmuthige Mädchen, mit vom Feuer schön gerötheten Wangen, dem Tische und setzte eine Schüssel darauf, deren Aroma allein schon hinreichte, den prinzlichen Tischgenossen zu entzücken. Einige Dutzend appetitlich gebratener kleiner Vögel verbreiteten diesen köstlichen Duft. Ein Ausruf der Bewunderung entfloh den Lippen des Erzkanzlers.

„Jetzt Papa Ducomun," rief Rousset sehr heiter, „jetzt geben Sie Acht und folgen Sie meiner Anweisung, Sie werden sich dabei wohl befinden. So ein kleines Thier ergreifen Sie, lösen den Schnabel und verspeisen zuerst den Kopf. O, wenn Sie da hinein beißen, der Saft — das kennt man in Paris nicht!"

Cambaceres folgte genau der Anweisung, schnalzte als Zeichen des größten Wohlbehagens mit der Zunge und entgegnete im Essen: „Sie haben Recht, Rousset, das ist etwas ganz Unvergleichliches, ha, Sie sind ein Kenner!" — Und er wiederholte das Experiment und verspeiste einen Vogel nach dem andern, die beiden Gefährten langten ebenfalls zu und so wurde die Behaglichkeit allgemein. Cambaceres griff zu einer Flasche Wein, entkorkte sie, füllte die Gläser und trank zuerst. „Nicht

Digitized by Google

herunter zu bringen!“ rief er, indem er das Glas niedersetzte.

„Sie haben Recht, Papa Ducomun,“ sprach Reussel, „der Wein ist nicht zu trinken. Schade, recht schade!“

„Der ist ärger als Essig,“ bemerkte der Elsasser. „Doch warten Sie,“ fügte er nach einigen Minuten hinzu, „ich bin gleich wieder hier, die Sache läßt sich einrichten.“ Er verließ den Raum und kam nach ungefähr zehn Minuten wieder, in den Händen Flaschen mit langen Hälsen haltend. Er löste mit großer Geschicklichkeit die Korke, spülte zuvor die Gläser aus und füllte sie dann mit dem mitgebrachten Getränk. Der Erzkanzler kostete — Himmel, es war der schönste Rheinwein, ganz die köstliche Blume, der Geruch, der kleine seltsame Nachgeschmack, von Kennern so geliebt.

„Alle Tausend Donner!“ rief Reussel, „solchen Wein habe ich in meinem Leben nicht getrunken. Rosa koste einmal.“ Das ruhige, sinnige Mädchen aber trank nur Wasser und blickte traurig auf die fast geleerte Schüssel der Vögel.

„Nicht wahr, das ist ein Weinchen,“ sprach der Fuhrmann, „und wie köstlich schmeckt er nach Euren Berchen.“

„Berchen?“ entgegnete der Courier verächtlich, was fällt Euch ein? Feigenschnepfen sind's.“

„Feigenschnepfen, so, so,“ wiederholte Cambacerès bedächtig, indem er einen Vogel zerlegte.

„Ja, ja, Alterchen, Feigenschnepfen, und noch obenein, ein Geschenk von dem Herrn Präfecten der Gironde.“

„Für Euch, für Euch?“ fragte der Prinz, dem eine Idee zu däumern begann und der kaum im Stande war, seinen Bissen herunter zu schlucken.

„Ei, bei Leibe nicht, ich kenne den Herrn Präfecten nicht, desto besser aber kenne ich seinen Koch, der hat mir im Namen seines Herrn einen Korb überantwortet, für den Prinzen, Erzkanzler Cambacerès.“

„So — so“ —

„Ja, ja, das ist Einer, der einen langen Arm hat und dabei ein rechter Leckermaul ist.“

Der Erzkanzler, innerlich in der größten Wuth, seine Delikatessen mit einem Frachtfuhrmann und einem Postboten getheilt zu haben, bemerkte sich bezwingend: „Aber Du mein Gott, fürchtet Ihr denn nicht, daß der Prinz, der, wie Ihr selbst sagt, ein Leckermaul ist“ —

„Papa Ducomun,“ schmunzelte Reussel, „dem Prinzen läßt sich gar leicht eine Nase drehen.“

„So, so. Wie werdet Ihr denn das anfangen, die Lücke zu entschuldigen?“ fragte Cambacerès, der sein kaltes Blut völlig wiedergewonnen hatte.

„Seht, in dem Korbe befinden sich noch Sardellen, zwei Hasen, drei Kapaunen, ist das nicht hinreichend, Alterchen?“

„Die Feigenschnepfen aber, Unglückseliger, die Feigenschnepfen!“ rief der Prinz sich vergessend.

„Erelent Euch nicht so, Papa Ducomun, die haben uns ja trefflich geschmeckt.“

„Das wird uns eben der vornehme Herr nie verziehen,“ entgegnete der Kanzler sich besinnend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dämon der Liebe.

(Fortsetzung.)

Gotthard wiederholte denselben Schwur, und besiegelte ihn mit einem langen, zärtlichen Kusse, während ihm eine heiße Thräne, die erste, seit er Mann geworden, über die Wange rollte. Lange hielt er sie mit dem getheilten Gefühle von Lust und Trauer umfaßt.

„Gotthard, mein theurer Gotthard,“ versuchte sie, von Weinen unterbrochen, neuerdings ihn zum Geständnisse zu bewegen, „was es auch sei, bedenke, daß mich tausendfach elender Dein Schweigen macht! O sprich mein Geliebter!“

„Sprechen wir doch unaufhörlich davon,“ erwiederte er endlich nur andeutend, nach kurzer Pause.

Aber die Leidenschaft durchflammte, hatte auch das verschleierte Wort verstanden, das wie ein Blitz ihr neue, brennende Wunden in Haupt und Busen schlug.

„Weh' mir! nur allzugut weiß ich es, daß mir Dein Verlust droht, wenn nicht auf immer, o es würde mich augenblicklich tödten! Doch auf lange, lange!“ rief sie, indem der volle Strom der Thränen sich aus ihren schwarzen Augen Bahn brach.

„Meine Faustine! Das Loos von Tausenden in dieser großen, bewegten Zeit! Allein —“ er vollendete nicht.

„O, um aller Barmherzigkeit Willen, Gotthard, spanne mich nicht auf die Folter, sprich es ganz aus, das Schreckenswort, Gotthard, Du mußt von dannen ziehen mit den Rittern, gegen die Sarazenen?!“

Mit gefalteten, krampfhaft zuckenden Händen, die Blicke fest in sein Auge wurzelnd, athemlos bebte sie der Bestätigung entgegen.

Digitized by Google

Gotthard aber schwieg, ihre Hand mit Innigkeit drückend.

„Nach Palästina also," sagte sie, erschüttert mit unaussprechlichem Tone, und wollte sinken.

Liebevoll unterstützte sie der Ritter, und bejahte endlich: „Im Namen des Himmels nach Palästina! Der Wunsch des Kaisers, die Ritterpflicht, o meine Faustine, der Christenglaube —"

„Weh' mir!" jammerte sie auf's Neue, „welch' schöner, schöner Traum, ach, nur gar so kurz!" und erhob die Hand zum Schwure: „Ja, bei dem Grabe des Heilands, für das Ihr streitet, meine Seele folgt der Deinen, wohin es auch sei!"

„Theures Mädchen, beruhige Dein Herz, um unserer Liebe Willen! Ich werde wiederkehren!"

„Mit Deiner Liebe?!"

„So wahr Du mir die Deine nicht entziehen wirst!"

„Nimm' diese Rose, und gedenke dieser Stunde, mein Einziger! Wohl wird diese Blume welken, doch nimmermehr die Blüthe meiner Liebe! O, Gotthard, wirst Du die Feuerprobe bestehen?!"

„Ich verstehe Dich, doch nur Einer auf Erden gehört mein Herz."

„Du erfüllest das Meinige mit süssem Troste, als kein nicht von Einer nur wirst Du geliebt werden!" entgegnete Faustine, „und darum mein Theurer —"

„Dieser Kuß möge Dir sagen, was alle Worte aller Sprachen nicht vermögen!"

Eine qualvolle Nacht hatte Faustine hingebracht. Noch betrübender, als am entschwundenen Tage, stellten sich ihr beim matten Scheine der einsamen Lampe die Bilder ihrer Zukunft dar. Sie sah den Geliebten stets vor Augen, umgeben von allen Gefahren, welche erhitzte Einbildungskraft nur immer aufzubeingen vermag, sich selbst umschwebt von dem bleichen Gespenste der Furcht, ihn zu verlieren.

Der anbrechende Morgen fand sie bereits außer dem Hause. Sie konnte es nicht länger ertragen in den engenden Mauern, mußte hinaus, Licht und Luft zu suchen, und schwachen Trost in der freien, lachenden Natur. Mit beklämmt pochendem Herzen wandelte sie bald durch die belaubten Gänge, bald warf sie sich auf einen Ruhesitz, aber vergebens! Weder der frische Morgenhauch, das üppige Grün, die Farbenpracht, der Balsamhauch der Blumen, noch die zarte, reine Bläue des Himmels und das Lied der eben erwachten Sänger des Haines vermochten ihr aufgeregtes Gemüth ruhiger zu stimmen. Licht und Luft belebtigten ihre Sinne, statt sie zu erlaben, so wie Duft und Farben und Wohllaut. Noch schrecklicher als vergangene Nacht malte sie sich jetzt die nächste wie die fernste Zukunft aus.

Sie klagte ihr Leid den stummen Zeugen, die sie umgaben. „O Ihr Mächte des Himmels," rief sie, „welch' ein Gefühl, das alle irdischen Schmerzen in einen einzigen, ungeheuren zusammenfaßt! Trennung, vielleicht für immer! Und solchen Schmerzes Uebermaß unterliegt ein Menschenherz nicht? Aber die Hoffnung? Meer und Sonnenbrand, Kampf mit Barbaren und wilden Thieren und hoffen! Hoffnung, Du grüner Strahl des bunten Bogens, den wir tausend Mal Getäuschte immer wieder kindisch umflammern, und der vor uns zurückweicht, ein bloßer Widerschein des Himmels, von dem wir träumten! Aber besitzen wir Sterbliche nicht den Schlüssel zu den Pforten, die aus diesem Jammerthale führen? Trage ich nicht Gift bei mir, seit lange, schnelltödendes Gift für den Augenblick, wo mir das Leben unerträglich würde? Doch nein! Im Grabe selber fand' ich keine Ruhe, würde einer Andern Liebe ihn umfassen, würde fremder Liebe er angehören!"

Wieder in ihr Gelaß zurückgekeitt, suchte sie nun instinktmäßig dort Dasjenige, was irgendwo zu finden sie immer erwarten durfte! Trost, Beruhigung! Sie hatte sich auf einen Stuhl geworfen, und ließ nun mit selbstquälerischer Sorglichkeit alle Freuden, alle Wonnen der jüngstvergangenen Tage an ihrem Geiste vorüberziehen, forschte begierig nach jeder Spur seiner längstverhallten Worte, und konnte nicht aufhören, die betrübendsten Gedanken herauszubeschwören.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Man bemerkt in Begleitung der Lucile Grahn einen jungen Mann, der auf folgende Weise in ihre Nähe gelangte: Derselbe war Officier bei einem in London garnisonirenden Regimente und verliebte sich wahrhaft leidenschaftlich in die berühmte Tänzerin. Vergebens suchte er durch seine Persönlichkeit die Aufmerksamkeit der Geliebten auf sich zu ziehen, persönliche Eigenschaften und Vorzüge sind bei einer Tänzerin schlechte Empfehlungen und mit einer gut gespickten Börse kommt man hier jedenfalls schneller zum Ziele. Doch Geld fehlte dem Herrn Lieutenant, wie das sehr oft bei diesen Herren der Fall ist, ganz ungeheuer. Was that unser Verliebter? Um sich dem Gegenstand seiner Neigung zu nähern und in ihrer Nähe weilen zu können, zieht er seine Uniform aus und meldet sich eines schönen Morgens bei Lucile Grahn als Bedienter. Seine Anhänglichkeit und seltene Treue erregte nur zu bald die Aufmerksamkeit der Tänzerin, und in kurzer Zeit ist er ihr Liebling, dem sie alle kleine Geheimnisse und delika-

Digitized by Google

ten Kommissionen anvertraut. Er mußte oft mit brechendem Herzen zu den reichen Lords Englands zierliche, roſigt, üppig duftende Billets tragen und ähnliche poſtillon d'amour-Dienſte leiſten. Beinah ein ganzes Jahr beklebete der ehemalige Oſficier ſeine Bedientenſtelle, und allgemein betrachtete man ihn als verſchollen, als er eines Tages bei einem Mittagseſſen, das die Tänzerin veranſtaltete, von einem der Gäſte erkannt wurde. Die Tänzerin, die ſich durch ſolchen Triumph nicht wenig geſchmeichelt führte, ließ augenblicklich den angeblichen Bedienten neben ſich Platz nehmen, und ſeit jener Zeit iſt er ihr bekläter Günſtling.

— In Indien exiſtiert ein großer Tempel, in welchem das Geſchlecht der Flöhe göttlich verehrt wird. Täglich werden eine Anzahl nackter Parias — die niedrigſte Klaſſe der Indier — hineingeſperrt, die ſich non den kleinen ſchwarzen Göttern, chen zerdrißen und ſchröpfen laſſen müſſen.

Das Geheimniß.

Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Göthe.

Merch lautes Flüſtern in den Zweigen!
Welch fröhliches Geſchwirr ringsum!
Ich bin nerſtimmt; du fragſt: warum? —
Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen!

Ich flieh in dieſen Wonnetagen,
Dem blühten Uhu gleich, das Licht;
Doch kann ich dir den Grund nicht ſagen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht.

Zwar Kümmerniſſe, die uns beugen,
Die ſollen wir dem Freund verteau'n;
Drum laſſ' ich lieber in mein Herz dich ſchau'n —
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen.

So wiſſe denn; von hinnen muß ich eilen,
Da mir dem Schuldthurm droht das Stadtgericht;
Gern würd' ich länger hier verweilen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Guter Rath.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Göthe.

Schuldenhaufen auszukneifen,
Lieber Franz, faß du beſchloſſen!
Wegen der Paar Hundert? — Poſſen! —
Willſt du immer weiter ſchweifen?
Wird doch lieber um Roßhufen; *)
Reich und ſchwach iſt ihr Papa;
Der bezahlt dann deine Schulden —
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Greif nach dieſem überreifen,
Sinnig-gelben Pomeränzchen;
(Geld und Gold ſind Sippen Fränzchen!)
Lerne nur das Glück ergreifen!

Thöricht, wer, es zu ergagen,
Wandert nach Amerika;
Faſſe du's nur dreiſt am Kragen,
Denn das Glück iſt immer da!

*) Roßhufen — Umdeutſchung des Namens Philippine.

Pariſer Modenbericht.

Damen-Mode. Auf den Kleidern, die man nicht mit Volants auspuzen will, bringt man breite ſeidene Franſen an, die ſehr ſchön ſind; überhaupt giebt die Poſamentierarbeit die reichſten wie die einfachſten Garnirungen, je nachdem man ſie wählt; ſie paßt zu Morgenkleidern wie zu Putzkleidern; man garnirt damit die Mantillen und benutzt ſie ſelbſt an den Aermeln; ſo verlangt es die Mode. Das beſchreibendſte Kleid wird aber auch ſchön durch ſolche Verzierungen, die jedenfalls noch ſehr lange modiſch bleiben. Die kleinen Oberröcke iſt das Mittelſtück vorn in breiten Zacken ausgeſchnitten und dieſe Zacken werden von Poſamentierarbeit eingefaßt und durch einen großen Knopf feſtgehalten. Der Aermel, welcher von dem Gürtel aus nach der Achſel zu geht und auf dem Rücken eine rundliche Berthe bildet, iſt ebenſo ausgezackt wie die Aermel, die oben bis an den Ellenbogen offen ſind. Andere Oberröcke von Taffet haben drei und zehn ſehr kleine ausgezackte Volants dicht neben einander. Viele Kleider von Jaconas oder Brillantés haben eine Mantille von gleichem Stoffe, die man mantiné nennt; wenn ein ſolcher Anzug aber ganz modiſch ſein ſoll, muß die Garnitur, die ihn umgiebt, mit einer etwa zwei Finger breiten Spitze eingefaßt ſein. Dasſelbe gilt von den offenen Ueberröcken und den Röcken darunter, die man im Hauſe trägt. Das Weißgrundige iſt für ein ſolches Negligé immer das Ausgezeichnetſte, mit Ausnahme des Nankin. Die glatten, mit Spitzen garnirten Ueberwürfe in halbdeiſen und halbbunten ſchillernden Farben haben den eigentlichen Sommer-Mantillen Platz machen müſſen und man hat deren eine unendlich verſchiedenartige Menge: die Mantillen von geſtickter Muslin mit Volants, die meiſt mit Spitzen garnirt ſind; die Chanel-Mantillen mit einer breiten Krauſerei rund herum; die kleine Gräfin-Mantille, die über und über geſtickt iſt und die erforderliche Größe durch eine ſehr breite Spitze erhält; ferner, außer den ſchon erwähnten Mantillen von Jaconas und Brillantés in der Art des Kleides, Mantillen von Nankin oder chineſiſcher Leinwand mit weißer Stickerei oder Ueberzeck von gleichem Stoffe. Die letzteren trägt man natürlich, ſelbſt auf dem Lande, nur beim erſten Negligé. In den Seebädern ſieht man nur kleine Mantillen oder Visiten von roſa, kobaltgrünem, himmelblauem oder lilas, beſonders aber weißem Pour de Soie; einige der letztern ſind roſa gefuttert und mit ſehr zierlichen Poſamentierarbeiten ausgeputzt, nämlich mit Bortenſpitzen, mit langen ſeidenweichen Franſen oder, zum großen Putz, mit Volants von Spitzen. Ueberhaupt muß man jetzt die Neigung in den Bädern und in den Seebäderſtädten ſuchen, denn in Paris iſt nur wenig davon zurückgeblieben. Die kleinen Sonnenſchirme, welche die Damen im Wagen tragen, ſind ein wahrer Schmuck geworden. Man denke ſich ein Armband, ein Collier, das Reizendſte, was die Kunſt des Juweliers geſchaffen hat und das den Griff dieſes Schirmes bildet, der ſtets von weißem Moire oder Pour de Soie iſt, mit dreiten Franſen umgeben. Dieſe Schirmchen werden in Sammetetui aufbewahrt, welche mit weißem Atlas ausgeſchlagen ſind, ein geſolbenes Schloß und oben auf dem Deckel die Namenschiffre der Beſitzerin haben. Die Stiele dieſer Schirme ſind von Schildkrot, mit Gold eingelegt, aus Lapis und Gold, aus Perlmutter, Elfenbein oder mattem Golde mit goldenen Ketten, die ſich unterreinanderſchlingen. Die ſchönſten ſind mit Steinen

Digitized by Google

mit Perlen verziert, namentlich mit kleinen Smaragden oder Rubinen, die in Silberarbeit gleich jener der Tulaer Dosen eingelegt sind, welche jetzt sehr beliebt ist. Diese Schirmchen werden den Damen meist von Herren geschenkt. Die gewöhnlichen Sonnenschirme, die man trägt, sind einfach und ziemlich groß, deshalb auch zweckmäßig; das Grün, das Grau und die dunkeln Nüancen sind die vorzugsweise beliebten Farben; sobald aber das Wetter recht schön wird, sucht man die zierlichen weißen, rosa und nankinfarbigen Schirmchen hervor oder die weißen, die rosa gefüttert sind. Die Fabrication der französischen Shawls vervollkommnet sich immer mehr und mehr, namentlich gewinnt das Colorit sehr. Wir sahen von den neuesten namentlich Langshawls, deren Farben so schön und so wohl nüanciet waren, daß man sie sogar Shawls von neuem Colorit genannt hat. Die neuesten Shawltücher haben einen vollen Grund mit Arabeskenmustern und schmalen Bordüren, doch sind die breiten Bordüren mit leichten Palmen in den Ecken nicht aufgegeben und sie werden, wenn sie auch minder neu sind, von vielen Damen vorgezogen. An den Sommershawls ist der weiße Grund sehr beliebt, an denen, die man für jede Jahreszeit bestimmt hat, der schwarze. Die Mode in den Shawls dauert meist, wie die Fabrikanten recht wohl wissen, sechs bis sieben Jahre und so lange muß ein Shawl, wenn er gut ist, sich schön erhalten. Zu Trauerkleidern wählt man gern schwarzen Caschemir, der sehr gut kleidet. Es kommen natürlich auch noch immer neue Hüte zum Vorscheine. So sahen wir einen von durchbrochenem Stroh, der auf jeder Naht einen schmalen Sammetstreifen hatte; auf einem von Strohspitzen waren die Sammetstreifchen grün und der Ausputz bestand in einem Zweige und in Schilfblättern von grünem Sammet; auf einem dritten bemerkten wir granatrothen Sammet, auf einem vierten penséefarbigen mit Ausputz von Pensées in Sammet. Diese Hüte sind so ganz neu und sehen so ungemein zierlich und gefällig aus, daß sie von vielen Damen sogar als Putzhüte getragen werden.

Herren-Mode. Der kurze Oberrock als Straßentoilette hat zwei Reihen Knöpfe, wie jetzt allgemein gebräuchlich geworden ist. Die Arbeit des Kragens und der Revers erfordern eine genaue Berechnung, beide sind sehr dünn, und ganz leicht gefüttert. Der Oberrock ist mit einer schmalen Borte à cheval besetzt und die Fracks sind mit offenem Rande gesteppt. Die Gilets weichen etwas von dem gewöhnlichen Schnitte ab und bilden nicht mehr die ewigen Spitzen, die bis auf den Unterleib zu hängen pflegten. Es umgiebt die Hüften und kann bis unten zugeknöpft werden.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Kurzer Rock. Lange Weste, aber ohne Spitzen.
2. Kleid mit Spitzenvolants besetzt. Spitzen-Ueberwurf.
3. Pelerine von Spitzen. Kleid mit Volants. Schärpe.
4. Runder Frack, carrirte Beinkleider.

Empfehlung.

C. P. Krey, Posamentirer in Leipzig, Barfußgäßchen Nr. 7. fertigt alle Arten Borten, Fransen, Quasten und Knöpfe nach den **neuesten** Pariser Mustern, billig und schön.

Erschienen ist vorläufig das

Reductions-Schema

der in 48 Theile eingetheilten halben Oberweiten sämmtlicher Körpergrößen von 24—60 Centimetres, um die in den Modejournalen gegebenen Zeichnungen und Patronen im verjüngten Maaßstabe in die natürliche Größe übertragen zu können, (Preis 5 Ngr.) und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden, im Erzgebirge durch die Expedition der Erzgebirgischen Eisenbahn.

Die

Kurzgefaßte Anweisung

in der modernen Zuschneidekunst und Bearbeitung der Herrenkleider

ein unentbehrlicher Wegweiser für jeden Meister und Gesellen

Preis 5 Ngr.

erscheint demnächst.

Die Expedition.

Gr. Windmühlenstraße. Nr. 48. 1 Treppe.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold**, in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Helbig** in **Altenburg**.

Verlag von **R. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

III Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition

VIII. Jahrg.
2) Text und mit dies monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 4. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Der Dämon der Liebe.

(Fortsetzung.)

In dieser Stimmung traf sie Ritter Richard, ihr Ohm. Seine Mienen hatten einen ungewöhnlichen Ausdruck, der das Leiden seiner Brust verrieth. Denn er sollte ihr eine Nachricht hinterbringen, die er kurz vorher empfangen, und die er ihr so gern verhehlt hätte!

„Mein guter Oheim," begann sie, seine Hand mit Ungestüm ergreifend, und den feuchten Blick auf sein Antlitz heftend, „mein zweiter Vater! Ihr seht so blaß, seid bestürzt. O, das ist nicht um Gotthards baldigen Aufbruch, der mich elend macht, ein anderes schreckliches Ereigniß kommt Ihr mir zu verkündigen!"

„Du weißt bereits, mein süßes Leben," versetzte er, und wollte noch ein Mal versuchen, die Hiobspost ihr länger vorzuenthalten, aber das Mädchen unterbrach ihn schnell, und rief angstvoll: „Nein, nein! Sprecht es ohne Zögern aus, ich lese in Euren Blicken, Gotthards Abreise ist sehr nahe? muß es doch sein, ich bin gefaßt!" Das Beben ihres ganzen Körpers zeugte vom Gegentheile. Der Alte faßte sie zärtlich am Arme. „Hier ein Schreiben von dem Ritter an Dich, meine Faustine," sagte er mit einigem Rückhalt.

Faustine erschrak heftig zusammen.

„Er nahet, der fürchterliche Augenblick, Gott! früher als ich wähnte!" rief sie weinend.

„Er ist vorüber. Muth, meine Tochter, Ruhm und Glück erwarten Deinen Freund, der ja doch wiederkehren wird. Vertraut nur auf Gott und ihn!"

Faustine hatte das Blatt mit zitternden Händen hastig entfaltet, war aber auf des Ritters Aeußerung, das Gesicht verhüllend, mit lautem Schrei auf ihre Polster hingesunken.

„Fort! — verloren, fort!" schluchzte sie, und schien fast leblos. Der Ohm rief ihre Dienerin herbei. Agnes erschien mit ihr. Vergeblich bemühten sich Beide, — Agnes selber einen Dolch im Busen! — der Ohnmächtigen Trost zu bringen. Endlich schafften sie ihr das Bewußtsein wieder. Als ihr Auge wieder auf das Schreiben fiel, ergriff sie es, und las mit bebender Lippe die geliebten Züge, die ihre Ruhe vernichtet hatten. Und sie las es wieder und immer wieder, und netzte es mit ihren Thränen, und preßte es schmerzvoll an die Brust. „Fort, in den Krieg, ohne Abschied!" rief sie, in Jammer fast aufgelöst, „ach, Gotthard, Du wolltest mir

Digitized by Google

den Wetterstreich ersparen," und stürzest mich dafür in nimmer endende Gewitternacht!" Und auf's Neue verbarg sie das Angesicht in den Polstern.

Um nichts geringer, nur stiller war der Schmerz Agnesens, deren verschwiegene, unerwiederte Liebe in verborgener Kammer dem Entrückten nachweinte, den sie wohl niemals zu besitzen hoffen durfte, aber darum nicht weniger liebte. Es gereichte ihr zum Troste, ein zweites Wesen, wie ungleich, ja gewissermaßen feindlich es ihr auch sonst entgegenstand, jetzt in gleichem Leid mit ihr vereinigt zu sehen. Der süßen Beredtsamkeit ihres Mundes, die ein kindlicher Glaube, ein unerschütterliches Vertrauen auf die Vorsehung unwiderstehlich machte, ihren Hinweisungen auf eine glücklichere Zukunft gelang es, nach einiger Zeit den Sturm in Faustinens Busen zu beschwören; ihren Jammer zu mildern, während ihr selbst der einzige Trost kindlicher Ergebung in die Fügungen der Allmacht blieb. Ungeliebt zwar, aber in Gotthards Nähe durfte sie weilen, durfte ihn sehen, sprechen, ob auch mit innerlich blutendem Herzen, durfte den Wohllaut seiner Rede mit gierigem Ohr einsaugen. Dies war ihr ganzes Glück, wenn nicht etwa das noch anzuschlagen kommt, daß ihr Eifersucht völlig fremd war. Jetzt war sie auch jenes armen Trostes verlustig geworden, und lebte, zuversichtlicher als die Welfin, der Hoffnung des Wiedersehens, das ihr Herz auf's Neue zwischen Lust und Trauer theilen würde. — —

Zwei lange trübe Monde schwanden hin, ohne daß Nachricht von dem so schmerzlich Vermißten nach Rheinfels kam.

Der alte Burgherr suchte während dieser Zeit durch alle ersinnliche Zerstreuungen Faustinens Geist aufzuheitern; er gab Feste, bei welchen Musik und Tanz ihren wohlthätigen Einfluß auf trauernde Gemüther bewähren sollten.

Eines der glänzendsten dieser Feste hatte eben wieder begonnen. Tausend Lampen warfen ihre bunten Strahlen durch Wipfel und Gemach, der Garten stand in Tageshelle, und Alles war aufgeboten, bei der zahlreichen, stattlichen Gesellschaft eine fröhliche Stimmung hervorzurufen. — Vorzugsweise sollte diesmal die Tonkunst mit ihrem Zauber das Ihrige thun. Ein durch die Gegend reisender Künstler aus Nürnberg war berufen worden, mit seinem Schattenspiele der Unterhaltung Abwechslung zu geben. Viele von den Rittern und Frauen, welche aus der Nachbarschaft, ja selbst aus entlegeneren Gauen herbeigekommen waren, trugen durch ihre Leistungen in der Musik selbst bei, das Fest noch anziehender zu gestalten. Aber bekümmert sah der Spender aller dieser Freuden, wie sie alle machtlos an Faustinens Seele vorübergingen.

Nun hatte ein junger, provençalischer Ritter, Lothar geheißen, und auf einer Reise nach Holland begriffen, seine Laute, die er gleich den Troubadouren meisterlich zu spielen verstand, gestimmt, und begann zu einer anmuthigen Melodei, mit seiner ausnehmend wohlklingenden Stimme zu singen. Es war ein Liedchen an die Rose, dessen Worte wohl nur zufällig Beziehung zu den hier waltenden Verhältnissen hatten.

Er sang:

„Ob des Tages Glanz entschwunden,
Immer ist nicht tiefe Nacht,
Sterne bringen Himmelskunden,
Und des Mondes Silberpracht.

Wenn zu fernen Aetherhallen
Zog die Sonne goldig blond,
Laß nicht Deine Blümer fallen,
Triebe weißt Dir auch der Mond!

Liebt Dich, wenn Gewitter drauen,
Liebt Dich bei der Weste Scherz,
Ach, und alle Funken streuen
Möcht er in Dein duftend Herz!

Laß den Liebenden gewähren!
Rosenthau, so hell und rein,
Nimmer, nimmer Trauerzähren,
Freudenthränen soll er sein.

Floh vom Himmel auch die Sonne,
Erde bleibt ja doch erhellt,
Rose, strahlst in jeder Zone,
Sonne Du der Blütenwelt!"

Mit inniger Freude bemerkte Richard in Faustinens Zügen, daß die weichen, schmeichelnden Klänge des Liedes, ungeachtet des eben nicht besonders trostreichen Inhaltes, eine gewisse Ruhe darüber zu verbreiten schienen, die er seit Gotthards Entfernung eben so sehnsuchtsvoll als vergeblich herbeigewünscht hatte.

„Himmlische Kunst der Töne!" rief er leise sich selber zu, „Du allein könntest uns glauben machen, daß nicht alle Fabeln — Fabeln seien, daß der Orpheus, den uns die Mythe darstellt, wirklich so leibte, lebte und wirkte! Flöße denn neuen Lebensmuth auch in die Brust der Armen!" —

Nach Beendigung des Liedes erhob sich die Gesellschaft, und folgte dem Eigner des Hauses nach einer andern Stelle des Gartens, wo jetzt der Meister aus Nürnberg seine Künste zu entfalten begann. Lothar war so glücklich, von Faustinen freundlich angesprochen

Digitized by Google

zu werden, und aus ihrem schönen Munde viel Angenehmes über sein kunstvolles Spiel und seinen „zum Herzen dringenden Gesang" zu vernehmen. Sie hatte kein Auge für das Schattenspiel, das jetzt Aller Blicke auf sich zog, und schien in der Unterhaltung mit dem Fremden Milderung ihres bedrängten Seelenzustandes zu finden.

Einstimmiger Beifall lohnte indessen die für jene Zeiten eben so neuen als trefflich ausgeführten Darstellungen des Nürnbergers, und besonders ehrendes Lob ward ihm von dem Geber dieser festlichen Freuden. Als aber hierauf, ganz unerwartet, auf der durchsichtigen, straff gespannten Leinwand in scharfem Umrisse, mit künstlichem Mechanismus sich bewegend, die Christenflotte vor einer Veste der Ungläubigen erschien, und eine förmliche Schlacht geliefert wurde, erhob sich der Burgherr von seinem Sitze, und gebot, den Vorhang fallen zu lassen. „Wunden sollen hier getheilt, nicht aufgerissen werden," flüsterte er Faustinen zu. Diese aber wandte sich von Lothar zu dem besorgten Oheim, und lispelte mit ruhiger Stimme: „O, lasset die Leute gewähren, die sich so sehr bemühen, uns Erheiterung zu schaffen, und was mich betrifft, ich habe mich mit christlicher Ergebung dem Willen des Himmels gefügt, und der Glaube hat mich wunderbar gekräftigt."

Der alte Richard erkannte in seinem Innern, ohne es im Mindesten zu äußern, willfahrte Faustinen, und die Vorstellung hatte ihren ungestörten Verlauf, so wie die ganze Festlichkeit, welche sämmtliche Theilnehmer, Faustinen nicht ausgenommen, weit fröhlicher beendigten, als sie dieselbe begonnen hatten. —

Und wieder ruhte sie auf ihrem Lager, auf eben demselben, welches sie gestern eingenommen. Es flackerte die nämliche matte Flamme des einsamen Lämpchens, Niemand sprach auch jetzt ihr Trost zu, es war Alles wie gestern, nur sie war nicht mehr die nämliche! Jene marternden Bilder hatten sich mit dem Ablaufe des Tages in liebliche, ja wonnige verwandelt, und das Mädchen selber staunte ob der schnell veränderten Gestalt der Dinge, und wähnte fast zu träumen. Kaum getraute sie sich Rechenschaft über sich selbst zu geben, nur ein Gefühl beherrschte ihre Seele, das einer neu erwachten Lebenschaft.

„Ist es möglich!" sagte sie ein Mal über das andere, „ist es möglich, daß Empfindungen der tiefsten Brust, die von unserem Leben unzertrennlich zu sein scheinen, sich so plötzlich umgehalten können, wie ein Lüftchen zum Sturme, ein Wellchen zur Woge, ein Funke zur Flamme wird? Ist es möglich, daß ein Auge, der Ton der Stimme so mächtig zu wirken vermag, daß ein Abgrund der Leidenschaft sich ausfüllt, um einen andern zu öffnen?! — Aber nein, nein! Nicht Auge, nicht Stimme, ein höherer, gewaltigerer Zauber muß es sein, was ein Herz so schnell sich unterwerfen kann! — Oder täusche ich mich über mich selbst?" fügte sie, ängstlich geworden, hinzu, „die Sterne sollen mir Antwort geben!" Und sie eilte in's Freie hinaus, und blickte wie fragend hinauf zu den demantnen Augen des Himmels. — „Nein, es kann nicht Täuschung sein," fuhr sie fort, „warum dann leuchteten mir diese Engelsblicke vom Himmel nieder, und zögen mein Auge, mein Herz mit Allmacht zu sich empor? Warum dann würden mir diese irdischen Himmelsdüfte Paradieseswohlgerüche dünken, warum möchte ich diese Bäume, die ich noch eben erst haßte, mit Innigkeit umarmen, wie verwandte, geliebte Wesen?! Und dies Lied der Nachtigall, gestern noch scheidende Töne, heute Gesang der Sphären, — ein einziger Jubelchor die ganze Schöpfung! — Ja, ich muß es mir gestehen, und mit Entzücken sei's gestanden: Ich liebe! liebe Lothar!"

Während Faustine so den stürmischen Gefühlen ihres Herzens seinen Lauf ließ, war Agnes im stillen Gemache der Mutter, wo auch ihrer kein Schlummer wartete, mit der Matrone im vertraulichsten Gespräche begriffen.

„Mein Kind," sagte die Mutter zärtlich und schonend, „ich errathe, was an Deinem Herzen nagt, was Du mir und Dir selber verschweigen möchtest, o, verhehle mir's nicht!"

Agnes bewegte das Haupt verneinend.

„Agnes, mein Kind, vertheyl' es Deiner Mutter, Deiner Freundin nicht; Du hast mit Deinen Kummer, Deine Neigung zu einem Manne anvertraut, nur den Namen, — gestehe es nur, Du liebest Gotthard?"

Agnes senkte schweigend die Blicke.

„Ja, meine gute Tochter, auch Du liebest ihn! und mit Betrübniß bemerke ich, wie sein Entfernen Dich nicht minder erschütterte als Faustinen!"

„Ihr habt es ausgesprochen, geliebte Mutter!" gestand das Mädchen nach kurzem Zögern endlich, mit tiefem Seufzer, „ich lege dies Geheimniß wie meinen Kummer in Euren treuen, mütterlichen Busen nieder!"

„Daran thust Du wohl, mein Kind, — aber, — keinen andern Trost vermag auch ich Dir zu geben, als den treuen Rath, Dich Deinem allerdings betrübten Geschicke zu fügen, und — zu vergessen!"

„Das vermag ich nicht, Mutter!" erwiderte Agnes, in einen Strom von Thränen ausbrechend, „vergeß-

Digitized by Google

ſen, nein! aber in mein Geſchick mich fügen, wird mich der Glaube lehren! O, wie neidenswerth iſt doch Fauſtine, nicht um ſeiner Liebe willen nur, auch um der Ruhe, die ſich wundersbar ihrem Gemüthe vermählte!"

„Bitte Gott um gleiche Huld!"

„Unbegreiflich dieſe plötzliche Ruhe, nie habe ich ſo den Frieden einem ſturmbewegten Herzen nahen geſehen!"

„Deines Vaters wegen iſt mir's lieb, denn mehr als ſeiner eigenen Tochter iſt er ihr zugethan! Mit der Gefährde ihres Lebens wär' auch das ſeine gefährdet. Du aber, meine Agnes, magſt zum wenigſten in dem Herzen Deiner Mutter Troſt finden, welches zwiefach zärtlich für Dich empfindet!"

Agnes ſank voll kindlicher Liebe an ihre Bruſt, und ſchwur, ihr Beiden dem Himmel zum Opfer zu bringen, um der Mutter willen es zu bekämpfen.

„Vielleicht in heiligen Mauern," ſchloß ſie die Unterredung, und Kunigunde ſtimmte ſchweigend, mit beredtem Händedrucke, in der Tochter Entſchluß, denn ſie vermied es, darüber zu ſprechen, um dieſe Eingebung des Augenblickes, vielleicht eines erbarmenden Engels, nicht ſchwinden zu machen. Und ſchweigend geleitete ſie die Mutter in ihr Schlafgemach, nur noch den Segen von ihr heiſchend.

Als der nächſte Morgen die meiſten Bewohner der inneren Burggemächer wieder auf die Eſtrade hinausgerufen hatte, bemerkte Richard mit neuer Sorge auf den Wangen Fauſtinens die Spuren einer durchwachten Nacht, obgleich ihre Mienen eben nicht Traurigkeit verriethen.

Mit väterlicher Theilnahme begann er unter andern milden Worten ſich über den Schimmer der Ruhe, der ſich ihren Zügen wieder mitzutheilen ſchiene, freudig auszuſprechen. Er kam auf Gotthard zu reden, und wußte es beruhigend zu erklären, daß von ihm noch keine Nachricht eingetroffen. Indeſſen war ein Diener hereingetreten, und meldete den Ritter Lothar.

„Willkommen!" rief der Burgherr freundlich. Aber Fauſtinens Augen funkelten, und hohe Röthe überflog ihr Angeſicht, während ein leiſes Lächeln ihren Mund umſchwebte. Verwundert ſahen dies die Uebrigen; Einige zum Theile aufgeklärt; doch Niemand ſprach ein Wort von dem, was er dachte.

Richard, ihre Heiterkeit bemerkend, lächelte freudig, ohne den eigentlichen Grund derſelben zu ahnen. Der Angemeldete erſchien.

„Ihr wollet doch nicht ſchon Abſchied nehmen von unſerm ſchönen Gau, Ritter Lothar?" fragte dieſen der Burgherr, „freilich mag es mit den Gefilden der Provence keinen Vergleich aushalten, — jedoch —"

„Jedoch mir ward es bereits zum Paradieſe," erwiederte Lothar freundlich, dem Alten in's Wort fallend, „und ich komme, Euch, Herr Ritter, anzukündigen, daß ich noch recht lange in dem ſchönen Rheingau zu verweilen gedenke, — wofern es dieſe holden Damen nicht übel nehmen." Er warf einen bedeutungsvollen Blick auf die denſelben erwiederte Fauſtine, während ihm Ritter Richard wacker die Hand ſchüttelte.

Agnes allein hatte dies bemerkt, und mitleidsvoll ſagte ſie zu ſich ſelbſt: „Armer Gotthard, wenn Du wüßteſt! — O, über die treuen Herzen dieſer Welt!" und feſter noch war ſie darin beſtärkt, die Braut des Herrn zu werden.

Doch wir überlaſſen die edlen Ritter und Frauen ihrer Morgen-Unterhaltung, und führen den Leſer, über noch einige Wochen kühn hinübergleitend, auf einen ganz entgegengeſetzten Schauplatz.

Die glühende Sonne Paläſtinas ſtrahlte heute einem ihr ähnlich glänzenden Siege der Chriſten über die Sarazenen, welche, ungeachtet der in ihrem Vaterlande längſt befeſtigten Herrſcherſitze der Franken, durch deren Waffenglück erſchreckt, aber nicht entmuthigt, unaufhörlich Verſuche machten, ſich der entriſſenen Beſitzthümer wieder zu bemächtigen.

Nureddin, Gebieter der Artabeken, der zu Haleb thronte, war von dem tapfern Balduin und ſeiner Kriegerſchaar vor Joppe geſchlagen worden, und durch die Thore der eroberten Veſte zogen die Ueberwinder, Helme und Harniſche mit Lorbeer- und Palmenreis geſchmückt; unter ihnen, zur Seite der löwenkühnen Johanniter, Jeruſalems Schutz und Zierde, ſchritt der goldgelockte Gotthard, deſſen Schwerdt ihn würdig manch' anderem Helden des heißen Tages antreibte, den er, wenn nicht in ſeinen eigenen, doch in des Königs Augen, an Muth und Kraft bei Weitem übertroffen hatte. Balduin beſchied ihn noch am nämlichen Tage zu ſich, und ſchmückte unter Lobeserhebungen mit ſeiner eigenen güldenen Kette des Ritters Bruſt.

„Ihr ſeid ein glücklicher Streiter des Herrn! Ihr kamet, fahret und ſieget!" ſagte Balduin mit freundlichem Ernſte, „gedenket Ihr noch länger unter dem Kreuzpaniere zu fechten?"

„Verzeihet mir, mein Fürſt, ich werde nach der Heimat ziehen," entgegnete der Beiohte, „Genüge geleiſtet habe ich der Ritterpflicht, die Pflichten gegen die Meinigen beſtimmen mich zur Rückkehr nach Deutſchland, nach dem Vaterhauſe."

Digitized by Google

„So ziehet mit Gott und meiner Achtung! Ihr seid noch unvermählt?“

„Ich bin es, mein König.“

Mit steigender Aufmerksamk.it hatte Theodora, Balduins reizende Tochter, während dieses Gespräches den Ritter betrachtet und seine Worte wohl behalten. — Gerne hätte sie ihm die Frage gestellt, ob er nur der Eltern und Geschwister willen, nicht auch aus Liebe zu einem andern Gegenstande, sich nach der Heimat gezogen fühle, aber die Sitte legte ihr Schweigen auf, und nur ein flüchtiger, doch überaus wohlwollender Gruß beglückte den Fremdling, als er, von ihrem Vater Abschied nehmend, den Blick auf sie zu richten wagte. Seltsame Empfindungen hatte dieser Gruß in den Ritter geweckt, die ihn zu nicht minder seltsamen Schlüssen verleiteten. Bald glaubte er die deutliche Spur einer leichten Zuneigung entdeckt zu haben, bald verwarf er den Gedanken wieder als einen thörichten. „Aber wie dem auch sei,“ schwur Gotthard in seinem Herzen, „Dich, Faustine, soll auch eine Königstochter der Liebe Deines Treuen nicht berauben!“

Ein Zufall brachte ihn am folgenden Tage in die Nähe der Prinzessin. Sie kehrte von einem Spaziergange zur väterlichen Burg zurück. Unsern derselben ruhte sie im Schatten einer Sykomore, während ihre Begleiterinnen wenige Schritte von ihr stehen blieben. Gotthard erblickte sie, und beschloß den Augenblick zu nützen, um sich ihr noch ein Mal vorzustellen, der Tochter Balduins ausschließend seine letzte Huldigung darzubringen. Mit ehrfurchtsvollem Schritte nahte er sich der Schönen, beugte ein Knie, und bat mit gewählten Worten, seine Kühnheit nicht zu mißdeuten, nur der lebhafte Wunsch, die erhabene Tochter des großen Siegesfürsten noch ein Mal zu sehen, die Rede ihres holden Mundes zu vernehmen, habe ihn zu diesem Wagnisse bewogen. Liebenswürdig war gestern, doch mit ernsterem Blicke, als könnte allzugroße, allzufreundliche Herablassung anders ausgelegt werden, als die Sitte erheische, empfing ihn Theodora, und erwiederte ihm mit schmeichelhaften, aber kurzen Worten.

„Und Eure Abreise?“ fragte sie noch zuletzt mit einiger Betonung.

„Am nächsten Morgen, hohe Fürstin,“ lautete die Antwort.

Sie schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie: „Gott gebe Euch Glück auf Eurer Heimfahrt!“ und erhob sich von ihrem Sitze. Bald waren dem Ritter die Frauen aus dem Gesichte.

„O, über meine Eitelkeit!“ klagte er sich jetzt an, „wie verlaut wähnte ich, — wie arg habe ich mich getäuscht! Aber so ist es auch besser, und nun schnell die noch nöthigen Vorbereitungen zur Reise getroffen!“

Es war um die Zeit, wo im Oriente statt der Dämmerung die Helle des Tages sich beinahe plötzlich in Nacht verwandelt. Gotthard saß allein vor seinem Wohnhause, die weite, dunkelnde See im Angesichte, mit Gedanken bald an Faustinen, bald — an die Prinzessin beschäftiget.

Da nahte sich ihm eine Frauensperson mit schwarz braunem Antlitze, Haupt und Körper von weißem Gewande umhüllt, und sagte auf des Ritters Frage, was ihr Begehren sei, mit betrübtem Tone: „Ihr ziehet also wirklich von dannen, edler Ritter? Weh! Diese Träger und Bündel, alle diese Anstalten überzeugen mich davon! So sollen Syriens blühende Gestade nicht länger mehr noch schöner erblühen durch Eure Gegenwart?“

„Was kann dies Alles Dich bekümmern, Weib? und welche Absicht giebt Dir solche Schmeichelworte ein? — Du willst eine Gabe? Hier nimm.“

Doch das Weib zog die Hand zurück, barg sie im Gewande, und blickte ihn ausdrucksvoll an.

„Ihr würdet, edler Ritter, dies Land vielleicht nicht ganz so froh verlassen, wenn Euch bewußt wäre, — daß ein Auge, — und welch' ein Auge! — sich darob mit Thränen füllt; — daß ein Herz darüber in Wehmuth getaucht wird!“

„Was sagst Du da? Was für ein Auge, was für ein Herz? Ha, ha, braune Schöne, ich glaube fast, Du selber bist in Liebe für mich entbrannt, und dann freilich! welch' ein Auge, welch' ein Herz! Ha, ha, ha!“ lachte spöttisch der Ritter.

„Nein, Zierde Deines Geschlechtes! Blume der Heiden! Was sollte auch eine Dienerin, eine arme Sklavin! Ein ganz anderes Wesen ist es, von dem Dir meine geringe Lippe sprach. Wenn Ihr meinen Worten Glauben schenket, (und aus meinem Gesichte, wie aus diesem Zeichen mögt Ihr erkennen, daß ich Wahrheit rede,) so begebet Euch, wenn der Mond über jenem Gebirge sich erhebt, zu den Palmen, die Ihr dort am nahen Hügel erblicket, und das Geheimniß, das, wie ich denken soll, Euch nicht betrüben wird, werdet Ihr dort entsiegelt finden, gleich dem Golde der Rose beim ersten Sonnenstrahle des Morgens!“ und mit diesen Worten reichte sie ihm einen kostbaren Ring mit blitzenden Rubinen, und entfernte sich schnell.

Ueberrascht, unschlüssig, was er denken, was er thun solle, stand der Ritter eine Weile nachsinnend da; endlich beschloß er das Abenteuer zu bestehen, was es auch

Digitized by Google

immer sein möge, nicht minder entschlossen, seine Abreise in keinem Falle zu verzögern.

Ueber den Gipfeln des fernen Sindschar blickte jetzt die Scheibe des Vollmondes, umgeben von Diamanten hellfunkelnder Sterne, und tauchte die Kronen der bezeichneten Palmengruppe in ungewisses Licht, während balsamische Düfte die kühlende, fächelnde Seeluft durchwogten.

Mit eilendem Schritte und mit vor ungeduldiger Erwartung pochendem Herzen, näherte sich Gotthard der geheimnißvollen Stelle, und schon in der Entfernung von hundert Schritten gewahrte er zwei weiße Gestalten. Er konnte sich bei ihrem Anblicke des Gedankens nicht erwehren, daß irgend ein Verrath im Hinterhalte lauern könne, vielleicht ein Anschlag der im Lande wild umherschweifenden Beduinen oder der grausamen Yeziden. Aber muthig besiegte er, die Hand am Schwerte, jegliches Bedenken, und ging gerade auf die Beiden zu, in welchen er bald weibliche Wesen erkannte.

„Edler Fremdling," redete ihn die Eine, deren Angesicht ein langer, dichter Schleier verhüllte, während das übrige Gewand reizende Formen verrieth, mit einnehmender, doch leiser Stimme an: „seltsam wird es Dich bedünken, daß man Dich hieher beschied, — auch wär' es nimmermehr geschehen, wenn der Zeitpunkt deiner Abreise nicht so unerwartet schnell herangekommen wäre!" Sie schwieg in sichtlicher Verlegenheit.

Der Ritter blickte nicht ohne Verwunderung und mit Vorsicht um sich her, als wenn er Unheimliches befürchtete.

Jene aber fuhr fort: „Sei ohne Besorgniß! Nicht besser geborgen wärest Du im Schooße Deiner Heimat, nicht sicherer ist ein Kind im Schooße der Mutter, als Du, mein Theurer, an diesem Orte! — Doch nicht länger sollst Du mit Worten hingehalten werden. Der heiße Wunsch, Dich noch einmal zu sehen, zu sprechen, bevor Du dieses Land, o Gott! vielleicht auf ewig verlässest; Dich, den so hohe Tugenden zieren, dem so hoher Heldensinn eigen, — sie haben meine innige Neigung Dir erworben, ja, ich gestehe es ohne Erröthen — ungeheuchelte, tiefe Seelenneigung! — Mag es kommen, daß Du sie verschmähest, unwürdig Deiner ist sie nicht! — Mag es sein, daß bereits in Deiner Heimat ein beglücktes Wesen —" Sie hielt wieder inne.

Gotthard aber hatte die Stimme erkannt, welche sie zu verstellen bemüht war, und sagte mit unsicherem Tone: „Wer Ihr auch immer sein möget, holdes Frauenbild, Ihr sehet mich überrascht, beglückt, vielleicht allzubeglückt! Ihr ehret so hoch mich unverdient. Was ich mit den Waffen in der Hand gethan, ist wenig mehr als Pflicht des Ritters, der das Kreuz auf seiner Brust trägt, dennoch finde ich keine Worte, Euch meine Dankbarkeit zu schildern, meine —"

„Dankbarkeit? ein armes Wort!" fiel Theodora wehmüthig ein, „ach; jene Sehnsucht, die mich seit dem ersten Augenblicke, da ich Euch sah, um Euch erfüllte, lasset mich sie mit dem rechten Namen nennen, es ist die Liebe! — Liebe nur vermag ein Weib zu solchem Schritte zu bewegen, der drohende Verlust, Eure Blicke, die Ihr in Gegenwart meines Vaters auf mich gerichtet, die mir zu sagen schienen, was ich um alle Güter der Erde nicht verneint wissen möchte. O, nun wisset Ihr Alles, und das halbe Leben geb' ich hin, wäre der Grund Eurer Abreise der, daß Ihr nicht wagtet, die Hand der Königstochter anzustreben!"

Sie warf jetzt den Schleier zurück, die lieblichen, jungfräulichen Züge voll Innigkeit und Adel strahlten im hellen Lichte des Mondes vor Gotthards Augen. Bewältigt stürzte er zu ihren Füßen.

„Hohe Fürstin! O, welch' ein Bild entrollt Ihr vor meinen Blicken" rief er mit feurigem Ausdrucke.

„So hasset denn das Mädchen nicht, das um Euch so sehr sein Geschlecht, sich selbst verleugnen konnte. Unmöglich wäre mir's gewesen, als ich Euch zum ersten Male sprach, die Regung meines Herzens zu verrathen!"

„Theodora, Ihr liebet mich?!" rief jener mit schmelzender Empfindung, „ist es denn wirklich kein täuschendes Traumgebild?"

„Und nun — genug, nicht mehr verlangte ich zu wissen, Ihr habt mein Herz beruhiget. Mein schöner Freund, Ihr reiset doch wohl nicht —?"

Sie reichte ihm die Hand zum Kusse, die er entzückt an seine Lippen drückte, senkte den Schleier wieder herab und verschwand dann unter einem freudig hingehauchten „Lebewohl!" mit ihrer Begleiterin hinter den nächtlichen Hügeln.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— In Japan existirt die Sitte, alle Jahre einen der ersten Beamten vor allem Volke prügeln zu lassen, um ihn für die unbekannt gebliebenen Sünden der niedern Beamten allergnädigst zu bestrafen. In mehr cultivirten Ländern, als Japan, bekommen oft viele Unterbeamte Prügel für die Sünden eines Obern, aber nicht vor dem Volke.

Digitized by Google

— Vor nicht gar langer Zeit predigte der Oberhofprediger zu *** von den Engeln, und erwähnte unter andern der Himmelsleiter, die Jakob im Traum gesehen hatte. Der Fürst war mit seinem ganzen Hofstaat in der Kirche, und lieb den Prediger zur Tafel einladen. Beim Dessert, wo die Gesellschaft anfing etwas lebhaft zu werden, wollte sich einer von den Hofleuten, der das Prädikat hatte, dann und wann eine Sottise zu sagen, an dem Oberhofprediger reiben und sagte: „Herr Oberhofprediger, lösen Sie mir doch einen Scrupel auf, der mir bei Anhörung Ihrer Predigt eingefallen ist. Sie sagten, die heiligen Engel wären auf der Himmelsleiter auf- und abgestiegen. Nun weiß man aber, daß die Engel geflügelte Geister sind. Was brauchten sie denn da erst auf- und abzusteigen, sie hätten ja auf- und abfliegen können?" Aller Augen waren voller Erwartung auf den geistlichen Herrn gerichtet. Dieser antwortete aber ganz gelassen Folgendes: „Lieber Herr von **, ich will Ihnen die reine Wahrheit sagen. Die Engel hatten nach einmüthiger Behauptung der Rabbinen Tags zuvor die abgeschiedene Seele eines Hofmanns, der in seinem Leben gerne wie ein Freigeist aufstehen wollte, in die Hölle transportirt, und sich bei dieser Gelegenheit die Flügelspitzen ein wenig versengt. Dies war die Ursache, warum sie diesmal ihre Flügel nicht brauchen konnten." Diese unerwartete Antwort erregte ein allgemeines Gelächter; der Fürst gab seinem Hofprediger, den er sehr liebte, Beifall, und der satyrisch sein wollende Hofmann konnte lange Zeit nicht wieder zu Kräften kommen. So oft er sich an Jemanden reiben wollte, erinnerte man ihn an den Oberhofprediger. Vermuthlich hatte dieser bei seiner Antwort die Salomonische Stelle in Gedanken: „Antworte dem Narren nach seiner Narrheit, damit er sich nicht weise dünke."

— Will Jemand seine Freunde ergürnen, so gebe er ihnen einen Rath. Will ein Liebhaber das beste Mittel wissen, um seine Geliebte zu verlieren, er ertheile ihr nur einen Rath. Will ein Günstling der Vorliebe seines Gebieters ein Ende machen, so frage er ihn nur seinen Rath an. Mit einem Worte, wer allgemein verhaßt, gemieden und verschmäht sein will, hat die Mittel dazu in seiner Hand. Er ertheile nur aller Welt seinen Rath, und der Erfolg ist unfehlbar. Hier ein Beispiel. Die Freundschaft zweier junger Damen schien auf dem Felsen ewiger Anhänglichkeit gegründet. Sie endete auf folgende Art: Liebste Freundin — sagte die Eine — mich dünkt, Du hast keine Figur zum Tanzen, ich rathe Dir daher, in Zukunft davon abzustehen. — Die Freundin war natürlich durch solch einen Beweis von Aufrichtigkeit gerührt und entgegnete: Ich bin Dir, meine Zdurre, für Deinen Rath verbunden. Dieser Beweis Deiner Freundschaft verlangt eine Erwiederung: ich möchte Dir aufrichtig empfehlen, das Singen aufzugeben, weil Deine Stimme in den höhern Tönen doch gar zu unangenehm ist, zu sehr dem Quäken des Katzengeschlechts gleicht. — Natürlich befolgte Keine von Beiden den guten Rath, die Eine tanzte, die Andre sang nach wie vor, doch Beide begegnten einander in der Zukunft nur als Feindinnen.

(Der übergläubliche Colporteur. Die Mappe mit dem Prospect und Probenummern einer neuen Zeitschrift unterm Arme, die Abonnentenliste in der Tasche kam unlängst ein Colporteur in eine Stadt. Da sieht er ein großes Gebäude, das einem Schlosse gleicht. Er geht hinein und findet im Garten sechs Herren sitzen, wovon der Eine mit vielen Orden gziert ist. Colporteur öffnet seine Mappe und zeigt den Prospect. Der erste dieser Herren unterzeichnet gleich 50 Exemplare, der zweite 100 und der Dritte 150. Colporteur traut kaum seinen Augen, als der Vierte 200 Exemplare verlangt und ihm noch die Versicherung giebt, daß er eine Auflage auf einem seiner Güter erhalten solle, damit er nicht mehr zu colportiren brauche. Der Fünfte nimmt den Vierfüßt und verlangt 300 Exemplare, gleich gegen baar. Als dies der Sechste sieht, bestellt dieser die ganze Auflage für sich, ebenfalls baar, er wollte auch gleich in Gelde bezahlen. Colporteur schwebt im höchsten Himmel, fällt aber plötzlich herunter, denn der Inspector des Hauses erscheint und jagt die wüthenden Journals-Abonnenten auseinander. Der Colporteur war in ein Irrenhaus gerathen.

(Türkenkaufe.) Am 17. Mai 1687 war in Leipzig große Freude; es wurde ein kleiner Türkenknabe von 6 Jahren getauft, der am 4. October des Jahres zuvor nebst seiner Mutter von einem ungarischen Kaufmann hergebracht und für 10 Thlr. an einen Kaufmann, Adam Schmeißer, verkauft worden war. Die Mutter verhandelte man für einen Ctr. Kaffee, ob sie schon schwanger war und noch im October von einem Knaben entbunden wurde, den man wider ihren Willen der christlichen Kirche einverleibte, wie Vogel in seinen Annalen, S. 845, erzählt. Der Kaufmann Schmeißer hatte den kleinen Türken den Winter über gut im Katechismus unterrichten lassen, und so konnte er am 17. Mai 1687 in der Katholikkirche getauft werden. Es war gerade der dritte Pfingstfeiertag, und „hat dieser sechsjährige Knabe von seinem neuangefangenen Christenthume damals in besagter Kirche vor etlichen 100 Personen sein Bekenntniß so herzhaftig abgeleget und den muhamedanischen Aberglauben verflucht, daß sich Jedermann, wer solches gehört, höchlich darüber zu verwundern gehabt," sagt Dreßius in seiner Reichszeographia, Leipzig 1689, S. 677.

(Nicht aus Schilda, sondern aus Schweidnitz.) Vor Kurzem rief der Tod einen Nachtwächter vom kurzen irdischen Schlafe zum langen ewigen ab. Der Anbrang zu dem Posten war groß, und die Wahl wurde schwierig. Der Dahingeschiedene hatte nichts als ein Paar nagelneuer Stiefel hinterlassen, welche nicht dem Menschen, sondern dem Nachtwächter gehörten, und nach seinem Tode dem Magistrat anheimfielen. Einige stellten einige der Wahlherren die Bedingung aus: Wem die Stiefel passen, der sollte den Posten bekommen.

Gespräch vor Gericht.

Ammtmann. Ich frage ihn, Johann Christian Herold, ist er der Vater des Kindes, welches die geschrige Jungfrau Auguste Kirsch am 13. Februar laufenden Jahres geboren?

Michel. Ja, Herr Rooth! (Roth.)

Digitized by Google

Ammann. Will er die besagte Person heirathen?

Michel. Ne, Herr Roath!

Ammann. Nun so muß er sich mit ihr absinden. Will er ihr eine runde Summe geben?

Michel. Ne, Herr Roath!

Ammann. Nun, so muß er ihr jährlich ein Gewisses geben.

Michel. Ne, Herr Roath;

Ammann. Aber, mein Gott, was will er denn machen?

Michel. Ich? — Ich will abschwören!

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die leichten Kleider haben vorige Woche einigermaßen Ueberröcken von Taffet in hellen oder dunkeln Farben, je nach der Witterung, weichen mussen. Aus demselben Grunde verschwinden die Mantillen von Taffet und Ueberwürfe vor. Der Ueberwurf gehört ganz nothwendig zu den Sommermoden wie zu Winter ein nothwendiges Kleidungsstück im Winter ist und doch giebt es sehr hübsche Ueberwürfe. Ein Ueberwurf ist nur hübsch und anmuthig, wenn er einfach geschnitten ist; nur der Ausputz muß ihn mehr oder minder elegant machen. Wo die Ueberwürfe durchaus unentbehrlich sind, wie in den Seebädern, sieht man sie mit Marceline füttern, so hinweilen sogar ein wenig Watte einlegen. Die ausgezackten Volants stehen an Ueberwürfen in vollen Formen sehr gut aus; die dunkelfarbigen werden mit ausgezackten Volants von Taffet oder mit gleicher Posamentirarbeit ausgeputzt. Auch Spitzenvolants erhalten sie und diese sind ältere dings immer die schönsten. Die gewöhnliche Besatzung besteht in zwei Spitzenvolants, von denen der erste breiter ist als der zweite, oder in breiten von gleicher oder geringerer Breite. Ueber diesen Volants lauft immer eine Posamentirarbeit hin. Was wir von dem Ausputze der Ueberwürfe gesagt haben, paßt vollkommen auch auf den der Taffet-Mantillen, welche ausgezackte oder mit Posamentirarbeit eingefaßte Volants, offene Fronten, Sticketeien oder Spitzen erhalten. Man sieht z. B. Langshawimantillen in Krepp mit Spitzenausputz und ganz gleiche von weißem, fliggrauem, rosa, blauem, schwarzem Taffet, die mit sehr leichten offenen Fronten garnirt sind oder auch mit Taffetstreifen, worein sich Spitzen hinden; die elegantesten aber sind ohne Zweifel von französischblauem oder violettem Krepp mit schwarzen Spitzen. In einfachern Mantillen sieht man vorzugsweise die kleine Form, die platten und rundliche Spitze und einen sehr breiten Volant hat, über welchem eine ausgezackte Rache oder eine Bandrusche hinlauft. Die Kleider von Barège und von seidenem Grenadine-Muslin haben fast alle hohe fattige Leibchen, die dreyeckig offen sind. Da diese Kleider unsichtbare mit Volants besetzt sind, so zieht sich auch an der Leibchenöffnung eine kleine gestickte Besitzung oder ein sehr kleiner Volant hin. Die Aermel sind unten halbweit und unter einem Bündchen in Falten gezogen oder offen und klein garnirt wie das Leibchen. In dem letztern Falle gehören Unterärmel von Tulle oder dünnem Muslin dazu, welche durch ein gestricktes und mit einer schmalen Spitze besetztes Bündchen geschlossen sind. Die seidenen Kleider sind ganz ebenso gemacht, nur mit der Ausnahme, daß die Leibchen dürchaus glatt als in Falten gezogen sind. Die Oberröcke dagegen haben sämmtlich glatte und sehr hohe Leibchen. Indessen bemühet man sich, für den Sommer wenigstens, auch an den Oberröcken die offenen Leibchen in die Mode zu bringen und man giebt dadurch einen Beweis von gutem Geschmack und Eleganz, denn die offenen Leibchen machen schöne gestickte Fichus, Spitzenjobots, offene Aermel und Unterärmel in der Art der Fichus nothwendig. Wie sahen in voriger Woche zwei sehr schöne Oberröcke. Der eine von silbergrauem Taffet hatte ein glattes vorn offenes Leibchen und war mit Schleifen von runder seidener Schnur besetzt, an deren Enden sich silberne Arobbeln befanden. Der zweite von ganz weißem Taffet hatte ein hohes Leibchen und war vorn herunter mit Bandschleifen besetzt, die ebenfalls silberne Arodbelchen hatten. Eine bekannte elegante Dame kaufte kürzlich eine große Anzahl neuer Kleider, unter welchen wir namentlich folgende bemerkten: Offene Ueberröcke von Foulard, die Aermel leicht mit Gis berbunden gefältert, zur Promenade gleich steif in Garten oder zum Bade, wenn es um sieben Uhr noch nicht warm ist. Ist es warm, so wird ein solcher offener Ueberrock von Jaconas mit einer Mantille von gleichem Stoffe gemacht; zur Promenade noch mit dem Fichüstück folgt ein schattirtes Kleid in ziemlich dunkeln Farben, wenn die Witterung unsicher ist, mit hohem Leibchen oder ein Kleid von schillerndem Taffet. Die Seide herrscht immer vor und behält noch immer Garnirungen von Posamentirarbeit. Für die warmen Tage hatte die Dame eine Anzahl Kleider von Barège mit dem verschiedenartigsten Ausputz; gestickte oder mit Souvenirbändchen benähete Oberröcke, Kleider von Muslin, die mit Seide gestüttert sind und von denen ein einfarbiger mit Oliven von weißer Seide gutes macht war; einer war gestickt, vorn offen, mit kurzen Aermeln für den Abend. Die Grundlage jeder Toilette aber, auch hier, bilden ein Kleid von schwarzem und ein anderes von weißem Taffet. Für die Reise tragen die Damen meist große Strohhüte, die glanenes (Federnelkenstrohnen) heißen; zum Besuchegen Hüte von durchsichtigem Rosboor mit Blumen und in sehr großer Form. Auch saten wir neuerdings Zughüte von aprikosenfarbigem Pour de Soie und andere von weißem Tülle über rosa oder von rosa Tülle über weißem.

Herren-Mode. In den Herrenmoden zeigen sich noch weniger Veränderungen als in den Damenmoden. Auf dem Lande bilden der graue Hut, das Jäckchen, die Beinkleider, die Weste und die Gamaschen von Nankin einen sehr geschmackvollen Anzug; doch würden wir das Jäckchen von weißem Drell vorziehen, das wir für viel ausgezeichneter halten. In der Stadt trägt man des Vormittags Fracks mit rundgeschnittenen Schößen oder nicht übereinander gebende Röcke, deren Taille nicht übertrieben lang ist. Die Pantalons sind meist von hellen und melirten Farben. Besonders trägt man viele Phantasiestoffe, die grostarrirt sind. Die Formen sind sehr wenig verschieden, doch sind sie minder weit und müssen immer den Fuß bedecken, an dem sie ohne Zuziehmen befestigt sind. Der Staatsfrack hat seine Schößen einigermaßen verlängert. Die Weste aber, die ihn begleitet, muß auch sehr lang sein und eine Schneppe vorn haben.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Fracktock, langt Weste und halbweite Beinkleider 2. Zughut mit Bandausputz. Langshawl. Kleid mit breit ausgezackten Zacken-Volants. 3. Oberrock mit offenem Leibchen und kurzen offenen Aermeln, mit Fransen besetzt. 4. Sommeranzug für einen Herrn auf dem Lande oder im Garten.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold**, in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herren **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heidig** in **Altenburg**.

Verlag von **R. Bächner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IIIQuartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11⅔ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 5. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Der Dämon der Liebe.

(Fortsetzung.)

Schlaflos brachte Gotthard die Nacht hin. Widerstreitende Gefühle durchfluthteten seine Brust. Wie geschmeichelt fühlte er sich durch das Geständniß der schönen Königstochter, doch nicht Liebe, sondern Stolz empfand er ob dem glänzenden Siege. Er war durchaus unschlüssig, ob er es noch einmal wagen solle, die Treue seines Herzens zu erproben, das die Gegenwart Theodoras, die Macht des Augenblickes beinahe wankend gemacht hätte.

Da fällt ihm die Rose, welche ihm Faustine beim Abschiede gegeben, von der Brust, worauf er sie stets getragen, aus dem Wamnse zu den Füßen nieder. Bewegt hob er sie auf, küßte sie, und sagte: „Welk ist diese Blume, die Du mir gabst, doch nimmer welke meine Liebe zu Dir, und nicht um alle Fürstentöchter des Erdballes!“ Schnell barg er sie wieder in seinen Busen. „Mein, Geliebte meines Lebens! Meine erste Liebe sei auch meine einzige, und keiner Andern werde sie geopfert! Schande über mich, daß ich auch nur einen Augenblick an Deinem Herzen freveln konnte, während Du im fernen Vaterlande um mich trauerst, um mich weinest! Ach! noch ward mir keine Nachricht von Dir, noch konnte Dir keine von mir werden, aber nun will ich selber sie Dir hinterbringen! Fort, nach Deutschland! Mit Gott und meiner Liebe!“

Mit größter Beschleunigung machte er sich nun völlig reisefertig, und noch am selben Mittage trug ihn das Fahrzeug von dem Schauplatze seiner ruhmvollen Thaten, seiner Abenteuer, dem ersehnten heimischen Norden entgegen. Der Spätherbst hatte dort bereits den Bäumen und Sträuchern seine roth und gelben Zeichen aufgedrückt, und auch in den Laubgängen zu Rheinfels raschelten absterbende Blätter, und säuselte der feuchte Nebelwind. Als wollte sie noch einmal den Sommer herauf beschwören, strahlte die Sonne dennoch wärmer, als seit lange, und sie allein erblickte zwei Wandelnde in jenen Baumgängen, deren Herzen an Glut die Sonne übertreffen zu wollen schienen. Es war Faustine und Bothar. Beseligt fühlte sich das Mädchen am Arme des Beseligten, denn ihrer Liebe waren sich Beide ja gewiß Täglich, ja beinahe ständlich war es ihnen vergönnt, sich zu sehen, denn der Burgherr hatte seinem künftigen Eidam in seinem Schlosse selbst Gemächer eingeräumt.

Digitized by Google

„Ja, mein Lothar," sagte sie mit überströmender Zärtlichkeit, „erst seit ich Dich liebe, weiß ich, was Liebe ist! O, sei gewiß: ich habe noch nie geliebt, unmöglich dünkt es mich, vergleiche ich jene frühere Neigung mit den Empfindungen für Dich! So wahr ich wünsche, daß Du mir nie entrissen werdest, vermag ich es nicht zu fassen, wie ich einem Anderen meine Triebe weihen konnte! — O, möchte jene unselige Neigung uns niemals feindlich in den Weg treten!"

Dieser letzte Gedanke war auch das Einzige, was sich störend in ihr Glück drängte.

„Die Liebe, die Treue ist mit uns! Ich fürchte keine Rückkehr, keinen Gegner," tröstete sie Lothar. „Der Kampf ist schwer im Morgenlande, der Sarazenen Pfeile verfehlten selten ihren Mann, — und wär' es auch, und käm' es auch zum Aeußersten — vertraue mir und meinem Schwerte."

„Wie aber, wenn auch das Deine bestimmt wäre, im Orient zu kämpfen?" wiederholte Faustine ihre schon oft geäußerte Besorgniß.

„Darüber sei ruhig, Geliebte," wandte der Ritter ein, „meinem greisen Vater mußte ich den Schwur leisten, so lange er lebt, in keinen Kampf zu ziehen; ich bin sein einziger Sohn und Erbe."

„Das Leben eines Greises hängt an einem Faden."

„Nicht doch, meine Faustine, — freue Dich der lachenden Gegenwart, und senke nicht den Blick in's trübe Reich der Möglichkeiten; bald, bald umschlingt uns ja das süße, heilige Band der Ehe," schloß Lothar.

Doch seiner Tröstesworte ungeachtet, ward es ihm bang um's Herz, wenn er an eine Nachricht aus dem gelobten Lande dachte, wofern es keine für ihre Liebe günstige wäre.

Faustine faßte nun zärtlich seine Hand. „Der Burgherr erwartet mich, mein Geliebter, wir müssen uns auf kurze Zeit trennen," sagte sie, und nahm mit einem Kusse Abschied.

Das Gemüth von hundertfältigen Gedanken aufgeregt, begab sie sich nach dem Söller, wo Herr Richard um diese Zeit zu weilen pflegte. Bald ruhte ihr Auge auf der Stelle, wo Lothar das Lied: „An die Rose" sang, wo zuerst sein Blick, seine Stimme in ihrer Brust die Flamme weckten; bald blickte sie nach den blauen Nebelgipfeln in Osten, hinter welchen in weiter, weiter Ferne — Palästina lag. Furcht und Hoffen, Freude und Bangigkeit wechselten in ihrem Herzen, auf ihrem Antlitze.

Sie stand vor ihrem väterlichen Ohm. Dieser saß mit heiterer Miene da, faßte freudig ihre Hand und sagte: „Faustine, ich bereite Dich vor, auf daß Du nicht erschrecken mögest: es hat sich Etwas ereignet — "

„Was, mein guter Oheim?" fragte das Mädchen dennoch erschrocken.

„Ein betrübter Fall, — ein Trauerfall — "

„Und Ihr verkündet es mir mit Lächeln? fiel jene verwundert ein.

„Ahnest Du nicht, Faustine?"

„Ritter, Ihr macht mich zittern!"

„Ein Trauerfall, mein Kind, kann dennoch ein freudiges Ereigniß sein — "

„Wie soll ich das verstehen?"

„Kann ein Hinderniß wegräumen, Faustine."

„Sprecht Ihr — von Gotthard?" fragte sie mit einiger Zurückhaltung, nur schlecht einen Ausflug der Freude verhüllend.

„Nun denn, Faustine, — nicht vergebens trägst Du diesen Namen — die Bedenken sind gehoben, nichts steht Dir mehr im Wege, Lothars Ehefrau zu werden."

„Ist's möglich — sagte wan Euch die Wahrheit? Täuschet Ihr Euch ganz gewiß nicht?" fragte die Erfreute wieder mit unwillkürlicher Hast.

„Gewiß nicht, wenn Thatsachen Wahrheit sind: Gotthard ist nicht mehr."

„Gerechter Himmel!" Sie wollte dankend auf die Knie sinken, ermannte sich aber, geleitet von einem Reste richtigen Gefühles.

„Vom Meere wurde sein Schiff verschlungen, als er eben auf dem Wege nach der Heimat war, noch im Angesichte der Küsten Palästinas. Gerührt und dennoch den Ausbruch ihrer Freude kaum zu verbergen fähig, faßte sie beide Hände des Erzählenden, und Thränen glänzten ihr im schwarzen Auge. Der Alte drückte sie an's Herz.

Darauf war es ihre erste Sorge, Lothar von dem Ereignisse zu unterrichten, und sie flog zu ihm, und Beide schwiegen in der kaum gehofften, so plötzlichen Erfüllung ihrer sehnlichsten Wünsche.

Ganz andere Wirkung hatte natürlicher Weise die Trauerbotschaft bei Agnesen gehabt. Zum Tode erschrocken, bitterlich weinend, kniete sie vor die Mutter hin, das Haupt in ihrem Schooße, mit einem Strom von Thränen bergend.

„Jetzt darf ich ich ihn lieben nach voller Lust der Seele!" rief sie mit Innigkeit, — „mein wird er sein in einer schöneren Welt, wo sich alle Geister in Liebe umfassen!"

Als sie wieder mit Faustinen zusammentraf, gereichte ihr die Fröhlichkeit derselben, die sie nicht länger

Digitized by Google

verſchleiern wollte oder konnte, zu wahrem Troſte; es lag darin die Ueberzeugung, daß jenes von dem vergeſſenen Gotthard ſo heiß geliebte Geſchöpf ſeiner Liebe unwerth geweſen, daß ihre eigene, wenn auch verborgene und fruchtloſe Liebe zu ihm dadurch verklärt werde!

Demungeachtet ſchnitt ihr Fauſtinens Benehmen in's Herz; ihre athemloſe Sorge, wie die des Burgherrn und Lothars, die Verlobung der beiden Liebenden der angelangten Trauerbotſchaft beinahe auf dem Fuße folgen zu laſſen! Als bereits die feſtlichen Kerzen in dem Gemache flammten, rief ſie mit tiefem Schmerze: „Gotthard, das haſt Du nicht um ſie verdient! Der Friede ſei mit Dir, und meine unſterbliche Liebe!“

Mit vielem Gepränge ward die Feier des Verlöbniſſes begangen, welchem Kunigunde und ihre Tochter mit bangen Empfindungen beiwohnten. Agnes forſchte unabläſſig nach guter Gelegenheit, ſich unbemerkt entfernen zu können. Endlich gelang es ihr, und ſie ſchlich von dannen, hinaus in die düſteren Baumgänge, von welchen aus ſie die erleuchteten Fenſter gewahren konnte, und liſpelte Seufzer und Liebesſchwüre in die Luft, als ſpräche ſie zu einem körperloſen Geiſte, und verlohte ſich auf's Neue dem Herrn der Heerſchaaren. Zufällig fiel ihr Blick auf die Fenſter, wo nun die Lichter allmälig zu verlöſchen begannen.

Fauſtine, im Begriffe nach ihrem Schlafgemache zu gehen, fand zu ihrem Erſtaunen in einem Corridor, wo zum Theile gelernte, zum Theile noch mit Wein gefüllte Humpen der Knappen auf den verlaſſenen Tiſchen ſtanden, eine greiſe Geſtalt mit ſchneeweißem Barte, welche ſich tief vor ihr neigte, und einen beſchriebenen Zettel hinhielt.

„Wie kommt Ihr hieher, alter Mann, und was heiſchet Ihr?“ fragte Fauſtine, nicht ganz furchtlos, da ſie mit dem Fremden ſich allein ſah. — Ehrerbietig wied der gebeugte Greis auf den Zettel, und ſie las: „Ich bring' Euch Segen aus dem Morgenlande!“

„Wer ſchrieb das? Von wem ſeid ihr geſandt?“ fragte das Mädchen. „Aus dem Morgenlande kommt Ihr?“

„Aus dem gelobten, wo der Herr gewandelt,“ verſetzte Jener leiſe: aber ſeines Gefühles nicht mehr mächtig, richtete er ſich auf, warf die Vermummung hin, und in ſeine Arme ſchloß ſie der in's Vaterland zurückgekehrte Gotthard.

(Beſchluß folgt.)

Die Gräber der Aeltern.*)

In eines Friedhofs ſtille Mauer
Schlich ſich, ſo bald die Sonne ſank,
Ein Mädchen ein; von tiefer Trauer
Zeugt ihre Kleidung und ihr Gang.

Dort vor zwei Gräbern, längſt umgäunet
Von Moos und ſchattigem Gezweig,
Steht ſie dann lange, ſchweigt und weinet,
Bis Nacht umhüllt das Todtenreich.

Ein frommer Alter, deſſen Hütte
Ganz nahe an dem Kirchhof ſtand,
Sah oft ſchon in der Gräber Mitte
Die Jungfrau, ihm ganz unbekannt.

Viel Thränen hat er ſchon geſehen,
Sie rühren nicht wie ſonſt ſein Herz;
Doch, wenn er ſieht das Mädchen flehen,
Durchzieht auch ihn geheimer Schmerz!

Und wiſſen möcht er, wem er gelte,
Der Jungfrau ſeltſam banger Harm.
Als d'rauf ſie ſich aufs Neu einſtellte,
Wird ihm die Bruſt von Mitleid warm.

Er ſchleicht ſich leiſe durch die Pforte,
Als ſchon der Mond die Hügel grüßt,
Und tritt zu ihr mit leiſem Worte:
„Sag mir, wem deine Thräne fließt!“

Der väterliche Ton des Alten
Drängt alle Scheu in ihr zurück
Ihm zeigt ihr Schickſal zu entfalten:
„Hier“ ſpricht ſie, „ſchlummert all mein Glück!

Neun Jahre ſchwanden an der Seite
Von guten Aeltern glücklich mir;
Da ſtarben ſie mir plötzlich beide —
Und dies ſind ihre Gräber hier! —

Ach! damals ſchon zog tiefes Wehe
In meine jugendliche Bruſt,
Doch jetzt erſt fühl ich und verſtehe,
Wie unerſetzlich ihr Verluſt!

*) Man vgl. die Juni Nr. von J. G. Schnee mann's reichhaltiger „Deutſchen Jugendzeitung“, welche Verbreitung in den weiteſten Kreiſen unter Alt und Jung verdient.

Die Redaction.

Digitized by Google

Wohl nahten mir viel liebe Freunde,
Ihr Sorgen gab mir Trost und Licht,
Wenn ich oft einsam stand und weinte;
Doch Aeltern! — Aeltern sind sie nicht! —

Ich such auch selbst mir warme Herzen,
Wenn schwerer Kummer mich umflicht,
Ihr Mitleid lindert meine Schmerzen;
Doch Aeltern! — Nein, das sind sie nicht! —

Schmieg ich selbst an die frömmsten Seelen
Mich an mit aller Zuversicht,
So kann ich mir's doch nicht verhehlen:
O Aeltern! — Nein, das sind sie nicht! —

Gott lohn es theuern Anverwandten,
Mein Wohl gilt ihnen heil'ge Pflicht!
Schon manchmal sie ihr Kind mich nannten;
Doch Aeltern! — Nein, das sind sie nicht! —

All ihre Schätze soll ich erben,
Wann einstens auch ihr Auge bricht.
Sie könnten selbst wohl süs mich sterben, —
Doch Aeltern! — Nein, das sind sie nicht! —

Sie sind ich nimmer, nimmer wieder,
Nur ihre Gräber bleiben mir!
D'rum, wenn sich senkt der Abend nieder,
So komm ich her und weine hier!"

Den Alten rührten tief die Worte,
Die schwer bewegt die Jungfrau sprach;
Er führt sie tröstend an die Pforte
Und sieht ihr stumm und weinend nach.

D'rauf, eh' drei Tage noch enteilen,
Steht man an jener Gräber Rand
Ein schwarzes Kreuz, mit goldnen Zeilen;
Es kam von jenes Alten Hand.

Man liest: Ihr lieben Kinder kehret
Euch ernst die beiden Gräber an!
Hier ruht ein Aelternpaar; verstehet,
Wie schnell der Tod sie rauben kann.

O lernet euer Glück empfinden,
So lang ihr Mund noch zu euch spricht.
Zwar könnt ihr Freunde wiederfinden,
Doch Aeltern! Aeltern! Aeltern!!! — nicht! —

F. Wiedemann.

Miscellen und Anecdoten.

(Gemeinnütziges: über die Anwendung von Ammoniak zur Entfernung von Schmutz und Flecken.) Nachstehende Angaben von F. Runge dürften einer weitern Verbreitung werth sein.

Das Ammoniak (reine Verbindung von Stickstoff und Wasserstoff), dessen man sich meistens in Auflösung im Wasser bedient (Ammoniak-Spiritus), wird für alle, durch Essig-, Schwefel-, Citronen- und andere Fruchtsäuren auf gefärbten Zeugen entstandene Flecken mit dem besten Erfolge angewendet. Man braucht die fleckigen Stellen nur mit Ammoniakflüssigkeit zu benetzen.

Auch auf Stoffe thierischer Abkunft, z. B. Wolle, Seide, Leder ist das Ammoniak ohne zerstörende Wirkung. Es löst sie nicht auf, wie es Kali, Natron, Kalk und dergleichen so leicht thun, sondern nimmt nur die Schmutztheile hinweg, die an demselben haften. Für die Bearbeitung der Wolle ist dies besonders wichtig, und schon seit alter Zeit wandte man das Ammoniak zur Reinigung derselben an. Das sogenannte Entschwefeln der Wolle geschieht nämlich in gefaultem Harn, und das durch die Fäulniß gebildete kohlensaure Ammoniak ist hier das Wirksame.

Auf wollene Zeuge wirkt das Ammoniak gleichfalls nicht schädlich, selbst das reine oder ätzende nicht, und was die Hauptsache ist, sie laufen nicht ein, d. h. sie sitzen nicht. Es giebt aber kein besseres Mittel, wollene Strümpfe, selbst gewebte, zu waschen, als Ammoniakflüssigkeit mit ihrem zehnfachen Gewichte Wasser vermischt. Man weicht die Strümpfe darin ein, reibt und kocht sie, und legt sie wieder in die Flüssigkeit, wiederholt dies noch einmal, und spült sie dann in reinem Wasser, und trocknet sie. Man wird nach diesem Verfahren finden, daß die Wolle ihre frühere Elasticität vollkommen behalten hat und die Strümpfe nicht, wie gewöhnlich nach einer unachtsamen Wäsche mit Seife, so eingelaufen sind, daß der Hacken unterm Fuße zu sitzen kommt. Es ist daher auch ein Aufspannen auf einem Leisten unnöthig.

Auch zum Reinigen tuchener Kleidungsstücke ist das Ammoniak sehr zu empfehlen. Die Farbe eines gut gefärbten Tuches wird dadurch nicht verändert, oder ist, wenn es geschieht, leicht wieder herzustellen. So nehmen beschmutzte scharlachrothe Militairkragen in dem oben erwähnten Ammoniakwasser (1 Pfund Ammoniakflüssigkeit auf 10 Pfund Wasser), während der Schmutz davon geht, eine ponceau Farbe an, die aber durch mit Wasser vermischten Essig sogleich wieder zum Scharlach hergestellt wird.

Auch bei der größten Reinlichkeit ist es unmöglich, zu verhindern, daß der hohe Kragen an einem Rock vom Schweiß der Haare beschmutzt werde. Wer kein Geld hat, sich einen neuen anzuschaffen, lasse ihn abtrennen und in obiges Ammoniakwasser legen. Durch ein gehöriges Klopfen und Bürsten mit diesem Wasser geht aller Schmutz heraus, und das Tuch ist bis auf das, was etwa durch's Tragen abgescheuert sein möchte, wie neu.

Das Waschen getragener seidener Stoffe, z. B. Tücher und Bänder, ist auf gewöhnliche Weise nicht thunlich. Faser und Farbe leiden dabei. Durch Anwendung von Ammoniak vermeidet man beides. Legt man ein schwarzseidenes Halstuch

Digitized by Google

in eine Flüſſigkeit, welche auf 10 Pfund Waſſer 1 Pfund Ammoniakflüſſigkeit enthält, arbeitet es ohne Anwendung von Wärme tüchtig durch, und ſpült es hernach in gewöhnlichem Waſſer, ſo erhält man es völlig rein mit Farbe und Glanz wie neu. Mit ſeidenen Bändern iſt es derſelbe Fall, nur daß dieſe ihre oft unächten Farben verlieren, die das Ammoniak auflöſt; meiſtens tritt jedoch dafür eine andere an die Stelle, die nicht ſelten recht ſchön iſt.

Moder- und ſogenannte Glockflecke, welche ſeidene Zeuge auf dem Lager oft bekommen, beſeitigt man ebenfalls dadurch. Man taucht das Zeug in ein Gemiſch aus 1 Pfund Ammoniakflüſſigkeit und 10 Pfund Waſſer, reibt die Flecke gelinde, kann mit ſie gut durchnäßt werden, und ſpült ſie hernach in reinem Waſſer.

Auch das Leder wird vom wäſſerigen Ammoniak nicht angegriffen. Es iſt daher ein vortreffliches Reinigungsmittel für daſſelbe. Legt man waſchlederne Handſchuhe in Ammoniakflüſſigkeit mit 8 Gewichtstheilen Waſſer verdünnt, ſo quellen ſie ſehr auf, und verlieren allen Schmutz, indem das Ammoniak ihn auflöſt. Spüle man ſie nun, nach etwa zweiſtündiger Einweichung in kaltem Flußwaſſer, und läße ſie an der Luft trocknen, ſo nehmen ſie ihren Umfang wieder ein, ſind rein, und wo möglich noch weicher als vorher. Da bei dieſer Waſchmethode die Handſchuhe gar nicht gerieben werden, wie es bei der Waſche anumgänglich nöthig iſt, ſo wird das Leder nicht rauh und nicht ſaſerig, vielmehr behält es ganz ſein früheres Anſehen.

Wer von dieſen Erfahrungen im Großen Gebrauch machen will, hat vorzüglich darauf zu ſehen, möglichſt wenig Ammoniak zu gebrauchen. Es wird ihm daher willkommen ſein, daß eine bereits gebrauchte Ammoniakflüſſigkeit durch Zuſatz von gelöſchtem Kalk wieder gut gemacht und von Neuem zum Lederwaſchen gebraucht werden kann. Der Kalk fällt nämlich mit dem größeren Theil des Schmutzes nieder, und die Flüſſigkeit enthält wieder das Ammoniak in einem ätzenden Zuſtande, und kann ohne Weiteres wieder gebraucht werden. Da ſie jedoch etwas Kalk aufgelöſt enthält, ſo iſt es zweckmäßiger, ſie zur Vorwäſche der Handſchuhe zu verwenden und dieſe erſt in reiner Ammoniakflüſſigkeit fertig zu machen, die hernach ebenfalls mit Kalk verſetzt, wiederum zu gebrauchen iſt. Ein Faß, ſo vorgerichtet, daß es ſich mit Leichtigkeit um ſeine Axe drehen läßt, möchte der zweckmäßigſte Apparat ſein, ſowohl die Einwirkung des Ammoniaks zu befördern, als auch ſeine Verflüchtigung zu verhindern. Für Pergament und ſchwere lederne Einbände iſt in gleicher Weiſe das Ammoniak das zweckmäßigſte Reinigungsmittel. Hier kann man mittelſt eines Schwammes die Wäſche vornehmen, denn Schwämme werden von Ammoniak nicht aufgelöſt und verändert.

Die Farbe, womit unſere Thüren und Fenſter angeſtrichen ſind, beſteht aus Leinölfirniß und Bleiweiß. Kali und Pottaſchenlauge löſt ſie auf. Auch warmes Seifenwaſſer greift ſie ſehr an. Sie verliert den Glanz und bekommt eine rauhe Oberfläche, die den Schmutz ſehr leicht annimmt. Ammoniak thut dies alles nicht, es iſt ohne Wirkung auf den Oelanſtrich, und löſt nur den Schmutz auf. Man verdünnt es mit Waſſer, und wäſcht die Thüren u. ſ. w. mittelſt eines darin getauchten Schwammes ab.

Aus gleichen Gründen können Oelgemälde mit Ammoniakflüſſigkeit gereinigt werden. Eben ſo ihre Rahmen, da es beſonders leicht den Fliegenſchmutz auflöſt. —

(Berl. Gew. Ind. u. Handl. Bl.

— Vor Kurzem wurde in Frankfurt a. M. ein 73jähriger Bräutigam mit einer 60jährigen Braut getraut. Beide waren nie verheirathet, ſeit 40 Jahren Brautleute, hatten aber wegen unbeſiegbarer Hinderniſſe die obrigkeitliche Beſtätigung nicht erhalten können. — In Danzig hat kürzlich eine 63jährige Frau zum dritten Male und zwar einen 23jährigen Jüngling geheirathet.

— Einen hübſchen Zug erzählt man ſich aus der Herren-Kurie. Die Krankenkaſſe der katholiſchen Kirche zu Berlin war in der Nacht vom 12. zum 13. d. erbrochen und um die Summe von 32 Thlr. beraubt worden. Fürſt Lichnowski, welcher dies erfuhr, forderte die katholiſchen Mitglieder der Kurie zu einer Unterſtützung der Krankenkaſſe auf. Kaum erfuhren dies die proteſtantiſchen Mitglieder, als ſie ſich ſofort zu betheiligen wünſchten, und bald waren 126 Friedrichsd'or zuſammen.

— Als vor 900 Jahren die Bereitung der Blutwürſte in Aufnahme kam, erließ Kaiſer Leo folgendes Verbot: „Es iſt uns zu Ohren gekommen, daß man Blut in Gedärme, wie in Säcke, einpackt, und ſo als ein ganz gewöhnliches Gericht dem Magen zuſchickt. Es kann unſere kaiſerliche Majeſtät nicht länger zuſehen, daß die Ehre unſeres Staates durch eine ſo frevelhafte Erfindung bloß aus Schlemmerei freſtuſtiger Menſchen geſchändet werde. Wer Blut zur Speiſe umſchafft, der wird hart gegeißelt, zum Zeichen der Ehrloſigkeit, die auf die Haut geſchaben und auf ewig aus dem Lande verbannt."

— Ein Bauer kam zu ſeinem Herrn Pfarrer und ſagte: „Herr Pfarr, mei Suhn, der Gottlieb, ſoll e Dutter wär'n." — „So, verſetzte der geiſtliche Herr, aber verräth Sein Sohn denn auch Anlage zur Medicin? — „O ja, Herr Pfarre, ſehn Se, mei Gottlieb dos iſt emal e Schwein, Se glabens gar nich; der ekelt ſich vor Nischt nicht; der muß Dukter wär'n."

— Ein Erzbiſchof, deſſen Güter während des letzten deutſchen Krieges ſtark an Lieferungen mitgenommen wurden, ſagte einſt über Tiſche einem preußiſchen Officier: unter welchem Oberbefehle denn eigentlich das Requirirungsweſen bei der Armee ſtände? Der Officier antwortete: Unter einem Generalliefernanten. — Generalliefernanten? — bemerkte der Erzbiſchof ſpöttiſch — Generalliefernanten? Ein komiſcher Titel. Mein Himmel! Es giebt ja auch Generaldiebe. — Ja wohl, mein Herr Erzbiſchof — erwiederte der Officier trocken — ebenſo, wie es auch Erzſpitzbuben giebt.

— Ein geplagter, aber dennoch launiger Ehemann beſchreibt ſein Eheleben folgendermaßen als ein Spiel: „Da meine Frau ſtets ihr Spiel mit mir hat, ſo könnte ich meine Ehe ein Damenſpiel nennen, allein dazu iſt nur ein Stein da, und der liegt mir auf dem Herzen. Manchmal wird es ein

Digitized by Google

Billardspiel, wobei ich meiner Frau nie Etwas vorgeben kann, sondern immer nachgeben muß; doch bin ich stets der Geschlagene, wenn sie sich nicht einmal verläuft, und gewinne ich auch in seltenen Fällen Etwas, so geht es gleich wieder contra, und ich bereue es nur, mit meiner Frau eine Partie gemacht zu haben. Sehr oft glaube ich Piquet mit ihr zu spielen, denn sie macht mich nur rasch zum Sechziger, und dennoch klagt sie fortwährend, sie habe sich verworfen. Matsch kann ich sie niemals machen, denn den letzten Stich hat sie immer. Spielen wir vierhändig Musik, so fehlt alle Harmonie, und sie ist selten gut gestimmt, zieht dabei täglich andere Saiten auf, und macht mit mir die schwierigsten Passagen, denn sie ist taktfest und hat einen guten Anschlag der Finger."

— Als einst ein Lehrer auf das Gewitter zu sprechen kam, fragte er einen Schüler: „Mein Sohn, an welchen Orten unseres Vaterlandes kommen wohl die meisten Donnerwetter vor?" — „Auf den Exerierplätzen!" antwortete der Knabe.

(Eine merkwürdige Operation ohne Schwefeläther.) In Münster ließ sich ein Handwerksbursche einen Zahn ausreißen. Der Herr Barbier bog ihm dabei den Kopf zu weit über die Stuhllehne, und brach ihm das Genick. Der Schmerzenmacher wird nun keinen Zahn mehr ausreißen, denn die Polizei hat ihm auf den Zahn gefühlt.

— Unlängst verstarb zu London ein berühmter Bettler, welcher sich durch List und Geiz ein nettes Vermögen erworben hatte. Den Grund dazu legte er dadurch, daß er aus mehreren Gasthäusern alle Korkstöpsel wegnahm, deren er nur immer habhaft werden konnte. Innerhalb sechs Jahren hatte er davon so viel gesammelt, daß er sie für 150 Thlr. verkaufen konnte. Von da an wuchs sein Vermögen durch glückliche Conjuncturen schnell. Er versagte sich und seiner Tochter die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, aus Furcht, die erworbenen Reichthümer, die er in einer großen eisernen Kiste verschlossen hatte, einigermaßen zu verringern. Seine Tochter fand glücklicherweise in Folge ihrer auffallenden Schönheit bald einen jungen Kaufmann, der sie heirathete. Zur Feier ihrer Hochzeit brachte es der gärtliche Vater über sich, eine halb verschimmelte geräucherte Wurst aus dem Schornstein zu langen. Sein einziger Gefährte blieb nun ein Hund, den er nur hielt, um sein Haus vor Dieben zu bewahren, obschon das arme Thier vor Hunger täglich kraftloser wurde. Als ihm nun Jemand einige Groschen für den Hund bot, konnte er es nicht über das Herz bringen, dieselben zu missen, und gab das Thier hin. Jetzt mußte er auf ein Mittel bedacht sein, die Diebe, von denen er beständig seine Reichthümer bedroht wähnte, abzuhalten, und zu diesem Zwecke ersann er folgende wunderliche List: Von Zeit zu Zeit stand er Nachts aus seinem Bette auf, öffnete das Fenster und — brüllte zu mehrern Malen laut durch dasselbe zur Gasse hinaus. Er wollte dadurch die vermeintlichen Diebe glauben machen, daß er noch immer seinen wachsamen Hund habe, der alle Versuche, zu seinen Reichthümern zu gelangen, vereitelen würde.

— Bei den Tschuwaschen, einem Volke im Gouvernement Kasan, werden den Verstorbenen die Gegenstände in den Sarg gelegt, die ihm bei Lebzeiten besonders lieb waren. So wurden einem reichen Manne, der das Geld sehr geliebt hatte, hundert Rubel in den Sarg gelegt. Russische Taugenichtse erfuhren dies, gruben das Grab wieder auf, erbrachen den Sarg, nahmen das Geld weg, setzten den Todten aufrecht, steckten ihm in die eine Hand Karten und in die andere eine leere Weinflasche. Darauf zeigten sie seinen Hinterbliebenen an, ihr Verwandter führe einen liederlichen Lebenswandel unter der Erde. Die ganze Gemeinde eilte auf den Kirchhof, sah den Todten mit den zwei Attributen eines Zechbruders und fand keine Kopeke bei ihm — er mußte also das ganze Kapital schon verpraßt haben. Man ermahnte daher den Leichnam ernstlich, einem so schandbaren Treiben zu entsagen und sich ehrsam aufzuführen. Dann gab man ihm eine neue Summe Geldes und schüttete das Grab wieder zu. Die Gaudiebrüder thaten wieder wie das erste Mal und zeigten den Verwandten an, die Leiche habe sich noch nicht gebessert. Dies Mal aber ging eine Anzahl ehrbarer Leute mit Peitschen auf den Kirchhof, zählten dem verstockten Sünder eine gehörige Tracht Hiebe zu und scharrten ihn dann wieder ein, ohne ihm einen Heller zu geben. Seitdem hat der Verstorbene sich musterhaft aufgeführt.

— An der Spitze einer eigenthümlich verschleierten Armee steht General Cavaignac, der sich auf einem Zuge gegen Abdel-Kader befindet. Er ließ nämlich an seine sämmtliche Mannschaft grüne Kreppschleier vertheilen, um sie gegen den brennenden Sand zu schützen, den der Wüstenwind aufwirbelt.

Erklärung der Figuren-Tafel.

Die Figuren 1—4 sind für einen Frack mit Rückschoß auf die dabei stattfindenden Veränderungen. Bei dem Hintertheil z. B., Fig. 1, kann man die Taille auf 48 oder 50 legen, d. h. 4 oder 6 C. länger als die natürliche Taille des Menschen; aus diesem Grunde entspricht der Punkt 48 im Vordertheile Fig. 2 dem Punkte 50 in dem Hintertheile Fig. 3. In der ersteren ist die Seite nicht angesetzt, und die Linie, welche von 48 ausgeht, bezeichnet die Hufte; die Höhlung wird sodann durch Ausdehnung bewirkt, welche auf einem gewissen Raum verbreitet werden muß, weil das Vordertheil in demselben Verhältniß verlängert ist, wie das Hintertheil.

Bei dem 2. Vordertheil ist die Seite angesetzt und nur die Hüftenhöhlung eben so wohl zu bezeichnen, als wenn das Seitenstück in seiner natürlichen Stellung bleibt, hat man zwischen beiden Theilen eine parallele Scheidung gemacht, so, daß die zu dem Vordertheil gehörigen Breitenpunkte alle um 4 Ct. weiter entfernt sind.

Der Schooß Fig. 4 hat 2 Längen, je nach der Verlängerung der Taille und auch der Stärke der Hüfte; sobald diese stark ist, wird der Schooß oben weit und muß daher eine verhältnißmäßige Länge haben. Der Anfang ist zurückgebogen, d. h. man giebt dem 2 Ct. Rundung, damit das Untertheil nicht so weit abstehe. Diese Rundung macht ein Einziehen nöthig, wenn z. B. die Taille nicht mehr verlängert ist als bei

Digitized by Google

Fig. 2; auch kann man dafür Ausschnitte machen. Die Form der Hüften erfordert im Oberschooße immer eine gewisse Wölbung. Man bemerkt, daß die Falte und der obere Schooß zu beiden Vordertheilen passen, weil die Verlängerungen gleichlaufend sind.

Die Figuren 5—9 sind die Patronen eines Paletot. Die Taille enthält die Hüfte der Schulterbreite. Der untere Schooß enthält 2 mal die Taille; die Schulterbreite oder das Aermelloch des Hintertheils ist das Doppelte eines Fracks. Die Oeffnung im Schooße theilt denselben in der Mitte in 2 Theile. Bei Hintertheilen dieser Art ist es nicht nöthig, daß der Taillenpunkt mehr als 3 Ct. zurücktrete, sonst müßte der untere Schooß breiter sein.

Das Vordertheil Fig. 6 ist gerade und leicht, daher kömmt auf den ganzen Rand mehr Breite. An den Breitenpunkten ist nichts verändert, abgleich das Seitenstück gleichlaufend abgeht; der einzige Unterschied ist, daß man die Verkleinerung in der kleinen Seitennaht macht, statt in der Seite das abzuziehen, was am Hintertheil zugesetzt ist.

Uebrigens hat diese Art, breite Theile zu sondern, nur den Zweck, daß man, nachdem das Aermelloch gemacht ist, dasselbe durch einen Ausschnitt wieder in Unordnung bringt, weil ein Ausschnitt das Aermelloch fast immer zu niedrig aber zu offen macht.

Der Schooß, Fig. 8, hat eine möglichst geringe Weite, das Vordertheil liegt in dem ganzen Theile zwischen 16—42 platt an, das Seitenstück löst an das Untertheil der kleinen Seite und dient, um die Fortsetzung des oberen Schooßes zu zeichnen, und die Richtung der Falte zu finden. Man wird hier sagen, daß man, wie bei einem Frackschooß die Ansatzlinie rund zeichnen könne, aber es ist zu bemerken, daß bei einem Schooße, der die Füße nicht schließt, das Gehen allein ihn heraufschiebt und eine Querfalte entsteht.

Bei den Aermel-Figuren 9 ist nur zu bemerken, daß bei kurzen wie bei langen Aermen der Vorderarm so viel wie möglich dieselbe Richtung behalten muß. Die Punkte 32 und 33 können also herauf und herabsteigen, dessen ungeachtet kann man bei einem sehr langen Arm oft genöthigt sein, den Ellenbogen entfernter zu setzen; auch ist es wahr, daß ein etwas gekrümmter Aermel bequemer ist als ein gerader.

Die Figuren 10—11 sind die Patronen einer Shawls-Weste mit angesetzten Revers. In der Zeichnung sieht man, daß der Revers unten 4 und oben 7 Ct. Breite hat; nach dieser Breite sind die Einschränge und Nähte zu nehmen, und da man den Shawl nur heuthzutheilen kann, wenn Alles zusammengesetzt ist, so ist es möglich, daß man oben noch etwas einziehen muß; in jedem Falle ist beim Ansetzen des Revers das Vordertheil etwas anzuhalten, weil die Streifen unten übereinstimmen müssen.

Die Knöpfe müssen so aufgesetzt werden, daß die beiden Nähte auf einander fallen und ihre Stelle läßt sich erst bestimmen, wenn die Vordertheile gemacht sind. Der Kragen, welcher an das Halsloch stößt, muß sich vorn davon entfernen, um den Revers zurückzuhalten. Bei der Kreuzweste weiß man, daß das Unterfutter eine Neigung hat, zu öffnen, wenn es inwendig durch nichts gehalten wird; man muß also nach innen einen Knopf setzen, um damit die gerade Seite zu befestigen. Die aufsteigende Tasche darf keine große Oeffnung haben und der Ausschnitt darunter endigt in dem Vorstoß.

Das Hintertheil hat in der Seite einen Ausschnitt in der Länge. Die Construction dieser Weste entspricht einem ebenfalls untersetzten Manne, d. h. die Seiten sind etwas kurz und in dieser Beziehung kann man bei etwas engen Westen die Hüften immer ein wenig höher annehmen, denn jemehr man zusammenziehen will, deßo mehr verkürze man die Taille. Der Vorzug einer langen Weste ist, daß sie nicht in die Quere deckt.

Fig. 12 dient dazu, um einige Bemerkungen über die Stellung der Weste überhaupt anschaulich zu machen.

Die Stellung einer Weste kann im Ganzen aber besonders abgeschätzt werden, je nachdem, worauf es ankommt. Bei einem besonderen Vordertheil allein müssen das Halsloch, der Hüftenpunkt und die Mitte der Brust selbst ihre Stelle finden, wenn man das Vordertheil der Person anpaßt; auf den Seiten wird dieses Vordertheil immer abstehen, weil es zusammengezogen sein müßte. Auch findet sich im Aermelloch eine gewisse Weite, welche man durch einen Ausschnitt fortbringen könnte, wenn dasselbe nicht unbequem wäre; um das Abstehen des Vordertheils verschwinden zu lassen, kann man unten eine Falte machen, und das Vordertheil erweitern.

Jedes Vordertheil einer Weste hat drei Stützpunkte, welche seine Stellung bestimmen und sobald diese richtig sind, können etwanige Fehler nur vom Hintertheil herrühren. Die ihm zugehende Stellung wird zunächst nach den Maaßen bestimmt; außerdem sind die Fehler meist von zweierlei Art, daß es nämlich im Verhältniß zum Vordertheil zu kurz oder zu lang ist.

Ein zu kurzes Hintertheil schiebt das Vordertheil auf die Brust und zieht die Achsel nach hinten.

Bei einem zu langen Hintertheil faltet auch die Achsel, aber die Falten stellen sich um den Hals und fallen zum Theil auf das Hintertheil. Es ist dies übrigens ein Fehler, der weniger häufig ist und den man bei zurückgebogenen Personen am ersten anwenden kann, wenn man z. B. der Weste dieselbe Stellung giebt wie dem Frack, so kann man sicher sein, daß das Hintertheil der Weste zu kurz ist. Um diese Bestimmungen in Ziffern auszudrücken, so sind die Punkte 41—54 und 52 die Stützpunkte bei einem regelmäßigen Bau. Stellt man 41 vor, um 52 zurückzubringen, so ist dies eben so viel, als ob 52 allein vorträte und das kann geschehen, wenn ein Ausschnitt gemacht wird. Wird 54 allein vermindert, so tritt die Brust zurück. Bei dem untern Aermelloch setze man voraus, daß der Ausgangspunkt auf der Linie des Untertarms sei und zöhle 25 für die Achsel des Vordertheils und 27 für das obere Hintertheil, wodurch letzteres 2 Ct. mehr Länge erhält. Alle möglichen Veränderungen bestehen nun darin, daß man einen oder den andern dieser Theile verlängert. Bei gekrümmten Stellungen hat das Hintertheil zuweilen 6 statt 2; bei zurückgebogenen würde man zuweilen wenig erhalten; das kürzeste Hintertheil muß aber immer der Länge der Achsel entsprechen.

Das vordere Armloch öffnet sich bei 34. Die obere Seitennaht hat 26 Ct. Entfernung, von der Mitte des Hintertheils an gerechnet; diese kann sich ändern, je nachdem man das Vordertheil weit oder eng macht, was man hier wegnimmt muß man dort zugeben. Ebenso verhält es sich mit der unteren Seite; der Raum zwischen 22—30 beträgt bei regelmäßigem Bau 8 Ct.; bei der Hüfte werden 3 Ct. mehr gerechnet, als das Maaß. Zur Verminderung kann man im

Digitized by Google

Hinter- oder im Vordertheil einen Ausschnitt machen, oder auch die Mittelnaht höhlen, aber man darf nicht den Punkt verrücken, welcher das untere Vordertheil bezeichnet. Das gilt für den regelmäßigen Bau; bei andern finden entsprechende Steigerungen statt.

Die Figuren 13, 14 und 15 sind die Patronen eines Paletots, der auf seinem ganzen Umfange gerade herabfällt.

Der Rand des Vordertheils wird mit dem Lineal gezogen und rundet sich nur oben für die Form des Schawls.

Die Kreuzung ist als eine Vermehrung berechnet, die 5 C. größer ist als beim Frack, d. h. die Brust 29 Ct. Breite. Aus demselben Grunde ist das Halsloch offener. Alles wegen der Breite des Schawls und des Vordertheils. Was die Form der Nähte betrifft, so hat man ihnen allen dieselbe Höhlung gegeben; also hat die Mitte des Hintertheils am Taillenpunkt 4 Ct. Breite, was so viel sagen will, daß es ungeachtet der Weite immer besser ist am Hintertheil eine Naht zu machen. Die Seiten des Vorder- und Hintertheils sind ebenfalls gleichmäßig gehöhlt; um sich davon zu überzeugen, braucht man nur von oben nach unten gerade Linien zu ziehen.

Das Hintertheil hat eine kleine Oeffnung und die Ecken sind abgerundet.

Die Vordertheile sind ebenfalls abgerundet.

Der Kragen Fig. 15 auf das Halsloch gesetzt, zeigt, daß die Anfetzung auf einem Theile unmittelbar Rattstandet, daß man aber nach vorn einen gewissen Zwischenraum lassen muß, um den Schawl am Rande zu halten. Der Bruch endigt beim Punkt 32; dessen ungeachtet ist er nicht bestimmt und kann nach Bedürfniß hinauf oder herabfliegen. Der äußere Theil des Kragens muß ausgedehnt werden.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Sommertoiletten sind in vollem Gange; alle Kleider sind leicht und luftig. Zu den Morgen- und Abendanzügen wählt man vorzugsweise feinstreifige Zeuge: Grün auf Weiß, Aramantfarbe auf Weiß, Gemsfarbe auf Weiß, Rosenroth auf Weiß, kurz fast alle Nüancen auf weißem Grunde. Man giebt ihnen die Form von Unterröcken und besetzt sie mit ausgezackten Kranfen oder mit altmodischen Falbenkränschen. Man zackt die Volants ebenfalls vermittelst eines Ausschneidefisens aus, und die Zacken sind ziemlich groß. Wenn das Volant nicht auf diese Weise ausgezackt und geschlitzt wird, so zackt man es auf der Hand aus und verbrämt es mit einem schmalen Kantenfaume von Posamentierarbeit. Die gedruckten Tarlatane, die gedruckten Batiste (und diese sind wunderhübsch), die Seidenmusseline, die Granatinkleider und die Barege erfordern Verzierungen und besonders Volants. Man füttert sie auch sehr häufig mit durchschimmernder Seide. Die Leibchen sind häufig sehr weit offen, schließen hinten am Halse an, und sind an dem Schulterstücke und dem Gürtel gefältelt, so daß die Falten garbenförmig niederfliegen. Die Aermel sind bei leichten Stoffen weit, besonders unten; bei Seidenzeugen sind sie fast anliegend. Besonders viel beschäftigt man sich in diesem Augenblicke mit den Kindertoiletten, und wir bemerken mit Vergnügen, daß man den lächerlichen Ausstoffirungen, welche in gewissen Magazinen zur Schau ausgestellt sind, aus allen Kräften entgegenarbeitet; denn diese Maskaraden scheinen ein Geschäft daraus zu machen, jene hübschen Engelchen in abgeschickte Affen umzuwandeln. Heute gewohnen wir eine bedeutende Verbesserung. Man macht sich die kleinen Mädchen leichte ausgeschnittene Röckchen mit kurzen Aermeln. Und um ihre kleinen Arme und ihre hübschen Schultern gegen den Sonnenbrand zu schützen, bekleidet man sie mit einem Oberzeuwande von Taffet, welcher weder zu weit noch zu eng, und durchaus ohne Futter und umsäumt ist mit einer kleinen Krause oder einem schmalen Volant garnirt ist. Auch giebt man ihnen leichte Beinkleider von Perkal oder von Batist darunter an. Der Ranfin spielt eine große Rolle in der Toilette der Frauen und der Kinder, und besonders für letztere stickt man ihn mit Baumwollenschnur. Für die Knaben macht man russische Kittelchen. In diesem Augenblicke ist man, wir wissen bemerkte haben, in allen Magazinen nur mit den Toiletten für die Bäder beschäftigt. Bei Madame Penet haben wir verschiedene Kopfzierden gesehen, welche entweder reich verziert oder auch ganz einfach waren. So macht man Token oder Kleinränder, prächtige Kopfzierden von Flor, von Spitzen und am häufigsten von Reisstroh, man schmückt sie mit Blumen, Perlen oder Federn. Die Hüte von Spitzenstroh oder Windbeutel mit Ponceauroth garnirt und ausgeschlagen haben eine dicke kunstreiche kirschrothe Rose. Die Hüte von Reisstroh und die von italienischem Stroh haben einen ziemlich aufgeworfenen Schnitt, und man besetzt sie mit Federbüschen und mit streifigen Bändern, welche man zu der Nüance der Federn auswählt. Wenn die Strohhüte nicht in der ganzen Strenge ihrer Benennung diejenigen sind, welche am meisten getragen werden, so ist dies offenbar die Schuld des Herrn Fleischer, welcher so viele verschiedenartige Muster und so hübsche Fantasien gemacht hat, daß die Damen, welche der Mode anhangen, und mithin unbeständig sind, diese vorzogen haben. So verhält es sich mit den Hüten von Windbeutel, welches die englischen oder Alençoner Spitzen so treffend nachahmt, so mit denen von Pariser Weiß und Blumenhüten und breiter Stickerei, und so mit denen von geflochtenem und fein genähtem italienischem Stroh für den Zusenthalt auf dem Lande. Also, wie man sieht, Spitzen an den Kopfzierden, Spitzen auf den Hüten, Spitzen auf den seidenen Kleidern, Mantillen und hohe Shawls von Spitzen. Dieses Gewebe ist allgemein Mode und besteht bei den reichen Damen in echten Spitzen von großem Werthe, und bei den übrigen in nachgeahmten Spitzen. Und wenn andere, als Volant, welcher sich so erfolgreich auf die Bereitung dieses seenhaften Gewebes versteht, hätte man wohl solche allgemeine Aufnahme zuzuschreiben? Hingegen sind die Spitzen von den Morgentaschentüchern ausgeschlossen und verbannt. Chopron und Dübois, denen die vornehme Welt allein das Vorrecht zugestand, sie mit Taschentüchern von besonderem Schönheit und eigenthümlichen Mustern zu versehen, festonieren dieselben weiß oder farbig, mit oder ohne Saum.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Runder Frack, corrigirte Weste. 2. Kleid mit drei gezackten Volants. 3. Gestrictes Kleid. 4. Sommer-Paletot.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold**, in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Helbig** in **Altenburg**.

Verlag von **M. Büchner**. Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IIIQuartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

Expedition

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 6. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Napoleon in der kaiserlichen Gruft in Wien.

(Episode aus dem nächstens erscheinenden historischen Roman: „1809.")

Von Eduard Breier.

Der 5. October näherte sich seinem Ende, die Nacht zog herauf, langsam und traurig, so wie die Stimmung der Meisten, deren Herzen dem ersehnten Frieden entgegenschlugen.

In den Straßen der Wiener Stadt herrschte noch immer reges Leben, Fiaker rasselten in bunter Abwechselung mit französischen Equipagen, Fußgeher wandelten an den Häuserzeilen vorüber, und die Lampen mit ihrem ermatteten Scheine beleuchteten das nächtliche Treiben.

Vor der Pforte der Kapuziner hielt um die neunte Abendstunde eine Equipage. Aus derselben stiegen zwei Männer.

Ein Geistlicher von ehrwürdigem Ansehen empfing sie demüthig an der Pforte und führte sie dann hinab in die kaiserliche Gruft. Die Angekommenen waren der Kaiser Napoleon und Rapp, welcher ihn begleitete.

Wie gesagt, es war am 5. October 1809 um die neunte Abendstunde.

Napoleon stand zwischen den Särgen der österreichischen Fürsten, jener Fürsten, deren Länder er mit Krieg überzogen hatte, in deren Hauptstadt er jetzt residirte.

Napoleon betrachtete die vom Fackelscheine erleuchteten Denkmäler.

In der Gruft herrschte feierliche Stille. Jetzt blieb der Kaiser bei einem Grabe stehen.

Mit verschränkten Armen, den Hut in der Hand, so betrachtete er den Marmor.

So schlafen denn auch gekrönte Häupter diesen ewigen Schlaf eben so ruhig, eben so still, eben so verlassen, wie der Aermste des Volkes? Wo ist die Pracht, die sie im Leben umgab? Wo sind die Tausende, die demüthig vor ihnen das Knie beugten? Die Leichen liegen in der Tiefe, und man geht über sie hinweg, wie über jede andere Grabesstätte. Ob Marmor oder Holz das morsche Würmermahl umschließt, das Loos der Vernichtung bleibt bei Allen gleich. Ich weiß von einem Fürsten zu erzählen, dessen Leichnam man mit Spezereien salbte, dem man das Herz aus dem starren Leibe

Digitized by Google

schnitt, um es an einer andern Stätte zu versenken, und ein bitterer Spötter rief: Seht, seht, weil er im Leben kein Herz gehabt, so soll er's auch im Tode nicht haben!

Ganz anders ist der Arme; er nimmt sein Herz, seinen ganzen Leib, sein ganzes Elend mit in die Grube, mögen die Würmer nagen und sich mästen, haben sich doch im Leben Andere von seinem Schweiße gemästet, haben davon geschwelgt und gepraßt, Andere, die eben so wie diese Würmer kein Blut und kein Herz im Leibe hatten. Warum diese Furcht vor Verwesung? Ist Euch der Gedanke an dieselbe gar so schrecklich? Wollt Ihr Euch selbst als Leichen noch vor Anderen brüsten? O, hüllt Euch in ein schwarzes Mönchsgewand, laßt Euch eine Geißel an die Seite legen und auf den Sarg mit Riesenlettern das Peccavi schreiben.

Wenn der Unangesehene sündigt, so fällt die Schuld auf seine Seele, er allein trägt die Last, den Fluch derselben, wenn aber Fürsten freveln, so ergießt sich der Lavastrom über ganze Länder, an einer Fürstensünde tragen Millionen Schultern!

Den todten Bürger schützt der Spruch: De mortuis nil, nisi bene! Den todten Fürsten schützt er nicht, denn im Leben vernahm er nur Schmeichelei und gleißnerischen Lobgesang, die Wahrheit kommt erst an's Licht, wenn er vom Lichte scheidet, Fürsten richten die Welt, die Geschichte ist die Richterin der Fürsten, die Geschichte ist das Weltgericht!

Napoleon stand in der Kaisergruft. Gedanken durchflogen die Seele des Kaisers.

Er, der sich durch sein Glück, durch sein Genie in den Kreis der gekrönten Häupter gedrängt hatte, er stand da, in der Mitte einer todten Kaiserfamilie.

Seine Augen ruhten auf dem Grabmale Josephs des Zweiten.

Der große Sohn einer großen Mutter ruht hier vom müden Leben aus, sein Herz steht still, jenes Herz, das im gleichen Gefühle für alle Menschen schlug, jenes große Herz, welches Alle mit der wärmsten Liebe umfing.

Das Leben von Theresiens Sohn schwebte an Napoleon vorüber, und er sprach bei sich: „Er war ein Mensch im vollsten Sinne des Wortes, der Mensch bei ihm trug oft über den Fürsten den Sieg davon, das aber ist nicht gut, die Völker wollen von straffem Zügel gelenkt sein, und die Geißel „Furcht" muß über ihren Häuptern geschwungen werden. Wer sich zu ihnen herabläßt, dem werden sie nie den Nacken beugen, und zu einem eisernen Willen gehört ein eiserner Arm."

„Ja, ja," fuhr er in Gedanken fort, „es ist nicht gut, der Freiheit Banner aufzupflanzen, nur dem Schrecken beugen sich die Menschen, nur im Joche pflügt der Stier, nur im Kampfe wird des Löwen Pfote stumpf. Was Joseph ererbt, das habe ich mir errungen; er bestieg den Thron der Väter, ich mußte den meinen mir erst errichten, aus den Trümmern einer Revolution entstand mein Werk. Der Thron wird bestehen fort und fort, wird aber mein Geschlecht auf demselben herrschen? Werde ich ihn so befestigen, daß er auch meine Erben tragen wird? Groß ist meine Macht, der halbe Welttheil beugt sich meinem Worte, und dennoch, dennoch steh' ich nicht so fest, daß ein Sturm mich nicht erschüttern könnte, und dieser Sturm, er weht von Englands Küsten her, ohne aufzuhören, ist er immer stark, immer mächtig, dieser Sturm ist mein Gegner, mein größter Feind. Den offenen Kampf, ich scheue ihn nicht, er hat mich stets zum Sieg getragen, aber die schleichende, gleißnerische Hinterlist, die verborgen in der Tiefe wühlt, die ihre Machinationen bis in das Herz meines Frankreichs trägt, die Jene von mir abwendet, denen ich vertraue, die ich groß gemacht, die den Saamen der Zwietracht in meinen eigenen Acker säet, die, ja, diese scheue ich; viele Würmer, wenn sie an der Wurzel nagen, können auch die schönste und kräftigste Eiche stürzen. O, wer die Zukunft voraus sehen könnte!"

Napoleon schwieg. Die Todtenstille der Gruft währt fort. Fackellicht hüllt die Gräber in Dämmerschein.

Der Kaiser glaubt ein Bild zu sehen, welches an seinem Auge wie ein Geisterschiff vorüberzieht:

Gekrönte Häupter in langen Talaren umstehen einen Mann, dessen Scheitel sich hoch zum Himmel hebt; ein reizend Frauenbild, ein kleines Kind auf dem Arme, das schon als Säugling eine Krone trägt, steht an dessen Seite. Dann aber schwindet die blaue Luft, das Grün der Wiesen, die Gestalten wandeln sich in bewaffnete Legionen, die Felder sind mit Schnee und Blut bedeckt, Tausende von Leichen liegen auf glitzenden Eisesflächen, der grimmige Frost macht das Blut in den Lebenden erkalten, und jener große Mann fleucht in einem kleinen Wagen durch das winterliche Leichenfeld. Diesem Bilde folgt ein neues Schlachtgemälde, so riesig, wie selbst er, der Schlachtenschläger, noch keines gesehen. Die Erde ist eine Blutlache, der Himmel eine Pulverwolke geworden, aber die gewaltige Schlacht muß jenen großen Mann sehr gebeugt haben, denn er steht nicht mehr da mit jenem kühnen Uebermuth, Fürsten

Digitized by Google

schaaren sich nicht mehr um ihn — doch wie mit einem Schlage ist Alles verschwunden, und der große Mann steht an seiner Insel, nur wenige Getreue umgeben ihn, aber diese Wenigen hängen anbetend vor ihm im Staube, und er erhebt sich, wird groß, immer größer, die Seinen mehren sich an Zahl, und endlich steht der Mann so riesig wie früher da, ein jubelndes Volk liegt zu seinen Füßen, und ein gewaltig Schlachtenstück beschließt das Bild, über dem mit feuriger Schrift die Worte zu lesen sind: „Hundert Tage!“

Auch das schwindet rasch, es huscht wie ein Bild vorüber, die Erde ist fort, ein Meer hat sie verschlungen; so weit das Auge reicht, nichts als Wogen. Wellen, Wasser und darüber hin der blaue Himmel. Welche Oede, welch schrecklich Bild!

Aber halt, aus des Meeres Mitte steigt ein steiler Felsen auf, und auf dem Felsen steht jener Mann, größer wie noch nie. Aber diese Größe ist nicht die Frucht des Glückes, welches seinen Günstling wie die Sonne den Halm aus der Erde zog; diese Größe ist kein Kind der Macht, welches diese unter Schmerzen gebar, diese Größe flößt keinen Schrecken ein, denn das ist die Größe des Unglücks, welche das Gefühl des Mitleids weckt, denn jener Mann ist an den Felsen angeschmiedet, ringt vergebens seine Arme nach Weib und Kind herüber, es ist die Größe des Unglücks, welches stark genug ist, so wie früher die Krone, jetzt die bittersten Leiden zu ertragen.

Und das Bild, wie von einer Zaubermacht festgehalten, bleibt lange stehen. Das Meer rauscht. Finstre Wogen thürmen sich gegen die Himmelswölbung empor. Die Wasser schäumen gegen das Felsengestein. Der Felsen im Meere steht fester wie sein Thron.

Ein warmer verpesteter Wind weht über die einsame Felseninsel. Der Riesenmann lebt noch immer, er ist bleich, matt, seine Hände zittern, aber sein Geist ist noch derselbe geblieben.

Da senkt sich eine nachtschwarze Wolke herab, ein Sturm rast über den Felsen. Ha — nun naht der Augenblick! Die Menschen haben kein Erbarmen, aber Gott, der große Gott hat es. Er sendet Erlösung.

Die Wolke umhüllt den angeschmiedeten Dulder, die Fesseln sinken, der Leib wird starr und der Geist kräuselt sich durch den Sturm zum Himmel empor!

Dann wird's still auf dem Felsen, der Sturm legt sich, das Meer verstummt.

Die Insel hat ein Grab mehr. Aber Gräber sind stumm, es ist daher öde wie früher.

Und nun kommt das letzte Bild.

Eine ungeheure Stadt. Das ganze Volk in festlicher Aufregung. Welch ein Wogen? Ein riesiger Katafalk in Bewegung.

Auf demselben ist die Leiche jenes großen Mannes von der einsamen Felseninsel aufgefasst.

Hunderttausende jubeln der starren Hülle entgegen. Welche Freude, welche Seligkeit! Kinder weinen, Greise vergießen Thränen. „Der Kaiser ist wieder da!“ jubelt eine ganze Nation.

Ein Schlag und das Bild ist verschwunden.

Napoleon fährt erschüttert zusammen.

Er blickt um sich. Ihn umstarren noch die Gräber der Habsburger.

Eine innere Stimme ruft ihm zu: Mensch, Du hast Deine Zukunft geschaut!

Und der Kaiser flüsterte vor sich hin: „Wohlan denn, vorwärts, wenn mir nur die Bewunderung der Nachwelt wird!“

Es schlug die zehnte Stunde.

Napoleon verließ nachdenkend die Behausung der Todten.

Er hat einen Affen.

Lokale Erinnerung von Otto.

Ein wohlhäbiger Wiener Bürgersmann, der im Gefolge seines Landesherrn den Kreuzzug mitgemacht hatte, beschloß nach der Heimkehr aus dem heiligen Lande, da er in Jahren schon ziemlich vorgerückt war, sich aller Geschäfte zu entschlagen und die noch übrige Zeit seines Lebens in Ruhe und harmlosen Genusse der Gaben des Himmels zuzubringen. Seine Ehewirthin war ihm früh gestorben, ohne ihm den Segen leiblicher Erben zu hinterlassen; er stand daher allein in der Welt, hatte für Niemand zu sorgen, keinen Sprößling zu bedenken, vor keiner Rechenschaftslegung zu bangen, und so gedachte er nur seinem leichten Sinne Gehör zu geben, und seiner künftigen Lebensweise als obersten Grundsatz das ihm von einem Lateiner gelehrte Sprüchlein vorzuhalten:

„Iß, trink, vergnüge Dich; nach dem Tode ist's mit jeglicher Unterhaltung vorbei!“

Von solcher Gesinnung beseelt, trug unser Wirner vor Allem Sorge, daß sein Speisegewölbe immer mit guten Bissen versehen und sein Keller des trefflichsten Weines voll war; auch bedurfte es bei diesem Sachver-

Digitized by Google

halte nicht vielen Bittens, um seine Stube jederzeit zum Vereinigungsplatze für muntere Gesellen zu machen, die ihm lustige Schwänke vorgaukelten, um ihm den Horizont des irdischen Daseins stets so rosig als möglich zu erhalten. Vornehmlich aber richtete der Mann sein Augenmerk auf den Keller, weil der wackere Kumpan einen tüchtigen Tropfen zu beißen verstand und Leute dieser Art in der Regel nur bescheidene Esser sind; die Küche entwickelte ihre Trefflichkeit mehr um der heiteren Brüder willen, die unseren Helden besuchten, da mehrere derselben eben keinen Spott legten auf des Leibes Nahrung. Der Hauswirth selbst, wie gesagt, hielt es hauptsächlich mit dem „Tropfen“.

Doch es war auch ein wahres Seelengaudium, diesen Keller zu besuchen und zu — studieren; denn das Letztere verlohnte sich wahrlich der Mühe! Stückfaß an Stückfaß reihten sich hier in langen Reihen, nach Jahrgängen und Gebirgen abgetheilt, sauber gereinigt und geordnet, die Ganter, Klemmer und Stützel befanden sich im besten Stande, die Pipen, Spünde, Heber und das sonstige Zubehör ließ keinen Tadel zu, wie denn auch eine Rückkammer von blankpolirten Kannen, Krügen, Humpen und Bechern in einem offenen Schranke glänzte, die Lust des Verkostens herausfordernd. Mit Stolz erging sich der Patron in dieser seiner Schatzkammer — wie er den Keller zu nennen liebte — und wehe dem unfleißigen Knechte, welcher sich hier ein Versehen zu Schulden kommen ließ; er hatte am längsten in seinem Dienste gewaltet!

Eben aber, weil der Herr in dieser Obliegenheit allzustrenge Forderungen stellte, mußte er gar häufig mit seinem Gesinde wechseln. So treffich die Hausleute gehalten waren, so reichen Lohn sie bekamen, so blieb doch keiner lange; denn da sie im Ueberflusse verköstigt und bekleidet, mit Arbeit aber keineswegs überladen wurden — denn meistens hatten sie nur die Reinhaltung des Kellers, unter Aufsicht des Herrn, zu besorgen — so schlich sich bald der Uebermuth bei ihnen ein und sie trugen Verlangen nach den Schätzen des Kellers, dessen Inhalt immer verlockender, immer duftiger ihnen in die Nase tauchte. Kämpfte nun auch Mancher gegen den Teufel, der ihn versuchte, so war doch bisher noch Jeder erlegen und hatte einmal den günstigen Augenblick erlauscht, wo ihm allein in das Weinlager zu treten vergönnt war; an diesem Gange nun eben waren bisher noch Alle gescheitert. Mit zerrissenem Wams, blutrünstigem Gesichte, die Züge schreckverstört, kehrte solch ein Unglücklicher aus dem Keller zurück, heulend, zähnklappernd und schwörend, daß er um alle Schätze der Welt nicht wieder hinabgehen würde. Von seinem Herrn ernetete er dann noch, anstatt Schmerzensgeldes, eine tüchtige Prügelsuppe und ward mit Schimpf aus dem Hause gejagt:

„Du hast von meinem Weine genascht, pflegte jener zu sagen, Du bist ein untreuer Knecht, der sich in die Hände des Teufels gegeben hat, und von dessen Klauen gezeichnet worden ist. Fort mit Dir aus meinem Hause!“

Nachdem sich diese Fälle mehrere Male wiederholt hatten, kam das Haus des Bürgers in Verruf, und Niemand wollte bei ihm in Dienst treten. „Der Teufel haust in seinem Keller,“ hieß es allgemein und alle vaterenden Knechte flehen an seiner Thüre vorüber, so daß der brave Lehrmann am Ende genöthigt wurde, selbst seines Weinlagers zu wahren, was ihm ob seines runden Bäuchleins und wegen seiner dickleibigen Unterhülfsichkeit nachgerade ein Bischen schwer fiel.

Zu seiner großen Befriedigung merkete sich endlich wieder ein Subjekt für seinen Dienst. Es war dies ein alter Kriegsgesell, hartgesotten in den Wechselfällen des Glückes, rauh, grobschwielig, furchtlos, bereit, mit dem Teufel anzubinden, wenn's Noth thäte; dabei aber der Arbeit Feind, über die Maaßen geneigt den guten Dingen dieser Welt, wozu er vor Anderem Essen und Trinken zählte, und demnach ganz geeignet für unseres Helden Bedürfniß. Er stellte sich ihm daher muthig vor und trug sich zum Hauswart an.

„Gut“, entgegnete der Dienstgeber, nachdem er ihn eine Weile betrachtet hatte, „ich nehme Dich auf und Du sollst's nicht übel haben bei mir: zu essen und zu trinken vollauf, wie es alle die Schlingel hatten vor Dir; aber sei ja bedacht, daß Du Dich nicht vergreifest an den Fässern meines eigenen Weines, denn die Strafe würde nicht ausbleiben. Ich habe einen Geist im Keller versperrt, der die edelsten Fässer bewacht; Du kannst ihn und mich nicht betrügen, wie schlau Du es anzustellen vermeinst; er zwickt und packt Dich und von mir wirst Du schmählich aus dem Hause geworfen. Also hüte Dich — Du bist gewarnt!“

Der Knecht lächelte grinsend bei dieser Rede und erklärte, sich in Alles fügen zu wollen; darauf führte ihn der Patron in sein Geschäft ein, dessen vornehmster Theil, wie gesagt, in der Obhut und Wartung des Kellers bestand; schon am ersten Tag überzeugte der Bursche sich, daß er hier sich ganz wohl werde fühlen können.

Eine Weile ging auch Alles recht gut. Der Knecht mästete sich tüchtig heraus, sprach dem ihm vorgesetzten

Digitized by Google

Weine weidlich zu und legte sich bald ein Rauchbänkchen und eine Kupfernase bei, treu seinem Herrn, dessen Zufriedenheit ihm nicht ausblieb.

Doch wie der böse Feind niemals unterläßt, Schlingen zu stellen, in denen sich eine Seele verstricken könne, so geschah es auch hier; Rüpel, so hieß der Knecht, erlag der Versuchung.

Wie es sich so eines Tages traf, daß er allein in den Keller mußte, und wie er so durch die Schatzkammer dahin schlenderte, den würzigen Duft schlürfend, der aus den verpönten Fässern emporhauchte, da stieg ihm auf einmal das Wasser in den Zähnen auf vor Gelüst, und wenn er an den Wein gedachte, welcher ihm gewöhnlich geschenkt wurde, so kam es ihm nicht anders vor, denn als zöge ihm Essig die Lippen zusammen und der Geschmack am Wein wäre ihm verleidet für immer.

„Ei", redete er sich zu, „was kann mir geschehen, wenn ich ein Schlückchen verkoste von des Herrn Wein? — Ein Geist, sagt er, bewacht sein Getränk? — Possen! den müßt' ich längst gesehen haben — und wenn auch, ich hab's mit den Sarazenen aufgenommen, so ein Geist soll mich auch noch nicht meistern!"

Und schon stand er an einem der vornehmsten Fässer und rüstete einen mächtigen Kelch und kehrte Alles vor, um ihn zu füllen, und schon rann das goldene Naß und stieg zum Rand empor, und jetzt brachte er diesen an den Mund und mit einem gewaltigen Zug war der Kelch geleert. Schmatzend setzte der Knecht den Nachgenuß fort.

„Ein königliches Weinchen!" murmelte er, „und siehe da! kein Geist erscheint, um mich zu plagen! — Ha, ha, ha! hab' ich's nicht gesagt? — Lauter Mährchen, um gutgeschaffige Gante zu schrecken!"

Und zum zweiten Male wiederholte er den Versuch bis auf die Nagelprobe, und schickte sich auch allbereits zur abermaligen Repetition an; hoch, da klirrte es plötzlich hinter ihm, wildes Geräusch gellte wie höhnend — und mit einem gähen Ruck sprang es ihm in den Nacken wie Centnerlast; spitze Krallen zerhackten ihm Gesicht und Hände und seine Kehrseite ward zerbläut von unablässigen Schlägen, die hagelgleich niederfielen, während es in seine Ohren schrillte wie höllischer Zeter und ihn überströmte wie mit heißem Geifer.

„Der Teufel! der Teufel!" schrie der Geselle in namenlosem Entsetzen und warf sich heulend zur Erde und wälzte sich und schlug mit Händen und Füßen um sich, sich seines Peinigers zu entledigen, dessen haariger Leib ihm als des Teufels Pelz erschien. Er tobte so ungestüm, daß bald das ganze Haus vom Lärm ertönte und der Patron herabeilte von Oben, den Knecht aus der Macht des gefürchteten Feindes zu erretten.

„Der Teufel! der Teufel!" stöhnte der untreue Diener noch immer, und konnte sich lange nicht beruhigen vom Schreck, bis der Herr ihn vom Boden aufrieb und den unbekannten Rächer von ihm entfernte.

„Packe Dich aus meinem Hause," herrschte dann der Dienstgeber ihn an, „Du bist der Probe erlegen, wie Alle vor Dir; ich aber will keinen Dieb haben, der meinen theuren Wein trinke mit mir. Wer im Kleinen nicht ehrlich ist, wird's auch im Großen nicht sein! Reinige mein Haus von Deiner unsandern Gegenwart! Damit Du aber wissest, daß kein Geist oder Teufel im Spiel ist, und damit einmal das dumme Gewäsch über den Spuk in meinem Keller aufhöre, so sieh Dir Deinen Gegner einmal an: 's ist ein — Affe, welchen ich vom Morgenlande mit mir gebracht habe. Wenn ich mit in den Keller gehe, ist er verschont in jenem Zechen; sonst aber schweift er an seiner Kette, die eben so weit reicht als meine Lieblingsfässer stehen, frei umher, und ist der beste, treueste Wächter für meinen Schatz. — Und nun fort, wir sind geschieden auf ewig!"

Wir wissen nicht, ob der Lebemann sich weiterhin ohne Gesinde behelfen, oder ob er endlich einen treuen Knecht gefunden habe: aber nuchbar ist die Sache bald geworden und es soll sich von daher das Sprüchlein datiren, womit man Einen, der des süßen Weines mehr als voll ist, durch die Worte bezeichnet: „Er hat einen Affen!"

Miscellen und Anecdoten.

(Die Macht der Gewohnheit) Vor ungefähr 50 Jahren mußten alle wandernden Schauspietergesellschaften, welche in kleinen Städten der östlichen Provinzen ihr Wesen oder ihr Unwesen ereiben wollten, das aufzuführende Stück durch den Stadt-Tambour am Morgen ausrufen und am Abend den Anfang des Spectakels durch Trommelschlag verkündigen lassen. Ein, in damaliger Zeit sehr bekannter Schauspieldirector kam mit seiner Gesellschaft nach J. in St., wo ihm der Stadt-Tambour sogleich seine Aufwartung machte, die altherkömmliche Sitte notificirte und seine Dienste anbot. Allein der Director, dessen Gesellschaft wirklich zu den besseren gehörte, dankte ihm höflich und versicherte, daß er sich auch ohne Trommel ein Publikum gewinnen wolle. Der Tambour schüttelte bedenklich den Kopf und ging. Die erste Vorstellung sollte statt haben, die Zettel waren regelmäßig vertheilt, weit geöffnet stand Thaliens Tempel, aber es war nicht getrommelt worden, und auch nicht ein Zuschauer erschien vor der im

Digitized by Google

Gasthofe zum grünen Baum errichteten Schaubühne. Die Leute müssen sich erst an die neue Sitte gewöhnen, dachte der Bühnenvorsteher, und schloß an diesem Abend das Theater. Der zweite Tag erschien, es wurde nicht getrommelt, das Theater blieb leer, und so ging es auch am dritten Tage. Da nun der Direktor wohl den festen Willen für die gute Sache, aber nicht die hinreichenden Mittel hatte, die trommelgewohnte Bürgerschaft nach seinem Willen zu beugen, da die Gesellschaft laut die rückständige Gage verlangte, so erfaßte ihn doch eine dunkle Ahnung, daß er sein Reformations-Project nicht durchsetzen würde, doch hoffte er noch immer auf den vierten Tag. Als sich aber auch an diesem Niemand eingefunden hatte, da ergriff er, am Morgen des fünften, selbst eine Trommel, rannte nach dem Marktplatz und bearbeitete das Kalbfell so gewaltig: daß die frommen Bürger meinten, der Tag des Gerichts wäre hereingebrochen. Bald war er von der versammelten Jugend des Städtchens umgeben. „Ihr habt gehört, rief er endlich von der ungewohnten Arbeit erschöpft, ich habe getrommelt, rasend getrommelt, nun kommt aber auch und seht diesen Abend die Comödie, sonst soll Euch sämmtlich der Teufel holen!“ Mit Ehrfurcht hörte die Jugend das Wort des Meisters und eilte in die respectiven Behausungen selbes treu zu verkünden. Das Haus faßte am Abend kaum die Zahl der herbeiströmenden Schaulustigen.

— Wie man in Ungarn Verräther in Kriegszeiten bestraft hat, beschreibt Ortbellius in seiner Kriegs-Chronik wie folgt: Den 2. April 1662 wurde zu Kalo ein Ungar, welcher Ezekiphid den Türken verrathen und in die Hände spielen wollte, am Spieße gebraten. Man befestigte zwei Säulen, die an den Enden Gabeln hatten, band den armen Sünder mit eisernen Ketten an einen großen starken hölzernen Spieß, an welchem an dem einen Ende ein Rad angestoßen ward. Hernach machte man zwischen den zwei Säulen ein großes Feuer, ließ solches zu Kohlen ausbrennen, dann legte man den Delinquenten an dem Spieß auf die zwei Säulen, und fingen also in Gottes Namen die vornehmsten Herren Ungarn, welche diesem Beaten beiwohnten, an, Hand an das Rad zu legen und den Braten umzuwenden, welches auch sein fleißig so der nach seinem Amt und Stand ab, bis es endlich an den gemeinen Pöbel kam. Damit aber der Braten nicht verbrennen möge, labten sie ihn im Geschäft oft und viel mit Wasser, wie nicht minder mit Strohwischen, die sie hiezu an Stangen gebunden hatten und allzeit in frischem Wasser eintauchten. Als sie nun meinten, daß der arme Sünder todt wäre, hieben sie die Säulen um, ließen ihn mitsammt dem Spieß auf dem Feuer, warfen tapfer Holz zu, und zogen schön ruhig und mit sich selbst zufrieden wieder nach Hause.

— Wer etwa um Stoff zu einem Intriguenlustspiel verlegen ist, braucht nur nach Madrid zu gehen und in die Olla potrida der Hofgeschichten zu greifen. In eine Aussöhnung zwischen König und Königin ist nicht zu denken. Isabella fordert immer leidenschaftlicher die Ehescheidung, und hätten die jetzigen Minister nicht wenigstens scheinbar eingewilligt, die Sache weiter zu betreiben, so wären sie schon nicht mehr im Amte. In Madrid hat die Königin wenig zu fürchten, denn dort ist sie trotz ihrer Excentricitäten bei dem Volke beliebt, und diese Generals würden im Fall eines Aufruhrs sie nicht verlassen. Es heißt jetzt, sie werde nächstens eine öffentliche Erklärung über die Mittel, durch welche sie zur Heirath mit dem Infanten Franz gezwungen wurde, und besonders über die Vorgänge der berüchtigten Palastnacht, wo ihr die Einwilligung abgenöthigt ward, erscheinen lassen. Seinerseits soll aber auch Don Franz, der König, es durchaus betreiben, daß er aus seinem Entschluß die Ehe eingegangen sei; er bethauert vielmehr, auch er sei dazu gezwungen worden und könne seine Frau eben so wenig leiden, als sie ihn. Isabellens Verachtung gegen ihren Mann übersteigt alle Grenzen. Sie hat den Ministern wiederholt erklärt, daß sie, komme was da wolle, lieber Krone und königlichen Rang aufgebe, als auch nur dem Namen nach die Frau des verabscheuten Peinzen bleibe. Mit ihrer Mutter ist sie ebenfalls so zerfallen, daß sie ihre Briefe gar nicht mehr öffnet, sondern ungelesen in Stücke reißt. Sonst besitzt Isabella viel Gutmüthigkeit. Auch ist sie nicht ohne Mutterwitz, wie neulich noch ein freilich etwas spanischer Scherz bewies, den sie auf Kosten der Minister über ihren Mann machte. Der Papst hatte vor einiger Zeit für einen spanischen Bischof, den die Regierung vorschlagen würde, einen Kardinalshut versprochen. Während nun die Minister darüber berathschlagten, wem sie denselben zuwenden sollten, bemerkte der hinzutretende Kriegsminister, die Königin habe bereits entschieden. Das gesammte Conseil deyod sich daher nach Aranjuez, um sich Aufklärung zu erbitten. Die Königin bestätigte, was der Kriegsminister gesagt, sie habe bereits den Hut vergeben. — Aber wer ist denn der Glückliche? fragte man mehrer. — Paquo, antwortete Isabella. — Paquo? Paquo? murmelten die Minister ganz perplex — sie kannten keinen Bischof Paquo. Sie hatten vergessen, daß Paquo ein familiärer Ausdruck für Francisco ist. Die Königin hatte den Kardinalshut — für ihren Mann bestimmt!!

— Ein Provinzialblatt bringt folgende grästreich treffende Definitionen, ohne Angabe des Autors: Geld ist derjenige Klumpen, den unser Herzogelt ganz unbedeutenden Menschen anhängt, damit sie in seiner Schöpfung nicht ganz verloren gehen, so wie ein guter Wirth an einen gewissen Schlichtel eine schwere Kugel hängt. Geld ist eine Ziffer, die nur bei Nullen, die sich selbst hintenansetzen, großen Werth gewinnt. Geld ist ein metallener Stiefelabzug für kleine Leute, damit man glaube, sie seien eben so groß wie Andere. Geld ist eine Entschädigung, die Gott einer Anzahl Menschen unter der Bedingung gibt, daß sie sich ja nicht unterstehen, von den Erdengütern Verstand und Geist etwas an sich zu bringen. Geld sind goldene Thränen, die das Schicksal wegen dessen weint, der kein Herz im Busen hat. Geld ist der metallene Handgriff zu einem Herzensgleichgewicht, der inwendig abgerissen ist. Geld ist der äußerliche Ausdruck eines Herzens: Hier ist das Betten verboten. Geld ist eine räthselhafte Erklärung eines Wesens, welches sein Ich mit folgenden Worten deffinirt: Wäre ich nicht, was ich habe, so hätte ich nicht, was ich bin.

(Der neugierige Wirth.) So neugierig, wie der Abterweit zu Altona, bei Hamburg, ist kaum wieder Einer. An einem schönen Sommerabend sitzt er vor seiner Thüre und will, da er gerade Niemand zum Plaudern hat, ebenso einnicken,

Digitized by Google

da kommt ein ganz anständig gekleideter junger Mann daher und fragt, ob er ihn allein sprechen könne. „Gewiß", sagte der Wirth, springt auf, und führt den Herrn ins Haus. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen," hebt der Fremde zu reden an, „was Ihnen vielleicht, man kann nicht wissen, — sehr wichtig einmal werden kann." Der Wirth zitterte schon vor Neugierde und sagt: „Nun dann heraus damit, mein Bester." — „Allerdings, Herr Wirth, fährt der Andere fort, aber — ich knüpfe es zuerst an die Bedingung, daß Sie mir etwas zu essen vorsetzen und eine Flasche Wein." — Jetzt wird der Wirth stutzig: „Herr", sagt er, „der Handel ist ganz ungleich. Da wissen Sie, was Sie bekommen, und ich nicht, was ich zu erwarten habe." — „Das ist allerdings so," sagte der Fremde, „allein ich muß auf der Bedingung beharren. Wollen Sie aus armseliger Knickerei sich ein Geheimniß entgehen lassen, das für Sie, man kann's nicht wissen, einst von hoher Wichtigkeit sein kann, und unter Umständen sicher sein wird, — so ist's schon gut. Ich gehe dann zu Andern, obwohl ich es gerade Ihnen gönnen möchte. — Der Wirth denkt, wer weiß, was er hat? Gieb's ihm. Geht er zum Hirschwirth, so dist du drum; sagt daher: „Meinetwegen denn!" Rust dem Kellner zu, er solle eine Flasche Burgunder bringen, vom Besten, und schnell ein gutes Nachtessen. — Wie der Blitz dampft ein herrlich Essen vor dem Fremden, und er stößt mit dem Wirthe an: „Prost!" — „Selbsteigene!" sagt der Wirth, und macht eine Reverenz. „Aber", sagt der Wirth, denn es zu lange wird, „da ich meine Bedingung erfüllt, erfüllen Sie nun auch die Ihrige!" — „Schon gut," sagt der Fremde, „aber Sie werden doch nicht verlangen, daß ich Ihre köstlichen Speisen kalt werden lasse? Warten Sie nur noch einige Minuten, und ich löse mein Wort. Was wollte der Wirth machen? Er hatte A gesagt, nun mußte er auch B sagen; allein er saß auf glühenden Kohlen und räsonnirte inwendig, wie der Oesterreicher über den Fremden, der so langsam aß. Es schmeckte ihm indessen überaus gut. Wie auch der Wirth versuchte, ihm beizukommen, es war unmöglich; er nickte nur zustimmend oder schüttelte verneinend den Kopf. Der Wirth wich nicht von der Stelle, denn er dachte, der Vogel könne ihm durchgehen; allein der Fremde dachte daran nicht. Endlich war die Mahlzeit zu Ende, und des Wirthes Neugierde aufs Höchste gespannt. Da zog ihn der Fremde in eine Fenstervertiefung und sagte leise, als ob's Niemand hören dürfe: „Herr Wirth, die Artikmühle, wo der Strafgefangene das Mühlrad zur Strafe treten muß, ist eine abscheuliche Sache. Ich komme eben daher, und hab' sie drei Jahre getreten. Sollten Sie, man kann nicht wissen, auch einmal hinein kommen, so rathe ich Ihnen, treten Sie auf die linke Seite, denn da tritt sich's viel leichter, als auf der rechten. — Adieu, Herr Adlerwirth, und vergessen sie's nicht!" — Der Wirth steht starr vor Erstaunen und Aerger über die Frechheit des Spitzbuben; aber ehe er seine Leute rufen kann, ist jener fort, und der Wirth braucht keine Kreide für die Zeche. Item: „Muß man den Alles wissen?"

(Lob der Musik.) Der Berliner „Freimüthige" stimmt es folgendermaßen an: „Je verknöcherter, pfäffisch verbummter, unsinnlichständiger, feiechender ein Volk, um so mehr Anlagen und Begeisterung hat es für Musik. Das letzte Stück, was einst die Musik ausspielt, wird ein Trabgeläute für die Dummheit und Unfreiheit sein. Die Wahrheit und der Geist reden in Donnertönen; nur die Lüge und das Gemüth brauchen die schmeichelnden Töne der Musik. Die Natur bewahrheitet dies schon; sie hat Melodie und Dummheit gepaart; die Nachtigall ist der albernste Vogel. Inwiefern im Menschenthum Verglesche mit diesem Vogelthum Katisfinden, überlassen wir Jedem zur eignen Beurtheilung, der Sängerinnen und sonstige Anbetende der Musik kennt, ohne in sie verliebt zu sein, in welchem Falle er kein Urtheil hat. Ethnographisch liefert Amerika den Beweis. Dieses Land der Freiheit ergeugt eben so wenig Talente für Musik, als sie dort vermißt werden. Nur drei Städte in Nordamerika können ein Orchester zusammenbringen: New-York, Philadelphia, New-Orleans. In Boston, Baltimore, Charleston, St. Louis und Cincinnati bringt man allenfalls ein Quartett zusammen.

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Wenn man in den Badenfenstern die glänzenden Ausstellungen von Frühlingsstoffen aller Art und die Werkstätten überhäuft mit ungeheuren Massen Kleidungsstücke von gestreiften und carrirten Zwillichen sieht, ist man versucht, sich in der Mitte Amerikas zu denken, wenn die Sonne, in diesem Jahre leider nur allzu rar geworden, nicht beweist, daß wir uns noch in dem Mittelpunkte des europäischen Klimas befinden. Diese Masse Sommer-Kleidungsstücke, die gewöhnlich so billig hergestellt und angeschafft werden, könnte man für die Preise unseres Gewerbes halten. Wie viele solche Kleider müssen verfertigt werden, ehe wir unser Auskommen dadurch erwerben können. Wenn man jedoch die Sachlage genauer erwägt, so ergiebt sich's, daß das Uebel nicht so groß sei, wie man es sich zuerst denkt, denn, in der Wirklichkeit bleiben wir nur den Werth des bezahlten Stoffes. Ist der Verlag billig (d. h. um ein geringes Geld) zu kaufen, so ist die Waare stets dem Preise angemessen; wird der Arbeiter nur karg belohnt, so muß er, um doch jeden Tag sein Auskommen zu verdienen, anhalt nähen, besten; wenn also der Client nur wenig zahlt, so gewinnt er auch nur wenig. Das jedoch, was für den Schneider eine Geißel ist, dient dem Vorübergehenden stets als ein Kleiner Vortheil, denn dieser kann sich sehr wohl und zu einem sehr billigen Preise kleiden. Es sind kaum ein Dutzend Jahre her, daß der größte Theil der Arbeiter in fast allen Gewerbszweigen, die sich billig zu kleiden gedachten, sich einen Staubkittel machen ließen, oder kauften für 10 die 20 Fr., welcher ihnen das Ansehen von Gärtnern oder Lohndienern gab; heut zu Tage kaufen sie für 6 bis 10 Fr. ein Jöckchen, welches einem Rock à la française ähnlich sieht. Es entsteht also für die Menge ein wirklicher Vortheil, indem dieselbe besser und zu einem billigeren Preise gekleidet ist. Vor einer Mondel Jahre adoptirten die Reichen auch den Kittel, und jetzt sieht man sie in Jöckchen umhergehen. Schlimm ist es für die Schneider, daß das, was für die arbeitende Klasse der Sparsamkeit wegen Mode, es auch für die Wohlhabendenklassen wird, denn der Reiche, für den man die schönsten Stoffe verarbeitet, will dieser bedient werden, und erlegt nicht hinlänglich die Extra-Auslagen, welche der Schneider seinetwillen machen muß, nöthigt ihn jedoch öfters bei sehr verringertem Nutzen im Preise nachzugeben. Es läßt sich nur hoffen, daß, Dank dem unsterten Geschmack unseres Zeitalters! unter andern Neuerungen etwas Nutzen hervorbringendes für unseren Gewerbs-Zweig auftauchen werde.

In dem soeben verflossenen Monate bemerken wir wenig

Digitized by Google

Veränderung im Kostüm; der Schnitt bleibt fast derselbe, ausgenommen einige unbedeutende Aenderungen in den Kragen und Umschlägen, welche immer noch kreuz, gerade oder à chale gemacht werden; die Taille 4—6 Centimet. unter der natürlichen Höhe; die Schöße der Oberröcke werden etwas flach getragen; die der Leibröcke ohne Einschnitt und unten abgerundet; die Westen, wovon der größte Theil aus weißen oder façonirenden Piquès mit Stehkragen oder vorausgehenden Blumen sind, werden fast sämmtlich à chale gemacht. Es ist auch nichts an den Beinkleidern verändert worden, welche weitläufig und abgerundet auf dem Fuße getragen werden. Die Stoffe, die am häufigsten dazu verwendet werden, sind weiß Zwilchen und Nankins. Da diese Fabrikate aber keine Nachgiebigkeit besitzen, damit sich keine unanständige Falten über der Fußbeuge schlagen, muß man den Vordertheil kürzer als den hintern schneiden und sogar längs der Mode herunter auf beiden Seiten die Naht etwas rund arbeiten, so daß die Hose die Form des Beines annimmt und daß der Vordertheil nicht zu lang ausfteht. Vor Kurzem sahen wir einige Beinkleider ohne die mindeste Zierlichkeit gerade und unten eng, die in einem derühmten Hause und für elegante bestimmt waren, wie den Ton anzugehen pflegen. Wir können kaum glauben, daß diese alte Mode, welche heutzutage lächerlich erscheint, wieder in Gunst gelangen kann; Männer von Geschmack wollen nicht einmal mehr gewürfelten Zeug zu ihrem Negligé haben; die Jäckchen in Form eines geraden Oberrocks oder Zwine werden von Nankin oder Batiste gemacht. Wir haben sogar einige Röcke mit runden Schößen gesehen, die gänzlich aus rober Batiste gemacht waren. Der aequime Zwine wie oben angegeben, in der Show-Form behauptet auch die Gunst, die er im Anfange der Saison erlangte. Er wird auch aus Batist gemacht, aber gebleichtheilt wird Satin in helleren Farben dazu genommen.

Damen-Mode.

Alle leichten und durchscheinenden Stoffe stehen jetzt in großer Gunst, und Taffchemir-Barege ist einer der vorzüglichsten. Die Muster sind auf gedruckten Zeugen, wie Seidenmusselin, meist ziemlich groß, und zeigen Schattirungen einer Farbe, gelten für modisch, wie lilas und violett, rosa und roth, bunkel- und hellgrün ꝛc. Die Organdis sind meist grosstarirt, und am Vormittage trägt man gern Jaconas und Brillantés mit Falbeln. Sehr hübsch sind auch gestickte Musselinröcke mit Kragen. Die Leibchen daran trägt man meist hoch und voll, an den Aermeln mit einem Gürtel, dessen Enden weit hinunterfallen. Einige Moden verschiedenen Reihen Spitzen besetzt, die man durch Bauschs theilt, durch welche ein Band gezogen ist, andere mit Musslin. Dann trägt man gern schwarze Spitzenshawls. Einige derselben sind von Spitzengrund, fast über und über mit Spitzen besetzt, und in der Halb-Mantilleform; die eleganteren sind dagegen klein, mit einer einfachen Spitzenbretzung von einer halben Elle Breite. Ganz gleiche Shawls trägt man in Weiß auf bunten Kleidern. Sehr modisch ist ein neuer Stoff, Bandasse-I genannt, der abwechselnd aus einem Seidenstreifen und einem Atlasstreifen besteht, welcher letztere schattirt, schimirt und bandartig breitshirt ist. Die Volants und Rüen an seidenen Kleidern sind ausgezackt. Gedruckte Tartatane, Seidenmuseline ꝛc. erfordern Vorjants und Unterkleider von weißer Seide, und Leibchen, die voll, und deren Falten garbenartig gelegt sind, und durch einen Bandgürtel zusammengehalten werden. Bei der Unbeständigkeit der Witterung ist für die Toilette zum Ausgehen Mannichfaltigkeit erforderlich, und der Spitzenschleier muß gegen Abend oftmals durch einen wattirten Ueberwurf ersetzt werden, der mit einer Peterine den Hals bedeckt, und vorn lang über einander gehende Enden hat. Auch zu Hüten sind jetzt die leichtesten Stoffe gesucht, namentlich Strohspitzen. Auch Hüte von Pferdehaar und Aloeblatten haben oft sehr hübsche Muster. Sie sind oft lilas mit velourirtem und carrirtem Band ausgeputzt, während die Hüte von Reisstroh große Blumen erhalten, namentlich Wasserlebumen, Malvusblüthen, Jelängerjelieber. Einige Hüte von Strohspitzen sind mit hellfarbiger Seide gefüttert; einige Strohhüte haben Köpfe von Seide, und sind auch am Schirmrande mit Seide eingefaßt, die sich hinten zu einem Nackenschirme verbreitet. Die Nackenschirme sind im Allgemeinen breiter, als vor einigen Monaten, besonders an den Zughüten. Man findet nichts mehr leicht genug, und so tragen die Damen faltige, offene Oberröcke von weißem Muslin mit sehr kleinen Mustern, oder dicht an einander befindlichen Punkten verjehen, und diese Oberröcke sollen nur einen Saum unten und einen Saum vorn haben, an dem letzteren etwa noch eine schmale Spitze. Dazu eine Mantille von gleichem Stoffe mit Volants, die mit Spitzchen oder mit Mücken garnirt sind. Auch haben wir bereits leichte offene Oberröcke von Batist mit kleinen festchen Blümchen, und leichte Kleider von gedrucktem Baumwollenmuslin, die mit garnirten Volants sehr hübsch aussehen, namentlich weil sie sich durch untadelige Frische auszeichnen müssen, und weil vielleicht der Luxus der Wäsche derjenige sein wird, welcher in Zukunft unsere Sommertoiletten auszeichnet. Diese Kleider haben kurze Aermel, an die man nach Belieben Vorderärmel anfügt; oft haben sie aber auch lange, halbweite Aermel, die unten an einem Bändchen in Falten genommen sind, das von einem Knopfe umgeben ist, welcher man an der Außenseite des Armes zusammenbindet, so daß zwei lange, flatternde Bänder herabhängen. Eine andere Erleichterung der Damen ist eine neue Erfindung, ein sogenanntes Unbine-Corset von leichtem schwiegsamen Pferdehaargeflecht, sehr zart und unverdrinzlich. Die Damen tragen es gern im Sommer, zum Negligé und auf der Reise, und es läßt sich nicht läugnen, daß diese Erfindung zu den glücklichsten gehört, die in der weiblichen Toilette in der letzten Zeit gemacht worden sind.

Die Sonnenschirme sind weiß und grün; man sieht fast gar keine andern Farben.

Erklärung der Modenkupfer.

1. Tunika, Kleid mit breitem Volant. 2. Kleid mit doppeltem Volant, Spitzentuch. 3. Frack mit runden Schößen. 4. Sommer-Rock, weite Beinkleider, lange Weste.

Da ich von künftiger Nummer einen neuen Austräger habe, so ersuche ich diejenigen geehrten Abonnenten, welche künftige Woche übersehen werden und keine Nummer erhalten sollten, sich unverzüglich in der Expedition gr. Windmühlenstraße Nr. 48 zu melden.

N. Büchner.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heldig** in Altenburg.

Verlag von **N. Büchner.** Maschinendruck von **F. Andrä** in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

III. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnt.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 7. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Ein Trinkgeld.

(Erinnerungen des Chevalier von G...)

Nach dem Französischen von Colland.

Der Graf von Artois hatte in sein Haus einen jungen Secretair aufgenommen, der ihm von einem Deputirten seiner Provinz empfohlen worden war. Der arme Junge war neu wie sein Reck und ganz so simpel, als es nur immer der Sohn eines in Einfachheit erzogenen Landmannes sein kann, der nie weit über die Grenzen seines Besitzthums hinausgekommen ist.

Der junge Mann spazierte daher in dem großen Palais zu Versailles umher, wie er es in seiner kleinen Stadt gethan haben würde. Er verirrte sich mehr als einmal in dieser Zimmerreihe, ging durch alle Thüren und ließ sich manchmal tüchtig anfahren, ohne jedoch dadurch gebessert zu werden; die kleinstädtische Neugirde gewann bald wieder die Oberhand. Man muß nämlich wissen, daß im Allgemeinen, Kleinstädter glauben, sich unbedenklich auf alles einlassen zu können.

Für die Officiere des Grafen von Artois war er daher auch ein Gegenstand der Zerstreuung und Unterhaltung; und das arme Kind gab sich treuherzig und mit der Geduldigkeit eines Lammes zu allen Schwänken her. Täglich erneuten sich für ihn die Abenteuer, so daß, wenn er jemals seine Memoiren schriebe und nicht zu sehr über alle diesen kleinen Böcke errröthete, er wenigstens einen Band damit anfüllen könnte. Diese Benennungen „Hoheit," „gnädiger Herr," u. s. w. hatten ihm ganz den Kopf verwirrt; er verwechselte die Titel, veränderte den Rang, so daß er eines Tages den Prinzen mit „Herr" und den Thürhüter mit „Hoheit" anredete. Der Graf von Artois, dem man die Malicen seines jungen Secretairs erzählte, lachte oft herzlich darüber, verbot aber aus Gutmüthig, seinen Officieren, diese Arglosigkeit zu mißbrauchen, denn, fügte er hinzu, er wird nur zu bald enttäuscht werden!

Eines Tages beklagte sich der junge Graf von Barmes (so hieß der Secretair) gegen einen Edelmann, der ihm gewöhnlich die meisten Streiche spielte, zu dem er aber, durch ein sonderbares Fatum, das meiste Vertrauen besaß, daß er seinen Koffer nicht öffnen könne, in welchem

Digitized by Google

sein Geld und die Briefe seiner Pathe befindlich wären, indem der Schlüssel verbogen sei.

— Zum Teufel! mein Theuerer, entgegnete ihm barsch der Officier, der eben nicht zum Scherzen aufgelegt war, wenden Sie sich an einen Schlosser; weshalb schwatzen Sie mir das vor?

— Ah! ja! sagte der junge Kleinstädter, ich soll mich nach einem plumpen Schlosser wenden, der mit seinem ungeschickten Hammer und Amboß meinen hübschen kleinen Schlüssel zerbricht.

— Nun! was wollen Sie denn?

— Kennen Sie nicht irgend einen geschickten Mechanikus, einen Schlosser, der sich mit feinern Arbeiten beschäftigt? . . .

— Einen adligen Schlösser vielleicht! rief der Officier lachend.

— Wahrhaftig! erwiederte der junge Mann, der würde die Sache am besten machen.

— Herrlich! sagte plötzlich der Offizier, ich unterziehe mich dieser Angelegenheit, denn ich kann Ihnen einmal nichts abschlagen. Kommen Sie.

— Aber ist er auch recht geschickt, fragte der Secretair, und wohl unterrichtet? . . .

— Der Unterrichtetste in ganz Frankreich, entgegnete jener.

— Ja, dieser.

— Pst, sagte der Offizier, indem er sich einer kleinen Thüre näherte, hören Sie, wie er arbeitet?

— Ja, wahrhaftig, ich höre feilen.

— Gut, gehen Sie hinein und beauftragen Sie ihn mit Ihrer Angelegenheit.

— Weshalb kommen Sie nicht mit?

— Ich muß auf meinen Posten zurück; aber sagen Sie mir doch nachher, ob Sie zufrieden gestellt sind.

Der junge Carl ging sehr ruhig, ohne anzuklopfen, hinein und grüßte den Schlosser ungenirt mit beinahe höfischen Manieren.

— Was wünschen Sie, mein Herr . . fragte der Schlosser, ziemlich erstaunt.

— Mein lieber Mann, entgegnete Carl, ich bringe Ihnen Arbeit.

— So, entgegnete der Angeredete mit gütigem Lächeln, und wer verschafft mir die Ehre Ihrer Kundschaft?

— Herr von Seilhac, ein Officier im Dienste Sr. Hoheit.

— Wahrhaftig, ich danke Herrn von Seilhac.

— Er sagte mir, daß Sie sehr geschickt und der gewandteste in ganz Frankreich wären, fuhr der Secretair fort, und ich fange an, es zu glauben, denn für einen Schlosser sind Sie sehr wohlgekleidet und besitzen ein hübsches Aeußere. Ihr Geschäft muß gut gehen? . . .

— I! Gott sei Dank! ja. Doch lassen Sie sehen, was haben Sie?

— Diesen Schlüssel.

Der junge Mann trug ihm nun sein Anliegen vor; der Schlosser hörte aufmerksam zu, verstand sehr wohl, legte den Schlüssel in's Feuer und in einem Nu setzte er ihn in Stand.

Carl konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen, bei der Geschicklichkeit dieses Schmids mit so zarten Händen, mit einem Jabot und der mit Spitzen besetzten Manchetten. Es war übrigens ein Mann von stattlichem Aeußern, dessen offene Physiognomie mehr das Gepräge der Gutmüthigkeit, als das des Adels an sich trug.

Als die Arbeit vollendet war, sagte der Secretair:

— Mein Freund, wie viel bin ich Ihnen nun schuldig?

— Nichts, wahrlich, ich bin glücklich, einem Manne, der zum Hause meines . . . . des Herrn Grafen von Artois gehört, nützlich gewesen sein zu können.

— Ah! das geht so nicht.

— Sicherlich, mein Herr, Sie würden mich sonst kränken.

— Nu denn, so werden Sie mir wenigstens erlauben, Ihnen bei nächster Gelegenheit ein Trinkgeld geben zu können.

— Gut, ich bin damit einverstanden.

Und der Secretair entfernte sich entzückt. An demselben Abende noch begann sein nächster Dienst. Der Graf von Artois befand sich bei der Königin, und brauchte eine Portefeuille, aus dem er dem König etwas mittheilen wollte; er ließ daher seinen Sekretair rufen.

Als Carl von Barmes in's Zimmer trat, war er zuerst geblendet; dann, als er etwas deutlicher zu sehen begann, fingen seine Beine an zu schwanken; er zitterte wie Schilfrohr. Der König blickte ihn zufällig an und rief lachend:

— Ei! sieh' da! meine neue Kundschaft! . . . Und wie steht es mit meinem Trinkgelde? *)

Das arme Kind glaubte ein Majestätsverbrechen begangen zu haben und sank schluchzend auf die Kniee.

*) Bekanntlich erlernt jeder französische Prinz ein Handwerk.

Digitized by Google

Der König tröſtete ihn ſo gut er konnte und faßte, nur um dieſes Schwankes willen, aufrichtige Freundſchaft für ihn; — und Carl brachte es weit.

Der junge Secretair iſt gegenwärtig ein Siebenziger, aber wenn er uns dieſe alte Geſchichte erzählt, findet er ſtets ſeine Jugendthränen wieder.

Anekdote.

Der entwendete Brief.

„Ich hatte meinen Freund Bernier,“ erzählt ein geiſtreicher Amerikaner, Edgar Poe, in einem ſo eben erſchienenen Reiſewerke, „nach Europa begleitet. Es war mir intereſſant, in Geſellſchaft des feingebildeten Mannes mit dem klaren, ſcharfſinnigen, durchdringenden Verſtande, deſſen Geiſt, was nebenbei bemerkt ſei, im Laufe unſeres Beiſammenſeins zu Paris den Urheber einer Mordthat aufgefunden hatte, den ſelbſt die unſichtige Paciſer Polizei nicht hatte entdecken können, die Reiſe zu machen. Wir hielten uns längere Zeit in der Hauptſtadt eines Staates des Feſtlandes auf, deſſen Namen verſchwiegen bleiben muß, woſelbſt Bernier mit den angeſehenſten und höchſten Staatsperſonen in freundſchaftliche Verhältniſſe getreten war und ſo auch die Bekanntſchaft des Baron v. W., des Polizeidirectors, gemacht hatte. Der Letztere widmete meinem Freunde eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit, und ſeug ihn mehr als einmal in ſchwierigen Fällen um Rath.

Eines Abends lagen Bernier und ich unterm Fenſter und betrachteten, den Cigarrendampf zum Himmel ſendend, den Lauf der Wolken als der Baron v. W. in unſer Zimmer trat. Seine Stirne umdüſterten Wolken des Unmuths und der ängſtlichen Sorge. Er ſetzte ſich, drehte ſich mehrmals auf ſeinem Stuhle herum; er war in einer ſichtlichen Verlegenheit. Endlich brach er das Stillſchweigen.

„Ich möchte,“ begann er; an meinen Freund ſich wendend, „Ihren freundſchaftlichen Rath in einer äußerſt delikaten Angelegenheit einholen; ich habe lange damit gezögert, endlich aber bin ich gezwungen, zu Ihrer Einſicht Zuflucht zu nehmen.“

„Welche Zweifel, mein Beſter,“ fragte Bernier, „haben mir die Ehre Ihres Vertrauens ſo lange vorenthalten? Es handelt ſich doch nicht um einen Mord? In derlei Angelegenheiten miſche ich mich nimmermehr.“

„Nicht entfernt. Die Sache iſt an und für ſich höchſt einfach, aber ſie iſt ſo kitzlicher Natur, es walten dabei ſo eigenthümliche Verhältniſſe ob, daß ich mir dachte, die Mittheilung derſelben werde Sie intereſſiren.“

Sie reizen meine Neugierde auf Koſten unſerer Freundſchaft; nur ohne Umſtände.“

„Meine Erzählung iſt mit ein paar Worten abgemacht; aber vorerſt muß ich Ihnen die ſtrengſte Verſchwiegenheit anempfehlen, den ich würde meine Stelle verlieren, wenn man auch nur ahnen könnte, ich hätte einen Unbetheiligten ins Geheimniß gezogen. Ich wurde von Oben benachrichtigt, daß ein Document von ungeheurer Wichtigkeit in den königlichen Gemächern ſelbſt entwendet worden ſei. Man kennt den Dieb, denn man ſah ihn das Papier wegſtipitzen; man weiß auch, daß daſſelbe noch in ſeiner Hand iſt.“

„Woher weiß man das?“

„Es liegt in der Natur des Documentes und in dem Umſtande, daß der Räuber noch nicht davon Gebrauch gemacht hat.“

„Erklären Sie ſich etwas deutlicher.“

„Dieſes Papier gibt nämlich ſeinem derzeitigen Beſitzer eine unumſchränkte Macht über gewiſſe Perſonen, deren Einfluß unbegrenzt iſt.“

„Sie ſprechen in Räthſeln; wenn es Ihnen daran liegt, daß ich Ihnen mit meinem Rath beiſtehen ſoll, müſſen Sie ſich ohne Umſchweife deutlich machen.“

„So erfahren Sie denn: daß, wenn dieſes Papier zur Kenntniß einer dritten Perſon gelangt, es die Ehre einer ſehr hochgeſtellten andern Perſon bloßſtellt, und daß ſomit ſein Beſitz dem derzeitigen Inhaber des Documents eine begrenzte Macht über eine erlauchte Perſon giebt, indem es deren Ehre und Ruhe bedroht.“

„Damit aber dieſe Gewalt wirklich exiſtire, muß doch der Dieb vorausſetzen können, daß die beſtohlene Perſon wiſſe, in welchen Händen das Papier iſt. Und wer kann dieß wagen?“

„Ich will Ihnen Alles mittheilen. Der Entwender iſt der Miniſter des Innern, der Graf v. S., der wie Sie wiſſen, zu Allem fähig iſt, und in dieſem Falle ebenſoviel Frechheit als Geſchicklichkeit an den Tag gelegt hat. Das fragliche Document iſt ein Brief. Die Fürſtin war in ihren Zimmern, gerade mit dem Leſen eines Schreibens beſchäftigt, als ihr Gemahl eintrat. Sie können nach Geſagtem vorausſetzen, daß es ihr daran lag, daſſelbe geheim zu halten. Nach einem vergeblichen Verſuch, den Brief in ihrem Toilettentiſchchen zu verſtecken, hielt ſie es für's Gerathenſte, denſelben offen unter den andern Papieren daliegen zu laſſen; der Monarch überſah ihn auch in der That. In demſel-

Digitized by Google

den Augenblicke wird der Graf angemeldet. Sein Luchsauge entdeckt sogleich das Schreiben und erkennt auf der Stelle die Handschrift; er sieht die augenscheinliche Verlegenheit der Regentin und erräth das ganze Geheimniß. Er setzt sich in die Nähe des Tisches nieder, spricht von Staatsangelegenheiten, zieht aus seiner Tasche einen unbedeutenden Brief hervor, läßt ihn lesen und legt ihn neben das gewichtige Papier. Er fährt noch einen Augenblick mit seinem Gespräche fort, verabschiedet sich sodann und nimmt, wie aus Versehen, das letztere mit, indem er dafür sein Schreiben zurück läßt. Die Fürstin hatte den ganzen Kunstgriff mit angesehen, ohne in Gegenwart ihres Gemahls, der an ihrer Seite saß und nichts von dem ganzen Vorfalle ahnte, auch nur ein Wort dagegen einwenden zu können. Die Regentin befindet sich nun durch diesen Gaunerstreich in der Abhängigkeit des Ministers; schon hat ereinige Gnadenbezeugungen verlangt, die man nicht gewähren, aber auch nicht abschlagen kann, so lange er im Besitz des Schreibens ist, und jeden Tag stellt sich mehr und mehr die Nothwendigkeit des Wiederbesitzes heraus; aber die Sache ließ sich nur mit äußerster Vorsicht und Umsicht im Geheimen betreiben. Bis zur Verzweiflung gebracht, hat mir endlich das Opfer des frechen Diebstahls den Thatbestand mitgetheilt."

„Es ist klar," antwortete Bernier, „daß dieser Brief noch in den Händen des Grafen ist und daß er davon keinen Gebrauch gemacht hat; denn nur so lange er ihn behält, sichert er ihm die Macht über die Fürstin."

„Diese ganz natürliche Folgerung hat auch mein Benehmen geregelt. Meine erste Sorge war daher, im Hotel des Ministers die kleinlichsten Nachsuchungen anstellen zu lassen, ohne daß er davon etwas ahne; denn der geringste Verdacht, den er schopfen könnte, würde die Katastrophe beschleunigen, die wir abwenden wollen."

„Derartige Nachsuchungen können indessen von einer nur halbwegs geschickten Polizei ohne Gefahr der Entdeckung angestellt werden."

„Gewiß. Auch haben mir die Gewohnheiten des Grafen einen Vortheil von Werth in die Hand. Den größten Theil der Nacht bringt er außerhalb seiner Wohnung zu. Seine Dienerschaft ist nicht groß und wohnt in einem von den Zimmern des Ministers ziemlich entfernten Theil der Behausung. Ich besitze Schlüssel, denen kein Schlüssel, denen kein Schloß auch nur eine Sekunde widerstehen kann. Seit drei Monaten verging keine Nacht, in welcher ich nicht das ganze Haus durchsuchte. Meine Eigenliebe ist nicht wenig dabei im Spiele, auch ist mir, ich darf es Ihnen wohl gestehen, im Falle des Gelingens, keine unbedeutende Summe versprochen worden. Es ist keine Ecke, kein Winkel des Hauses, wo man ein Papier hätte aufbewahren können, den ich nicht durchsucht und verschiedene Male durchgestöbert habe. Aber ich sehe mich genöthigt, meine Nachforschungen aufzugeben, denn offen gestanden, der Dieb ist listiger als ich. Und doch ist der Brief noch in seinem Besitz, auch kann er ihn nirgends anders, als in seiner eignen Wohnung aufbewahrt haben. Denn sowohl die Lage der Dinge bei Hofe, als die Natur der Intrigue, die der Graf angestellt, erfordern, daß er das Document bei der Hand habe, um es jeden Augenblick benützen oder vernichten zu können."

„Vielleicht trägt er den Brief beständig bei sich."

„Daran habe ich auch gedacht," erwiederte der Polizeiminister. „Ich habe den Grafen deshalb mehrmals in der Nacht durch geheime, als Diebe verkleidete Polizeisoldaten anfallen und alle Taschen unter meinen Augen durchsuchen lassen; es fand sich nichts vor."

„Diese Mühe hätten Sie sich ersparen können," bemerkte Bernier. „Der Graf handelt nicht unbesonnen und konnte auf derartige Schritte gefaßt sein. Erzählen Sie mir einmal Ihre nächtlichen Untersuchungen in seinem Hotel mit allen Einzelheiten."

„Wir haben uns nicht beeilt; wir sind mit Ordnung und Methode zu Werk gegangen, wie man es nur von Leuten erwarten kann, die einige Erfahrung hierin besitzen. Jedes Zimmer wurde für sich untersucht, einige derselben haben uns fünf bis sechs Nächte aufgehalten. Alle Schränke, Schubladen, Fächer wurden geöffnet, die Kissen der Sessel mit langen Nadeln durchstochen und die Tische abgetragen, um zu sehen, ob sich in ihren hohlen Füßen nicht irgend etwas Verdächtiges vorfinde. Wir haben das Getäfel und die Tapeten an allen Wänden abgenommen, den Fußboden geöffnet, die Ritzen des Gemäuers durchsucht."

„Haben Sie die Spiegel und Portraits von den Wänden genommen, die Betten inspicirt?"

„Alles, Alles. Wir haben jedes Buch, das wir sahen, durchblättert, den Einband aufgeschnitt. Nichts entging unsern Nachforschungen und doch bin ich keinen Schritt weiter gekommen."

„Den Keller, die Bühne?"

„Ich wiederhole Ihnen, Alles wurde unter meinen Augen mit der größten Genauigkeit durchsucht."

„Dann haben Sie sich doch getäuscht; der Brief

Digitized by Google

kann unter diesen Umständen nicht in der Wohnung des Grafen sein."

„Ich glaube es endlich selbst. Aber was rathen Sie mir, daß ich nun beginnen soll?

„An Ihrer Stelle würde ich den Gemächern des Ministers noch einen Besuch abstatten. Doch will ich die Sache nochmals überlegen. Ich darf mir in dieser Angelegenheit durchaus nichts vergeben lassen. Leben Sie wohl!"

„Einen Augenblick noch!" warf Bernier ein. „Geben Sie mir das genaue Signalement des Briefs."

Der Polizeidirector gab uns eine bis ins Kleinliche gehende Beschreibung des betreffenden Documents und verließ uns hierauf.

Wir sahen ihn lange nicht mehr und auch mein Freund berührte die Sache nicht weiter. Er war die eingefleischte Discretion selbst, warum hätte ich seinem Beispiele nicht folgen sollen?

Vierzehn Tage waren bereits verflossen, als wir eines Abends am traulichen Kamine saßen und von allerhand unbedeutenden Kleinigkeiten sprachen. Plötzlich unterbrach mich Bernier.

„Wir werden heute Abend den Baron v. W. bei uns sehen; ich habe ihm geschrieben, sich um 9 Uhr bei mir einzufinden."

In der That erschien auch der Polizeidirektor einige Minuten vor besagter Stunde.

„Ich habe mir die Freiheit genommen," begann Bernier, „Sie zu mir zu bitten, um Ihnen meine Gedanken über den Gegenstand mitzutheilen, den wir kürzlich besprachen. Sagen Sie mir aber vor Allem, ob Sie nichts Neues darüber wissen. Haben Sie nichts entdeckt?"

„Nicht, durchaus nichts. Wir haben eine abermalige lange und gewissenhafte Procedur vorgenommen, die aber, wie ich voraus sah, ebenfalls zu keinem Zwecke führte."

„Sie haben gesagt, daß man Ihnen eine reiche Belohnung versprochen habe; darf man wohl die Summe wissen?"

„Ich mache mir nichts daraus, sie Ihnen mitzutheilen; vorläufig gestehe ich Ihnen gerne, daß ich demjenigen einen Wechsel von zwanzigtausend Gulden auf unsere Hofbank geben würde, der in meine Hände jenes höllische Papier auslieferte. Jeden Tag stellt sich der Wiederbesitz desselben als eine dringendere Nothwendigkeit heraus. Die Forderungen des Grafen werden täglich ungestümer und es ist unmöglich, voraus zu sehen, wo es am Ende noch damit hinaus will. Man hat mir versprochen, im Falle des Gelingens, die Summe zu verdoppeln, aber würde sie selbst verhundertfacht, ich könnte nicht mehr thun, als bereits geschehen ist."

„Ach, pah!" entgegnete Bernier. Sie haben Ihre Kräfte in dieser Sache zu gering angeschlagen, Herr Baron. Aber würden Sie wirklich demjenigen, der Ihnen das berüchtigte Blatt auslieferte, auf der Stelle zwanzigtausend Gulden ausbezahlen."

„Gewiß; ich ginge selbst bis zu fünfundzwanzigtausend."

„Baar."

„Sogleich."

„Nun gut, so unterschreiben Sie mir diesen Wechsel auf die Bank und ich liefere dafür den Brief in Ihre Hände."

Der Baron war wie vom Schlag gerührt. Er stand einen Augenblick unbeweglich, mit offenem Munde, wie eine Bildsäule, da; seine Augen stierten meinen Freund an, als wollten sie aus ihren Höhlungen treten. Es kostete ihn wirklich Mühe, seine Erstarrung zu überwinden; endlich ergriff er eine Feder, unterschrieb den Wechsel und gab ihn Bernier. Dieser sah ihn genau an und steckte ihn sodann in seine Brieftasche. Hierauf öffnete er eine Schublade seines Schreibtisches, zog einen Brief daraus hervor und übergab ihn dem Polizeidirektor. Dieser erfaßte mit zitternden Händen das verhängnißvolle Papier, schlug es, indem er vor Freude erblaßte, auf, verschlang es mit seinen Blicken, und verließ plötzlich, ohne Zeit zu nehmen, uns Lebewohl zu sagen, das Zimmer, sprang, indem er vier Stufen zu gleicher Zeit nahm, die Treppe hinab und verließ das Haus.

Als mich Bernier nach des Barons Entfernung sprachlos vor Erstaunen dastehen sah, sagte er zu mir:

„Sie werden wahrscheinlich eine Aufklärung von mir über diese räthselhafte Erscheinung verlangen, ich kann sie Ihnen mit wenig Worten geben:

„Das Polizeipersonal geht in der Regel keinen andern, als den gerade vorgezeichneten Weg; es ist ausdauernd, erfinderisch, listig und kennt alle Einzelnheiten der Ausführung. Aber das Genie fehlt meistens. Sie haben gehört, welche Maßregeln der Baron in Anwendung brachte, ich war auch zum Voraus überzeugt, daß er Schritte getroffen, die nichts zu wünschen übrig ließen. Wäre der Brief in dem Umkreis gewesen, dem jene Nachforschungen galten, er wäre ohne Zweifel ent-

Digitized by Google

deckt worden. Aber der Hauptfehler bei diesen Maßregeln war, daß sie weder den Umständen angemessen waren, noch der betreffenden Personalität gebührende Rechnung trugen. Eine gewisse Auswahl erfinderischer, von einem gewissen Takt eingegebener, durch Erfahrung erprobter Mittel, das ist für den Baron und seine Leute das Bett des Prokrustes, wonach sie ihre Ausführung bemessen und hier ireen sie am meisten. Wenn man den Vorsatz oder die That eines Andern errathen will, muß man jenes Ideengang zu dem seinigen machen. Das ist für einen scharfblickenden, durchdringenden Verstand durchaus nichts Schwieriges. Der Polizeidirector von W. und seine Leute messen entweder die Intelligenz ihres Gegners gar nicht oder wenigstens schlecht. Sie verfolgen in der Untersuchung ihren eigenen Gedankengang und suchen z. B. einen verborgenen Gegenstand dort, wo sie ihn selbst gegen Nachforschungen sicher zu stellen gestredt haben würden. Sie haben recht und unrecht; recht weil ihre Berechnungen meistens auch die der Menge sind, unrecht aber, wenn ihnen eine Person in den Weg kommt, deren Intelligenz über der ihrigen steht."

(Schluß folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— Einen Vorsteher des Berliner Mäßigkeits-Verein soll jüngst ein Mann um eine kleine Remuneration gebeten haben, da er, wie er vorgab, dem Verein seine ganze Thätigkeit widme. — „Wie so?" fragte der Vorsteher. — „Ich lasse es mir angelegen sein, eine nicht unbedeutende Anzahl von schädlichen Schnäpsen zu vertilgen," lautete darauf die Antwort.

— Ein Schulmeister trug seinen Dorfschülern die neutestamentliche Geschichte vor. Um zugleich ihre Urtheilskraft zu prüfen, fragte er einen Knaben:

— Junge, wie hieß der Vater der Söhne Zebedäi?

„Ich weiß nich."

— Na, wie heißt denn dein Nachbar?

„Jöhnsch."

— Und dessen Vater?

„Doch Jöhnsch."

— Also hieß der Vater der Söhne Zebedäi?

„Jöhnsch!"

Berlin. Der preußische Landtag wurde am Tage Quasimodogeniti eröffnet und am Tage Jeremiä geschlossen.

— Pouqueville erzählt uns in seiner Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands folgenden schauderhaften Auftritt. Nach dem entsetzlichen Blutbad, das die Türken auf der schönen griechischen Insel Chios angerichtet hatten, wurden an 30,000 ermordete Griechen in den Canal zwischen Chios und Tschesme geschleift, wo die Mörder derselben vor Anker lagen. Die frischen Leichen sanken wie gewöhnlich zu Boden und blieben einige Tage lang auf dem Grunde. Plötzlich aber, mitten in der Nacht schien den türkischen Wächtern, als ob eine Menge Menschen auf die Flotte zuschwämmen und die Flotte immer mehr umringten. Der Kapudan-Pascha gebot endlich, unter sie zu feuern; aber auch hierdurch ließen die Schwimmer sich nicht entfernen; sie kamen lautlos immer näher und näher. Aber nach und nach wurde es am Himmel immer heller und der Tag brach an. Da erkannten die Türken mit Schaudern, daß ihre ganze Flotte von Leichen umgeben war, die nach einem natürlichen Gesetze wieder auf die Oberfläche des Meeres gehoben wurden. Der gräßliche Anblick erschütterte die rohen Barbaren. Jeder glaubte unter den Leichen diejenigen zu erkennen, die er mit eigner Faust umgebracht hatte. Ein Spiel des Zufalls hatte die ehrwürdige Leiche des Bischofs von Chios, umgeben von mehreren mit ihm ermordeten Priestern, dicht unter die Catastenfenster des Kapudan-Pascha geführt, und wie die Wellen ihn hoben, nahm er zuweilen eine aufrechte drohende Stellung an. Ein tödtlicher Schrecken ergriff den Kapudan-Pascha und seine ganze Flotte. In größter Eile lichteten sie die Anker und fuhren wie vom Sturm gejagt, davon, um dem Geisterheere in den Meerbusen von Smyrna zu entfliehen; aber ihr Entsetzen wurde noch vermehrt, als der Zug der Schiffe in einer langen Wasserfurche hinterher eine große Menge Leichen mit fortzog, und um so schneller, je mehr die Schiffe selbst ihre Flucht beeilten. Erst nach einer langen Fahrt blieben die Leichen allmählig zurück und die Türken konnten sich von ihrem Schrecken so weit erholen, um wieder den verlassenen Ankerplatz zu suchen und über die Verbedeutung dieser seltsamen Erscheinung nachzusinnen. Die Rache schwebte wirklich schon über ihrem Haupte. Den 19. Juni in der Nacht hingen 43 griechische Helden zwei Brander an das Admiralschiff. Es flog in die Luft: der stürzende Mast erschlug den Kapudan-Pascha in der Schaluppe, auf welche er sich schon gerettet, und 21 Schiffe gingen in Trümmer.

— In einem Orte zwischen Oppenheim und Worms, wo das Nervenfieber herrschte, starben vor Kurzem in dem Hause eines Landwirths Eltern und Kinder, nämlich Vater, Mutter, zwei Töchter und der Sohn. Weil nun Alles in diesem Hause todt war, mußte die Obrigkeit einschreiten und ein Inventar der Hinterlassenschaft aufnehmen. Da fand man auf dem Speicher (der verstorbene Landwirth hatte vor einem Monat bei der allgemeine Aufnahme aller Vorräthe 20 Malter Kern deklarirt und nachgewiesen), in einem besondern Verschlage, welcher der innern Dachbekleidung anzugehören schien, noch 190 Malter Getraide verborgen, die er nicht angegeben hatte.

— Unter den Afghanen im südlichen Persien herrscht der Gebrauch, Verbrechen aller Art durch Auslieferung von

Digitized by Google

Weibern zu bestrafen. Ein Mord z. B. kostet 12 Weiber; eine abgehauene Hand, Nase, oder sonst dergl., wird mit 6 Weibern, der Verlust eines Zahnes mit 3, und eine Kopfwunde mit einem Weibe bezahlt. Wer sich also seiner Frau entledigen will, darf nur seinem Nachbar ein Loch in den Kopf schlagen. Bestände ein solches Gesetz in Europa, alle Welt bekäme offne Köpfe.

— „Mit dem Müssiggang hat es jetzt auf der Welt ein Ende!“ ruft der „Philantrop“ aus. „Jeder muß arbeiten und verdienen, auch der „Nigara“ und die Eisenbahn“. Der majestätische Wasserfall Nigara ist gezähmt worden, wie Herkules, zu spinnen, nämlich eine große Spinnmaschine zu treiben. Die Eisenbahnen aber müssen Butter machen. In Amerika hat man ein Butterfaß im Großen in Form eines Eisenbahnwagens eingerichtet, inwendig sind Stäbe, welche die Milch zu Butter schlagen, und bis der Wagen an dem Orte seiner Bestimmung ankommt, ist die Milch in Butter verwandelt.“

— Der „London Charivari“ ertheilt den nothleidenden Arbeitern den Rath, sich schwarz zu färben und als Neger zu melden, dann werde ihnen die Hülfe der Philantropen gewiß nicht entgehen; weiß seien sie nicht interessant genug!

— Gespräch zwischen einem Juden und Christen zur Zeit der Judenemancipations-Debatte in Berlin:

Christ. Na, Schmuhl, was sagt Du dazu, haben da nicht viele Landtags-Deputirte bei der Judenfrage gut für Euch gesprochen?

Jude. Nu mai, ja wohl, das ist pure Dankbarkeit, haben doch auch viele von uns Juden für manchen Landtags-Deputirten gut gesprochen.

— Ein Justizamtmann eröffnete im Jahre 1817 einem Bauer in einem Rechtsstreit das Urtheil. Der Bauer fand es nach seiner Meinung sehr hart, äußerte dies unverholen, und da der Justizamtmann versicherte, alle seine Einwendungen könnten ihm nichts helfen, sagte er:

„Das will ich doch sehen! Ich werde mich an den König wenden.“

Der Justizamtmann versetzte: „um dergleichen Sachen kümmert sich der König nicht.“

„Das wäre mir denn auch der rechte König!“ rief der Bauer, nichts Arges dabei denkend, treuherzig aus.

Der Justizamtmann machte aber dem Bauer diese Aeußerung zum Verbrechen; er kam deshalb in Kriminaluntersuchung und wurde in erster Instanz zu viermonatlicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Der Weg der Appellation stand ihm vorschriftsmäßig offen, und obgleich sein Rechtsbeistand, ein hiesiger Justizkommissarius, in seiner Vertheidigungsschrift für den Vernrtheilten ausführlich auseinander setzte, daß bei der Aeußerung des Bauern schlechterdings keine, auch nicht die entfernteste Absicht gewesen sei, sich unehrerbietig oder wohl gar beleidigend auszudrücken, vielmehr das volle Vertrauen zu der Gerechtigkeit des Monarchen hervorgehe, der auch den Geschwerden des geringsten seiner Unterthanen, wie der große Friedrich, stets ein geneigtes Gehör schenkte; so wurde doch die Sentenz der ersten Instanz in der zweiten bestätigt, und der Bauer auch noch zur Bezahlung sämmtlicher Untersuchungskosten — die bekanntlich nicht geringe sind — verurtheilt.

Unter diesen Umständen wandte sich der Rechtsbeistand des Bauern mit einer Vorstellung unmittelbar an den König, und dieser befahl sogleich mittelst Kabinetsordre: daß der Bauer von aller Strafe und auch von der Bezahlung aller Kosten entbunden werden solle.

— Aus Sondershausen wird berichtet, der souveräne regierende Fürst sei einige Zeit lang in Arnstadt abwesend gewesen, währenddem sei die mitdrhätige edle Fürstin aus Sondershausen abgereist, man wisse nicht wohin? und sie werde zur Trauer des Landes nie wiederkehren. Sie bekommt jährlich 20,000 Thaler Apanage-Gelder. — Was sind das für Geschichten! (Zmeife.)

— Ein Pietisten-Concil. Nach dem Aberser Wochenblatt hätte in dem allenburgischen Städtchen Gohsnip vor Kurzem eine Zusammenkunft von „Pietisten und Mystikern“ stattgefunden. Die Zahl der Versammelten soll einige 40 betragen haben. Daß das Muthenthal unter ihnen reichlich vertreten war, versteht sich von selbst. Aber auch andere Orte, namentlich Leipzig, hatten ihr Kontingent geliefert. Es waren nicht nur Geistliche, sondern auch fromme Landbrüder versammelt. Den Vorsitz führte Dr. Hafeß. Man soll sich sehr ernstlich über die Mittel, das Volk zu möglichster Verfinsterung eher wie es jene Frommen nennen, zu dem wahren Glauben zu bringen, berathen haben. Um desto wirksamer eingreifen zu können, hat man sich nach bestimmten Bezirken in einzelne sogenannte Missionen abgetheilt, von denen aus nun das Volk (namentlich durch einen neuen Volksschriften-Verein) bearbeitet werden soll.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die eleganten Damen tragen in der jetzigen gewaltigen Hitze fast nichts als vorn offene Ueberröcke, selbst im Salon, bei großen Diners, ꝛc. Einige sind von blauem, rosa oder lilas Taffetan, mit einer kleinen Falte von Tülle garnirt, die doppelt an jeder Seite sich hinzieht und auf der Achsel von einem schmalen Bändchen gehalten wird, so daß das Leibchen, das die beiden Vorderblätter bilden, ziemlich ausgeschnitten aussieht. Die sehr kurzen Aermel sind mit eben solchen Falten besetzt. Ein breites Taffetband, das zusammengebunden wird, bildet den Gürtel. Andere sind von Barege und endigen in einem breiten Volant, der sehr in Falten gezogen ist. Die Lieblingsfarben sind die mit weißem oder hellgrünem Grunde, auf welchem sich zierliche Blumenguirlanden hinschlängeln. Einige dieser offenen Oberröcke von persischem Jaconas sind vorn, um ihre Einfachheit zu schmücken, mit kostbaren Spitzen garnirt; die feinsten aber sind unbedingt die von Foulard und Taffet.

Eine vornehme Dame, eine Favoritin Ludwigs XIV., die sich vor den Gewittern und deren schlimmen Folgen ungemein fürchtete, hatte für die Gewitterstunden eine Art Sack von Zaffet, in welchen sie sich hüllte, um von dem Blitze nicht getroffen zu werden. Einer ihrer Andere wußte sich diese Hülle zu verschaffen und machte eine Art Zeit daraus, unter welchem er auswuhrte. Die Geschichte sagt nicht, ob er sich damit auch gegen den Witz des Himmels oder gegen die noch gefährlichern Blicke der schönen Augen jener Dame schützen wollte. Wir denken jedesmal an diesen Blitzableiter, wenn wir die jetzigen

Digitized by Google

offenen Oberröcke von Taffet seyen, welche ebenfalls so weit sind, daß sie ein ziemlich umfangreiches Zeit abgeben könnten und auch ihrem Schnitte nach dem Sacke jener Dame ziemlich gleich kommen. Man trägt sie meist in den zartesten Farben und mit Zöckchenaufputz. Die kurzen und weiten Aermel sind in griechischer Art aufgenommen und lassen den Hemdärmel mit dem gestickten Einfaßstreifen sehen. Die Unterkleider welche man zu diesen offenen Oberröcken trägt, sind von Musselin und ihre Durchsichtigkeit wird durch mehrere Reihen von Volants beseitigt.

Die Spitzenschawls sind als Ueberwürfe das Beste, was man wählen kann, zumal da sie an sich einen Werth besitzen, nach welchem sie nicht von Jedermann getragen werden können. Wir sahen kürzlich eine solche Spitzenmantille mit dem braunen-dornsörmigen Mustern, die mit fünf ähnlichen Volants und einer Berthe von solcher Breite besetzt war, daß fast das ganze Kleid unter Spitzengewebe verschwand.

Unter den Neuigkeiten, die in der Folge der großen Hitze zum Vorschein gekommen sind, haben wir Kleider von weißem Musselin bemerkt, die mit schmalen baumwollenen Sentenschnürchen benäht sind, glatt anliegende Leibchen haben und mit Stickerei vorn fast bedeckt sind. Auch die Röcke sind schürzenförmig vorn gestickt.

Die Ballkleider, welche für Baden, Wicht und andere Bäderorte bestimmt waren, sind meist ziemlich einfach, von Tülle Tartatan-Musselin oder auch von glattem Krepp. So wird ein Kleid von italienischem Taffet mit zwei Röcken von roßa Tülle bedeckt, von denen jeder doppelt ist. Der zweite wird meist an der Seite von einem Büschel Rosen und grünem Gras oder, was auch sehr hübsch ist, von einem Büschel von Akazienblüten und Blätter gehalten.

Die Kleiderroben Tartatan-Musselin sind mit ausgeschnittenen Volants oder mit Volants ausgezupft, die man mit offenen Strohfransen garnirt. Das Bouquet und der Korbput bestehen in diesem Falle aus Haferstroh, Klatschrosen und Mayblumen. Die Spitzen sind zum Besatze der Ballkleider noch immer so beliebt wie sie es im Winter waren.

Manche Mädchen oder junge Frauen tragen Kleider von glattem Krepp, die ganz mit Falten von gleicher Breite bedeckt sind, welche Breite aber nicht mit mehr als die eines Fingers beträgt. Das Leibchen hat eine Berthe derselben Art oder eine Draperie. Zu Diner- und selbst Soiréetoiletten sahen wir in dieser Woche sehr hübsche Kleider von Pekintaffet, rosa und weiß gestreift und mit vier bis fünf Querstreifen besetzt, welche mit ziemlich langen offenen Fransen in Rosa und Weiß garnirt sind. Die Berthen sind vorn rund, auf den Achseln dagegen ausgeschnitten und mit zwei Reihen Fransen übereinander besetzt. Der weißgrundige Jaconet mit gebrochten Kamas, rosa und blauen Blümchen kommt zu offenen Morgenüberröcken wieder in Gunst; der Rock darunter ist von gleichem Stoffe und mit einem breiten Volant besetzt. Namentlich eignet sich dieser sehr leichte Zeug zum kurz Tanz, zur Promenade im Garten, zum Gange in's Bad und man fügt dann eine Mantille von gleichem Stoffe hinzu.

Außerordentlich beliebt zu Diner-toiletten und zur Promenade im Wagen des Abends sind die Kleider von Seidenmusselin. Die modischen Farben sind himmelblau und weiß mit Bouquets und Guirlanden von rosa Blümchen. Die Volants dieser Kleider, denn man garnirt sind stets mit Volants, sind mit kleinen offenen Fransen oder mit sehr langen besetzt, wenn die Zahl der Volants drei nicht übersteigt, oder auch mit schmalen Bändern, auf welchen sich die Hauptfarben des Kleides wiederfinden müssen. Die immer in Falten gezogenen Kleider sind entweder ganz geschlossen oder vorn derzförmig ausgeschnitten, die Aermel kurz und halbweit oder lang und unten durch ein schmales Bündchen zusammengenommen.

In diesen Kleidern wie zu denen von baumwollenem Musselin gehören große Gürtel, die vorn zusammengebunden werden. Oft bindet man auch ein ziemlich schmales Band um das Bündchen der langen Aermel, das an der Seite außen mit einer Schnalle geschlossen wird, von welcher zwei ziemlich lange Enden hinabhängen. Die englische Stickerei, welche bekanntlich fast nur aus Löchern besteht, die von Schnürchen umgeben sind, so daß sie wie in einander geschlungene Mandeln ꝛc. aussehen, gilt in diesem Augenblicke für sehr modisch. Sie ist sehr dauerhaft und wird für jetzt nirgend so schön gestickert als in Engelland, wo sich damit namentlich arme Frauen in Schottland beschäftigen wie im sächsischen Erzgebirge mit dem Klöppeln.

Man verwendet sie namentlich gern an den Kinderanzügen, aber auch den Kleidern der Damen und zwar unten am Saume vorn auf dem Rocke, an den Aermeln, an den Aufschlägen ꝛc.

Man trägt Blendenbündchen von allen Farben. Wir sahen z. B. eines von pâille Blonden mit dunkelblauen Narzissen als Einfaß, und ein anderes von dunkelrother Blonde, das mit niedlichen Haidelblümchen durchwebt war.

Sehr häufig wird Zwilltaffet getragen und vorzugsweise weißgrundiger mit himmelblauen Streifen.

Auch viele Kleider von naturfarbigem Foutard haben wir gesehen und dazu eine Mantille in violett mit schwarzen Spitzen.

Herren-Mode. Stadtanzug. Der Stadtanzug und Toilettenanzug hat keine Veränderung erlitten. Wir haben gesehen, daß in vielen großen Werkstätten die Toiletten- Fracks und Röcke auch eingelaßt werden, wir glauben nicht, daß es viele Nachahmung findet. **Fantasieanzüge.** Die Fantasieanzüge, welche man zugleich als Reit-Gesellschaft annehmen, bestehen aus dem sogenannten Jacken-Frack und Röcke. Die Schöße sind rund und laufen mit dem Vorderrteile in einer Linie fort. In mehreren der ersten Ateliers werden die Röcke auf den Hüften nicht durchschnitten, und die Fracks werden nur bis an die kurze Seitennaht abgeschnitten. Die Aermel sind mehr ohne als mit Aufschlägen, und im Schnitze befindet sich nur ein Knopfloch; auch trägt man viele runde Aufschläge ohne Knopfloch. Die Taschen werden mehrentheils hinten in die Falte gemacht. Die Brustklappe wird von außen etwas tief gemacht. Den Kragen macht man nach Belieben viereckig oder abgerundet. Kragen und Aufschläge werden von demselben Stoffe übergezogen. Zur Klappen- und Aufschlagbildung, oder Besetzung wird hinter roher Leinen genommen, ohne weiter etwas. Die Form der Knöpfe sind klein und oval. Die Kanten werden mit einer schmalen Seiden-Borde eingefaßt. Die Stoffe sind leichte wollene entweder carrirt oder meliert. **Westen.** Zum Fantasie-Anzuge mit einem kurzen Schooß, jedoch nicht mit Steckkragen, in beiden Fällen doch sehr lang getragen. Diese Westen werden gar nicht waitkirt; die Knöpfe sind von demselben Stoffe übergezogen: die Kanten sind entweder eine gesetzt oder breitgesteppt. Die Stoffe dazu sind von leichtem wollenen Pique gestreift, carrirt, meliert und weiß. **Beinkleider.** Die Beinkleider sind mittelmäßig weit, und werden mehrentheils ohne oder mit ganz schmalen Strigen zum Anknöpfen getragen. Die Stoffe sind entweder von leichtem Satin, Tuch und Nanking, letztere werden an der Seitennaht mit einer schmalen Litze besetzt.

Modenerklärung.

1. Rock mit nicht zu langer Taille. 2. Tunika, an der Seite offen, geschnürt. 3. Mantille von weißer Spitze, Kleid mit doppellem gezackten Volant. 4. Jackenrock von carrirtem Zeug.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold**, in Berlin bei Herrn **Julius Springer**, in Hamburg bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in Wien bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heubig** in Altenburg.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

III. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer . / und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit 6tos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 8. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Anekdote.

Der entwendete Brief.

(Schluß.)

Ich dachte mir daher sogleich, wenn der Brief in irgend einem Winkel der Wohnung des Ministers verborgen gewesen wäre, so würde er den gewissenhaften Nachsuchungen des Polizeidirectors gewiß nicht entgangen sein. Er entging denselben aber, weil sein derzeitiger Besitzer ihn nach einem Princip aufzubewahren wußte, das über der Sphäre desjenigen stand, nach dem die Polizei handelte und so wurde letztere mystificirt. Sie hielt den Grafen für einen gewöhnlichen Verstand während er eine überlegene Intelligenz, ein gefährlicher und ränkevoller Diplomat ist, also eine Persönlichkeit, die ihr ein anderes Verfahren hätte dictiren sollen. Der Minister konnte voraussetzen, daß die Polizei seine Wohnung durchsuchen werde und seine häufige Abwesenheit von Hause hatte keinen andern Zweck, als jenen Nachforschungen selbst freies Feld zu eröffnen, damit der Director zu der Ueberzeugung gelange, daß der Brief sich nicht in seinem Hotel befinde. Jemehr er deshalb gefaßt sein mußte, daß den Luchsaugen und den Schlüssen der Polizei auch nicht das Verborgenste in seiner Behausung entgehen werde, um so mehr war er darauf angewiesen, zu einem ganz einfachen Mittel seine Zuflucht zu nehmen.

Diese Vermuthungen bestimmten meinen Entschluß. Die Kühnheit und Gewandtheit des Grafen, die Nothwendigkeit, besagtes Werkzeug seiner Erpressungen stets unter seinen Augen zu haben, die Demonstration, welche das Resultat der Nachforschungen der Polizei war, brachten mich allmählich zu der Ueberzeugung, daß der Minister keinen bessern Ausweg gewußt habe, als den Brief gar nicht zu verbergen.

Sie wissen, daß ich mit dem Grafen hinreichend bekannt bin, um ihm, ohne Verdacht zu erwecken, von Zeit zu Zeit einen Besuch zu machen und einige Augenblicke mit ihm verplaudern zu können. Eines Morgens machte ich mich nun zu ihm auf den Weg. Ich trug eine Brille mit grünen Gläsern und entschuldigte sie durch die immer mehr überhand nehmende Schwäche meiner

Digitized by Google

Augen. Unter dem Schatten dieſer grünen Augengläſer konnte ich ſorgfältig und mit Vorſicht das ganze Zimmer in Augenſchein nehmen, indem ich ſcheinbar dem Geſpräche mit meinem Wirthe die größte Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Hauptſächlich trafen meine ſpähenden Blicke einen großen Schreibtiſch, neben dem der Graf ſaß und der über und über mit Papieren aller Art bedeckt war; Acten, Briefe und Papiere lagen, obgleich in einer gewiſſen Ordnung, bunt durch einander. Plötzlich bemerkte ich ein kleines offenes Käſtchen aus Pappe mit Fächern, in denen drei oder vier Viſitenkarten und ein Brief lagen. Letzterer war ſchmutzig, zerknittert und halb zerfetzt; man ſah, daß er einmal hätte vernichtet werden ſollen. Er trug ein ſchwarzes Siegel, das unzweideutig das Wappen des Grafen zeigte, war von weiblicher Hand überſchrieben und an ihn adreſſirt. Ganz bedeutungslos und nicht einmal der Aufbewahrung werth, lag er in einem der Fächer offen und dem erſten Blicke ſich verrathend da.

Kaum hatte ich ihn erblickt, als ich ſogleich zu der Ueberzeugung gelangte, dieſes und kein anderes ſei das fragliche Document. Es war zwar in allen Theilen verſchieden von dem, deſſen Beſchreibung mir der Polizeidirector gemacht hatte, denn ſtatt eines kleinen rothen Siegels mit dem Wappen des Grafen von B . . . ., ſah ich hier ein ſchwarzes mit dem Wappen des Miniſters, ſtatt des mit feſter und ſicherer Hand geſchriebenen Namens einer ſehr hoch geſtellten Perſon, fand ich in weiblicher, zitternder Handſchrift die Adreſſe des Grafen. Nur die Größe war dieſelbe.

Gerade aber dieſe ungeheure Verſchiedenheit und der ärmliche Zuſtand dieſes Fetzen, der mit der Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe des Grafen in ſo grellem Widerſpruch ſtand, brachten mich auf den Gedanken, daß dieſes Papier abſichtlich dem Blicke des Beobachters als ein ganz unbedeutendes aufgedrungen werden ſolle. Der Graf war weder zerſtreut noch vergeßlich und nichts deutete in ſeinem Zimmer darauf hin, daß er geneigt ſein ſollte, werthloſe Papiere, wenn auch nur nachläſſig, auf ſeinem Schreibpulte liegen zu laſſen, ſtatt ſie zu vernichten.

Ich dehnte meinen Beſuch ſo lang aus als möglich und ſetzte, während eines lebhaften Streites über einen Gegenſtand, der den Miniſter intereſſirte, meine Beobachtung ruhig fort. So gelangte ich endlich zu der Entdeckung, daß der Rand des Briefes ganz zerſtoßen und beinahe zerriſſen war, wie dies bei feinem Papier zu geſchehen pflegt, wenn man daſſelbe, nachdem es zuſammengelegt worden, wieder eröffnet, umwendet und in die frühern Falten legt. Es war klar, der Brief war auf dieſe Weiſe umgewendet worden, wie man etwa einen Handſchuh umkehret, und hatte ein neues Siegel und eine andere Adreſſe bekommen. Mein Entſchluß war gefaßt. Ich nahm Abſchied von dem Miniſter, ließ aber aus Verſehen meine goldne Doſe auf dem Kamin zurück.

Unter dem Vorwande, meine vergeſſene Doſe abzuholen, beſuchte ich am andern Tage den Grafen wieder und unſere Unterhaltung war bald in lebhaftem Gange. Plötzlich wurde ſie durch einen Schuß unterbrochen, der unmittelbar unter den Fenſtern abgeſchoſſen worden war und dem alsbald ein fürchterliches Geſchrei des aufgebrachten Volkes auf der Straße folgte. Der Graf eilte ans Fenſter und öffnete es, um zu ſehen, was ſich draußen ereignet habe. Kaum war er aber aufgeſtanden und hatte mir den Rücken gekehret, ſo war auch ſchon der Brief in meine Taſche ſpedirt und durch ein Facſimile erſetzt, das die nämliche Größe, daſſelbe ſchwarze Siegel, daſſelbe Aeußere hatte.

Der Lärmen auf der Straße war durch einen Mann veranlaßt worden, der mit einer Piſtole auf eine Gruppe von Weiber und Kinder geſchoſſen hatte. Es ſtellte ſich aber bald heraus, daß das Feuergewehr nur mit Pulver geladen geweſen, der Schießende aber betrunken war. Er wurde auf die Polizei abgeführt, dort aber natürlich ſogleich wieder freigelaſſen, weil er von mir beſtimmt und beſoldet geweſen war, dieſe Rolle zu ſpielen. Der Miniſter trat alsbald vom Fenſter zurück; ich war ihm, als mein Plan gelungen, auf der Ferſe gefolgt. Er ſchöpfte nicht den mindeſten Verdacht, die Sache war das Werk eines Augenblicks geweſen. Ich zögerte nicht, mich zu verabſchieden und habe nun den entwendeten Brief glücklich wieder den Händen des Addreſſaten überliefert.

„Warum aber," fragte ich Bernier, „haben Sie zu ſolchen Combinationen, deren Erfolg immer zweifelhaft blieb, Ihre Zuflucht genommen? An Ihrer Stelle hätte ich mich gleich am erſten Tage und hätte es mit Gewalt geſchehen müſſen, in den Beſitz des Briefes geſetzt."

„Das wäre eine außerordentliche Unklugheit geweſen. Der Graf iſt ſtark und entſchloſſen; er hat Leute bei ſich, die ihm äußerſt ergeben ſind und leicht hätte ich auf dieſe Weiſe mein Leben aufs Spiel ſetzen können. Uebrigens war es ſo viel beſſer. Seine Macht iſt jetzt gebrochen, ohne daß er es weiß. Er weiß nicht, daß der Brief, auf den er ſeine Gewaltthätigkeiten gründete, nicht mehr in ſeinem Beſitz iſt; er wird fortfahren, ſich darauf

Digitized by Google

zu stützen und dies ist sein Untergang. Ich wäre begierig, sein Gesicht zu sehen, wenn er seinen Zudringlichkeiten Verachtung entgegensetzen sieht und nun seine Zuflucht zu seinem Schatze nehmen will, statt dessen aber ein anderes Papier findet, in welchem ich ihm — er kennt meine Handschrift — Gleiches mit Gleichem vergelte. Er hat mir einmal in London einen Streich gespielt: ich habe mich gerächt." G. Brunet.

Der geistliche Perückenkrieg in Frankreich*).

I.

Jedermann trug bereits seine Perücke in Frankreich; dreißig Jahre waren bereits vergangen, seitdem die erste Perücke in Paris allgemeine Bewunderung erregt hatte, und noch hatte kein Geistlicher es gewagt, seinen Kopf mit einem solchen Schmucke zu zieren. Im Stillen hatte er wol manchmal die glücklichen Weltkinder beneidet, die eine Perücke tragen durften; ach, aber ihm war der Genuß versagt! Er konnte nur seufzen und dulden; die alten Kirchengesetze, die Ausprüche der Concilien und Päpste hatten ja jedes künstliche Haupthaar mit schwerer Strafe belegt. Nicht einmal die natürlichen Haare der Stirn und des Vorderhauptes sollte er zu einem Toupet verwandeln lassen, kein Käppchen sollte eigentlich auf sein Haupt kommen und eben so wenig durfte er an einen Haarbeutel denken. Bei dem Käppchen allein sah man von Seiten der Bischöfe und Erzbischöfe ein wenig durch die Finger. Se. Eminenz der Cardinal Richelieu hatten ja selbst wegen Ihres kahlen Hauptes ein seidnes Käppchen getragen und die wenigen Haare, welche das Alter dem Cardinal Mazarin, seinem Nachfolger, gelassen hatte, waren gleichfalls von einem solchen bedeckt worden. Auf solche Weise hatte sich der Gebrauch dieser thatsächlich eingeschlichen; hätten diese Minister auch eine Perücke getragen, so wäre dieselbe eben so als eine vollendete Thatsache, trotz aller Concilienbeschlüsse in der Kirche geheiligt gewesen. Aber nein! Ihre Enthaltsamkeit war zu groß und die Zeit dazu noch nicht reif!

Endlich: die Mode fordert ihr Recht!

Es ist ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu greifen ins bewegte Rad der Zeit,
Beflügelt fort entführen es die Stunden;
Seht! die Perücke kommt, das Käppchen ist verschwunden!

Das in der Perückenzeit bedeutungsvolle Jahr 1660 war herangekommen, und in diesem wagten es mehrere Geistliche, dem Vorurtheile, daß es sich nicht für sie schicke, den alten Satzungen der Kirche entgegenzutreten. Sie faßten den Gedanken, wie sehr ihre äußere Würde gewinnen müsse, wenn sie mit einer Perücke erschienen. Und so sah man staunend einige kühne junge Abbés unvermuthet mit solchem Schmucke auf dem Markte des Lebens. Freilich waren es also Geistliche, die noch kein Amt hatten, denn alle solche wurden in jener Zeit mit diesem Namen belegt; aber sie konnten alle Tage zu einem kirchlichen Amte gelangen, sie hatten also Muth gezeigt und sich frei gemacht vom Joche des Vorurtheils, wie der Kirche! O! er ist nicht vergessen, der große Mann, der berühmte Abbé, welcher zuerst mit einer Perücke im Putzzimmer der Damen erschien und später im hohen Alter als Bischof von Langres starb! De la Riviere hieß er, der noch heute von allen frommen Perückenmachern in Paris als ein halber Heiliger verehrt wird, und unbestritten ist mindestens sein Verdienst als Patriarch der geistlichen Perücken.

Natürlich machte de la Riviere auch andern jungen Abbés Muth, dem Vorurtheile die Stirn zu bieten, denn:

Der Jugend glückliches Gefühl ergreift
Das Rechte leicht, und eine Wohlthat ist's,
Das eigne Urtheil prüfend auszuüben.

Doch hüteten sie sich, gleich ihrem späteren Nachfolgern, mit großen Allongeperücken zu erscheinen, wo die Locken bis über die Mitte des Rückens hinabreichten. Nein! ihre Perücken waren sittsam, kurzweg im Nacken anschließend, ohne vieles eitles Lockengepränge. Ach, was half es ihnen?

Die Jugend selbst entgeht nicht der Verläumdung Tücken,
Wagt sie auch nicht ins Auge ihr zu blicken!

„Eine Perücke ist offenbar eine Art Käppchen, und diese sind doch dem Priester eigentlich streng verboten, zum mindesten, wenn er die Messe liest!" flüsterten die Verläumdung', die Bosheit, der Neid den hohen Kirchenhäuptern zu. „Eigentlich sollen ja nicht einmal die Laien ein künstliches Haupthaar tragen; was würde

*) Zur Quelle diente: Histoire des Modes françaises; Paris 1773. S. 265—353. Benutzt ist hierbei theilweise: Histoire des Perruques par Thiers; Paris 1690.

Digitized by Google

nun vollends daraus werden, wenn die Kirche ihren Dienern ſelbſt ſolche Sünden geſtatten wollte?“

Die frommen Leute hatten in ihrer Art Recht; die Tonſur ließ ſich bei Keinem, welcher eine Perücke trug, wahrnehmen, und ſie gerade iſt das weſentliche Zeichen der Prieſterweihe. Ein Käppchen konnte doch abgenommen werden, und in den Ritualen der franzöſiſchen Kirchen findet man daher häufig angegeben: ici le prêtre ôte la calotte! (Hier nimmt der Prieſter das Käppchen ab!) Mit einer Perücke ſtand die Sache anders! Auf dieſe Weiſe ſchien der Perücke der Weg in die Kirche auf ewig verſperrt zu ſein! Doch, nur Geduld! Die Pariſer Perückiers wiſſen auch, wo Barthel Moſt holt, und ſie wiſſen es vielleicht beſſer als Mancher, der am Tage des heiligen Bartholomäus Beiſteuern einſammelt. Sie kamen den geiſtlichen Perückenträgern zu Hülfe, indem ſie oben in der Perücke eine ſo große Oeffnung ließen, daß Jedermann die Glatze ſehen konnte. So weit ſchien die Sache abgemacht; allein eine Perücke iſt und bleibt ein künſtliches Haupthaar, und gegen dieſes hatten nicht allein die Kirchenväter, wie Tertullian und Hieronymus und Chryſoſtomus, ſondern ſchon der Apoſtel Paulus greifert und die Concilien es in den Bann gethan, folglich war die Sache auch nicht mit der durchlöcherten Perücke gründlich beſeitigt. Was ließ ſich nun beginnen? Die Weisheit der Perückenmacherzunft war zu Ende, nicht aber die kirchliche Weisheit. Jeder Geiſtliche, der eine Perücke tragen wollte, erlaubte ſich eine Nothlüge; jeder behauptete, einen ſchwachen Kopf zu haben, jeder behauptete, wie er es nicht mit entblößtem Haupte aushalten könnte. Faſt ſchien unter allen Geiſtlichen eine Kopfkrankheit äußerlich epidemiſch eingeriſſen zu ſein. Vom Erzbiſchof herunter bis zum ärmſten Kaplan hatten Viele ganzes und halbes Kopfweh, Rheumatismen und Katarrhe. Sie wendeten ſich, gereinigt vom Kampfe zwiſchen der Pflicht, das Leben und die Geſundheit zu friſten, wie der, den kirchlichen Vorſchriften Genüge zu leiſten, an die löbliche mediciniſche Facultät und dieſe gab einen erwünſchten Ausſpruch; ſie erklärte das Tragen einer Perücke für das wahre Univerſalmittel; das Gewiſſen war beruhigt; man trug eine Perücke nicht aus Eitelkeit, nicht der Mode wegen, nein! auf Befehl der mediciniſchen Facultät, gemäß den Vorſchriften ihres Decans, des mediciniſchen Papſtes.

Doch auch jetzt ruhten noch nicht die Feinde der edlen Perücke! Sie behaupteten, daß ſolche Kopfzicht und was damit zuſammenhänge, meiſt nichts weiter als Heuchelei und Verſtellung ſei. Natürlich mußten die Perückenträger wieder ihrerſeits alle Heiligen zu Zeugen aufrufen, daß ſie von den vorgegebenen Uebeln ſchrecklich geplagt ſeien. Von beiden Theilen erhitzten ſich die Gemüther, und endlich brach — es war in den Jahren 1665 bis 1675 — der eigentliche Perückenkrieg furchtbar aus.

(Schluß folgt.)

Der ſchöne Heinrich.

Erzählung von Oskar Schön.

In einer norddeutſchen Stadt, berühmt durch ihre Univerſität und ihre Würſte, lebte vor Jahren ein alter Herr, der es aber durchaus nicht haben wollte, daß er ſchon alt ſei, ſondern ſich einbildete, er müſſe noch überall für den liebenswürdigſten Tauſendſappermenter gelten, beſonders bei den Damen. Da der alte Herr nebſt ſeiner übergroßen Portion Selbſtgefälligkeit eine gar nicht zu verachtende Menge alter Thaler beſaß, ſo war es natürlich, daß er in der Stadt einen angeſehenen Mann vorſtellte. Einen angeſehenen Mann aber läßt man gelten, um ſeines Geldes willen, wofür er eben Luſt zu gelten hat, und ſo war denn in ganz R. kein Menſch, der ihm widerſprach, wenn er von ſich ſelber, als einem jungen, tollköpfigen Beauſewind redete, der ſich aber feſt vorgenommen habe, nun bald ein „ſolider, geſetzter junger Mann zu werden.“ — Mit dem Geſetz- und Solidwerden meinte aber unſer alter Herr nichts Geringeres, als demnächſt dem Hageſtolzlat Valet zu ſagen und ein ſchönes, junges Mädchen, als ſchöne, junge Frau heimzuführen. Damit wollte es ihm aber trotz ſeiner vielen ſchönen, harten Thaler doch ſo bald noch nicht glücken. — Nach Art alter, reicher Hageſtolzen nämlich, liebte er nach ſich ſelber zuerſt das Geld, und ſagte ſich tagtäglich:

„Ich bin allerdings ein ganz ausnehmend leichtſinniger Tauſendſaſſa, allein in Einem unterſcheide ich mich zu meinem Vortheile von andern jungen Leuten meines Schlages: ich verkenne den Werth des Geldes nicht und wünſche deshalb nur ein reiches Mädchen zu heirathen.“

Der gute, alte Herr hätte nur um 30 Jahre ſpäter und anſtatt in R. im ſchönen Wien leben ſollen, er würde gefunden haben, wie vernünftig und ſolid jetzt alle jungen Herren in dieſem Punkte denken. — Vor 30 Jahren aber und in R. war das nicht der Fall

Digitized by Google

und gar viele junge Männer — selbſt wenn ſie aus reichen Häuſern ſtammten, heiratheten oft sans façon ein blutarmes Mädchen, wenn es nur hübſch, verſtändig und ſittig war. —

Natürlich: verſtändig und ſittig ſollte das Mädchen auch ſein, welches der alte Junge zur Hausfrau begehrte. Daß ich's kurz mache: er wollte einen Inbegriff von Schönheit, Tugend, Verſtand und Geld. „Wenig, aber gut und ſehr viel!“ wie jener franzöſiſche Soldat ſich ausdrückte, der Anno 10 bei meinen Eltern einquartirt wurde. — Der alte Herr hieß Heinrich Kregenſtorf, der Kürze wegen hatte er's am liebſten, wenn man ihn den „ſchönen Heinrich“ nannte, und da er jeden Bettelbuben, der ihn mit dieſem Namen anredete, ganz gewiß einen blanken Dreiling zuwarf, ſo ward er bald von Allen nur der „ſchöne Heinrich“ genannt.

Etwa ein Jahr war verfloſſen, ſeit er zuerſt an ſeinem 48ſten Geburtstage es ausgeſprochen hatte: „daß er nun ein geſetzter, ſolider junger Mann werden wolle,“ und noch immer ſchien es damit nicht rechter Ernſt werden zu ſollen, wie denn Wollen und Sollen nur zu oft weiter auseinanderliegen, als gut iſt und angenehm. Es fehlte zwar in R. durchaus nicht an ſchönen, reichen und dabei verſtändigen und ſittigen Jungfrauen, und einige dieſer Jungfrauen beſaßen alle die gerühmten Vorzüge in einem ſolchen Grade, daß der ſchöne Heinrich ohne Verzug mit verbundenen Augen (wie im Blindekuhſpiel!) ſich die Erſte die Beſte unter ihnen herausgeholt hätte, hätt' es dabei nur an ihm gelegen! aber in dieſem einzigen Punkte ſchien auch nicht Eine von allen den holden Jungfrauen mit dem ſchönen Heinrich übereinſtimmen zu wollen, und ganz leiſe ging in R. die Sage von Mund zu Mund: „der ſchöne Heinrich habe im Laufe eines Jahres nicht weniger als ſechs der allerzierlichſt geflochtenen Körbchen davongetragen.“

Da ſchoß unſerm nunmehr wirklich ſchon fünfzigjährigen Brauſewind das Blut zu Kopfe, und er that einen großen Schwur: nun gar kein Mädchen aus R. zu freien, ſondern eine Ausländerin allen Inländerinnen zum Trotz und großen Aerger. Er hatte nicht nöthig, zu dieſem Zwecke erſt in's Ausland zu reiſen, oder gar, wie ein fürſtlicher Herr, unbeſehens durch Prokuration ſich zu vermählen. Vier Stunden von R. liegt das berühmte, vielbeſuchte Seebad D., wohin alljährlich eine Menge holder Frauen und Jungfrauen kamen — die Wenigſten krankheitshalber, ſondern um das ſchöne, heitere Badeleben zu genießen, welches ſich damals unter der Regierung eines zwar ſchon alten aber noch ſehr lebensluſtigen Fürſten ſehr glänzend und anmuthig geſtaltete. Als nun die Zeit herankam, wo die Saiſon wieder eröffnet wurde, war der ſchöne Heinrich einer der Erſten, welche als Kurgäſte in D. erſchienen. Er hatte außerordentliche Zuruſtungen getroffen, um des beſten Erfolges gewiß zu ſein! die ſchönſte Pariſer blonde Lockenperücke deckte ſeinen, ſchon ſeit Jahren kahlen Schädel! Der Berliner berühmte Kleiderkünſtler, Monſieur Marteau hatte ihm nicht nur eine reichhaltige, durchaus modiſche Garderobe geliefert, ſondern dabei auch die etwas allzugroße jugendliche Schlankheit des bedeutend in die Höhe gewachſenen jungen Mannes korrigirt, ſo kam es denn, daß ſelbſt die nächſten Bekannten des ſchönen Heinrichs, als ſie ihn das erſte Mal auf der Promenade zu D. erblickten, ihn gar nicht erkannten. Als er ſich ihnen endlich zu erkennen gab, und ſie ganz verwundert zu ſeiner großen Freude äußerten: Wie ſo ſehr jugendlich und blühend er ausſähe, und wie er in kurzer Zeit an Fülle gewonnen habe, ſchob er Alles auf die friſche Seeluft und die Kraft der Seebäder, womit beſonders die Badeärzte ſehr zufrieden waren.

Der ſchöne Heinrich hatte ſich zwei Jahre lang — wie wir wiſſen — alle Mühe gegeben, die gärtlichen Wünſche ſeines Herzens zu realiſiren, und wir wiſſen es auch, was ihm alle Mühe eingebracht; ehe es der ſchöne Heinrich dachte, fiel ihm das Glück gleichſam mit der Thüre in's Haus. In dem Hauſe nämlich, wo er wohnte, zog auch eine Dame ein. — Daß ſie reich ſein müſſe, bewies die glänzende, ihr eigenthümlich zugehörige Equipage, ſo wie ihre koſtbare, elegante Garderobe; auch führte ſie drei Kammerjungfern, einen Bedienten und einen Kutſcher mit ſich — und ſchön war ſie auch; — das Einzige, was man an ihrem Geſichte hätte ausſetzen können, war: daß es ein wenig zu ſchmal erſchien — aber welch ein zarter, weißer Teint! welch liebliches Roth der Wangen, welche wunderſchönen Zähne! welch reiches, dichtes und doch ſeidenweiches Haar, vom ſchönſten, reinſten Kaſtanienbraun! und welch ein Wuchs! — und dieſe kleine, weiße Hand und der „löcherlich“ kleine Fuß (wie ein damals allbeliebter Modeſchriftſteller ſich ausdrückte) — und dabei ſprach ſie mit lieblicher, feiner Stimme, daß man hätte ſchwören mögen, man höre ein 14jähriges Mädchen, obgleich die Dame ſelber ohne alle Ziererei geſtand, ſie ſei ſchon 23 Jahre. — Guter Himmel!

Digitized by Google

25 Jahre, das ist gerade das schönste Alter für junge Damen, um sich zu vermählen. Im 25sten Jahre bekommen sie den rechten Gusto für das häusliche Leben und seine Pflichten: das ist natürlich, denn die Mädchen von 25 Jahren werden auf den Bällen nicht mehr so häufig zu den Haupttänzen engagirt, als jene von 16, 18 und 20 Jahren. — Auch wollen weise Männer behaupten, daß jene Mädchen, welche ohne Zitterei eingestehen, daß sie schon 25 Jahre sind, so verständig denken, als wären sie schon 3 — 6 Jahre älter! kurz, 25 Jahre ist das rechte Alter zum Heirathen für Mädchen.

„Wie das fünf — und dreißigste für junge Männer!“ sprach der schöne Heinrich und sein Entschluß stand fest, fest, als wäre er schon funfzig Jahre alt gewesen, und er war doch erst 35, denn der Schneider und der Friseur und die frische Seeluft und die Seebäder hatten alle übertrüffigen Jahre rein von ihm weggezaubert, so, daß die holde Aurora es ihm auf's Wort glaubte, als er ihr sagte: „er sei 35 Jahre alt und wolle nun ein gesetzter und vernünftiger junger Mann werden.“ Und da die schöne Aurora ihm Alles auf's Wort glaubte und weder seinen Taufschein noch seine Kapitalbriefe zu sehen verlangte — daraus erkannte er, daß sie ihn liebe und für ihn schwärme und nolens volens schwärmte er auch für sie und auf diese Weise machten sich die beiden jungen Leute ein schönes Schwärmerei-Vergnügen, bis denn endlich der schöne Heinrich der schönen Aurora einen kompletten Heirathsantrag machte und ihr beseligendes Jawort auf der Stelle erhielt, denn die schöne Aurora war eine Waise und 23 Jahre alt, mithin schon mündig. Ich bin leider kein großer Poet, sonst wollte ich dem geneigten Leser und der schönsten Leserin eine recht poetische Beschreibung von dem Glücke des Brautstandes des schönen Heinrichs und der schönen Aurora machen. Es hat einmal ein gewisser Schiller gelebt, der ein ganz guter Poet gewesen sein soll, der sagt irgendwo:

„O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe.“

Womit er ohne Zweifel hat sagen wollen: daß es nach der Hochzeit nicht immer so einträchtig unter den Eheleuten hergeht, als vor der Hochzeit unter den Brautleuten. Der gute Mann mag Recht haben, denn leider ist es zu sagen, daß dem schönen Heinrich mit seiner schönen Aurora nach der, mit großer Spendabilität begangenen Hochzeit, etwas Aehnliches geschah. Schon am Morgen nach der Hochzeit erfuhr nämlich der schöne Heinrich, daß die schöne Aurora nicht 25, sondern 30 und einige Jahre alt sei, über diese Einige, über die 30 konnte er nie recht in's Klare kommen, wohl aber sehr bald darüber, daß es mit der Schönheit seiner Frau ganz dieselbe Bewandtniß habe, wie mit seiner eigenen, d. h. sie trug eine Perücke, falsche Zähne, strich sich das Gesicht weiß und roth an und bedurfte nicht weniger Baumwolle als ihr Gatte! Was aber das Schlimmste war, so zeigte es sich, daß sie den Rest ihres Vermögens auf ihre glänzende Equipage, ihre Garderobe, den Bedienten, Kutscher und ihre drei Kammerjungfern verwendet hatte. Den Kutscher, den Bedienten und zwei Kammerjungfern jagte der erzürnte enttäuschte Gatte sofort zum Kukuk, die Equipage und die Pferde verkaufte er, seine schöne Aurora und die eine Kammerjungfer mußte er schon behalten; unglücklicher Weise war die von den drei Kammerjungfern Bleibende, gerade die Boshaftigste und Giftigste! und diese holde Kreatur im Verein mit ihrer Gebieterin machten den guten Taufendfappermenter in kürzester Zeit so mürbe, daß ihm gar bald alle Luft verging, sich noch jung und schön zu wähnen und als ihn der Tod nach Jahren von der schönen Aurora erlöste, war er so herunter, daß er nach kaum beendigter Trauerzeit — die böse Kammerjungfer heirathete.

(Wiener Ztschr.)

Miscellen und Anecdoten.

Chinesische Räthsel. Man lacht so herzlich über die Dinge, welche an der chinesischen Küste vorgehen, über die Art, wie sich die chinesischen Behörden gegen ihren Fürsten äußern, wie dieser ihnen seine Befehle ertheilt. Aber man darf nicht vergessen, daß wir es mit einem Volke zu thun haben, welches in vieler Hinsicht ein halbes Räthsel für den größten Denker ist und auch noch lange bleiben mag. Denke man sich nur ein Land, mehr wie tausend Meilen entfernt, worin es gegen 1600 Städte und Städtchen, 1190 Festungen, weit über 2800 Tempel, weit über 2600 Klöster, und in solchem Maßstabe nun auch noch öffentliche Gebäude anderer Art, Brücken, Canäle, Fabriken, Manufakturen giebt, und daß dies große Land an Flächenraum dem gesammten Europa nicht viel nachgiebt, daß also alle die großen Länder, wie Spanien, Frankreich, Deutschland, Italien und was noch sonst zu Europa gehört, in dem einzigen China beinahe Raum haben könnten. Vergesse man aber auch hierbei nicht, daß dieses große Reich von 338 Millionen Menschen bewohnt wird, also auch mehr als ganz Europa zusammenzählen ließe!

Digitized by Google

Aber wer will nun wohl so genau wissen, wie viele Menschen dort wohnen?

Die Frage scheint sehr natürlich: doch in China können sie leicht statistische Uebersichten gewinnen. An jedem Hause hängt eine Tafel, auf welcher:

Männer, —
Weiber, —
Kinder, —
Rinder, —
Schafe ꝛc. —

steht. Von Zeit zu Zeit muß jeder Besitzer die Zahl ausweisen und ein Beamter trägt sie im Vorbeigehen in sein Buch ein. Da ein Nachbar hier des andern Controleur ist, so kann kein oder nur geringer Unterschleif hierbei vorgehen, wohl aber wird eine ungemein große Menge Zeit erspart, und mit dieser Nachricht begründet, welche man schon in Reisebeschreibungen aus ganz alter Zeit findet, so hat es den Engländern nicht schwer fallen können, diese große Zahl des ganzen Reichs zu ermitteln; denn ganz China zerfällt in 18 große Provinzen, die von eben so viel Generalgouverneuren oder Vicekönigen, oder wie man sie nennen will, regiert werden, und in ihren Hauptstädten findet man allgemein statistische gedruckte Uebersichten, wie sie bei uns nur in den cultivirtesten Staaten existiren. Die Residenzstadt des Landes Peking selbst hat sicher eine daraus gezogene Generalübersicht, und so stellt sich die Frage nun ganz anders dar. Ich würde zehnmal eher die Richtigkeit einer chinesischen Bevölkerungsliste auf Treu und Glauben annehmen als die von einer, welche uns aus Rußland und Polen zugesendet wird. Es handele sich übrigens hier um ein Land, das nach allen Nachrichten bevölkerter ist als irgend eins in der Welt, wo folglich diese große Menge von Millionen weniger zu Verwunderung setzen darf: denn Wüsten finden sich nach allen Nachrichten in eigentlichen China nirgends, wohl aber steht man eine unermüdete Thätigkeit des menschlichen Fleißes. Der Ackerbau ist hier im höchsten Ansehn.

Kennst Du das Ding, das Wen'ge schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand.
Es ist gemacht, um zu verletzen:
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die größten Städte hat's gebaut,
Doch nirmals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Hier in China ist das Räthsel gelöst: die Pflugschar. Der Bauer ist in China mehr geachtet als der Kaufmann und der Handwerker; ein Kaiser Schinnong wird als Erfinder des Ackerbaues noch heute geehrt und verehrt, wie einst Osiris von den alten Aegyptern, und aus dem Bauernstande ward ein Kaiser auf den Thron berufen von einem Kaiser selbst, der ihnen seinen Kindern vorzog. Das Fest des Frühlings wird vornehmlich vom Landmanne, aber indem die vornehmsten Beamten Theil nehmen, begangen und in der Nähe von Peking ackert der Kaiser selbst an diesem Tage; er zieht einige Furchen, indem dann alle kaiserlichen Prinzen ein Gleiches thun. Nimmt man an, daß der Ackerbau hier seit Jahrtausenden schon so fleißig betrieben wurde, so darf man sich auch wenig wundern, daß kein Stück Landes unbebaut liegen blieb und demnach auch die Volksmenge in einem Grade steigen konnte, wie in keinem Staate Europas.

— Ein Berliner Handlungshaus hat an mehrere deutsche Eisenbahnverwaltungen folgenden merkwürdigen Antrag gestellt. Es erbot sich, an die Fenster aller Personenwagen unentgeldlich seidene Vorhänge zu liefern. Die Bestimmung der Farben sollte lediglich den betreffenden Eisenbahndirektionen überlassen bleiben, nur stellt das Haus die Bedingung, daß es so oft als thunlich diese Vorhänge wieder durch neue unentgeltliche ersetzen dürfe und diese Eisenbahndirectionen innerhalb der nächsten fünfzig Jahre sich von Niemand anderm als eben nur von diesem Handlungshause die seidenen Vorhänge schenken lassen. Und was ist der Zweck dieser Berliner Großmuth? Die Vorhänge sollen mit Annoncen bedruckt werden, das Handlungshaus will sonach ein fahrendes Intelligenzblatt in Gestalt seidener Vorhänge gründen.

Die Kaffeegesellschaft.

Welch glänzende Gesellschaft reiht sich um jenen Tisch?
Was wird wohl dort verhandelt? Die Rede geht so frisch.
Wär's nicht ein Kranz von Damen, ich fürchtete fürwahr:
Das Vaterland, das theure, sei irgend in Gefahr.

Doch nein! obwohl politisch genug die Damen sind,
Es härmt um Politik sich nicht leicht ein schönes Kind;
Im kleinen Kreise dreht sich wohl meistens nur ihr Geist
Da ist es, wo er Scharfsinn und Stärke g'nug beweist.

Die Damen an dem Tische, sie bilden ein Gericht,
Das über liebe Nachbarn gar manches „Schuldig" spricht.
Es roth die holden Lippen, so hintig sticht ihr Witz.
Ach gegen ihres Gleichet, wie sind die Jüngsten spitz!

Der Trank aus der Levante, er ist so zuckerreich,
Es ist Bisquit und Kuchen so zart, so mild und weich,
Das Urtheil ist dagegen so bitter und so hart,
Als wär' im schönen Busen das Mitgefühl erstarrt.

Das wirkt der Geist der Kaffees, der sich vergiftend rächt
Für alle seine Martern am weiblichen Geschlecht;
Er wird zugleich gerühret und dunkelbraun gebrannt,
Sodann zu Staub gemahlen von unbarmherz'ger Hand.

Und o der Menschen Falschheit! man schwärzt zu seiner Pein
Wohl gar den deutschen Bastard in sein Aroma ein;
Noch nicht genug, man dreht ihn mit Wasser siedend heiß,
Nimmt ihm zuletzt die Farbe und macht ihm etwas weiß.

Wenn nun die Welt der Damen den Märtyrer verschmückt,
Ist's dann wohl noch ein Wunder, wenn er in ihnen spuckt?
Verbittern und verschwärzen ist seine beste Kraft —
Er theilt sie dann mit ihnen, die schlimme Eigenschaft.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Das Weiß wird entschieden wieder modisch, aber es bleibt in dem ausschließlichen Bereiche der wahrhaft eleganten Damen. Das Weiß ist in diesem Sommer das Reglige im Hause, ein leichtes Reglige, das auch eine außerordentliche Frische verlangt. Man trägt offene Ueberröcke von indischem Musslin, über einem gleichem Unterkleide mit weiten hängenden Aermeln, die nur durch einen Knopf am Kragen beseitigt sind; ferner solche Ueberröcke von Tartlatan auf einem Unterkleide von Schürzenförmig gefaltetem Jaconas und auf dem Wege zum Bade einen Oberrock von sehr feinem Perkal, der mit Spitzen oder Musslinbauschen oder auch mit einem kleinen Volant mit englischer Stickerei verziert ist. Zum Diner tragen die Damen Kleider von gestickten Musslin über durchschimmernden sachsen Unterkleidern. Bei einigen Soiréen auf dem Lande hat man Kleider von Tülle mit ausgezackten Volants und einem breiten carrirten Gürtelbande in ziemlich dunkeln Farben gesehen, das schnen ein sehr einfaches, doch sehr geschmackvolles Ansehen giebt.

Die Damen tragen bekanntlich jetzt häufig Gürtel an Kleidern und diese Gürtel werden mit Bijouterieschnallen festgehalten. Als sind sehr kunstvoll gearbeitet, von Platina, Gelb oder ciselirtem Silber. Um diese Mode gefällt um so mehr, da sie sich nur für Damen von Geschmack eignet, welche einen Schmuckgegenstand nur seines innern Werthes wegen tragen. Man hat neuerdings sehr schöne Medaillen und die plastischen Gürtelfesseln, die bekanntlich mit Medaillons verschiedenartigen kleinen Gegenständen geschmückt sind, werden immer beliebter.

Was die Kleidungsstücke selbst und ihre Form betrifft, so scheint, als müsse man immer zu der Zeit Ludwigs XV. zurückkehren, die an Eleganz so reich war. Wenigstens sagt man dem Neuen immer etwas von dem Alten hinzu. So tragen die Damen jetzt auf den modernen offenen Ueberröcken von Jaconas mit gefalteten Aermeln und Röcken Pompadourfältchen. Ein offener Ueberrock, den wir kürzlich sahen, mit seiner knapp anliegenden ruublichen Taillenlinie und dem Bandenaufputz vorn war jedenfalls eine Verschmelzung des bequemen und modernen offenen Ueberrocks mit der etwas steifen Koketterie der Costüme aus der Zeit Ludwigs XV. Auch die Aermel mit Glockenaufschlägen, die halblangen Aermel und die weiten Röcke sind den alten Costümes entlehnt. Nur der Hut gehört ganz der Gegenwart an und paßt allerdings vortrefflich für die Prüderie unserer Zeit, die Alles sehen und doch nicht merken lassen will, in der man sieht, ohne zu thun, als richte man die Augen auf den betrachteten Gegenstand, in der der vornehme Herr das Wesen eines Kleinbürgers, der Emporkömmling die Manieren des Bornehmen nachäfft, mit einem Worte in der jeder das scheinen will, was er nicht ist.

Der Hut wird jeden Tag mehr puritanerhaft. Eine Dame wagt es nicht mehr früh mit einem hübschen Zughute mit Federn oder Blumen auszugehen, so daß bei den Stoffen und Garnirungen, die man früh und Abends trägt, keine Harmonie in der Toilette mehr stattfindet. Nur einige Zughüte von gemischtem Strohstroh und einige italienische Strohhüte haben sich schüchtern mit einfachen Bouquets zu zeigen gewagt und dadurch ist ein wenig Harmonie wieder zwischen die Kleider, die eleganten Mantillen und die Morgenhüte gebracht worden.

Etwas anderes ist es, wenn die Damen sich im Wagen zeigen, da wollen sie elegant und schön erschinen, wie in dem Schauspiele und in den Concerten.

Herren-Mode. Da es gegenwärtig zum guten Ton gehört, in allem was man thut und treibt, die größte Ungezwungenheit an den Tag zu legen, so übt diese Richtung des Geschmackes einen eben so großen, wie der Gesundheit zuträglichen Einfluß, auf die Tagestracht aus, welche jenem Hange des Sichgehenlassens folgend, von Zeit zu Zeit Modelle zu neuen Toiletten liefert, welche bei aller ihrer Bequemlichkeit doch einer gewissen Eleganz nicht entbehren. Einen Beweis hiervon liefert ein Phantasie-Frack, der viel getragen wird. Der Kragen ist in Form eines V geschlossen; die Revers sind oft sehr breit, ein wenig gewölbt, und vereinigen sich in Form eines Shawls vermittelst eines Atoi, oder Doppelknopfes; die Aermel sollen von den Schenkeln ab, und lassen sie unbedeckt, in dem Gürtel befindet sich kein Einschnitt, die Taillen vereinigen sich langsam ausgehend mit den Schößen. Auf den Hüften befinden sich keine Falten, dagegen eine Tasche auf der linken Brustseite. Die Knöpfenreihe Farbe ist für diese Genre von Frack sehr beliebt. Das getragene Gilet ist von Pique oder von farbigem Valencia. Das Pantalon wächst man gewöhnlich von carrirtem Zeug. Als ländliche Kleidung ist beliebt die Schoßjacke von ungebleicht grauer Toile de Soie, das Gilet dazu von Pique, oder von gestreifter Valencia, in der Form Louis XV. mit kleinen Schößen vorn. Die Pantalons sind von Nankin; den unten runden Pantalons ohne Sprungriemen giebt man gegenwärtig vor andern Schnitten den Vorzug. Um diesem Costüm ein völlig ländliches Gepräge zu lassen, muß selbst das Hemd von Toile de Mulhouse oder von Toil de Soie, feiglich farbig sein.

In der jetzigen Jahreszeit steht die Mode gewöhnlich still und die bequemsten Kleidungsstücke siegen die Aufmerksamkeit der eleganten Welt nur in geringem Grade auf sich. Gleichwohl ruht der Erfindungsgeist nie ganz und es kommen immer wenigstens einzelne neue Gegenstände zum Vorscheine.

So sehen wir in diesem Augenblicke in Paris unter dem Namen eines englischen Fracks ein Kleidungsstück tragen, das man in seine der bisher geltenden Klassen einreihen kann, da es gleichzeitig Aehnlichkeit mit dem Frack, mit dem Rocke, dem Paletot, dem Twine und Jagdfrack hat, ohne doch bestimmt die Form eines desselben zu haben.

Seine Taille ist von mittlerer Länge; die Schößen sind so weit wie die eines Rockes, nicht sehr lang und runden sich unten vorn ab; auf den Hüften sind sie fast ganz in Falten gelegt. Bisweilen befinden sich unter diesen Schößen kleine Taschen, meist aber sind sie in der Falte hinten angebracht. — Der obere Theil dieses sogenannten Fracks ist in allen Stücken denen eines Staatsfracks gleich; er hat Anglaisen und Revers, die ziemlich weit und etwas hohl sind.

Neben diesem ganz neuen Frack beschäftigt man sich mit einem ebenfalls neuen Kleidungsstücke, einem kleinen Paletot, bei welchem die himmelblaue Farbe eine große Rolle zu spielen scheint. Er ist ziemlich kurz und meist an der Taille nicht geschnitten, so daß Leib und Schößen ein einziges Stück bilden, wie die Röcke im Jahre 1812; unten ist er vorn abgerundet, oben vorn gerade geschnitten und er wird durch zwei oder drei Knöpfe zugemacht. Der Kragen unterscheidet sich von den jetzt gebräuchlichen nicht.

Die Mode der weiten Beinkleider, die eine lange Dauer zu haben schien, wird in diesem Augenblicke gehörlich bedrohet, da man in der vornehmen Modenwelt von engen Beinkleidern spricht. Wenn auch diese neue Form den Sieg noch nicht gewonnen hat, so besteht sie doch wirklich und wenn sie im nächsten Monat nicht beseitiget wird, könnte sie wohl eine starke Concurrenz werden.

Modenerklärung.

1. Frack mit länglich runden Schößen. 2. Crepe de Chine-Shawl mit Fransen. 3. Mantille mit Falbeln. 4. Rock mit nicht mehr so langer Taille. Carrirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold**, in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Helbig** in **Altenburg**.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

III. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 9. **N. Büchner,** Redacteur. **1847.**

Der Dämon der Liebe.

Erzählung von Franz Ziegler.

(Schluß.)

Fauſtine war einer Ohnmacht nahe, als ſie das längſt Befürchtete ſo plötzlich über ſie hereinbrechen ſah; „Gotthard!“ entrang ſich ein halberſtickter Ausruf ihrer Kehle, und bebend ſchlugen die ſchlaff herabhängenden Arme an ſeinen Körper; demungeachtet ſuchte ſie ſich zu ermannen, im Herzen der falſchen Kunde fluchend.

„Geliebte!“ rief er mit überſtrömender Empfindung ſie noch feſter an ſich preſſend, „ich halte Dich wieder in meinen Armen, nach ſo langen, ſchrecklichen Tagen der Trennung! Aber nun ſoll auch keine Macht der Erde mehr Dich mir entreißen.“

Fauſtine ließ ſich gehen, keiner Erwiederung, keines Wortes fähig; nur mit vieler Selbſtüberwindung vermochte ſie die Freude ſolchen Wiederſehens zu heucheln. „Ach, Gotthard, wer hätte das gedacht! Und dieſe Verkleidung, ich wußte wahrlich nicht,“ ſprach ihr Mund, ohne Einklang mit ihren Gedanken.

„Vorſichtig wollte ich Dich auf meine Gegenwart vorbereiten,“ verſetzte er, ihre Verwirrung ganz andern Urſachen zuſchreibend, unerkannt ſtahl ich mich in jenem Gewande herein, und — o, vergieb mir Fauſtine! nicht länger vermochte ich die Verſtellung — Himmel! wie Du zitterſt, erbleichſt — ich ſtürmte, unbeſonnen, dennoch allzufrüh hervor!“

Fauſtine wußte nichts zu antworten. Gleißneriſch richtete ſie Aug' und Hände zum Himmel empor, als wollte ſie ihm für ſeine Fügung danken. Gotthard aber ſuchte ihre ſichtliche Aufregung auf alle erſinnliche Weiſe zu beſchwichtigen. „Du biſt mir ja unverloren, ich Die!“ ſagte er voll Zärtlichkeit, „ſieh', meinen Schwur hab' ich Dir gehalten, rein bring' ich Die mein Herz zurück. Wiſſe, Mädchen meines Herzens, die Hand einer Königstochter habe ich um Deinetwillen ausgeſchlagen, Gott iſt mein Zeuge! Aber es iſt kein Opfer, denn Deine Liebe iſt überſchwenglicher Lohn für Alles was ich gethan, entbehrt, gelitten!“

Fauſtine fühlte eine Hölle im Buſen. Dämone der Nacht ſtritten darin mit böſen Geiſtern; — „Lothar, Lothar!“ flüſterten ihr Jene zu, und die Teufel trugen

Digitized by Google

den Sieg davon. Nicht aber die Treuloſigkeit ihres Herzens war es, was ſie mit dieſen in Gemeinſchaft treten machte, ein ſchwärzerer, verbrecheriſcher Gedanke entſtand in ihrer Seele.

Als der Ritter ihre Hand losließ, näherte ſich dieſe mechaniſch der Stelle, wo im ſicheren Verſtecke das Gift an ihrem Buſen ruhte. Bald umfing er ſie auf's Neue, das Haupt über ihren Nacken biegend, — da zog ſie, zum Aeußerſten entſchloſſen, mit der bebenden Rechten, unvermerkt die Hülſe hervor, und ſchüttete ihren Inhalt in einen der zur Hälfte gefüllten Becher, während ſie mit zuckenden Lippen, eiſig durchſchauert, den einſt ſo heiß Geliebten bat, ihr zuzutrinken.

„Auf Eure Wiederkehr! — Auf unſere — Liebe!“ Das Wort erſtarb ihr in der Kehle.

Im nämlichen Momente erblickte Gotthard vor dem mit Oppich und Weinlaub faſt ganz verdeckten Fenſter Agneſen, die ihn durch ängſtliche Winke zu vermögen ſuchte, nicht zu trinken.

„Agneſe?“ ſagte der Ritter zu ſich ſelbſt, „ſie räth mir ab? — Warum? — Nein, Fauſtine, in Dir iſt kein Falſch, Eiferſucht iſt's wohl, was dem Mädchen den Gedanken einglebt, Agneſe liebt mich; — aber wär's auch wirklich Gift, von der Hand der Liebe gereicht, müßte es die tödliche Wirkung verlieren!“ und ſchlürfte ſchnell einen Theil des Trankes hinab. —

Agneſe ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus, gleich darauf ward ein ſchwerer Fall in die Tiefe vernehmlich.

Fauſtine war bei dem Schrei des Mädchens aufgeſprungen, ſie wankte, Gotthard führte ſie auf den Sitz zurück.

„Etwas Unſeliges, muß ich fürchten, hat ſich in der Nähe begeben, faſſe Dich, Geliebte! Der Trank, den mir Deine Liebe gereicht, wird mich ſtärken, auch das Schrecklichſte zu ertragen!“

Mit dieſen Worten flog er aus der Halle.

Agneſe war vor Schreck von dem Gitterwerke, das ſie erklommen, hinabgeſtürzt, und lag mit ſchwer verletztem Körper auf dem ſteinernen Eſtrich. —

„Agneſe! Um aller Heiligen Willen! — Iſt Niemand, der mir beiſteht?!“ rief Gotthard, an ihrer Rettung verzweifelnd.

„Es iſt — zu ſpät!“ entgegnete die Sterbende mit ſchwacher Stimme, „im Garten wandelnd — hörte ich Eure Worte — ich klimmte hinauf, und — warnte Euch — vergebens!! Ihr glaubtet mir nicht, o Gott! und habt — getrunken!“

So wär' es wirklich?!

„Den Tod,“ fuhr Agneſe, immer ſchwächer werdend, fort, ſie liebt einen Andern — oben im Schloſſe — Verabredung — morgen — ſein Weib!“ — — —

„Agneſe, arme Agneſe!“ rief Gotthard, erſchüttert mehr durch ihr Geſchick als durch das ſeine, indem er an ihrer Seite knieend ſich über die Sterbende beugte.

„Die Vertrachte hat Euch — verrathen, — geſtanden ſei es endlich: Ich liebe Euch! — ſeit — Euch mein Auge ſah, — liebte Euch, da wir Euch todt geglaubt, — liebe Euch — bis zum Grabe — ſchon öffnet es ſich — mein — Gotthard!“

Ihr letzter Seufzer war verklungen, ihr Leben erloſchen.

„Und Dich konnt' ich hinopfern!“ jammerte Gotthard händeringend, während in ſeinem Leibe das Gift zu wüthen begann; „Agneſe, verzeihe mir, — ſeliger Geiſt, — im Tode!“ —

Wenige Minuten noch rang er mit demſelben, und zwei Leichen lagen nebeneinander. — —

Die tückenhafte Mähre von Gotthards Untergang hatte Lothar ſelbſt verbreitet. Unerträglich war ihm ein Zuſtand, der ihn zwiſchen Furcht und Liebe ſtets in martendem Zweifel ſchweben ließ, eben wegen der ſteten Zweifel und Befürchtungen Fauſtinens, und dem ſie mit beſtändiger Angſt erfüllenden Schreckbilde des Aufgegebenen. Unerträglich war dem feurigen Provençalen der Zuſchub ſeiner Verbindung mit dem geliebten Gegenſtande. Was er bezweckte, hatte er auch erreicht; freudiger, ſorgenloſer Ruhe, nur in ſeiner Liebe lebend, gab ſich Fauſtine hin. Aber um ſo ſchrecklicher waren die Folgen dieſer ſchlecht berechneten Täuſchung. Unvorbereitet auf die plötzliche Zurückkunft, erſchreckt, erſchüttert ſah ſie in Gotthard nur das feindliche Geſpenſt, welches ſie vom Herzen des Geliebten reißen wollte, und die Gewalt der Leidenſchaft ſteigerte ſich in jenem furchtbaren Augenblicke, wo den Verrathenen ſein Geſchick in ihre Hand lieferte, zum heftigen Widerſtande, zur wüthenden Grauſamkeit. Keiner Ueberlegung, keiner Selbſtbeherrſchung mehr fähig, griff ſie nach dem nächſten, gräßlichſten Mittel, ſich des Unwillkommenen zu entäußern, — Gotthard, der aus Sturm und Schlachten ſich gerettet, fiel unter der Mörderhand eines Mädchens! —

Die Zofe, welche Fauſtinen vergeblich im Schlafgemache erwartet hatte, ſuchte ſie auf, und bald gelangte man zu dem Schauplatze des Jammers, und entdeckte, was geſchehen. — Das Wie und Warum wußte ſich Niemand zu enträthſeln.

In unbeſchreiblichem Seelenzuſtande hatten ſich die

Digitized by Google

Eltern zu ihrem todten Kinde hingekauert, an deſſen Seite der Leichnam Gotthards lag, mit welchem ſie der Schutzgeiſt wahrer Liebe im Tode wenigſtens vermählte. Wie ein Steinbild ſtand Lothar neben den Händeringenden; da drang mit herzzerſchneidenden Tönen die Stimme Fauſtinens aus dem Corridor herüber.

In namenloſer Angſt hatte ſie nach Agneſens Sturz daſelbſt geharrt, daß Gotthard wiederkehren werde, aber — er kam nicht! Alle ihre Kräfte aufbietend, wollte ſie ſelbſt hinaus, aber der Fuß verſagte ihr den Dienſt, und vom Neuen ſank ſie hin, und immer ſchauerlicher ertönte draußen das Geſtöhne. Die Sinne vergingen ihr. In endloſer Wüſte, von ſchwarzer Nacht bedeckt, erblickte ſie ſich, allein, hilflos, verlaſſen! — „Lothar, — rette mich, rette mich!“ rief ſie, aber ihre Stimme verhallte in den unendlichen Räumen des Sandmeeres. Da öffnete ſich mitten in der fürchterlichen Steppe, beim bleichen Schimmer des Blitzes, gähnend ein Grab. Fauſtine rief abermals um Hülfe, aber es ſchnürte ihr die Kehle zu, — ſiehe! da erſcheint Lothar.

„Lothar! mein Lothar!“ ruft ſie, und birgt das Geſicht an ſeiner Bruſt. — Da rollt zürnend der Donner, und aus dem Grabe erhebt ſich ein entfleiſchtes Gerippe, nur das Geſicht noch bedeckt von der Hülle des Lebens, mit deutlich erkennbaren Zügen, — es ſind die Züge Gotthards. „Ich mahne Dich an Deinen Schwur!“ ruft das Gerippe, und mit gewaltigem Arm faßt es ſie, und reißt ſie von dem Buſen Lothars, der wie ein Schatten in die Lüfte ſchwindet; bewußtlos, mit flatterndem Haar hängt ſie in den Armen des Gerippes bewußtlos liegt ſie, beim Erwachen aus dem Schreckenstraume, auf dem Sitze, vor ihr ſtehen, ſchmerzumfaßt, die kinderloſen Eltern, Lothar.

Fauſtine ſcheint im tiefem Schlafe zu liegen. Die Bruſt arbeitet heftig, die Augenlieder zucken krampfhaft. — Bald darauf hören dieſe Erſcheinungen auf. Man redet ſie mit lauter Stimme an, — aber der Schall der Rede erweckt ſie nicht. Man bewegt ihre Arme, den Körper, — vergebens, — ſie iſt todt. Eine dreifache Beſtattung fand am folgenden Tage Statt. —

Eine Wette von fünfzehn hundert tauſend Francs.

Zur Zeit, wo der berühmte Thierbändiger Carter, welcher in London geſtorben, ſeine Vorſtellungen in Paris gab, ſprach man von einem Amerikaner, welcher jenem auf allen ſeinen Reiſen folgte, und regelmäßig, den Uebungen und Kunſtſtücken, die er mit ſeiner Menagerie vornahm, beiwohnte. Der Amerikaner, den Eugène Sue in einem ſeiner Romane verewigt, war ein Original, ein blaſirter Millionair, den die Hoffnung, ſich ein ſeltſames Vergnügen zu verſchaffen, an die Schritte des Thierbändigers feſſelte.

Eines Tages hatte er in einem der erſten Clubs zu London, allein gegen Zwanzig gewettet, daß Carter damit endigen würde, von denſelben Thieren, mit denen er ſpielte, zerriſſen zu werden. Seine Gegner waren anderer Meinung, und behaupteten das Gegentheil.

Die von dem Amerikaner eingegangene Wette, wurde mit der Unterſchrift aller Betheiligten in das Regiſter des Clubs eingetragen, und belief ſich auf 60,000 Pfund Sterling. So bedeutend die Summe auch war, ſo beſchäftigte ſie doch keineswegs unſern Amerikaner am meiſten; etwas anderes verwochte ihn, mit unveränderlicher Ausdauer Carter auf ſeinen Reiſen zu folgen.

Was galt ihm das Geld, die Sache ſelbſt intereſſirte ihn. Er würde gern den Einſatz gegeben haben, um nur den Gewinn der Wette betrachten zu können. Ueberzeugt, daß Carter unter dem Zahn eines Löwen oder Tigers endigen würde, wollte er bei dieſer blutigen Kataſtrophe gegenwärtig ſein.

Die Ueberzeugung, daß ſeine Ausdauer belohnt werden, endlich der Augenblick kommen müſſe, wo er des ſeltenen Schauſpieles, einen Menſchen von wilden Thieren zerfleiſchen zu ſehen, genießen würde, war nach und nach bei ihm zur fixen Idee, zur einzigen Hoffnung ſeines Lebens geworden, und er lebte nur in der Erwartung dieſes Ereigniſſes.

Zehn Jahre hindurch folgte er ſeinem Opfer mit einer Beharrlichkeit, die nichts zu erſchüttern vermochte. Seine Poſtchaiſe fuhr auf den Landſtraßen hinter dem großen Wagen, in welchem die wilden Thiere transportirt wurden. Er wohnte in den Gaſthöfen, wo ſeine furchtbaren Reiſegefährten wohnten. Er war regelmäßig bei den Fütterungen der Thiere zugegen, fand ſich immer ein, wenn der Thierbändiger ſeine Uebungen machte, und allein und zurückgezogen in ſeiner Loge ſtellte er ſeine Beobachtungen an.

Er fehlte bei keiner Gelegenheit, er erſpähete die geringſte Gefahr, und zur Stunde, wo die Vorſtellung begann, nahm er ſtets denjenigen Platz ein, der ihn der zu erwartenden Kataſtrophe am nächſten brachte. Ein vortreffliches Perſpectiv kam ihm außerdem noch zu Hülfe; er verlor nicht eine Bewegung des Thieres, im-

Digitized by Google

mer in der Erwartung des Augenblickes, wo die von dem Thierbändiger gezähmte natürliche Wildheit, in ihrer ganzen Gewalt zurückkehren würde.

Carter kannte die Absicht, die Hoffnung des Amerikaners, und ließ ihn ruhig gewähren, die Gewohnheit, ſtets mit Löwen und Tigern zu verkehren, hatte ihn gleichgültig gegen ein ſo heißes Verlangen, Blut fließen zu ſehen, gemacht. Jedesmal, wenn Carter ſeine Vorſtellungen begann, richtete er unwillkührlich den Blick nach der Loge, in welcher der Amerikaner ſich befand, und das Lächeln, womit er ihn begleitete, deutete auf ein Einverſtändniß, welches jedoch der unerſchütterliche Beobachter mit einer Miene erwiederte, welche zu ſagen ſchien: Wir werden ja ſehen, was heute geſchieht.

Nach beendigter Vorſtellung ſteckte der unermüdliche Amerikaner ſein Perſpectiv in das Futteral, und zog ſich zurück, indem er ſagte: — Alſo für das nächſte Mal. —

Bisweilen ſtellte er ſeine Betrachtungen ſo laut an, daß Carter hinhörte, und der unerſchrockene Thierbändiger lächelte dann zu der naiven Aeußerung eines ſo frevelhaften Wunſches.

Während jener langen Ausdauer ward dem Amerikaner nur in einem Momente eine Art von Befriedigung zu Theil; es war im vergangenen Jahre, als eines Abends Carters Lieblings-Löwe die Lehren der Sanftmuth, die ihm eingeſchärft worden, etwas vergaß; in ſeinen natürlichen Character zurücktretend zeigte er die Zähne, und verletzte damit ſeinen Herrn, doch wie auch der Amerikaner den Löwen durch Blicke, Zeichen und Stimme zu ermuthigen ſuchte, Carter wußte ihn in Zucht zu halten, und ihn in einen Zuſtand von Ruhe und Gelaſſenheit zurückzuführen. Dieſer Vorfall, welcher dem Amerikaner wenigſtens die Möglichkeit gab, durch Ausdauer ſeinen Zweck zu erreichen, ſpornte ihn wieder zu neuen Geduldsproben an.

So hoffte er denn zuverſichtlicher als jemals, als er eines Tages erfuhr, Carter ſei gefährlich erkrankt. Sogleich eilte der Amerikaner zu den erſten Aerzten Londons; er führte ſie zu dem Thierbändiger, welchen ſie mit der größten Sorgfalt behandeln mußten. — Es war umſonſt, Carter unterlag der Krankheit.

In Verzweiflung darüber, nicht weil er ſeine Wette verloren, ſondern gezwungen, auf die Hoffnung verzichten zu müſſen, Carter's Todesqualen, in dem Augenblick, wo er ſeinen Thieren zur Speiſe dienen würde, betrachten zu können, hat der Amerikaner ſich ganz kürzlich im Saint-James Park erſchoſſen.

Der geiſtliche Perückenkrieg in Frankreich.

II.

(Schluß.)

In der Diöces Agen wurde er, der Perückenkrieg, von einer dort gehaltenen Synode eröffnet. Was hatte ſie Wichtigeres zu thun gehabt, als die große Perückenfrage zu entſcheiden! Kategoriſch beſtimmte ſie, daß kein Prieſter die Meſſe leſen, kein Diakon und Subdiakon dabei dienen dürfe, inſofern er nicht, bevor er aus der Sakriſtei in die Kirche trete, die Perücke oder das Käppchen zurückgelaſſen habe. Auch dem Käppchen war das uſurpirte Recht genommen worden! Der Befehl klang ſehr ſtreng, aber goß nur Oel ins Feuer; die frommen Perückenfeinde waren ſo wenig damit zufrieden, wie die Freunde der Perücken. „Was heißt Dies?“ ſagten ſie. „Die Perücken bei einer gewiſſen Veranlaſſung zu verbieten, heißt ſie in andern Fällen zu geſtatten. Alſo nimmt man ſich der Perücken an!“ — „Was wird nun mit den Perücken in der Sacriſtei?“ fragten Andere. „Hier ſind ſie ganz der Willkür ihrer Feinde preisgegeben! Wer ſteht denn dafür, daß ſie nicht verdorben werden oder abhanden kommen?“

Der Biſchof von Agen ließ ſich jedoch nicht irre machen und hatte die Freude, daß auch Andere ihm nachfolgten und jedem ihrer Geiſtlichen nur die Wahl ließen, entweder der Stelle zu entſagen, oder vorgeſchriebenermaßen die Perücke wegzulegen. In der That gab es nun hier und da Perückenmärtyrer, doch freilich ſo entſchieden traten Wenige auf; wohl aber kamen viele mit einem Proteſt ein. An ſich, meinten ſie, habe die Kirche das Recht, ihnen das Tragen der Perücke überhaupt, oder in beſondern Fällen zu verbieten, und das Zeugniß eines Arztes könne nicht eine geiſtliche Vorſchrift aufheben, dagegen bleibe jedem Biſchoffe das Recht, in ſolchen Fällen Dispenſation zu geben, und ihnen ſtehe es frei, um dieſelbe anzuhalten.

Was ließe ſich wohl dagegen ſagen? Nichts meinten manche Biſchöffe, und gaben die Dispenſation, aber unter ſo harten Bedingungen, daß ſie wieder ſo gut wie Nichts gewährte. Der Biſchoff von Grenoble z. B. beſtimmte, daß die Perücke durchaus weder große noch kleine Locken haben, daß ſie nicht friſirt ſein dürfe, daß ſie oben eine Krone habe, d. h. die Tonſur nachahme, daß ſie die Ohren vollkommen ſehen laſſe und

Digitized by Google

endlich gleich abgelegt werde, wenn die vorgeschützte Krankheit beseitigt sei. Mit so einer obenein kostspieligen Erlaubniß war so viel wie Nichts gewonnen. Es blieb ja eine wahre Zwergperücke! Zugleich galt so eine Dispensation ja auch nur in dem Sprengel des Bischofs, der sie gegeben hatte, und da nun mancher Bischoff sich durchaus nicht dazu verstand, so mußte man noch auf andere Mittel denken. Auf den Papst kam es an! Wenn er die Perücke unter seine Fittige nahm, so war Alles gewonnen! Freilich liegen Rom und Paris weit auseinander, aber der Papst hatte in Paris einen Legaten a latere, d. h. einen Gesandten, der volle Macht hatte, in seinem Namen zu handeln, den Cardinal de Bendôme, und er hörte geneigtest die Bitte eines geistlichen Mitgliedes der Akademie an, das eine Perücke tragen wollte. Geneigt lieh er sein Ohr hohen und niedern, weltlichen und Klostergeistlichen, die um eine Perücke flehten, indem er nur im Allgemeinen eine recht „bescheidene," mit „Krone und Tonsur" versehene voraussetzte. Die Perücke schien auf solche Weise den vollständigsten Sieg davon getragen zu haben. Allein der Feind räumte doch noch nicht das Schlachtfeld. Ludwig's XIV. Geschäftsträger in Rom, ein Marquis Dopperville und obenein nicht einmal ein Geistlicher, sollte, so verlangte es die Umgebung des Papstes Clemens' IX., ohne seine Perücke erscheinen; „mit bedecktem Haupte," wurde ihm gesagt, „dürfe Niemand dem Papste vorgestellt werden." Dopperville statt in Verlegenheit zu kommen, nahm seine Perücke ab und fragte, ob er so kahl, wie er war, zum Papste eingeführt werden solle? Dies wagten die diensthuenden Cardinäle doch auch nicht, sie trugen erst die Sache dem Papste vor, und dieser ließ nun die Perücke in Ehren und Würden; allein kaum gelangte die Nachricht nach Frankreich, als der Krieg noch viel fürchterlicher entbrannte. „Wie?" riefen die Perückenfeinde, „der Repräsentant der königlichen Macht und Vollkommenheit hat an sich nicht die Erlaubniß gehabt, mit falschem Haare vor dem heiligen Vater zu erscheinen, und ein Priester soll es wagen dürfen, mit solchem das Heiligthum des Königs aller Könige zu betreten?" Auf der andern Seite beriefen sich die concessionirten Perückenträger auf die bereits durch den Cardinal-Legaten wohlerworbenen Rechte und Freiheiten und machten sie thatsächlich geltend. Es kamen nun Streitigkeiten über Streitigkeiten vor.

Einen Canonikus in Soissons traf 1669 die Reihe des Messelesens; er that es mit — der Perücke. Ein allgemeiner Auflauf erfolgte darauf im Capitel und endigte mit der Verurtheilung des Canonikus. Dieser, nicht faul, eilte nach Paris, klagte beim Parlamente, legte sein verletztes Perückenrecht klar vor und erhielt einen ihm vollkommen genügenden Schutzbrief dafür. Aber die Domherren in Soissons waren auch nicht faul gewesen; kaum hatten sie gehört, welches Manöver der Herr Confrater in Paris eingeschlagen habe, als sie aufs Aeußerste gefaßt waren. Zum Glück warf sich der Erzbischoff von Rheims unter die streitenden Herren; er gab die Erlaubniß, an jedem Altare die Messe mit der Perücke zu lesen, den Hauptaltar ausgenommen. Die ärgsten Perückenfeinde waren jedoch die meisten Glieder des Predigerordens. Erst gegen 1685 fiel es Einigen dieser frommen Männer ein, daß ihnen eine Perücke wohl mehr Würde und Heiligenschein verleihen könne, und es folglich selbst zur Pflicht werde, mit einer solchen geschmückt unter ihren Brüdern aufzutreten. Kaum aber erfuhr der General des Ordens diesen schrecklichen Eingriff in die Regel, als er sogleich sein Capitel berief, dem Feinde entgegenrückte und diesen weltlichen Schmuck durchaus (2. Jan. 1648) verbot. Eine allgemeine Versammlung bestätigte einige Monate spaterhin (15. Septbr. 1684), was er mit dem Ausschusse provisorisch angeordnet hatte. Schreckliche Strafen drohten jedem Wiederspenstigen, und es blieb diesen nichts übrig, als entweder der Perücke zu entsagen, oder aus dem Orden zu treten. Oefters kamen in den Sacristeien die häßlichsten, komischsten Auftritte vor, wenn ein Priester mit der Perücke heraus nach dem Altare gehen wollte, und von einem Andern ohne Perücke daran verhindert wurde.

> Doch immer läßt sich ja nicht streiten,
> Die Waffen wurden stumpf bei Beiden,
> Sie wollten endlich Ruh' genießen
> Und einen ew'gen Frieden schließen!

Die Aufmerksamkeit der Perückenfeinde wurde auf einen andern Gegenstand gelenkt; die Wiederrufung des Edicts von Nantes (1681,) die Verfolgung der Protestanten, die um sich greifende Lehre der Jansenisten ließ nicht mehr an die Perücken denken. Hohe Prälaten legten sich allmählig selbst eine Perücke zu; ganze Capitel ließen ihre Zöglinge, ihre Seminaristen mit Perücken gehen. Unter die zwei feindlichen Parteien hatte sich eine dritte gemischt, die nachsichtige genannt, und sie gewann das Feld, wie so oft unter zwei Streitenden der dritte siegt. Gegen die Perücken der Abbés sagte man gar nichts mehr; in den Dom-Capiteln duldete man Einen oder den Andern; die Pfarrer, die

Digitized by Google

die Vicare, die Capellane in Städten und Dörfern wurden noch weniger beaufsichtigt; unter den Klostergeistlichen gaben die Jesuiten häufig das Beispiel vom Perückenluxus, und bald sah man selbst Augustiner, Kapuziner oder Franziscaner in solchem Hauptschmucke. Es war nicht einmal mehr von einer Perücke die Rede, wo die Tonsur durchschimmerte, oder nur von einer, wo die Tonsur künstlich angebracht war. Wesentlich Einfluß darauf hatte die immer zunehmende Größe der Perücken in Paris und die jedes Alter ergreifende Perückenwuth. Ludwig XIV. trug eine Perücke, die fast der Mähne eines Löwen glich; schon das Kind an der Mutter Brust hatte oft seine Perücke, die so stattlich frisirt und gelockt war, wie die des Herrn Papa. Was von Geistlichen am Hofe war, mußte sich schon, um nicht als Sonderling zu erscheinen, der allgemeinen Sitte fügen und ebenfalls seine Perücke immer größer und stattlicher werden lassen. Das ganze Domcapitel der Frauenkirche in Paris blieb unter solchen Umständen ebenfalls nicht zurück. So oft ein Domherr eine neue Perücke bestellte, eben so oft mußte sie auch größer ausfallen, und 1689 war schon nicht mehr die Rede von einem Perückenverbote, sondern nur von einer Vorschrift gegen die großen Perücken. Noch einige Jahre, und Jeder galt für einen Narrkopf, für einen Starrkopf, für einen Kleinigkeitskrämer, der als Geistlicher keine Perücke tragen wollte. Wer sich zum Hofe rechnen durfte, wer bei den höhern Ständen Zutritt hatte würde, sich geschämt haben, wenn er keine wohlriechende und gepuderte Pudel- oder Schafperücke getragen hätte (perruque de bichon oder à la moutonne), wo das Haar glatt gekämmter Wolle eines Pudels oder Lammes glich. Der schreckliche Krieg war auf solche Art zu Ende gegangen, wie endlich ein ausgebrannter Vulcan in sich zusammenstürzt. Es kam noch eine Schrift heraus, von einem Theologen, Thiers, 1690, welche Alles zusammenfaßte, was sich aus der ganzen Rüstkammer der Kirchenväter, Concilien und Päpste gegen das Tragen der Perücken und über die Mittel sagen ließ, wie man sie bei den Geistlichen abstellen könne; allein kein Mensch achtete mehr darauf, bis die Mode vernichtete, was sie geboren hatte, und jetzt dient sie nur als ein Beleg zur Geschichte der menschlichen Thorheiten, Gewohnheiten und Sitten!

Miscellen und Anecdoten.

— Ein Deutscher hatte sich in Philadelphia ein Vermögen durch Milchverkauf erworben. Mit zwei Beuteln voll Goldstücken trat er den Weg nach der Heimath wieder an und am Bord der Schiffes zählte er den Beutel seines Schatzes noch einmal durch. Ein heilloser Affe sah im dabei zu. Kaum war der Inhalt des Beutels gezählt, letzterer zugebunden und drei Seite gestellt, während der zweite Beutel an die Reihe kommen sollte, so erwischte der Affe den zugebundenen und war im Augenblick damit auf der Maßspitze. Er öffnete dort oben den Beutel des Milchmannes, beäugelte das schöne Gold und warf dann abwechselnd ein Stück aufs Verdeck und eins ins Meer, bis der Beutel leer war. Als er damit fertig war, lief der Besatzung, der müßig dem Spiele hatte zusehen müssen: Das muß der Teufel selber sein; denn was vom Wasser kam, giebt er dem Wasser, und was von der Milch kam, gibt er mir." — Nach diesem Geschäftsbrife hatte also der Milchhändler in Amerika nur die Hälfte und nicht wie in Deutschland zwei Drittel der Milch aus Wasser bestehen lassen.

— Die Ahnung des Jenseits, die uns aus dem Kinde unbewußt entgegenzudämmern scheint, schilderte Friedrich Hebbel in den Strophen an ein schlummerndes Kind.

Wenn ich, Kindlein, vor Dir knie,
Wenn ich im Traum Dich lächeln sehe;
Wenn Du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir Alles, Alles klar.
Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust gekossen,
Noch ist kein Glück, was Du empfingst:
Wie könntest Du so süß denken träumen,
Wenn Du nicht noch in jenen Räumen,
Woher Du kamest, Dich erging'st? —

— Die Blätter aus der Gegenwart theilen folgende irländische Puffe mit: Ein Neger war so kohlrabenschwarznachtmahrpechschattenruß-ebenholzhöllenschwarz, daß die Hühner, wenn er auf den Hof trat, schlafen gingen, weil sie das Dunkel, das von ihm ausging, für Folge des Sonnenuntergangs hielten. — — Ein Landwirth hatte eine Sense, die so scharf war, daß, als sie einst in einer Mondnacht an einem Baume aufgehängt war, ihr Schatten einem Vorübergehenden den Fuß entzweischnitt. — — Eine Dame hielt so streng auf Etikette, daß sie, als sie einst Sonntags nicht zur Kirche gehen konnte, ihre Karte hinschickte. — — Ein berühmter Hebdoktor curirte eine flocktaube Dame so rasch, daß sie am nächsten Tage von ihrem zweitausend Meilen weit in Südamerika entfernten Gemahl etwas hörte. — — Ein junges, sehr zerstreutes Mädchen warf auf der Post, statt ihres Briefes, sich selbst in den Briefkasten, und merkte das Versehen nicht eher, als bis der Postschreiber sie stempeln wollte.

— Gräßlicher Mord. — Auf einem Gute, einige Meilen von der polnischen Weichselstadt Wloclawek gelegen, trug sich vor Kurzem eine Geschichte zu, die gewiß zu den schaudervollsten unserer Zeit gehört. Der Pächter von diesem

Digitized by Google

Gute fuhr zu seinem Gutsherrn, um demselben die fällige Pacht zu bezahlen, findet denselben jedoch nicht zu Hause und kehrt mit dem Gelde zurück. Zu Hause angekommen ist er über den vergebens gemachten Weg verdrießlich, äußert diesen Verdruß zu seinem Inspektor mit den Worten, daß er das Geld nun wieder habe zurückbringen müssen. Mit dem Herannahen der Nacht stellt sich nun bei dem Inspektor das Verlangen nach dem Gelde ein; er hatte sich bereits ins Bette gelegt, stand aber wieder auf und begab sich, mit einem Balle versehen, in das Schlafzimmer des Pächters, um die Schlüssel zur Geldschiebelade zu suchen. Der Pächter erwacht darüber, will den Inspektor zur Rede stellen, wird aber von demselben mit mehreren Beilhieben dermaßen empfangen, daß er todt zu Boden fällt. Dieses Werk genügt ihm noch nicht, noch muß die Frau des Pächters getödtet werden, und kaum wird dieser Gedanke in ihm rege, als auch diese schon todt in ihrem Blute schwimmt. Ein Kind des Pächters, das durch dieses Getöse erwacht, wurde ebenfalls niedergehauen; darauf wendete sich seine Mordgier zum Gouvernante und auch diese fand ihren Tod, ohne daß jemand anders davon Zeuge wurde. Nachdem der Verbrecher vier Menschen ermordet, begiebt er sich in sein Zimmer, wechselt sein mit Blut durchtränktes Hemde mit einem reinen, öffnet ein Fenster, ruft um Hülfe und zeigt den Hereileilenden den Schauplatz seiner Thaten mit der Ermunterung, den Mörder aufzusuchen. Einer der Herzugeeilten bemerkt jedoch im Gesicht des Inspektors Blut, schickt sogleich zur Wache, es kommt eine Mannschaft Soldaten; der Führer, von dem Geschehenen unterrichtet, erklärt den Inspektor sogleich für den Verbrecher, der auch, nachdem er gefesselt war, alsbald seine That eingestand und den Hergang dieser Geschichte eben so kaltblütig erzählte, als wie er das Geständniß machte, daß etwa vor zwei Jahren seine Frau gemordet, daß er in Spanien gefochten und ihm ein Menschenleben nichts werth sei.

Leipzig, 16. August. Heute früh kurz nach 2 Uhr erschoß sich ein Liebespaar auf den dicht an der Dresdner Straße gelegenen Feldern unweit Neu-Sellerhausen. Der in der Nähe befindliche Flurschütz, so wie ein Bäckermeister, hörten drei Schüsse, eilten herzu und fanden die Unglücklichen in ihrem Blute liegend. Beide hatten sich mittels zweier, wie man sagt, mit Wasser geladenen Pistole den Kopf zerschmettert. Der Mann stand in einem Alter von 19, das Mädchen von 16 Jahren, und wurde Mittwoch den 16. August begraben. Ueberspannte Liebesgedanken waren der einzige Grund des betrübenswerthen Doppelmordes. Sie hatten bis nach zehn Uhr getanzt und auch den Sonnabend vorher einen Krähschen beigewohnt.

— Auf einem mitten in der Stadt Berlin gelegenen Holzhofe hat ein Kukuk das Nest einer Bachstelze erwählt, um sein Ei ausbrüten zu lassen. Man fand in diesem Neste den fast schon erwachsenen Kukuk, neben dem Neste die Eier der Bachstelze, und es ist komisch mit anzusehen, wie die beiden Bachstelzen den dreimal so großen Zögling füttern, dessen Gefräßigkeit sie kaum zu befriedigen im Stande sind, obgleich Sperlinge in der Nachbarschaft bemüht sind, sie nach Kräften zu unterstützen. Jetzt bewohnt der varnehme Schmarotzer einen Vogelbauer, durch dessen Gitter ihm seine Nahrung von den kleinen lustigen Pflegeeltern gereicht wird.

— Der„ Charivari“ erzählt einen hübschen Zug von Pariser Coketterie. Eine Dame, welche auf dem Boulevard des Italiens wohnt, war zu einem Balle in der großen Oper eingeladen und brauchte nur über die Straße hinüber zu gehen, um in den Saal eintreten zu können; auch würde sie durch diese wenigen Schritte bei dem trockenen Wetter ihren Anzug nicht verdorben haben. Aber sie glaubte wahrscheinlich, es schicke sich nicht, wenn sie zu Fuße an der Oper ankomme, und nahm deshalb einen Wagen. Aber der Wagen mußte sich in die die Reihe stellen, um vorzufahren, wenn die Reihe an ihm sein würde. Die Wagen standen schon weit hin aufgestellt, und die Dame mußte so drittehalb Stunden in dem Wagen sitzen, ehe sie in die Oper gelangte. — Auf einer nordamerikanischen Eisenbahn würde man in dieser Zeit eine große Reise zurückgelegt haben.

— In einer Gemeinde des Cantons Genf wurde kürzlich ein zehnjähriger Knabe von einem Adler in dem Augenblicke gepackt, wo er ein paar Junge aus dessen Neste nahm. Der Vogel flog mit ihm 18 Fuß hoch auf, und legte ihn auf einen Felsgipfel, wo zum Glück einige Schäfer sich befanden, die den Knaben befreiten. Er war mit den Schrecken und den blauen Malen der Adlerklauen davon gekommen. (Das Ganze klingt wie ein Puff.)

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Wir kommen noch einmal zurück, daß das Weiß endlich wieder modisch geworden ist, wenn es jetzt auch erst mehr zur Toilette im Zimmer als zu den Promenaden-Anzügen verwendet wird, mit Ausnahme einiger offenen Oberröcke von glattem oder broschirten Musslin, die man mit einen solchen Mantillen oder mit Mantillen von farbigem Taffet in der Stadt sieht. Die offenen Ueberröcke von Jaconas in weißem Grunde und die Kleider von Baumwollen-Musslin erhalten ebenfalls die Mehrheit im Reglige. Die Schönheit dieser Anzüge ist ihr Frische. Alle Musslinkleider erhalten eingesetzte und mit schmalen Spitzen besetzte Volants; viele sind — und dies steht sehr gut aus, in verschiedenen Farben eingesetzt. Zu großen Toiletten zieht man den Seidenmusslin vor, welcher sehr elegante Kleider giebt, an denen man Volants mit Fransen oder zierlichen Posamentir-Arbeit anbringt. Ist der Musslin nur zweifarbig, weiß z. B. mit Mustern in heller Farbe, so zieht man Volants vor, die mit dunkler Farbe eingefaßt sind. Dann kommen die Ueberröcke von einfarbigem oder gestreiftem Taffet. Die Ueberröcke sind unendlich verzogen und man liebt sie sehr. Uebrigens ist wenig von neuen Moden zu sagen, die sich vorzugsweise in die Schatten der Parks, an die Meerufer und in die Bäder geflüchtet haben. Im Haus selbst, wie an jenen Sammelplätzen der eleganten Welt denkt man jetzt an nichts als an recht leichte lustige Anzüge. Dies sind dann vorzugsweise die vorn offenen Ueberröcke mit gefalteten Leibern und weiten Armeln, theils von gestreiftem Musslin, theils von Barege in reichen Farben, oder von leichter Grenadine. Den Taffet verwendet man ganz ohne Futter, so wie fast alle ohne Ausputz, der offene Rock flottert frei im Winde und die weiten Aermel lassen den schönen Armen volle Freiheit. Gegen Abends, wenn sich einige Kühle einstellt, fügt man eine Mantille oder einen andern Ueberwurf hinzu.

Herren-Mode. Die Toiletten für die jetzige Saison sind außerordentlich mannigfaltig, was auch sehr begreiflich ist, sobald man die vielseitigen Beschäftigungen der eleganten Welt dabei in Erwähnung zieht: die Geschäfte, die Promenaden, der Aufenthalt in Paris, auf dem Lande, in den Bädern, auf

Digitized by Google

Reisens, dies Alles erfordert Kleidungen besonderer Art, und folglich auch einen großen Aufwand von Erfindungsgabe von Seiten der Kleidermacher. Glücklicher Weise kommen, was dies betrifft, unsere berühmten Kleiderkünstler niemals in Verlegenheit.

Zu Straßen und Gesellschaftstoiletten gehört es zum guten Geschmack, einen Oberrock mit geschnittenem, oder nicht geschnittenem Shawlkragen zu tragen. Beide Genres sind in der Mode. Die Taille ist schmal und bald lang; auf der linken Brustseite befindet sich eine Tasche für das Taschentuch; die Aermel ohne Aufschläge, um den Handgelenk mit zwei Knöpfen geschlossen. Auffallend verbreitet sich die Shawlform, und man bringt sie auf Paletots, Twines, Phantasie-Fracks, Schooßjacken ꝛc. an.

Die Knöpfe, deren man sich zu den leichten geraden, oder über Kreuz liegenden Oberröcken bedient, sind von seidenem Gros grain, klein und gewölbt. Man fertigt jene Oberröcke von Tuch, von Satin, von Cachemire, und selbst von Merinos an. Des Doppelknopfes oder Adi, bedient man sich noch immer gern, um jene beiden Bekleidungen leicht zusammen zu halten.

Im Allgemeinen sind gegenwärtig alle Bekleidungen sehr kurz, auch trägt man eine Menge leichter Vorhemds und Twines, denn man fürchtet mit Recht den Wechsel der Witterung, der uns in jetziger Zeit bedroht.

Man hört nicht mehr von jenen Bekleidungen von Leinwand, oder von Zwillich sprechen, welche sehr zweckmäßig beim Fischen oder Promeniren im Garten waren; an ihre Stelle sind die Paletots, Twines oder Paletots, welche sich auf dem Körper anschließen, getreten, und welche durch ihre Weite an den Sack-Paletot erinnern. Man geräth in Versuchung einigen jener Bekleidungen den Namen Fourreau zu geben, denn beinah jeder Kleidermacher schneidet sie nach seiner Weise, oder der seiner Kunden; jene Bekleidungen sind aber so anschließend im Rock, wie vorn, und im Rücken; man fertigt sie meistens von weichen wollenen Stoffen, von weißlicher, oder Milchkaffeefarbe an, oder macht sie aus einfachen, gestreiften oder grasinartigem Satin, von Ayhrt-Cachemire ꝛc., ihr Schnitt ist gewöhnlich mit Shawl, und man schließt sie mit Patten! Die Elegants begnügen sich mit drei Patten, die wie der Rand der Bekleidung mit einer Borte à cheval besetzt sind. Männer, welche das Auffallende nicht lieben, tragen statt dessen gewöhnliche Knöpfe, oder 5 Patten, anstatt der drei.

Zu einer etwas gewöhnlichen Toilette giebt man Fracks oder leichten Oberröcken von schwarzer Farbe stets den Vorzug. — In sehr reichhaltiger Auswahl sind die diesjährigen Stoffe zu Pantalons und Gilets; eine besondere Vorliebe hat man für die Zwischen Nankins; die toiles de soie, und einige Zwillliche von eigenthümlicher Arbeit concurriren mit ihnen; man sieht bin und wieder Schooßjacken von weißem Piqué und liebt dazu den Paletot von Nankin. Auch trägt man gern Pantalons von karrirtem Zwillich, und Fracks-Twines, und Schooßjacken von ebenfalls karrirtem leichten Satin.

Die Veränderungen in dem Schnitte der Bekleidungen sind nicht auffallend. Es sind immer dieselben Fracks mit langen Taillen, kurzen gerundeten und sehr ungezwungenen Schößen. Die sehr langen Gilets fallen in Spitzen ausgebend herab, und die Pantalons sind weit, und auf den Stiefel fallend. Die ganze Eleganz beruht in der Wahl der Stoffe, in ihrer Neuheit, in dem Geschmack der Dessins, und der Zusammenstellung der Farben. — In den Ateliers von Robin haben wir recht geschmackvolle Oberröcke mit einer einzigen Reihe Knöpfe, kurzem leichten Rock, und einer von außen angebrachten Tasche gesehen. — Ferner leichte Paletots von leichtem doch undurchdringlichen Stoffen, gänzlich mit Seide gefüttert. Jene Ueberziehere sind in jetziger Zeit nicht mehr zu entbehren, und das Talent Robin's hat es zugleich verstanden, diese Bekleidungen mit einer comfortablen und sehr reellen Eleganz zu versehen.

Die wahre Distinction und Eleganz suchen die Männer hauptsächlich in den Nebendingen und Zugabingsein ihrer Toilette, in der Wäsche, den Handschuhen, den Cravatten. Sehr reich und elegant sind die Taschentücher, mit Ecken und Bignetten.

Modenerklärung.

1. Jäger-Anzug. 2. Mantille mit Falbeln. 3. Spitzen-Tuch. Kleid mit breitem Volant. 4. Runder Frack.

Bei F. Bartholomäus in Erfurt ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Ganze
der
Corporimetrie
oder
gründlicher Selbstunterricht
der
Körpermessungs-Lehre.

Enthält:

a) Die verbesserte Geometrie für Schneider.
b) Beschreibung der drei verschiedenen Corporismeter oder Körpermesser, als:
1) der neue, noch unbekannte Corporismeter,
2) der Wiebel- oder Gelenk-Corporismeter,
3) der Optisk- oder Senkloth-Corporismeter.
c) Die Kunst alle Arten Civil- und Militair-Kleider zuzuschneiden und zu bearbeiten für den regelmäßigen und unregelmäßigen Körperbau und Wuchs, ohne anzupassen oder anzuprobiren, ohne nachzubessern oder zu ändern. Nebst einem Anhange über die Buchführung für Schneider. Nach der Lehre des Professor Fontaine père in Paris, Redacteur Company, Directeur Fontaine Sentou, übertragen und verbessert von

Heinrich Dietz
vormals Zuschneider im Atelier Mr. Petit zu Paris.

Hierzu 18 große Tafeln, Zeichnungen enthaltend;
1) 33 menschliche Figuren, von verschiedenen Körperhaltungen; 2) 200 Patronen oder Kleidermuster aller Arten; 3) 30 der nöthigsten geometrischen Zeichen; 4) 30 Reductionsmaaße; 5) 1 Centimetres- und 1 engl. Zoll-Maaß.

11 Bogen Text, gebunden in groß Octav und 12 großen Zeichnungen in Umschlag.

Preiß 1½ Thlr. oder 2 Fl. 40 Xr.

welches in keiner Werkstatt fehlen sollte und besonders für die Herren Gehülfen, die sich für die Folge im Zuschneiden üben müssen, der sicherste Wegweiser ist.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold**, in Berlin bei Herrn **Julius Springer**, in Hamburg bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in Wien bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heibig** in Altenburg.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

III. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneidr.

Vierteljährlicher Preis:

mit wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monat Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modekupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 10. **N. Büchner,** Redacteur. **1847.**

Die französische Leibeigene.

Von Iwan Golowin.

I.

Es war im Jahre 1824.

Die Gemahlin des Vicegouverneurs von Witepsk ging eben durch eine Straße der Stadt, die sie schon seit zehn Jahren bewohnte, als ein Mädchen in Züchtlingskleidung, eine Kette an den Füßen, und von drei Linienſoldaten geführt, ihr ein hölzernes Schüsselchen reichte, in der Absicht, ein Almosen für die unglücklichen nach Sibirien Verbannten zu erflehen.

Die vornehme Dame besaß ein gutes Herz und zog aus ihrer eleganten Börse ein Goldstück, und wollte es eben der jungen Almosensammlerin hinreichen, als ihr Auge von den jugendlichen und hübschen Gesichtszügen gefesselt wurde.

„Wer bist Du, mein Kind?“ fragte die Dame theilnahmvoll.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte das Mädchen.

„Aber warum bist Du nach Sibirien geschickt worden?“

„Weil ich meinen Herrn habe vergiften wollen.“

„Du, so jung, hast schon ein solches Verbrechen begehen können?“

„O nein, Madame, ich habe es nicht begangen, ich weiß nicht einmal, was Gift ist. . . .“

Während dieses Gesprächs verwendete die Gemahlin des Gouverneurs kein Auge von der jungen Verbannten, deren südliche Physiognomie sie ihr auf, und ein gewisses Etwas sagte ihr, daß diese Züge ihr nicht unbekannt wären.

„Wer ist Dein Herr?“ fragte sie abermals.

„Der Generalprokurator Batwinko!“

„Batwinko! Und Deine Eltern!“

„Ich weiß es nicht Madame.“

„Hast Du denn niemals von ihnen sprechen gehört?“

„Man hat mir wohl gesagt, daß meine Eltern von Weitem hergekommen und vornehme Leute gewesen wären. Ich weiß blos, daß Batwinko mein Vater nicht ist, denn er würde mich nicht behandelt haben, wie er es gethan hat, wäre ich seine Tochter gewesen.“

„Wie alt bist Du?“

Digitized by Google

„Einundzwanzig Jahre, glaube ich.“

„Du haſt alſo die Knutenſtrafe erlitten?“

„Nein, Madame!“

„Und man ſchickt Dich nach Sibirien, wie iſt das möglich?“ Darüber muß ein Geheimniß ſchweben. Suche noch Deine Erinnerungen zuſammen zu nehmen; erinnereſt Du Dich nicht früher einmal in dieſe Stadt gekommen zu ſein?“

„Nein, Madame.“

„Auch Deiner Mutter erinnereſt Du Dich nicht?“

„Nein, Madame.“

„Und Deines Vaters?“

Das junge Mädchen hob ihre ſchönen Augen zum Himmel empor und ſprach:

„Ich erinnere mich blos, daß ein kranker Mann mich zuweilen liebkoſte und jedesmal weinte, wenn er mich anſah. Ich liebte ihn ſehr, wie man wohl einen Vater lieben mag.“

„Sprichſt Du nicht Franzöſiſch, mein Kind?“

„O nein, Madame.“

„Aber haſt Du niemals eine andere Sprache geſprochen, als Ruſſiſch?“

„Nein, Madame.“

„Adieu donc, ma fille,“ ſagte die Dame ihr plötzlich in franzöſiſcher Sprache, „que le bon Dieu vous bénisse, adieu!“

Sie ſprach dieſe Worte ſehr langſam, indem ſie das junge Mädchen nicht aus den Augen ließ, als dieſe ſich zu ihr wendete und ſie bat, das Geſagte noch ein Mal zu wiederholen.

Die Dame erfüllte den Wunſch, und das Mädchen rief aus:

„Dieſe Laute ſind mir nicht unbekannt, ach, wie ſie mir tief ins Herz gehen!“

„Iſt Dein Herr nicht zugleich Dein Adoptivvater geweſe “

„Er liebte mich ehemals wohl ſehr, als wir noch an einem andern Orte waren als Wilna, aber dort iſt er nicht mehr ſo gut für mich geweſen.“

„Kein Zweifel mehr,“ rief die Dame, „Du biſt die Tochter meiner geliebten Eugenie, Du ſollſt dieſe Eiſen nicht lange mehr tragen. Bald wirſt Du von mir hören!“

Mit dieſen Worten nahm ſie von der Verbannten Abſchied, und kehrte ſchnell nach Hauſe zurück. Sie ſetzte ihren Gemahl von dem Vorfall in Kenntniß, und dieſer theilte ihre Vermuthungen über Urſprung und Unſchuld des jungen Mädchens. Er gab Befehl, die Fortſetzung ihrer Reiſe nach Sibirien aufzuheben, und die junge Verbannte blieb vorläufig in Witepsk.

II.

Zu Ende des Krieges im Jahre 1812 war das Hospital von Witepsk mit verwundeten Franzoſen angefüllt. Ein gefangener General wurde hier ebenfalls ſeit mehreren Monaten durch eine gefährliche Verwundung zurückgehalten, auf deren Heilung alle Sachverſtändige Verzicht leiſteten. Man hatte ihn bereits aufgegeben, und als er ſein Ende herannahen fühlte, richtete er ſich auf ſeinem Lager empor, und gab dem Generalprokurator Batwinko ein Zeichen, daß er ihn zu ſprechen wünſche. Dieſer eilte ſofort herbei, und erkundigte ſich theilnehmend nach dem Wunſche des Sterbenden.

„Ich fühle, daß ich das Gewehr ſtrecken muß,“ hob der General an, „und hätte deshalb gern mit Ihnen ein Wörtchen geſprochen, ehe ich abtrete. Vor Allem haben Sie Nachricht vom Kaiſer?“

„Nichts Angenehmes für Sie. Sie erleiden einen Verluſt nach dem andern, und jeder Tag bringt uns einen neuen Erfolg.“

„Wir haben Ihnen gelehrt, ſich zu ſchlagen, und der Stern des Kaiſers iſt untergegangen. Ich habe ſeine Triumphe geſehen, von ſeinem Unglück werde ich wohl nichts hören. Ich kann getroſt ſterben . . .“

Batwinko ergriff die Hand des Generals, drückte ſie in der ſeinigen, und indem er ſeinen Kopf nach dem Sterbenden neigte, ſprach ſich in ſeinen Zügen eine ſo tiefe Betrübniß aus, daß der General dieſelbe für aufrichtig hielt und endlich fortfuhr:

„Sie flößen mir Zutrauen ein, und ich danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir ſchenken.“

„Nicht mehr, wie meine Schuldigkeit, General. Ein Generalprokurator iſt das Auge des Herrſchers, das Auge der Gerechtigkeit; es iſt meine Pflicht, Alles ſelbſt zu ſehen, und die Sorge für die Gefangenen liegt mir beſonders am Herzen.“

„Wenn das Ihre Pflicht iſt, ſo haben ſie dieſelbe mit einer Zartheit erfüllt, welche mir die größte Achtung für ihre Nation einflößt, und ich werde Ihnen einen Beweis davon geben, indem ich Ihnen das Theuerſte anvertraue, das ich auf der Welt beſitze. Ich hätte mich vielleicht an einen meiner Waffengefährten wenden können, die ich um mich ſehe, aber ſie haben Alle ſo gelitten, daß auch Ihnen keine große Hoffnung bleibt, ihr Vaterland je wiederzuſehen, und noch einmal ſage ich

Digitized by Google

es Ihnen, Sie haben mir eine zu große Achtung eingeflößt, um noch länger zu zögern."

„Ihr Vertrauen! General, iſt für mich die größte Ehre."

„So hören Sie alſo: Sie wiſſen, daß meine Frau hier vor einigen Monaten geſtorben iſt, ich werde ihr jetzt folgen, aber ein Gedanke beunruhigt mich: ich hinterlaſſe eine Tochter, ſie bleibt Waiſe in einem fremden Lande, ohne Führer, ohne Stütze, ohne Erziehung — von allem Kummer iſt das mein größter."

„Nun, General, wenn ſie keinen Beſſern finden, ſo werde ich für Ihre Tochter Sorge tragen."

Der General drückte die Hand des Staatsbeamten mit Rührung, aber bereits ſchwächer.

„Ich durfte dies von Ihnen erwarten," ſprach er, „wenn jemals einer Ihrer Landsleute in Frankreich gleiches Schickſal hat, möge er eine eben ſo liebevolle Theilnahme finden, als die Ihrige für mich."

„Ich bin kinderlos," unterbrach ihn Batwinko, „und indem ich Ihre Tochter an Kindesſtatt annehme, freut es mich, Ihr Andenken in meiner Familie zu bewahren."

„Sie gleicht ihrer Mutter," hob der General abermals an, „und dieſe war ein Muſter der Tugend. Sie werden alſo nur Freude an dieſem Kinde haben, wenn es auf der Bahn meiner theuern Eugenie fortwandeln wird. . . . . Ich habe für mehr als hunderttauſend Franken Gold und Koſtbarkeiten bei mir, das iſt Alles, was ich meinem Kinde hinterlaſſen kann, ſowohl für deſſen Erziehung, als zur Ausſteuer. Sie werden dieſe Summe in meiner Reiſetaſche finden."

„Seien Sie ruhig, General, das Vermögen Ihres Kindes iſt in ſicherer Hand."

„Dank, tauſend Dank, für Alles, was Sie mir gethan! Sein Sie überzeugt, daß eine edle That nicht unbelohnt bleibt."

„Ich weiß dies wohl, General! Als Hüter der Gerechtigkeit iſt es mir bekannt, wohin das Gute und das Böſe führt, ich kenne die Gefahren und das Elend des Laſters. . . . . Ihre Tochter ſoll eine Richtung erhalten, die ihr eine glückliche Zukunft ſichert. Aber ich denke, Sie werden ſie noch einmal zu ſehen wünſchen, und ich werde ſie ſogleich zu Ihnen bringen."

„Ich war eben im Begriff, dieſe Bitte an Sie zu richten."

„Einige Augenblicke ſpäter trat Batwinko mit der Tochter des Generals an das Sterbebett, und dieſer hatte kaum noch Zeit, ſein Kind ans Herz zu drücken. Noch einmal ergriff er die Hand des Prokurators und verſchied.

Das Mädchen war damals erſt ſieben Jahr alt, und verſtand nichts von Allem, was um ſie her vorging; ſie ließ ſich von Batwinko wegbringen, der ſich beeilte, ihr den Anblick des Todes zu entziehen. Er führte ſie in ſein Haus, überhäufte ſie mit Liebkoſungen, hütete ſich aber ſehr wohl, das ihm vom General mitgetheilte Geheimniß Jemandem zu offenbaren.

Bald verbreitete ſich die Nachricht von dem Tode des franzöſiſchen Generals*) und der Adoptirung ſeiner Tochter vom Generalprokurator überall in der Stadt Wiertzpk. Man konnte der Lobeserhebungen von Batwinko's Uneigennützigkeit und Herzensgüte gar nicht müde werden; ſein Benehmen bei dieſer Gelegenheit gelangte bald zu den Ohren des Kaiſers Alexander, der ſelbſt ſo ritterlich in ſeinen Geſinnungen war, und dies verſchaffte Batwinko die Beförderung zu dem bedeutenden Poſten als Generalprokurator von Wilna.

Batwinko gehörte zu jener Gattung von Kleinruſſen, die eben ſo ſchlau als verwegen, eben ſo habgierig als ſittenlos ſind, die Erpreſſungen, welche er ſich auf ſeinem Poſten erlaubte, hatten ihn noch nicht genug bereichert, und das Vermögen, welches der franzöſiſche General in ſeinen Händen ließ, lohnte wohl der Mühe, ſeine Habgier zu reizen. Ein Kind von ſieben Jahren, ohne Schutz, und wie vom Sturm verſchlagen in das fremde Land, war kein Gegenſtand, um ihn in ſeinen Plänen zu behindern; wenn er gegen den Vater deſſelben ſich ſo zuvorkommend als möglich gezeigt, wenn er während eines ganzen Jahres nichts vernachläſſigt hatte, um deſſen vollkommnes Vertrauen zu gewinnen, ſo war dies Alles nur in der Abſicht geſchehen, ſich dieſes Vermögen zuzueignen, deſſen Exiſtenz er ſchon in den erſten Tagen der Ankunft des Generals im Hospital zu Witepsk aufgewittert. Er war es müde, oft und wenig zu ſtehlen, und wollte, wenn auch nicht die Laufbahn ſeiner Erpreſſungen durch einen Hauptſtreich beſchließen, dennoch ſeine Thaten durch ein glänzendes Werk krönen, mit deſſen Gelingen er ſich bei ſeiner richterlichen Erfahrung ſchmeicheln durfte.

Seine Verſetzung nach Wilna begünſtigte ſeine Pläne, und als er daſelbſt ankam, warf er die Maske

*) Die verſchiedenen Perſonen, welche mir dieſe Thatſache mitgetheilt haben, vermochten mir den Namen des franzöſiſchen Generals nicht anzugeben; da ihnen keine Hoffnung blieb, die Sache je zur Oeffentlichkeit zu bringen, ſo hatten ſie den Namen nicht aufbewahrt.

Digitized by Google

weg, und ließ ſein Adoptivkind, das wir Aglaë nennen wollen, deren wahren Namen wir aber nicht zu erfahren vermochten — als Leibeigene, an die Perſon ihres Herrn gebunden, einſchreiben. Es war zu jener Zeit noch der Fall, daß man dieſe Art perſönlicher Sklaven duldete, erſt ſpäter wurden dieſelben an die Scholle und nicht an die Perſon ihrer Herren gefeſſelt.

In ſeiner Eigenſchaft als Generalprokurator erfüllte Batwinko ſelbſt alle Formalitäten, welche dieſer Ungerechtigkeit geſetzmäßiges Anſehen verleihen ſollten, worauf Aglaë unter die Dienerſchaft geſteckt und in die Küche verwieſen ward.

Batwinko's Dienerſchaft, über ein ſolches Verfahren höchlich erſtaunt, nahm Antheil an dem Schickſal des jungen Mädchens, und Alle ſagten derſelben, ihr Platz ſei nicht bei ihnen, ſondern bei der Herrſchaft, ſowie daß ſie die Tochter eines Generals ſei. Die arme Aglaë verſtand nichts von dem Allen, und ergab ſich voll Unſchuld in das Schickſal, welches man ihr aufbürdete; da aber Jeder den Generalprokurator fürchtete, ſo ſprach man nicht mehr von dem Vorfall. Aglaë wuchs ſo unter der Dienerſchaft auf, ohne daß die geringſte Sorgfalt auf ihre Erziehung verwendet, oder ihr der mindeſte Unterricht ertheilt worden wäre; ſo vergaß ſie gar bald ihre Abſtammung, ſowie ſie auch bald von ihrem Herrn vergeſſen wurde. Sie ward ſchön, ihre ſtark markirten edlen Züge ſtrahlten wie ein Gedanke unter allen dieſen ausdruckloſen Phyſiognomien der leibeigenen Dirnen. Sie war ein lebendiger Vorwurf, eine unabweisliche Anklage gegen Batwinko, der anfing, ſie zu haſſen und ernſtlich daran dachte, ſich von ihrer Gegenwart zu befreien. —

Hatte er nicht ſchon Alles gethan, indem er ſie zur Leibeigenen machte? Die Umſtände ſollten ihn veranlaſſen, noch mehr zu thun.

In ſeinem Dienſte ſtand ein Schreiber, Namens Lyſſowsky, welcher, obgleich er nur die Papiere kopirte und ſeinem Chef zur Unterſchrift vorlegte, von den Privat-Angelegenheiten Batwinko's vollſtändig unterrichtet war. Er hatte zwar keinen Rang, war aber um ſo ehrgeiziger und beſchloß, ſich nach ſeiner Weiſe emporzuarbeiten; da er aber als Schreiber wenig Gelegenheit fand, ſich auszuzeichnen und ſich zu bereichern, ſo verzweifelte er faſt, alle die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, welche ſich ihm entgegenſtellten.

Er hatte bald die junge Aglaë bemerkt und fand ſie hübſch. Der Gedanke, ſie zu heirathen, kam ihm ganz natürlich, und da er wußte, daß hinter dem Geheimniß, welches ihre Abſtammung verdeckte, auch noch ein beträchtliches Vermögen verborgen ſei, ſo entſchloß er ſich kühn, dieſe beiden Schätze zu erobern. Er machte alſo der jungen Aglaë den Hof mit aller Liebenswürdigkeit, zu welcher die Ausſicht auf eine reiche Mitgift einen armen Schreiber inſpiriren kann, und das junge Mädchen konnte ſich nur geſchmeichelt fühlen, daß ein vom Hauſe ihres Herrn unabhängiger Menſch ſich um ihre Hand bewerbe.

Lyſſowsky entdeckte ihr die Exiſtenz ihres väterlichen Erbes, und bewog ſie, den Prokurator um die Erlaubniß zu ihrer Heirath zu erſuchen.

Eines Tages erſchien alſo Aglaë ergeben und demüthig vor Batwinko, und erklärte ihm: daß es ein Glück für ſie ſein würde, Lyſſowsky's Frau zu werden.

Batwinko erſchrack bei dem bloßen Namen dieſes Freiers, und da er wußte, daß ſein Schreiber im Umgange mit ihm ſich Vieles von jener Hinterliſt angeeignet hatte, welche demſelben in ſeinen Augen eine ziemliche Wichtigkeit verlieh, ſo argwöhnte er einen zum Grunde liegenden Plan gegen ſeine Perſon, und machte ſich bittere Vorwürfe, das zwiſchen den beiden jungen Leuten entſtandene Verhältniß überſehen zu haben; er zurfte auch ſofort Aglaë von ihrem Vorhaben abzurathen, und empfahl ihr, lieber einen Mann aus ihrer Klaſſe, alſo einen Leibeigenen, zu wählen.

(Schluß folgt.)

Pariſer Moden des 18. Jahrhunderts.

Eines der renommirteſten Pariſer Modenjournale theilt nachſtehende ſpaßhafte Benennungen ehemaliger Moden mit:

Neulich hatte ein Liebhaber alter Handſchriften einige Freunde bei ſich verſammelt und zeigte ihnen mit der Freude, welche bei jeder neuen Entdeckung das magere Geſicht eines Alterthumskenners umſtrahlt, einen authentiſchen Brief mit der Unterſchrift eines berühmten Mannes und ſagte: „In dieſem Brief, den ich bei einer Verſteigerung um den mäßigen Preis von 3 Fr. an mich gebracht habe, finden wir den Beweis, daß, wenn man uns von der Sittenheit unſrer Zeit und der Weisheit unſrer Väter ſpricht, man keine andere Abſicht hat, als die Vergangenheit, wie immer, herauszuſtreichen, um deſto bequemer die Gegenwart ein wenig verläumden zu können. Unſere Väter waren, ſelbſt im Jahre 1775, eben ſo leichtfertig und flatterhaft wie wir.

Digitized by Google

Zu jener Zeit hieß die Spitze, welche den Haarschopf vorne auf der Stirne über Parisreinnen bildete, „Physiognomie“ und wurde durch zwei dicke Locken getrennt, welche man „Gefälligkeiten“ nannte. Die Federbüsche, welche man hinten an die Hauben befestigte, waren außerordentlich dick und man fügte dazu eine schwarze Feder, Namens „Mauvuef.“ Das Kleid, welches damals am stärksten Mode war, hieß, „Haar der Königin.“ Man zählte funfzigerlei Garnituren von brochiertem Atlas, unter denen wir nur folgende nennen: die „geflickten Seufzer“; die „unbesonnenen Klagen“; die „gute Leumund“; die „Unempfindliche“; der “unerfüllte Wunsch“; die „Bevorzugten“; die „Grillenfängereinen“; die „Neumüthigen“; der „gütliche Vergleich“; u. s. w. Der hintere Theil der Schuhe war mit Smaragden besetzt und man hieß ihn „Kommundsieh.“ Die Farben der Bänder, denen man vor allen andern den Vorzug gab, waren besonders die sogenannte „Aufmerksamkeit“; der „Mangel an Hoffnung“; das „müde Auge“; der „Seufzer“; die „Undeständigkeit“; die „Ueberzeugung“ u. s. w.

Sehet, was hier der ernsthafte Herzog von Grammont seiner schönen Cousine, welche ihn um Nachricht über die Pariser Moden gebeten hatte, in folgendem Briefe, den er ausschließlich diesem Gegenstande widmete, eigenhändig schrieb und unterzeichnete.

Ich sah in der Opera eine Dame in einem Kleide von *erflickten Seufzern* mit *überflüssiger Reue* geschmückt und in der Mitte mit Spitzen *vollkommner Herzensunschuld*; ferner trug sie eine *ausgezeichnete Aufmerksamkeit*, Schuhe von *Haar der Königin*, mit Diamanten und *treulosen Stichen* eingefaßt und ihr *Kommundsieh* war von Smaragden mit *unterbrochenen Gefühlen*; ihre Haube *Zuvorsichtliche Coquette* verzierten *flatterhafte Federn* mit Bändern *müdes Auge* und auf den Schultern trug sie seine Katze von der Farbe der *Neuangekommenen* hinter einer *Medlhis*, gefaßt in Anstand mit einer *Verzweiflung* von Opalen; und endlich ein Müsschen *vorübergehender Aufregung*.

Ist diese gewissenhafte Genauigkeit, mit welcher der Schreiber des Briefes in die Einzelnheiten eingeht, nicht ein neuer Beweis von der Wichtigkeit, deren sich die pariser Moden zu allen Zeiten zu erfreuen hatten? Und wenn man nicht findet, daß die Putzsucht ihren Charakter geändert hat, so wird man doch bemerken, daß wir sparsamer mit jenen mehr oder minder gesuchten und gekünstelten Benennungen umgehen. Es ist wahr, auch wir entlehnen unsre Namen von der oder jener merkwürdigen Person, von einer gewissen Eigenschaft, einer einzelnen Begebenheit u. s. w. allein wie sich unsere heutigen Moden von der Uebertreibenheit der damaligen entfernen, so verliert auch die Form unserer Beschreibungen viel von jener schwülstigen Sprache.

Miscellen und Anecdoten.

Für eifersüchtige Ehegatten. In Büchern hat schon so mancher Trost und Beruhigung gefunden und es ist daher billig, daß auch eifersüchtige Ehegatten nicht unbedacht bleiben dürfen. Wer die Gegend kennen lernen will, in der die treuesten Frauen wachsen, der lese die neuesten französischen Reisebeschreibungen im Moniteur des Pyrenaees; dort erzählt ein Reisender, daß man die treuesten Frauen in Rasputana in Indien findet. Als Beleg dieser Behauptung wird folgendes Factum mitgetheilt: Als die schöne Königin von Ganore nach langer Verfolgung endlich in die Hände ihres Feindes fiel, bot der Sieger, um der Macht ihrer Reize zu huldigen, Bedingungen, die selbst eine mächtige Königin hätte annehmen können. Er trug ihr an, seinen Thron mit ihm zu theilen, und wie über sein Herz, so auch über seine großen Besitzungen zu herrschen. In der Ueberzeugung, daß eine Weigerung völlig nutzlos sein werde, gab die Königin ihr Jawort, und der Tag und die Stunde der Vermählung wurden bestimmt. In einem herrlichen Hochzeitsgewande, einem Geschenke seiner Braut, herab sich der Thon auf die Terrasse seines Palastes, wo die Ceremonie stattfinden sollte, und setzte sich neben seiner reizenden Geliebten nieder. Plötzlich aber erbleichte sein Gesicht und er klagte über unerträgliche Hitze. „Wasser! Wasser!“ rief er, indem er sich herumwand und in der Angst der Verzweiflung zerriß er sein Gewand, das die glühende Brust bedeckte. „Edler Khan,“ sprach da die besiegte Königin ruhig, „Dein Gewand ist vergiftet. Der Tag unserer Vermählung wird auch unser Todestag sein; es war dies für mich das einzige Mittel, der Schande zu entgehen.“ Bei diesen Worten stürzte sie sich von der Terrasse hinunter und verschwand in den Fluthen, welche die Mauern bespülen. Wir rathen demnach allen eifersüchtigen Ehemännern oder jenen, die es zu werden hoffen, sich einen zweiten Theil ihrer Existenz aus Rasputana in Indien zu holen; der Weg ist zwar etwas weit, aber jedenfalls lohnend.

Der Rock. Unsere modernen Röcke fanden ihren Ursprung ungefähr in der Mitte des 17. Jahrhunderts. An den glänzenden Höfen Ludwig's XIII. von Frankreich, Philips IV. von Spanien und Karl's I. von England änderte sich die Kleidung und ging von der eng anliegenden Weste oder Jacke zu dem offenen, etwas negligeartigen, aber sehr malerischen Wamse über, das wir so oft bei Ruben's und Vandyk's Liebenden erblicken. In jener Zeit trugen Leute vom Stande über der lei

Digitized by Google

nenen Bedeckung des Körpers nur ein Oberkleid, die erwähnte Jacke oder Weste; die Aermel waren weit und ziemlich kurz, der Leib nicht eingezwängt, der Schnitt fast gerade, in der Länge ging sie bis ungefähr über die Hüften und war reich mit Spitzen besetzt. Ueber diesem ziemlich einfachen Kleide trug man im Hause und auf der Jagd einen mehr oder minder verzierten Mantel, nur im Felde wurde der Küraß angeschnallt und das Wams sah darunter hervor, indem es die oberen Enden der Beinbarnische und Schenkelstück bedeckte. Wie mancher schöne Bandyk zeigt uns unsere Vorfahren in dieser reizenden Kleidung; der wüthende Fanatismus Cromwell's fesselte diese Mode in England, bis der Geschmack des französischen Hofes eine Aenderung in der Kleidung vornahm, die sich fast auf das ganze civilisirte Europa erstreckte. Wir wissen nicht, zu welchem Zweck, aber wahrscheinlich geschah es zur Erhöhung der von Ludwig XIV. gewünschten Bequemlichkeit, daß er und seine Hofleute in ihren ersten Feldzügen die Länder der Wämser und demzufolge auch die Verhältnisse des Mantels verlängerten, was, wie die Bücher jener Zeit erzählen, bald nach 1660 stattfand. Die Portraits von Mignard und von Vandermeulen zeigen uns alle die Veränderungen, die damals am Hofe zu Versailles vor sich gingen. Wie finden die Pracht steifer, die Aermel länger, die Taschen weit auseinander gehend oder mit tief hinab gehenden Klappen, die Aufschläge an den Aermeln bis an die Hälfte des Ellenbogens gehend und eine reiche Auswahl goldner Spitzen und Bänder, die einen Dandy jener glorreichen Zeit in alle Farben des Regenbogens kleideten. Auf die bequeme schmachtende Croche des spanischen Costüms folgte bei den französischen Stutzern eine Art militairischer Steifheit und Pünktlichkeit, und da zu jener Zeit ganz Europa in Bewunderung des großen Monarchen und seines glänzenden Hofes versunken war, so wurden diesen Moden zur allgemeinen Regel des guten Geschmacks. Jener steife Rock Ludwig's XIV. war der Ahnherr zweier ausgearteter, vom Vater sehr verschiedener Söhne, des Fracks oder Leibrockes und des Rockes unserer Zeit.

— Der „Stuttgarter Beobachter" theilt folgende Geschichte mit, welche zum Belege dienen dürfte, wie sehr unleserliches Schreiben in amtlichen Ausfertigungen hier und da sogar sehr nachtheilige Mißverständnisse zur Folge haben kann. Vor nicht gar langer Zeit machte ein Schultheiß dem Gerichte seines Bezirkes Anzeige von einem Diebstahle mit dem Bemerken, daß ein gewisser N. N. dieses Diebstahls verdächtig erscheine, und aus welchen Gründen, und daß der Verdächtige verhaftet und die auf weitere Weisung von Seiten des Gerichts im Ortsgefängnisse verwahrt werde. Der Oberamtsrichter überzeugte sich aber sogleich, daß die von dem Schultheißen bezeichneten Verdachtsgründe zu entfernt seien, als daß dieselben ein Einschreiten gegen den N. N. oder gar dessen Verhaftung hätten rechtfertigen können. Er ertheilte demnach umgehend dem Schultheißen die Weisung, den Verhafteten auf freien Fuß zu setzen. Der Erlaß an den Schultheißen war jedoch nicht deutlich geschrieben und so kam es, daß der Schultheiß statt „auf freien Fuß zu setzen" las: „auf einen Fuß zu setzen". Pflichtgetreu begab sich derselbe sogleich mit dem Büttel in das Gefängniß und ließ durch den Letztern dem Verhafteten den einen Fuß so zurückschnallen, daß Baden und Schenkel sich berührten, und der Unglückliche blos auf Einem Fuße stehen und nur höchst unbequem sitzen konnte. Am andern Tage wurde ohne Erlaubniß des Gerichts, aus Mitleid mit dem Verhafteten, der eine Fuß wieder losgebunden und dann dasselbe Verfahren mit dem andern Fuße vorgenommen. Dieses abwechselnde Hinaufbinden des einen und des andern Fußes dauerte acht Tage lang fort, nach deren Verlauf der Schultheiß das Oberamtsgericht um weitere Auskunft bat, was mit dem Verhafteten, der diese Behandlungsweise denn doch nächstens nicht mehr ertragen könne, anzufangen sei. Der Oberamtsrichter verstand natürlich diese Anfrage gar nicht, reiste übrigens doch, nichts Gutes ahnend, sogleich nach dem fraglichen Orte und hier überzeugte er sich denn von dem Unheil, das seine unleserliche Handschrift angestiftet hatte. Es versteht sich, daß der Unglückliche hierauf alsbald freigelassen wurde!.

Der tanzende Cardinalminister. Cardinal Richelieu wagte, als er durch Ränke zum ersten Minister Ludwig's XIII. sich emporgeschwungen, sein Auge auf die Königin Anna von Oesterreich selbst zu werfen und um Gegenliebe zu buhlen. Um ihn von dieser Leidenschaft zu heilen, beschloß die Königin auf Anrathen ihrer Vertrauten, Frau von Chevreuse, ihm als Prüfung aufzuerlegen, daß er, als spanischer Possenreißer verkleidet, in ihrer Gegenwart einen spanischen Volkstanz aufführe. Der Cardinal nahm das ihm durch die Vertraute der Königin gemachte Anerbieten an und bedung sich nur aus, daß bei diesem Auftritte Niemand außer der Königin zugegen sein solle, als Boccau, ein Musiker in seinen Diensten, auf dessen Verschwiegenheit er sich verlassen konnte. Anna von Oesterreich, noch halb ungläubig, daß der Cardinal sein Versprechen erfüllen werde, bemerkte jedoch, daß das Zugeständniß desselben nicht weit genug gehe, um seinen Zweck zu erfüllen, indem jedenfalls noch andere Zuschauer Zeuge der Thorheit des Staatsmannes sein müßten. In Folge dessen verbargen sich außer der Vertrauten der Königin zwei Edelleute aus der Umgebung der Königin, Bautbier und Beringen, hinter einem Schirme in dem Gemache der Königin; obwohl Letztere auch diese Vorsicht nicht für nöthig hielt, da sie immer noch glaubte, der Cardinal werde sich entschuldigen lassen. Aber sie hatte sich darin verrechnet, denn zur festbestimmten Zeit meldete Boccau, die Geige unter dem Arme, St. Emigneny an. Zehn Minuten später erschien eine vermummte Gestalt auf der Schwelle, trat mit tiefer Verbeugung vorwärts, schlug den ungeheuren Mantel, in dem sie gehüllt war, auseinander, und der Premierminister Frankreichs, Cardinal Richelieu, stand vor der Gattin seines Monarchen in enganliegendem Wams und grünsammtnen Beinkleidern mit silbernen Glöckchen an den Knieen, und Castagnetten in den Händen. Die Königin mußte alle ihre Kräfte aufbieten, um bei dieser Erscheinung ihrer Herr zu bleiben und nicht in lautes Gelächter auszubrechen. Es gelang ihr, die gehörige Fassung und Ernst zu behaupten, und den seltsamen Buhlen mit anmuthigem Kopfnicken zu empfangen und ihn in höflichen und angemessenen Redensarten zu ersuchen, seiner Aufgabe zu genügen. Er gehorchte und sie sah eine Zeitlang neugierig und vergnügt den Bewegungen und Gliederverrenkungen des Cardinals zu; aber der tiefe Ernst, den er dabei fortwährend bewahrte, machte den Auftritt zuletzt so grotesk, daß sie ihre Fassung

Digitized by Google

nicht länger zu behaupten vermochte, sondern in heftiges Lachen ausbrach. Dies Gelächter fand aber in demselben Augenblicke einen noch lautern Wiederhall hinter dem Schirme, und Richelieu, der schnell einsah, daß er verrathen worden, eilte wüthend aus dem Zimmer, in das nun das verborgen gewesene Trio eintrat, um gemeinschaftlich mit der Königin sich über den Vorgang lustig zu machen. Sie ließen es sich wenig in den Sinn kommen, daß sie eine schlafende Schlange geweckt, deren Stich sicher und unheilvoll war. Sie dachten nicht, daß der Cardinal, als er wuthschäumend das Zimmer verließ, der Königin und ihrer Vertrauten tödtlichen Haß schwur, dessen Folgen weder die Eine noch die Andere zu entrinnen vermochte.

— Eine Putzhandlung in Newyork kündigt eine neue Art von Schnürleibern für Damen an, die durch einen mechanischen Apparat sich von selbst befestigen oder öffnen.

Erklärung der Patronen-Tafel.

Die Tafel enthält die Zeichen-Modelle der Beinkleider auf geometrische Weise. Unstreitig ist die Verfertigung guter und schöner Beinkleider auch für den geschicktesten Schneider bisher die schwierigste Aufgabe gewesen.

1) Aus dem Grunde, weil kein Theil des menschlichen Körpers so vielfältig im Bau und Wuchs abweicht und variirt, wie das Bein.

2) Weil man bei den meisten Zuschneidemethoden kein richtiges Grundmaaß zum Reduciren und Aufzeichnen der Beinkleider-Patronen hat.

Zur Aufzeichnung der Beinkleider bedienen wir uns des Hüften-Maßes. Dieses Maaß nimmt man dicht über dem Spalt, wo die Lenden und Hüften am stärksten sind. Die Hälfte von diesem Maaße wird, wie die halbe Brustweite oder halbe Oberkörperweite in 48 gleiche Theile eingetheilt, und zwar nach dem Reductions-Schema. Will man ein Beinkleid zeichnen, so macht man sich einen rechten Winkel auf den Stoff, der dazu verwendet werden soll. Hierauf bezeichnet man auf der senkrechten Linie die Länge:

a) vom Hüftenein schnitt bis an das Knie;

b) so fort gemessen bis zur ganzen Länge; auf der wagerechten Linie bezeichnet man die Breiten oder Weiten wie unser Grundriß Figur 1. dieser Tafel zeigt:

a Zur Lahbreite 24 Cent. oder die Hälfte der halben Hüftenweite;

b) Zur ganzen Schenkelbreite 36 Cent. oder ¾ der halben Hüftenweite;

c) zum rechten Schenkel 30 Cent.;

d) zum linken Schenkel 33 Cent.;

e) zur Aushöhlung des Schritts des rechten Schenkels 3 Cent., oder 1/8 der halben Hüftenweite.

f) zur Aushöhlung des Schritts des linken Schenkels 6 Cent. oder ¼ der halben Hüftenweite.

Die obere Breite des Lahes regiebt sich durch das Viertel der Bundweite. Die Länge zwischen den Beinen oder die sogenannte Schrittlänge mißt man dann ab, wenn man die Grundlinien des Breitenmaßes aufgezeichnet hat. Das Hintertheil wird gegen den Schritt so viel breiter gemacht, als am Vordertheil abgebrochen worden ist. Die diagonale Höhe des Hintertheils über die wagerechte Linie oben beträgt 12 Cent. oder ¼ der halben Hüftenweite. Man kann auch die Beinkleider ohne Reductions-Schema aufzeichnen, wenn man das halbe Hüftenmaß auf folgende Art eintheilt oder berechnet ¼ ¼ ⅛ 1/16. Also die Hälfte von der halben Hüftenweite zur Lahbreite; ¼ zur ganzen Schenkelbreite; davon fällt ¼ auf die Schrittbreite. Was dann am Vordertheil abgebrochen, wird am Hintertheil wieder zugegeben. Zur Aushöhlung des Schritts des rechten Schenkel 1/16, zur Aushöhlung des Schritts des linken Schenkels ⅛.

Betrachten wir folgendes Schema:

Halbe Hüftenbreite	Lahbreite	ganze Schenkelbreite	Zur Aushöhlung des rechten Schritts	Zur Aushöhlung des linken Schritts
26	13	19½	1½	3
28	14	21	1¾	3½
30	15	23½	1⅞	3¾
32	16	24	2	4
34	17	25½	2⅛	4¼
36	18	27	2¼	4½
38	19	28½	2⅜	4¾
40	20	30	2½	5
42	21	31½	2⅝	5¼
44	22	33	2¾	5½
46	23	34½	2⅞	5¾
48	24	36	3	6
50	25	37½	3⅛	6¼
52	26	39	3¼	6½
54	27	40½	3⅜	6¾
56	28	42	3½	7
58	29	43½	3⅝	7¼
60	30	45	3¾	7½
62	31	46½	3⅞	7⅞
64	32	48	4	8

Hieraus ersehen wir, wie leicht es ist, die Beinkleider-Patronen für jede beliebige Körpergröße mit oder ohne Reductions-Schema richtig aufzuzeichnen. Man hat nun weiter nichts beim Maaßnehmen zu merken, als, ob die Beine oder Füße ein- oder auswärts, oder ob die Körperhaltung vor- oder rückwärts ist. Was dabei zu thun, wird jeder denkende Schneider sehr leicht berechnen können. Wie man bei dicken Personen verfährt, sehen wir an unserer Figur 5. 6. 7. Diese Tafel, wovon wir bei der Erklärung weiter reden werden. Wir kommen jetzt zur Erklärung unserer Abrisse dieser Tafel über.

Figur 1. Grundriß zu einem Beinkleids-Vordertheil; hiervon haben wir oben schon gesprochen.

Figur 2. Modell zu einem flachen oder geraden Beinkleider-Vordertheil.

Figur 3, Hintertheils-Modell zu Fig. 2. Die punktirten Linien zeigen die Abänderung zum halbgeschweiften Beinkleide.

Figur 4. zeigt die Zusammenstellung des Vorder- und Hintertheils, und die punktirten Linien zeigen, die Verwandlung aus einer geraden Beinkleider-Patrone, jeden beliebigen Modeschnitt zu bilden. Bei Personen mit sehr starken Lenden und schwacher Weiche, da thut man wohl, wenn man am Hintertheil einen Keil ausschneidet.

Fig. 5 Vordertheils-Modell für einen dicken Mann, welcher 56 Cent. halber Leib- oder Bundweite enthält.

Digitized by Google

Der Grundriß wird wie gewöhnlich gemacht, so viel als die ⅓ Bundweite die gewöhnliche Taghreite übersteigt, wird in diagonaler oder schräger Richtung vom Kreuzpunkte aus nach der wagrechten Taglinie zugegeben, auch wird das Vordertheil vorne um so viel höher gezeichnet. Besser thut man, wenn die Taghöhe bei dicken Personen genau gemessen wird. Der Absitz unten an der Seite ergiebt sich durch das untere Umfangs-Maß.

Figur 6. Hintertheil zu dem Vordertheil Figur 5. Beim Hintertheil wird die überfreigende Bundweite an der Seite zugegeben, wie an dieser Figur ersichtlich ist.

Figur 7. zeigt die Zusammenstellung des Vorder- und Hintertheils der Fig. 5. und 6. und die daran befindlichen punktirten Linien zeigen die Aenderung zu einer halbgeschweiften Beinkleider-Patrone. Hieraus ersehen wir, wie leicht die Beinkleider geometrisch und corporisemetrisch aufzuzeichnen sind.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. In den Toiletten, welche in dieser Woche zum Vorschein gekommen sind, zeigt sich bereits eine Veränderung der Herbstmoden. Die Ueberröcke sind ganz hochhinaufgehend mit einem kleinen Stehkragen, so daß er den Kragen von Spitzen oder gestickterm Musselin hält; die Kleider haben den Ausputz von Polamentüreibeit und satinirten Bändern bekommen; die Taghöhe sind mit Spitzen garnirt und wenn man auch allerdings die leichten Kleider von Grenadine, die weißen Kleider und die offenen Ueberröcke von Jaconas mit bunten Blümchen noch trägt, so werden doch keine neuen der Art mehr gemacht. Nur die Seidengrenadine wird durch die Herbstmoden nicht verdrängt; sie widerstehet ihnen, weil sie von Seide ist und deshalb für alle Jahreszeiten paßt. Die ausgeschnittenen Ueberröcke werden häufig von den Damen getragen, welche viel auf die Toilette halten. Sie eignen sich bekanntlich besonders zu Diner- und Soiréenanzügen. Uebrigens ist die Ueberrockform so beliebt, daß man sie früh und Abends trägt; früh ernst, hochhinaufgehend, Abends ausgeschnitten, kokett, gejuxt. Ein Grund, aus welchem sie sich auch noch länger halten wird, ist der, daß sie für allen Ausputz sich eignet, den man darauf anbringen will. Namentlich werden die schärzenförmigen Garnirungen in's Unendliche vervielfältigt und modificirt. Gewöhnlich trägt man zu solchen Ueberröcken einen Shawl von schwarzen Spitzen, eine Mantille von demselben Stoffe oder wenigstens derselben Farbe wie das Kleid mit schwarzen Spitzenbesatz, oder eine Mantille von gestickterm Musselin mit Volants, die mit Spitzen garnirt sind. Auch trägt man viele kleine Ueberwürfe von hell- oder dunkelfarbigem Taffet, die entweder mit ausgezackten Volants oder mit Spitzen garnirt sind. Unter den neuen Hüten haben wir besonders mehrere von Krepp oder Tülle gesehen, welche mit Spitzen überbogen waren und keinen andern Schmuck als eine große Blasenblume hatten, welche bald unter den Spitzen verhüllt war. Unter dem Schirme dagegen befanden sich leichte Blümchen. Man kann nichts Hübscheres und für das Gesicht Vortheilhafteres sehen, als diese Zuthate. Die Häubchen sind immer noch außerordentlich klein; namentlich hat man viel von Schnaim weißen Blonden, die zwei- oder dreifach mit schwarzen Spitzenstreifen untermischt sind. Als Ausputz braucht man dann Gaseband. Einige andere sind von Tülle mit einem einzigen Tollefband, das an der Seite mit einer dicken Schleife zugebunden wird. Viele haben vorn sehr wenig Garnirung und die Spitze fällt hinten als eine Art Nackenschleier zurück.

Herren-Mode. Die Kleidung auf dem Lande ist von der leichtesten Art; von ungebleichter Leinwand, oder schottischem Batist, von Zwillich blaugestreift auf Weiß oder Grau, und von Fantasiewollenen Zeugen. Es ist wirklich merkwürdig, die verschiedenen Kleidungsstücke zu sehen, die aus diesen Stoffen gemacht werden: Paletots, Jäckchen, Bauchwesten und Paletot-Röcke; diese alle aber, wie Sie wohl verstehen werden, sind nur für das Land geeignet: es ist das beste Mittel, den Reisekittel zu ersetzen und sich ein Garten-Kostüm zu machen.

Da wir eben von Toiletten-Fantasien sprechen, dürfen wir hier die Hemden mit breiten Rankin-Streifen, und andere, gänzlich von dieser Farbe, nennen. Mann nennt sie baigneuses, weil sie in den Bädern einen Theil der salonmäßen Toilette bilden, und beim Reisen angezogen sind; sie werden jedoch nur zur Halbtoilette oder Morgenneglige gebraucht.

Man fabricirt auch einen Stoff, aus weicher Wolle von Rankin-Farbe, welche zu Sommerbeinkleidern viel verwendet wird, weil dieser Stoff haltbarer ist, als der Batist-Stoff, und man wird von der Wolle, welche sehr weich ist, nicht incommodirt, zumal da die Beinkleider gegenwärtig außerordentlich weit getragen werden.

Nie hat es eine größere Auswahl von Zwillichen gegeben, als in dem jetzigen Augenblick. Früher Zeiten haben nur weiße und ungebleichte Zwillliche geliefert, welche jetzt fast nicht mehr gebraucht werden; während die heutigen Zwillliche, reich im Dessin den entschiedenen Vorzug haben. Es sind einige darunter, welche, der Farbe nach, in einer gewissen Entfernung für die schönen wollenen Zeuge von Sedan und Elbeuf gehalten werden könnten. Als wir das Talamont'sche Haus besuchten, bemerkten wir das schönste Sortiment in dieser Gattung, so wie auch mit Streifen oder Bäderein auf weißem, grauen oder ungebleichten Grund; diese Muster sind bald groß, bald klein und von fast jeder Farbe, die an der Mode ist, vorzüglich aber blau oder schwarz.

Westen werden auch aus Stoffen von ungebleichtem Garne und gestickt wie rohe Leinwand verfertigt: das Zeug nennt man Lein-Tuch und ist entweder ganz glatt oder mit flammenfarbigen Erbsen gemustert, die mit Seide und in einer großen Entfernung von einander, den Winter-Tartans ähnlich, gestickt werden. Es ist aber für den Sonderling, Westen von ungebleichter Leinwand zu tragen; um sich so zu kleiden, muß man die Kunst der Toilette besitzen, denn aufrichtig zu sprechen, gefällt dieser Stoff nur, weil er neu und wunderlich ist, und nur ein Mann von großem Renomme würde sich so etwas erlauben können, ohne dadurch lächerlich zu werden. Dessbalb ist dieser Stoff nur bei dem Giletier (Westenfabrikanten) in der Hauptstadt vorzufinden, da er lebhaftig für Unabhängige reservirt wird.

Modenerklärung.

1. Sommer-Paletot. Unterrirte Beinkleider. 2. Sommerjacke, lange Weste, weite Beinkleider. 4. Ueberwurf von rosa Atlas, weiß gestickt. Kleid mit breitem Spitzenvolant. 5. Landanzug, leichter Oberrock mit Garnituren.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold**, in Berlin bei Herrn **Julius Springer**, in Hamburg bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in Wien bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Helbig** in Altenburg.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

III. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monat Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 11. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Das verhängnißvolle Mittagsessen.

(Schluß).

„Versteht mich Ducomun," fuhr Rousset fort, solch ein Hofherr wie Cambaceres, hat doch Augen so gut wie wir, also hat er das Gewitter aufsteigen gesehen, das mich verhinderte, um fünf Uhr Nachmittags in Paris einzutreffen, wie ich es sollte. Dasselbe Gewitter hat die Vögel verderben lassen, ich habe sie weggeworfen."

„Und Ihr hättet den Muth, das dem Erz-Kanzler zu sagen?"

„Freilich habe ich den, und wenn er mir nicht glaubt, rufe ich Euch zum Zeugen, Ihr habt mitgegessen, Alterchen, Ihr müßt meine Aussage bezeugen."

Cambaceres konnte nicht umhin laut aufzulachen. „Er wird aber tüchtig betrogen auf diese Weise," sprach er.

„Ihr redet nur nicht davon, Papa Ducomun, Ihr habt bei der Gelegenheit etwas gegessen, das Euch Zeit Eures Lebens nicht wäre vor den Schnabel gekommen."

„Da mögt Ihr wohl recht haben," antwortete der Prinz, bemüht, ja nicht sein Incognito zu verrathen. „Der Elsasser mit dem ehrlichen Gesicht," dachte er, der wäre dergleichen Schelmerien sicher nicht fähig gewesen, ich sehe den Rousset ab von seinem Posten, Dunkett der Fuhrmann soll die Stelle erhalten." — Während der Großwürdenträger sich so mit Gedanken der Rache und der Gunst beschäftigte, erfaßte der Fuhrmann ein Messer und schlug mit dem Griff die beiden geleerten Weinflaschen in Stücke. „Was treibt Ihr denn da?" fragte Cambaceres.

„Ich thue meine Schuldigkeit, ich habe einen Frachtbrief bei mir, den muß ich morgen dem Haushofmeister des Fürsten Caimbaceres einreichen."

„Das ist der Prinz, der die Feigenschnepfen haben sollte," sprach mit einem unterdrückten Seufzer der Fürst incognito.

Ganz recht, und da der Frachtbrief auf hundert Bouteillen Rheinwein lautet, so muß ich ihm zeigen, daß welche davon unterwegs zerbrochen sind. Ihr versteht mich, Papa Ducomun, die Stöße des Wagens — das giebt einen ehrlichen Prozeß für den Fuhrmann."

Digitized by Google

„Das ist ganz in der Ordnung," bemerkte der Post-Courier, indem er den letzten Rest aus seinem Glase trank.

„Nun wartet Ihr Beide, ich bin gleich wieder da," sprach der Fuhrmann und eilte hinaus.

„Wohin wollt Ihr nun?" fragte Cambaceres aus gepreßter Brust.

„Mehr Wein holen, wie es auch in der Ordnung ist."

Auf der Stelle hätte sich der Fürst verrathen. Es war ihm zu unerhört, zu gränzenlos schrecklich, den theuren Wein, den er mit schwerem Gelde bezahlte, von gemeinen Kerlen ausgetrunken zu sehen. Sich aber nennen, als strenger Richter auftreten, hieße Aufsehen erregen und wäre ganz geeignet, seinen Besuch bei dem Gegner Napoleons zu verrathen, den zu verschweigen ihm von der größten Wichtigkeit war. War es nicht viel klüger, einige Flaschen Wein zu opfern, als den Unwillen des kaiserlichen Herrn, oder nur dessen Verdacht auf sich zu laden? Er begnügte sich also, darauf hinzuwirken, daß sein Verlust nicht allzufühlbar werde: als daher der Fuhrmann wieder eintrat, mit Flaschen beladen, wie das erste Mal, neigte sich Cambaceres zur lieblichen Rosa und flüsterte ihr ins Ohr:

„Der Vater wird sich krank machen mit dem vielen Trinken. Sie sollten das nicht zugeben." — Das junge Mädchen legte sich auch wirklich ins Mittel, ihr Vater aber wies sie gleich zur Ruhe, mit dem Bemerken, daß der Rheinwein gerade ein sehr gesundes Getränk sei, und daß er füglich zwanzig Flaschen zu sich nehmen könne. „Mein armer Wein, seufzte Cambaceres innerlich, dann schien er einen Ausweg gefunden zu haben. „Wenn Ihr es mir nun zugestehen wollt, Euch etwas zum Besten zu geben, so beordre ich eine Bowle Punsch."

Der Courier schüttelte verneinend mit dem Kopfe. „Gott soll uns bewahren," rief er „mich wunderts, wie ein verständiger Mann, wie Ihr, Alterchen, einen solchen Vorschlag machen kann, zweierlei Wein ist schon schädlich und nun gar Punsch! Das wirft einen ja gar um, ich bleibe bei dem Weine."

Und der köstliche Rebensaft perlte wieder in den Gläsern. „Nun ist es unsre Schuldigkeit," sprach der Fuhrmann, „eine Gesundheit auszubringen, wir wollen auch nicht undankbar sein. Also stoßt an, der vornehme Mann soll leben, der uns heut tractirt! Der Fürst Erzkanzler Cambaceres! Sein Wein ist herrlich, und seine Feigenschnepfen waren unvergleichlich."

Zu jener Zeit war in Frankreich durchaus keine Preßfreiheit, desto mehr aber trug man sich mit Anekdoten des Hofes herum, Cambaceres war besonders der Gegenstand von vielen Bonmots, Sportgedichten und drolligen Erzählungen, welche von Mund zu Mund gingen. Kaum also war sein Wohl ausgebracht, als auch schon Rousset, auf den der Wein mächtig zu wirken begann, sich in Erzählung lustiger Schnurren und Schwänke, die diesen Hoffman betrafen, ergeß. Der vermeintliche Papa Ducomun stellte sich ganz erstaunt. „Wie kommst Du mir vor," rief der Courier, „Alterchen, Du wohnst in der Straße St. Denis und Du weißt von dem, allen nichts. Ich sage Dir, der ganze Mann ist ein Schelm, ein Erzgauner."

„Was hat er Euch denn zu Leide gethan, daß Ihr so über ihn herfahrt?"

„Ich rede nur nach, was die ganze Welt sagt. Uebrigens habe ich auch etwas gegen ihn."

„Und das wäre?"

„Da ist ein junger Mann von 22 Jahren, Cambaceres hat bei ihm Pathenstelle vertreten, seht, er mag die Rosa gern, na, und sie ist ihm auch nicht abgeneigt. Der Bursch ist gut und da wollte ich sie denn miteinander verheirathen, da kommt die verdammte Conscription." —

„Was kann aber der Kanzler dafür? läßt er denn die Soldaten ausheben?"

„Sachte, Papa Ducomun, davon ist keine Rede, nur daß er seinen Pathen nicht freimachte, daß er ihn abmarschieren ließ. — Es ist ein stämmiger hübscher Bursche, konnte er ihn nicht loskaufen, der Fitz? Seinen Pathen! — Trotz aller Bitten ist der arme Giraudin jetzt Husar. Nach einiger Zeit werden wir schon erfahren, daß er todtgeschossen ist, dann sitzt die arme Rosa da und kann sich todt grämen."

Der Name Giraudin weckte bei dem Prinzen tausend Erinnerungen. Er gedachte der Zeit, als er vor vielen Jahren, als es ganz schlecht mit seiner Börse stand, ein genauer Freund des Tuchhändlers Giraudin war, der ihm ungemein viel Güte und Wohlwollen erwies und ihn endlich recht dadurch ehrte, daß er ihm die Pathenstelle bei seinem Erstgebornen übertrug. Der Lauf der Jahre hatte so viel verändert und Cambaceres zu den höchsten Würden emporgehoben. Das Andenken an Giraudin, an dessen Sohn, war fast aus seinem Gedächtniß verwischt, er wußte nicht einmal, ob der Alte noch lebte: daß der Sohn sich einige Mal in seinem Hotel gezeigt hatte, erinnerte er sich; eben so daß derselbe immer kurz abgewiesen war. „Er ist also Husar?" fragte

Digitized by Google

der vermeintliche Ducomun, da iſt nichts zu ändern mehr, er muß alſo raſch avanciren."

„Alterchen, Ihr macht Mützen, Ihr redet aber gerade wie der Kriegsminiſter."

„Warum nicht? Ich habe Bekanntſchaften, ich kann ihn empfehlen."

„Da werdet Ihr meiner Roſa keinen Gefallen thun," meinte der Courier, „ſie möchte lieber, daß er nicht Soldat wäre und ſie je eher je lieber heirathe."

„Das aber geht nicht, Herr Rouſſel, wenn man allen verliebten Soldaten den Abſchied geben wollte, wäre die ganze Armee aufgelöſt. Da es aber da die liebe Demoiſelle ſo wünſcht, muß man doch ſuchen, für ihn den Abſchied zu erlangen."

„Ihr ſeid ein braver Mann, Papa Ducomun, da reicht mir Eure Hand. Wenns Euch recht iſt, ſoll Euch die Roſa beſuchen. War es nicht in der Rue St. Denis?"

„Ganz recht! No: 48; es ſoll mich freuen, Euch bei mir zu ſehen."

Im ſelben Momente wurde der Schall von Pferdehufen im Hofe vernehmbar, der eingeſchlafene Frachtfuhrmann erwachte, und der Poſtillon, der den Kanzler hierhergebracht hatte, trat herein. „Herr," rief er „das Gewitter iſt vorüber, der Himmel hell, der Weg gut."

„So wollen wir augenblicklich fort!"

Die Pferde waren in einigen Minuten bereit, Cambaceres bemerkte, wie die Wirthin mit den angekommenen Reitern redete, er rief ſie, zahlte die ganze Zeche und verließ Arpajon.

Es war ungefähr 11 Uhr, man war nur 8 Lieus von Paris entfernt, um 3 Uhr Morgens konnte der müde Reiſende in ſeinem Palaſt im Bette ſein. Das Wetter war ſchön, der Mond beleuchtete wolkenlos die Landſtraße, es war eine köſtliche Nacht. Der Prinz ſchlief ſanft ein, als er erwachte, fuhr er eben in ſein Hotel ein, die ganze Dienerſchaft war in Unruhe auf dem Hofe, Aigrefeuille an ihrer Spitze. Als man den fürſtlichen Gebieter wohlbehalten eintreffen ſah, erlaubte ſich Niemand eine Frage hinſichtlich der Verzögerung, feſt überzeugt, daß politiſche Urſachen ihn aufgehalten hatten. —

Die Cavaleriſten, welche in dem Gaſthof zum weißen Roß erſchienen, waren Huſaren, welche ſich von Orleans nach Paris begaben, unter ihnen befand ſich der ſchon mehrfach erwähnte junge Giraudin. Als er den Courier erblickte, rief er freudig „wie gehts Roſa, wo iſt ſie?" — „Hier, doch ſchläft ſie ſchon, komm Du mit mir, wir wollen ein Gläschen Wein trinken. „Noch einer Flaſche Rheinwein ward der Hals gebrochen. „Verdammtes Leben das, ein Soldat zu ſein," klagte der von dem Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßte junge Mann. „Könnte ich im Tuchladen des ſeeligen Vaters ſtehn, ich hätts bequemer."

„Iſt noch nicht aller Tage Abend," entgegnete Rouſſel, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, ich ſage Dir, es iſt ein Mann von Gewicht. Ich will ihn Dir vorſtellen. Heda Papa Ducomun, Alterchen! Wo ſteckt Ihr denn?" — Die Wirthin trat ein und berichtete, daß der fremde Herr, nachdem er die Zeche bezahlt, abgereiſt ſei. „Sieh einmal, das thut mir leid," fuhr der Courier fort, „ſo wegzugehen, ohne Adieu zu ſagen, das verdrießt mich! — Doch halt, da liegt ſeine Nachtmütze, die nehme ich zu mir, bringe ſie ihm und werde ihm derb den Text leſen. Es war überhaupt ein ſeltſamer Kauz, Frau Wirthin."

„Ei freilich! Wie generös bezahlte er! Habt Ihr wohl den prächtigen Ring bemerkt, und die Bruſtnadel, welche er trug?"

„An dem Ringe ſah ich eben keine Pracht, ich glaube, es war ein kleines Bild des Kaiſers daran. Doch ich will die Roſa wecken, ich will ihr die Freude machen, den Giraudin zu ſehen, denn das Wetter iſt gut, auch wir wollen bald aufbrechen."

Es geſchah wie er geſagt hatte, die glücklichen jungen Leute ſchwuren ſich wiederholt ewige Treue, dann machte ſich Rouſſel mit ſeiner Tochter auf die Reiſe. Giraudin wollte ſie wieder in der Hauptſtadt treffen, wo die Huſaren einige Monate garniſoniren ſollten. Um ſechs Uhr langte der Poſtcourier in Paris an und lieferte bald den bewußten Korb an den Schweizer des Fürſten Erzkanzler ab, mit dem Bemerken, das Geſchenk ſogleich dem Haushofmeiſter einzuhändigen. Dann verfügte er ſich in ſeine Behauſung und legte ſich zur Ruhe. Er hatte ſich vorgenommen, wenn er erwachte, ſeinen neugewonnenen Freund aufzuſuchen. „Meine Feigenſchnepfen ſind wohl ein gutes Mittagseſſen werth," ſprach er zu ſich ſelbſt.

Die anmuthige Roſa konnte es nicht über ſich gewinnen, ſich der Ruhe hinzugeben, ſie wußte, daß der Geliebte ihres Herzens einige Stunden nach ihnen eintreffen mußte, und ſo war es auch. Giraudin beklagte von neuem ſein Geſchick, daß er Soldat ſein müſſe und das ſchöne Mädchen tröſtete ihn mit der Verſicherung, daß ſie noch heute den neugewonnenen Freund aufſuchen woll-

Digitized by Google

tem, und daß er ja mitgehen könnte, um dessen Fürsprache selbst in Anspruch zu nehmen.

„Wer ist denn aber dieser Herr Ducomun, von dem Dein Vater schon gestern sprach?“ fragte der Husar.

Ein Mann, den wir gestern in Arpajon kennen lernten, der überaus freundlich gegen uns war, und wie er sagte, sehr große Bekanntschaften hätte. Sicher nimmt der Kaiser gar seine Mützen von ihm, oder wenigstens die Marschälle und die Generale sind seine Kunden. Er wird Dir den Abschied auswirken.“

Gegen vier Uhr erwachte Roussel. Er zog seinen besten Staatsrock an, Rosa machte ebenfalls ein wenig Toilette, man kaufte eine Melone als Geschenk. Herr Giraudin, der Husar, reichte seiner Liebsten den Arm, der Vater trug die sauber eingewickelte Frucht und so stolzirten alle drei der Rue St. Denis zu. — Aber seltsam, No. 84 in der besagten Straße zeigte keinen Laden mit baumwollenen Waaren, sondern ein Magazin von Bayonner Schinken und Würsten.

„Unser Freund Ducomun hat also seine Niederlage eine Treppe hoch,“ meinte der Courier und man stieg hinan, fragte überall, ging zuletzt in den Hof, nirgends aber kannte man den Namen oder den Mann. „Wir müssen uns in der Nummer geirrt haben!“ — Die kleine Gruppe suchte No. 94 auf, derselbe Erfolg. Man fragte in den Kaufläden, bei den Bäckern, in der ganzen Straße wohnte der Mützenfabrikant nicht, und Roussel mußte sich unverrichteter Sache nach Hause begeben. Abends traf er in einer Schenke den Frachtfuhrmann Dunkelt, der niedergeschlagen den Kopf in die Hand gestützt, die Stirn in tiefe Falten gezogen, dasaß. „Nun Nachbar,“ fragte der Courier, „seid Ihr krank hier eingetroffen?“

„Krank? mit total gebrochenem Herzen,“ lautete die Antwort. „Wir gingen, wie Ihr wißt, Flaschen Weins unterwegs caput — die soll ich bezahlen. Der Haushofmeister des Prinzen Leckermaul sagt's, es wären funfzehn, ich müßte sie ersetzen.“

Der alte Ducomun ist, meiner Treue, Schuld an allen unseren Unfällen,“ meinte Roussel, „wenn der nicht den Wein im weißen Roß so verachtet hätte, so hätte Euch, ehrlicher Mann, ein solches Unglück nicht getroffen.“

„Da habt Ihr Recht, Nachbar!“

„Uns hat der Alte eine falsche Adresse gegeben, sonst müßte er die Hälfte bezahlen — das schien mir überhaupt ein Gauner — oder — oder — ich kann mit meinen Gedanken nicht so recht ins Reine kommen.“

Als er wieder in seiner Wohnung anlangte, fand er dort den Befehl vor, sich zu dem Fürsten Erzkanzler zu begeben. Das war ganz in der Ordnung, ohne Zweifel wollte Cambaceres dem Präfecten danken, höflichkeit gegen Höflichkeit, er würde sicher ein Gegengeschenk nach Bordeaux transportiren müssen, wie er den Korb nach der Hauptstadt geschafft hatte, meinte Roussel.

Der junge Husar war unterdessen in seine Caserne zurückgekehrt, das ganze Regiment war auf den Beinen, die Pferde standen gesattelt da. Der Obrist ließ ihn zu sich rufen. „Gut, daß Ihr kommt, Giraudin,“ rief er, da habt Ihr Euren Abschied, ein Herr Ducomun hat hier eine Summe deponiet, und wird einen Stellvertreter liefern. Ich verstehe es nicht, wie der Kriegsminister so rasch entschieden hat. Wer ist der Herr Ducomun?“

„Ich kenne ihn nicht, Obrist,“ versetzte vor Freude bebend der junge Mann.

„Das ist ein böser Streich, den man Euch spielt,“ fügte der Vorgesetzte hinzu, „man tritt Eurem Glück in den Weg, der Ehre, dem Kaiser von Frankreich zu dienen, Ihr hattet die Aussicht, wenn auch nicht gerade Marschall oder General, doch Officier zu werden. Ich beklage Euch!

Giraudin streckte die Hand verlangend nach dem Abschiede aus. „Je, je, je, ich bin ganz zufrieden damit,“ entgegnete er, „ich bin friedlicher Gemüthsart und verzichte gern auf die Ehre, um die man sich erst schlagen muß.

Der Obrist wandte Giraudin den Rücken und dieser eilte in das Haus seines zukünftigen Schwiegervaters, um die frohe Botschaft zu verkünden, noch ehe sie seine alte Mutter erführe, alles aber war dort in der größten Aufregung, denn die Administration der Posten hatte ihm die Weisung zukommen lassen, daß man seiner als Courier nicht mehr bedürfe, und Gründe habe, ihn hiermit abzusetzen. „Das danken wir wieder dem verdammten Ducomun!“ rief der zornige Courier, „der hat geplaudert, und es ist nun einmal darauf abgesehen, ehrliche Leute unglücklich zu machen.“

„Ducomun, Ducomun!“ rief der plötzlich hereintretende Giraudin, „Gottlob, daß Ihr von dem redet, wenn ich ihn nur sehen und sprechen könnte. — Ich bin nicht mehr Husar, das hat er für mich ausgewirkt.“

„Alle Tausend Teufel, was sagst Du?“

„Die Wahrheit. Ich habe meinen Abschied in der Tasche. Er stellt einen andern für mich.“

„Das erkläre sich, wer da kann?“ rief Roussel.

Digitized by Google

Die Thatſache aber iſt, daß Ihr Euch verheirathen könnt, und das iſt gut. Jetzt laßt mich allein — ich muß meine eigene Sache reiflich überlegen und mir die nähern Umſtände ausgrübeln." — Die beiden jungen Leute machten mit Freuden von dieſer Erlaubniß Gebrauch, und verließen das Gemach. Der geweſene Courier warf ſich in einen Stuhl. Er hatte manches im Leben mitgemacht, war Soldat, Marketender, Bedienter bei einem vornehmen Herrn geweſen, durch deſſen Einfluß er endlich die Stelle bei der Poſt erhielt. Es war ein ſchlauer Patron, die ſeltſamen Begebenheiten der letzten Vergangenheit, ſeine Abſetzung, der plötzliche Abſchied von den Huſaren, befördert mit einer Schnelligkeit, die außergewöhnlich war, das Benehmen des Fremden, der Ring, die Bruſtnadel — Dinge, die ein Baumwollenwarenfabrikant doch nicht auf der Reiſe trägt — die Erzählung des Poſtillions, der zwei Goldſtücke erhalten hatte — alle dieſe Umſtände durchkreuzten ſeine Gedanken. Er hatte den Erſteren gefragt, woher er den Reiſenden bringe und zur Antwort erhalten: von einem Gütchen in der Nähe von Saint Cheron, einem kleinen Dorfe. — Wer wohnt doch da? —Ha, ein Licht ging ihm auf. Ein vornehmer Mann, ein erklärter Feind des Kaiſers. — Ein ehrlicher Mützenhändler der Straße St. Denis konnte dem gewiſſermaßen Verwieſenen keinen Beſuch abſtatten. Documun hatte ihm eine falſche Adreſſe gegeben — der Frachtfuhrmann mußte die Weinflaſchen bezahlen — er ſelbſt war zu Cambaceres beſchieden, eine Binde fiel von ſeinen Augen, es war kein Zweifel, der Unbekannte war der Erzkanzler ſelbſt geweſen.

Nach dieſer Entdeckung aber ſenkte ſich eine ſchwere Laſt auf ſeine Bruſt. Er gedachte der ſauberen Benennungen, die er ſich gegen den Fürſten erlaubt, der Schnurren und Anecdoten, die er erzählt — er hielt ſich für verloren. — Was beginnen? Wie dem Großwürdenträger unter die Augen treten? Den Wein hatte der Frachtfuhrmann zu verantworten, aber, aber die Feigenſchnepfen? Freilich hatte der hohe Herr mitgegeſſen, hatte es ſich trefflich ſchmecken laſſen — das ließ ſich noch allenfalls beſchönigen — aber der Spott, die Scheltworte! — Schon wollte Rouſſel die furchtbare Zuſammenkunft vermeiden, ſein Bündel ſchnüren und die Grenze zu erreichen ſuchen — aber landflüchtig werden, Brodlos umherlaufen — nach einigen Minuten beruhigte er ſich ein wenig. „Was kann mir denn nun noch geſchehen, nachdem man mir meine Stelle genommen hat?" ſprach er zu ſich ſelbſt. „Ich werde mit ihm reden, vielleicht verſtändigen wir uns. Es iſt ſchon etwas, daß er dem Giraudin den Abſchied verſchafft hat, er weiß ja, daß er die Roſa heirathen ſoll. — Ich habe den Erzkanzler beleidigt, bin aber dem Papa Documun gefällig geweſen; Er hat mit dem Mädchen freundlich geſprochen, bei Tiſche neben ihr geſeſſen — überdem iſt Paris nicht Conſtantinopel, es wird ja den Hals nicht koſten.

Seine Beſorgniſſe ſo ſelbſt beſchwichtigend, begab er ſich zur Ruhe.

Am nächſten Morgen rief der Executor ſeine Tochter zu ſich, ſchloß die Thür zu, damit ſie nicht geſtört würden und begann ungefähr folgendermaßen: „Sieh Roſa, Du wirſt Dich jetzt verheirathen, wirſt nach menſchlichem Ermeſſen glücklich werden, Giraudin iſt gut, fleißig und beſtrebſam, ſeine Mutter wird ihm die Handlung übergeben und Ihr werdet Euer gutes Brod haben. Denk Du verſtändig nach, ſo wird Dir einleuchten, daß ich das Alles bewerkſtelligt habe, durch mein gutes Benehmen gegen den alten Ducromun, der Deinem Bräutigam den Abſchied verſchaffte. Nun verſtehe mich, ich bin jetzt außer Brod und mag meinen Kindern nicht zur Laſt fallen, alſo verlange ich nichts von Dir, als daß Du Dich genau ſo benimmſt, wie ich es Dir vorſchreibe." — Und er hielt noch eine lange Unterredung mit ihr und wiederholte ihr zwanzig Mal ſeinen Willen. Dann hatte er vollſtändig ſeine Parthie genommen, er zog ſeinen beſten Staat an und begab ſich zur feſtgeſetzten Stunde zu dem Fürſten Erzkanzler.

Cambaceres ſaß in ſeinem Cabinet an einem Tiſch; er war ſehr ſorgfältig gekleidet, der feine blaue Frack mit den goldnen Knöpfen ließ das Großkreuz der Ehrenlegion gewahren, ein Buch lag vor ihm, er hielt eine goldene Tabacksdoſe in der Hand. „Das iſt nimmermehr der Papa Documun, dachte Rouſſel, wie könnte der ſo vornehm ausſehen. Als der Prinz aber ſprach: treten Sie näher," ſank ihm der Muth, er war es doch, ganz dieſelbe Sprache vernahm er ſo eben.

„Kennen Sie mich?" fragte im ſtrengen Ton der Fürſt.

„Gnädigſter Herr, nein. Ich weiß, daß ich die Ehre habe, vor Sr. Durchlaucht —" —

„Sonſt erinnern Sie ſich meiner nicht? Nicht des Herrn Documun? Ich bins!"

„Das wußte ich und bin froh darüber."

„Und weshalb?"

„Weil der alte Papa ſeine Nachtmütze vergeſſen hat, in der Auberge zum weißen Roß, als er nahe bei Saint Cheron auf einem Gütchen ſeinen Freund be-

Digitized by Google

sucht hatte. Ich wollte schon zu Herrn von S... gehen und demselben die Mühe einhändigen." — Bei dieser Rede blickte er fortwährend auf ein großes Bild Napoleons, das an der Wand hing, als richte er seine Worte an den mächtigen Beherrscher. Cambaceres, der sonst so besonnen war, erschrack, war sichtlich betroffen. „Sie kennen Saint Cheron?" fragte er.

Sehr gut, gnädiger Herr, das hübsche Dorf, drei Stunden hinter Aepajon."

Kennen Sie auch Herrn von S...?"

„Ganz genau, Ew. Durchlaucht, das ist kein Freund unsers kaiserlichen Herrn.

„So? Ich kenne ihn nicht."

„Wie es dem gnädigen Herrn beliebt."

„Nicht, wie es mir beliebt — ich sage Ihnen, ich kenne ihn nicht, ich weiß gar nicht, wer er ist. — Sie reden da von einem Besuch, ich weiß von keinem."

„Verstehe, gnädigster Herr! „— In diesem Moment öffneten sich die Flügelthüren und der Kammerdiener meldete, daß das Frühstück aufgetragen sei.

„Noch einen Augenblick, rief Cambaceres „ich habe mit diesem Manne zu reden." Da erschien indeß Aigrefeuille in der Thür und sprach schmunzelnd: „Gnädigster Herr, eine Schüssel Feigenschnepfen wie noch nie — —

„Wie das?" unterbrach ihn der Erzkanzler, indem er auf Rousset blickte.

„Ich wußte, daß S. Excellenz der Kriegsminister hier speise — da mußte die Rosa Anstalt machen — — Ihr Bräutigam hat ja den Abschied bekommen."

Cambaceres trat dicht zu dem gewesenen Courier: „Verstehen Sie mich, ich war nicht in Saint Cheron, ich kenne Heren v. S. nicht!"

„Ich sah Ew. Durchlaucht heut zum Erstenmal. und erinnere mich nicht je zuvor — —

„Noch eins. Mein Haushofmeister hat einen armen Teufel von Frachtfuhrmann zerbrochene Weinflaschen bezahlen lassen — da ist die Summe, stellen Sie die demselben wieder zu!" — Für Sie wird sich bald ein Plätzchen finden, Adjeu!" Und der Großwürdenträger schritt in den Frühstückssaal.

Miscellen und Anecdoten.

Bittschrift des Prinzen Hieronymus Napoleon. Die Kammer der Pairs hat am 14. dieses discutirt und abgestimmt über die Eingabe des Prinzen Hieronymus, des gewesenen Königs von Westphalen, der darin um Erlaubniß nachsuchte, daß sein Exil aufgehoben und ihm vergönnt werden möchte, seine letzten Tage in seinem Vaterlande unter seinen Mitbürgern zu verleben. Die Versammlung war sehr zahlreich und man bemerkte darunter auf der Bank der Minister, den Marschall Soult und den Herzog von Montebello.

Herr Charles Dupin trug in ehrerbietigen Worten den Wunsch des Prinzen vor, und schloß damit, daß das Ansuchen dem Bureau der Nachweisungen vorzulegen sei. Der Fürst von der Moskwa erhob sich und sprach für den Verbannten. Seine Geschichte, bemerkte er unter andern, ist die unseres Ruhms und unsers Mißgeschickes und meiner Meinung nach sind 30 Jahre eine genügende Zeit, um das Verbrechen abzubüßen, der Bruder des Kaisers zu sein. Ich fordere keine Gnade, meine Herren, ich fordere Gerechtigkeit.

Nach dieser Rede voll Kraft nahm ein alter Soldat, der General Pelet, das Wort; einfach und rührend stimmte er dem Ausspruche bei, dann redete Victor Hugo die Tribüne. Mit Wärme gedachte auch er des Verbannten, und trug darauf an, die Bittschrift dem Präsidenten des Ministerraths vorzulegen, als einem Waffengefährten des Prinzen Hieronymus; zugleich ersuchte er (der Redner) die Versammlung, Nachsicht und Großmuth verwalten zu lassen und das Gesetz der Verbannung für diejenigen Familien aufzuheben, die nichts mehr als den geschichtlichen Ruhm hätten. Die Verbannung paßt nicht mehr für unsere Zeit, so schloß er, sie gehört der Zeit an, wo ein Unterlieutenant sich zum Kaiser emporschwang, wo ein Prinz von Geblüt, um sich seinen Lebensunterhalt zu sichern, im Auslande in der Mathematik Stunden gab. Heute herrscht dieser Prinz über Frankreich, möge er seinem glorreichen Namen den Ruhm hinzufügen, daß die Weltgeschichte vermerken sage: Fern davon, daß er Personen in die Verbannung sandte, rief er die Proscribirten zurück in ihre Heimath, so sest vertraute er der öffentlichen Meinung!"

Victor Hugos Rede machte große Sensation, auch Herr Dumont bestieg die Rednerbühne und steigerte noch die Wirkung derselben. Dann sprach der Herr Boissy, zuletzt Herr Fowier. Man glaubte die Reden beendet, da erhob sich Gourgaud und rief: „Es ist der Jahrestag von Marengo und Friedland, lassen Sie uns abstimmen, meine Herren."

Dies aber schien nicht die Meinung des Ministeriums, Herr von Daumont erhob sich und fragte, ob sich der Bittsteller zugleich an den König gewandt habe, das müsse vorangehen. „Er sieht ja nicht um Gnade, entgegnete der Prinz von der Moskwa, er will ein Gesetz aufgehoben sehen und da war die Kammer der Pairs es allein, an die er sich wenden konnte."

Herr Laplagne-Barris machte denselben Einwurf wie Herr von Daumont. Da aber nahm Herr Charles Dupin das Wort, und setzte auseinander, daß der Prinz den rechten Weg eingeschlagen habe. Man stimmte ab. Die Bittschrift den Ministern vorzulegen, ward verworfen, sie dem Bureau der Nachweisungen zu übrantworten (dem Grade, wie einer der Pairs sich äußerte) ward angenommen. Der Marschall Soult, der Herzog von Montebelle, beide stimmten gegen den Bruder des Mannes, der sie zu dem machte, was sie jetzt sind!

Digitized by Google

Lesefrucht. Der Gottesacker (sagt Saphir jetzt in seinen „Münchner Briefen") ist eine versteinerte Weltgeschichte: Ein Meer von Marmor geworden in Thränen! Eine stumme Erinnerung, wandelnd zwischen Cypressen und Taxus! Ein ewiger Friede von Herzen, die ausgerungen! Ein stiller Ocean, dessen Wellen Hügelreihen, dessen Tiefen ausgebrannte Leidenschaften, dessen Segel und Flaggen weiße Denkmale und Leichensteine sind!

Aber auf dem Gottesacker, auf diesem Abschlußblatte von Einnahme und Ausgabe des Daseins; hier, wo der Mensch auch noch nach dem Tode gesteinigt wird; hier, wo das „Leben" zum Logogryph und rückwärts zum „Nebel" wird; hier, wo der Bergstrom des Lebens versickert in den großen stillen Ocean; hier denkt der Mensch, der überhaupt denkt, an nichts als an das Leben, an nichts als an den Baum des Lebens und an alles das, was in seinen Aesten rauscht, in seinen Zweigen stürmt, in seinen Blättern flüstert, an Alles, was im Sturm und Sonnenschein seinen Wipfel vergoldet oder zu Boden beugt; an all die Stimmen, die in dem Baume des Lebens wohnen, an die Nachtigallenklänge und an die Seufzer und Zerrissenen Klagen, die durch seine Schatten wandeln! Hier denkt der Mensch an Alles, was das lebendige Herz begeistert, was den lebendigen Geist entzündet, was die lebendige Seele durchzuckt; an alle Himmelsfahnen und Kreuzzänge des Daseins, an Dornenkronen und Jubelkränze, die das Haupt umflechten; an Qual und Wonne; an die Wäbrchen der Kindheit, an die Zauberbäume der Jugend, an die tropfenden Morgenröthen der Hoffnung! Hier denkt der Mensch an die zugeschlagene Pforte der Erinnerung und an die ihm unbekannte Fallthüre der Zukunft, an all' die Räthsel und Sinnsprüche von Liebe und Hingebung, und Täuschung, an all die Strecverse und Reuten von Rührung und Klagen und stillen Gesängen, an das Nisellungenlied seiner Sehnsucht; an die Bildermärlein seiner Wünsche und an all die abgezapften und farbausgegangenen Arabesken und Reliefs seiner durchblätterten Lebenstibel.

Hier auf dem Kirchhof ist das Studirzimmer des Humors; hier spricht der Tod vom Leben, die Trauer von der Freude, die Erde vom Himmel, der Sarg von der Wiege; — in dem dunkeln Glanze der Cypressen wandeln die glühenden, blühenden Gedanken des Lebens; in den Ringen der Todtenkränze hängen die Widersprüche des Daseins und harren der Lösung und Erlösung; an die bleichen und weißen Urnen lehnen sich die blühenden Träume und Begehrnisse der Gegenwart und an jedem Grabe steht der denkende Mensch, wie ein Berg- und Grubenmann, und steigt hinab in den Schacht seines Herzens und forbert aus dem Grabe und aus seinem Innern heraus das edle Metall des Gemüths, der Empfindung und der süßen Ergebung!

Brief mit Inlage. Eine der letzten Nummern der Leipziger Zeitung enthielt ein Heirathsgesuch, worin es am Schlusse hieß: „Geehrte Damen werden gebeten, sich in portofreien Briefen post. rest. Dresden niederzulegen." So schön die betreffenden Lasten auch sein mögen, so dürften sie für Briefe doch etwas zu schwer sein, erklärlich ist aber, daß der Suchende solche Zusendungen portofrei verlangt!

— Sokrates hielt das Tanzen für eine sehr nothwendige Kunst und lernte noch im Alter von der schönen Aspasia tanzen; Plato nennt den Tanz eine Erfindung der Götter und hält einen für sehr reb, der nicht tanzen könne; die Talmudisten versetzen die Erfindung und Entstehung des Tanzes in's Paradies und schreiben sie den Engeln zu, die das Beilager des ersten Menschenpaares mit Gesang und Tanz gefeiert hätten. — Dagegen sagt Cicero, es tanze keiner im nüchternen Zustande, es sei denn in der Rasreal. Kaiser Friedrich II. wollte lieber das Fieber haben, als tanzen. Wilhelm von Lyon nennt den Tanz einen Cirkel, dessen Mittelpunkt der Teufel sei, der die Mädchen und Frauen an der linken Hand zum Zeichen der Bosheit führe; Lambert Dandus definirt ihn als den Inbegriff aller Gifte, die der Teufel untereinander gemischt habe, um die Herzen mit bösen Lüsten zu entzünden. Auch den Teufel selbst hat man den Tanz erfinden lassen und den ersten diabolischen Tanzmeister Schicketang (Schick den Tanz) genannt, und in der vom Buchhändler Siegmund Feierabend unter dem Titel „Theatrum Diavolorum" herausgegebenen Sammlung von Büchern, deren Titel Teufelsnamen zieren, Frankfurt, 1570, kommt neben einem Zuch-, einem Sauf-, Jage-, Ehe-, Gesinde-, Spiel-, Hof-, Hoffarts-, Gid-, Hohnteufel ꝛc. auch ein Tanzteufel vor. — In der freien Reichsstadt Essen mußte ehedem jedes Kind bei der Abtelung seines Glaubensbekenntnisses, ehe es zum ersten Male communicirte, öffentlich dem Tanze entsagen.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Ein nächtliches Fest zu Mabille vereinigte in diesen Tagen die eleganten Damen, welche sich noch in Paris befinden. Sie waren natürlich mit großer Einfachheit gekleidet und hatten Organdi, Muslin, Gaze, Tülle und leichte Taffete gewählt. Man bemerkte kurze Aermel und die langen waren noch unten ziemlich weit. Die in Falten genommenen Leibchen wurden an der Taille durch ein breites Band mit langen Enden zusammengehalten, das nachlässig gebunden war und dem Leibchen allein ein blousenartiges Ansehen zu geben schien. Viele Kopfzuge hatten natürliche Blumen, doch wetteiferten mit ihnen die künstlichen. Zwei Tüllerüber namentlich erregten unsere Aufmerksamkeit. Das Ein war rosa und hatte neun Volants von gestickten Tülle. Das zweite, weiße, hatte Bauschs, welche fast vom Gürtel anfingen und nach unten hin größer wurden. Die kurzen Aermel waren ebenfalls in bauschige Puffen gelegt, wie die sehr große hinten runde Berthe.

In einer der ersten Modehandlungen haben wir auch bereits Andeutungen der kommenden Herbstmoden, namentlich einen reizenden Hut gesehen. Er war von blaßblauem afrikanischen Sammt, mit Spitzen garnirt, die hinten eine Fanchon, vorn einen kleinen Schleier bildeten. Er hatte überdieß eine prächtige Straußfeder an der Seite und war unter dem Schleme mit Spitzen garnirt, die mit Tüllestreifen abwechselten, welche durch einen Streifen von blauem oder weißem Atlas getrennt waren. Wie es scheint, wird der Kopf von den neuen Hüten halbrund und der Schirm etwas mehr

Digitized by Google

offen und ausgeschweift sein als bisher. Wir haben mehrmals von den Hauskleidern oder Schlafröcken, wie man wohl auch in Deutschland sagt, gesprochen und ihren Erfolg gerühmt, und mit Recht, denn dieser anfangs so einfache saumselige Anzug hat sich jetzt ziemlich verändert, man hat daher auch in den Bädern das Hauskleid bis zur Dinerzeit trägt und Besuche in ihm annehmen. Unter dem offenen Rocke zeigt sich ein schönes Unterkleid von Batist mit Spitzen von indischem Percal, welche Stoffe sich ganz besonders für Stickereien eignen. Sonst trägt man sehr einfache Morgenkleider als ueberröcke. Sie haben nämlich ein hohes Leibchen, das sich herzförmig öffnet, einen glatten Rücken ohne irgend eine Falte unten. Taffet, Zeuklards und einige andere ähnliche Stoffe, machen den Rang dem Moustin und dem Wein überhaupt streitig und es kann zur Vervollständigung dieser Anzüge nichts schöner und frischer sein als eine Mantille von Krepp. Sehr in Gunst stehen namentlich die Halbmanillen mit langen Rüttern. Im höchsten Grade mannichfaltig sind die Kopfputze und die Hüte. In der heißen Sonne trägt man namentlich gern breitschirmige Strohhüte mit Blumengutlanden; zu Besuchen und zu Promenaden im Schatten dagegen Hüte von Pferdehaarzeugen mit durchschimmernden Futter in Rosa, Kohlgrün oder Himmelblau oder Jasphüte von weißem Tülle. Mandelarbeiten zur Verzierung waren wohl kaum jemals modischer als gerade jetzt, vorzüglich an Kinderkleidern. Die beliebtesten Muster sind Zacken und Löcherchen. Röcke der Damen und Morgenhüterüsche von weißem Moustin sind sämmtlich mit solchen schönen Arbeiten versehen. Zu Anzügen zum Diner und zur Promenade im Wagen Abends ist nichts leichter und gefälliger als ein Kleid von Seidenmoustin. Die modische Farbe ist himmelblau und weiß mit Bouquets und Guirlanden in Rosablumen, oder weißer Grund mit dunkelgrünen Rankenmustern oder mit denselben Mustern in blau und Myrthengrün. Die Volants dieser Kleider, denn sie werden unfehlbar mit Volants besetzt, sind entweder mit schmalen offenen Franzen garnirt oder mit sehr langen, wenn die Zahl der Volants nicht über drei steigt, oder mit zarter Posamentirarbeit oder mit Band, auf welchen sich die Hauptfarben des Kleides wiederholen müssen. Die immer gezogenen Leibchen sind entweder zu oder vorn herzförmig ausgeschnitten; die Aermel dagegen sind kurz oder halbweit lang und unten an einem schmalen Bünchen gezogen. Zu solchen Kleidern von baumwollenem Moustin trägt man große Gürtel, die vorn geknüpft und hinten mit Schleifen und den Aermeln hat man oft dahingende Bänder.

Herren-Mode. Die Jaquettes-Chemisets, das heißt mit breiten Rücken, wie der Pyletot-Sac, die in beiden Farben, so wie Weiß, Grau, Rußfarbe, verfertigt wurden, werden jetzt nicht mehr von der feinen Welt getragen. Diese Gattung ist nun sehr gemein geworden, ausgenommen, wo man sie als Garten-Kittel gebraucht.

Die Jaquette mit bequemer Weite eingerichtet, so wie bei den Zwölfen ist die Form, worauf man in diesem Augenblicke zurückgekommen ist. Unter den Mode-Herren, welche den Boulevart des Italiens besuchen, ist es leicht, die verschiedenen Perioden der Toilette zu bemerken. Da sieht man die schwarze Jaquette mit Chale, welche sich ziemlich hoch hinauf knöpfen läßt, mittlist drei oder vier sehr kleiner an den Rand angebrachter Klappen, in denen sehr schmale Knopflöcher sich befinden. Kleider dieser Art werden auch von gesetzteren und gewürfelteren Stoffen verfertigt; wenn aber die Wahl nicht auf getroffen oder das Zeug nicht fein und weich ist, so sehen solche Stücke nicht distinguirt aus.

Der Mode-Oberrock wird jetzt mit langer und 6 Centimeters breiter Taille getragen; die Seitenstücke werden geschnitten, so daß sie eine Ausbildung über den Hüften bilden; rund und steigend; der Rücken sehr ausgebildet und die Schultern hoch und breit, die Jupe kurz, nicht voll und der Säcon-Theil in der Regel gerade; eine oder zwei Säcons werden über die Hüfte gemacht. Die Revers sind schmal und die Knopflöcher weit auseinander; die Garnitüren von der leichten Art; das Sterzen noch unten offen, noch oben eingeschlagen. Der Aermel-Aufschlag muß breit, der Kragen weich und der Rücken nicht vorhoppelt sein. Solches ist der Oberrock, der jetzt getragen wird; man macht aber wenige davon, wegen der Fantasie-Kleider.

Das Kleid, das jetzt am meisten getragen wird und am besten steht, ist der Fantasie-Rock mit vollen Schößen. Der Schooß ist sehr kurz und wird die unter die Falte rund geschnitten; die Falte ist gerade, die Taille lang und breit; der Aermel-Aufschlag bequem, ohne Schmuck und die übrige Arbeit genau so wie bei dem Oberrock.

Der Staatsrock wird mit ausgehöhlten Schooße gemacht, die Taille weniger lang, doch die unter die Hüften. Auf dem Aermel-Aufschlag wird Schmuck angebracht: die Revers sind schmal und der Kragen gewölbt.

Die Hose weit, sich über den Fuß breitend, mit der Nath etwas gebogen, ist die Art, die jetzt vorgezogen wird. (Siehe die vorigen Patronen). Unten werden sie leicht besetzt.

Wenn die Weste zu Staatsrock bestimmt ist, muß sie von mäßiger Länge sein, damit sie unter dem Frack mit ausgehöhlten Schößen bequem sitzt; sonst wird sie sehr lang getragen, entweder à la Chalie oder mit schmalen Revers, eine Kreuzung, welche die Entfernung der Knöpfe und Knopflöcher nach oben bildet.

In den Sommerherrenmoden können wir nur die Phantasieanzüge erwähnen, welche die jungen saibianden Herren angenommen haben; nämlich die Röcke von Drell, weiße Weste und Nankinbeinkleider; Rock, Weste und Beinkleider, alles von Nankin, oder vollständige Anzüge von naturellfarbigem Zeuglard und weiße Röcke von außerordentlich leichtem Gazeschwirnfuch. Alle haben indeß auch einige Röcke von meiertem Tuche mit ziemlich kurzen, und Fracks mit rundlichen ebenfalls kurzen Schößen gesehen. Die Westen, die noch immer maßlos lang und unten spitz zukaufend sind, haben in ihrer Form nichts verändert. Man trägt nur noch selten Fußriemen, ja man kann sagt sagen, man trägt gar keine Fußriemen, namentlich bei ganz sommerlichem Anzuge. Die gestreiften Strümpfe und die Schuhe mit Schnällchen sind vollständig modisch. Was die Hüte betrifft, so hat sich die Mode für keine Form ausschließlich erklärt; doch scheint sie mehr für die schwarzen als für die grauen zu sein. Die Halbpuzcavaten werden in diesem Augenblicke mehr getragen als die langen Cravatten; sie sind weiß von gekörperter Seide und schottisch carrirt, blau, schwarz und weiß oder lilas, schwarz und weiß mit kirschrothen Fäden an den Carreaux, oder sie haben kleine Blümchen auf einem einfarbigen Grunde.

Modenerklärung.

1) Oberrock mit großer Pelerine mit schmaler schwarzer Spitze besetzt. 2) Oberrock mit offenen Aermeln, darunter Musselinärmel, vorne herab mit Rosetten besetzt. 3) Kurzer Rock mit nicht zu breiten Revers. Schalweste mit nicht zu langer Spitze. Weite gestreifte Beinkleider. 4) Sommerpaletot, lange Weste und weite Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold, in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Brommüller u. Seidel. In Commission bei J. Herdig in Altenburg.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

III. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner**, Redactur. **1847.**

Türkische Strafe.

Gegen Ende des Jahres 1859 kam ein Fremder von ungemeiner Schönheit, schwarzen funkelnden Augen, schwarzen schwerlockigen Haaren, nach St. Jean d'Acre zu dem reichen Kaufmann Ben-Raiffa, erklärte, er sei ein Venetianer, heiße Ludwig Palästrina und wünsche in das Comtoir des Ben-Raiffa einzutreten. Nach einigen Fragen, des Mannes Umstände betreffend, wurde sein Wunsch erfüllt. Er erhielt einen eignen Schreibtisch von Cedernholz, eine Sammetdecke darüber, seine Pfauenfedern und den Titel eines Secretairs des Ben-Raiffa. Während mehrerer Monate stand der junge Christ mit Eifer seinem Amte vor. Er verließ die Magazine seines Herrn, nicht er verkaufte keinen Angora-Shawl, kein Fläschen mit Rosenöl, kein Marokinsell, ohne daß der Verkauf auf das Genaueste in seinen Büchern eingetragen worden wäre, und der Herr legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Franke, ich bin mit Dir zufrieden."

„Eines Tages war Palästrina beschäftigt, einen Brief über die Annehmlichkeiten seiner Lage zu schreiben und nach seiner Heimath zu senden, als plötzlich der Vorhang seiner Thür sich öffnete, und eine Erscheinung, welche er für eine göttliche zu halten geneigt war, sich seinen Blicken zeigte. Ein Mädchen von so blendender Schönheit, wie er noch nie gesehen, trat herein. Palästrina ließ den Goldsand, welchen er auf seinen Brief zu streuen im Begriff war, fallen, um das liebliche Kind anzuschauen. Flamina zählte kaum 15 Frühlinge, doch der Süden hatte früh ihre Reize gereift, nicht ein Kind, ein vollendetes Weib von der blendendsten Schönheit stand vor ihm. Sie erzählte ihm, während Thränen in ihren schwarzen Augen glänzten, daß sie geschlagen worden sei und ließ das Gewand von den retzend geformten Schultern fallen, deren Schnee rein wie das Gefieder des Schwanes, von den Streifen geröthet war, welche die Peitsche des Sclavenwärters darauf gedrückt. „Alle Weiber des Haemus sind so gezüchtigt," sagte sie, „weil der Kaffee, welchen Ben-Raiffa heute früh trank, ihm nicht stark genug war."

Digitized by Google

Das Auge des Italieners funkelte vor Zorn. „Und Ihr ſucht Euch nicht zu rächen?“ fragte er.

„Alle ſeine Weiber wollen die Sclavinnen deſſen ſein, der ſein Blut vergießt. Funfzig blühende Schönheiten für einen Stoß mit dem Hanjar.“

„Funfzig blühende Schönheiten,“ ſprach der Italiener für ſich. „Erinnere Dich Deiner Worte, morgen werde ich die Bedingung erfüllt haben.“

Am folgenden Tage, in dem Augenblicke, als die Sonne ſich über das Gebirge des Libanon erhob, in dem Augenblicke, da der Iman der Türken zum Gebet rief, der von Opium berauſcht in ſüßen Träumen ſchwelgte, empfing er von den Händen des Italieners drei tödtliche Streiche. Paläſtrina ging in den Harem und zeigte ſeine blutigen Hände. Die ſchönen Weiber, braune und blonde, Töchter der nordiſchen wie der ſüdlichen Sonne, ſchmachtend, glühend, ſentimental oder flammend in heißer Liebe, umringten ihn, wuſchen mit Roſenwaſſer ſeine Hände, vertilgten die Spuren des Mordes, machten ſich ſeine Liebe ſtreitig, und der Schuldige vergoß im Taumel der Leidenſchaft ſeine Unthat. Er war glücklich, er war Herr, alle ſeine Wünſche waren gekrönt, waren überboten, die Zukunft mit ihren Schrecken entſchwand vor ſeinen Augen.

Am folgenden Morgen zeigte ſich die blonde Flamina und ſprach: „Herr, hier iſt Deine Sclavin! ſie iſt bereit, Deine Befehle zu erfüllen.

„Engel des Lichts,“ ſagte Paläſtrina, „berühre mich nicht, damit Deine Unſchuld nicht durch den Mörder befleckt, damit ſie nicht vergiftet werde. Ich liebe Dich, doch nicht wie die andern Weiber, ich will in meinem Herzen Dir einen Altar errichten, auf dem nur für Dich die Flamme lodern ſoll.“

Die Mädchen des Harmes verſammelten ſich, um zu berathſchlagen, auf welche Weiſe man das Leben ihres neuen Beſchützers erhalten könne. Dieſe ſchlugen vor, er ſolle fliehen, jene, er ſolle ſich im Hauſe verbergen, Flamina allein hatte in dem Tumult geſchwiegen. Jetzt als Alle mit unfruchtbaren und unausführlichen Rathſchlägen ſich erſchöpft, erhob ſie ſich von dem Divan und ernſt und bleich wie eine Lilie ſagte ſie. „Es beſteht ein Geſetz, welches jedem Verbrecher das Leben verbürgt, wenn ein Sterbender den Paſcha darum bittet. Seht Töchter des Kaukaſus und des Libanon, hier iſt eine ſolche Bitte, überreicht ſie dem Statthalter des Sultans.“

„Gut,“ ſagten die Sclavinnen, „die Bitte iſt da, doch Du biſt keine Sterbende.“

„Ich bin es,“ antwortete Flamina, und ein langſamer aber kräftiger Druck verſenkte die ſchilfartige Klinge eines kleinen Hanjars tief in ihre Bruſt. „Ich ſterbe, doch ſein Leben wird erhalten,“ und in dem Augenblicke, da Flamina in ihrem Blute niederſank, drangen die Soldaten des Paſcha ein, und bemächtigten ſich des Verbrechers.

In der Türkei iſt die Juſtiz ſehr ſchnell; iſt das Verbrechen feſtgeſtellt, ſo folgt der Urtheilsſpruch augenblicklich und dieſem wiederum die Execution. Man hat nicht nöthig, zwei Jahre lang aus Furcht vor dem Tode zu ſterben. Ueberführt des Mordes, ward Paläſtrina verurtheilt, am Spieße zu enden. Da brachte man dem Kadi die Bitte der ſterbenden Flamina und das Leben des jungen Mannes war gerettet. Allein wer hätte ein ſolches Leben, wie er es nun zu führen verdammt war, nicht gern mit dem Tode getauſcht? Der Kadi ſprach: „Ich darf Dich nach dem Koran, nach dem heiligen Geſetze, welches uns der große Prophet hinterlaſſen, nicht mit dem Spieße beſtrafen, ich muß Dein Leben ſchonen; doch kann das Verbrechen, welches Du ungläubiger Hund begangen, da Du einen gläubigen Muſelmann mordeteſt, nicht verziehen werden. Du ſollſt mit dem Leichnam Deines Wohlthäters, Deines Herrn, zuſammengeſchmiedet werden, Du ſollſt ihn auf Deinen Schultern tragen, bis Azrael Dich von der Erde abruft.“

Und ſo geſchah es. Die furchtbare Strafe ward an dem Unglücklichen vollzogen, er mußte die verweſende Leiche Jahre lang mit ſich herumſchleppen und ward, um ſeiner Laſt nicht zu erliegen, wohl geſpeiſt und getränkt. Der Paſcha aber bemächtigte ſich, wie das in ſolchen Fällen gebräuchlich, der Reichthümer des Ermordeten.

Als die Kanonen des Admiral Napier vor St. Jean d'Acre ertönten, als die Maemormauern unter den Kugeln der Engländer zerſplitterten, als die engliſchen Soldaten jene geweihten Stätten betraten, welche das fanatiſche Treiben der Kreuzfahrer in der rauheſten Zeit des Mittelalters geſehen, als der Palaſt des Paſcha zertrümmert war und Alles aus der Stadt entfloh, die Leibgarden des Paſcha, die Vertheidiger der Stadt, die türkiſchen ſo gut wie die fremden Bewohner, da entwickelte ſich ein wundervares Schauſpiel unter den Augen der Eroberer. Es nahte ſich ein junger, kräftiger Mann, ſchön wie der Gott des Tages, doch bleich wie der Tod. Er trug auf ſeinen Schultern das entſetzliche Gerippe eines Mannes, von deſſen kahl geſchorenem Scheitel die Haare gewachſen waren, welche der Türke im Leben darauf nicht duldet. Ihm folgte eine Schaar von

Digitized by Google

ſchönen jungen Weibern, welche ihn wie im Triumphzuge den Engländern zuführte. Es war Paläſtrina, welchen die Weibre Ben-Raiffas aus ſeinem Kerker befreit hatten. Nicht flehend mit dem Paſcha, wie ſein übriger Harem waren ſie zurückgeblieben, hatten ſie die Thüren ſeines Gefängniſſes eröffnet, führten ſie ihn nun den Kriegern zu. Der Unglückliche ward von der an ihn gekettenten Laſt befreit, und die jungen Weiber drängten ſich um ihn, eine jede wollte vor der andern ſeine Beachtung verdienen. Ein ſchmerzhafter Blick nach oben, ſagte ihnen jedoch, daß Paläſtrina nicht mehr derſelbe ſei, welcher ſie an dem hartherzigen Kaufmann gerächt." Geht, meine Lieben," ſprach er zu ihnen, „die ich ſuchte, und die mir theuer war, iſt nicht mehr unter Euch. Ich entbinde Euch jeder Pflicht gegen mich und gebe Euch Euer Verſprechen, meine Sclavinnen zu ſein, zurück. Hinfort brauche ich keinen Diener, ein Kloſter meines Vaterlandes wird mich aufnehmen, und mir vielleicht Erleichterung von meinem Kummer und meinen Gewiſſensbiſſen Beruhigung durch den Troſt der Religion gewähren." Betrübt ſchlichen die Mädchen von dannen. Paläſtrina bat um Aufnahme auf einem Schiff und ſegelte nach Italien, woſelbſt er im Kloſter des Pauſilippe Aufnahme fand.

Der beſte Trunk.

(Rothenburger Sage 1631.)

Der ſchwediſche Oberſt Moritz von Uslar ritt mit vier Schwadronen in die Stadt und führte in den Fahnen den Römer Q. Curtius auf ſpringendem Roß. Die zwei Schwadronen Altringer, die in der Stadt lagen, empörten ſich, riſſen die Fahnen aus den Händen der weinenden Bannerträger und ſchlugen ſich zu den Schweden. Als Uslar abzog, ließ er den Cornet Conrad von Rinkenberg mit 60 Reitern zurück. Das war am 10. September 1631. Damals begab ſich Rothenburg in den Schutz der Schweden, welche ſchon Würzburg beſetzt hatten. Die junge Mannſchaft in Stadt und Landwehr wurde aufgeboten, eine wohlgerüſtete Schaar von 700 Mann. Alle waren guten Muthes, das ſollte ein ſchlechtes Ende nehmen, denn die Schlacht bei Lützen war vorbei (am 7. September.) und das geſchlagene Heer Tilly's zog über Aſchaffenburg heran. Da geſchah es, daß am 29. September um 2 Uhr Nachmittags kaiſerliches Volk der Stadt ſich näherte, ſich in die Gärten warf nach den Mauern, ſchoß. Sogleich wurde die junge Mannſchaft und was ſonſt waffenfähig ſchien, auf die Mauern verordnet, um das Feuer zu erwiedern. Dabei war Jedermann unbeſorgt, denn es ſchien nur ein ſtreifender Haufe. Bei dem Anbruch des andern Tages begann das grobe Geſchütz gegen die Stadt zu ſpielen. Die Falken antworteten von den hohen Thürmen, die Karthaunen aus den Oeffnungen der Baſteien; auf dem Kranz der Mauern ſtanden die Bürger, mit ihren ſchweren, weitreichenden Büchſen. Eine Batterie von 6 Geſchützen ward einen Theil der Männer zwiſchen dem Henkersthurm und dem Kummereckthurm nieder. Jetzt rückten die Kaiſerlichen in guter Ordnung heran, die Wälle wurden erſtiegen und Sturmleitern an die Mauern gelegt. Unerſchrocken vertheidigten ſich die Bürger, Kinder und Weiber trugen Steine und Koth herbei. Viele Feinde wurden erlegt, man ſagt an 600 Mann, ſelbſt der Oberſt Schrenk wurde erſchoſſen. Um Mittagszeit ſah man von Ferne eine große Anzahl Volks mit weißen Fahnen heranziehen und ein Freudengeſchrei erſchallte in der Stadt, denn man vermeinte, es ſei ſchwediſche Hülfe. Niemand dachte daran, daß es der grimmige Tilly ſelbſt war, mit den hellen Haufen ſeines Heeres. Als der zornige Feldherr die Niederlage der Seinigen ſah, ſoll er geſchworen haben, wenn die Stadt ſich nicht bald überliefere, wolle er ein Beiſpiel geben, noch furchtbarer als zu Magdeburg. Neue Regimenter traten jetzt zum Sturm an. Der Angriff dehnte ſich vom Klingenthor bis an das Römerthor aus. Doch der Rath ermunterte zu dem äußerſten Widerſtand. Schon hatte ſich auf der entgegengeſetzten Seite eine feindliche Schaar durch die ſchmale Schlucht bei dem Johanniſthof heraufgeſchlichen und war in die Stadt eingedrungen; jedoch die ſchnell geſammelten Bürger ſchlugen ſie wieder heraus. Da entzündete ſich aus Unvorſichtigkeit der Pulvervorrathin der Klingenbaſtei. Viele wurden beſchädigt. In der Stadt erhob ſich ein Geſchrei, als ob der Feind die Mauern erſtiegen habe. Die Verbrannten und Verwundeten ſuchten nach den Wundärzten und vermehrten die Verwirrung. Da ſah man zuerſt einzelne ihre Poſten verlaſſen und in die Wohnungen ſich flüchten, Andere ſprangen über die Mauern der alten Burg und ſuchten durch das Thal ſich zu retten, wurden aber von den vertheilten Feinden größtentheils niedergemacht. Das kleine Häuflein, welches noch Widerſtand leiſtete, ſah die Zahl und den Zorn der Feinde ſtets zunehmen. Bereits hatten ſie 30 Stunden auf den Mauern geſtanden, viele waren

Digitized by Google

getödet und verwundet; denn die Ausdehnung der Mauern gestattete keine Ablösung. Nirgends war Ersatz in der Nähe. Da entfiel den Tapfersten der Muth. Vergebens hatte der Schwede sein Bestes gethan; er sah sich genöthigt zu capituliren und abzuziehen. Die Bürger hingen in ihrer Angst zwei Leintuchen als Friedensfahnen zum Galgenthor hinaus, öffneten die Thore und ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Herein zogen der Graf Tilly, der Herzog von Lothringen, der Graf von Pappenheim und Andere mit den Altringschen Schaaren. Alsbald begann die entsetzliche Plünderung und die erbitterten Kriegsoberſten begehrten laut die gänzliche Zerstörung des frechen Städtleins. Auf dem Markte harrten die schwangeren Frauen mit den Kindern. Den Rossen der Generale warfen sie sich in den Weg, umarmten die Hufe und flehten um Erbarmen für die Bürgerschaft. Zögernd erfolgte der rauhe Bescheid Tilly's „Lasset die Hunde nur leben!“ Dann stieg er zum Rathhaus hinauf. Dem Rath, der daselbst in der Noth sich versammelt hatte, wurde kurz und ernst angekündigt, daß er sich sogleich zum Tode bereit machen sollte, und der regierende Bürgermeiſter, Johann Bezold, wurde abgesendet, den Scharfrichter für sich und seine Rathsfreunde zu holen. Seufzend und barhaupt ging der arme Mann zwischen den kaiserlichen Wachen. Als aber der getreue Scharfrichter, „Christoph Meder,“ den sonst so gefuchteten Herrn erblickte und die Botschaft vernahm, da entsetzte er sich und schwur, lieber selbst den Kopf zu verlieren, als an die Häupter der Stadt seine Hand zu legen. Dadurch begab sich im Hause des Henkers ein kleiner Aufenthalt, den man schlau benutzte. Der große Rathspocal wurde, mit dem edelſten Weine gefüllt, herbeigebracht und den Feldoberſten kredenzt. Das mundete nach dem heißen Tage und die Gemüther wurden milder. Tilly selbst verhieß Gnade, wenn sich unter den Rathsherren einer fände, der den gewaltigen Becher auf einmal zu leeren vermöchte. Dessen vermag sich der Altbürgermeiſter Nusch, der wohl manchen guten Zug gethan hatte, und that den besten Trunk bis auf die Nageiprobe. Es schadete ihm aber nicht, setzt die Chronik hinzu. Mit der freudigen Botschaft lief der Rathsdiener dem Bürgermeiſter Bezold entgegen, und die Straße, wo er ihn traf, heißt das Freudengäßchen bis auf den Tag. Die Stadt kam mit einer leidlichen Brandschatzung davon. Den Becher bewahrt man noch in der Familie Purkhauer auf. Er hält 12 Schoppen bayrisch gut.

Menschen und Häuser.

Eine Parallele von Theodor Drobisch.

Ja! Beide kann man wohl zusammenstellen und zu Vergleichen verwenden, da man schon immer im Leben von einem Menschen sagt: das ist ein altes Haus, ein fideles Haus u. s. w.

Wie bei Häusern, so bei den Menschen, wenn nur der Grund gut ist, das Fundament, dann ist keine Sorge vorhanden.

Die kleinen winzigen Häuser mit Schindeldächern, es sind die Armen und Niedriggestellten, man giebt nicht viel auf sie und in der Brandcasse sind sie mit einer geringen Summe versichert.

Der Bürger und Mittelstand, es sind die Häuser in den Vorstädten, ein und zwei Geschoß hoch. Sie sehen recht gemüthlich und zufrieden aus.

Die schönen Palais von Stein sind die Reichen, die Aristokratie, welche hart und kalt wie der Stein des Hauses.

Gewöhnlich sind die Dachstuben in den Häusern schief, finster und winkelig. So auch sieht es oft in den Dachstübchen der Menschen aus, welche man Kopf nennt. Finstere schiefe Ansichten, wenig Licht.

Wenn ein Haus gebaut wird und das Gebälke in die Höhe, so wird Richtschmaus gehalten, wo es nicht an Reden fehlt.

Auch mancher Mensch wird von seinen Mitmenschen gerichtet und sein guter Ruf herabgeworfen, gleich dem Glase beim Richtschmause, welches unten in Scherben zertrümmert.

An vielen Häusern sind Wetterableiter angebracht, damit kein Unglück geschieht. Ach! wenn der Mensch doch auch einen solchen Wetterableiter an seinem sterblichen Leichnam anbringen könnte, damit manch Unglück verhütet würde, das über seinem Haupte schwebt und sich oft furchtbar entladet.

Wer in einem Hause Feuer anlegt, wird mit aller Strenge des Gesetzes bestraft.

Unter den Menschen sammelt so Mancher feurige Kohlen auf das Haut eines Andern und wirft einen Feuerbrand in sein Herz, ohne daß ihm ein Haar gekrümmt wird.

Der Glaser macht in die Häuser Fenster. Wenn es nur einen Glaser gäbe, der Fenster in der Leute Herzen machte, damit man ein wenig hineinschauen könnte, es wäre dies eine gar herrliche Sache.

Digitized by Google

Von vielen Häusern sagt man: sie sind verbaut. Dasselbe läßt sich von vielen Menschen sagen. Der Grundstein kann gut sein, aber später, als es in die Höhe wuchs, da schlichen sich Fehler von Seiten des Baumeisters ein, oder dem Baumeister fehlte es an Geld, den vorgehabten Plan auszuführen.

Ein Haus läßt sich zwar ausbessern, nicht immer der Mensch. Manch kleines Haus kommt nach Jahren in die Höhe, es werden zwei oder drei Stock darauf gesetzt und die Sache sieht recht stattlich aus, nur dem Grundstein wird die Last etwas schwer. Auch unter den Menschen kommt mancher Stock in die Höhe und schaut dann mit wichtiger Miene über die kleinen Häuser hinweg.

In manchen Städten giebt es Häuser, die irgend ein Vorrecht haben und von Abgaben, so wie von Einquartierungen befreit sind. Gleich mit ihnen sind die Menschen, denen Rang und Geburt ein Vorrecht ertheilt haben will.

Viele Häuser in Stadt und Land sind mit einer Schuld, mit einer Hypothek behaftet, deren Größe das Document ausweist. Wohl dem Menschen, der frei von aller Schuld, damit sein Gewissen Nichts davon documentirt, wenn einst der große Gerichtstag anbricht und Rechenschaft davon verlangt wird.

Häuser, die von einer Feuersbrunst heimgesucht und zerstört worden sind, empfangen Hülfe und Unterstützung aus der Brandcasse, weil sie darin versichert und mitgesteuert. Es giebt in der Welt eine Menge Menschen, die so zu sagen abgebrannt sind, denen aber keine Hülfe, keine Unterstützung entgegenkommt. Wohl dem, der auf seine Sicherung bedacht, damit in solchen Fällen der Noth gesteuert werde.

Der größte Wunsch der Erdenbürger ist oft: ein Haus zu besitzen, ein Wunsch, der nur Wenigen gelingt, und die, erfüllt sich dies, nur dann glücklich sind, wenn auch der Friede mit drinnen wohnt. Ja! häusliche Glückseligkeit und Friede, sie sind die schönsten Mitbewohner des Hauses, sie sind seine festen Säulen, sind der immer feststehende, nie wankende Grundstein.

Tröstet Euch, ihr Armen und Unbemittelten, die Ihr oft von übermüthigen Hausherren hart angelassen, wenn Ihr es nicht vermochtet, die schuldige Miethe auf den Tisch zu zählen; tröstet Euch, die Ihr da gehaust in niedern feuchten Erdgeschossen, oder unter finstern Dachkammern, in welche kein Strahl des Lichtes drang; tröstet Euch, Ihr werdet dereinst auch ein Haus bekommen, eben so groß und geräumig, wie das des Reichen. In jener Straße ist dann kein Unterschied; das Haus des Armen wird grenzen an das des Reichen und alle ein gleicher Friede bewohnen; Jeder selbst und ungestört in seinen vier Pfählen. Es wird stehen auf einem Boden, wo für die Ewigkeit gesäet wird, umschirmt von einem grünen Dach, auf welches die Thränen des Himmels und — vielleicht auch der Menschen herabträufeln werden. Trachtet danach, daß sie dereinst sagen: der, welcher hier unten in dem engen Hause ruht, war ein guter Mensch. Trachtet nach diesem und — Ihr habt den Besitz des Himmels.

Die Erscheinung.

Es steht der Meister bei Lampenlicht,
Mit düster schwelgenden Sinnen,
Mit zagender Brust und bleichem Gesicht
Ein dringendes Werk zu beginnen.
Die Säge, den Hobel nimmt er zur Hand
Und seitwärts an des Kamines Rand
Steht glänzender Firniß bereitet,
Der peinliche Dünste verbreitet
Dem blühenden Kindlein, das ihm entschlief,
Beginnt er mit Grämen und Grauen,
Zum langen Schlummer im Grabe tief,
Die enge Behausung zu bauen.
„Fahr' hin," so seufzt er mit finsterem Blick,
„Du ferneres Hoffen auf irdisches Glück.
Was könnt' ich nicht meiden und missen,
Nun mit mein Liebling entrissen!"
Doch kaum daß in Uebung der düsteren Pflicht
Die Worte den Lippen entgleiten,
Sieht er ein selsam schimmerndes Licht
Sich durch die Werkstatt verbreiten,
Ein Klingen vernimmt er wie Harfenlaut
Und wie er betroffen zur Seite schaut,
Ist grüsend mit lächelnden Mienen
Des Kindes Gestalt ihm erschienen.
Von lieblich grünendem Myrthenkranz
Sind ihm die Locken umfangen,
Es strahlt das Auge vom frischen Glanz
Und rosig blühen die Wangen.
Durch Todesschauer zum Engel verklärt,
Vom Sterne der Wonne zurückgekehrt,
Erscheint es im Dunkel der Erde
Mit himmlischer Trostesgebehrde.

Digitized by Google

„Laß ab," beginnt er mit ſanftem Laut,
„Die Seele zum Kummer zu neigen,
Mir iſt ein duftend Gezelt erbaut
Aus unverwelklichen Zweigen.
Dort laben und hegen ſich Blick und Bruſt
An Bildern ewiger Frühlingsluſt.
Und was ich verlor im Leben
Iſt ſchöner mir wiedergegeben!"

Dem Meiſter wirds dunkel um Blick und Sinn
Als er den Troſtſpruch vernommen
Er neigt ſich über den Sarg dahin
Und ſeufzet bang und beklommen. —
Und wie der dämmernde Tag erwacht,
Hat er ſein irdiſches Wandern vollbracht,
Und iſt von Sehnſucht befangen,
Zum Liebling hinüber gegangen!

Miscellen und Anecdoten.

Ein Entführungsclub. Vor nicht langer Zeit kamen in Irland ſehr häufig Entführungen in großem Maaßſtabe vor und es beſtand ein förmlicher Club zur Ausführung derſelben. Es hatte ſich nämlich im Süden von Irland eine Geſellſchaft gebildet, die in keinem andern Lande hätte beſtehen können. Die Geſellſchaft hieß der „Entführungsclub" und die Mitglieder machten ſich unter einander durch Eid verbindlich, einander bei der Entführung jedes Mädchens beizuſtehen, auf die Einer von ihnen ſeine Augen geworfen habe. Sie hatten Verbündete und beſoldete Diener in faſt allen Häuſern und ſo erhielten ſie die genauſte Kenntniß von dem Betrage des Vermögens des Mädchens, von der Lebensweiſe und den Plänen der Familie. Wurde ein Mädchen ausfindig gemacht, das der Entführung werth war, ſo ließen die Mitglieder um ſie, und trafen ſofort die nöthigen Anſtalten, ſie für den glücklichen Gewinner zu ſichern. Keine Claſſe der Geſellſchaft war vor den Beſuchen der Verbündeten ſicher. Die Mitglieder dieſes ſeltſamen Clubs waren meiſt junge Söhne angeſehener Familien, die wohl einen ſchönen Namen, aber kein Vermögen beſaßen, und auch keine Luſt hatten, durch Arbeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Bei den zahlreichen Entführungen, die von dieſem Club ausgingen, iſt mehr als einmal Blut gefloſſen, ſogar mehr als ein Mord begangen worden.

Till Eulenſpiegel und der Rector zu Prag. Ich bekam (ſo erzählt Eulenſpiegel ſelbſt dem Johann Bunkel) einmal den Einfall, mich für einen gelehrten Doktor auszugeben, der beſonders erfahren ſei, geheimnißvolle Fragen zu beantworten. Ich reiſte dahre von der Lüneburger Grenze, wo ich mich eben befand, nach Prag, um die dortigen Profeſſoren zu einem Wettſtreite aufzufordern. Dort angekommen, kündigte ich dies Vorhaben vermittelſt Anſchlagzettels ſo pomphaft an, daß die ganze Stadt auf den Ausgang dieſer Sache im höchſten Grade geſpannt war.

An einem beſtimmten Tage nun forderte man mich durch den Pedell ins Collegium. Ich erſchien und beſtieg, wie ein Doctor gekleidet, den Lehrſtuhl und der Rector begann:

Rector. Wie viel Waſſertropfen enthält das Meer?

Ich. Haltet die Fäſſer auf, welche ſich ins Meer ergießen, dann will ich es meſſen, berechnen, und Eure Aufgabe dis auf den tauſendſten Theil eines Tropfens auflöſen.

Rector. Wie viel Tage ſind vergangen von Adams Zeiten her bis auf dieſen Tag?

Ich. Sieben, und wenn dieſe ſieben Tage verlaufen ſind, ſo heben ſich andere ſieben wieder an, und das währt bis ans Ende der Welt.

Rector. Wo iſt denn der Mittelpunkt der Welt?

Ich. Da, wo Ihr ſitzt. Wenn Ihr es nicht glauben wollt, ſo meſſet es, und Ihr werdet finden, daß kein Strohhalm daran fehlt.

Nun, würdiger Herr Rector, erlaubt mir auch eine Frage. Wie kann man einen Zugwind in zwei gleiche Theile theilen?

Rector. Hierzu iſt erforderlich, daß ich zuvor die Natur des Windes und deſſen Kraft erforſche, daß ich die Gegend unterſuche, woher er kommt, und ob er mit homogenem oder heterogenem Theilen geſchwängert ſei; daß ich mich überzeuge, ob er von ſeinem Urſprunge in gerader Linie oder gebrochen, unter ſpitzen oder ſtumpfen Winkeln ausgehe, daß ich die Witterung und den Dunſtkreis unterſuche, ob Sturm- oder Windſtimme in der obern Luft vorhanden ſind; daß ich das Minimum und das Maximum des Zugwindes ausmeſſe; daß ich —

Ich. Mich zu viel Weitläufigkeiten: — Suchet eine kleine runde Oeffnung, durch welche Ihr einen Zugwind ziehen ſeht, haltet die Naſe daran; dann wird in jedes Naſenloch gleichviel fahren, und der Wind iſt in zwei gleiche Theile getheilt.

Drauf ſchwieg die ganze Verſammlung und biſſen vor Aerger die Zähne zuſammen.

(Didaskalia.)

Seltſame Kleiderrevolution in Bayonne. Die Sentinelle des Pyrenées erzählt, daß in dem Coſtüm der Stiefelputzer zu Bayonne ſeit Kurzem eine curioſe Revolution vorgegangen, man ſieht ſie in neuen Sommerkleidern von weißem Grunde auf den Plätzen ſtehen und ihrer Kunden harren. Eine große Ladung Sommerkleider kam nämlich in Bayonne unvermuthet an, um 7 bis 7½ Fr. konnte man ſich vollſtändig kleiden. Begreiflich war der Abſatz ungeheure. Das behagte aber den Kunſtleuten an Ort und Stelle nicht, und um der Phantaſie, ſich zu wohlfeil zu kleiden, Einhalt zu thun, verſtellen ſie auf den Einfall, alle Schuhputzer der Stadt ganz in ähnliche Kleider wie die jungen Elegants zu ſtecken. Dieſe hatten nicht alle den Muth, dem Anſtehen von Lächerlichkeit zu widerſtehen, und bekleiden ſich, die unglückliche Kleidung, die ſie auf einerlei Stufe mit Schuhputzern ſtellte, abzuziehen; andere aber waren minder empfindlich und behielten die Kleidung, die ihnen zugefagt, ſie ſpotteten über die, welche ihrer ſpotteten, und werden wohl am Ende die Lacher auf ihrer Seite haben.

— Ein ſchaudervolles Ereigniß hat ganz Paris in Auf-

Digitized by Google

zung versetzt. Die Herzogin von Praslin, einzige Tochter des Marschalls Sebastiani und Nichte des Herzogs von Choiqny ist in der Nacht vom 17. August in ihrem Hotel ermordet worden und zwar von ihrem Gemahl, der Ehescheidung zu einem Fräulein Lucy wegen, die früher in dem Hause des Herzogs Erzieherin und von der Herzogin aus dem Hause entfernt worden war. Der Herzog, verhaftet, hat sich vergiftet. Der Name Praslin, der schon im ersten Kreuzzuge unter den Kampfgenossen Gottfrieds von Bouillon vorkommt und seitdem sich von Epoche zu Epoche auf dem Felde der Ehre verfolgen läßt, ist jetzt unter dem Volke ein Schimpfname, gleichbedeutend mit „Henker, Mörder“ geworden und hat Anlaß gegeben, die französische Conversationssprache mit einem neuen doppelsinnigen Worte zu bereichern. Das sonst nur bei Confituren gebräuchliche Wort prasiner nämlich, welches so viel bedeutete, als: „in Zucker rösten“ wird jetzt auch von einem Manne gebraucht, der seine Frau umbringt oder mißhandelt und heißt nun nicht mehr blos „überzuckern“ sondern auch „abmurksen“ wie bekanntlich nach den schändlichen Mordthaten des Engländer Burke in der englischen Sprache das noch heut gebräuchliche Wort to burk „erwürgen“ entstand. Auf Niemand aber hat wohl der Mord in Paris einen tiefern und erschütternden Eindruck gemacht, als auf die allgemein geehrte Herzogin von Orleans, deren Cavalier der Herzog war.

— Der ‘glücklichen Bräute, heißt es in einem Artikel über Emancipation der Frauen, werden von Jahr zu Jahr weniger. Des Lebens Drang und Noth reißt Herzen von einander, die sich mit allen Schlägen nach inniger Verbindung sehnen. Von jeher verlieh der Reichthum in den Augen werthloser Männer Reize, die ihnen durch Schönheit des Leibes und der Seele am Weibe nicht ersetzt werden konnten, und die Zahl der sogenannten Glücksjäger war jeder Zeit groß, schwillt aber heut zu Tage immer weiter an. Sonst sagte man von einer Neuvermählten: sie hat eine Versorgung gefunden, doch jetzt sehen die Männer die Ehe als eine Versorgungsanstalt an. Indem sie heirathen, wollen sie sich versorgen, das heißt, die Frau soll nicht blos die Sorge des Hauswesens übernehmen, nicht blos für sie kochen, sondern auch das, was die Küche erfordert, aus ihren Mitteln herbeischaffen.

Da nun aber die Zahl der Töchter des Plutus immer kleiner wird, so bleiben gar viele, die nur ein reines treues Herz, eine stolze fleißige Hand, einen häuslichen sparsamen Sinn in die Ehe mitbringen könnten, unbeachtet und auf ihre eigene Kraft zurückgewiesen. Ein zerrüttetes Hauswesen oder frühe Wittwenschaft bringt Andere in dieselbe Lage und alle die sind nun genöthigt, sich selbst zu emancipiren, das heißt, sich beim Entbehren männlicher Hülfe so für das Leben auszubilden, daß sie, ohne sich an andere anlehnen zu dürfen, selbstständig für sich zu sorgen vermögen. Auf diesen Zweck hin sollte nun nicht nur Erziehung und Unterricht, sondern auch die Gesetzgebung wirken und dem weiblichen Geschlechte alle die Bahnen im Gewerbe, im Handel, im Unterrichtsfache, selbst in Staatsdienste eröffnen, welche von Frauenzimmern nur irgend beschritten werden können. Ich sage, selbst im Staatsdienst, und mancher Mann wird dazu höhnisch lachen, doch lassen Sie sich dadurch nicht irren. Wollten sich auch die Herren alle höheren Stellen unbedingt vorbehalten, so sehe ich nicht ein, warum wir nicht wenigstens weibliche Canzelisten, Copisten, Einnehmer kleiner Hebungen und dergleichen haben könnten und damit wäre immer eine Anstrengung gemacht, die weiter führte. Muß doch jetzt schon gar manche Frau ihrem Manne heimlich in die Hände arbeiten und ohne ihren Beirath, ihre Mithülfe, würde es oft schlecht um ihn stehen. Was mich betrifft, so würde ich meine Angelegenheiten vor einem weiblichen Richterstuhle weit lieber vortragen und eines verständigen, billigen, raschen Spruchs gewiß sein. Wie mächtig weiblicher Einfluß in höheren Sphären wirkt, ist uns ja Allen bekannt, und wenn wir Königinnen haben und selbst das mächtige Albion sich unter ihrer Herrschaft wohlbefindet, so läßt sich nicht einsehen, warum sie untergeordnete Stellen im Staatsregimente weniger glücklich ausfüllen sollten. Besehen Sie nur auf Ihrem Recht; es muß Ihnen mit der Zeit doch werden. Auf solche Weise streben Sie nach allen Richtungen hin, sich zu emancipiren und jeder Biedermann wird Ihnen dabei behülflich sein. Meidet sich aber ein braver Junge, der Liebe, Muth und Kraft im Herzen fühlt und Sie redlich und treu durchs Leben zu führen verspricht, so fügen Sie sich geduldig in das alte Joch, das seit Evas Zeiten alle Ihre Mütter getragen haben und sprechen Sie gleich dem Mädchen in der römischen Komödie: emancipio me tibi — Dir will ich mich ergeben.“

Unverhofftes Glück. Unlängst ereignete sich in Pesth folgender Zufall: Ein kurzsichtiger, junger Mann hatte eine Gesellete, welche er jeden Sonntag nach der Kirche nach Hause zu begleiten pflegte, den einzigen Fall ausgenommen, wenn sie mit ihrer alten etwas strengen Tante ging. Da er nun kurzsichtig war, stand er in der Entfernung, und etwas näher postierte er einen guten Freund, welcher im ungünstigen Falle ihm ein Zeichen gab. Es war nun an einem schönen Frühlingsmorgen, früh halb 9 Uhr, als der gute Freund auf seinem Posten stand und zu seinem Schrecken einen seiner unerbittlichsten Gläubiger (welcher junge Mann hat solche nicht?) sich nähern sahe; was war zu thun? er sprang in das hinter ihm offen stehende Gewölbe und befand sich zu seinem größten Erstaunen in einer Lotto-Collektur; als er von dem Collectanten gefragt wurde, welche Nummern er setzen wolle, war er noch mehr verblüfft, denn er war kein regelmäßiger Lottospieler, endlich zog er aus der Glückstume drei Nummern, setzte darauf einen Zwanziger — es war der letzte Mobikmünzer — und empfahl sich. Beim Hervortreten athmete er leichter, denn vom Gläubiger war keine Spur mehr, und sein kurzsichtiger Freund war schon in Gesellschaft seiner trostlosen Getiebten. Als er den nächsten Sonntag sich wieder auf seinem Posten befand und langweilte, erblickte er plötzlich die verhängnißvoll'n drei Nummern, welche ihm 3000 Gulden gewannen, mit welchen er alle seine Gläubiger bezahlte und sich bis auf Weiteres rangirte. — Moral: Auch strenge alte Tanten und Gläubiger können von Nutzen sein.“

Mittel um Strohhüte zu reinigen. Nach der landwirthschaftlichen Zeitung von Moriz Bryer werden Strohhüte auf folgende Weise gereinigt: Wenn dieselben noch nicht ganz vergilbt sind, werden sie mit Schwefeldunsen und hinterher mit einem in Branntwein befeuchteten Tuche abgerieben, nach dem Trocknen auszubürsten und auf der linken Seite mit

Digitized by Google

Gummiwasser bestrichen. Für sehr gelbe und schmutzige Hüte reibt man seine französische Seife mit lauwarmem Wasser auf Flanellappen zu Schaum, seift den Strohhut ein und reibt ihn so lange, bis aller Schmutz daraus entfernt ist. Hierauf wird derselbe in reinem Wasser nachgespült, mit einem trockenen Tuche abgerieben und geschwefelt, wozu gewöhnlich schon ein Viertelstunde hinreicht. Nach dem Schwefeln wird geplättet, wobei man ein Blatt seidenes Papier unterlegt. Das Gummiwasser kann man dabei ebenfalls in Anwendung bringen.

(Verschiedene Begriffe.) Als der reiche Banquier Aguado starb, und man Herrn von Rothschild sagte, sein Nachlaß betiefe sich auf zwölf Millionen, bemerkte der Pariser Börsen-Krösus kopfschüttelnd: „Ei, ei, nicht mehr! Ich hab ihn immer für einen wohlhabenderen Mann gehalten! „Den mehrfach erwähnten Marquis von Aligre, dessen Nachlaß auf achtzig Millionen geschätzt wird, soll Herr von Rothschild für einen ziemlich wohlhabenden Mann erklärt haben. In Frankfurt gilt bekanntlich in gewissen Kreisen Jeder für einen „Cump" der nicht über mindestens eine Million verfügt.

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Fast alle Hüte und Häubchen werden in diesem Augenblicke mit Gazehändern oder Tafferbändern mit kleinen Zacken ausgeputzt; für die Häubchen zieht man die von Gaze vor. Ebenfalls neu sind die schwarzen Spitzen mit mehr weilenförmigen als ausgezackten Rändern, mit denen man volantsartig die Kleider und Mantillen besetzt und die auf den Hüten und Hauchen im nächsten Winter sehr gut ausstaffiren werden. In der Pelsamentraubeit kommt alle Tage etwas Neues zum Vorscheine und darunter müssen wir einen Volantsbesatz oder Querbesatz für Kleider erwähnen, der ungefähr zwei Finger breit, mit rundlichen Zacken versehen, ganz von Filet ist und sich in kleinen sehr feinen Trodbecken von anderer Farbe endigt; auf einem dunkelblau und schwarz z. B. gestreiften Kleide wird dieß Pelsamentrarbeit blau sein und schwarze Trodbecken haben. Es sieht leicht und hübsch aus. Die Hüte scheinen nichts Neues an sich zu haben, wenn man sie aber genauer betrachtet, wird man finden, daß sich die Schieme jeden Tag an den Seiten mehr geöffnet haben. Wenn so die Schieme mehr offen sind, werden sie dagegen unten anschließender gemacht, so daß sie das Gesicht vollkommen umgeben. Der Hut wird auch sehr weit nach hinten gesetzt und deshalb erscheint er vielleicht höher als bisher. Die Leibchen der Kleider sind nicht mehr so geschnitten, daß sie die Achseln breiter erscheinen lassen sollen; die Aermel sind knapp und im Allgemeinen giebt sich das Bestreben kund, die Kleidformen aufzuhalsen, welche unter der Regierung Ludwigs XV. und selbst unter Ludwig XVI. gebräuchlich waren. So hat man auch ein ganz verschiedenes System angenommen, den Arm zu halten und den Shawl oder die Mantille zu tragiren. Eben so oft es mit dem Gange und der Haltung des Körpers, die sich völlig geändert haben, seit man die langen Röcke trägt, sie waren rasch und hüpfend, wie sie es sein mußten, als man in kurzen Röcken ging, und sind nun schleppend und langsam geworden; es ist dieß aber keineswegs das Wiedererlle und Stolze der vornehmen Damen im letzten Jahrhunderte, sondern das mühsame Schleichen der Katze, die eben erwachte und im Gehen noch halb schläft.

Herren-Mode. Eine hübsche Promenade- oder Besuchstoilette auf dem Lande ist ein leichter Overrock von reinem Cachemir, mit einer Reihe Knöpfe und mittelmäßig langer Taille. Diese Kleidung ist recht ausstaffirsch dazu bestimmt, zugeknöpft zu werden; Schnitt und Anfertigung erfordern daher eine sorgfältige Beachtung. Die Zahl der daran befindlichen Knöpfe ist nur 4; die Aermel sind bequem und ohne Aufschlage, der untere Theil der Aermel ist ganz rund; der Rock ist à la prussienne d. h. er ist kurz und fällt eben flach, nach unten in Zellen; einige Kleidermacher wollen die Mode der Taschen in den Schößen, oder die Klöße, welche odenauf sich öffnen, wieder ins Leben rufen, allein unsere renommirten Kleidertünstler behalten mit Recht die Taschen à l'anglaise oder diejenigen, welche sich nach unten öffnen, bei; jene Neuerung ist daher nur für Paletots und Twines, mit einem Worte nur für solche Kleidungen anwendbar, welche fast immer geschlossen bleiben. Das Gilet, welches zu dem leichten Overrock getragen wird, hat einen kleinen Kragen oder gerollten Shawl, den man nach Belieben mehr oder minder umschlagen oder schließen kann; jenes Gilet, welches nie so tief als die Gilets à la française herabsteigt, umhüllt die Hüften, ohne sie gänzlich zu bedecken; die Taschen sind nicht mit Patten bedeckt und anstatt gerade oder horizontal geschnitten zu sein, bezeichnet eine jede einen fünf oder sechseck um den Rand gestreiften Kreis; oft nimmt ist eine kleine Tasche, zur Aufbewahrung der Uhr, oder der Lorgnette, über der Brust eingeschnitten. Eine andere Besuchstoilette besteht aus einem blauen Frack mit Metallknöpfen; die Taille ist ziemlich lang, die ganze Bekleidung ist bequem, ohne übertriebene Weite, der Kragen mit niedrigem Fuß, ist in Form eines V geschlossen, der Umfall ist leicht gerundet, desgleichen die Anglaisen; letztere jedoch nur in dem obern Theile; auf jeder Seite befinden sich 5 Knöpfe, die Aermel sind bequem ohne Aufschläge, und mit zwei Knöpfen versehen. Das Gilet hat einen tief gerade, und in seinem untern Theile jenem, welches wir bereits beschrieben, gleich; basselbe gilt von dem Pantalon, dieses trägt man mit oder ohne Sprungriemen.

Ein hübsches Jagdcostüm in ganz neuem Genre ist ein Jagd-Paletot-Frack, er ist hoch und gerade; drei Knöpfe genügen, um ihn gänzlich zu schließen; Taschen von jeder Brustseite, Taschen auf den Schößen für die Hände, jene Taschen sind mit Patten versehen, und können mit Hülfe von Knöpfen geschlossen werden; die Aermel sind rund lang und ohne Aufschläge. Das Gilet dazu ist mit Schößchen in Genre Louis XV. Das Pantalon erfordert eine besondere Erklärung; es ist in seinem obern Theile weit, wie ein Pantalon à la hussarde, fällt dann in der Weite sich verringernd ob und hat keine Sprungriemen; doch kann man es bis zu den Steuppebändern vermittelst einer Reihe Knöpfe öffnen und schließen, wodurch es etwas an die russischen Pantalons erinnert. Diese Art Pantalons ist außerordentlich vortheilhaft, da ein nöthiges Kleidungsstück nicht nothwendig ist, um die Fußbekleidung zu wechseln und die Jagdstiefeln durch leichtere ersetzen zu können.

Modenerklärung.

1) Kurzer Paletot, bis herauf zum Zuknöpfen. Gestreifte Beinkleider. 2) Hut mit Bandaufputz. Kleid mit Stufen, mit weißem Blousenleibchen darüber. Chrepe de Chine-Shawl mit Fransen. 3) Mantille mit gezackten Volants. Kleid vorn herab mit Pelsamentier-Aufputz. 4) Jagd-Anzug.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold**, in Berlin bei Herrn **Julius Springer**, in Hamburg bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in Wien bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heibig in Altenburg**.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

III. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen zusammen 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

An die geehrten Leser.

Daß künftighin die Fortsetzung der Novellen nicht wieder ausgesetzt, sondern Anfang und Schluß auf einander folgen werden, zeige ich den geehrten Abonnenten hiermit ergebenst an.

Zugleich bemerke ich, daß mit dieser Nummer das Quartal schließt, und ich bitte mit der Zahlung nicht in Rückstand zu bleiben.

Die schönsten Novellen zur abendlichen Unterhaltung für das bevorstehende Winterhalbjahr liegen bereit und wird auf die Kupfer mehr als je Sorgfalt gelegt werden.

Unser Journal, wöchentlich ein Bogen mit Modekupfer von vier Figuren, regelmäßig zwei Herren und zwei Damen, alle Monate mit Schnitt für die Herrenschneider, ist bezüglich seiner reichen Ausstattung das billigste in ganz Deutschland und vermag keiner der Herren Buchhändler zu so billigem Preise ein Modenjournal herzustellen.

Zugleich empfehle ich Freunden einer heiteren humoristischen Lectüre meine Europaeische Eisenbahn: wöchentlich ein Bogen mit eingedruckten sechs — sieben Caricaturen pro Quartal, Preis 10 Neugroschen, auswärts 11½ Neugroschen.

Gebildeten Familien, denen die Modenbilder nichts nutzen können, empfehle ich schließlich mein neues Journal: Der Abenteurer durch die romantischen Gefilde der Literatur und Kunst, wöchentlich ein Bogen, alle Monate mit brillantem Stahlstich, Preis pro Quartal 12 Neugroschen.

Die geehrten Abonnenten der Modenzeitung können zu dem Preis von vier Neugroschen in der Stadt, und zu 5 Neugroschen auswärts die drei Stahlstiche mitbekommen, und bitte nur die Bestellungen zu machen.

Die Expedition.

Digitized by Google

Die franzöſiſche Leibeigene.

(Schluß)

Aglaë, die nur nach Batwinko's Verfügung zur Leibeigenen geworden, aber das Edle ihrer Abſtammung nicht verläugnet hatte, war nie zu jener Erniedrigung herabgeſunken, in der ſich die ihr aufgezwungenen Schickſaalsgefährten befanden, auch behandelten ſie letztere, zu deren Ehre ſei es geſagt, nicht wie ihres Gleichen. Loſſowsk'ys Aufſchlüſſe über ihre Geburt hatten das Gefühl der Unabhängigkeit in ihr noch ſtärker geweckt, welches Batwinko's Vorſchlag, einen Leibeigenen zu heirathen, jetzt auf eine ſo unwürdige Weiſe in ihr verletzte.

Sie dankte dem Prokurator für das Intereſſe, das er an ihrem Glück nähme, fügte aber hinzu, daß ſie daſſelbe bei Loſſowsky zu finden hoffe, und daß ſie nur zu wiſſen wünſche, was ſie demſelben zur Mitgift bringe?

Dieſes Wort war ein Donnerſchlag für Batwinko, der ſich jedoch zurückhielt und ihr nur erwiederte:

„Das werden wir ſehen und darüber ein ander Mal ſprechen.“

Er ſchickte ſie weg, um ſofort zu überlegen, was er thun ſolle, da er ſah, es ſei hier keine Zeit zu verlieren: entweder mußte er einen Gewaltſtreich ausführen, oder ſich entſchließen, ein Vermögen, das er ſich betrügeriſche Weiſe angemaßt, wieder herauszugeben.

Eines Tages ließ er das Mädchen zu ſich kommen und befahl ihr, einige Papiere in den Gerichtshof zu tragen. Aglaë, nichts Arges ahnend, und die oft dergleichen Aufträge erhielt, gehorchte dem Befehl. Allein Batwinko hatte dort bereits Anordnungen getroffen, die auch pünktlich ausgeführt wurden.

Man bemächtigte ſich des jungen Mädchens und warf ſie in's Gefängniß, unter dem Vorwande, ſie habe ihren Herrn vergiften wollen.

Loſſowsky, von dieſem Vorfall in Kenntniß geſetzt, gab Batwinko beim Generalgouverneur Korſakoff an, und machte eine ausführliche Schilderung von allen Verfolgungen, welche das Ungeheuer bisher gegen das unglückliche Kind ausgeübt habe. Er enthüllte den ganzen Anſchlag des Nichtswürdigen, wie er ſie adoptirt, um ſich ihr Vermögen anzueignen, dann zur Leibeigenen gemacht, ſeine Einwilligung zu ihrer Verheirathung verweigert, und ſie endlich in einen Kerker geworfen, Alles blos in derſelben Abſicht.

Als der Generalgouverneur dieſe Anklage in die Hände bekam, hielt er es für das Beſte, dieſelbe Batwinko vorzulegen, da er ihn ſolcher Schändlichkeiten nicht fähig glaubte, und derſelbe, als das Auge der kaiſerlichen Gerechtigkeit, dem Verdacht einer ſo offenbaren Verletzung der heiligſten Rechte, nicht blos geſtellt werden konnte. —

Batwinko vernahm die Anklage und beſchwerte ſich über die gröbliche Verletzung ſeines öffentlichen Charakters, und forderte, daß dem Denunzianten eine exemplariſche Strafe zuerkannt werde. Das ruſſiſche Geſetz beſtraft den Verläumder mit derſelben Strafe, welche dem des Verbrechens Schuldigen, im Fall die Anklage richtig befunden wird, zuerkannt worden wäre. Korſakoff glaubte alſo mit großer Nachſicht zu verfahren, wenn er Loſſowsky nur degradirte, d. h. ihn zum gemeinen Soldaten verurtheilte. —

Das Urtheil wurde vollzogen, und das erſte Mal, als man die Gefängniſſe leerte, um die Verbrecher nach Sibirien zu ſchicken, ward Aglaë ihnen angereiht.

Sie mußte einen grauen Capot anlegen, in deſſen Rücken zwei ſchwarze Quadrate eingeſetzt ſind, wodurch ſich die zu Zwangsarbeiten Verurtheilten unterſcheiden, und man ſchickte ſie mit den Uebrigen fort, jedoch ward ihr die feomme Pflicht auferlegt, für ihre Leidensgefährten Almoſen zu ſammeln. So kam ſie nach Witepsk, wo ſie von der Gemahlin des Vicegouverneurs angetroffen und erkannt wurde. Wie im Eingange geſagt worden, blieb ſie vorläufig in dieſem Orte zurück, wo ſie Vater und Mutter verloren hatte.

Der Vicegouverneur ſchrieb an den Kaiſer ſelbſt, und zeigte ihm das Verbrechen Batwinko's und die Unſchuld Aglaë's an. Alexander ließ ſich die Akten der Sache vorlegen, aber ſeltſamer Weiſe war in denſelben Alles in Ordnung. Die Verurtheilte hatte ihr Verbrechen geſtanden, und die Anklageakte unterzeichnet, dies war in beiden Inſtanzen vor dem Tribunal des Diſtrikts eben ſo wie vor der Gouvernementsregierung der Fall geweſen. Ihre Schuld war alſo nachgewieſen, und der Kaiſer ließ dem Vicegouverneur einen Verweis ertheilen und befahl, daß Aglaë ihren Weg nach Sibirien fortſetzen ſolle.

Aglaë verſtand indeſſen nicht zu ſchreiben, was vor keinem Tribunal erſchienen, und ihr auch kein Straferkenntniß zuerkannt worden. Batwinko hatte vor Gericht ein anderes Mädchen ſtatt ihrer untergeſchoben und dieſe hatte Alles zugeſtanden, was man Aglaë'n Schuld

Digitized by Google

gegeben, ſo wie dieſe auch die Akten der Verurtheilung unterzeichnet hatte.

Die Gemahlin des Vicegouverneurs verfolgte jedoch das begonnene gute Werk, ſie ſchrieb ſelbſt an die Kaiſerin Mutter Maria Feodorowna und fügte den Thatſachen der erſten Anklage noch viele einzelne Umſtände hinzu, welche Batwinko's Gewaltthaten und Gräuel bei Verfolgung dieſer Rechtsſache enthüllten.

Das Herz einer Frau iſt empfänglicher für die Leiden ihres Geſchlechts, namentlich wenn dieſelben von einer Frau berichtet werden, und die Kaiſerin wurde ergriffen von dem Briefe, den ihr Aglaë's Beſchützerin ſchrieb. Sie ſprach mit dem Kaiſer davon, und wußte ihn für das Schickſal der unglücklichen Franzöſin zu gewinnen. Alexander beauftragte den Gouverneur von Minsk, Giercewicz, eine Unterſuchung über die ſchändlichen Umtriebe Batwinko's und Aglaë's Anklage anzuſtellen.

Giercewicz entdeckte gar bald, daß man vor den Tribunalen ein ganz anderes Mädchen als die Angeklagte, produzirt hatte; die Letztere aber konnte nach dem Geſetze, da ſie die Knutenſtrafe nicht erlitten, auch wegen Mord nicht nach Sibirien transportirt werden. Giercewitz befahl, Aglaë'n bis nach Ausgang des Prozeſſes, den er mit Strenge zu unterſuchen beſchloß, in einem Kloſter unterzubringen. Der Generalprokureator befand ſich in verzweifelter Lage; allein kaum war Aglaë im Kloſter angekommen, als ſie daſelbſt vergiftet wurde.

Die Agenten Batwinko's und die von dieſem Ungehener beſoldeten Beamten, ſtellten hierauf Giercewicz vor, daß es nunmehr vergeblich wäre, Batwinko in's Verderben zu ſtürzen, da Aglaë doch nicht mehr zu retten ſei, und daß des Prokurators Rache, ſo wie ſein Einfluß ſehr groß ſei, ja daß ein Schickſal, wie das Aglaë's, Giercewicz ſelbſt bevorſtehe, wenn er die Unterſuchung nicht niederſchlagen würde. Dieſer ließ ſich einſchüchtern und — die Sache blieb wie ſie war.

Unterdeſſen verließ der Kaiſer Alexander Petersburg und ſtarb in Taganrog. Sein Nachfolger ertheilte bei ſeiner Thronbeſteigung eine Amneſtie zu Gunſten der gemeinſten Verbrecher. Batwinko war unter einer dieſer Kategorieen mit begriffen, und er wurde nicht allein rehabilitirt, ſondern erhielt auch einen der höchſten Verwaltungspoſten in der Provinz Kaliſch.

Der Orden.

Nach Madame Tynard.

1.

Im Jahre 1793 wanderten der Graf von Cerney und ſeine Frau von Frankreich aus. Beide, obwohl noch ſehr jung, waren doch vorſichtiger als ſo manche andere Emigranten, die ſo, wie ſie, zu dieſer Zeit das Land verließen. Gleich beim Ausbruche der erſten Unruhen im Jahre 1789 ſchickten ſie den größten Theil ihres Vermögens nach England voraus, ſo daß ſie dort auf dem nämlichen Fuße, wie früher in Paris leben konnten. Sie wohnten in London, und der Graf von Cerney verband ſich in feſter Freundſchaft mit Sir Melvil, der nur einige Jahre älter als er und Officier in der engliſchen Armee war. Bald erreichte dieſe Freundſchaft eine ſolche Höhe, daß, als im Jahre 1814 der Graf von Cerney London verließ, um nach Frankreich zurückzukehren und von Ludwig XVIII. den Lohn für ſeine Treue und ſeine Verbannung zu fordern, er bloß den herben Schmerz dieſer Trennung und die Entfernung von einem ſo innigen Freunde fühlte. Zur Zeit der Abreiſe geriethen die Freunde jedoch in einen leichten Streit wegen ihrer politiſchen Meinungs-Differenzen.

Der Graf von Cerney kehrte alſo nach Frankreich zurück, wohin ihm ſeine Frau und eine Tochter von 15 Jahren folgten. Er erſchien bei Hof, und ſein glänzendes Vermögen vermehrte ſich noch durch die Gnade Ludwigs XVIII. Als bei der Rückkehr des Kaiſers Sir Melvil zum Major ernannt und er mit der engliſchen Armee wieder in's Feld zog, ſchickte er nach dem Siege bei Waterlo ſeinen Sohn nach Paris zu ſeinem Freunde Cerney, und ſchrieb dieſem, daß er ſeinen Sohn in Paris zu verheirathen beabſichtigte. Eduard Melvil war damals zwanzig Jahr alt und von ſeiner Schönheit, die zuweilen die Engländer auszeichnet; ſein blondes Haar, die blendende Roſenfarbe ſeines Geſichtes ließen an ihm faſt die Reize eines jungen Mädchens erblicken; hingegen zeigte ſich beim erſten Blicke wieder etwas ernſthaft Männliches an ihm, woran man den ſoliden jungen Mann nicht verkennen konnte. Der Graf Cerney mußte daher eine ſolche Partie für ſeine Tochter Mathilde als ſehr angemeſſen und wünſchenswerth halten. Der Graf und die Gräfin glaubten, daß, ſo bizarr der Gedanke des Engländers auch ſein mag, ſeinen jungen Sohn nach Paris zu ſchicken, um ihn da zu verheirathen, dieſes

Digitized by Google

doch Niemand anders betreffen könne, als ihre Tochter. Für diese wäre diese Verbindung ein Glück, und würde auch die Freundschaftsbande beider Familien noch enger knüpfen. Auch müßte sich Mathilde mit Vergnügen an Eduard erinnern, mit dem sie einen großen Theil ihrer Kindheit verlebt hatte. Der Graf und die Gräfin ließen die Tochter zu sich rufen. — „Mathilde," sprach die Gräfin, „ich habe eine frohe Nachricht für Dich: der junge Eduard wird hier bald eintreffen."

„Yes mamma," antwortete Mathilde, die, in England erzogen, immer noch die Gewohnheit englischer Fräuleins beibehalten hatte; sie erhob nicht den Blick und blieb bewegungslos stehen, und es ließ sich nicht beurtheilen, ob diese Nachricht auf ihr Herz eine angenehme oder üble Wirkung gemacht hatte.

„Aber liebe Mathilde," fuhr die Mutter fort, „der kleine Eduard ist jetzt ein hübscher junger Mann, mit dem man nicht mehr wie früher in Little-boy spielen kann; er kommt nach Paris, um zu heirathen."

„Ah! ah! ah!" sprach Mathilde, die sich ein wenig zu erröthen erlaubte. — Frau von Cerney sprach nicht weiter davon, als wenn für ihre Tochter von jenseits ein Freier ankommen sollte; aber sie fragte sie, ob ihr Piano gut gestimmt sei, ob sie bei ihrem Musikalienhändler die neuesten Romanzen holen ließ, und gab ihr zu verstehen, daß ihre Garderobe ganz erneuert werden würde. Das hieß deutlich genug gesprochen, ohne sich zu kompromittiren. Der Graf setzte noch hinzu, daß nachdem Sir Melvil sein intimster Freund sei, dessen Sohn in ihrem Hotel wohnen werde. Er wollte ihn selbst in den Tuilerien vorstellen; und Fräulein Mathilde zog sich in ihr Zimmer mit der Ueberzeugung zurück, daß in sehr kurzer Zeit sie die Frau eines vollkommen jungen Mannes sein werde.

Eduard Melvil langte bald in Paris an und wohnte bei dem Grafen. Er war groß gewachsen, von einer sehr einnehmenden Gestalt, und obwohl er, wie alle Engländer, manches Freie in den Sitten und fast etwas Rauhes an sich hatte, so erschien er Mathilden doch viel reizender und liebenswürdiger, wie manche junge Franzosen von gleichem Alter, verdorben von den Ideen des Kaiserreichs und der Revolution, wovon noch mancher Keim zurückblieb. Anderes urtheilte der Graf und die Gräfin; sie hielten ihn für einen allzugroßen Anhänger der Freiheit, und als der Graf davon sprach, ihm den Könige vorzustellen, zeigte er wenig Lust dazu, was die Gräfin um so mehr beleidigte, als er mit Bewunderung von dem Gefangenen auf St. Helena sprach.

Indessen hielt ihn doch die Familie für einen vollkommenen Edelmann, und seine politischen Aeußerungen betrachtete sie als englische Excentricität; und gewiß suchte Sir Melvil seinen Sohn in einer solchen monarchischen Familie zu verheirathen, um dadurch seinen lächerlichen Neigungen einen Damm entgegenzusetzen. Dem Fräulein Mathilde war es vorbehalten, den jungen Eduard in den Schooß dessen zurückzuführen, was man in England the loyalty nennt. — Der Graf von Cerney kannte zwar ganz das zurückhaltende Wesen der Engländer, konnte sich jedoch nicht enthalten, Eduard zu fragen, ob sein Vater wohl bald kommen werde, um einer Heirath beizuwohnen, der nichts im Wege zu stehen scheine?

„Ja, Sir," antwortete der junge Mann, „mein Vater wird wohl in vierzehn Tagen hier sein."

2.

In Paris, in der Vorstadt St. Antoine, in der Nähe der Barrière du trône, befand sich damals ein kleiner Laden, dessen arme Besitzerin sich Madame Mathieu nannte. Sie war Wittwe eines Offiziers, die kaum vierzig Jahre zählte und noch mit allen Reizen der Jugend und der Schönheit ausgestattet, würde man ihr kaum dreißig Jahre gegeben haben, wenn nicht auf derselben Ladenbank neben ihr ihre siebzehnjährige Tochter sitzen sollte, die von Jugendfrische und einer bewundernswürdigen Schönheit strahlend, wohl geeignet wäre, diesem armen Laden von allen Seiten gute Kunden zu verschaffen, wenn die Bewunderung in dieser armen Vorstadt auch nur im Geringsten geeignet wäre, etwas zu verschwenden oder großmüthig zu sein.

Man wußte übrigens, daß Madame Mathieu für sich selbst mehrere vortheilhafte Heirathen ausgeschlagen hatte und dabei wachte sie mit einer solchen Unermüdlichkeit über Julie, daß ihr nicht ein Wort, nicht eine Miene ihrer Tochter entgehen konnte. Die Männer, bald einsehend, daß hier jede Hoffnung zu einer engern Verbindung mit diesen Frauen vergebens sei, zogen sich zurück; die Frauen hingegen waren ihnen gleich vom Anfange, aus einem gewissen Gefühle von Eifersucht über ihre äußeren Vorzüge, gehässig — so daß der Laden sich selten eines Käufers zu erfreuen hatte. —

Vor diesem Laden erschien einige Tage nach seiner Ankunft in Paris Eduard Melvil, und ließ sein Kabriolet halten. Er trat ein, grüßte höflich Mutter und

Digitized by Google

Tochter, und indem er nach einer Peitſchenſchnur fragte, um, wie er ſagte, ſeinen Whiſp damit zu verſehen, der im Grunde dieſer Operation gar nicht bedurfte. Madame Mathieu konnte ſich über die Abſicht des jungen Engländers nicht täuſchen: er bemerkte Julie von der Ferne, und bekam Luſt, ſie in der Nähe zu ſehen; denn hatte ſein Whiſp einer Schnur nöthig, ſo konnte er ſeinen Groom, der ſtändeind die Zügel hielt, in den Laden ſchicken. Die wachſame Mutter warf daher einen mißtrauiſchen Blick auf den Fremden, und erhob ſich, um ihm das Verlangte zu geben.

„Können Sie mir, Mademoiſelle," fragte er, ſich zu Julie wendend „nicht ſagen, ob es von hier nach Vincennes noch weit ſei?"

Das junge Mädchen, das feine, vornehme Ausſehen des jungen Mannes betrachtend, der eben ſo richtig als ſie ſelbſt franzöſiſch ſprach, wurde roth wie eine Kirſche; ſie wollte ſich eben von ihrem Sitze erheben, um ihm den Weg nach Vincennes zu zeigen und ihn zu verſichern, daß mit einem ſo ſchönen Pferde der Weg dahin nur ſehr kurz ſein werde, als die Mutter ſie zurückhielt und ſagte: „Julie, geh' in das Zimmer hinauf, Du haſt da Deine Arbeit."

Dann ſprach ſie mit einer ernſthaften Traurigkeit, die ſie nie verließ: „Sie können da durch die nur einige Schritte von hier nahe Barrière auf ganz geradem Wege nach Vincennes kommen. Ihr Pferd kann Sie in zehn Minuten dahin fahren."

„What a pretty Girl?" ſagte Eduard, indem er mit dem Auge Julien folgte und den die Bewunderung ſeine Mutterſprache reden ließ. „Ihre Tochter nennt ſich Julie?" fuhr er fort.

„Da iſt die Peitſchenſchnur, die Sie verlangt haben," ſagte Madame Mathieu, ohne ſeine Frage zu beantworten.

Der junge Mann verbeugte ſich und fragte, was er zu bezahlen ſchuldig ſei?

„Einen Sou, mein Herr," antwortete Madame Mathieu. — Eduard ſah wohl ein, daß es ihm ſchwer ſein werde, dieſe Frau zu einem weiteren Geſpräche zu bewegen; er bezahlte, grüßte Madame Mathieu und verließ den Laden, indem er zu ſich ſelbſt ſagte: „Die Tochter iſt ſehr ſchön, allein die Mutter liebt die Engländer nicht."

Als er abfuhr, vergaß er jedoch zwei Sachen: ſich der gekauften Peitſchenſchnur zu bedienen und den Weg nach Vincennes einzuſchlagen. — „Ich täuſchte mich nicht," ſagte Madame Mathieu.

Bald darauf ſtieg Julie langſam die Treppe herunter und öffnete leiſe die Thüre des hintern Gewölbes. „Iſt er ſchon weiter?" fragte ſie die Mutter.

„Ja mein Kind."

„Was das für ein hübſcher, junger Mann iſt!"

„Bedenke," antwortete Jene mit Strenge, „es iſt ein Engländer."

Mit dieſem Worte ſagte ſie Alles, und es genügte, daß das junge Mädchen ganz verwirrt wieder in's Zimmer zurückkehrte an die häusliche Arbeit.

Zu dieſer Zeit herrſchte in Frankreich ein tiefer Haß gegen England, welches ſich mit den großen Mächten vereinigt hatte, um es zu bekämpfen und zu beſiegen. Frankreich ſchien aber ſein Unrecht gegen das übrige Europa zu fühlen, um ſeinen ganzen Haß gegen England zu vereinigen. Madame Mathieu theilte dieſes allgemeine Gefühl in einem höhern Grade als viele Andere, ſie war daher etwas verletzt von der Aeußerung ihrer Tochter, die einen Engländer hübſch finden konnte, und wollte weiter von dieſem myſteriöſen Beſuche des jungen Mannes nicht mehr ſprechen.

3.

Acht Tage ſpäter trat ein anderer Engländer in den Laden ein. Dieſes Mal war es ein Mann von reiferem Alter und von einer Geſtalt, die, wenn auch männlich und ernſthaft, jedoch einen auffallenden Ausdruck von Sanftmuth hatte. Er kam zu Fuße, und einen vorübergehenden Blick auf Julie werfend, wendete er ſich gleich mit der Frage an die Mutter: „Habe ich die Ehre, mit Madame Mathieu zu ſprechen?"

„Ja mein Herr."

„Doch wohl mit der Wittwe des kaiſerlichen Garde-Kapitains Mathieu?"

„So iſt es, mein Herr."

„Ich bin der Major Metvil," fuhr der Fremde ſich verbeugend fort, „ich komme eigends von London, um Sie zu ſehen und ein Geſchäft mit Ihnen abzuſchließen, das uns Beide intereſſirt. — Das iſt wohl die Tochter des braven Kapitäns Mathieu?" fuhr er fort, indem er dieſer die Hand reichte. —

Julie, der die Geſtalt des Fremden, ohne zu wiſſen warum, ein gewiſſes Vertrauen einflößte, und die von ihrem Vater mit Lob reden hörte, legte ihre kleine Hand in die des Majors, der ihr in einem ſehr ſanften Tone ſagte: „Nun, mein Kind, Sie müſſen mich auf einen Augenblick mit Ihrer Mutter allein laſſen; ich

Digitized by Google

habe mit ihr Manches zu beſprechen, was Sie betrifft, was Sie aber erſt von ihr erfahren können."

Madame Mathieu zeigte dem Major eine enge Stiege, die zu ihrer beſcheidenen Wohnung führte; er ging voraus und ſie folgte ihm. Julie blieb im Laden zurück.

Die Wohnung war ſehr einfach und nur mit dem Luxus des Armen geſchmückt: mit Reinlichkeit. Auf dem Kamine, auf dem weder Uhr noch Spiegel zu ſehen war, bemerkte man bloß ein Bild, das Sir Meivil gleich als das des Kapitäns Mathieu erkannte, und unter dem ein Ehrenkreuz hing, woran ein kleiner Theil fehlte. Madame Mathieu lud den Major zum Sitzen ein, ihn ſtill betrachtend und die Erklärung ſeines Beſuches erwartend. Er blieb einige Zeit ſtumm, legte dann die Hand auf's Herz und ſprach: „Madame, es lebe der Kaiſer!"

„Ach Gott ja!" rief die arme Wittwe mit Thränen in den Augen, „möge ihn Gott in ſeinen Schutz nehmen."

„Gewiß," antwortete der Major, denn jetzt iſt es nur Gott, auf dem ſein Heil beruhet. — Nun gut, wir verſtehen uns; nun, ſo hören Sie. Sie wiſſen bereits, daß ich Major Meivil bin; ich beſitze in London ein ſchönes, komfortables Haus, dazu ein ſchönes Gut in der Grafſchaft Suſſex, fünfzigtauſend Pfund Sterling bei der indiſchen Kompagnie, und ich komme ſeigends nach Paris, um Sie zu heirathen."

Madame Mathieu ſaß neben dem Major, ſie erhob ſich und wich einen Schritt zurück. Dieſer Mann rief: „Es lebe der Kaiſer!" dachte ſie, aber er iſt ein Engländer. Sie antwortete nichts, und ihre ſchönen, thränenvollen Augen weilten auf dem Bilde ihres Mannes.

„Das iſt noch nicht Alles," fuhr der Major fort, ich habe einen Sohn, einen hübſchen Jungen. Sie kennen ihn, Madame Mathieu; er beſuchte Sie vor acht Tagen und kaufte von Ihnen eine Peitſchenſchnur, ich ſchickte ihn nur darum nach Paris, damit er Fräulein Julie heirathe, Ihre Tochter, die Tochter des braven Kapitains Mathieu."

Madame Mathieu, die wohl fühlte, daß ſie nicht der Gegenſtand des gemeinen Spottes ſein könne, dachte ſich, daß ſie höchſtens von einem Narren verfolgt ſei. Da ſie jedoch das ruhige Ausſehen des Majors ſah, ſagte ſie in einem ſanften Tone und mit niedergeſchlagenem Blicke, daß es ihr nicht möglich ſei, dieſe doppelte Ehre anzunehmen.

„Wie, Sie verweigern?" rief der Major „nun ja, ich erwartete es — allein Sie können ſicher darauf rechnen, daß Ich Sie nicht verlaſſen werde, ohne Ihr Jawort erhalten zu haben."

„Aber, mein Herr —"

„Ich habe Sie erſucht, mich anzuhören," erwiederte der Major, der eine Hand der Wittwe ergriff und ſie feſthielt; ſo hören Sie mich, ich will von Ihrem Manne ſprechen. Ich hatte die Ehre bei Waterloo. — Beruhigen Sie ſich; ich beabſichtige nicht, Ihnen den Hergang der Schlacht zu erzählen, aber es handelt ſich um eine, für Sie, traurige Begebenheit. Die Franzoſen wurden geſchlagen; diejenigen, die nicht todt oder verwundet waren, flohen. Am äußerſten Ende des Schlachtfeldes ſah ich von der Anhöhe, wo ich mich mit meinem Regimente befand, etwa zwanzig Grenadiere der jungen Garde, die noch mit Muth fochten, oder eigentlich ihr Leben noch theurer zu verkaufen ſuchten, da ſie von vier- bis fünfhundert Preußen umringt waren; ich ſuchte zu den Franzoſen zu dringen, um ſie vom gewiſſen Tode zu retten; denn wenn der Krieg für eine muthvolle Seele einen gewiſſen Reiz hat, ſo geſchieht es nur, wenn ſich gleiche Kräfte entgegenſtehen; aber nicht, wenn der Sieger den Sieg mißbrauchend, ohne Gefahr auf ſeiner Seite ſeine Nebenmenſchen hinſchlachten läßt. Ich erreichte ſie, ich drang durch bis zu den Franzoſen, das Feuer hörte auf meinen Befehl auf, ich wollte den Rückzug dieſer Tapferen beſchützen, als einige Schritte von mir ein Schuß fiel, und den feindlichen Anführer traf, der, die Bruſt von einer Kugel durchdrungen, in meine Arme fiel. Der Anführer war Ihr Mann, es war der Kapitän Mathieu. Ich ließ ihn in ein Zelt bringen, und übergab ihn der Sorgfalt eines erfahrenen Arztes; ich hoffte ihn retten zu können, allein Ihr Mann theilte dieſe Hoffnung nicht. — „Major" ſprach er „Ihr Name?" — ich nannte mich. Wir befanden uns allein, der Arzt verließ uns eben, um andere Verwundete zu beſuchen und ſich entfernend, gab er mir ein Zeichen der Hoffnungsloſigkeit. Ihr Mann ſagte mir: „Ich ſterbe unglücklich, weil ich nicht ganz ſterbe: mein Weib, meine Tochter —" „Kapitän, antwortete ich ihm, „ich werde mich ihrer annehmen." — „Sie ſind kein Engländer?" fragte er. — „Im Gegentheile, mein Freund, ich bin einer der ächten Engländer des alten Englands. Sterben ſie ruhig; noch einmal, ich übernehme die heilige Pflicht für Ihre Frau, für Ihr Kind zu ſorgen." — „Ich ergriff ſeine Hand und drückte ſie herzlich zwiſchen meine Hände, dann öffnete der Ueberwundene bei Waterloo,

Digitized by Google

der Sohn Frankreichs, der treue Diener seines Kaisers, sein blutiges Kleid, und zog aus seiner Brusttasche einen kleinen Gegenstand, der mit Blut bedeckt, und von der Kugel durchlöchert war; es war sein Kreuz der Ehrenlegion, das hier vor uns sich befindet, und das Ich Ihnen, sobald ich es nur konnte, zuschickte."

Der Major hörte hier zu sprechen auf, er machte das Kreuz unter dem Bilde los, und legte es vor die Augen der Wittwe; man sah noch einige Blutzeichen daraus. Der Major fuhr fort, „Mein Bruder Melvil," sprach der Sterbende, nehmen Sie dieses, ich vertraue es Ihren Händen. Unsere Fürsten führen Krieg, wir aber sind keine Feinde mehr. — Was werden Sie für meine Wittwe, was für meine Tochter thun?„

„Die Hälfte meines Vermögens," rief ich, „gehört jetzt ihnen."

„Nein, nein," sprach er schwach, „das wäre zu viel."

„Nun wohl, ich will noch mehr thun, ich will Alles thun, was nur menschlicherweise möglich ist."

Er reichte mir darauf die Hand und verschied.

Während dieser Erzählung zerfloß die Wittwe in Thränen, sie nahm die blutige Reliquie und drückte sie an ihre Lippen.

„Dieses Kreuz," sprach der Major mit Rührung weiter, „ist das Pfand meines gegebenen Versprechens; allein statt nach dem Siege nach Frankreich zu kommen, wurde mein Regiment nach England zurückbeordert. Ich konnte Sie nicht selbst besuchen, allein ich zog Erkundigung über Sie ein. Ich wußte, wer Sie waren und wie Sie lebten. In dem Augenblicke aber, wo ich über die Mittel nachdachte, wie ich, meinem Schwure treu, das Versprechen, das ich meinem armen verstorbenen Bruder gegeben, erfüllen könnte, starb meine Frau. Dann war mein Entschluß gefaßt, ich wußte nun, was ich zu thun hatte. Ich fühlte, daß es mehr sein müsse, als das gemeine Almosen meines Vermögens, ich war Ihnen vollständigen Schuß schuldig, für Ihre Tochter dachte ich mir die ganze Hoffnung, die die angebende Jugend meines Sohnes verspricht. Indessen konnte es möglich sein, daß mein Eduard Ihrer Tochter nicht liebte, oder Julie könnte ihn nicht lieben — allein sie sahen sich, dieses genügte ihnen. Und nun was uns betrifft —" sprach er mit schmeichelndet, fast liebkosender Stimme.

„Auch wir haben uns gesehen, sagte die Wittwe, indem sie ihm die Hand sanft drückte.

„Miß Julie!" rief der Major, sich über das Stiegeländer herabbeugend, „kommen Sie geschwind herauf, es ist Ihr Schwiegervater, der Sie ruft."

Das junge Mädchen ließ sich nicht lange erwarten und erschien bald im Zimmer, aber nicht allein; ein schöner Mann folgte ihr nach, und Beide warfen sich in die Arme der Madame Mathieu.

Am selben Tage sagte Sie Melvil zu seinem Freunde, dem Grafen von Cernay: „Ich habe Ihnen eine Hochzeit angekündigt, und wir werden zwei feiern: ich heirathe die Wittwe des Kapitäns Mathieu, der auf dem Felde der Ehre bei Waterloo gestorben, und mein Sohn heirathet die Tochter; ich lade Sie zur Hochzeit ein, so wie die Frau und Ihre Tochter."

Allein der Graf war an diesem Tag bei Hof geladen, die Gräfin litt gerade an Migraine und Fräulein Mathilde versetzte sich den Fuß, als sie einen Abend zuvor im Pavillon Marsan getanzt hatte; die Doppelhochzeit war deßhalb nicht weniger lustig und heiter.

Erklärung der Figuren-Tafel.

Die Figuren 1 — 8 sind die Patronen für eine gerade Jacke, einen Pantalon für mittlere Taille und eine Shawlweste.

Die Figuren 1 — 4 ist die Jacke. Das Hinterbertheil hat in der Mitte seiner Naht und keinen Einschnitt; die Schultere weite ist etwas tief, d. h. statt 3 hat sie 5 C. Höhe; die Taille hat 8 C. Breite, was für einen Zweck eng und für einen Ueberrock weit ist. Das Vorbertheil hat mit Freiheit in den Seiten, schon weit et braum auf dem Körper liegen muß und dann auch, weil der Längenausschnitt in der Seite das Vorbertheil zusammenzieht und folglich die Stellung der Seite verändert; derselbe Ausschnitt verändert auch die Länge des Aermelloch, welches herabsteigt. Die Seitenspitze ist deshalb um 2 Cent. höher gehalten. Da das Vorbertheil auf der Brust voll und ohne Ausschnitte ist, so wird es die Hüftenbeuhtung nicht berühren; man braucht sich dabei übrigens nicht aufzuhalten, wenn man einen leichten Schnitt für einen geraden Körper haben will.

Der Pantalon, durch die Figuren 5 und 6 vorgestellt, ist so gezeichnet, daß man denselben in natürlicher Erhöhe herstellen kann, indem man zuerst das Vorbertheil allein macht und dann das Hinterthell mit dem Vorbertheil. Die Einrichtung der Zeichnung ist darauf berechnet, d. h. die Seiten und die Innennähte haben dieselbe Krümmung; die Richtungslinie ist nach dem Faden. Die Seite steht 2 Cent. über, die Seitennaht höhle sich nur 1 C. auf dem äußern Knie, das Unterbein ist etwas gerundet; zwischen den Füßen befindet sich ein Hocken, der bis zu einem Viertel der ganzen Länge hinaufsteigt. Die Spitzen des Fond sind eine 3 Cent. enger, als die andern; die breiteste enthält eine Oeffnung von 11 Cent., was den dritten Theil der Schenkelbicke beträgt; die Ausstemmungen stehen mit den Oeffnungen im Verhältniß; es versteht sich, daß die breiteste 5½ Cent. von der Richtungslinie entfernt bleibt. Wenn man eine schiefe linie vom Punkte 20 aus nimmt, so berührt der obere Steg die Richtungslinie und es ist wesentlich, daß diese Linie 10 — 20 — 20 auf dem Stoffe nach dem Faden gezogen werde.

Um das Hinterbertheil zu zeichnen, muß beKanntlich das Vorbertheil geschnitten sein und ehe man es auf das Zeug legen kann, muß das Unterbtheil des Fußes getheilt werden. Hier ist man anders verfahren, d. h. nachdem die Längen bezeichnet sind, hat man die Schenkelbreite bestimmt, indem man auf der Seite 4 Cent. mehr setzte, weil am Bordertheil 2 C. fehlten. Nun findet man aber in der Höhe von 84 — 2 Cent., welche den Maßpunkt angeben, 4, wodurch die Seite der Seite des Vorbertheils bestimmt wird, 24 der Punkt der Richtungstinie, welche 2 Cent. mehr beträgt, als die 2 Drittheile der Schenkelbicke, wegen des Ueberstehens der Seite. Die Punkte 33 — 35 — 38 sind die drei Spitzen des Fond. Da der Punkt 24 bestimmt ist, so hat man ihn unten angesetzt, so daß die Richtungstinie gleichlaufend ist.

Wenn man von da ausgeht, so muß man rechnen, daß 24 um 4 Cent., innerhalb der Ferse sollen wurde, daß also die Seite der Ferse auf 28 gestellt werden müßte; hierauf wird auf 6 vorgestellt, wobei 2 Cent. Hocken sind. Wenn endlich das Vorbertheil gestellt ist, so würde man den Fersenumfang zu bezeichnen haben; wenn er 16 ist, so wird er die Seite des Vorbertheils treffen; ist er nur 14, so wird er 2 Cent. innerhalb liegen; in jedem Falle kann das Vorrücken der Seite mehr 4, oder weniger groß sein. Wenn man will, daß die

Digitized by Google

Richtungslinie auch am Hintertheil nach dem Faden gehe, so kann es sich treffen, daß die untere Ecke an der Seite vor- oder zurücktritt, je nach der Breite. Die Seitennaht höhlt sich um 2 C., in der Höhe des Knies. Das Obertheil der Seite tritt heraus; denn wenn man die Schenkeldicke als Grund age annimmt und auf der Seite keinen Rand läßt, so findet kein Zurücktreten Statt. Es ist hierbei zu bemerken, daß man das Hintertheil, um es in derselben Richtung zu lassen, gleichfalls fend vorstellen und folglich unten an der Seite Zeug für die Breite des Knies nehmen kann. Man hat die mögl chen Veränguugen angebracht, die nicht die ganze Richtung stören und die sich auf die bekannte Erfahrung stützen, daß man bei den meisten Menschen die Seite um 2 Cent. höhen und die Zwischennaht ganz gerade lassen kann. Hier ist am innern Knie nur 1 Cent. abgenommen; man könnte mehr abnehmen, wenn der Pantalon überall anschließen sein sollte.

Die Figuren 7 und 8 sind die Patronen einer Shawlweste: sie sind für eine regelmäßige Taille gemacht und für verschiedene Größen anwendbar. Die Construction wird durch die Ziffern erklärt und man hat nur zu bemerken, daß der Revers auf der Seite des Anfangs nicht sehr gerundet sein darf, weil er sonst den Shawl herabzieht. Der Kragen muß in dem Theile, welcher den obern Shawl ausmacht, etwas vom Revers getrennt sein; das Vorderstheil kann beim Aufgehen des Revers etwas gehalten werden und man kann im Halsloch einen Ausschnitt machen; auch im untern Vorderstheil wird ein Ausschnitt gemacht und so gestellt, daß er auf die Mitte der Tasche stößt. Das Hinterstheil kann auch einen Ausschnitt in die Länge haben, um den Fall in der Hüfte zu vermeiden. Im Uebrigen, was das Hinterstheil einer Weste zur Weite genießt ist, sei es im Aermelloch oder in der Mitte. Man kann also die untere Seite breiter halten und die Verengung durch einen Ausschnitt bewirken.

Die Figuren 9, 10 und 11 sind das Hinterstheil, Vorderstheil und der Schooß eines Fracks für einen regelmäßig gebauten Körper mit breiten Schultern. Dieser Bau ist bekannt und wir beschränken uns auf die Bemerkung, daß die Naht, weil die Seitenspitze 6 Cent. höhe hat, gehörig werden muß, so daß die Seiten sich ohne Widerstand entwickeln und die Taille in ihrer Stellung festhalten; wenn man sie nämlich um 2 Cent. länger setzt, so braucht man die Nähte nicht zu beseitigen, obgleich dies auch bei gar nicht verlängerten Taillen nicht nöthig ist.

Die Figuren 12 und 13, ein Hinterstheil und Vorderstheil mit langer Taille, sind nur gezeichnet, um daran zu erinnern, daß dieselben nicht genommen werden können, ohne die Seiten anzusetzen und den Hüften Weite zu geben. Die Schwierigkeit, welche man immer hierbei gefunden hat, besteht darin, daß die Vorderstheile durch die vorspringenden Hüften zurückgehalten werden und man muß stark anspannen, oder den Brustfischen gegenüber einen zweiten Ausschnitt machen.

Man wird bemerken, daß die Construction des Vorderstheils verkehrt ist, d. h. der Ausgangspunkt ist auf die Linie gesetzt, welche nach der Hüftenhöhung führt, und um die Hauptmaaße zu erkennen, ist nur hinzuzufügen, daß O — 24 die kleine Seite ist, O — 29 die große Seite weniger 1 C., O — 50 die Länge des Oberkörpers, wozu 6 C. gefügt werden müssen, die zum Halsloche gehören, was 56 macht.

Man kann, wenn man es vorzieht, auch nach dieser Art zeichnen, obgleich es angemessener ist, den Ausgangs- oder Nullpunkt oben in der Höhe der Achsel zu setzen.

Die Figuren 14 und 15 sind die Patronen einer geraden Weste; sie enthalten die Linien, welche die nothwendigen Maaße angeben; um die Stellung zu bestimmen, ist es nöthig: die Rückenlänge in Bezug auf das Vorderstheil bestimmen folgende Maaße: 1, der Bogen, 2, die Krümmung, dann 4 C. 3, die kleine Seite; hierauf wird das Vorderstheil mit der Oberlänge und der kleinen Seite bestimmt. Man bemerkt, daß die Länge des Oberkörpers, welche unten an dem Vorderstheil endigt, nicht mit dem Punkte des Bogens (Entfernung von der Mitte des Rückens bis zur Hüftenhöhung) zusammentrifft. Einige stehen vor, den Punkt des Bogens unten in der Seitennaht zu stellen, aber dann ist es nicht der Bogen, sondern die Breite des Vorderstheils, welches man mißt. Die Krümmung (Maaß vom obern Rücken nach den Hüften über die Schulter) hat erst einen Stützpunkt, wenn das Hintertheil gezeichnet ist; mit einem Worte, die Breiten können uns nöthigen, die beiden Stücke zusammen zu zeichnen und wir ziehen es vor, das man sie einzeln macht.

Die Figuren 16 und 17 sind die Patronen einer Reithose. Um nicht weitläufig zu werden, beschränken wir uns auf wenige Bemerkungen. Bei dieser Art von Pantalon bleiben die Theile nach innen und alle Verhältnisse des innern Vorderstheils bleiben. Die Erweiterung geschieht in der Seite; folglich hat man in dem Vorderstheile, Figur 16, auf der Seite 5 C. mehr gesetzt, als die Schenkeldicke; die Richtungslinie ist gleichfalls und mit dem Rande des Zeuges. Da nach innen (zwischen den Füßen) 8 Cent. Biegung sind, so würde dadurch in der Seite unten ein Verlust von 8 Cent. bedingt, das giebt alle ein unten breites Vorderstheil; aber die Seitennaht ist nicht vorgerückt und das Unterstheil des Pantalon ist an sich selbst breit. Bei der Seitennaht ist zu bemerken, daß jedesmal, wenn sie stark gerundet ist und ein Ueberschuß der Breite vorhanden ist, die Seite länger wird, als das Maaß; sie muß also ausgelassen werden und um es leichter zu machen, kann man zuerst das Vorderstheil oben mehr zusammen ziehen und es hierauf so einrichten, daß der Pantalon in einem Raume von 10 C. auf den Füßen anschließe. So kommt die Breite eben auf die Schenkel und man setzt in der That, daß wenn man 5 zugiebt, man auch 2 wegnimmt, da die Naht in der Höhe von 76 statt bei 86 aufhört. Uebrigens kann die ganze obere Seite zwischen 10 — 5 — 2 — 76 sich nach der Hüftenhöhung verändern, weil diese Veränderung nie vorn gemacht wird.

Um das Vorderstheil auf das Hintertheil zu legen, oder vielmehr die Figur 17 zu bilden, hat man dieselbe innere Breite (zwischen den Füßen) gerechnet, so daß die Richtungslinie, die auf 27 fällt und die Stelle des Absatzes bestimmt, dem Hintertheil eine falsche Stellung zu geben scheint, d. h. unten in der Seite hat man 4 Cent. Breitzeug und zwischen den Füßen 8 C. Biegung, wahrend der Innennaht gerade ist. Das ist aber nur auf der Zeichnung und auf dem Tuche kann man das Hintertheil anders stellen; dessen ungeachtet wäre es für die ganze Gestung dessen, wenn das Hinterstheil dieselbe Richtung behielte. Sobald das Hinterstheil gehöhlt wird, muß man die innern Spitzen verkleinern, damit die Oeffnung ihre Verhältnisse behält. Dabei wird die Hüftennaht enger; indessen geht sie nur 2 C. nach innen, weil man diesem Theile lieber etwas mehr Breite läßt, wie auch in der obern Seite eine gerade Linie zieht, als Fortsetzung des Vorderstheils. Denn wenn man statt eines Ausschnittes die Seite zurückhält, so wird dadurch auch die Weite durch die Nähte selbst zurückgehalten; in einem Reitpantalon muß diese Breite oder gleichmäßig vertheilt werden und besonders hinter den Schenkel fallen.

Modenerklärung.

1) Fracktock. Quarrirte weite Beinkleider. 2) Sommer-Zwirne 3) Kleid mit Volants. 4) Kleid mit zwei breiten ausgebogten Volants.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn **Aulorb**, in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heibig in Altenburg**.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IIII. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 1. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Das gebrochene Gelübde.

Bei meinen verschiedenen Besuchen in Italien habe ich es mir so viel als möglich angelegen sein lassen, meinen Reisen dadurch eine Abwechselung zu geben, daß ich jedes Mal einen andern Weg durch die Alpen nahm, und mich so mit den Schönheiten und Schrecknissen des Simplon, des Mont Cenis, des Splügen, des Stelvio, des St. Bernhard, des St. Bernhardino und des St. Gotthard bekannt machte. Wenn man mich nun gegenwärtig fragen sollte, welchen der drei letzteren — von englischen Reisenden am wenigsten frequentirten — Pässen ich den Vorzug geben würde, so würde ich kaum wissen, à quel Saint me vouer, doch glaube ich, daß der St. Gotthard den Sieg davon tragen würde, und zwar aus dem ächt weiblichen Grunde, weil mit meinen Wanderungen durch seine sublime Landschaft eine Art von romantischem Interesse verknüpft war.

Vor einigen Jahren kehrte ich aus Italien über den Theil der Schweiz zurück, welcher unter dem Namen Wilhelm Tells Land bekannt ist, und hatte den Uebergang der schon genannten riesigen Alp an dessen italienischer Seite bereits bewerkstelligt, als ein Zufall, der mein Fuhrwerk zwischen Ariolo und Giornico traf, mich einen ganzen Tag in letzterem Platze festhielt. Mit dem Wagen brechen, ohne die Aufregung der Furcht oder des Abenteuers; ihn gemächlich verlassen, um eine kurze Strecke Weges bis zur nächsten Station zu Fuß zu gehen und dort den Rest des Tages in dem schmutzigen Gasthofe einer langweiligen und schmutzigen kleinen Stadt zuzubringen, ist etwas so Gewöhnliches, daß ich schon daran dachte, wie ich mit meine Stunden bestens verkürzen wollte, als der Wirth zu mir sagte, daß er mit mit einem vortrefflichen Char — à — bank, oder wenn ich es vorzöge, mit einem sicher gehenden Pony dienen könnte, Falls ich das schöne Wetter benutzen und einen Ausflug machen wollte, um die schöne Landschaft des Berges in Augenschein zu nehmen. Er würde mir dazu einen der Zweifüßler, die in allen italienischen Gasthöfen mit il piccolo (der kleine Bursch) bezeichnet werden, gleichviel, wie alt oder wie groß sie sein mögen, so wie die gleiche Gattung in Irland von 27 — 75 Jahren unabänderlich der „Hausjunge" heißt, als Führer mitgeben.

Digitized by Google

Das war ein zu lockender Vorſchlag für Jemand, der von der Langenweile in ihrer kläglichſten Geſtalt bedroht war, um ausgeſchlagen zu werden und ſo trat ich denn, nachdem ich mich für den Pony entſchieden hatte, von einem tapferen Schildknappenzug zu Fuß begleitet, meine Wanderung an, und erklomm den Berg, auf in Zickzack laufenden Pfaden, bis ich nach einem anderthalbſtündigen Ritt einen Punkt erreicht hatte, der eine Ausſicht darbot, wie man deren nur auf der italieniſchen Alpenſeite zu ſehen bekommt. Drohende Felsſpitzen, brüllende Gewäſſer und düſtere Tannenwälder erhoben ſich in hehrer Verwirrung über uns, und wurden ihrerſeits von dem weißgrauen Gebirgskamm überragt, an welchem ein Nebelkranz gleich einer Guirlande von Maradoutsedern hing.

Ein wenig weiter vor, ſagte mein Führer, auf einer grüne Plateform zeigend, von welcher wir durch einen reißenden Strom getrennt waren, werden Sie die ſchönſte Ausſicht von der Welt genießen.“ Ueber dieſen Strom war eine rohe ſteinerne Brücke geſchlagen, in deren Mitte eine der kleinen maleriſchen Capellen ſtand, wie man deren ſo viele auf den Heer- und Nebenſtraßen von Italien zu ſehen bekommt, und deren Wände in der Regel mit Frescobildern von Heiligen oder Madonnen geſchmückt ſind, auch wohl mit einer Furcht erweckenden Zeichnung der Qualen des Fegefeuers, um den des Weges ziehenden Reiſenden zu einem Gebete für die Seelen derjenigen zu ermahnen, welche die Sünden darin büßen müſſen. Die hier in Rede ſtehende Kapelle war jedoch nur weiß angetüncht, und weniger darauf berechnet, die Einbildung, als vielmehr die Mildthätigkeit der katholiſchen Verehrer anzuſprechen. Als ich langſamen Schrittes an ihr vorüberritt und mein Führer ſich ehrerbietig bekreuzte, wurde meine Aufmerkſamkeit von dem kleinen Häuschen auf eine alte Frau gelenkt, die auf einem Steine vor demſelben ſaß, und, indem ſie ihre dürre Hand nach mir ausſtreckte, im bittenden Tone ſagte:

„Im Namen der santissima Madonna, der Mutter Gottes, reichet mir eine milde Gabe für das Seelenheil meines armen Sohnes Antonio!“

Sie war mit zu vieler Rückſichtnahme auf Sauberkeit und Behäbigkeit gekleidet, um für eine gewöhnliche Bettlerin zu gelten, doch ließ der Ton und die Geberde, mit welcher ſie ihr Verlangen wiederholte, keine Mißdeutung zu.

„Guten Morgen, Mutter Cecca, ſagte meine Piccolo zu ihr: „Habt Ihr heute ſchon reichlich bekommen?

„Leider nein, erwiederte ſie, tief aufſeufzend; nichts, gar nichts.“

Ich reichte ihr einen Zwanziger hin, worüber ſie eine kindiſche Freude zu haben ſchien, und ſetzte meinen Weg zur Plateform fort, von wo aus ich auch in der That einer reizenden Ausſicht genießen ſollte. Wie entzückt ich auch darüber war, konnte ich mich doch der Erinnerung an die alte blinde Bettlerin auf der Brücke nicht entſchlagen, und ſagte endlich zu dem Piccolo:

„Wie geht es zu, daß bei Euch zu Lande die Bettler beſſer gekleidet einhergehen, als die Landleute? Die alte Frau, welche dort bei der Capelle um Almoſen anſpricht...

Ohol unterbrach er mich, ſie iſt keine Bettlerin, die arme Cecca, ſie iſt eine Irre!

Nun war meine Neugier angeregt, und ich richtete eine Menge Fragen an ihn: er wußte mir aber weiter nichts zu ſagen, als daß er glaube, ſie ſei über den Verluſt ihres einzigen Sohnes verrückt geworden; dies ſei eine ſehr traurige Geſchichte, doch wiſſe er nicht viel davon, weil ſie ſich vor ſeiner Geburt zugetragen habe, aber der Padrone, der könne ſie an den Fingern abzählen, und ſie geben, als ob ſie gedruckt wäre, den ſollte ich nur darum anſprechen, wenn ich wieder zu ihm zurückgekehrt wäre.

Ich verfehlte nicht, mir dieſen Rath zu merken, und als ich in das Wirthshaus zurückkehrte, war in Wahrheit meine Neugierde ſtärker, als mein Hunger. Nichts deſto weniger machte ich mich zuvörderſt an das Mahl, und als endlich der Wirth ſichtbar wurde, ſo becomplimentirte ich ihn erſtens über die Vortrefflichkeit ſeines italieniſchen Eſſens, pries dann die Schönheiten ſeines Dorfes und ging dann allmählig zu der Erwähnung der Brücke, der Capelle und der alten blinden Frau über. Kaum hatte ich ihrer gedacht, ſo nahm er, um deſto mehr Effect zu machen, eine redneriſche Stellung an und brach in die Worte aus: Es iſt eine klägliche Geſchichte, aber Sie hätten ſie, wie ich, aus dem Munde der alten Cecca ſelber hören ſollen!

„Und wer iſt dieſe alte Cecca?“ fragte ich.

Sie war die Mutter von Antonio, antwortete er und einſt die glücklichſte der Frauen im ganzen Lande; — und Antonio, fuhr er haſtig fort, um einer abermaligen Unterbrechung durch mich vorzubeugen, war ihr einziger Sohn. Ich habe ihn recht gut gekannt, denn wir waren aus einem Dorfe und Freunde bis zu ſeinem Todestage. Er war der ſchmuckeſte junge Mann, den man ſehen konnte, der fröhlichſte, ſorgenloſeſte Burſche des ganzen Diſtricts; er excellirte in allen

Digitized by Google

Leibesübungen, und überaus alle seine Kameraden im Scheibenschießen, im Ringen, im Wettlaufen, und im Tanzen auf dem Rasen des Dorfes. Was aber noch weit mehr werth ist, es war auch der beste der Söhne, der treueste Freund. Außer diesen persönlichen Vorzügen war er auch nicht übel an Glücksgütern bedacht: sein Häuschen war eins der niedlichsten im Dorfe, und der schmucke Obstgarten um dasselbe her, so wie ein Wäldchen von Wallnußbäumen, das den linken Arm des Flusses beschattete, gehörten ihm. Kurz er besaß Alles, um recht glücklich zu sein, wurde aber dennoch der unglücklichste Mensch auf Erden. Er verliebte sich in ein junges Mädchen, von welchem ich Ihnen nun erzählen will, und von da ab war es aus mit seinem Frieden, war ihm sein Urtheil gesprochen.

Theresina war die Tochter eines Hirten im Dienste des reichen Possidente (Gutsherrn) von Antonios Dorf, und war unter keinen höheren Ansprüchen aufgewachsen, als die Schaafe auf dem Abhange des Berges zu hüten. Sie war ungebildet, aber über alle Beschreibung schön, weiß wie eine Lilie, frisch wie die wilde Rose, die unter unsern Felsen blüht, mit Augen, die wie Sterne funkelten, und einem Lächeln, das einem das Herz bestrickte, ehe man sich davor hüten konnte. Aber ach! ein schönes Gesicht, wenn nicht auch mit Herzensgüte, mit edlem Gemüth gepaart, ist eine verderbliche Gabe für die, welche sie haben, und noch mehr für die, welche sich durch ihre Reize zur Liebe verlocken lassen. Theresinas Herz spiegelte sich nicht in ihrem schönen Gesichte ab. Schade, daß es nicht so war, denn dann wäre viel Unglück vermieden worden! Sie war launig, eräg, eitel, kaltherzig und vor allen nach höhern Dingen erachtend; sie war nicht geschaffen, um die Tochter eines gemeinen Mannes zu sein, denn sie mochte nicht arbeiten und verstand auch nichts vom Hauswesen. Ihr ganzes Dichten und Trachten lief darauf hinaus, sich zu putzen und sich in einer für ihren Stand viel zu elegannten Weise zu kleiden.

Antonio war mehr, als irgend ein Anderer, von ihren Reizen gefesselt worden; auch streifte er Morgens und Abends um ihre Hütte herum, oder ging ihr ins Gebirge nach, um zwischen den Wallnußbäumen, oder von dem Rande einer Quelle aus, wo sie die Mittagsstunden im Nichtsthun zuzubringen liebte, einen Blick von ihr zu erhaschen. Zuweilen fand sie dort die schönsten Blumen für sie hingelegt, oder auch ein Körbchen mit den schönsten Früchten, welche die Jahreszeit mit sich brachte; wenn ihre Lämmer sich verlaufen hatten, so trieb Antonio sie ihr wieder zu, und wenn sie einer ihrer ländlichen Lieder sang, so accompagnirte er mit seinem Flageolett von Weitem mit einer Treue und einem Ausdrucke, wie sie ihm nur die Liebe hatte lehren können.

Fortsetzung folgt.

Eine Wette.

Zwei junge Männer, Freunde, die einander längere Zeit nicht gesehen hatten, trafen zufällig auf einer Reise in Dresden zusammen. Der Ort ihres Zusammentreffens war die bekannte, berühmte Brühlsche Terrasse und es war eben an einem himmlischen sonnenlichten Maimorgen, wo die sächsische Königsstadt ihren Beinamen „Elbflorenz" alle Ehre macht. Aber eben an solch schönen Maimorgen ist die Terrasse am wenigsten besucht, denn die Fremden besuchen um diese Zeit die Gemäldegallerie, die Bibliothek, das Naturallien- und Historische Kabinet, und die Dresdner selbst, da ihnen die Restauration auf der Terrasse zu theuer ist, sitzen in der Stadt in den Bierstuben und treiben Politik. So war es denn, daß außer unsern beiden jungen Freunden auf dem Platze vor der Restauration nur noch ein Herr in einem einfachen, schwarzen Oberrocke ihnen gegenüber, an einem jener kleinen Tische, die ausdrücklich nur für eine Person bestimmt sind, Platz genommen hatte. Wie junge, frohe, unbefangene Männer es lieben, sprachen unsere Freunde laut genug, daß der Herr im schwarzen Oberrock es, ohne zu lauschen hören konnte, was sie sprachen. Der Eine von ihnen, Albert, war seit kurzem verheirathet, der Andere, Bernhardt, stand im Begriff, in Kurzem mit einer jungen, schönen und reichen Dame sich zu vermählen!

Aus dem Gespräche der jungen Männer ging hervor, daß Beide in früherer Zeit große Scheu vor einer Heirath getragen hatten. Sie scherzten darüber; Albert pries sich glücklich im Besitz eines herzigen, einfachen Weibchens, und Bernhardt äußerte, er hoffte, mit seiner Emilie nicht minder glücklich zu werden, obgleich sie für die große Welt erzogen sei.

— „Ich selber," schloß er, „muß in der großen Welt leben, ein Haus machen, und mich allen Anforderungen fügen, die meine Standesgenossen an mich zu machen berechtigt sind, da paßte das liebenswürdigste edelste Mädchen nicht für mich, wäre es in einer andern Sphäre erzogen, für andere Verhältnisse gebildet. — Auf Reichthum sah ich nicht bei meiner Wahl daß meine Frau ihn besitzt, ist Zufall; meine Wahl ward durch ihr Herz, ihren Geist und ihre Tugend be-

Digitized by Google

ſtimmt, und bin ich feſt überzeugt, Geiſt und Tugend meiner Emilie würden jede Probe ſiegreich beſtehen, jeder Verführung trotzen.

— Jeder gewöhnlichen gewiß! ſprach der Mann im ſchwarzen Oberrock, halblaut wie vor ſich hin, und lächelte dabei ſeltſam.

Bernhardt ſchaute ihn ſcharf an und fragte:

„Darf ich fragen, mein Herr, wie das gemeint iſt?"

Der ſo Angeredete, wie wenn er ſich plötzlich beſänne, ſtrich mit der flachen Hand übers Geſicht und erwiederte dann lachend:

— „Da bin ich denn einmal wieder meiner abſchreulichen Gewohnheit: laut zu denken, gefolgt — aber Sie verzeihen, meine Herren, ich war wirklich in Gedanken, und habe, was Sie ſo laut verhandelten, ohne es zu wollen, gehört, und Ihre letzten Worte berührten gerade einen Punkt, in welchem ich leider mehr als gewöhnliche Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte.

— Sie würden uns ungemein verbinden, meinte Bernhardt etwas gereizt, wenn Sie uns Einiges aus dem Schatze Ihrer Erfahrungen mittheilen wollten.

„Die Erinnerung daran," entgegnete der Fremde, iſt für mich keine ſehr erfreuliche, Sind aber will ich Ihnen mittheilen: es iſt das Reſultat, daß dem tugendhafteſten Weibe ſo wenig als dem Nichttugendhaften zu trauen iſt, um keine Handbreit mehr! Es giebt eine Art der Verführung, der Keine widerſteht, Keine! und wäre es das Weib des beſten, gelehrteſten Mannes!

„Herr," rief Bernhardt aufſpringend, „das iſt eine Behauptung, welche ich als der Verlobte eines edeln, wahrhaft tugendhaften Mädchens nicht dulden darf! Widerrufen Sie ſelbe, ſonſt müßte ich Genugthuung von Ihnen verlangen. Kein Mann von Ehre, der um ein edles Mädchen wirbt, läßt ſo das ganze Geſchlecht, dem die Geliebte angehört, beleidigen.

„Widerrufen!" verſetzte der Fremde ruhig „könnte ich nicht, ohne mich ſelbſt zum Lügner und Verläumder zu ſtempeln; was ich auch ſprach — ich ſagte es Ihnen vorher — iſt das Reſultat theuer erkaufter, bitterer Erfahrung. Sie ſehen doch, ich bin kein Jüngling mehr.

„Nein, wahrhaftig nicht! lachte Bernhardt ſpöttiſch.'

„Auch," fuhr der Fremde fort, auch bin ich durchaus nicht ſchön — im Vergleich zu Ihnen ſogar häßlich — und — nicht wahr? Ihre Braut hat Ihnen doch geſagt, daß ſie Sie liebe?

Roth vor Aerger und Zorn verſetzte Bernhardt:

„Allerdings, mein Herr! Das hat ſie mir geſagt."

„Und ich ſage Ihnen," fuhr der Fremde zu den beiden jungen Männern gewendet, fort, ohne der Tugend Ihrer Frau Gemahlin und Ihrer Fräulein Braut im Geringſten nahe treten zu wollen: daß ich — ich ſelbſt Ihre Gattin und Ihre Braut in kürzerer Zeit, als Sie gebraucht haben, die Herzen derſelben zu gewinnen, Beide verleiten würde, mit mir als ihrem Geliebten zu fliehen.

„Das iſt ſtark!" rief Albert.

Bernhardt jedoch, aufs Höchſte erbittert, rief:

„Es iſt nur gut, mein Herr! daß Sie nicht nach Art der Engländer mit eine Wette angeboten haben, ich hätte ſonſt, um der Ehre meiner Braut willen, darauf eingehen müſſen.

„Ich bin zu jeder Wette bereit, erklärte der Fremde, und habe dabei keine andere Bedingung, als daß Sie, Herr Bernhardt, mich Ihrer Braut und deren Aeltern vorſtellen.

„Ich werde kein Thor ſein, verſetzte Albert, und mir ſelber das Verderben ins Haus bringen. Ich will dem Himmel danken, wenn es mir nicht ungerufen kommt. Möglich iſt Alles!

„Sie haben Recht, Herr Albert!

„Ich aber, rief außer ſich Bernhardt, ich ſetze 1000 Louisdor als Wettpreis! — halten Sie dieſe?

„Ich halte ſie."

Vergeblich war alles Mühen des ruhigen, vernünftigeren Albert, die Wette wurde geſchloſſen. — Der Herr, mit welchem Bernhardt die Wette einging, nannte ſich Reinhold, und erſchien in Allem, wenn auch elegant und geblidet, ſehr einfach und ſchlicht, durchaus nicht als Mann aus der großen Welt, und Bernhardt würde über ſeine Wette und die Zuverſicht des Mannes gelacht haben, wäre nicht auch ihm momentan etwas in dem Weſen des Mannes entgegengetreten, was er ſich nicht zu benennen wußte, das ihm aber in demſelben Grade imponirte, als es ihn frappirte. Beide Männer unternahmen die Reiſe nach B., wo Bernhardts Braut lebte, und ſeltſamere Reiſegefährten mag es ſemals ſchwerlich gegeben haben. Bernhardt konnte ſeine innere Aufregung nicht verbergen. Reinhold war ruhig und unbefangen. Als ſie in B. anlangten, ſtiegen Beide in einem Gaſthofe ab und hier ſprach Reinhold zu ſeinem Begleiter:

„Ich bitte Sie, daß Sie mich jetzt ruhig anhören! Sie werden es nicht läugnen, denn Ihr Benehmen verräth es zu deutlich, daß Sie unſere von Ihnen in zorniger, und wie ich zugeben will, gerechter Aufwallung eingegangene Wette längſt bereut haben. Das mache Ihrem Herzen Ehre; denn gewiß iſt es eben ſo wenig edel als es klug iſt, ein geliebtes Weſen der Gefahr ent-

Digitized by Google

gegen zu führen. Wohlan! laſſen Sie unſere Wette ungültig ſein; ich bin es zufrieden.

Bernhardt kämpfte einige Minuten mit ſich, dann aber ſprach er ſtolz:

„Ich nehme nie ein gegebenes Wort zurück und eben ſo wenig gebe ich eine Wette auf, die ich ſelbſt in Vorſchlag brachte; übrigens glaube ich, meine Braut und mich ſelbſt genug zu kennen, um hoffen zu dürfen: nicht ich werde unſere Wette verlieren.

„Hoffen Sie das nicht! entgegnete Reinhold ſehr ernſt: ich bin ein geborner Verführer! — Sie lachen? Ich verſichere Ihnen, die Sache iſt ganz und gar nicht lächerlich! Es giebt Männer, zu denen jedes Weib, ohne Ausnahme, mit magiſcher Kraft ſich hingezogen fühlt, ſo daß ſie nicht widerſtehen kann — Dämoniſche Naturen, welche nie ein Weib für mehr hielten, als was es iſt, ſelbſt nicht das Weib ihrer erſten einzigen Liebe. Eine ſolche Natur bin ich — hätt' ichs gewollt, ich hätte Unendlich viel Böſes thun können; ich wollte es nicht, und ich ſage es Ihnen vorher, nicht Ihre Braut ſoll das Opfer Ihrer Unbeſonnenheit werden. — Sie ſelbſt würden es endlich ſein; fordern Sie daher die Dämoniſche Gewalt nicht heraus, Sie würden auf jeden Fall im Kampfe unterliegen.

„Herr," rief Bernhardt mit Grimm, Sie mögen nun ein mit fixen Ideen behafteter Narr ſein, oder wirklich, wie Sie ſagen, eine dämoniſche Natur — unſere Wette gilt,ſoll und muß gelten; kann meine Braut um Ihretwillen mich vergeſſen, kann ſie mir treulos werden, um Ihrer Dämoniſchen Natur willen, ſo mag ſie es haben, ich verliere dann nichts an ihr.

Reinhold lachte laut und entgegnete:

„Sie unterſchätzen die Frauen eben ſo, als Sie ſie überſchätzen! Es giebt Keine, über deren Verluſt wir nicht Grund fänden, uns zu tröſten! Keine, an der wir, nannten wie ſie einſt die Unſeige, nicht viel verlören, höre ſie auf, die Unſre zu ſein. Doch Sie bekehren, ehe Sie ſelbſt dies an ſich erfahren haben, wäre vergebliche Mühe; gut denn, es bleibt bei unſerer Wette, wenn Sie mir nochmals feſt geloben, alle Bedingungen derſelben genau zu halten. — Nie darf Ihre jetzige Braut erfahren, daß ſie der Gegenſtand einer Wette war! Ich kenne ſie noch nicht, ſie iſt mir noch völlig gleichgültig, gefällt ſie mir bei perſönlicher Bekanntſchaft nicht, ſo ſtehts bei mir, die Wette zu verlieren,„gefällt ſie mir aber, ſo lade ich ſie binnen heute und 6 Monaten als Gaſt zu meiner Hochzeit. — Brechen Sie Ihr Wort..."

„Keine Drohung!" fiel Bernhardt ſeinem ſeltſamen Nebenbuhler ein; ich halte mein Wort in allen Punkten, auch Sie werden es, und nicht etwa ſich eines unedlen Mittels bedienen, meinen Charakter bei Emilien zu verdächtigen!

„O! wie wenig kennen Sie die Frauen!" rief Reinhold. Durch eine ſolche Nichtswürdigkeit würde ich Emilien von mir entfernen und Ihnen ihr Herz erſt zuwenden, und ich gebe Ihnen die Waffe wider mich in die Hand, wenn ich Ihnen rathe: ſchildern Sie mich Ihrer Braut als den vollkommenſten, edelſten, geiſtreichſten Mann.

„Das werde ich wohl bleiben laſſen! dachte Bernhardt.

Reinhold wurde in dem Hauſe der Eltern der Braut Bernhardts durch dieſen ſelber eingeführt und Bernhardt, als Emilie ihm freudig um den Hals flog, und den Fremden kaum zu beachten ſchien, hätte ſich ſelber um ſeiner früher empfundenen Furcht willen verſpotten mögen, und lachte heimlich über ſeinen Gegner. Dieſer aber hatte ſich ſchnell bei der Mutter in Gunſt zu ſetzen gewußt und überraſchend kam es allerdings unſerem jungen Freundt, daß die Mutter, nachdem Reinhold ſeinen Beſuch beendet hatte, der Tochter zurief:

„Nein, Emilie, ein ſo merkwürdiger Mann iſt mir noch nicht vorgekommen!

Emilie hatte mit Herrn Reinhold kaum drei Worte gewechſelt, der Ausſpruch der ſonſt ſo kritiſchen Mutter machte ſie auf ihn aufmerkſam und ſie beſchloß dahee, das nächſte Mal ihn ſcharf zu prüfen.

Reinhold beſtand die Prüfung vollkommen, er beſaß im hohen Grade die Gabe zu unterhalten, anzuregen und — ohne daß es ſchien, als beabſichtigte er es im mindeſten — zu belehren. Emilie war entzückt von ſeiner Unterhaltung, ſprach dieſes unbefangen gegen ihren Bräutigam aus und dieſer == wurde verſtimmt und wortkarg.

Bald war Reinhold der tägliche Gaſt der Eltern Emiliens, er ſuchte dieſe nie auf, aber ſo oft ſie ihn anredete, hatte er immer eine freundliche Antwort, durch die das Mädchen veranlaßt wurde, das Geſpräch fortzuſetzen und bald war die Unterhaltung im vollen Gange und der Zauber deſſelben war für Emilien ſo, daß ſie oft, wenn ihr Bräutigam durch ſein Kommen ſie unterbrach, ſich wirklich geſtört fühlte, und ſich mühen mußte, gegen den Verlobten eine Freundlichkeit zu erzwingen, die von dem Eiferſüchtigen nur zu bald als erzwungen erkannt wurde. Bernhardt beging endlich die allergrößte Thorheit, die ein junger Mann in ſolchen Fällen bege-

Digitized by Google

hen kann, er lieh seiner bösen Stimmung, seiner schönen Braut gegenüber Worte — Worte, die Emilien um so mehr verletzen mußten, als sie durchaus über ihre Neigung zu Reinhold noch gar keine Rechenschaft zu geben wußte, mithin sich frei von aller Schuld wußte. Es war zum ersten Male, daß das Liebesgäschen miteinander stritt und Emilie war selbst zu geistreich und liebenswürdig, um nicht zu erkennen, daß ihr Verlobter in diesem Streite weder besonders geistreich noch liebenswürdig sich gegeben habe.

Bernhardt entfernte sich nach kurzem, kühlen Abschiede und Reinhold erschien. Er bemerkte das Wölkchen auf Emiliens Stirn und ahnete, was vorgefallen sei, hütete sich aber weislich, davon zu reden, war aber unterhaltender, liebenswürdiger und unbefangener denn je, so daß Emilie bald wieder guter Laune ward. Das wiederholte sich einige Mal und endlich war es Emilie, die ihrem „Freunde" entdeckte, wie sie von ihrem Verlobten gequält würde und um wessen willen.

Reinhold beklagte seinen Freund, nahm sich aber warm seiner an, indem er behauptete, die Eifersucht desselben sei nur ein Beweis, wie sehr er den Werth Emiliens zu schätzen wisse, und deshalb in beständiger Angst schwebe, sie zu verlieren, gleichviel auf welche Weise — denn sonst würde es außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen, auf ihn (Reinhold) eifersüchtig zu sein. Und bei dieser Gelegenheit hob Reinhold alle guten Eigenschaften Bernhardts hervor und schloß damit, wie würdig er sein werde, die Liebe eines Mädchens wie Emilie zu besitzen, auch meinte er lächelnd, wird sich mit den Jahren seine Eifersucht verlieren.

„Wie meine Jugend und mein bischen Schönheit! bemerkte Emilie.

Reinhold sah sie ruhig an und sagte:

„Ich denke zu gut von Bernhardt, um zu glauben, er liebe Sie nur um dieser beiden Eigenschaften willen, die hundert Andere im gleichen Grade besitzen.

Das war im Grunde eine Grobheit, Emilie aber machte dem, der sie gesagt hatte, ein Kompliment, indem sie entgegnete:

„Sie beurtheilen meinen Verlobten nach Ihnen — er ist aber nicht so.

„Nein, er ist viel besser!" sprach Reinhold ruhig.

Emilie sah ihn staunend an.

Unterdessen hatte Bernhardts Unmuth den höchsten Grad erreicht, und schon am nächsten Tage kam es zu einer heftigen Scene, wo er die Thorheit beging, auf Reinhold zu schmähen und seinen Charakter anzugreifen. Emilie hörte ihn ruhig an und er wiederte fast nichts, versuchte auch gar nicht, Reinhold zu vertheidigen, dessen Charakter und ganzes Wesen sie aber in diesem Augenblick doch über Bernhardts Charakter stellte.

Bernhardt rief endlich außer sich:

„Und wenn Sie vielleicht glauben, er liebe Sie, so irren Sie sehr, ich weiß es gewiß, daß er in einem sehr intimen Verhältniß zu Frau von F. steht.

Emilie wurde roth und blaß, denn Frau von F. war die verrufenste Kokette der Stadt, aber schön und geistreich und wohl im Stande, einen Mann zu fesseln — aber auch Reinhold? — der war doch kein gewöhnlicher Mann.

Bernhardt tobte sich aus und verließ seine Braut, völlig mit ihr und sich selbst zerfallen.

„Bernhardt ist ein Verläumdert!" rief Emilie, als der Bräutigam von ihr geschieden war. Nimmermehr kann ein Mann, wie Reinhhod, ein Weib wie die Frau von F. lieben — nein! lieben kann er sie nicht — aber — sie stübte das Haupt sinnend in die Hand.

Muß ich meinen schönen Leseinnen erst verrathen, was in ihrem Herzen vorging? — Thörichter Bernhardt!"

Nach zwei Monaten hatte Reinhold seine Wette gewonnen, buchstäblich gewonnen, denn die schöne Emilie hatte sich von ihm entführen lassen und kehrte als seine Gattin, und wie sie selber erst zu ihrem großen Erstaunen bei der Trauung erfuhr, als Gräfin von O—k zurück, nachdem ihre Eltern, von Allem in Kenntniß gesetzt, ihr längst verziehen hatten.

„O Herr Graf!" rief Bernhardt, als er mit diesem zusammentraf, Sie hatten in Allem nur zu Recht, aber sagen Sie mir jetzt auch, worin bestand Ihre Verführungskunst, Ihre Dämonische Gewalt meiner Braut — Ihrer Gattin gegenüber?

„Darin", versetzte lächelnd der Graf, daß ich ihr nie andres, denn als Mann erschien, ihr so imponirte und endlich — Sie eifersüchtig werden ließ.

Miscellen und Anecdoten.

Ein ditmarscher Teil. Heinrich Schmidt erzählt in dem eben erschienenen ersten Bande seines „Schleswig-Holstein," auch die Geschichte von einem Teil, die mit der schweizerischen Sage im Ganzen große Aehnlichkeit hat und nur einen andern Ausgang nimmt. Im Kampfe des Dänenkönigs

Digitized by Google

Chriſtian I. mit den kräftigen Bauern im Ditmarſchen zeichnete ſich nämlich ein gewiſſer Henning Wulf aus, der beſte Armbruſtſchütze weit und breit, den der König ſelbſt höhnend den ditmarſchen Bauerkönig nannte. Das Gehöfte Wulfs wurde von den Dänen beſetzt. Da führte die Frau des ſtolzen Bauern ihre Mähre und Töchter in die Scheune; ſie häufte das Stroh um ſich her, zündete es an und fanden ſämmtlich ihren Tod in den Flammen. Henning ſelbſt mit ſeinem Sohne Eckart fiel dem Könige in die Hände, der ihn zum Tode durch den Strick verurtheilte. Als aber Chriſtian von der Schießfertigkeit des Alten hörte, verſprach er ihm das Leben zu ſchenken, wenn er einen Apfel von des Sohnes Haupt ſchieße. Henning Wulf ſchoß und traf den Apfel, aber ehe Eckart zum Vater zurücklief, hatte dieſer den zweiten Pfeil aufgelegt; er drückte ab und Eckart ſtürzte zum Tode getroffen, ohne einen Laut zu Boden. „Ruhe neben Mutter und Schweſter!“ rief Henning Wulf.

Der König ſchrak heftig zuſammen und ſagte: „Das wagteſt Du in unſrer Gegenwart?

„Ich habe gezeigt, daß ich ſchießen kann,“ ſprach der Bauer. „Du hätteſt meinen Sohn hingeſchlachtet wie mich, denn Du darfſt keinen vom Stamm des Henning Wulf leben laſſen, wollt Du ruhig ſchlafen, und Odins Rache ſollen mein Fleiſch und Blut nicht martern. Jetzt iſt er ſchmerzlos von Vaterhand geſtorben.“

König Chriſtian ſetzte dem Pferde die Sporen ein und ſagte: meines Roſſes Hufe ſollen den Kindesmörder zertreten.“

Aber Henning Wulf entriß dem ihm zunächſtſtehenden Knappen das Gürtelmeſſer und ſtieß es ſich in das Herz. „Weite zu, König, ich ſterbe der Freiheit!“

„Auch aus dem Wahne will ich Dich reißen,“ ſprach der König mit Donnerſtimme. „Dein Land ſei das erſte, das ſich der Knechtſchaft beugt. Mit harten Frohnden und ſchwerem Zins will ich es belegen und Königsland ſoll es heißen für ewige Zeiten.“

Und Königsland heißen jene Aecker bis zur heutigen Stunde.

Leſefrucht. Die deutſchen Jungfrouen (ſagt der jovialle Stolle in ſeinem Doeſb.) ſind ſchlimm daran, wenn ſie ſich in einen Stand mit deutſchem Namen verlieben wollen, denn alle Stände, worin ſich deutſche Jungfrauen gewöhnlich zu verlieben pflegen, führen fremdländiſche Namen. So iſt z. B. „Actuarius“ beim Lichte beſehen ein ſchauderhafter Name, noch ſchauerlicher als ſein Amt. Wenn nun vollends der Actuarius heirathet, ſo weiß man gar nicht, wie man der ſchönen Ehehälfte beikommen kann, ich meine mit dem Namen. „Frau Actuarius?!“ Hier bekommt jeder Studiermachergeſelle, und wenn er's in ſeinem Leben auch nur bis zur Declination von „populus“ gebracht hat, das kalte Fieber. Vor allen Dingen, ſoll unſere claſſiſche Bildung nicht mit Füßen getreten werden, müßte es heißen „Frau Actuaria“?! aber wer ſpricht Frau Actuaria? Ich habe zwar das Wort auch verdeutſchen hören. Der Oberfiſch-fuchs-froſch-vogelſängermeiſter zu Zippelhauſen nennt z. B. die wohlbeleibte Gattin ſeines Actuarius, „Frau Actuariusſin.“ Uebrigens mag bei den unverheiratheten Actuarien der unverkennbare Eindruck auf die jungen Damen wohl daher kommen, weil ſich auf das lateiniſche Wort actuarius das deutſche Wort „Kuß“ reimt. Noch dieſem grünt und blüht für die deutſchen Jungfrauen vor Allem das weithin wohnende Geſchlecht der Herren Lieutenants. Hierauf das weltverzweigte Geſchlecht obengedachter Herren „actuariorum“ alsdann das nicht minder ergiebige Geſchlecht der Herren referendariorum“. Nun kommen die wahren Jakobs, die den armen Mädchen das Herz ſchwer machen, ich meine die Herren studiosi philosophiae, theologiae, medicinae, chirurgiae, juris utriusque, ſo wie die zahlreichen Herren studiosi nullinque. Auf ſie folgt in ſchönſten Werkzeugen, in Fracks à la Jenny Lind und Coupé's à la Fanny Cerito das dieret von den Phönixiern abſtammende Geſchlecht der Herren „Commis“. — Allerdings giebt es noch einen recht liebenswürdigen Stand mit deutſchem Namen in Deutſchland, — ich ſehe hier im Geiſte alle blau-, ſchwarz- und braunäugigen Mädchen mit freundlich zublinzeln, — ich meine die Keime unſrer künftigen Helden, das freundliche Geſchlecht der Junker und Jährdrche; — aber wie lange dauert die deutſche Herrlichkeit, und der Junker und Jährdrich wird zum Lieutenant. Sogar wenn wir auf die erſten Staffeln der liebenswürdigen Stände zurückgehen, finden wir nichts als fremdländiſche Namen; wir ſtoßen auf die hoffnungsvollen Geſchlechter der Gadet, Académiſten, Pressſten, Gymnaſiaſten ꝛc. — Da lobe ich mir unſeren deutſchen Handwerksſtand; der, obſchon er ſich von manch thörichtem Einfluſſe der höhern Stände nicht ganz frei gehalten, doch wenigſtens ſeine Mutterſprache größtentheils erhalten hat. Der hat noch ſeine Lehrlinge, Geſellen und Meiſter; da giebts noch Schuhmacher, Tiſchler, Schloſſer, Töpfer, Gerber, Müller, Schmiede ꝛc. Nur die Schneider höhlt in manchen Städten der fremdländiſche Bock und ſie ſchreiben ſich tailor, tailleur ꝛc. Kurz, mit dem Handwerksſtande mag's gehen; aber ſobald das unerforſchliche Geſchlecht der Herren Honoratioren ſeinen Anfang nimmt, iſt mit de vaterländiſchen Berufsnamen alle. Da giebts nur noch dies „oren“, „toren“, „ire“ und „töre“. Aber nur bei den „toren“ ſtehen zu bleiben, giebts Direc-, Conrec-, Subrec-, Inſpec-, Profec-toren; ferner Calcula-, Regiſtra-, Examina-, Ausculta-, Informa-toren; ferner Paſ-, Rec-, Fac-, und das Hauſchreckenher der Doctoren. Beim deutſchen Theater giebts Sonſt-, Feſt- und Regiſſeure, ein Amt, das manchmal von ein und derſelben Perſon verwaltet wird.

Schießbaumwolle in Indien. Die engliſche Regierung ſchickte ihrem kommandirenden General in Indien eine Probe von Schönbeins Schießbaumwolle in einem Briefe. Es war eben große Raſtet bei dem General, als der Brief ankam. Mit Erſtaunen las man, was für eine Wirkung dieſe Baumwolle hervorbringen ſoll: Alles war in geſpannter Erwartung. Der General aber meinte, erſt ſolle man das Mittagsmahl vorüber gehen laſſen, und dann das Experiment machen. Erlegte den Brief unter ſeinen Teller. Der Bediente brachte bald die Suppe und kaum hatte der General ſeinen Teller voll erhalten und denſelben auf den Brief geſtellt, als plötzlich eine Exploſion auftrachte: der Teller flog in Stücken auseinander und die Suppe dem General in das Geſicht. Wäre eine Bombe in das Zimmer gefallen, ſie hätte keinen größern Schaden verurſachen können. Als man ſich wieder davon erholt hatte und der erſchrockene General zur Beſinnung gekommen war, warnen ſeine erſten Worte: „Der Teufel hole den Schönbein!“

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Der Herbst kommt heran und mit ihm erscheinen einige Moden, welche die Wintermonate gedeihlicher erwarten helfen. Indeß sind diese Moden von keiner besondern Bedeutung. Die Hüte und Capoten von Tülle oder Krepp werden mit Spitzen belegt; die Stoffe, die man trägt, sehen weniger leicht und bunt aus und die Spitzenshawls wie die meisten Mantillen werden sehr häufig durch Cosmetics und wärmere Ueberwürfe ersetzt. Der Flittersand triumphirt trotz seiner Höflichkeit und findet seine Entschädigung jetzt in den Stunden Morgens und Abends. Daß man auf die seidenen Stoffe wieder aufnehme, können wir nicht sagen, da sie gar nicht abgelegt worden sind. Was den Schnitt der Kleider betrifft, so bleibt er so ziemlich derselbe wie bisher, bis auf die Veränderungen, welche die Phantasie in dem Ausputze anbringt. Die Ueberrockform verricht noch immer vor, sei es, daß die Leibchen sich dergestalt öffnen, daß sie, daß sie bis an den Hals zu sind und sich in einem kleinen Stehkragen endigen. Den Schnitt der Aermel hat die Mode nach dem des Leibchens geregelt; bei einem halb offenen Leibchen z. B. trägt man unten offene Aermel, welche weiße Unterärmel in der Art des Fichu sehen lassen. Ist das Leibchen geschlossen, so sind die Aermel eng, lang und nicht offen. Die Zeuge, welche für den Herbst den Vorzug zu haben scheinen, sind die einfarbigen und gestreiften Taffete in der Aprikosenfarbe, die Taffete mit abwechselnd matten und satinirten Streifen und die in dunklen Nüancen in der alten Lavalliere-Farbe, Rhabarb und dunkelm grün, so wie diejenigen mit dunklern Streifen und schwarzen Fächern, die theils gerade, theils geschlängelt laufen. Die letzteren Zeuge werden namentlich schöne Ueberröcke geben. Die Posamentirarbeit wird immer eine unumgänglich nothwendige Belegung auf neuen Ueberröcken bleiben. Wir sahen z. B. ein neumorddianes Kleid, vorn schürzenförmig mit ziemlich breiter runder Schnur belegt, die geschlängelt, dicht an einander angebracht war, so daß dieser Ausputz nach dem Gürtel hinauf sich verschmälerte. Leibchen und Aermel waren eben so geziert. Die Belegung mit schwarzem Sammet, scheint auch im Herbst und Winter ein modischer Ausputz bleiben zu wollen. Dieser Ausputz besteht, wie sich die Leserinnen erinnern werden, aus den Sammetbrandenburgs, die allmählig an Breite abnehmen und durch eine kleine Sammetschleife zusammengehalten werden. Das Leibchen ist ebenso mit Sammetbrandenburgs, immer drei neben einander, besetzt, die durch Schleifen zusammengehalten sind. An dem Rande der Volants auf seidenen Kleidern bringt man gerne auch kleine Posamentierarbeiten an. Diese Volants bedecken den Rock fast ganz, ihre Zahl mag drei, fünf oder sieben betragen, je größer die Anzahl ist, um desto schmäler müssen sie sein. Uebrigens werden die Kleider hinten noch immer länger gemacht, vorn dagegen etwas kürzer, was dem Gang viele Grazie giebt und einen schönen Fuß herausgeht. Man wendet deshalb auch eine sehr große Sorgfalt auf die Stiefelchen; sie müssen von derselben Farbe sein, wie das Kleid, die schwarzen und grauen werden nur noch beim Negligé geduldet. Auch auf den Stiefelchen bringt man Posamentirarbeit an, welche der Kleiderbesetzung entspricht und die Männer fast man mit Fransen ein. Die seidenen Strümpfe sind noch immer nicht nur das Auszeichnendste, was man hat, sondern auch das Bestbefindlichste. Nach dem, was wir bisher von den Moden des nächsten Winters gehört, können wir versichern, daß die Farben der Sammetstoffe sehr groß sein werden, man verbindet Farben mit einander, deren Vereinigung man bisher für unmöglich gehalten hat. Man will farbige Blonden auf Atlasstücken tragen, gleichzeitig mit gestreiften Sammetblumen oder Federn. Die Federn namentlich werden ihre ganze sonstige Herrschaft wieder gewinnen und wir freuen uns darüber, denn es kann nichts Schöneres und Reicheres geben. Die spanischen Mantillen, eine Art Langshawl von schwarzem Tülle, mit breiten Spitzen besetzt, scheinen immer die bevorzugte Mode der Damen bleiben zu müssen, welche die Eleganz und das Ausgezeichnete lieben.

Die Form der Kragen ist noch immer klein und eckig vorn. Die Fichus sind schön geflickt da, wo man sie in der Leibchenöffnung sieht. Die Taschentücher, welche ein einem gestickten, am Rande ausgebogenen, glatt angesetzten und nur an den Ecken in Fältchen gelegten Batisttheil umgeben ist, theilen die Gunst mit denen, welche mit matten Streifen eingefaßt und an dem Rande ausgebogt sind. Beide Arten werden gestickt, weiß und bunt; zur Trauer sind sie mit schwarzer Baumwolle gestickt, — eine neue Mode, die allgemein angesprochen hat und für sehr geschmackvoll gilt.

Herren-Mode. Ein eben so bequemer als eleganter Paletot ist völlig, ohne weit zu sein, und geht vorn sehr wenig über einander. Sein Kragen und seine Umschläge sind sehr schmal und von zugerundeter Form. Die kleinen Patten dienen dazu, ihn zuzuknöpfen, dessen Taille sich nicht abzeichnen darf, indem die Rückenform fast sackähnlich niederfallen muß. Uebrigens bemerken wir in Bezug auf diese Gattung, daß es dem guten Geschmack und der Bequemlichkeit zuwider ist, wenn man bezüglichen Paletots macht, welche ganz und gar gerade und unten ohne Weite geschnitten sind, und hier selbst enger zu sein scheinen, als in der Gegend der Hüften. Solche Ueberröcke macht diese Gattung nicht nur mißlich in Bezug auf die Form, sondern verhindert auch, wenn der Paletot etwas lang ist, den bequemen Schritt. Diejenigen, welche diese übertriebene Form tragen wollen, müssen ihm so wenig Länge geben, als nur immer möglich ist. Wenn wir uns über das Bestreben, dergleichen Paletots machen, so wollen wir dadurch nicht angedeutet wissen, daß das Kleidungsstück nicht dem Geschmacke der vornehmen Gesellschaft angemessen sei, sondern wir meinen damit, daß nur Personen, welche außerordentliche Moden lieben, dasselbe zu tragen pflegen; und dazu zählt man eine gewisse Anzahl junger Stutzer, welche sich durch den guten Ton und Bienenmens sowohl als ihre vornehme Kleidung auszeichnen, und sich dabei noch alle Mühe geben, sich eine eigenthümliche Tracht anzueignen, um sich nicht zu irren, die wie, welche ihre Kleider in jenen Trödelbuden ganz fertig kaufen, von welchen alle ein reicher Gleichals Kleidungsstücke beziehet, welche kaum der ärmste Handwerker auf seinem Leibe tragen möchte.

Auf Geschäftsgängen oder bei ländlichen Spaziergängen trägt man einen Sommer-Ueberzieher von außerordentlicher Einfachheit; er ist von Cachemir, von kurzer sehr einfacher Form, mit zwei Reihen Knöpfen, der Kragen einen Shawl mit Revers bildend, die Aermel bequem, ohne Aufschläge, das Futter gänzlich von Seidenstoff, ein gerades Oilet, die Pantalons ohne Steg. Eine eleganter Anzug besteht aus einem leichten über Kreuz liegenden Oberrock; der Kragen desselben schließt sich in Form eines V. der Art, daß der Kragen leicht gerölbt, mit den ebenfalls etwas gewölbten Anglaisen eine Art kleinen graziösen Shawl bildet; der untere Theil des Oilets umschließt nicht gänzlich die Hüften, schmiegt sich aber genau auf den Oberkörper vermöge der sinnreich angebrachten Knie an; das Pantalon ist halb weit, und kann nach Willkühr mit Stiegen versehen werden.

Modenerklärung.

1) Kurzer Rock. 2) Große Sohwl-Mantille mit schwarzen Spitzen belegt. 3) Oberrock mit umgeschlagenen Kragen. 4) Frack mit runden Schößen.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn **Arnold**, in Berlin bei Herrn **Julius Springer**, in Hamburg bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in Wien bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heibig** in Altenburg.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IIII. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:
mit wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 2. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Das gebrochene Gelübde.

(Schluß)

Als Theresina sah, welchen Eindruck sie auf Antonio gemacht hatte, da berechnete sie die Vortheile, die ihr daraus erwachsen konnten. Ihr Herz war zu kalt, um sich von seiner Liebe rühren zu lassen, aber ihre Eitelkeit war durch sie befriedigt: sie wußte, daß alle junge Mädchen der benachbarten Dörfer nach seiner Hand Begehr trugen, und daß seine Vermögensumstände die ihrigen weit übertrafen; diese Umstände waren es nun, die sie zu der Rolle bestimmten, welche sie fortan spielte. Sie hatte seine Aufmerksamkeiten stets kokettirend angespornt und begann letztlich, ihm zu schmeicheln, und zärtliche, ihm allein geweihte Gefühle zu erheucheln. Der harmlose Jüngling ließ sich durch den Schein so inniger Zuneigung denn auch völlig täuschen, seine Verblendung war grenzenlos, und er bot ihr seine Hand an, die sie willig annahm.

Welch ein schönes Paar! pflegten wir alle zu sagen, wenn wir sie mit einander zur Messe oder auf die benachbarten Dörfer gehen sahen, wo Theresina sich gern an Feier- und Marktagen zeigte; welch ein herrliches Ehepaar wird das geben, und welch ein glückliches Leben werden sie zusammen führen! Nur Cecca dachte anders, und sah selbst in diesem Augenblick schon die Sachen aus einem andern Gesichtspunkte an. „Ach mein armer Antonio! pflegte sie auszurufen, so oft eine ihrer Nachbarn zu der bevorstehenden Verbindung ihres Sohnes gratulirte; ich möchte meine rechte Hand darum geben, seine Liebe hätte sich einer Andern zugewandt. Und wenn ich sie fragte: Wann wird denn die Hochzeit sein, Nachbarin Cecca? so antwortete sie mir mit einem tiefen Seufzer. Nachbar Battista — das mag Gott wissen!

Hier machte er eine kurze Pause, um sich die Stirn zu trocknen und eine Thräne wegzuwischen, die ihm in die Augen getreten war. Er hatte allmählig den rednerischen Ton abgelegt, in welchem er seine Erzählung begonnen hatte, und war, da er nun seinen natürlichen Gefühlen freien Lauf ließ, und aus dem Herzen sprach, erst wahrhaft wohlberedt geworden.

„Verzeihen Sie mir meine Rührung," sagte er, aber Sie werden sie durch die Folge meiner Geschichte gerechtfertigt sehen, und fuhr dann fort:

Digitized by Google

Schon war der Hochzeitstag angesetzt und der Priester hatte das erste Aufgebot vor dem Altare verlesen, als plötzlich der Neffe und Erbe des verstorbenen reichen Possidente in dem Dorfe ankam, um von den ihm dort zugefallenen Ländereien Besitz zu nehmen. Alle die von ihm abhängigen Pächter des Thales und mit ihnen auch der Hirte des frühern Possidente mit seiner Tochter waren ihm entgegengezogen, um ihn zu bewillkommnen.

Ich habe Ihnen schon gesagt, wie schön sie allein in ihrer angeborenen Anmuth war; an diesem Tage aber mit all der Sorgfalt und Koketterie, durch welche sie sich auszeichnete, mit ihren Festkleidern angethan, ihr schönes schwarzes Haar mit natürlichen Blumen durchflochten, und durch goldene Nadeln festgehalten, und um den weißen Hals eine massive goldene Kette, ihr von Antonio geschenkt, übertraf sie sich selber, und sah mehr einer Prinzessin, als einer Bäuerin ähnlich.

Ihr junger Gutsherr war auch sichtlich ganz bezaubert von so vieler Grazie und Schönheit: er konnte sein Auge nicht einen Augenblick von ihrem reizenden Gesichte abwenden, und alle Anwesenden gewahrten es, wie in dem dichten Haufen um ihn nur die liebliche Theresina seine Aufmerksamkeit fesselte; Theresina mußte seine Tafel täglich mit dem Bedarf an Rahm, Butter und Eiern versorgen, und er flüsterte ihrem willigen Ohre dann die gefährlichen Schmeicheleien zu, welche, wie es ihm seine Erfahrungen gelehrt hatten, neun Zehntheile des eitlen und leichtgläubigen Theils ihres Geschlechtes so leicht bethören. Er fand indessen an diesem schlichten Dorfmädchen einen Widerpart, der seinen tief angelegten Plänen gewachsen war. Auf alle seine Zärtlichkeitsbetheurungen erwiederte sie mit einer stolzen Demuth: Bedenken Sie die Kluft, die uns trennt; die im niederen Stande geborene Theresina darf nicht auf die Liebe eines Mannes Anspruch machen, der so hoch über ihr steht. — Als er endlich ihr Verhältniß zu Antonio erfahren hatte, da sagte er eines Tages zu ihr:

Hast Du denn eine wahrhafte Liebe für Antonio, und steht er in Deinem Herzen so hoch angeschrieben, daß Du bei meinem Unglück unempfindlich bleiben kannst?

Er ist mein Verlobter, antwortete sie mit einem Seufzer, und ich darf also keinen Andern lieben, als ihn.

Wenn ich Dich aber heirathe, Theresina, würdest Du dann den Antonio für mich aufgeben?

Sie mich heirathen, Signore? Das ist nicht möglich! Sie sind zu reich, zu vornehm, um an mich zu denken! Ich, ach ich bin zu arm, zu niedrig, um Ihre Gattin zu werden... und indem sie so sprach, vergoß sie einen Strom wohlberechneter Thränen und entleitte seiner Gegenwart.

Was läßt sich weiter sagen? die schlaue Theresina verstand es nur zu gut, mit den Gefühlen ihres neuen Bewunderers zu spielen. Die Schwierigkeiten, die sie ihm in den Weg warf, dienten nur, die Gluth seiner Leidenschaft aufs Aeußerste anzufachen, und er ließ sich durch dieselbe dermaßen überwältigen, daß er sich über alle conventionellen Rücksichten hinwegzusetzen und das arme Landmädchen zu ehelichen beschloß. Nun war ihr Triumph vollständig: ihr Gewissen beschwichtigte sie mit einem falschen Raisonnement über weltliche Gefühle und reichte dem Possidente sodann ohne Kampf und Reue die Hand.

„Aber, fragte ich, wie verhielt sich denn Antonio während dieser Zeit?

Antonio wußte von dem Allen, was vorging, nichts; er war kurz nach der Ankunft des neuen Possidente eines Prozesses wegen, den er mit einem Müller über einen Wasserstrom hatte, auf welchen beide Streitführenden ein Eigenthumsrecht zu haben glaubten, nach Bellinzona abgegangen. Processe aber sind hier zu Lande eine weitläufige und ärgerliche Sache, obwohl sie unterden frivolsten Vorwänden unternommen werden. Der des Antonio zwang ihn, von Bellinzona weiter, nach Mailand zu reisen, so daß ein Monat darüber verstrich, ehe er wieder heimkehrte, und in diesem kleinen Zeitraum waren alle seine Hoffnungen auf Glückseligkeit gewissenlos auf dem Altare der Ehrsucht der treulosen Theresina geopfert worden. Sobald er seine Geschäfte abgemacht hatte, trat er den Heimweg an, nachdem er Theresina und seiner Mutter zuvor Nachricht gegeben hatte, an welchem Tage und zu welcher Stunde sie ihn erwarten könnte.

Sie wird mir entgegenkommen, sagte er bei sich selber, als er sich seinem Geburtsorte näherte, und das Herz hüpfte ihm vor Freude bei dem Gedanken, sie wieder zu sehen. Seine geschäftige Einbildung zauberte ihm in jedem entfernten Gegenstande die schöne Gestalt seiner angebeteten Theresina vor, wie sie sehnsuchtsvoll die Arme nach ihm ausstreckte.

Als er den Theil des Gebirges erreicht hatte, der ihm die Aussicht auf sein Dorf gewährte, stand er einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen, denn das Uebermaß seiner Glückseligkeit hatte ihn fast überwältigt. Er ließ sein Auge über den geliebten Schauplatz umher

Digitized by Google

schweifen, und sah, daß der Ort wie ausgestorben war: kein menschliches Wesen ließ sich in der Nähe der Wohnungen sehen, keine menschliche Stimme war hörbar. Die Sonne war in düsteren, drohenden Wolken untergegangen; das Abenddunkel brach rasch herein; der Wind sauste heulend durch die Bäume, und das lange Gras, das an der Bergseite hin und hermogte, verkündigte ein herannahendes Ungewitter. Da überfiel ihn eine bange Ahnung und durchschauerte die Gluth der Glückseligkeit, die ihn einen Augenblick vorher fast zu Boden gedrückt hatte; denn es däuchte seiner reizbaren Einbildung, als ob die ganze Natur ihm ein obwaltendes Unglück verkünden wollte. Er setzte sich auf einen Stein und bemühte sich, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, der plötzlichen Traurigkeit Herr zu werden, die ihn überkommen war. Der Schall von nahenden Fußtritten riß ihn aus einem Kampfe von Gemüthsbewegungen, die er weder bewältigen noch sich erklären konnte, heraus, und als er aufschaute, sah er Cecca. Aber wo war sie, auf die seine Gedanken und Erwartungen in diesem Augenblick ausschließlich gerichtet waren?

„Du hier, und allein, Mutter?" sagte er. „Und wo ist Theresina?"

„Sie hat anderswo zu thun," antwortete seine Mutter mit bebender Stimme.

„Anderswo!" wiederholte er. Wie, wo, bei wem? und mit diesen Worten sprang er mit einem Blick des Entsetzens auf.

Cecca schlang ihre Arme um ihn, und brach in Thränen aus. Ha! faße Dich, mein Sohn, sagte sie, sonst werde ich nicht den Muth haben, Dir Alles mitzutheilen. Es ist ein Mal des Himmels Wille gewesen, daß aus Deiner Heirath mit Theresina nichts werden sollte.

„Allmächtiger Gott! ist meine Theresina todt?" unterbrach sie der unglückliche junge Mann.

„Ja, todt, todt für Dich, armer Tonio.

In diesem Augenblick fielen Schüsse in der Richtung des Dorfes, stiegen Raketen zu der wolkigen Atmosphäre empor, und eine glänzende Illumination, wie durch Zauberkraft geschaffen, erhellte plötzlich den freien Platz vor der Kirche, welcher gedrängt voll Menschen war und deren freudiger Jubel durch das Thal ertönte und in der Ferne von dem Gebirgsecho wiederholt wurde.

„Das ist eine Hochzeitsfeier," sagte Antonio mit einer vor Aufregung heiseren Stimme. Und Theresina, wo ist die?

Denke nicht mehr an Theresina — sie ist Deiner unwürdig; sie soll morgen mit unserem reichen Possidente getraut werden," murmelte Cecca vor sich hin. Kaum waren diese unglückseligen Worte aber über ihre Lippen gekommen, als Antonio, wie von einem Blitzstrahl getroffen, zu Boden stürzte.

"Todt?„ fragte ich. „Nein," erwiederte Battista, der Wirth, der Gram tödtet nicht unmittelbar.

Als ich am andern Morgen, nach diesem schrecklichen Abend in der ersten Dämmerung aus meinem Weingarten im Gebirge kam, und mich sputete, um dem Regen zu entrinnen, der mich überfallen hatte, begegnete ich Antonio, der mir barhaupt, mit aufgelösetem Haar, todtesbleich, und sichtlich abgezogen von Allem um ihn her, entgegen kam. Der Regen schoß in Strömen hernieder, dabei hagelte und donnerte es; es war, als ob alle Elemente in Aufruhr wären; doch achtete er weder auf Regen, Hagel, Donner und Sturm; das Ungewitter in der eigenen Brust, machte ihn unempfindlich gegen dasjenige, welches rund umhertobte. Er ging an mir vorüber, ohne mich zu bemerken, und meinen Gruß zu erwiedern, und setzte sich auf einen Felsenabhang, der das Thal überschaute, regungslos und in Gedanken vertieft, sein Haar und seine Kleidung triefend von Wasser und mehr einer Statue ähnlich als einem lebenden Wesen. Er konnte von dort aus die Hütte von Theresinas Vater und die Straße, die von derselben zu der eleganten Wohnung seines begüterten Rivals führt, zwischen dem Nebel hervorschimmern sehen, und seine Augen schweiften zwischen beiden mit einer düstern Wildheit hin und her, die mich für ihn zittern machte.

Trotz des heftigen Unwetters blieb ich in der Nähe und beobachtete ihn im Stillen mit dem tiefsten Mitleid. Da kam seine Mutter zu mir, die voller Angst der Spur ihres unglücklichen Sohnes nachgegangen war. Sie erkannte mich sogleich und zeigte, ohne ein Wort zu sprechen, aber mit einer Geberde und einem Blick, wofür es keine Sprache giebt, auf Antonio hin. Mich dann hinter den Felsen ziehend, auf den er sich gesetzt hatte, warf sie sich auf die Knie und murmelte mit gebrochener Stimme: „Barmherziger Gott, erbarme Dich meines Sohnes — tröste ihn über den Verlust dieser unwürdigen Dirne — laß mich meinen Antonio nicht verlieren — nimm mir nicht die einzige Stütze meines Alters!" Sich dann zu mir wendend, sagte sie zu mir, indem ihr die Thränen über die bleichen Wangen riesselten: Erinnert Ihr Euch noch meiner prophetischen Weissagungen über diese unglückselige Ehe? Sie sind

Digitized by Google

in Erfüllung gegangen, Nachbar Battiſta. Ha! die Ahnungen eines Mutterherzens trügen nie!

„Faſſet Muth, theure Nachbarin,“ erwiederte ich: unſer armer Antonio iſt nur betäubt von dem Schlage, der ihn betroffen hat, er wird ſich aber binnen Kurzem wieder gefaßt haben: er iſt wie die Bäume dort, die unter dem Sturm ſtöhnen und ſich beugen, aber dennoch harmlos ſeiner Wuth widerſtehen und ſich morgen in dem Sommerhauche ſchaukeln, wie wenn ihnen nichts Uebles widerfahren wäre.

„Nein,“ ſagte die unglückliche Mutter, er wird dem Schlage erliegen. Sein Schickſal wird das jenes Bäumchens ſein — ſie zeigte auf eine junge Eiche hin, die an der Wurzel abgebrochen am Boden lag; der Streich, der ihn getroffen hat, iſt ein Todesſtreich geweſen! Welch eine Nacht, welch eine fürchterliche Nacht hat er zugebracht! Er war aus der Ohnmacht, die ihm die erſte Kunde von Thereſinas Treuloſigkeit zugezogen, kaum erwacht, als er wie ein Wahnſinniger dem Dorfe zurannte und ich hinter ihm drein. Das Ungewitter, welches ſchon gedroht hatte, war in vollſter Wuth ausgebrochen, hatte die Illumination ausgelöſcht, die Menge aus einander gejagt; das Tanzen hatte aufgehört, die Muſik war verſtummt, es war als ob der Himmel über den Verrath zürnte, der eines der beſten und edelſten Geſchöpfe in Verzweiflung geſtürzt hatte. Die zu dem Feſte geladenen Gäſte rannten hierhin und dorthin, um ſo ſchnell als möglich ihre Wohnungen zu erreichen, und man ſah Thereſina, an dem Arm ihres glücklichen Liebhabers, und von ihrem Vater, dem die Freude faſt den Kopf verdreht hatte, gefolgt, dem Hauſe des Prieſters zueilen, um vor dem Ungewitter Schutz zu ſuchen. In dieſem Augenblick ſprang Antonio, bleich, keuchend und an allen Gliedern zitternd, auf ſie zu. Rettet mich vor Antonio! kreiſchte ſie und klammerte ſich an ihren Geliebten an. „Ja, rette Dich vor Antonio! wiederholte mein Sohn, Verrätherin, fühlſt Du denn keine Gewiſſensbiſſe über Dein Verbrechen?“ — „Ach! rettet mich, rettet mich!“ rief ſie noch immer geängſtigt und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. Es hatten ſich währenddem mehrere Freunde um die Gruppe geſammelt und auch der Prieſter war herzugeeilt. Mehrere der Pächter des reichen Bräutigams zerrten Antonio fort, während Thereſina von Andern zur Kirche begleitet und die Thüre derſelben hinter dem meineidigen Mädchen verſchloſſen wurde. Von ſeiner Gemüthsbewegung erſchöpft, ſuchte Antonio nicht weiter ſich ihr zu nähern, ſondern ließ ſich von einigen Freunden zu Hauſe bringen. Auch der wackere Prieſter begleitete ihn unter Worten himmliſcher Tröſtung und menſchlicher Theilnahme dahin. Aber er hörte nicht darauf; er ſah niemand in dieſem fürchterlichen Augenblick; er ſchien von einem fieberhaften Dilirium befallen zu ſein und brachte die ganze Nacht unter deſſen ſchauerlichem Einfluß zu; gleichtaub für meine Bitten, für meine Rathſchläge, für meine Thränen, wandelte er, die Arme über der Bruſt gekreuzt, mit haſtigen Schritten in dem Zimmer auf und ab, und nahm zum erſten Male in ſeinem Leben gar keine Notiz von der Gegenwart ſeiner Mutter. Als es endlich Tag geworden war, murmelte er: „Ich muß ſie noch ein Mal ſehen — noch ein Mal — dann mag das Aergſte geſchehen! und damit rannte er zum Hauſe hinaus.

Während die unglückliche Mutter ſo ihr Herz durch die Erzählung ihrer Beſürchtungen und ihrer Angſt erleichterte, hatte der Regen aufgehört; und als die dicken Wolken ſich theilten und in Maſſen am Horizont auswegtrieben, brach die Sonne hervor und ergoß eine Fluth der Klarheit über die Scene, während der Nebel, welcher wie ein graues Bahrtuch über dem Thal gelegen, und es in Finſterniß und Schauerigkeit verhüllt hatte, ſich langſam auffollte, ſich in wolligen Wolken an den Bergabhängen lagerte, und nun in dem Dorfe, wo kurz vorher alles in Schweigen und Finſterniß begraben gelegen hatte, ein reges Leben ſehen ließ.

Antonio ſtand von der Stelle, wo er ſo lange auf einem Fleck geſeſſen, auf und weilte, ſtarr nach Thereſinas Haus ausſchauend, einen Augenblick in horchender Stellung. Die Kirchenglocken erklangen in einem fröhlichen Geläute und jubelnde Stimmen antworteten von Weitem auf die feſtlichen Klänge.

Da ſchrie er plötzlich auf: „Fecola!“ (da iſt ſie!) und ſchoß über den felſigen Pfad mit Blitzes-Schnelligkeit hinab, dem Thale zu. Mein Sohn! mein Sohn! rief ſeine Mutter aus und eilte ihm nach, ſo ſchnell es ihre Kräfte geſtatteten. Ich ſuchte ſie wieder einzuholen, aber eine Biegung des Weges entrückte ſie meinen Blicken und ich traf zu ſpät ein, als daß meine Gegenwart irgend hätte nützen können.

Bei dem erſten Anziehen der Glocke hatte die junge Braut, von ihrem Vater und all ihren Freundinnen begleitet, ihre Wohnung verlaſſen. Sie war elegant gekleidet und engelsſchön, nur ihre Wangen waren bläſſer als gewöhnlich, und ein Ausdruck von Mißbehagen und Aengſtlichkeit ließ ihre Augen unſtät umherſchweifen, als ob ſie irgend einen Gegenſtand erwartete, mit dem ſie

Digitized by Google

zuſammenzutreffen fürchtete. Es war ſichtlich, daß ſich noch ein ſchwacher Laut des Gewiſſens bei ihr hören gemacht hatte, und ſie, wenn auch den gethanen Schritt nicht völlig bereuend, doch wegen ſeiner Folgen zitterte.

Um aus dem Theile des Dorfes, wo Thereſinas Wohnung lag, zur Kirche zu gelangen, mußte man eine Furth des Stromes paſſiren; das neuliche Ungewitter hatte deſſen Gewäſſer aber dermaßen angeſchwellt, daß der Brautzug einen Umweg machen und zu der Plateform hinanſteigen mußte, welche das Dorf überſchauet, und wo damals eine kleine hölzerne Brücke die hohen Ufer des Stromes mit einander verband.

Antonio, der seinen Seitenweg nach demſelben Punkte zu, eingeſchlagen hatte, traf auf der rechten Seite der Brücke in demſelben Augenblicke ein, wo Thereſina die linke Seite betrat. Sie ſtieß einen Schrei aus, als ſie ſeiner anſichtig ward, und blieb, erſchrocken und unſchlüſſig, auf dem Felde wie angenagelt ſtehen, während Antonio wild auf ſie zuſtürzte, ſich ihr zu Füßen warf und ihre beiden Hände ergriff. Ihre Freundinnen wollten ſich in's Mittel legen, er herrſchte ihnen aber zu, zurück zu bleiben und nicht die letzten Worte zu unterbrechen, die er an Thereſina zu richten habe. Erſchrocken, vielleicht auch gerührt durch den Kummer, der auf ſeinem Geſichte lag, gehorchten ſie ihm ſchweigend, traten einige Schritte zurück und ließen ihn mit der Braut allein.

„Höre, Thereſina!“ rief er aus, zum letzten Male höre mich! Ich liebe Dich noch immer! Trotz Deines Verrathes hängt mein Herz noch jetzt mit der verzweiflungsvollen Energie der erſten und einzigen Liebe an Dir! Sprich, willſt Du das Maaß Deiner Treuloſigkeit an mir voll machen? Sag ja, oder nein; denn von Deinen eigenen Lippen, Thereſina, will ich die Beſtätigung Deiner Schuld erfahren!

„Antonio,“ ſagte ſie, und ſuchte ſich zuſammenzunehmen, um mit Ruhe zu ſprechen und gefaßt zu erſcheinen, die Sachen ſind jetzt ſo weit gediehen, daß es mir, ſelbſt wenn ich es wollte, unmöglich ſein würde, nur einen Schritt zurückzutreten. Glaube mir, es iſt Alles zu unſerm Beſten. Wir ſind nicht für einander beſtimmt geweſen; unſere Sinnesart ſtand nicht im Einklang — wir würden nicht glücklich zuſammen geweſen ſein...

Und Deine Gelöbniſſe, genauſame Thereſina, Deine Schwüre — dachteſt Du auch ſo, als Du ſie thateſt? Und das Aufgebot vor dem Altare, iſt das nur ein Spielwerk geweſen? Und der Trauring, den ich Dir an den Finger ſteckte — der Ring, der uns auf ewig mit einander verbinden ſollte, und den Du noch dieſen Augenblick trägſt!

Bei dieſen Worten ſchaudrte Thereſina zuſammen und einen Blick auf ihre Hand werfend, gewahrte ſie in der That Antonios Ring, den ſie aus einer ſonderbaren Vergeſſenheit nicht abgelegt hatte. Sie zog ihn raſch vom Finger, und ſagte, ihn ihm hinhaltend, mit zitternder Stimme: Ich gebe Ihn Dir zurück — da nimm ihn, Antonio — es iſt nicht in der Ordnung, daß ich jetzt noch ſolch ein Unterpfand trage.

In dieſem Augenblick erſcholl ein Jubelgeſchrei von der Seite, von welcher Antonio ſich der Brücke genähert hatte, und man ſah, wie der glückliche Bräutigam von einer Menge von Freunden umgeben, in haſtigen Schritten ſeiner Braut entgegenzog.

Noch haſt Du Zeit — Zeit, in Dich zu gehen! ſagte Antonio dringend und den dargebotenen Ring zurückweiſend. Alles ſoll vergeben ſein! Ha! meine Thereſina, ein Wort, ein kleines Wort von dieſen theuern Lippen kann mich von Verzweiflung erretten!

„Ha! Thereſina!“ rief der junge Bräutigam, der eben bei der Brücke eintraf, und höchſt unangenehm überraſcht und verdutzt worden war, als er Antonio zu den Füßen ſeiner Verlobten knien ſah, aus. Thereſina, was ſoll das heißen?

Bei dem Tone der Stimme gewann Thereſina plötzlich den verlornen Muth wieder und in dem Schutze ihres Bräutigams eine neue Kraft findend, war jede Spur von Gefühl plötzlich aus ihrer Stimme und ihrem Aeußern verſchwunden. Verlaß mich, Antonio! rief ſie entſchloſſen aus; es iſt zu ſpät für mich, ſowohl dasjenige, was ich gethan habe, zu ändern oder zu bereuen. Da, nimm Deinen Ring zurück! und damit warf ſie ihm denſelben verächtlich zu.

Der Ring fiel zu Boden, prallte von der Heftigkeit des Wurfes zurück und kollerte über den Rand der Brücke in die wildſchäumende Fluth hinab.

„Da, hol ihn Dir! ſagte ſie dann und ſuchte ſich ungeduldig von ihm los zu machen und an ihm vorbei zu kommen.

„Nun, dann ſollſt Du ihn mit mit holen! rief Antonio mit einer Donnerſtimme aus, ſprang mit wüthendem Blicke auf und umſchlang Thereſina mit beiden Armen. Ihr Vater und ihr Bräutigam eilten zu ihrem Beiſtande herbei, konnten ſie aber nicht mehr befreien, denn Antonio warf ſich mit ſeinem ſich ſträubenden Opfer mit Blitzesſchnelle von der Brücke hinab-

Digitized by Google

Ein erstickter Schrei um Hülfe, ein dumpfer Sturz in den Strom unten und Alles war vorbei! Die erbarmungslosen Fluthen öffneten sich, um den Betrogenen und die Betrügerin in sich aufzunehmen, wälzten Beide einen Augenblick auf der Oberfläche vorwärts und bargen dann sich über ihnen schließend, die Leichen vor dem entsetzten Blick der Zuschauer.

Alle Versuche, diese Opfer der Liebe und des Verrathes zu retten, waren vergebens und ihre entseelten Leichen wurden erst viele Stunden nach der Katastrophe noch fest umschlungen, an einer seichten Stelle wieder aufgefunden. Sie wurden in einem einsamen Theile des Thales, fern vom geweihten Raum unsers Kirchhofs in ein gemeinschaftliches Grab gelegt, ohne Sang und Klang; kein Stein bezeichnet die unheilige Stätte; kein Epitaphium giebt Kunde von dem schaurigen Ereigniß. Nur der wilde Dornbusch und der Brombeerstrauch erheben sich aus dem vernachlässigten Staube alles dessen, was einst das Lieblichste und Beste, das Meistgeehrte, Meistbewunderte war, in jenem abgelegenen Bezirke. Aber die Erinnerung an die unglücklichen Liebenden hat sich mit dem Schauplatz, welcher Zeuge ihres tragischen Geschickes gewesen ist, identificirt, und die Namen Antonio und Theresina werden in dem Gedächtnisse der Landleute fortleben, so lange der Strom, der sie verschlungen hat, sich von dem Gebirge hernieder in's Thal ergießt.

Der den Anthell, welchen er daran genommen, Theresina ihrem ersten Verlobten abspenstig zu machen, zu spät bereuende betrubte Bräutigam, hat die verhängnißvolle hölzerne Brücke, die der Schauplatz ihrer Tragödie gewesen ist, abbrechen und durch eine steinerne ersetzen lassen, welche im ganzen Lande unter dem Namen: Brücke der Betrogenen: bekannt ist, mit einer Sühn-Capelle darauf zur Erinnerung des liebenden Paares, in welcher für die Ruhe ihrer Seelen Messen gelesen werden. Dorthin pilgerte die unglückliche Cecca seit 20 Jahren tagtäglich, um zu weinen, zu fasten und zu beten, und wenn Fremde, welche die Brücke passiren, von ihren Thränen gerührt, nach der Ursache davon fragen, so erzählt sie ihnen ihre Leidensgeschichte, und der müßte höchst hartherzig sein, der ihrer traurigen Berebsamkeit ungerührt zuhören könnte. Die Zeit der Erzählungen ist dahin, und Alter und Sorge haben sie endlich schwer mitgenommen, ihr Geist ist aus der Fuge gekommen, ihr Gesicht und ihr Gedächtniß haben sehr gelitten, und es ist ihr selbst von der Calamität, die sie ihres Sohnes beraubt hat, nur noch eine unklare, wirre Vorstellung geblieben, so daß sie jetzt nicht im Stande sein würde, Ihnen die Geschichte Antonios zu erzählen. Aber mitten in diesem Schiffbruch des Gefühls und der Sinne, sind die frommen Gedanken, die religiöse Pflicht, welche so viele Jahre hindurch das leitende Princip ihrer Handlungen waren, wie durch eine besondere Gnade dem allgemeinen Ruin entgangen. Sie hat es vergessen, um ihren Sohn zu weinen, aber sie hat nicht vergessen, für ihn zu beten. Jeden Tag, das ganze Jahr hindurch, und wie das Wetter auch sein mag, kann man die blinde, hochbejahrte und geistesschwache Cecca, von einem kleinen Mädchen geführt, das ihr der gute Parocco beigegeben hat, zu der Capelle auf der Brücke gehen sehen, wo sie, wenn sie nahende Schritte hört, ihre zitternde Stimme mit dem Brausen des Windes vermischend, die einzigen zusammenhängenden Worte spricht, welche noch über ihre Lippen kommen, das einzige Gefühl, welches noch klar und ungebrochen auf der zertrümmerten Tafel ihres Gedächtnisses geblieben ist: Date qualche cosa in suffragio dell' anima del povero figlio mio Antonio! Gebet etwas zum Heil der Seele meines armen Sohnes Antonio!

„Gott sei seiner Seele gnädig!" sagte Battista, als er seine Erzählung beendigt hatte.

„Amen!" antwortete ich darauf, und nachdem ich meinem Wirthe gedankt und ihn entlassen hatte, brachte ich den Abend damit zu, die Details dieser ländlichen Tragödie niederzuschreiben.

Miscellen und Anecdoten.

Ein Bild aus China. In der Umgegend von Peking fanden Wachen auf freiem Felde den Leichnam eines Mannes, der dem Anscheine nach ermordet worden war. In einiger Entfernung von demselben erblickten sie zwei Brüder, deren sie sich sofort bemächtigten, weil sie dieselben für die Mörder des Erschlagenen hielten. Da dieser Letztere indeß nur eine Wunde hatte, die Wordthat also nur von einem Menschen begangen sein konnte, entstand die Frage, wer von Beiden die Missethat begangen? Jeder von ihnen behauptete, daß er, und nicht sein Bruder der Mörder sei. — Der Fall ward vor den Kaiser gebracht. „Beiden das Leben schenken, hieße einen Mörder begnadigen, beide hinrichten aber, da nur einer schuldig sein kann, wäre grausam und hieße gegen die Gesetze

Digitized by Google

handeln. Wohlan! man rufe die Mutter der beiden Angeklagten, sie soll entscheiden, wer der Schuldige gewesen, denn sie muß ihre Kinder am besten kennen."

Sie er befahl, so geschah's. Die Mutter ward von dem Gedote des Herrschers demüthigst eingelassen. „Wenn ich," sprach das unglückliche Weib, indem sie in Thränen ausbrach, „wenn ich gezwungen bin, den Ausspruch zu thun, so möge der Aelteste lebe!" — Der Monarch äußerte seine Verwunderung: daß die Mutter nicht zu Gunsten des Jüngsten entschieden habe, weil die jüngeren Kinder von den Müttern doch gemeiniglich am meisten geliebt werden: die Frau aber entgegnete: „Der, dessen Leben ich jetzt rette, ist nicht mein Kind, sondern der Sohn meines verstorbenen Gatten aus dessen erster Ehe. Ich habe seinem Vater feierlich gelobt, ihn stets als mein eignes Kind zu betrachten und zu behandeln, und habe bis heute mein Wort gehalten; ich würde es brechen, wollte ich jetzt das Leben meines jüngsten Sohnes auf Kosten des ältesten retten. Ich fühle, wie viel dies Opfer meinem Herzen kostet, aber — — hier hemmten Thränen und Seufzer ihre Stimme — Der Monarch verzieh Beiden.

Blicke in die Zeit. — Einen so merklichen Einfluß auf das häusliche Leben als ehemals hat das Cicisbeat in Italien nicht mehr, indeß doch immer noch genug, um da, wo von Umgang und Geselligkeit in Italien die Rede ist, nicht übergangen zu werden. Die Tagesgeschäfte eines Cidisbeo, wo er noch in seinen völligen Funktionen ist, sind folgende. Ein solcher Herr muß sich alle Morgen bei der Toilette seiner Gebieterin einfinden, ihr das Waschwasser und Puderbeute reichen, ihren Anzug reguliren helfen, die Oekonomie besorgen und bei Besuchen irgend einer dritten Person die Honneurs machen. Hat die Dame einen Gang aus dem Hause zu machen, so reicht er ihr den Arm. Gegen die Zeit des Mittagsessens geht er sich zurück: denn noch jetzt speisen Mann und Frau beinahe durch ganz Italien, in der Regel, allein mit einander. Diese Zeit und die Nachtstunden sind aber auch die einzigen, in denen sie sich sehen. Nach Tische eilt der Mann wieder auf seinen Posten bei seiner Gebieterin, und der „Cavaliere servente" der Frau kommt ebenfalls wieder. Er führt sie auf den Corso, in's Theater, in die Conversation, bedient sie während der Zeit ununterbrochen mit der Aufmerksamkeit eines deutschen Hofpagen, trägt ihr Gebetbuch, Fächer und Handschuhe nach und begleitet sie endlich des Abends nach Hause, um sie dem von seiner Dame zurückkehrenden Manne zu überliefern. Noch allgemein ist diese Sitte nicht mehr; denn mit dem Wechsel der herrschenden Meinung und mit der allmäligen Veränderung des Zeitgeistes hat das System des Cicisbeats in Italien eine sehr beträchtliche Reform erlitten. Allein es ist schwer zu unterscheiden, ob diese Aenderung zur sittlichen Vervollkommnung, oder vielmehr zur Verschlimmerung führe. Die Damen fanden die beständige Gesellschaft eines eifersüchtigen Liebhabers noch lästiger, als die eines Ehemannes und führten deshalb nach und nach den ungezwungenen Ton ein, vermöge dessen eine Frau zwar nicht mehr ihrem begünstigten Liebhaber uneingeschränkten Zutritt in ihr Haus zu jeder Tageszeit gestatten darf; dafür aber auch ihrem Mann nicht mehr über dessen Wahl um Rath frägt. Das Vorurtheil, als ob der Ehemann, ohne sich zu beschimpfen, nicht öffentlich mit seiner Gattin sich sehen lassen könne, hat abgenommen, und man sieht überall, besonders zu Rom und Neapel, selbst Damen vom ersten Range, die in Begleitung ihrer Männer den Corso und die Gesellschaften besuchen. Die Pflichten des neu nicht mehr so förmlich akkreditirten Liebhabers schränken sich daher meist auf jene gesellschaftliche Aufmerksamkeiten ein, die man „die Cour machen" nennt; seine Rechte hingegen auf die Gunstbezeugungen, die ihm seine mehr oder weniger spröde Gebieterin im verstohlenen tete a tete zu gewähren für gut findet.

Eine Ueberraschung. Ein reicher Herr vom Lande hält seinen Sohn in Pesth ziemlich kurz, während er selbst im größten Ueberflusse die Freuden des Lebens genießt. Der reiche Erbe in Spe wußte sich aber zu helfen, Pesth ist ein wahres Eldorado für minderreine reiche Erben — er machte Schulden und schaffte sich Equipage und zwei feurige Rosse an. Der alte Herr, der eben zu Markte nach der Stadt kam, war mit dem Sohn höchlich zufrieden, da ihn dessen Erzieher versicherte, der junge Herr habe seinen Pfennig Schulden gemacht! Unter andern besuchte auch der alte Herr den Roßmarkt, wo er mit seinem schuldlosen Sohne zusammentraf, der kurz vorher aus seiner prächtigen Kutsche abgestiegen war. Die schönen Thiere stelen dem alten Herrn auf, und er fragte sogleich den Kutscher, ob sie zu verkaufen seien. Dieser kam in große Verlegenheit, da er um das Verhältniß wußte — und antwortete; „Ja, sie wären zu verkaufen." — „Und was kosten sie?" Die erste unüberlegte Antwort des Kutschers zwang ihn nun auch zu einer andern, und er gab den ursprünglichen Preis an, der sammt dem Wagen 2600 fl. C. M. war. Kurz, der alte Herr kauft die Equipage, und macht mit der, selben seinem Sohne ein Jahrmarktsgeschenk, weil dieser so brav und solid war — keine Schulden zu machen.

— Der Direktor einer reisenden Schauspielergesellschaft eröffnete seine Vorstellungen in der kleinen Stadt S — mit Lonassa, und auf dem geschriebenen Theaterzettel war mit rother Dinte bemerkt, daß auf der Bühne ein brennendes Scheiterhaufen vorkommen werde. Die größte Jungfrau kam aber nach. Denn einige Stunden vor dem Beginn des Schauspiels wurde die ungeheure Stadtspritze vor das Theater gefahren, und die Feuerwache stellte sich mit Löschkübern und Ledereimern auf. „Es geschieht zur Vorsicht," hieß es, „damit bei dem Brande des Scheiterhaufens jede Gefahr im Keime abgewendet werde und der Stadt somit kein Unglück geschehe." Das wirkte! Die Bewohner des Städchens fühlten sich von einem Wahnsinn ergriffen, der fast demjenigen gleich kam, welcher die geisterscheuen Berliner heimsuchte, als Bizzt und Jenny Lind zum ersten Male bei ihnen erschienen. Da schwiegen alle Rücksichten, da wurden die letzten Sparpfennige hervorgesucht, Alt und Jung, Arm und Vornehm eilten in das Theater, um den gefährlichen Scheiterhaufen brennen zu sehen. Nur einige alte Betschwestern, die aus Rücksicht ihrer Frömmigkeit an der Kunst- und Völkerwanderung nicht Theil nehmen konnten, blieben daheim und schlugen in ihren Gebetbüchern die Gesänge „bei drohender Feuersbrunst" auf, um bei dem zu fürchtenden Unheil gleich die Beschwörung anstimmen zu können.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Mode gleicht jetzt einer Engländerin, die zu gleicher Zeit einen Strohhut mit Federn, eine Mantille von Sammet oder Atlas, eine Boa und ein tief ausgeschnittenes weißes Tarlatankleid mit Volants trägt, d. h. man sieht bereits Wintermoden zum Vorschein kommen, wobei man noch Sommermoden trägt. Man sieht in großen Magazinen, aus denen die neuen Moden hervorgehen, bereits Mäntel und Mantelkleider. Sie sind nicht mehr groß und der Ausputz daran besteht in Pelzmanschetten oder Spitzen; auch mit Stickereien beschäftigt man sich, doch diese mehr für Ueberwürfe zur Ballkleider oder für warme Kleidungsstücke im Hause. Die Mäntelkleider zur Promenade haben kleine weite Aermel, welche an dem Handgelenke sich anschließen. Die Mäntel tragen hohe Oeffnungen, welche weit offene Aermel bilden. Auch neue Mantillen sieht man, die namentlich für Staatsanzüge bestimmt sind: sie liegen an den Achseln glatt an, werden auf der Brust zugemacht und haben ziemlich kurze spitz zulaufende Blätter, während sie auf dem Rücken wie ein zierlich gerafft Cravat fallen. Sie sind mit sehr breiten Spitzen garnirt. Auch die neuen Hute sind schon da. Wir sahen z. B sehr schöne von Königsrips, die mit Spitzen belegt waren, und mehrere von ungerifftener Sammet, namentlich einen gefärbten in Maisfarbe mit einer einzigen gedrehten Feder an der Seite. Die Ueberröcke und Kleider, welche sehr geliebt haben, hatten fast alle Volants und Quetschfalten, doch müssen wir wiederholen, daß wir die letzteren den ersteren vorziehen, wenn es sich um schwere Stoffe handelt, denn der Faltet, der Atlas, der Moire und beschichte Pamphonet bilden zu steife Falten. Von Kleidern mit Seutaschlitzerei ist gar nicht mehr die Rede, da sie zu gewöhnlich geworden sind. Im Allgemeinen scheint man viel Sammet zum Ausputz der Kleider verwenden zu wollen. Die Mäntel sind von Sammet, von Cachemir, von Königsstaat, vorzugsweise aber von Sammet mit Ausputz von schwarzen Spitzen oder seidenen Borten. Der Sammetmantel ist für die Promenade oder für Besuche bestimmt; für das Negligé früh, auf Reisen sieht man dagegen einen von Cachemir-Merinos oder Königsstaat vor. Wir sahen einen neuen Mantel von Cachemir-Merinos, der ziemlich groß war, und zwei große Kragen über einander hatte, welche hinten spitz zulisen; der letztere dieser Kragen verbirgt die Aermelöffnungen und bildet gleichsam die Aermel. Ein dieser Schnitt ganz neu. Die Kragen und der Rand des Mantels sind mit einer Stickerei in grauer Seide in derselben Farbe wie der Cachemir-Merinos eingefaßt. Ein anderer Mantel von Sammet, den wir sahen, zieht zwei großen Cretzpinen, die vorn rundlich geschnitten sind; er hatte aber ziemlich weit von dem Rande eine seidene Borte, welche wie ein zweiter Kragen aussah. Der Kragen ist vorn offen, so daß die Arme hindurchgesteckt werden können, welche er fast ganz bedeckt. Ein andrer Mantel war von gestreiftem Cdamtstoffe mit kleinen Palmen. Er hatte drei Crispinenfalten ohne Oeffnungen für die Aermel und der Ausputz bestand in seidenen Borten. Vor der Hand trägt man viele Oberröcke und zwar fast immer den sogenannten Amazonenoberrock, nur nicht so lang wie dieser. Das Leibchen daran ist glatt mit Pelzmanschetten-breit ausgeputzt oder auf der Brust mit Seutaschbörtchen benäht; die Aermel sind häufig geschlitzt und lassen den Oberrock von Batist oder Muslin sehen; der Rock vorn ist entweder offen oder geschlossen und mit Stickereien in etwas dunklerer Farbe als das Kleid geziert. Die Knöpfe, die man in einer oder in zwei Reihen anlegt, haben ihre Herrschaft noch immer nicht verloren. Oft lassen auch die Leibchen, die in der Art wie die Westen der Herren offen sind, eine Ehemisette von Muslin mit einem ganz kleinen Umschlagkragen und ganz ähnliche Manschetten sehen; die offenen Oberröcke von farbigem Jaconas sind sehr gut fürs Haus; sie haben einen ganz einfachen Kragen, halbweite Aermel, die etwas über den Ellenbogen reichen und Unterärmel von Muslin sehen lassen: dazu fingerlose Handschuhe von Seide und ein kleines Häubchen mit rundem Kopfe und platt auf die Seiten liegenden Spitzen. Spitzen werden in großer Menge zum Ausputze der Hüte verwendet und zwar zugleich untermischt mit Bandschleifen und Blumen; außer der Spitze zum Ausputz ist der Schirmrand vorn häufig mit einem kleinen Schleier belegt, der so angebracht ist, daß er an jeder Seite in der Form der Barben herunterhängt. Auf den Häubchen ist seit kurzem der Ausputz mit fordigem Sammet sehr modisch geworden. Dieser Ausputz ist außerordentlich schön, wenn er aus verschiedenen Schattirungen eines Farbe besteht, z. B. grün, blau oder rosa; aber die Nüancen müssen mit dem besten Geschmack gewählt und zusammengestellt sein. Vergebens sucht man allerlei neue Formen in der Anordnung des Haares; es hat bisher noch keine den allgemeinen Beifall erringen können. Am meisten trägt man neben den langen Locken glatte Scheitel, während man das Haar hinten in Flechten ordnet, oder in einander schlingt und es durch einen verzierten Kamm von Schildkrot halten läßt. Auch hat man seit einiger Zeit Nadeln von Schildkrot, um das Haar damit hinten festzustecken.

Herren-Mode. Noch dem größten Theil der für den herankommenden Herbst in Anschlag gebrachten Stoffe zu urtheilen, ist es nicht zu ersehen, daß die großmaschigen Dessins den entschiedenen Vorzug haben werden, was einen starken Gegensatz gegen die kleinmaschigen der Frühlingsneuigkeiten bilden wird. — Hautzutage ist alles unverhältnismäßig groß und breit; die Streifen sind so weit auseinander, daß nicht mehr als fünf oder sechs auf ein Bein der Hose kommen.

Unter gestreiften Zeugen sieht man Streifen von lebhaften Farben auf einem schwarzen oder blauen Grund, so wie auch dunkle Streifen auf hellem Grunde. Diese Streifen sind auf dem Webestuhl gestickt oder im Zuge so eingewebt, daß sie wie Handstickerei aussehen. Deshalb darf man sich nicht wundern, schwarze Beinkleider mit rothen, granat- oder carmesin gestickten Streifen zu sehen; denn dies ist die Mode und zwar vom besten Geschmack. Im vergangenen Frühling hat man schon diese Neuigkeit aufkommen wollen; allein ob die Mode dieselbe für zu schwerfällig für die schönen Zage hielt, oder ob der Erfinder diese Eigenthümlichkeit für sich hat reserviren wollen, indem er nur zu allzu hohen Preisen verkaufte, beschränkte sich die so reizende Neuigkeit fast lediglich auf den prachtvollsten Luxus. Jetzt aber, da die weit auseinander gesperrten Streifen an der Mode sind, wird man sehen, daß der Gebrauch dieser Neuigkeit bald im Zunehmen sein wird.

In Nachahmung der gestickten Streifen fabricirt man jetzt auch Zeuge mit Wirkende Streifen (raies côtelées) ähnlicher Art, die vielleicht ihres mäßigen Preises wegen einen noch größeren Vorzug genießen, und gewiß Glück machen werden, weil der Geschmack derselben sehr distinguirt ist.

Modenerklärung.

1) Frack mit runden Schoos. 2) Mantelet mit Pelzmanschettenbesatz. 3) Mantille mit schwarzen Spitzen besetzt. Kleid mit doppelten Volants, mit Franzen besetzt. 4) Kurzer Rock, carrelirte Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämter und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn **Arnold**, in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei J. Heilbig in Altenburg.

Druck Friedrich von Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IIII. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer 7½ und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 3. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Das verlorene Paradis.

Von mehreren nach Deutschland und Italien unternommenen Reisen zurückgekehrt, hielt der junge, reichbereits berühmt gewordene Maler Breughel in einem mit vier Pferden bespannten Wagen im Gefolge des Großherzogs, der ihn in Brüssel bewillkommt hatte, seinen Einzug in Antwerpen. Groß war das Erstaunen der Antwerpener Bürger, die damals Rubens, Teniers und Van Dyk noch nicht an den Anblick gewöhnt hatten, einen schlichten Maler in dem Staatswagen eines Fürsten und an dessen Seite fahren zu sehen. Rubens bot dem glücklich Zugekehrten seine Freundschaft an, obgleich er seine Manieren etwas übertrieben fand, und die auffallende Kleidung Breughel's, die an's Weibische grenzte,*) dem berühmten Maler von Antwerpen lächerlich vorkommen mußte. Sie wurden dennoch bald aufrichtige Freunde, und dem Neuangekommenen öffneten sich die vornehmsten Häuser der Stadt. Jedermann suchte seine Gesellschaft. Er eröffnete ein großes Atelier, das bald beinahe zur Academie heranwuchs; die großen Maler jener Zeit, Rubens, Van Baelen, Schütt, Rottenhammer, wählten dasselbe zum Sammelplatze ihres künstlerischen Ideenaustauschres, ja malten zum Oefteren selbst darin.

Nach mehreren Liebesabenteuern, welche viel Lärmen machten, wie solche wohl im Leben der meisten Künstler vorkommen, heirathete Breughel. Er hatte sich mit ungemeiner Leidenschaft in die schöne Magdalena Van Assoot verliebt, die er eines schönen Abends bei dem Großherzog auf dem Balle kennen gelernt hatte. Magdalena war eine Waise oder Wittwe, — die Chronik weiß ihre früheren Verhältnisse nicht anzugeben — die, nach den Gesängen des Cornelius Schütt, der ihre Gestalt in begeisterten Versen preis, zu urtheilen, mehr oder, weniger von den Eigenschaften der Magdalena im neuen Testamente besessen haben muß. Rubens, der sie malte, stellte sie als eine üppig gebaute Gestalt dar, deren braune in reichen Locken auf Busen und Nacken niederwallende Haare im Glanze der Sonne flammend das Licht des Himmels wiederspiegelten, deren Gesichtsformen die reinsten und vollkommensten waren, die man nur finden konnte. Frisch, groß und stark, trug sie das ganz eigen-

*) Johann Breughel, geb. 1569, gest. 1625, gewöhnlich der Sammt- (von seinem Anzuge) oder Blumen-Breughel genannt.

Digitized by Google

thümliche Gepräge der weiblichen Schönheiten ihres Geburtslandes, während der leidenschaftliche Blick, der unter den dunklen Wimpern hervorstrahlte, die tiefe Gluth einer Bewohnerin südlicherer Himmelsstriches verrieth; mit einem Wort, sie war wie für Rubens' Pinsel geschaffen. Was aber hauptsächlich Breughel so sehr für sie eingenommen hatte, waren der unendliche Liebreiz und die feine Sittlichkeit, die ihr ganzes Wesen wie eine irdische Glorie umflossen. Der begeisterte Maler sah in ihr das schönste Weib und einen irdischen Abglanz der Himmelskönigin zugleich. Fräulein Van Astort war seinem Gebegehren höchst bereitwillig entgegengekommen, stolz darauf, einen großen Maler und einen vornehmen Herrn zum Gatten zu bekommen, mit dem sie in rauschender Freude durch ein Leben zu wallen wähnte voll Lust und Pracht, voll Festlichkeiten und Vergnügen. Kaum war aber das eheliche Band geschürzt, als Breughel seine bisherige Lebensweise plötzlich ganz aufgab; verführt von der sanften und ruhigen, süßen Behaglichkeit der ehelichen Liebe, wollte er nunmehr recht weich unter dem angenehmen Horizonte des häuslichen Lebens ausruhen.

Madame Breughel dagegen, die bis jetzt in die Freuden der Welt kaum erst ihre lüsternen Blicke geworfen hatte, sah das Leben von einer ganz anderen Seite an. Sie glaubte, wenn man der Lust einmal satt sei, wäre es Zeit genug, sich in die Stille des heimischen Heerdes zu flüchten, und behauptete, daß die schönen Blumen unter dem glänzenden Strahle der Sonne sich erst vollkommen dem Lichte erschließen können, daß Gott sie nicht geschaffen habe, um ihr Leben in der engen Zelle der Ehe zu verseufzen, und daß die wahre Sonne für die Frauen der Kronleuchter eines festlichen Tanzsaales sei. Sie liebte den Tanz außerordentlich und man hätte sie sehen müssen, wie leichtbeschwingt sie durch die bunten Reihen flog, wenn die rhythmische Bewegung der Musik mit Allgewalt ihre zierlichen Füßchen hob, um beinahe zu dem Glauben zu kommen, ein himmlischer Seraph mische sich in die ausgelassene Freude der Staubgeborenen. Breughel aber, der nicht mehr tanzte, fing an, den Tanz als ein Weiser zu betrachten, und fand in Folge dieser besondern Anschauungsweise, daß derselbe für Eheleute eben gar nicht tauge. Natürlich lag dieser Philosophie gar nichts Anderes als die Eifersucht zu Grunde. Statt aber von dieser verderblichen und nagenden Flamme, die ihrem Gatten am Herzen zehrte, gerührt zu werden, ärgerte sich vielmehr Magdalene in hohem Grade über dieselbe. Sie bat, sie beschwor ihren Mann, sie auf die Bälle, woselbst sich die Elite der schönen Welt Antwerpens versammelte, zu bringen; Breughel aber begnügte sich, sie auf's Land zu führen, indem er ihr ohne Unterlaß von den Herrlichkeiten der Schöpfung, von der Schönheit der Natur, von dem irdischen Paradiese, das Adam und Eva allein bewohnten, und von dem Glück der Ehe, welche sich der Mensch zu diesem Paradiese machen könnte, erzählte. Magdalenen aber langweilten diese einsamen Spaziergänge, und sie entgegnete ihrem Manne auf alle seine begeisterten Reden mit einer murrenden Miene, die ihr allerliebst stand, daß es der Eva selbst im Paradiese nicht recht behagt, und daß sie sich beeilt habe, demselben zu entfliehen, nachdem sie einmal dem Sirenengesange der Schlange gelauscht habe.

Gerade um dieselbe Zeit hatte Breughel sein nachher so berühmt gewordenes Bild, jenes prachtvolle Gedicht in Farben, das irdische Paradies, angefangen, jenes mit so vieler Gediegenheit, mit so viel Kunstweihe vollendete Gemälde. Da er aber dasselbe unter den Augen seiner Frau malte, so hütete er sich wohl, die Schlange darauf anzubringen. Die ganze Schöpfung mit allen ihren Creaturen, was lebt und sich bewegt, ist darauf versammelt; der Vogel, der seine leichten Flügel im See badet, die Biene, die auf den Blüthen schwelgt, der Löwe, der in stolzer Majestät im Grase ruht, Alles, Alles — nur die Schlange nicht; er war der erste und vielleicht der einzige Maler, der das Paradies ohne die verdorbene Frucht darstellte. Und wie herrlich ist dieses Meisterwerk ausgeführt! Jeder Zweig, jedes Blättchen, das sich im Wind bewegt, lächelt dem Beschauer friedlich und freundlich zu, man glaubt, das angenehme Getäusch der Vögel in der Luft, das Wehen des Zephyrs in den Gesträuchen zu hören. Wie erquickend ist der Schatten unter diesen Bäumen; welche balsamischen Düfte von Tausenden von Blüthen erfüllen die Luft; wie plätschert so lieblich das Flüßchen durch blumendecke Wiesen dahin; wie freundlich laden die duftigen Fernen auf ihre Höhen ein! Bei jedem Schritte, den man im Geiste in dieser Landschaft zurücklegt, athmet man Liebe und Frieden, Heiterkeit und Glück, Ruhe und Freude ein. Die Bäume schütteln den Blüthenschnee aus den grünen Locken, und die schönsten Früchte laden zum Genusse ein — nur der Apfel ist nirgends zu bemerken.

Aber Breughel mochte ein noch so großes Meisterstück malen, mochte noch so sehr aus der Fülle seines Geistes auf jene unsterbliche Leinwand die ganze Schöpfung zaubern, und darin die Allgegenwart jenes mächti-

gen Weſens, der Liebe, ahnen laſſen, die ihn auf ſeinen ländlichen Spaziergängen mit Magdalenen dazu begeiſtert hatte — er konnte ſeine Frau dennoch nicht von den Reizen der Einſamkeit überzeugen. Sie beharrte darauf, man langweile ſich in allen Paradieſen der Welt, ſelbſt in dem ihres Mannes.

„Thörichte!“ rief ihr dann immer der Künſtler zu, „ſiehſt du nicht jenen göttlichen Strahl keuſcher Freude, der auf dem Antlitz der Eva leuchtet, die mit ihrem Manne durch die ſchattigen Geſträuche des Paradieſes luſtwandelt? Wenn wir mit einander durch das mit Blumen prangende Feld, durch die mit aller Pracht geſchmückte Natur gehen; wenn du das ſüße Murmeln des Baches, das fröhliche Geſchmetter der Lerche hörſt, das köſtliche Aroma der Blumen, die freudig zum blauen Sommerhimmel emporlächeln, einathmeſt, ſag, fühlſt Du da nicht dieſelbe himmliſche Empfindung. Iſt es Dir da nicht, als wäreſt Du im Paradieſe?“

„Ach!“ ſeufzte Madame Breughel, „das war Alles recht ſchön und gut, ſo lange Adam allein auf der Erde war.“

Man kann ſich denken, daß derlei Bemerkungen Breughel's Eiferſucht nur noch mehr ſteigerten. Er hatte mit der Welt abgeſchloſſen, obgleich ihn dieſelbe immer noch mit der baaren Münze des Ruhmes, d. h. mit zahlloſen Lobeserhebungen überſchüttete, und bekümmerte ſich nicht im mindeſten mehr um das leere Geſchwätz ſeiner Mitbürger, die es unbegreiflich fanden, daß ein jüngſt noch ſo weltlich geſinnter, eitler Maler plötzlich ſich in einen finſtern Menſchenfeind umwandeln konnte, es für lächerlich erklärten, daß er ſein junges Weib hinter die luſt- und freudeloſen Wände ſeiner Wohnung einkerkere. Er malte ruhig an ſeinem großen Bilde fort, und wenn er den Pinſel weglegte, ſo war es nur, um irgend eine Studie draußen in der herrlichen Natur, am Ufer eines Sees oder am Rande eines Gehölzes zu machen. Ein würdiger Beobachter der großen Werke der Schöpfung, widmete er mit fleißigem Forſchergeiſte ſelbſt deren geringſten Einzelnheiten eine liebende Aufmerkſamkeit.

Oft aber vergaß er mitten in ſeinen poetiſchen Betrachtungen der Natur, wenn ſeine Magdalene an ſeiner Seite war, über ihr die ganze übrige Schöpfung. Doch wußte ihm die leichtſinnige junge Frau keinen Dank für dieſe liebende Verehrung; hatte er ihr nicht die Pforten der Welt verſchloſſen, jener Welt mit ihren verführeriſchen Freuden, deren Lärm und Glanz ſo leicht eine zwanzigjährige Einbildungskraft bethört und blendet, und ſuchte ſie nicht eben in Gedanken jene vergoldeten Thore zu öffnen, die ihr die Geſellſchaft, und, was noch ſchlimmer war, ſie der Geſellſchaft verbargen?

Breughel fing indeſſen endlich ſelbſt an, ſich in dieſer ihm von ſeiner Gattin zum Ehejoch verbitterten häuslichen Zurückgezogenheit zu langweilen: er hatte nach ſeiner Rückkehr aus Italien in Antwerpen venetianiſche Bälle veranſtaltet, die ſo gründlich den guten Antwerpener Bürgern die Köpfe verrückt hatten, daß ſie alsbald überall nachgeahmt wurden. Eines Abends ſollte nun gerade ein ſolcher Ball bei einem ſeiner Freunde ſtattfinden, und der große Maler konnte ſich nicht enthalten, denſelben auf einige Augenblicke zu beſuchen; er warf ſich in die Kleidung eines franzöſiſchen Ritters aus den Zeiten der Kreuzzüge und machte ſich dahin auf den Weg. Seine Frau wurde heimlich durch eine Magd von dem Vorgange in Kenntniß geſetzt, und plötzlich fuhren ihr tauſenderlei verſchiedene Pläne durch den Kopf; ſie wollte ſich verkleiden, ebenfalls auf den Ball gehen, dort tanzen und ſich an dem armen Breughel rächen. Doch wie ſich verkleiden, um unerkannt auf den Ball gehen zu können? Sie beſaß zwar ein neapolitaniſches Maskencoſtüm, hatte es aber eben für dieſen Abend einer Freundin geliehen. Sie ſandte daher drei ihrer Dienerinnen aus, ihr eine ſchöne Ballkleidung zu verſchaffen, und dieſe waren ſo glücklich, bei einem Juden, der ſich erſt kürzlich in Antwerpen niedergelaſſen hatte, das prachtvolle Coſtüm einer Odaliske zu finden.

Als Magdalene auf dem Balle ankam, ſuchte ihr geblendetes Auge vergebens ihren Gatten zu entdecken; der Glanz der vielen Tauſende von Lichtern, die Pracht der maleriſchen Kleidungen, der frohe Lärmen der Verſammelten und das Geräuſch der Muſik verdrehten ihr dermaßen den Kopf, daß ſie gar bald vergeſſen hatte, warum ſie gekommen war. Gleich bei ihrem Hereintreten war ſie von den erſten und beſten Tänzern umringt und zum Tanze aufgefordert worden, denn trotz ihrer Maske erkeiſt man ihre Schönheit beim erſten Anblick, und, einmal im Tanze begriffen, fand ſie auch alsbald die ganze ausgelaſſene Luſtigkeit ihrer früheren Jahre wieder. Freilich gab ihr hie und da die Erinnerung an Breughel einen Stich durch das Herz oder lähmte dieſelbe den leichten Schritt ihrer beſchwingten Füßchen; aber bald hatte ſie die Faſſung wieder gewonnen, und toller als je ſtürzte ſie ſich in den Taumel des rauſchenden Vergnügens, gleich den Sündern, welche die Poſaune des jüngſten Gerichts überhören.

*

Digitized by Google

Breughel dagegen theilte die Empfindungen seiner Frau ganz und gar nicht; er fand bei dem lärmenden Feste nichts, als Flitter und Thorheit, und, im Gegensatz zu seinen früheren Jahren, hinter jenen vergoldeten Lappen eitel kranke Herzen. Er freute sich, seit seiner Verheirathung, den wahren Weg eingeschlagen zu haben, den Pfad der Weisheit, der Kunst und des häuslichen Glücks. Wie bemitleidete er jetzt jene armen Thoren, die lachten, ohne wirkliche Freude zu empfinden, die liebten, ohne Liebe im Busen zu hegen, und in aller Hast eilte er in seine Wohnung zu seiner Magdalene, die unterdessen gewiß sanft wie ein Engel schlief, zurück. Er kam in seiner Behausung an, ohne das Erstaunen seiner Diener und Mägde zu bemerken, und schritt mit zuversichtlichem Tritte auf das Gemach seiner Gattin zu. Dieses Zimmer war ein wahrhaftes Gedicht, ein poetisches Pendant zu seinen Gemälden. Alle Reichthümer des Orients hatte eine verschwenderische Hand hier entfaltet. Porcellanvasen aus Japan, Seidenstoffe aus Indien, Teppiche aus Persien, Edelsteine aus Golkonda zierten das irdische Paradies der Eva des Malers. Er hatte sich vorgenommen, ihr sogleich bei seinem Eintritte zu erzählen, daß er auf dem Balle gewesen, daß er enttäuschter als je über jene falschen Freuden zurückkehre, und daß er doppelt das Glück fühle, eine Frau wie Magdalenen zu besitzen, die Alles vereinige, was ihm das Leben froh und angenehm machen könne, bewerkte aber zu seinem Erstaunen, daß seine Gattin noch nicht zu Bette war. Auf seinen Ruf eilte die Magd herbei, die ihm ganz kurz und einfach erklärte, daß Madame Breughel ihn auf dem Balle zu überraschen fortgegangen sei. Wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft traf diese Nachricht sein Herz. Lange ging er mit sich zu Rath, was er beginnen solle, bis er endlich rasch seine Wohnung verließ, um Madalenen aufzusuchen. Seine Eifersucht war aufs Neue und heftiger als je erwacht, und unruhig, bestürzt betrat er wieder den Tanzsaal. Mit wüthendem Blicke musterte er die verschiedenen Gruppen der Frauen, durchschritt alle Zimmer; die Eifersucht hatte ihm so die Sinne geblendet, daß er nichts sah und nichts hörte. Wenn er sich nicht noch ein wenig zu mäßigen im Stande gewesen wäre, er hätte bei jedem Schritte einer weiblichen Gestalt die Maske vom Angesicht gerissen. Nach vielen vergeblichen Nachforschungen blieb er zuletzt vor dem neapolitanischen Costüme stehen, das seine Frau früher einige Mal getragen hatte.

„Die Grausame!“ dachte er, „da tanzt sie mit der ganzen Lust, mit all der glühenden Leidenschaft eines Weibes, die nicht an Gott und nicht an ihren Mann glaubt!“

In demselben Augenblicke erfaßte ein junger Herr, der mit der Frau im italienischen Costüme getanzt hatte, deren Hand und gab ihr einen verstohlenen Kuß. Weit entfernt, sich zu ärgern, schien die Dame vielmehr darüber erfreut zu sein, und denselben mit einem wohlgefälligen Lächeln zu erwiedern; sie fuhr fort, mit ihm mit einer Lust und einer Anmuth zu tanzen, welcher der Kuß erhöhte Reize verliehen haben mußte. Außer sich vor Wuth stürzte Breughel auf sie zu, riß seinen Dolch aus dem Gürtel und stieß, aller Besinnung beraubt, ihr denselben in die Brust. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus, der im ganzen Saal wiedertönte; die Heiterkeit war mit einem Male verschwunden, die Musik schwieg, die Tänzer hörten zu tanzen auf, und Alles strömte neugierig auf das beklagenswerthe Opfer einer rasenden Eifersucht zu.

Halb todt fiel die Maske in die Arme ihres Tänzers. Breughel selbst sah bleich, und schrecklich entstellt, bald seinen Dolch, bald die an, welche derselbe getroffen. Alle Dämonen der Hölle hausten in seinem den wildesten Leidenschaften preis gegebenen Busen, und eben wollte er sich selbst die tödtliche Waffe ins Herz stoßen, um das Maß seines Verbrechens voll zu machen, als das Opfer seiner blinden Rache seiner Maske entkleidet wurde.

„Großer Gott!“ rief er aus, als er zu seinem Entsetzen sah, daß es nicht seine Frau war.

Plötzlich fand er sich jetzt von einem Kreise angesehener junger Antwerpener Bürger eingeschlossen, die ihre Masken abnahmen und Rechenschaft von ihm über die begangene unsinnige That verlangten. Der Maler demaskirte sich nun selbst.

„Breughel! Unser Sammtbreughel!“ rief man von allen Seiten.

„Ja, ich bin Breughel!“ rief er aus und warf die blutgetünchte Waffe weit von sich weg.

„Bist du denn toll geworden?“ fragte ihn ein Freund.

„Ja, wenn du so willst,“ erwiederte der Maler und durchschritt mit verzweiflungsvoller Geberde den Saal. Alsbald stellte sich jedoch die Thatsache fest, daß die Wunde durchaus nicht gefährlich war; der Stahl war ausgeglitten und hatte nur die Haut geritzt.

Was hat Euch denn Madame Van Artwelt zu Leide gethan, Breughel!“ fragten den Maler seine Bekannten.

Digitized by Google

„Ahnt Ihr denn nicht, daß ich jene Perſon für meine Frau hielt?“

Er ſtürzte ſich zu den Füßen der von ihm ſo ſchwer beleidigten Dame nieder, und wollte ſie mit bereutem Munde um Verzeihung bitten, aber das Wort erſtarb ihm auf der Zunge. Was hätte er ihr auch ſagen, womit ſich entſchuldigen können? Man trug die Dame fort, da die Aerzte ihrer warteten. Breughel wurde von ſeinen Freunden wieder aufgerichtet, in ſeinem tiefen Schmerze wollte er Hand an ſein eigenes Leben legen.

„Wo iſt meine Frau?“ fuhr er wild auf.

„Sie war noch eben da,“ antwortete man ihm.

„Gelobt ſei Gott!“ rief er aus, „wenn ich einen zweiten Stoß wage, weiß ich nun, wie und gegen wen ich ihn zu führen habe.“

Mit dieſen Worten riß er ſich aus den Armen ſeiner Freunde los und ſtürzte nach Hauſe, in der Hoffnung, dort ſeine Gattin zu treffen. Aber er irrte ſich, Magdalene war nicht wieder zurückgekommen, und der kummergebeugte Maler brachte den Reſt der Nacht in einem dumpfen, verzweifelnden Hindrüten zu.

„Hätte ich ſie,“ murmelte er zwiſchen die Zähne, indem er ſich Hände und Arme wund rieb, bei meiner Zurückkunft hier getroffen, wie wären jetzt beide des Todes, und ich wäre der Schande entgangen, mich lächerlich gemacht zu haben; hätte meinen Namen makellos der Nachwelt überlaſſen, während ich jetzt nicht weiß, was ich anfangen ſoll, der Schmach zu entfliehen. Sterben! dazu iſt es jetzt zuſpät; die Welt verzeiht einen Ausbruch raſender Eiferſucht im Augenblicke, nimmermehr aber, wenn er ſo lange dauert, wie jetzt ſchon der meinige. Leben! Wenn Einem das Leben vergiftet iſt? Was iſt das Leben ohne Liebe!“

Er zog ſich in ſein Atelier zurück, und klagte ſein Leid ſeinen anmuthigen und reizenden Bildern, wie wenn ihn die Schöpfungen ſeiner Phantaſie, die Produkte ſeines Talentes, die Werke ſeines Fleißes hatten zu tröſten vermögen.

Am andern Morgen kam der Bruder ſeiner Frau zu ihm, um ihm zu erklären, daß Magdalena nicht mehr an ſeinen häuslichen Heerd zurückkehren werde, und bereits einen Scheidungsproceß gegen ihn eingeleitet habe, auf Grund jenes Dolchſtoßes hin, deſſen Opfer ſie beinahe geworden wäre. Breughel antwortete kein Wort; er lächelte bitter und ſeufzte tief und ſchmerzlich auf. Dieſe Nachricht wirkte wohlthätig auf ſeinen Geiſt; ſie machte ſeinem inneren Kampf und damit ſeinen Gedanken an einen Selbſtmord ein Ende. An demſelben Tage begab er ſich in die Behauſung der Frau Van Aetwelt. Er war ihr früher ſchon öfter im Leben begegnet; ſie war eine junge Wittwe, die einige Aehnlichkeit mit Magdalene Aſtloot hatte, nur war ſie weniger friſch, dafür aber um ſo zarter, weniger ſchön, aber um Vieles hübſcher als jene. Ihr Mann, ein unter Aktenſtaub ergrauter Gerichtsrath hatte den klugen Einfall gehabt, im zweiten Jahre ihrer Ehe zu ſterben und ihr ſein ganzes Vermögen zu hinterlaſſen. Obgleich von Natur aus zu einer gewiſſen melancholiſchen Schwärmerei geneigt, wußte ſie, wie man ſieht, doch ihrer Witwenſchaft die Einförmigkeit und Langeweile zu nehmen; ſie bewohnte eines der ſchönſten Häuſer in Antwerpen mit der Ausſicht auf die Schelde.

„Sie wird mich zwar nicht vor ſich laſſen,“ dachte Breughel, „aber deßhalb ſoll ſie doch die Urſache meines Beſuches erfahren.“

Zu ſeinem großen Erſtaunen hieß ihn jedoch die Dame eintreten. Ein wenig außer Faſſung gebracht und in einiger Verlegenheit, wie er ſich eigentlich benehmen ſollte, trat er vor ſie. Frau Van Aetwelt lag auf einem Ruhebett mit ſammtnem Baldachin. Das Dunkel, welches die düſtern Vorhänge über ihre Geſtalt verbreiteten, ließ die Bläſſe ihres Antlitzes nur um ſo mehr hervortreten. Zwei junge Frauen ſaßen an ihrem Bette, ein junger Mann, einen Hut mit großen Federn unter dem Arm, ſtand zu Füßen deſſelben, ſich an ein reich mit Schnitzereien verziertes Kamin anlehnend. Breughel verbeugte ſich tief und ehrfurchtsvollſt.

„Madame,“ begann er, „ich bin gekommen, Ihnen mein aufrichtigſtes Bedauern und meinen tiefgefühlten Kummer über das betrübende Ereigniß, deſſen Urheber ich war, auszudrücken. Ich kann und darf freilich nicht erwarten, daß Sie mir jenen Akt raſender Tollheit verzeihen werden. Soll ich denſelben indeſſen mit meinem Blute ſühnen . . .“

„Ich verlange weder Ihren Tod, Herr Breughel, noch Ihr Blut; man rathet mir aber, Ihnen den Prozeß zu machen, damit ſich aktenmäßig herausſtelle, daß jener Dolchſtoß nicht mir beſtimmt war. Sie wiſſen ja, daß es der leichtfertigen Zungen genug gibt, die ſich ein Vergnügen daraus machen würden, aus jener Begebenheit einen Roman zwiſchen Ihnen und mir auszuſpinnen.“

„So ſehe ich mich denn,“ ſagte traurig der Maler, „von zwei reizenden Frauen auf einmal gerichtlich ver-

Digitized by Google

folgt, die eine sich dabei auf die Thatsache, die andere auf die Absicht stützend. Werden Sie es mir wohl glauben, Madame? Magdalene hat sich in den Schooß ihrer Familie geflüchtet, in der Absicht, auf Scheidung von mir zu klagen."

„Sie haben eine zu hübsche Idee auf jenem Balle zur Ausführung bringen wollen; es ist nicht mehr denn billig, daß sie nun auch ihre Früchte trage. Ich finde es ganz natürlich, daß Madame Breughel Sie flieht; ich möchte die Frau kennen, die Ihnen einen solchen Streich verzeihen könnte."

„Es gibt vielleicht doch eine solche," bemerkte eine der Damen, die am Bette saßen.

„Gesetzt," fuhr Frau Van Arewelt mit melancholischem Lächeln fort, „es sei vielleicht möglich, wie Sie sagen, wer wird aber einen Dolchstoß empfangen wollen, und käme er selbst von einer Hand, die man liebte?"

„Mein Gott" sagte der Maler lebhaft, „das geschieht ja in Italien und Spanien sehr häufig und auf die galanteste Weise von der Welt"

Die Unterhaltung nahm jetzt eine höchst liebenswürdige, beinahe fröhliche und scherzende Wendung. Wir können sie hier nicht wörtlich wieder geben, und begnügen uns mit der Versicherung, daß Madame Van Aetwelt so zufrieden mit dem Besuche des Künstlers war, daß er die Erlaubniß erhielt, am andern Tage wieder kommen zu dürfen. Dießmal traf er sie allein.

„Ich kenne Ihre ganze Geschichte, Herr Breughel," sagte die junge Wittwe zu ihm, „aber sagen Sie mir doch, wie es bis zu jenem Excesse mit Ihnen gekommen ist?"

„Sie sollen Alles erfahren, Madame; Sie werden mich begreifen, ich lese das Verständniß meiner Empfindungen in Ihren schönen Augen. Ich habe die Welt kennen gelernt; ich habe sie unter zu vielerlei Gestalten gesehen; erst hat sie mich unterhalten, mich geneckt in ihren Zauberkreis, bald aber langweilte sie mich, denn ich liebte Magdalenen. Ich habe einsehen gelernt, daß der allein wahre Schauplatz meines Wirkens die Natur sei, die mit Millionen Zungen zu uns spricht, in dem Gesange der Vögel, in dem fröhlichen Gemurmel der Quelle, im Balsamdufte und in der Farbenpracht der Blumen. Ich wollte mir hienieden schon ein Paradies gründen aus der Kunst und aus der Liebe. Aber meine Eva wollte nichts von meinem Paradiese wissen; ich liebte die Freuden der Einsamkeit, sie die Thorheiten der Welt, ich liebte die Ruhe, sie den Lärmen, und — Sie verstehen mich — das Meisterwerk meines Lebens kam nicht zur Ausführung. Mein erträumtes Paradies wurde mir zum Fegfeuer; statt die köstlichen Wohlgerüche der Liebe einzuathmen, zehrten die nagenden Schlangen der giftigen Eifersucht in meinem Herzen. Und mit welch heiliger Begeisterung liebte ich sie, die Undankbare! Ich schmückte alle Blumen des Wegs zu ihren Füßen, entfaltete vor ihren Blicken die ganze Farbenpracht meiner Palette, goß in ihre Seele all die Reichthümer meines Gemüths. Ach! sie wandte sich von mir ab, um einen kummervollen Blick des tiefsten Bedauerns jener Welt zuzuwerfen, aus deren entwürdigenden Fesseln ich sie befreien wollte. Die Unsinnige! Wie viele Stunden des reinsten Friedens, wie viele einsame Spaziergänge in der zauberisch-schönen Natur, wie viele himmlische, von Gott mir eingegebene Ideen verlor sie dadurch! Ich hatte das Glück zweier Herzen zu gründen gestrebt, und bin ich nun darauf angewiesen, es allein zu suchen mit der trostlosen Leere in meiner Brust. Ich finde es nimmermehr!

(Schluß folgt.)

Michaelis-Messe.

Die ganze Messe schien uns dieß Mal zu Wasser werden zu wollen, Handel und Wandel zerfloß auf den Straßen, und die öffentlichen Plätze glichen dem Urbilde der Mutter Erde, als sie noch im Chaos tag und der Geist Gottes über den Wassern schwebte. Aus diesem allgemeinen Schiffbruch der Geschäfte kamen auf der Schaubuden-Messe endlich einige Bretter angeschwommen, die sich nach und nach zu traurigen Buden gestalteten, welche wie einzelne Wracks umherzuschwimmen schienen. Die Künstler schienen in dieser allgemeinen Sündfluth ganz und gar ersoffen zu sein, denn niegend wollte sich eine erfortable Bude zeigen, die auf die Gegenwart oder das Eintreffen eines bedeutenden Künstlers schließen ließe. Zum Glück kam da noch von Magdeburg her, wie ein Schiffbrüchiger, ein zweiter Robinson, Herr Fricke angeschwommen, omnia sua secum portans, das heißt, leicht und ledig, ohne allen Apparat, um uns ad oculos zu demonstriren, daß man auch aus Nichts Etwas machen könne, und was für ein Etwas, und zugleich die Schmerzgläubigen von der höllischen Lehre zu überzeugen, daß wirklich eine Möglichkeit vorhanden, die Welt auf Nichts zu erschaffen.

Ich war auch in der That durch die vielen Heroen der Zauberei, großen und kleinen, wie Bosco, Philipp, Döbler, Fricke, Becker, Schuhmann, Pöpfer, Gebauer, Verhorst, die nach einander Leipzig berührten, gleichwie es Europamüde gibt, so Zaubermüde und Zauberüberdrüssig geworden, daß sich meiner, ennaisg dem Weltschmerze, ein ordentlicher Zauberschmerz bemächtigt hatte, und daran verzweifelte, daß je wieder ein Künstler erstehen könnte, der diese bis zu höchsten Vollendung gediehenen Kunst eine neue, ungeahnte, die Neuzeitede und Schaulust von Neuem frappirende Bahn brächte. Auf gleiche Weise hatte ich in voriger Messe meinen Seelsorger Ueberdruß an den Tag gelegt, und die Worte niedergeschrieben, daß, nachdem ich in der damaligen Bereiterbude einen Künstler auf Draht hätte tanzen sehen, auch mir nun weiter nichts mehr eine Bewunderung in Zukunft abnöthigen würde, als wenn ein Künstler aufstehen würde, der auf Nichts tanzen würde, Worte, die damals Herrn Kolter um so mehr empörten, weil er selbst seine Productionen auf einem ziemlich armstarken Seile gab.

Kurz und gut, von der Zauberei hin ich von meinem Weltschmerz durch Herrn Fricke geheilt, er erschien wie ein deus ex machina auf der Michaelismesse 1847, von welcher sich eine neue Aera dieser Kunst datiren muß, um uns nach zweimaligem Dasein, erst zu beweisen, daß er ein ächtes Genie ist. Künstler haben wir genug, die aus Etwas — Nichts machen, oder aus Nichts nicht nur etwas, sondern Viel zu machen, darin durchkundet sich allein das Genie. Künstlerleben, genialer Leben, und wenn auch der Neid über fehlenden Apparat lästert, so weiß eben Hr. Fricke diesen Mangel, der in den Augen der gaffenden Publikums durchaus nicht als Fehler erscheint, brillant zu ersetzen, nein, nicht zu ersetzen, sondern auf eine Weise zu entbehren, die ihm erst die wahre Künstlerkrone auf das Haupt setzt, ihm die Palme eines Vorzuges zugestehen muß, wie vor ihm noch keinem Künstler zuerkannt

Digitized by Google

werden konnte und dursfte. Fertigkeit und Tüchtigkeit des Künstlers ist jetzt erst recht dadurch erprobt und auch vom Publikum allgemein anerkannt worden, und es ist nicht zu läugnen, daß Herr Frickel, was Gewandheit, so wie Freiheit des Benehmens, anbändiger und zugleich sprsicher Vortrag betrifft, mit unter die Vorzüglichen unserer Künstlerwelt zu zählen ist.

Herr Frickel spielt ohne Apparat, meine Leser, das heißt, ohne alle Zurüstungen von Kisten und Kästchen, mit unumtersuchbaren Boden und Rockverbirgtaschen, er spielt ohne Zaubermäntelchen und Helferhelfern, ohne Windmühlen und Kaffeemaschinen, sondern sein bester Helfer-Helfer, sein Zaubermännchen ist — Er, Er selbst, den wir allein im Vordergrunde bemerken, im Hintergrunde blos von einer reizenden gemalten Landschaft umgeben. Eine vollkommene und präcise Concertmusik giebt diesem Schauspiele noch einen besondern Reiz.

Des Alltäglichen sindt man in unserer künstlerisch-fruchtbaren Zeit so viel, daß das Auge der wahren Kunstproducten gern begrüßt, wie der verdorstete Wanderer in der erfrischenden grünen Oase; Alles schwärmt jetzt für Kunst, indeß ist es leider eine allzu derbe Wahrheit, daß die wahre Kunst zu oft dem arroganten Scheine weichen muß. Um so wünschenswerther ist es, wenn die so gern gesehene, so doch gepriesene und die noch so wenig honorirte Kunst sich wenigstens wahrer Anerkennung erfreuen kann. Ein Beispiel, daß trotz des Materialismus unserer geld- und actiensolen Zeit die wahre Kunst noch Vertreter habe, bewiesen die Oelgemälde des Herrn Leucht aus Dresden, (Chatarinstraße, Fregh-Haus.) welche sich den in der Buchhandlerbörse ausgestellten und mit Recht vielfach in öffentlichen Blättern belobten Gemälden würdig an die Seite stellen. Unter anderen selbst für den Laien interessanten Gemälden im Besitze des Herrn Kunsthändler Leucht erwähnen wir namentlich:

1. Die Aussicht von Dresden. (Sonnenuntergang.) 2. Das schlafende Ehepaar. (Ein Genre-Bild.) 3. Die gestörtliche Fuhre (v. Reinhardt.) 4. die schlafende Mutter neben ihrem in der Wiege schlafenden Kinde (von Szybal. Antwerpner Schule.) 5. Argil, Abendstrom treibend (von Kirsten.) 6. Der christliche Schornsteinfegerzunge in einem Zimmer zu Sanssouci.) 7. Ein Kapuziner, Kindern Kirschen pflückend (ein Genre-Bild). So wie verschiedene ausgezeichnete Landschaften von Müller aus Petersburg.

Obschon in früheren Zeiten die Menagerie des Herrn Präuscher als ausgezeichnet bekannt war, so hat sich selbige für diese Messe mit so viel neuen und schönen Exemplaren bereichert, die eine neue Zugkraft haben, daß eine abermalige Musterung derselben gewiß höchst interessant sein dürfte. Außer zweien als einzig für die Jetztzeit dastehenden Exemplaren von Löwen, außerstseltz Leoparden, Panthern, des vielbewunderten Puma, Lama, weißen Fuchses u. s. w, wie anderen Seltenheitsthieren, namentlich einer reichen Affensammlung, tragen diese Messe hervor ein schönes, hier nur durch Herrn Präuscher gezeigtes amerikanisches Puma, so wie außer anderen großen und schönen Amphybien, als Schlangen, ein junges, ächtes Nilkrokodil, welches selbst in der Gefangenschaft seine natürliche Wildheit beweist. Die sämmtlichen Thiere des Herrn Präuscher sind sehr zahm und wohlgenährt.

Ihm gegenüber befindet sich ebenfalls eine Menagerie. Das Aeußere dieser Menagerieude war anfänglich mit so schaudervoll anzusehenden, den Regeln des Anstandes völlig Hohn sprechenden Bildern so fürchterlich decorirt, daß ich mich ordentlich fürchtete, hineinzugehen.

Sehenswürdigkeiten, zwar in einem andern Maßstabe, als bei Herrn Präuscher, indeß immer der Beachtung sehr werth, findet man unbedingt in der Schaubude der Madame Schmidt, welche früher schon durch ihre eigene Persönlichkeit Kindermiethe und Fremde in Erstaunen setzte. Ein aufgestelltes und in solcher Größe und Schönheit hier bis dato durch Madame Schmidt gezeigtes Exemplar der großen Abgottschlange (Boa constrictor) so wie ein Seerodile, erzeugt durch natürliche Munterkeit, ferner zwei Exemplare des früher in Deutschland völlig unbekannten und nicht gesehenen Stenops sind, nebst schon bekannten und öfter gesehenen Thieren, ein Anziehungspunkt für jeden Naturfreund. Eine Klapperschlange soll demnächst ankommen.

Weiter oben zeigt uns das hübsche Aeußere einer Bude, daß es ein kleiner Kunsttempel ist, der uns in seine Hallen einnimmt, und mache ich Freunde aufmerksam, nicht vorüberzugehen, sondern die hübschgemalten Gegenstände, die hier gezeigt werden, in Augenschein zu nehmen, mit dem Bemerken, daß der Inhaber des Augenlichts beraubt ist und eigenthümlich diese Bude construirt hat. Hervorzuheben sind zwei Ansichten von dem Untergange der Franzosen über die Beresina, und sehen wir hier deutlich, daß der große Held des Jahrhunderts nicht durch die Zapferkeit des russischen Kolosses, sondern blos einzig durch die Elemente der Natur besiegt und geschlagen worden ist.

Eine hübsche Unterhaltung in Seiltänzer- und Jongleur-Künsten gewährt uns noch die Künstlergesellschaft des Herrn Döring, wenn ihm auch kein so glänzender Name, keine so glänzende Bude, wie Herrn Kolter zu Gebote steht; Name und Bude thun am Ende nichts zur Sache, wenn die Kunst dieselbe ist!

Die anatomischen Kabinette verdienen gleichfalls nicht die Aufmerksamkeit der Budenwandler in Anspruch zu nehmen und ist für diese Woche der Raum des Blattes zu beschränkt, um ins Einzelne einzugehen.

Eine mechanische Kunst-Erscheinung, ein wahres Non plus ultra menschlichen Scharfsinnes ist unstreitig Faber Sorechmaschine, die sich einer großen Zufriedenheit gerechter Anerkennung von Seiten aller Kunstkenner erfreut.

Eine anderweitige liebliche Erscheinung ist die 9jährige Mathilde Baumbach, welche als kleine reizende Zauberkünstlerin in Herrn Gehrmanns Kaffeegarten ihren Schauplatz aufgeschlagen hat und alle Besucher in Staunen und Bewunderung versetzt.

Das merkwürdigste, was aber diese Messe zu sehen ist, bleiben unstreitig die preußischen Husaren-Trompeter. die ist als Concert-Künstler hier hören lassen. Man sieht, daß wir in tiefem, tiefem, 30jährigen Frieden leben, wenn die Söhne des Mars sich auf Reisen begeben und Künste des Friedens produciren. Die Gemeinen gehen auf Urlaub, und nur fehlen noch die Herren Offiziere, daß sie sich irgend einem friedlichen Zweige widmen und gleichfalls auf Reisen gehen, um in irgend einer Kunst Gastrollen zu geben. Bist dem Kriege ist es aus!!

Unter den vielen Millionen Menschen, die noch einer ausgestellten Berechnung, von den Eisenbahnen ihren Unterhalt haben, haben wir auch diese Reise eine ganz eigene Gattung kennen gelernt, die indirect durch die Eisenbahnen in ihrem Geschäfte unterstützt, das heißt, uns schnell zugeführt aber eben so schnell wieder entführt werden. Ich meine die Kaffeebiebe, aber sie hatten hier in Leipzig die Rechnung ohne den Wirth, das heißt, ohne unsre Polizei gemacht, denn unsschlechtesdings und übrigens Strohen es absolut gefangen ist, diese lästigen Vögel, diese modernen Weißsäufer einzufangen, welche sämmtlich Posener Juden waren. Das alte Geschrecht der sogenannten Weißsäufer, die den Leuten gleich ihre Badeseligkeiten vom Bucket abschneiden sollten, ist in den modernen Gaunern und Industrie-Rittern wieder auferstanden.

Zum Schluß zu Herrn Frey, dem allbeliebten Komiker, dem die schönsten und größten Säle Leipzigs eingeräumt worden sind, um den großen Zuspruch zu fassen, dessen sich Herr Frey zu erfreuen hat, einen Zuspruch, der sonderbarer Weise den Herrn Wirthen oftmals zu groß ist. Herr Frey concertirt glücklich in seiner einzelnen Person mit sämmtlichen Achtzigen Concerten, die in der neuesten Zeit an Vogue gekommen sind. Vor 20 Jahren waren wir mit 4 Mann zufrieden gestellt, heutzutage sind 4 Oboen von je 20 Mann erforderlich, um den großen Kunstsinn des Leipziger Publikums zu befriedigen, das wie ein musikfächtiges Ungeheuer seinen enormen Kunstrachen aufsperrt, um das Ton-Meer von 80 Musikern zu verschlingen. Daß Herr Frey ein neues humoristisches Repertoir mitgebracht hat, bezeugt der Zuspruch des Publikums.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Was wird man im nächsten Winter tragen? ist die Frage, die jetzt alle Damen unter einander vere handeln und die namentlich diejenigen, welche vom Lande und aus den Bädern zurückkommen, ihren in der Stadt gebliebenen Freundinnen vorlegen. Die Herbstmoden interessiren durchaus Niemanden. Die seidenen Kleider freilich gehören eigentlich jeder Jahreszeit an, aber die Hüte, die Mäntel, die Ueberröcke, alles dies ist noch von dem Schleier des Zukunft verhüllt. Gleichwohl hat man nicht erst blos Modenentwürfe, sondern bereits feste Bestimmungen und nur von den letztern reden wir, da die Gerüchte betrügerisch sind, wie viele Versprechungen. Gewiß ist, daß die Mäntel von Sammet mit breiten seidenen Borten, mit Spitzen und Pelzmenteinfarbigen ausgeputzt und daß sie, welche Form sie auch erhalten mögen, oben ohne Falten sein werden. Die einfachern Mantelröcke von Königatlas in Braun, Dunkelgrün und Schwarz können oben in Falten gezogen werden; in diesem Falle werden sie ziemlich weite Aermel haben, die an einem Bündchen in Falten gezogen sind. Die Tuchmäntel werden dieselbe Form wie die Sammetmäntel haben, weil sie, wie die letzteren, von schwerem Stoffe sind, aber man wird sie nur mit Pelzmenteinfarbigen und besonders mit seidener Borte anputzen. Was nun die Hüte für den Winter betrifft, so kann man behaupten, daß sie elegant sein und namentlich ein ganz neues Ausseher in Folge der Vermischung der Farben und der Ordnung des Ausputzes haben werden. Wir haben z. B. mehrere Hüte, einen rosa Hut von ungreifinem Sammet, mit Ausputz von rosa Blonde; einen Hut von dunkelblauem Atlas mit einem Kopf von ungreifinem Sammet, der hinten auch den Nackenschirm bildete und auf den Schirm in ausgezackten Spitzen verfiel. Der Unterschied des Schirmes war ebenfalls von Sammet und lief in Spitzen nach dem Rande zu, wo sie die von oben kommenden Spitzen fast berührten. Ein anderer Hut von dunkelgranatrothem Sammet war auf und unter dem Schleme so drapirt, daß er seine Kopf am Rande hatte, aber die beiden Draperien unterschieden sich ganz von einander, und ein Federbouquet an der linken Seite gab diesem Hutt etwas ganz Eigenthümliches. Ein anderer Hut von violettem Sammet, und mit einer Phantasiehaube von Sammet ausgeputzt. Zuerdem bemerkten wir ein Häubchen mit durchbrochenem Boden von dunkelblauer Blonde, die hinten eine Art Zanchen bildete und vorn mit einer Halbhaarkrone von weißen und blauen Blümchen garnirt war, welche an jeder Seite in leichten Krümmungen herunterfielen. Ein Kopfputz von schwarzen Spitzen ließ nur an einer Seite eine lange Spitzendarbe herabfallen und war mit einer Guirlande von verschiedenen Rosen und grünem Gras verziert. Jetzt noch einige Herbstmoden. Ueberrock von einfardigem oder gestreiftem Tuffet, vorn Schürzenförmig mit Band oder schrägen Taffetstreifen besetzt, ein Ausputz, der sich nach dem Leichen hinauf sehr verschmälert, und auf dem Leibchen fortgesetzt wird. Mantillen-Langhabwl, von schwarzen Spitzen, der an kühlen Tagen durch einen Caschemirshawl oder einen mit Seide gestickten Caschemirshawl ersetzt wird. Ein Hut von Krepp, rosa oder blau, mit rundem Kopfe und einer Blumenkrawe an der Seite oder auch mit einer einfachen Schleife unter Spitzen. Stiefelchen von Königsatlas in derselben Farbe wie das Kleid oder braun, wenn die Farbe zu hell ist. Zugbut von maisfarbigem Krepp, mit Tüll untermischt, und der linken Seite mit einem Buschr Hahnenfedern in Maisfarbe ausgeputzt. Kleid von gestreiftem Pelzing, fortgrün auf graurosa, auf dem Rocke mit fünf schrägen Streifen, die nach oben zu allmählig an Breite abnehmen und mit offenen Fransen in den beiden Farben des Kleides besetzt sind. Glattes Leibchen mit Aermeln, die sich unter dem Arme endigen und vorn einen Fächer bilden. Unten offene, abgerundete und mit offenen Fransen garnirte Aermel und Unterärmel von Muslin, die an einem Bündchen in Falten gezogen sind.

Herren-Mode. Zum Ausgehen früh ist der kurze Rock noch immer sehr beliebt; er hat 3 Reihen Knöpfe und ziemlich weite Schöße. Weste von gedrm Plque oder Batenzia mit ganz kleinem Shawlkragen, Pantalon mit einer Bekleidung, le aßfarbender Farbe auf der Naht an der Seite. Die Fracks sind meist blau und außerdem hat man den Paletot, Frack, der mit drei Knöpfen ganz zugeknöpft ist und Taschen vorn auf der Brust wie in den Schößen hat, welche Taschen mit Knöpfen zugemacht werden. Von den Moden für den nächsten Winter läßt sich noch nicht viel Bestimmtes sagen. Man hat sehr leichte Tuche in einem sehr fein melirten Schwarzgrau, die matt Gestuche nennt und sür geeobhnlich wahrscheinlich sehr getragen werden. Wir sehen bereits Röcke mit sehr großen Revers und Kragen von Sammet mit langer breiter Taille, die ziemlich wie Ueberzieherröcke aussehen und unter die man im Nothfalle wirklich etwas anderes ziehen kann. So viel ist gewiß, daß man die weiten Kleidungsstücke nicht aufgeben wird. Die Staatsfracks sind kürzer in der Taille und deshalb werden auch die Westen länger werden müssen, doch sollen sie die spitzen Schooppen vorn behalten. Die Beinkleider scheinen im Winter zu bleiben, wie sie bisher gewesen sind. Ein ganzer Anzug: Ueberzieherock von leichtem schwarzgrauem Stoffe in dem Schnitt eines Gibbum, aber nicht auf dem Ganzen, sondern an den Seiten getrennt, mit gesteppten sogenannten elastischen Kragen, der nach Belieben aufgeschlagen werden kann und mit weitauseinander stehenden Knöpfen. Beinkleider von leichtem Wollenstoffe in grünem Grund mit schwarzen und braunen Längen- und schwarzen Querstreifen, ziemlich weit, ohne Fußriemen, am Gürtel sehr eng, lange Weste mit vielen schwarzen Streifen auf weißem Grunde, ist mit kleinem Shawlkragen. Hut, der oben breiter ist als unten, und schmale etwas aufgekrämpte Krempen hat; Cravate von schillerndem Atlas, paille Handschuhe.

So wie die Streifen sind auch die Carreaux sehr weit und groß. Man wird sich erinnern, daß die großen Carreaux der Frühlings-Stoffe alle mit Zwischen-Linien gestickt waren. Sie in großen Carreau's andere kleine bildeten, ziemlich den schottischen Dessins ähnlich. Jetzt ist der Carreau frei von allen innern Linien, was das Muster lichter macht.

Der Länge nach ist eine schwarze schmale Streife in weiter Entfernung von einer feinen Linie, während quecüber zwei schwarze sehr nahe an einander gebrachte Streifen einen braunen Streif einfassen, dann kommt ein dunkler Raum und dann eine feine Zitterlinie, so daß das Musterdessin der Länge sich von dem der Breite unterscheidet.

Wir werden bald den Ueberrock mit breiten Revers und Kragen von Sammet, die Form bequem mit langer breiter Taille, dem Surtout ähnlich, tragen, was auch gestattete im Fall der Noth einen anderen Rock darunter anzuziehen. Es ist leicht zu sehen, daß man die weiten Kleider noch nicht aufgeben will.

Modenerklärung.

1. Fracdrock mit runden Schößen. — 2. Kleid mit Garnituren und schmalen Volants besetzt. 3. Kleid mit breiten Fransen und schmalen Sammetstreifen besetzt. — Bournuß mit Borte besetzt.

Man abonnirt bei allen Postämter und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn **Arnold**, in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heibig** in **Altenburg**.

Druck von Friedrich Rochmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer 7½ und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 4. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Das verlorene Paradies.

(Schluß.)

„Wo findet überhaupt hienieden der Sterbliche das Glück?" sagte Madame Van Artwelt lächelnd. „Auch ich habe von Glück geträumt, und mein Leben fließt in einem ermüdenden Suchen, in einem erfolgsunsichern Streben, es zu finden, dahin. Oder bestände etwa das Glück in dem jammervollen Anblicke langweiliger Menschen, in der Kunst, seine Gedanken zu verbergen, in der feigen Verstellung, zu lachen, wenn man weinen möchte? Meine Geschichte ist ganz einfach, sie ist traurig, und würde mich selbst rühren, wenn sie mir ein Fremder erzählte. Sie haben den Herrn Procurator Van Artwelt gekannt? Ich will den Todten nichts Uebles nachsagen; sanft ruhe seine Asche. Er war reich, meine Familie aber zu Grunde gerichtet; er heirathete mich, ehe ich noch siebenzehn Jahr zählte. Es ist dieß der Lauf der Welt. Glauben Sie, daß er mich liebte? Kann man mit fünfzig Jahren noch lieben? Er erheiterte mich aus Eitelkeit; er wollte seine weißen Haare mit einem Kranz von Rosen schmücken. Wenn er sich einen prachtvollen Wagen anschaffte, so war dieß nicht etwa eine Aufmerksamkeit für mich, sondern für die Vorübergehenden; wenn er mich in die Welt einführte, so war es, um bei jedem Schritte hören zu können; „Wie hübsch ist die Van Artwelt!" So reißt uns das Geschick meistens aus unserem wahren Wege. Und was wollte ich damals weiter, als ein liebendes Herz, ein stilles, einfames Plätzchen und Ruhe! In der Mitte einer in Glanz und Pracht erstrahlenden Umgebung dachte ich an liebliche Spaziergänge auf den Fluren, auf denen mein Herz sich dem Lichte hätte erschließen können, wie eine Blume des Feldes."

Beruhgbet warf sich auf die Knie nieder und erfaßte eine wunderschöne weiße Hand, welche Madame Van Artwelt ruhig seinem sanften Drücken überließ.

„Gott!" rief er aus, indem er die schöne Wittwe mit einem leidenschaftlichen Blicke an sah, „warumhaben wir uns zu spät gefunden?"

„Warum? Warum? Dieß ist ein Wort, das schon mehr als einmal meinen Lippen entfloh," erwiederte di junge Wittwe, indem sie die Augen niederschlug.

Dem Maler öffnete sich durch schwere, und dunkle Wolken plötzlich ein lichter, blauer Himmel. Trunken

Digitized by Google

von Hoffnung, Freude und Liebe küßte er zärtlich die Hand der Frau van Artwelt.

„Ich danke dem Himmel für das seltsame Abenteuer, das mich zu Ihren Füßen führte.“

Die junge Dame lächelte und zog ihre Hand zurück.

„Ich weiß in der That nicht, warum jener Dolchstoß, statt mich böse auf Sie machen, Sie auf eine unwürdige Weise in meine Huld aufnahm.“

Wie leicht zu errathen, wurde Madame Van Artwelt, während die Gemahlin des Malers ihren Scheidungsproceß durchzusechten suchte, in Breughel wirklich verliebt. Jene heiße Eifersucht, welche die Liebe mit einem gewissen unwiderstehlichen Reize von Poesie schmückt, hatte sie verführt; sie ließ sich von dem Gedanken hinreißen, unter jenem sanften, ruhigen, lächelnden Horizonte ihre Tage verleben zu können, den der Maler vergebens für seine Gattin zu schaffen gesucht hatte. Diese Liebesgeschichte machte einen argen Lärmen in dem durch seine patriarchalischen Sitten bekannten Antwerpen, wenn auch nachsichtigere Richter, die jenes stille Glück, das seine seligen Stunden unter dem Schatten einsamer Gehölze verbarg, rührte, den beiden Liebenden die süße Thorheit verziehen. Warum auch dem Glücklichen sein Glück nicht gönnen?

Der Proceß nahte dem Ende. Da aber der Herr Gemahl sich nicht stellte, so oft er auch vor das Gericht gerufen wurde, bat plötzlich im entscheidendsten Augenblicke Magdalene Alsloot um Aufschub des Urtheilsspruches. Die Lection auf dem Balle hatte ihr nicht genügt, aber die Untreue des Malers ihr die Augen geöffnet. Sie war nicht die Letzte gewesen, die von dem Verhältnisse Breughel's und seiner neuen Geliebten, auf dessen Reinheit die Verläumdung nicht den leisesten Schatten werfen konnte, gehört. Jeden Tag mußte sie aus dem Munde geschäftiger Freundinnen vernehmen, daß der Maler und Madonne Van Artwelt auf dem Felde spazieren gingen, wie Liebende von fünfzehn Jahren. Die Eine hatte sie beobachtet, wie sie in einem Nachen die Blumen am Rande des Flusses pflückten; eine andere hatte sie bemerkt, als sie auf einer Wiese saßen und dem Fluge der Wolken zuschauten; dieser hatte sie miteinander zur Kirche gehen, jener auf dem Friedhofe lustwandeln sehen. Die Eifersucht, deren unheimliche Macht Magdalene Alsloot nie gekannt, faßte auf einmal starke Wurzeln in ihrem Herzen, und mit der Eifersucht zog die Liebe wieder darin ein. Sie begriff endlich den Reiz und das Glück des ehelichen Zusammenlebens, und bedauerte die schönen entschwundenen Stunden, deren Annehmlichkeiten sie nicht zu kosten verstanden.

Sie rechnete fest auf Breughel's Anwesenheit bei ihrem Processe.

„Er kommt gewiß,“ dachte sie voll schöner Hoffnung; „er wird bekennen, daß er gefehlt, und ich werde dann, statt ihn zu verurtheilen, in seine Arme stürzen.“

Aber der Maler kam nicht. Verzweifelt, in allen ihren Erwartungen getäuscht, faßte sie nun den Entschluß, ihn selbst aufzusuchen. Sie fand nur seine Dienerschaft, er selbst war mit Madame Van Artwelt, ohne sich um ihren Proceß zu bekümmern, schon seit dem Morgen spazieren gegangen, sie wollte ihn erwarten, warf sich weinend in einen Lehnsessel und wartete hier zwei volle Stunden. Breughel, der nichts von ihrer Anwesenheit wußte, trat mit seiner Geliebten am Arme herein. Er bemerkte in der Dunkelheit den Schatten einer Frau, und näherte sich sogleich demselben mit unruhiger Neugierde.

„Ich bin's,“ sagte Magdalene und stand auf.

Die Stimme seiner Frau, die er so lange und so unendlich geliebt, übte einen wunderbaren Zauber auf ihn aus. Sie drang ihm tief in das Herz ein: er schwankte.

„Ja, ich bin's,“ wiederholte Magdalene und warf sich weinend in die Arme ihres Gemahls.

Breughel sah sich nach Madame van Artwelt um, die, als Frau von Geist, auf der Stelle begriff, was ihr nunmehr zu thun übrig bleibe.

„Lebet wohl! Lebet wohl!“ rief sie aus; „ es war Traum, er ist vorbei. Lebet wohl!“

An demselben Abend reiste sie nach London ab, da sie nicht die Kraft in sich fühlte, in der Nähe dessen zu bleiben auf den sie so sehr geliebt, und den sie ferner kein Recht mehr hatte.

Der Maler aber schloß sein Weib in die Arme — sein verlorenes und wiedergefundenes Paradies. Breughels Ehe blühte aufs Neue und so schön, wie er es sich vorher kaum geträumt. Im folgenden Jahre gebar Magdalene eine Tochter, die schöne Anna Breughel, welche später David Teniers's Gemahlin wurde.

Digitized by Google

Der Fabrikherr.

Von F. Brunold.

Es war im Herbst; in jenen Tagen, wo der Birke Blätter sich gelb und roth zu färben beginnen, wo der Wind hin und wieder mit abgefallenen Eichenblättern spielt und die Fichten dunkelgrau mit Staub bedeckt am Berghange dem Unwillkommenen zutrauern. Es war im Herbst, in jenen Tagen, wo die Drossel durch die Wälder zieht, wo der Seidenschwanz, ein seltener Gast, dem mildern Süden zueilt — und der Fuchs den Dohnenstrich als ein unwillkommener Jäger durchstreicht, um die gefangenen Vögel für sich zu erlösen. Es war im Herbst. Der alte Martin Sandau, der angesehenste Bewohner der Niederlassung Wildau, saß vor der Thür seines Hauses im Scheine der untergehenden Sonne. Vor seinen Blicken ausgebreitet lag die Gegend; rechts in der Niederung, eine halbe Stunde entfernt, lag das arme, ohne Handel und Wandel vegetirende Städtchen; links, einige tausend Schritte entfernt, klapperten und pochten die Mühlen und Stampfwerke der Fabrik, deren Arbeiter, sich hier auf dem Berge ansiedelnd, eben jene erwähnte Niederlassung Wildau gegründet hatten.

Vor den Blicken des alten Mannes schlängelte der Fluß zwischen dichtbewachsenen hohen Uferrändern sich hin. Der alte Mann schaute freudig umher; es lag eine Ruhe, eine Heiterkeit auf dem Geschichte, wie man dieselbe selten bei älteren Leuten findet, dann aber, wenn sie sich zeigt, desto wohlthuender wirkt. Wandernde Musikanten stiegen den Weg herauf, stellten sich auf — und begannen ihre heitere, frohe Weisen zu spielen. Es hörte sich gar schön und freudig an; namentlich zeichnete sich der Klapphornbläser vor den Uebrigen durch Kunst und Geläufigkeit aus. Er wußte dem Instrumente so schmelzende, schöne Töne zu entlocken, daß selbst die den Kreis der Musikanten umtanzenden Kinder unwillkürlich still standen und den Klängen lauschten, die, an den fernen Bergen sich brechend, in langgezogenem Echo wieder zurückschwebten.

Mehrere Bewohner von Wildau hatten sich nach und nach bei dem alten Sandau versammelt und hörten der Musik zu. Der Klapphornbläser entzückte Alle — und der eine der Zuhörer sagte nach Beendigung des Stücks: „Das ist der Friedel; der Neid muß es ihm lassen, er versteht sein Instrument anzufassen, wie sonst Keiner. Hört man ihn so blasen, so möchte man's der Wittwe, der Stoß, fast verdenken, daß sie dem Bursch ihr Mädel, die Margareth, nicht giebt; wer ihn aber wieder Tage lang umherschlendern und faullenzen sieht — wird ihr das Gegentheil auch nicht verdenken. Der Friedel hat gesunde Arme, er sollte in der Fabrik arbeiten. Das mag er freilich nicht — faullenzen ist besser."

Der alte Sandau ward ernst. „Nachbar, Ihr seid hart." „Wäre Margareth ein tüchtig, wirthlich Mädel, die den Groschen zu Rathe zu halten wüßte, ich würd' es der Mutter verdenken, daß sie der Liebe entgegen; doch der Margarethe selbst sitzt wohl die Lieb' nicht recht im Herzen. Jedem das Seine. Ihr und Euer Sohn, Nachbar, arbeitet redlich im Schweiße Eures Angesichts — der Friedel sinnt und erträumt sich neue Weisen. Und seid Ihr müde und wollt von Euter Arbeit ruhn, erfreut Ihr Euch an seiner Kunst. Ihr berechnet den Lohn, er aber ist zufrieden mit dem Abfall Eures Verdienstes, für ihn hat das Geld keinen Werth. Auch solche Käuze muß es geben — und glaubt mir, sie sind glücklicher meist, als wir mit allem Erworbenen je zu werden vermögen. Sie sind es, die das einförmige Rad des Lebens schneller drehen machen, die das Düstere der Tage auf Augenblicke erhellen — und die Schwermuth unbemerkt von hinnen tragen."

„O, ja! mit unserm Gelde, an dem der Schweiß der Anstrengung klegt;" fiel der zweite Buchhalter Andree ein, der so eben hereintrat. „O, du grundgütige Barmherzigkeit, am heiligen Sonnabend schnöde Entweihung durch profanes Spielen. Heute, wo man sich vorbereiten sollte auf den Tag des Herrn, den er heiligte, vernimmt das Ohr die sündigen Klänge der Welt. Wehe dir, Chorazin! Wehe dir, Bethsaida! Es wird Tyrus und Sidon erträglicher ergehen am Gericht, denn Euch. Siehe, dort kommt er mit dem Hut in der Hand, der Schüler der Sünde. — Ich setze meinen Fuß abwärts; den Staub, der sich an uns gehängt hat von Eurer Stadt, schlagen wir ab. Ich gehe!"

Ehe dieser Vorsatz jedoch in Ausführung gebracht wurde, trat bereits der Musikant heran — und den Hut freundlich lüftend, bat er um ein kleines Geschenk. Der Buchhalter schaute mit großen Augen dem Burschen in das Antlitz, sein Gesicht ward glühend roth — und die Hand erhebend rief er: „Fleuch von mir; bete, bete, daß der Herr Dich erlöse aus den Banden der Finsterniß, ich kenne Dich nicht. Den Heiden gebühret das Scherflein, das ich erübrige von dem Gewinn des Tages. Bitte, bete!" Und die Hand auf den Rücken legend, schritt er davon, ohne Gruß, mit tief gesenktem Haupt. Der junge Musikus war erstaunt, verlegen —

Digitized by Google

er wandte ſich zum Gehen, ohne die Uebrigen um eine Gabe anzuſprechen. Doch der alte Sandau griff in die Taſche, holte ein Stück Geld hervor, reichte es dem Burſchen und ſagte: „Hier, Burſch, werde ein tüchtiger Muſikant. Was man wird, muß man aus voller Seele werden. Glück auf, Burſch! ſpielt das letzte Stück noch ein Mal auf, es hat mich innerlich erfreut.

Die übrigen Umſtehenden legten jetzt ebenfalls ihr Scherflein auf das Notenblatt — und der Burſch ging fröhlich dankend davon, um den Wunſch des alten Sandau zu Erfüllung zu bringen. Der aber warf noch einen langen Blick dem fern ſchreitenden Andree nach und ſich die Stirn mit der Hand kühlend, ſagte er: „Das ſind die Giftpilze unſerer Tage. Mit ihrem Eifer begeifern ſie die unſchuldigſte Freude — und während die Bibel ſagt: Bete und arbeite! glauben ſie durch das Beten Alles zu erreichen. Ihr Leben aber iſt ein Heucheln, ſie ſagen: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin, wie andere Leute! aber, aber — ein Loth Frömmigkeit im Herzen iſt mehr werth, als ein Pfund auf der Zunge, und das Beſte iſt und bleibt das rechtſchaffene Thun. Der Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth und wer ernſt geweſen, mag auch wieder heiter ſein. Das Vergnügen iſt die Lichtſeite des Lebens. Wer gegen das Vergnügen predigt und daſſelbe auf jede mögliche Weiſe zu ſtören und zu verbannen ſucht, der umzieht mit Trauerflor die Freude, der legt Spinnengewebe auf die Blüthen des Lebens, daß dieſelben, von keinem Sonnenlicht berührt, dahinwelken und vergehen müſſen. Unſere Zeit iſt ſo trübe geworden, daß ſchon dem Kinde das Spiel verleidet wird und das Vergnügen nur eine verbotene Frucht ſcheint, die ſich höchſtens in dem Gewande des Ernſtes, mit den Geſinnungen der Erwachſenen durchwebt, an das Tageslicht wagen darf. Jetzt ſtört man Alles — und umzäunt und erſtickt jede fröhliche Regung, und doch iſt ein froher Menſch kein ſchlechter Menſch, und wer durch Freude und Heiterkeit dem lieben Gott im Himmel ſeinen Dank darbringt, wird ob dieſes Frohſinns wahrlich nicht verdammt werden. Froh ſein iſt beſſer, als traurig ſein — und lachen beſſer als weinen. Hört, die Muſikanten blaſen ſo ſchön, laßt uns aufhorchen. Der Friedel iſt dem lieben Gott gewiß angenehmer, als jener Kopfhänger. Wollen uns den Genuß an der ſchönen Muſik nicht verderben laſſen!“

Der Friedel ſpielte meiſterhaft. Nach Beendigung des Stücks aber ſtellten die Muſikanten ſich in einer Reihe auf und ſangen melodiſch rein:

Bächlein rauſchet freudig ſchnell,
Vöglein ſingt noch eins ſo hell
In des Waldes Friſche;
Und nun erſt ein Waldhornklang
Der melodiſch wiederdrang
Fern aus dem Gebüſche.

Leer das Kränzel, leer die Hand,
Wandern wir durch's deutſche Land,
Ruhen, ruhen nimmer.
's giebt doch keinen beſſern Stand,
's giebt kein beſſ'res Vaterland —
Deutſchland hoch — für immer!

Heute noch dies Ständchen dir,
Morgen geht es fort von hier,
Thun jetzt uns raſten.
Schön' dich Gott, du deutſches Land!
Für' das Kränzel, für' die Hand
Froher Waldhorniſten.

Die Hörner wurden wieder angeſetzt, ein luſtiger Marſch ward geblaſen und freundlich die Hüte ſchwenkend zogen die Muſikanten den Berg hinab.

Die Nachbarn nahmen Abſchied von dem alten Sandau und wollten ſich entfernen, als Leonhard, der Sohn der Wittwe Stoß, mit ſeiner Schweſter Margareth in den Kreis trat und dem alten Sandau die Hand zum Gruße reichend mit verdüſtertem Grimme und dem Schmerz einer getäuſchten Hoffnung ſagte: „Das war Nichts! Der Fabelhaft braucht mich nicht; er ſagt, er habe Gehülfen genug im Comptoir — und hat doch im Blatt noch einen Gehülfen verlangt. Wie geſagt! Abgewieſen! Mich ſchmerzt's nur um der Mutter willen!“

Der junge Menſch, der allgemein als brav und tüchtig bekannt war, hatte ſich um die im Comptoir erledigte Stelle eines Schreibers und Gehülfen beworben; nicht ſowohl um auf dieſe Weiſe die Geſchäfte genauer und beſſer kennen zu lernen, als auch um die Mutter durch den Verdienſt unterſtützen und ernähren zu können. Leonhard ſchwieg voll Unmuth. Einer der Umſtehenden aber lachte ſpöttiſch! „Dacht's wohl! Der Herr nimmt nicht gern junge Leute zumal aus hieſiger Gegend, die wiſſen zu viel. Aeltere Leute mit Familie, von Sorge und Noth gedrückt, ſind ihm lieber — die thun Alles — der armen Kinder wegen. Der Leonhard hätt' die Margareth ſollen zum Herrn ſchicken — der wär's bewilligt; wenn nicht vom alten, ſo doch vom jungen Herrn!“ Die letzten Worte waren leiſer geſprochen worden, ſo daß Leonhard ſie nicht vernehmen konnte; Margarethe aber, die unbemerkt nicht fern vom Spre-

Digitized by Google

cher ſtand, hatte die Worte verſtanden. Das Auge des Mädchens flammte auf, Purpurröthe überſchattete auf einen Augenblick das ſchöne Geſicht und einen zornigen Blick auf den Sprecher werfend, biß ſie ſich die ſchönen Lippen wund — und wandte ſich ohne Gruß davon.

Die Männer, die es bemerkten, ſchwiegen. Der alte Sandau aber ſagte, als er bemerkt hatte, wie das Mädchen ſo plötzlich fortgegangen, ohne den Grund ihrer Entfernung zu ahnen: „Der ſitzt der Hochmuthsteufel wohl wieder ein Mal im Nacken. Leonhard, nur nicht verzagt! Es werden noch andere Mittel und Wege ſich finden, Dich und die Mutter durchzubringen."

Die Nachbarn entfernten ſich und der Alte fuhr fort: „Mein Wort gilt nichts drüben beim Herrn, ſonſt ginge ich zu ihm. Du weißt's, er und ich waren in der Jugend Freunde. Er iſt ein reicher Mann — und ich bin arm, doch habe ich ſatt zu eſſen. Siehe Burſche, das Beſte iſt, im Leben gerechtfertigt, gerecht dazuſtehen vor ſich ſelbſt. Die Reue eines Chriſten muß im Beſſerwerden liegen; die Buße und Zerknirſchung in Worten, ohne Thaten — iſt unnütz. Das eigene Herz iſt der ſtrengſte Richter. Ich möchte meine Armuth nicht mit dem Reichthum meines Jugendfreundes vertauſchen. Siehe, mein Sohn! auch ich habe mancherlei Trübſal erfahren. Jung ward ich angeſtellt, fern von hier bei einer Salzfactorei — mit einem Gehalt, wie das häufig geſchieht, das zum Leben zu wenig und und zum Sterben zu viel zu ſein ſchien. Dennoch war ich zufrieden. Geheirathet ward auch — und ich war glücklich. Der Sorgen gab's genug; doch da wir gegenſeitig aufrichtig, frei und offen mit einander umgingen, und die Liebe auf Vertrauen gegründet war, ſo hatte Niemand ein Geheimniß vor dem Andern — und gemeinſchaftlich tragen alle Laſten ſich bequemer und leichter. Der Vater meiner ſeligen Frau ſtarb — und ich oder vielmehr die Frau ward ſein Erbe. Geld fand ſich nicht, wie erwartet wurde; doch deſto mehr Schulden. Blieben die unbezahlt, war der Vater beſchimpft — und die Tochter in dem Namen des Vaters. Hatte ich der Erbe des Vermögens ſein wollen, mußte ich auch, da ſich ſtatt deſſen nur Schulden fanden, auch der Erbe dieſer ſein. — Und ſo übernahm ich zu meinen Sorgen auch noch dieſe. Keine kleine Laſt! Mancher wäre verzweifelt. Mit Gottes Hülfe ward Alles getilgt. Ich ſetzte mich aber nicht hin oder warf mich auf die Knie wie Jung-Stilling und betete, der liebe Gott möchte die Schulden bezahlen, ich that mit kurzen Worten um Geſundheit und Kraft und griff ſelber rüſtig an. Glaub' mir, Burſche, es ward mir oft ſauer genug. Oft kein Brod im Hauſe — und doch ſollte ich Hunderte zahlen. Glaub mir, die Freunde lernte ich kennen, ſie kannten mich alle nicht, die mich früher oft der Freundſchaft werth gehalten; ſie dankten nicht, wenn ich grüßte, denn — ſie fürchteten um Hülfe angeſprochen zu werden."

„Die Frommen, jene, deren Mund von Frömmigkeit überfließt, während das Herz leer iſt, ſagten mir unzählige Sprüche der Bibel her, verwieſen mich an den Himmel — und gingen davon. Ich trug zu jenen Laſten auch dieſe einer ſchmerzlichen Erkenntniß. Muthig ging ich vorwärts. — Meine Gläubiger fanden ſich in den Erwartungen, die ſie von mir gehegt, übertroffen; ſie ſahen, ich machte möglich, was unmöglich ſchien, und ließen mir Nachſicht und Güte angedeihen. Das Vertrauen war geweckt. Ich fand Hülfe, wo ich ſie nicht ſuchte. Die beſten Jahre meines Lebens gingen mir auf dieſe Weiſe freilich verloren, und ich hab's nicht einmal zu einem wohlhabenden Mann gebracht; dennoch bin ich zufrieden. Was Du aber aus meiner Erzählung lernen ſollſt, iſt dies: Verzage nicht. Das Sprüchwort ſagt: Fang Du nur an zu werken, Gott wird das Garn ſchon geben. Verlaß Dich nie auf Freunde, ehe Du im Unglück ſie nicht erprobt haſt; wende Dich nie im Unglück an Leute, die ſich zu den Frommen und Gerechten zählen, denn ſie haben nur Worte. — Vor allen Dingen aber handle, und was Du auch thun mögeſt, es ſei vor Dir ſelbſt gerecht. Ein guter Name wiegt ein Capital auf. Geh' mit Gott! Im Unmuth muß man nimmer handeln. Guter Rath kommt über Nacht. Grüß die Mutter, ich komme morgen ſelbſt hinüber."

Leonhard gab dem Greiſe die Hand und ſchritt ſchnell der Wohnung der Mutter zu.

Vor dem hochgelegenen Hauſe des Fabrikherrn lag ein kleiner, geſchmackvoll angelegter Garten. Aus der Laube deſſelben, am ſchroffen Abhange des Berges gelegen, hatte man nicht allein die Ausſicht auf den weithin ſichtbaren Fluß, ſondern man vermochte auch von hier ab ſämmtliche Fabrikgebäude, die im Thalgrunde enggebaut zuſammenſtanden, leicht zu überſchauen. Heut ſtanden die Gewerke ſtill, ſonntägliche Ruhe herrſchte auf der Fabrik.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

Ein Hexenproceß. Im Jahre 1694, den 9. October, wurde zu Krumau in Böhmen die der Magie angeklagte fürstliche Unterthanin von Dorf Dřistowitz, Magdalena Kaubin, mit dem Schwerte hingerichtet, auf den Scheiterhaufen geworfen und zu Staub und Asche verbrannt. — In den Verhören gab die Inquisitin Folgendes an: Sie habe bei einer gewissen Kuhlatm zu Protiwetz in Diensten gestanden und sei von dem Teufel in der Person eines gewissen Praffewetz, mit dem sie Umgang hatte, angestiftet worden, ihrer Dienstfrau und deren Schwägerin Friedhofserde in den Nacken zu streuen und sie dadurch wahnsinnig zu machen. Dieses habe sie auch befolgt und die Erde von einem frischen Grabeshügel am Sct. Johannistage genommen. Dazu bedurfte sie aber noch der Teufelswurzen, die sie nach Angabe der Praffewetz unter einer Haselstaude gefunden und nackt, in Gegenwart eines schwarzen Hundes, gegraben hatte. Auf die Frage, in welcher Gestalt ihr der Teufel das erste Mal erschienen, sagte sie, er sei als Bock auf dem Ofen gelegen und habe sie aufgefordert, sich nackt auf ihn zu setzen und durch das Fenster in die Luft mit ihm zu fahren. Auch habe er ihr später mehrmals versprochen, daß, wenn sie ihm gehören wolle, er sie in sein Reich führe, wo es viel schöner als im Himmel wäre; und da sie mehr und mehr auf ihn gehört, habe er sie endlich herbei, Gott und Allen Heiligen mit den fürchterlichsten Flüchen zu entsagen. — Als man sie fragte, ob sie sich nicht gefürchtet habe, mit dem Teufel zu verkehren, da sie doch schon oft vernommen haben müßte, er wäre glühend heiß und feurig, antwortete sie, daß er immer ganz kalt gewesen sei. Als sie ihm gebeint, habe er sich ihr als Hengst dargestellt. Dann sei sie von ihm unter dem rechten Ohre gezwickt und so ausgezeichnet worden. Zu den Versammlungen auf den Herrstraßen und bei Martersäulen sei sie meistens an den Quatembertagen auf einer Ofenkrücke ausgefahren, nachdem sie vorher ihren Körper mit einer Salbe aus Kalbschmalz, gepulvertem Gras und Teufelswurzen bestrichen. Dabei habe sie nur sprechen dürfen: „Komm Teufel, jetzt fahr ich!“ Gegessen und getrunken habe man bei solchen Gelagen: gesottenes und gebratenes Fleisch, jungen Wein, weißes und altes Bier. Nach der Libation, den Tänzen und sonst gewöhnlichen Werkübungen habe sie der Teufel wieder nach Hause getragen. — Merkwürdig ist es, daß die Inquisitin noch während der Verhöre und selbst nach den Torturen aussagte, der Teufel quäle sie und drohe ihr, damit sie schweige. — Erschütternd sind einige Momente im Verhörsprotocolle, wo sie nämlich auf die gestellte verfängliche Frage zu weinen anfing und, verwirrt bis in's Innerste ihres Herzens, nicht mehr Antwort zu geben wußte. Gleich Mittend erregend ist folgender Anfang eines Verhöres nach der Folter: Frage: Magdalena, wie geht es Dir? — Antwort. Es thuet mir der Daumb und die ganze Hand sehr weh, man hat mich vor etlichen tagen gar starkh geschrauffet. — Frage. Aus was für Ursachen ist es geschehen? — Antwort. Dieweill ich vorhero nicht recht hab antworden wollen. —

(Original-Proceßakte.) (Teleskop.)

Ein verschwundener Schuldner. Eine sinnreiche Manier, seinen Gläubigern zu entgehen, erfand, ein in feinen Vermögensumständen sehr erschütterter Schauspieler. Als er seine Rolle zu Ende gespielt hatte, und ein Häscher hinter der Coulisse schon bereit stand, um ihn zu ergreifen und wieder in Haft zu bringen, that sich plötzlich, auf Verabredung mit dem Maschinisten, eine Versenkung auf, und in einem Augenblick ist der Histrione verschwunden. (Bühnenwelt.)

Zustand während einer Operation mit Schwefeläther.

Unter den vielen merkwürdigen chirurgischen Operationen welche Dr. Dieffenbach zu Berlin in seiner neulich erschienenen Schrift: „Der Aether gegen den Schmerz“ erzählt, dürfte folgende Mittheilung auch für Nicht-Mediziner von besonderem Interesse sein. Der berühmte Arzt schreibt: Madame G., eine zarte Dame, litt seit Jahren an einer Knochenauftreibung der rechten Seite des Oberkiefers, welche bereits in cariöse Zerstörung übergegangen war. Sie wollte sich der Operation nur unter der Bedingung unterziehen, daß ich sie vorher ätherisirte. Dies geschah. Kaum hatte sie einige Athemzüge gethan, als sie gleich einer Verklärten auf dem Stuhle dasaß. Mit einer kleinen Säge sägte ich den kranken Knochentheil aus und stillte dann die Blutung. Die Kranke hatte bei der Operation keinen Laut von sich gegeben und versicherte, nichts empfunden zu haben. Auf meinen Wunsch gab sie mir folgende Beschreibung ihres Zustandes, welche gewiß von höchstem Interesse ist und für die ich derselben meinen Dank hiermit abstatte.

„Trotz der großen Beängstigung hatte ich mir doch vorgenommen, genau aufzumerken, in welcher Art der Aetherrausch sich meiner bemächtigen werde. Als ich den Schlauch an den Mund nahm, athmete ich zuerst nicht stärker als gewöhnlich. Man sagte mir, dies reiche nicht hin, und ich nahm nun stärkere Züge, die ich herunterschluckte, ohne daß ich anfänglich irgend eine Wirkung auf meinen Körper bemerkte. Plötzlich bekam ich ein Gefühl im Kopfe, als erweiterte sich derselbe zu beiden Seiten der Schläfen, und eine Müdigkeit befiel mich, die mir die Augen schloß. Als ich dieselben öffnete, erkannte ich noch Alles und hörte auch noch ganz deutlich. Indem ich sie aber wieder zumachte, war ich wie in einem milden, gelblichen Lichtmeere. Ich sah noch einmal auf, sah durch's Fenster den Tag und auf dem Fenster die Blumentöpfe. Von jetzt an verstärkte sich die magische Helle vor den Augen; sie war nicht imponirend, doch ungemein mild, klar und brennend. — Ich empfand ein ganz leises Aufstoßen auf die rechte Hand, und hörte wie von fern her die Frage des Herrn Dieffenbach: „ob ich dies fühle?“ Doch konnte ich nicht mehr die Augen öffnen, und nur durch Zeichen es bejahen. Dann hörte ich noch, wie dumpf verschollen, Bemerkungen der Aerzte, das Gehör betreffend, (war jedoch im Stande, ihre Stimmen genau zu unterscheiden) und fühlte auch, daß ich unwillkürlich stöhnte. — Doch hier hören meine Beobachtungen auf. — Ein Traum begann. —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Grimmitschau. Ein armer Schauspieler kam in diesem Sommer in das sächsische Städtchen Grimmitschau. Angethan mit einem dicken Winterrock, das Faust'sche Angesicht blau, gleich der bei der herrschenden Sonnengluth einem der drei Männer im feurigen Ofen. Da der Arme kein Engagement finden konnte, beschloß er, ein Concert zu veranstalten, um von dem Ertrage desselben wenigstens den dicken Winterrock mit einem sommerrocke vertauschen zu können. Allein seine Hoffnungen waren auf Sand gebaut, das Concert kam nicht zu Stande; trostlos blickte er nach der Sonnenuhr. Da bringt ihm ein Knabe ein Packet nebst Brief. „An den Schauspieler T. T." — Er war seine Adresse — er liest: „Beikolgend erhalten Sie einen leichten Rock und Beinkleider — bemühen Sie dieselben und kümmern sich jetzt nicht um die Zahlung, Gedit erhält die Welt." — Der Brief enthielt keine Unterschrift, dem Schauspieler traten die Thränen in die Augen, er dankte im Stillen dem unbekannten Gedert: „Den Orden der Menschlichkeit" für den braven Grimmitschauer!

Meßschau.

!! Platz da !!

!! Hier muß jede Concurrenz schwinden !!

oder Platz da für Berlins anerkannt, erstes Preußisches National-Herren-Garderobe-Magazin, also, meine Leser, der nimmt eine Anzeige im Tageblatte; doch sie eine Berliner ist, ist, werden die Leser schon errathen. Eine andere beginnt: **Herren Leipzig!!** Noch ein Wort an Sie!! von der ersten deutschen Volks-Kleider-Handlung. Daneben läßt sich Herr Moral aus Dichter vernehmen: „S. J. Moral, wohl bekannt, in Preußen wie in Sachsen-Land, erscheint auch diesmal wieder hier, mit seinem Waaren-Lager, in größter Auswahl klein und groß, von jeder Seite ein ganzer Ess. Die Arbeit schön, die Preise billig, gegen jeden Konkurrenz gut und willig. In Rouveaux's gar Manderier, und ohne alle Marktschreierei, will er nicht loben, will nur schweigen, die Käufer mögen sich überzeugen. Sein Stand ist, wie bekannt, Reichsstraße 23 rechter Hand.

Aber jetzt bitte ich meine Leser zum Taschentuch zu greifen, um die Thränen abzutrocknen, denn es kommt eine rührende Anzeige: **Bitte um Theilnahme** überschrieben. Ein ehrlicher und rechtlicher, sich vom Geschäft zurückziehen und dann eine Anstellung suchen wollender Mann setzt noch einmal seine Leinwandpreise herab, um wie es heißt, seine strengen Gläubiger zu befriedigen, die durchaus diese Messe befriedigt sein wollen! Das nenne ich Christlichkeit! Daneben will so ein Leinwandhändler wieder auswandern und hält Ausverkauf, die arme Mann, aber wir kommt der Mann so bekannt vor, doch ich glaube, derselbe ist schon ein Dutzend Mal im Ausverkauf auswanderte. Weiter unten hat ein junger Mann auf einmal ein ganzes Leinwandlager geerbt, was will er damit anfangen, er will Alles zum halben Preis verschleudern.

Weiter unten begegnen wir Herrn Seffaig aus Magdeburg, der in naiven Versen dem Publikum seine Waaren empfiehlt. Das berichte ich meinen Lesern vom Handel und Wandel. Kaufte ein Tuch, Bruder, ein guter Doppel-Mops, kauft uns ein Tyroler an, Bückinge! Büdlinge! erschaut aus einem weiblich in Maske, Messer, Gesser! Bos senträger, Hosenträger, Gesindeleen, Gesindeleen, Wassen, Wassein! Gruber Gott, Hören und Sehen vergeht mir.

Was unsere Parfumsinnen in der Gegenwart anlangt, so wäre es wünschenswerth, daß einmal eine neue Generation heranwüchse, und daß die alte ausgediente, die schon alle Messen und Jahrmärkte, inclusive Korenkirchen und Aurmörgen, mitgemacht und ein ganzes Dezennium Leipzig beimgesucht, zu Hause blieb und sich ausruhte. Bis auf wenigen bekannten hübschen Gesichtern, und einigen jungen Nachschößlingen trafen wir blos auf ausgediente Heldinnen, deren Züge und Reden lagen auf ihren Gesichtern ausgeprägt stehen. Ich habe vor allen si junge Spitzerinnen, darunter eine Weigerin, in mein Herz geschlossen, meine Leser dursten aber nichts Arges denken. Denn ich kann hier und zwar mit größerm Rechte vielleicht wie Heinrich IV. ausrufen: Honny soit, qui mal y pense!! Prieshnitz also möge meinen Wunsch ad notam nehmen, damit sein durch ganz Europa gedrungener Ruf nicht zu Grunde gehe; es möge sich ein Mädchen-Rezept aus Nordhausen beeschreiben und uns mit neuen anmuthigeren Parfumsinnen beglücken.

Jetzt führe ich, meine Leser noch zu Goldy Jones aus Knab, ersten Herkules in Ungarn oder Samson dem Zweiten, eine muskulöse kraftige Gegestalt, der ein ganzes Heer unserer modernen Philister in die Pfanne hauen durfte. Sein Haarwuchs ist wunderbar, und seine muskulöser Körperbau hat das schönste Ebenmaß. Seine Brust ist wie ein Panzer und sein Arm vermag 6 von unserer vitis parentum privatis juventus in freier Luft zu halten. Bei Madame Schmidt, der früheren Riesendame, ist ein Prachtexemplar von einer hier noch nicht gesehenen Klapperschlange eingelangt, welche allein dem Stoff noch etwas interessant macht. Sie ist in doppeltem Drathkäfig wohl verwahrt, denn ihr Gift ist so stark und so schnell wirkend, daß Beißen und todt zu Erde stürzen das Werk eines Augenblickes ist.

Der hier gezeigte Wunderstier mit doppeltem Kopfe ist ein so merkwürdiges Naturspiel, daß man nicht verabsäumen darf, diese Schöpfungs-Grille in Augenschein zu nehmen, welche auf mehre geringeres aufgetren zu wollen scheint, als auf einen Stier noch etwa einen Pferdekopf zu setzen.

Die später angekommene Menagerie von Hartmann zeigt mehrere ausgezeichnete Thier-Exemplare, namentlich derliche Löwen, einen Eisbär und zwei Weltumsegler, die Uebergang vom Thiere zum Menschen.

Nun zum Schluß in die englische Arena, zu Herrn Kellner, der den englischen Comfort mit der französischen Coquetterie vereinigt, und von dessen äußerst prachtvollem Etablissement der Ruf von auswärts bis in das Leipziger Tageblatt gedrungen ist. Auch läßt die Ausstattung seiner vielgen Arena nichts zu wünschen übrig und ist sein Etablissement wohl das geschmackvollste der ganzen Budenwelt. Es ist zugleich der Rendezvous, daß im ersthaften englischen, daß im coquetten französischen, bald im mittelalterlich-deutschen Reitersinn, umflossen von dem diendenden Schein der Gasbeleuchtung, bedienen auf geeignete Pony's die Gäste, während ein volles Orchester den in die frischen Prunkasten schwelgenden Staat in das Paradies der Tone versetzt, die da glauben, daß sinkende ihnen wieder ihre Lebensgefährte auf Erden, prachtvoll gestattet und durchgeführt, würden vorgerissen und sie im Paradiese von reizenden Houris bedient werden.

Ist nun die Messe zu Ende, so ist es wohl wünschenswerth, daß unsere armen Landwirte, die die Zeit über brache liegen, wieder an die Reihe kommen, und so nachgeht es denn auch, daß der Thonberg, der unter der jetzigen Bewirthschaftung wieder zu neuer Blüthe emporgekommen ist und viele alte Stammgäste sich wieder erobert hat, mit seiner Kirmes den Reigen eröffnet, und dessterr sich auch namentlich Herr Gerhardt im Auszeichnen, den Montag nach der Messe dem Publikum noch einen Nachschmaus von der ganzen Messe zu bieten, im Nachspiel, worin die einzelnen Arrouts und Gruppirungen der Messe zu einem ordnen dramatischen Ensemble vereinigt werden, um den Zuhörer in ein ganzes Ton-Meer zu versenken. Er veranstaltet nämlich demnächst, und so wahrscheinlich auch diesmal, ein großes Harfen-Concert sämmtlicher vereinigter Miß-Harfenistinnen, und dies Mal mit obligater Schlachtfest-Begleitung.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Es wäre schwer zu behaupten, welche Farbe in dem Zeuge oder welche Form in dem Kleide selbst bevorzugt werden wird. Wir sind jetzt in einer unentschiedenen Epoche, in welcher die Neuigkeiten entstehen wo aber die Wahl unbestimmt ist; wir werden folglich verschwiegen bleiben, bis es keinen Zweifel mehr darüber geben kann. Das einzige, was wir jetzt versichern wollen, ist, daß man bereits schöne leichte Tücher fabricirt hat mit schwarzgroutem sein melirtem Grunde. Eine von den unbestimmten Farben, die sich so wundervoll zu allerlei Kleidungsstücken und zu jeder Mischung eignen, die dem Regen und andern Unfällen ausgesetzt werden können, ohne daß sich ihr Farbe dadurch verändert, weshalb das Zeug den Namen See-Tuch (drap de mer) erworben hat. Wir können auch danken, daß die braunen und Orangé-Tücher die dianen ersetzen werden, die in diesem Sommer so viel getragen worden sind. Aber hierauf können wir nur hindeuten, weil, wie wiederholen es, es würde schwer sein, in diesem Augenblicke ein entschiedenes Urtheil zu fällen.

Musée de Modes.

Aus Mangel an bestimmten Dingen haben wir nur Entwürfe. Man sagt, daß die Surtouts à chäle in der Form eines Matrosenrocks gemacht, das heißt, ein leichter Ueberzug mit Futter von Flanell oder Seide in diesem Winter getragen werden, so wie sie schon getragen worden sind. Der chäle ist nicht nach dem Geschmack eines jeden, es läßt sich aber denken, daß er auf einem Winterkleid besser gefallen wird. Der chäle zeigt immer ein warmeres Kleid an, was sehr gegen die Sommer-Jaquette abstickt, weil man während der schönen Tage ein Kleid, offen über die Brust, etwas leichter, das sich nicht mehr als durchaus nothwendig kreuzt, (verdoppelt) haben muß; daß ist es leicht zu begreifen, daß der chäle einem Jeden nicht gefallen hat; der Winter aber kann seine definitive Aufnahme bewerkstelligen, da es die Mitte nothwendig macht, sich durch eine beträchtliche croisure (Uebereinanderklappung), die bei einem schönen chäle unentbehrlich ist, zu hüllen.

Das was man im Sinne hat zu machen, wird eine Art Jaquette à chäle sein, welche der Gibous, in der reichlichen croisure in der Fülle und im Schnitte etwas ähnlich sein möchte.

Es heißt, daß viel Sammt auf den Revers, Kragen und Aufschlägen getragen werde, so daß ein jeder schon anfängt, seinen Vorrath von diesem Artikel einzukaufen, als ob man einen herannahenden Mangel daran befürchtete. Gewiß ist es, daß im Falle die Gibous à chäle den Vorzug haben sollte, so würde man sie nicht reicher und eleganter machen können, als durch Besetzen des chäles der Devants und der Aufschläge mit Sammt, aus Aehnlichkeit mit den netten Pelissen aus der Zeit Karls des fünften und der alten böhmischen Magnaten hat, und einigermaßen der Erfindung des Herrn Humann vor einigen Jahren gleicht.

Die Weste, sagt man, wird weniger lang getragen, wenigstens wie sich von selbst versteht, für eine Staatsweste; denn lächerlich würde es sein, unter einem Rock mit ausgeschnittenen Ecken eine Weste zu sehen, welche den Bauch bedeckt. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß man die Westen mit beganzten Seiten und unten mit scharfen Spitzen machen wird.

Die Hose wird in diesem Augenblicke von einer gezogenen Form gemacht, die zu ersetzen schwer halten wird; man hat schon versucht, sie den Beinen enger anzupassen, was sie allerdings weniger schwer macht, vorzüglich für einen Mann mittlerer Größe, man befindet sich aber, ohne Zweifel bequemer in einer weiten Hose, und wünscht nicht, seiner Größe weg eine Ausnahme von der Mode zu machen; jeder wünscht die Wohlthaten der Neuigkeit zu genießen, was eine Ursache bildet, die enge Form für den Augenblick zu verwerfen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die vollständige Lehre der Mannsschneiderei

nach den neuesten Schnitten, von Oberröcken, Fracken, Twinen, Burnussen, Palletots, Mänteln, Uniformen, Waffenröcken, Westen, Beinkleidern, Gamaschen, Knaben-Anzügen, für regelmäßigen und unregelmäßigen Bau und Wuchs; nebst ihrer Bearbeitung nach der neuesten Methode auf das deutlichste und leichtfaßlichste dargestellt. Die Oberleibweite genau gegen die Unterleibweite berechnet.

Mit 5 lithographirten Foliotafeln, enthaltend 155 Patronen, nebst 3 Zeichnungen für's Maaßnehmen.

Von Friedrich Weniger, Schneidermeister.

4. geh. 15 Neugr. — 1⅛ Thlr. Merseburg, Nauland'sche Buchhandlung.

!!Für Schneider!!

So eben ist erschienen in der Expedition dieses Blattes, Leipzig, große Windmühlenstraße Nr. 48 und kann sofort bezogen werden, das bereits schon mehrfach in diesen Blättern zum Voraus angezeigte Scheiftchen:

Kurzgefaßte Anweisung

in der modernen

Zuschneidekunst und Bearbeitung der Herrenkleider mit Reductionsschema.

Ein unentbehrlicher Wegweiser für jeden Meister und Gesellen, um die im Leipzig-Pariser Modenjournal und andern Journalen beigegebenen Schnitte im verjüngten Maßstabe in die natürliche Größe übertragen zu können.

Zu beziehen durch alle Wohllöblichen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Modenerklärung.

1. Bournuß mit Borte besetzt. — 2. Oberrock mit Kragen und Garnituren. 3. Mantel-Shawl. — 4. Twine.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold, in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel. In Commission bei J. Helbig in Altenburg.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 12½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 5. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Der Fabrikherr.

Von F. Brunold.

(Fortsetzung.)

Herr Walter, der Herr der ganzen Anlage, saß mit seinem Sohne und der einzigen Tochter in jener erwähnten Laube, an einem reichbesetzten, kostbaren Frühstückstisch und schaute auf den Fluß hinab, auf dem eben zwei Kähne mit reicher Ladung aus der Fabrik schwammen. Der Herr sah, wie in Gedanken verloren, den langsam dahinsegelnden Kähnen mit sinnendem Auge nach. Die Concurrenz war seit einiger Zeit bedeutend gestiegen; oberhalb des Flusses war seit Kurzem eine gleiche Fabrik angelegt worden — und die dort gefertigten Porzellan- und Steingutwaaren begannen durch ihre Zierlichkeit, Haltbarkeit und Billigkeit den Walter'schen den Rang streitig zu machen. Das Auge des Fabrikherrn war daher getrübt — und als Adele, die Tochter, zufällig, aber mit Bestimmtheit hinwarf: „Mein im vorigen Jahre gekaufter Flügel beginnt schlecht zu werden — ich gedenke, einen neuen, bessern auf der Kunstausstellung mir zu erwählen;" sagte er unwillig: „Adele, das geht nicht. Fünfhundert Thaler sind in jetzigen Zeiten nicht fortzuwerfen."

„Fortwerfen?" rief lachend die erstaunte Tochter. „Wer will dieselben denn fortwerfen? Wer singt, muß einen Flügel haben — und zwar einen guten Flügel, der meinige ist schlecht — ich werde mir daher einen neuen, bessern aussuchen."

Der Vater schwieg. Hector, der Sohn, lächelte, blies den Rauch der Cigarre von sich — und legte den Fuß nachlässig auf den gegenüberstehenden im Rococo Geschmack geschnitzten Stuhl.

Bei dieser Bewegung wandte er den Kopf und ward den daherschreitenden Leonhard gewahr. Mit einem Satze war er auf und trat heftig dem Daherschreitenden entgegen. „Was wünschen Sie?" rief er schon von Weitem, „Ihr Gesuch —"

„Der nochmalige Aufruf in dem gestrigen Anzeiger," fiel Leonhard ein. Ehe er jedoch den Satz beenden konnte, trat Margarethe hinter dem Flieder strauche vor, der sie bis jetzt verborgen — und sich mit Anstand dem Sohne des Fabrikherrn nähernd, sagte sie, schämig die Augen niederschlagend: „Ihre Güte, Herr, die allbekannt, giebt mir den Muth, das nochmalige Gesuch

Digitized by Google

meines Bruders Ihnen an das Herz zu legen. Die Mutter iſt krank — und die Entfernung des Bruders würde ſie und daher doppelt ſchmerzlich ſein; daher wagen wir nochmals um die erledigte Stelle in Ihrem Comptoir zu bitten."

Hector blies den Rauch der Cigarre auf die Seite und das hübſche Mädchen eine Zeitlang mit kritiſchem Auge muſternd, ſagte er endlich: „Die gedachte Stelle iſt bereits einem Andern zugedacht, doch will ich mir Ihren Vorſchlag noch einmal überdenken; vielleicht läßt ſich die Sache ändern. Nicht wahr, ſchönes Kind, Sie wohnen dort am Saum des Waldes in dem letztſtehenden Förſterhäuschen? Ich reite gegen Abend dort vorüber — und werde Ihnen ſelbſt dann das Nähere mittheilen. Adieu! auf Wiederſehen!" Und dem Mädchen noch einen Blick zuwerfend, wandte er ſich ſchnell davon und trat in die Laube zurück.

Leonhard wandte ſich, er ergriff der Schweſter Hand und eilte mit ihr davon. Zornig ſagte er: „Ich nehme die Stelle nicht an! Mich ärgert's, daß ich Deinem Worte folgte und noch einmal um dieſelbe bat. Und für Dich war es gewiß unpaſſend mitzugehen!"

„Warum?" fragte erſtaunt Margarethe. „Aergert's Dich, daß mein Wort mehr ausrichtete, als das Deine. Du biſt ein Brauſekopf — deshalb ging ich mit Dir. — Ein freundlich Wort findet eine gute Statt! Du biſt ein Narr mit Deinen Grillen. Die Stelle wirſt Du wohl annehmen, wenn man ſie Dir giebt. Die Mutter iſt krank — und Geld iſt nicht im Hauſe."

Leonhard ſchwieg; mißmüthig legte er den Weg bis zur Wohnung der Mutter zurück.

Hector aber ſagte, nachdem er wieder Platz genommen, zu dem Vater gewendet: „Die Stelle im Comptoir iſt nicht beſetzt. Der junge Leonhard, der Sohn der Förſter-Wittwe, hat auf's Neue — und ich habe ſie demſelben zugeſagt. Er ſoll tüchtig ſein."

„Er iſt tüchtig, und was die Hauptſache, die Schweſter iſt hübſch," ſpöttelte Adele.

„Sie ſoll ein Wenig dem jüdiſchen Gefanglehrer gleichen, der Die, liebe Schweſter, Unterricht ertheilt," erwiederte ſarkaſtiſch der Bruder und wandte ſich zu dem Vater, um mit dem über die neue projektirte Eiſenbahn zu ſprechen.

Abends aber ließ er ſein Pferd ſatteln, und ritt in den Wald hinaus, lenkte jedoch bald zum Förſterhauſe hinüber, wo Margarethe ſchon von weitem ſeiner anſichtig wurde — und vor die Thür des Hauſes, wie abſichtslos, trat. Hector ſtieg ab, er ergriff, wie ein alter Bekannter, des Mädchens Hand, bat um ein Glas Milch zur Erfriſchung — und verkündete, daß der Bruder morgen ſeine Stelle antreten könne.

In dieſem Augenblick ließen ſich fern aus dem Walde die Klänge eines Waldhorns hören. Die Töne erklangen begeiſternd rein, ſie ſchwebten ſo eigenthümlich ſanft vorüber, bis ſie fern in den Bergen verhallten. Margarethe ſchrak zuſammen, flüchtige Röthe färbte ihr Geſicht. Hector bemerkte es — und dem Mädel mit dem Finger drohend, ſagte er: „Das Roth der Wange kündet mir, wem die Töne des Waldhorns gelten. Der Schönſten der Schönen wird ein Ständchen, eine Serenade gebracht. Ich beneide den Burſchen."

Margarethe warf unmuthig verlegen den Kopf zurück. Die Töne des Waldhorns kamen immer näher und näher. Hector trank die dargereichte Milch, beſtieg ſein Pferd, verſprach nächſtens wieder vorzuſprechen, um ſich nach dem Befinden der Mutter zu erkundigen und ritt davon.

Margarethe ſchaute aus der Thür dem Reiter nach, bis der Wald ihn den Blicken entzog.

In dieſem Augenblick trat Friedel um das Haus, einen Strauß ſpätblühender Waldblumen in der Hand. Das Waldhorn hing von der Schulter herab.

Margarethe glühte auf. War es freudige Ueberraſchung oder Verlegenheit? es blieb ungewiß. Sie dankte kaum, als Friedel geküßt — mechaniſch nahm ſie den dargereichten Blumenſtrauß.

„Gelt! Du haſt mich erwartet," rief Friedel. „Hab' Dir auch einen Waldhoengruß geſandt, ſo ſchön, wie ich ihn Die wohl ſelten geſchickt."

„Du biſt eitel, Friedel," rief lachend und halb wie im Spott Margarethe, „erwartete ich Dich, ſo geſchah's der Mutter wegen, die krank im Bette liegt und der Dein Kommen nicht eben erfreulich iſt, wie Du weißt!"

Jetzt vernahm man das Huſten der Kranken und Margarethe nahm dies ſogleich zum Vorwand, in das Haus zurück zu kehren.

Friedel ſchlich langſam, traurig davon.

Andern Tages trat Leonhard ſein Amt auf der Fabrik an. Eine kleine Wohnung war ihm gleichzeitig in der Anſtalt angewieſen worden, ſo daß er wenig um die Mutter ſein konnte. Der Sohn des Fabrikherrn kehrte, wie abſichtslos, von Zeit zu Zeit bei der Wittwe ein. Er hatte bald nach Dieſem und Jenem zu fragen, hatte bald dieſe oder jene kleine Erfriſchung oder ſonſtige Aufmerkſamkeit der Kranken zu bringen; am meiſten aber hatte er mit der Margarethe zu ſchwatzen

Digitized by Google

oder zu koſen, und die Unterredung vor der Thür auf der Bank unterm Kaſtanienbaum wurde immer länger und länger. An kleinen Geſchenken, niedlichen Putzſachen oder ſonſtigen Sächſchen, die gegenwärtig Luxus und Mode in Menge bringen, fehlte es auch nicht; und Margarethe ſtand nicht an, die Kleinigkeiten anzunehmen und damit geſchmückt vor den Spiegel zu treten, wenn die Mutter ſchlief und der Bruder in der Fabrik beſchäftigt war. Der junge Herr war ſo gut, er ſprach ſo ſchön, war ſo freundlich — und daß er zuweilen die niedliche Hand der Margarethe nahm und die Feinheit derſelben bewunderte, daß er wohl gar den Arm um die Taille legte, um den Wuchs zu loben — dies konnte doch ſo unrecht nicht ſein! Und als er nun gar einſtmals, da Margarethe von dem gewiß bald erfolgenden Tode der Mutter ſprach und in Thränen verſenkt, ſich an den jungen hübſchen Mann unbewußt lehnte — — war es da Unrecht, daß ſein Arm ſie umfing, daß er ſie feſt an ſich preßte und die ſchöne weiße Stirn küßte?

Das Mädchen zuckte tief innerlich erregt zuſammen, wie eine volle Blüthe, in deren Kelch ein Regentropfen fällt, ſie ſah mit ihren ſchönen großen Augen bangend in die Höhe.

War es dem jungen Mann zu verdenken, daß er dieſe ſchönen großen Augen küßte? und als flüchtiger Purpur die Wangen röthete, war es nicht natürlich, daß er auch dieſe küßte? und das Schönſte von Allem waren ja doch die rothen Lippen, die wie Roſenknospen prangten; ſollten die allein unberührt, unbelohnt bleiben?

Ach, daß der Friedel in ſolchen Augenblicken immer ſo ſtörend mit ſeinem Horne dazwiſchen kommen mußte!

Der Margarethe fing an das Horn und der Friedel verhaßt zu werden. Und was war denn auch der Burſche? Ein armer umherziehender Muſikant, der das Horn ganz hübſch zu brauchen wußte, weil er nichts weiter that — und was brachte er dem Mädchen? Abends ein Ständchen, er mußte auf dem Horne ſich ja üben, und wenn es hoch kam, einen friſchen Waldblumenſtrauß, d. h. ſo lange der liebe Gott die Blumen umſonſt wachſen ließ. Konnte er jemals ein Band, ein Tuch, ein goldenes Kreuz ſeinem Mädchen ſchenken, wie vergleichen der junge Herr der Margarethe ſo viel brachte?

Und nun gar, wenn die Mutter todt, wenn ſie aus dem Häuschen mußte, wohin ſollte ſie gehen? Der Friedel hatte kein Haus, keinen eigenen Heerd, das wußte er erſt Alles anſchaffen, und der junge Herr hatte ſo feſt, ſo beſtimmt verſprochen, für ſie zu ſorgen; mußte ſie ſeinen Worten nicht Glauben ſchenken? Ein Mädchenherz glaubt leicht — und gern. So gingen die Tage, Wochen, Monden dahin. Die Birken hatten ihre Blätter verloren, in dem dürren, trockenen Laube der Steineiche rauſchte der kalte, rauhe Wind; die Tannen ſtanden mit Schnee bedeckt. Die Kranke ward ſchlimmer und ſchlimmer, bis der Tod ſie endlich von allen Schmerzen erlöſte.

Der alte Sandau drückte der Todten die Augen zu; er ordnete die Sachen der Geſchiedenen und begleitete die Leiche zu dem kleinen Kirchhof des nahen Städtchens. Leonhard war untröſtlich. Der alte Sandau beſprach mit ihm nach der Heimkunft die Zukunft der Schweſter. Die aber erklärte kurz und beſtimmt, ſchon für ſich geſorgt zu haben. — Der alte Sandau aber ſchüttelte das Haupt. Ernſt ſagte er: „Margarethe! Das Sprüchwort ſagt: Wer ſich gut bettet, ſchläft auch gut. Ein ſeiden Kiſſen iſt nicht immer ein Ruheküſſen, und ein hübſcher Apfel iſt nicht immer ein guter Apfel. Ich wollte, Du hältſt heut am Begräbnißtage jenes koſtbare Fiorband mit den ſchwarzen, künſtlichen Steinperlen nicht angelegt. Ein koſtbarer Traueranzug, und die Trauer nach der Mode iſt eine Heuchelei, mehr oder weniger. Wer trauert, fragt nicht, wie lange die Mode es gut heißt, ſchwarz oder halbſchwarz zu gehen. Du haſt den Putz Dir angelegt, weil Du glaubſt, er ſtehe Dir gut; Dein rechtſchaffener Bruder aber und ich meinen: er ſtehe Dir ſchlecht; und das Ganze zeigt eine Jedem lesbare Schrift, die Deine Schande offenbart. Margareth' handle, daß Du dereinſt Deine Mutter im Himmel wiederſehen konnſt; Du denkeſt, es ſei verborgen, was bis jetzt die Welt Dir verſchwieg. Es iſt nichts ſo fein geſponnen, das die Sonne nicht an das Licht brächte. Geh' mit Gott."

Und ehe Margarethe noch zu antworten vermochte, ſchritt Leonhard mit dem alten Sandau ſchon zum Hauſe hinaus, den Weg hinab. Stumm lehnte das Mädchen vor das Haus tretend, an den Baum. Düſtere Bilder der Zukunft umgaukelten ſie. Oede, ſtill war es. Nahende Schritte ſchreckten ſie, zwei Arme umfingen ſie. Es war Hector, der da kam, um zu verkündigen, daß er bereits für ſein Mädchen, für die Geliebte geſorgt habe. In dem Hauſe des Inſpectors der Fabrik habe er eine Wohnung einrichten laſſen. Margarethe zauderte, die Worte des alten Sandau klangen und tönten noch immer ſo mahnend, ſo niederſchmetternd, ſo betäubend in das Ohr, doch die Worte des Geliebten verſcheuchten bald die mahnende, ernſte Stimme des Ge-

*

wissens, des treuen, väterlichen Freundes. Ein Mädchenherz ist leicht bethört und die Eitelkeit und die Liebe machen leichtgläubig. Andern Tages zog Margarethe in die für sie bereitete Wohnung. Friedel war seit dem Tage aus der Gegend verschwunden. Wie so hübsch, wie so freundlich war es in dem Zimmer der Margarethe. Draußen tobte der Schnee, hier standen blühende Rosen am Fenster. Bei der Mutter, wie ärmlich, wie düster, öde sah es dort aus, und wie freundlich, wie nett und kostbar war es hier. Dort hatte sie selbst in der rauhesten Jahreszeit Alles selbst verrichten müssen, hier ward ihr gebracht, was sie nur wünschte, und die Liebe überschüttete sie mit kostbaren, theuren Geschenken.

Was that's, daß der Bruder, der Leonhard, immer bleicher, immer stiller wurde, daß er so selten, fast niemals kam — Margarethe merkte es kaum. Und was der Andree drunten im Zimmer mit der Inspector-Frau sprach, sie hörte es ja nicht.

Der fromme Mann hat es sich in dem Lehnstuhl bequem gemacht, er hat die Schreibtafel in der Hand und spricht zu der vor ihm stehenden Frau: „O Du Lämmlein, Du rosinfarbenes Blut! Wie unser Herr ging zu den Zöllnern und Sündern, so geh' auch ich in das Haus der Sünde. Und Sie, Frau, sind auch ein Werkzeug in der Hand des strafenden Gottes, daß sie die Sünde pflegen und bergen im Hause! Wie viel Geld also empfingen Sie für die Person dort oben?

Die Frau zögerte mit der Antwort, endlich nannte sie die bedeutende Summe.

Der Buchhalter notirte dieselbe rasch und sagte dann mit Entrüstung, hinter der innere Freude sich versteckte: „Eine schöne Summe, die Fabrik wird's nicht abwerfen, wenn's die Tagearbeiter von ihrem Wochenlohn nicht werden erübrigen müssen. Saßen schon drei ähnliche Frauenzimmer nach und nach dort oben, doch so viel kostete noch keine. Doch, Frau, pfleg' Sie das Gewächs, man muß ein Geschwür gut behandeln, soll es bald zum Aufbruch kommen. Die Kinder der Finsterniß sind mit Blindheit geschlagen, wie die Sodomiter an jenem Tage, da der Herr die Engel zu dem Lot sendete. — Besuchen Sie morgen Abend die Betstunde, Frau?"

Und aufstehend sagte er vor sich hin: „Eine schöne Summe, werde bald den Stuez berechnen können; Einnahme und Ausgabe stimmen nicht mehr; noch ein paar tüchtige Schläge — und Dein Schäfchen, Andrer, hast Du in's Trockne gebracht."

Tief gesenkten Blickes schritt er ohne Gruß zum Hause hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Billy, der Mensch.

Vor einigen Tagen starb in Berlin ein Mann, welcher seit langen Jahren in der großen Hauptstadt, wo die Leute geschäftig an einander vorüberlaufen und selten Einer die Aufmerksamkeit der Uebrigen erregt, doch Gegenstand der allgemeinen Neugier gewesen war; der von Vielen gekannt und von den Meisten, wenn sie ihn erblickten, mit einem spöttischen Lächeln betrachtet wurde. Es war eines von den immer seltener werdenden Originalen, welche die Welt mit ihren Sitten und Satzungen verachten und von Außen und Innen ganz verschieden sind von den übrigen Menschenkindern, die da thun und treiben, was Mode, Gebrauch oder Vortheil von ihnen heischen, und sich in alle Umstände zu schicken wissen. Oftmals, wenn Fremde Berlin durchwanderten, begegneten sie am Nachmittage auf der Promenade unter den Linden einem sehr großen, ernsthaft blickenden Mann, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß ein ehemaliger Militär in ihm stecke. Er ging so kerzengerade aufrecht, als befinde er sich auf der Potsdamer Wachtparade; sein langer Hals war in einer schwarzen Binde eingeschnürt, sein Körper steckte in einem blauen Ueberrock, an welchem sich die hohen blankgewichsten Reiterstiefeln schlossen, die seine Beine bekleideten und bis zum Knie reichten. Zuweilen trug er große blitzende Sporen an den Füßen und einen Gurt um den Leib, in welchem sein Degen steckte, immer aber ein langes spanisches Rohr, gelblederne Handschuhe und eine Feldmütze, die etwas schief nach derechten Seite saß. Wenn ein Fremder diese auffällige Gestalt erblickte, die nicht leicht seiner Aufmerksamkeit entging, und einen davon fragte, die ihr lachend nachschauten, wer dieser Mann sei? so erhielt er zur Antwort: das ist Billy, der Mensch, oder auch: das ist der Capitän von Billy, ein höchst seltsames Exemplar, eine der Merkwürdigkeiten Berlins, und er konnte sich erzählen lassen, wie dieser wunderliche alte Herr, tagtäglich in demselben Kleide, aus seiner Wohnung schreite und mit demselben stolzen gemessenen Schritten die Promenade herauf marschire, zum

Digitized by Google

Brandenburger Thore hinaus und die Chauſſee entlang nach Charlottenburg, wo er im türkiſchen Zelte eine halbe Portion Kaffee trinke, eine Cigarre rauche und dann in derſelben Weiſe wieder ſich in ſein einſames Gemach zurückbegebe. Immer allein, immer ſchweigend und durch Nichts aus ſeiner Würde zu bringen, wanderte der greiſe Kriegsmann Jahr aus, Jahr ein mit dem feſtgeſetzten Glockenſchlage denſelben Weg. Kein Wetter hielt ihn ab, kein Sturm oder Schnee und Regen. In glühender Sonnenhitze und Staub, wie an den eiſigſten Wintertagen oder, im furchtbarſten Gewitter ſah man ihn ſtets in ſeinem blauen bis an den Hals zugeknöpften Rock, ohne Mantel und ohne Regenſchirm nach Charlottenburg feſten Schrittes pilgern, und es gehörte ebenein zu ſeinen Eigenthümlichkeiten, daß er nicht die trockenen bequemen Seitenpfade wählte, ſondern ſtets inmitten der Chauſſee ging, mochte der Schmutz auch noch ſo groß ſein. Dem fremden Frager wurde dabei auch gewöhnlich mitgetheilt, daß Billy der Menſch niemals ermangle, an der Statue des Fürſten Blücher ſtillzuſtehen, ſeinen Stock auf das Gitter zu legen und den alten Feldherrn lange zu betrachten, bis er nach einem Weilchen kopfſchüttelnd weiter ging. Einen zweiten Halt machte er dann am Ausgange der Lindenpromenade. Hier ſtützte er ſich abermals auf ſein Rohr, ſchaute nachdenkend zu dem Geſpann der Siegesgöttin hinauf, und endete ſeine Betrachtungen mit einem bitteren Lächeln, das ſeine langen faltigen Züge durchlief. Fragte man die Leute, was dieſe Seltſamkeiten zu bedeuten hätten, ſo erwiederten ſie lachend, das iſt ja eben ſeine Narrheit. Er bildet ſich ein, daß nicht Fürſt Blücher, ſondern er eigentlich die Schlacht an der Katzbach gewonnen habe, und hat es ſich in den Kopf geſetzt, daß überhaupt die ganze Weltgeſchichte der Menſchheit verfälſcht und unwahr überliefert werde, weil die wahrhaften Urſachen und Triebfedern des Geſchehenen niemals bekannt, oder abſichtlich entſtellt würden. So galt der arme ſtarrſinnige Capitain den Leuten als Narr, über deſſen krankhafte Einbildungen ſie ſich luſtig machen durften, und doch war dieſer dürre und leicht reizbare Mann eigentlich nichts weniger als des Verſpottens werth. Er war ein Sonderling, eine ſtarrſinnige unbeugſame Natur, ein Mann, der, was er für Recht erachtete, mit conſequenter Conſequenz feſthielt und weder Geſetz noch Befehl dagegen anerkannte; aber in vielen Dingen war er tauſendmal verſtändiger, wie die, welche über ihn lachten, und wer ihn reden hörte von den Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten der Menſchen, von der Entwürdigung der menſchlichen Geſellſchaft, und wie der eigentliche Menſch, wie er ſein ſollte, und wie Gott dies beſtimmt habe, in dieſer Entartung untergegangen und entwürdigt, zum Affen oder zum Tiger gemacht worden ſei, der mußte ihn weit eher für einen von philoſophiſchen Träumereien begeiſterten edlen Geiſt, als für einen Narren halten.

Von dieſen ſeinen Gedanken über das Weſen der Menſchheit hatte er den Namen Billy der Menſch erhalten, und er ſelbſt nannte ſich auch ſo. Erſt wenn er bei öfterer Unterhaltung Zutrauen gewonnen hatte, erzählte er, daß er während des Krieges Artillerie-Capitain geweſen ſei, und daß er mit der von ihm befehligten Batterie die Schlacht an der Katzbach entſchieden habe. Seine Erzählung war in der That ſo, daß man glauben konnte, er habe wirklich die Entſcheidung bewirkt und ohne das mörderiſche Feuer ſeiner Kanonen in der von ihm gewählten Stellung wäre kein Sieg erfolgt. Blücher ſelbſt hätte dies anerkannt, aber der Capitain v. Billy kam trotz deſſen und trotz ſeiner Tapferkeit nicht weiter, denn er war ſchon damals ein zu trotziger, unbeugſamer, auf ſein Recht beſtehender Mann. Als man ihm zumuthete, ein Examen zu machen, um Stabsofficier zu werden, ſchlug er an ſeinen Degen und rief, er habe ſein Examen in zehn Schlachten abgelegt und werde ſich nie dazu verſtehen, ſich jetzt vor eine Commiſſion zu ſtellen. So blieb er Capitain und wurde endlich mit vollem Gehalt in den Ruheſtand verſetzt; er jedoch antwortete dem verſtorbenen Könige, er fühle ſich noch kräftig genug, noch weiter zu dienen, und werde daher weder ſeine Stelle niederlegen, noch eine Penſion annehmen. Die Antwort war ſtreng; Herr v. Billy wurde gezwungen, ſich dem Willen ſeiner Oberen zu fügen, aber keine Macht konnte ihm befehlen, ſeine Penſion zu erheben. Er zog nach Berlin, und ſeine Sonderbarkeiten wie ſein ſtarres Rechtsgefühl wuchſen mit dem Alter. Seine Frau ließ ſich von ihm ſchreiben, aber nur mit Hülfe von Executoren und gewaltſam gezwungen gab er ihr Vermögen heraus; ein ander Mal lag er mehrere Tage mit allem ſeinem Hausgeräth auf offener Straße, als ſein Wirth ihn exmittirt hatte; er aber behauptete im Rechte zu ſein und blieb ſo lange im Bette auf der Straße liegen, bis die Polizei ihm eine andere Wohnung geſchafft hatte. Arm und verlaſſen von Allen, war er jedoch immer ſauber und würdig in ſeinem Aeußern, und nie wankend in ſeinen Grundſätzen, konnten ſelbſt Hunger und Elend ihn nicht vermögen, ſeine Penſion zu nehmen, welche auf Befehl des Königs für ſeinen Sohn geſammelt wurde der da-

Digitized by Google

durch jetzt in Besitz von mehr als 10,000 Thalern gelangt. Zuletzt blieben ihm nur täglich 8 Pfennige für seinen Lebensunterhalt und er war dem Verschmachten nahe. Er konnte es augenblicklich ändern, konnte seine letzten Tage wenigstens sich erleichtern, aber mit ungebeugter Kraft wies er jede Anmahnung und jede Hülfe zurück, und so starb er stolz in der Würde seines Bewußtseins, nie ein Unrecht geduldet zu haben. Vor wenigen Tagen fuhr ein Leichenwagen einsam beim Dunkelwerden dem Friedhofe zu. Ein Degen lag darauf, eine alte Uniform und ein Federhut; das ganze Leichengefolge bestand aus dem Sohne, dem Wirth und dem Arzt des Gestorbenen. Billy der Mensch lag in dem schmalen Sarge, der endlich dem Grollenden Frieden gewährte; aber kein Waffengefährte stand an seiner Gruft, und über dem Hügel des tapfern Capitains, des Siegers an der Katzbach, rollte kein Musketenfeuer, der letzte Abschied des Kriegsmannes von der Welt.

Miscellen und Anecdoten.

Zustand während einer Operation mit Schwefeläther.

(Schluß.)

Footdauernd umflossen von einer himmlischen Helle, umgab mich unbeschreibliche Ruhe, und eine unnennbare Glückseligkeit und Zufriedenheit, der jeder irdische Wunsch, jede menschliche Regung fern war, ergoß sich in meine Seele, die zugleich ein unbestimmtes Gefühl, ich möchte es dem des Dunkels am nächsten stellen, empfand. Und wiederum war ich nicht unthätig, mir war, als nahm ich großen Antheil an Etwas, das mich lebhaft interessirte, ohne daß ich jetzt sagen könnte, welcher Art dies gewesen. — Aber kein leiser Anklang an Geschehenes, Vergangenes tauchte in mir auf, und den tiefen, gottvollen Frieden störte nicht die entfernteste Rückerinnerung an das Leben — es war vergessen! — da schlug ich die matten Augen auf — ich war erwacht! — Erst Verwunderung, dann ein Gefühl von Wehmuth beschlichte sich meiner, — der schöne Traum war zerronnen! — Ich wurde mir bewußt, ich sei auf der Erde. Da hörte ich sprechen, sah die Herren um mich, fühlte eine Art Druck im Munde und plötzlich fiel mir ein, daß ich zu einer Operation mich niedergelegt hatte! — Aber die Instrumente waren weg! Die Verkehrungen waren beseitigt, und Blut an meinem Tuche bewies mir, daß Alles geschehen sei. Mein Erstaunen war grängenlos! — Während einer sonst gewiß sehr schmerzhaften Operation, vor der ich mich so sehr geängstigt hatte, war ich ruhiger, glücklicher gewesen, als je eine irdische Freude mich gemacht hat; während mein Körper den Leiden der Erde unterworfen gewesen war, hatte meine Seele den Himmel geträumt! — Von der Operation selbst hatte ich auch nicht das Mindeste gefühlt! Ich hatte weder Anfang noch Ende derselben bemerkt und keine einzige unangenehme Empfindung gehabt. Jetzt fühlte ich mich matt, aber vollkommen wohl, nur waren meine Glieder etwas ungelenkig, und ob ich gleich wieder ganz frei denken konnte, ging es mit dem Sprechen doch nur langsam und schwach. Doch nach Verlauf einer Stunde war auch dies Alles wieder zu seiner gehörigen Ordnung zurückgekehrt. Eigen und mir ganz unbegreiflich ist noch, daß schon eine Meile vorher, ehe ich zum Bewußtsein dessen kam, was um mich der vorging, ich Alles, was man von mir wünschte, gethan haben soll: als: ein Glas genommen rc., dessen ich mich nachher durchaus nicht entsinnen konnte."

Der Speculant wider Willen. Der Graf S. reiste einst von seinem Gute aus nach Paris. Als er den Wald von Fontainebleau durchritt, sah er viele Männer zu Pferde, welche Alle, indem sie einen Querweg einschlugen, dasselbe Ziel zu haben schienen. Die Neugier trieb ihn, den Unbekannten zu folgen, obwohl er dadurch ein wenig von seiner Straße abwich. Nach einiger Zeit gelangte er auf einen großen runden Platz, auf welchem er mehrere schlecht gekleidete Männer antraf, die ihre Pferde an Bäumäste gebunden hatten. Sein erster Gedanke war jetzt, sich inmitten einer Diebesbande zu befinden; allein da die Flucht als unmöglich sich ergab, weil noch immer Viele durch die einzige Allee anlangten, die ihm zum Rückzuge hätte dienen müssen, so hielt er es für das beste Mittel, sich aus dem Handel zu ziehen, es eben so zu machen, wie die Anderen, gleichsam als ob er zu ihrer Gesellschaft gehöre. Er stieg also ebenfalls ab und band sein Roß an einen Baum. Seine Unruhe wuchs jedoch, als er aller Blicke auf sich gerichtet sah und bemerkte, daß sich Gruppen bildeten, die sich dann zu einem allgemeinen Geflüster vereinten, ohne daß man ihn aus den Augen ließ. Endlich tritt ein Mann hervor, geht gerade auf ihn los und fragt ihn verlegen, welcher Grund ihn auf diesen Platz führe. Der Graf, auf seinem Vorsatze beharrend, antwortet kalt: „Wahrscheinlich, mein Herr, derselbe, der Sie hierher geführt hat." Der Abgeschickte geht zurück, tritt in den Kreis und das Geflüster beginnt von Neuem. Der Deputirte erscheint abermals und bietet dem Grafen 200 Louisd'or an, wenn er sich entfernen wollte. Ueber einen so unverhofften Vorschlag sehr erstaunt, fängt er an, die Begebenheit recht hochpoetisch zu finden, ob er gleich nichts davon begreift, und antwortet auf gut Glück, das Gebot sei zu gering. Man geht zurück, kommt noch einmal, bietet 500 Louisd'or, die man aufzählt. Er faßt die Ursache dieses Anerbietens nicht, aber streicht sein Geld ein und reitet auf und davon, von allen möglichen Glückwünschen der Zurückgebliebenen begleitet. In der nächsten Stadt zieht er über diese Versammlung Erkundigung ein, wo sich ihm das Räthsel löst. Er war nämlich gerade in dem Augenblicke auf jenem Orte angelangt, wo ein beträchtlicher Theil des Waldes an den Meistbietenden versteigert werden sollte. Alle, die er gesehen, waren verabredete Kaufsluftige, die ihn für einen gefährlichen Mitbieter hielten, sehr froh waren, ihn so wohlfeil losgeworden zu sein.

Digitized by Google

Erklärung der Figuren-Tafel.

Ueber die Wintermoden ist noch nichts Bestimmtes entschieden, wir geben Patronen, welche sich auf das für den Winter Nöthige beziehen und glauben, daß man die Fracks und Ueberröcke verändern, daß man aber die Paletots immer mit langer Taille und mit mehr oder weniger Weite anfertigen wird, je nachdem man dieselben als Ueberzieher oder als einfaches Kleidungsstück tragen will.

Die Figuren 1 und 2 sind ein regelmäßiges Obertheil, das bei allen Veränderungen immer Grundtage bleiben muß.

Wenn das Vordertheil in der ganzen Taille verlängert ist, wird es unten zu eng; man erweitert es durch Ansetzen der kleinen Seite, indem die untere Seite zurücktritt; aber dieses genügt nicht, daß die Hüfte leicht genug hineingehe, ohne den obern Theil zurückzustoßen. Auch bleibt immer ein Widerstand, der sich in einer Entsenkung von etwa 24 von der Seitenlinie bemerklich macht; man muß daher das Zug einziehen, einen Ausschnitt machen, oder einen Keil anbringen. Diese Schwierigkeit ist immer dieselbe. Beim Rande des Vordertheils kann man ebenfalls leicht die rechte Stellung verfehlen, wenn in der Breite oder in der Richtung ein Fehler ist. Dieß läßt sich aber leicht vermeiden, wenn man weiß, daß man zur Bestimmung der Schoßstellung auf den Vordertheil, eine Linie zieht, welche von dem Hüftenpunkt ausgeht und 2 C. hinter der Linie des Unterarms aufhört, das will sagen: wenn der Hüftenpunkt 39 bei 50 ist, so muß man einen andern 37 bei 26 bezeichnen; mit Hülfe dieser beiden gegebenen Punkte zieht man eine gerade Linie; diese geht bis an den untern Schooß, berührt den Rand, wenn keine Kreuzung stattfindet, und bleibt mehr zurück, wenn Vordertheile und Schöße breit gehalten und letztere nicht angesetzt sind. Diese Neigung von 2 C. zwischen Unterarm und Hüfte kann mehr nach vorn treten, wie in Fig. 4; 16 genügt, wenn sie dieselbe Richtung hat. Die richtige Stellung des Vordertheils ist also nicht schwer zu finden; auch das Zurücktreten der Seite läßt sich leicht bestimmen; immer aber muß man vorn Weite lassen, oder den Theil vor der kleinen Seite einziehen.

Um die kleine Seite angenehm zu sitzen, ist es Sicherste, wenn man für die Hüfte immer einen Keil voraussetzt; man kann das Stück dennoch abtrennen, wenn der Patron gemacht ist.

Die Figuren 3 und 4 sind ein Paletot mit einer Taille von 12 C Breite und nicht zu weitem Schooße, wie das nicht von gutem Geschmack ist. Da die Seitennaht unter die Arme geht, so muß man, um das untere Armelloch zu finden, sich von dem Maaße, der Krümmung und der kleinen Seite bedienen; man setzt nemlich voraus, daß die Taille auf eine Breite kommt, welche gleich dem aufsteigenden Maaße ist, weil die Krümmung sich auf den Hüftenpunkt stützt und man 2 C. mehr setzt. Der durch die Krümmung gegebene Punkt dient als Anhaltpunkt für die kleine Seite, welche schräg gestellt wird, und von der Rückennaht 24 Cent. entfernt sein muß, (bei 16 des aufsteigenden Maaßes). Daraus folgt, daß die Maaße außerhalb der Zeichnung sind und daß zur Bildung der Seite verschiedene Breiten angewandt werden können: 5, für Frack 8, 10, 12 u. s. w. Es versteht sich, daß man bei der Ausführung an der Seite des Vordertheils das wegnehmen muß, was das Hintertheil mehr enthält. Aber bei den Gegen-Veränderungen z. B. bei 4, hatte man der Seite des Vordertheils 7 C. weg zu nehmen, welche am Hintertheile nicht sind; da indeß der Schooß nicht angesetzt war, so mußte der Verlust gerechnet werden, welcher durch dem Ausschnitt in der Seite entsteht; man mußte endlich darauf sehen, daß der Schooß auf den Hüften weit genug werde, so daß der Seitenpunkt derselbe geworden ist, wie beim Frack, obgleich das Hintertheil 7 C. mehr hat. Die Form des Vordertheils ist mit einem Shawl und damit das Vordertheil auf der Brust zurückgehalten werde, befindet sich in dem Halsloch ein Einschnitt, der so gestellt ist, daß er unter den Shawl kommt; das ändert, wie man sieht, die Falte: der Theil auf dem Kragen ist mehr nach hinten und vereinigt sich mit dem andern, wenn der Einschnitt angemacht ist. Wir sagen weiter nichts über diese Shawlform, als daß sie in der Mode ist; nur findet man, daß sie für den Winter das Knöpfen nicht so bequem ist, wie bei Revers.

In jedem Fall wird diese Art jetzt bei weiten Paletots, ohne angesetzte Schöße, angewendet.

Die Figuren 5 und 6 sind das Hintertheil und Vordertheil eines andern Paletots, der nach unserm Ermessen wohl am meisten dem Geschmack des Tages entspricht. Der Schnitt besteht in einem etwas breiten und an der Taille viereckigen Hintertheil; auf den Seiten sind Falten und in der Mitte eine Oeffnung. Die Schulterbreite beträgt nur 1 C. mehr, als die eines Fracks, nämlich 4 zwischen 13 und 17. Das Vordertheil kann als Zweck geschnitten werden, d. h. mit einem Längenausschnitt und ohne Quernaht. Man weiß, daß bei dieser Art die Taille nie gut wird, wenn man nicht andere Ausschnitte anbringt und an verschiedenen Punkten stark ausbrnht. Indeß ist das Muster gut und man kann bemerken, daß die Seite durch 4 — 31 — 5 — 30 — 3 geht, wodurch das Unterthei 3 C. außerhalb der Constructionslinie kommt. Um die Weite des Schooßes zu vermehren, kann man die Falte stärker krümmen; oder das dient zu nichts, weil die Weite hinten bleibt. Andererseits ist, wenn die Mode es so will, eine hintere Naht, die schräg nach dem Rücken geht, wohl zulässig, nach vorn bringt man sie aber nicht. Ueberhaupt macht das angesetzte Seitenstück eine gute Wirkung und verhindert die zu große Adplattung, welche durch die nicht angesetzten Schöße hervorgebracht wird. Die Figur 6 enthält also eigentlich 2 Modelle, wo bei dem letzten das Seitenstück besonders gezeichnet wird; auf diese Art ist die Seite des Vordertheils auf der Linie 12 — 14 — 17; der Theil des Schooßes, welcher an das Seitenstück stößt, geht durch 17 — 5 — 3, die Krümmung durch 3 — 12 und tritt unten heraus. Man begreift, daß die Krümmung kürzer erscheint, weil sie bis zur Höhe von 54 hinaufsteigt.

Das Seitenstück ist in Fig. 7 besonders dargestellt, und kann auf dem Stoffe an das Vordertheil gesetzt werden, wie dies in Fig. 9 angegeben ist. Möge der Patron nun schon geschnitten sein, oder möge man ihn mit dem Vordertheil zugleich schneiden (nur sind dadurch viele Ziffern entstanden, wobei man sich irren könnte) in jedem Falle ist zu bemerken, daß das Seitenstück, obgleich getrennt, keinen Stoffoverlust verursacht. Aus dieser Art von Paletot mit angesetzten Seitenstück kann man eine dritte Art machen, wo der Schooß bis nach vorn angesetzt ist, vorausgesetzt, daß seine Anfaltinie durch

Digitized by Google

3 — 7 — 17 — 46 gehe, wodurch seine Form vorn hohl, in der Seite rund und hinten grade wird. Das kommt daher, weil man, um dieser Naht eine gewisse Façon zu geben, auf der Hüfte nicht viel verlängert hat; das Vordertheil ist gewölbt, dann gerundet, damit die Knöpfe und Knopflöcher auf derselben Linie seien und der Knopf nicht auf den Schooß trifft, wie das vorkommt. Die Linie 17 — 3 bleibt gerade, weil man den Schooß ganz vorausgesetzt hat; sie ist es aber zu sehr, wenn man rechnet, daß beim Einziehen das Vordertheil nahe der Seite hinauf geht und so bewirkt, daß der Schooß 2 C. über den Punkt 17 (Linie 54) steigt.

Die Fig. 10 — 13 gehören zu einem einzigen Pantalon. Die Anwendung der Zeichnung ist sehr einfach, da das Vordertheil allein gemacht wird; es sind dabei gewisse Vorbereitungen erforderlich; ehe man an das Zeug geht, deren man sich dann für das Hintertheil bedient. Wir bemerken indeß, daß dies ein anschließender oder fast anschließender Pantalon ist und daß die Theile, welche gewöhnlich in grader Linie gezeichnet werden, nachher gewölbt sind; dies ändert aber bei der ersten Ausführung nichts.

Um die Fig. 10 zu zeichnen, setzt man die Seite zwischen 0 — 110 und rechnet, daß das grade gestellte Maaß größer wird, wenn man das Mehrband auf der Naht wendet, so daß die Seite in der That 111 bis 112 betragen könne. Die Länge zwischen den Füßen wird dann zwischen 0 — 86 gestellt, hierauf die Hälfte 43 und das Viertel $23^1/_2$. Was den Punkt 61 betrifft, so giebt er die Höhe der Kniefeite an, welche in Ermangelung eines besondern Maaßes fast immer 8 C. über der halben Zwischenweite angenommen werden kann. Der Punkt 76, 30 C. unter der Höhe zwischen den Füßen, giebt die geeignete Stelle für das Messen der Schenkelblicke an. Wenn die Längenpunkte angegeben sind, so ist zuerst zu wissen, ob man auf der Schenkelseite überlegen will und welches ferner die Breite ist, welche das untere Vordertheil haben soll, wie es entweder die Mode verlangt, oder um die Wölbung auf der Seite nach innen gleich zu machen. Sehen wir voraus, daß das Ueberlegen auf der Schenkelseite 2 C. und unten die Breite 11 C. betrage, ohne den Haken, welcher innerhalb zugesetzt wird. Ist dies beseitigt und sind alle Querlinien gezogen, so sind in der Höhe von 86 für die Stegbreite 20 statt 22 zu bezeichnen, welches zwei Drittel von 33 ist; dann 28 für die rechte Spitze, 31 für die linke, was 11 für die eine und 8 für die andere macht. Hierauf muß man, um die Richtungslinie nach dem Faden zu setzen, die 20 von oben nach unten abtragen und die Linie 20 — 20 — 20 zeichnen und dann die untere Breite angeben, indem man vor 20 anfängt und bei 9 aufhört. Dann wird die Seite in grader Linie durch 0 — 86 und zwischen den Füßen durch 20 — 28 gezogen, hierauf die linke Spitze, die Aushöhlungen und der untere Haken gebildet. Nach diesem ist zu bemerken, daß nöthigenfalls das innere Knie um 2 C. gehöhlt werden kann; vorher aber muß man wissen, daß die Seite sich um 2 C. höhlen kann, ohne daß dadurch etwas verändert wird; nur ist diese Höhlung in der Höhe des Knies, während die von innerhalb mehr nach unten sich befindet. Um das Hintertheil zu zeichnen, macht man sich oft mehr Arbeit, als nöthig ist. Zunächst hat das Hintertheil fast keine Constructionslinie, da sich diese an dem Vordertheile befindet. Die Vorbereitung, ehe man das Vordertheil anfetzt, ist auch dieselbe als wenn man eine Zeichnung aus dem Ganzen, wie man es nennt, macht; die Arbeit, wie sie in Fig. 11 dargestellt wird, ist also immer zu machen, entweder um das schon gezeichnete Vordertheil blos zu stellen, oder um es als Wiederholung zu zeichnen.

Man muß demnach zunächst das ganze untere Hintertheil bestimmen, nämlich das Vorsetzen der Seite und die Größe seines Hakens; der Fersenumfang ist die Stelle, wohin die Richtungslinie, das innere Vorrücken und der Haken fallen müssen. Es ist also 0 — 6 der Haken, 0 — 12 das Vorrücken, 0 — 23 die Stelle der Richtungslinie und der Zwischenraht, was auf denselben Punkt trifft, 0 — 27 für die innere Ferse; 0 — 31 für die Linie nach dem Knie, 0 — 35 endlich die Naht, welche zwischen 31 — 35 einen Haken von 4 C. hat.

Hierauf ist die Länge der Seite anzugeben, eine Linie durch 6 — 110 zu ziehen; dann ist in der Höhe von 86 das Ueberlegen zu bestimmen, wobei natürlich das Hintertheil 4 mehr haben muß, wenn das Vordertheil 2 weniger hat, als die Schenkeldicke. Um nun das Vordertheil zu stellen, braucht man nur 2 Punkte, einmal den Punkt des Ueberlegens an der Seite und dann den Punkt 23, der 2 innerhalb der Ferse ist und nach welchem die Richtungslinie nach vorn halten muß. Außerdem hat man nur zu bemerken, daß man durch das so gestellte Vordertheil die Hauptpunkte des Hintertheils findet, wie das innere Knie u. s. w. Man sieht übrigens, daß an verschiedenen Punkten Einziehungen stattfinden und um den Längenausschnitt hinter dem Schenkel zu verdecken, haben wir das alte Verfahren, einen schrägen Schnitt zu machen, angewendet. Das ist erklärt in der Figur 13, welche auch die zu machenden Veränderungen angiebt. Wir werden später auf dieses Verfahren zurückkommen.

Modenerklärung.

1. Hausoberrock mit Pofamentirarbeit besetzt. — 2. Mantel mit schwarzer Spitze besetzt. 3. Kurzer Ueberziehrock mit breitem Revers. — 4. Rock mit nicht zu langer Taille.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heibig** in **Altenburg**.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48

MODEN-JOURNAL.

No. 6. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

In der Löwengrube.

Um's Jahr 1837 war eine französische Familie in Algier in die Gefangenschaft der Araber gerathen. Sie bestand aus Vater, Mutter und Tochter. Ihr Name war Laternier; die Tochter hieß Virginie und zeichnete sich durch außerordentliche Schönheit aus. Der Vater wurde einem Araber als Sklave zugetheilt, bei dem derselbe bald vor Gram, wie an schlechter Behandlung und nie gewöhnter harter Arbeit starb; die beiden Frauen dagegen sandte Abd-el-Kader nebst andern weiblichen Gefangenen nach Marocco zum Geschenk für den Kaiser Muley Abderrahman. Dieser ließ sich die Sklavinnen vorführen, warf einen flüchtigen Blick auf die ältere derselben, um ihn alsbald nur um so wohlgefälliger und länger auf Fräulein Laternier zurückzulenken. Als Kenner der weiblichen Schönheit sah Abderrahman sogleich ein, daß er hier eine Perle für seinen Harem gefunden; er winkte deßhalb dem Neger, der die Aufsicht über die Gefangenen hatte. Dieser eilte herbei, fiel vor der marocccanischen Majestät auf die Kniee nieder und erwartete, dessen Babuschen küssend, die Befehle seines Gebieters. „Zetta," rief ihm der Kaiser zu, „nimm die beiden Alten und die Kleine mit den gelben Haaren, führe sie nach Tazo auf den Markt und suche sie zu verkaufen." „Was aber soll ich mit der andern mit den schwarzen Haaren und dem niedergeschlagenen Blicke anfangen?" fragte der Neger seinen Herrn. „Was beschließest du über diese?" — „Frage sie nach ihrem Namen." — „Virginie," antwortete Zetta, nachdem er vorher die Gefangene gefragt. „Sie muß einen andern Namen bekommen; der Christenname taugt nicht mehr für sie: sie heiße von nun an Dagia, und du wirst sie mir nach Marocco in meinen Palast führen. Thue, wie ich dir befohlen!"

Als sich aber der Kaiser wegwandte, um in sein Schloß zurückzukehren, erhob sich unter den Gefangenen ein herzzerreißendes Geschrei, welches unwillkürlich seine Schritte fesselte. Die Abschaufche (eine Art Polizeisoldaten) hatten die vier Gefangenen nämlich umgeben und Virginie von ihrer Mutter trennen wollen. Krampfhaft hält Fräulein Laternier ihre Mutter umschlossen und will nicht von ihr lassen. Der Neger schlägt mit dem Stock auf sie, aber nur um so fester klettet sich die Tochter an die Mutter, die ihrerseits ihr Kind vertheidigt, wie eine Löwin, der man ihre Jungen rauben

Digitized by Google

will. Zetta ſetzt aber ſein Schergenamt unbarmherzig fort; er muß dem Befehl des Sultans folgen, bis dieſer ſelbſt herzutritt und nach der Urſache der Widerſetzlichkeit der beiden Frauen fragt. Virginie reißt ſich aus den Armen ihrer Mutter los und wirft ſich vor dem Kaiſer nieder.

„Was verlangſt du?“ fragt Muley. „Daß man mich nicht von meiner Mutter trenne,“ erwiederte Virginie, die in Algier die arabiſche Sprache ziemlich fertig ſprechen gelernt hatte. „Und warum nicht? Sie iſt alt, wird bald ſterben und kann dir doch von keinem Nutzen mehr ſein.“ — „Aber deſto mehr kann ich es ihr ſein. Sie iſt alt, wie du geſagt; muß ſich aber nun nicht ihr Alter unterſtützen, wie ſie früher meine Jugend beſchützt hat?“ — Es iſt weit von Fez nach Marocco, ſie wird die Reiſe nicht aushalten können.“ — „Es war noch weiter von Algier hieher, und doch hat ſie die Reiſe gut ausgehalten.“ — „Die Alte hindert nur auf der Reiſe.“ „Du willſt alſo meinen Bitten kein Gehör ſchenken?... So höre mein letztes Wort. Trenne mich nicht von ihr, die mir das Leben gegeben. Du biſt ein großer, mächtiger Fürſt, der die ihn Umgebenden eher glücklich machen ſollte, als ſie in Unglück und Trauer zu ſtürzen. Man hat uns gefangen genommen. Bereits iſt mein Vater, der gute alte Mann, der Grauſamkeit der Araber erlegen, und jetzt willſt du auch noch Mutter und Tochter trennen? O, thue das nicht; auf den Knieen bitte ich dich!“

Arme und Hände angſtvoll emporgehoben und ringend, erwartete ſie den Beſcheid; aber der Sultan antwortete nicht. Eine tautlose, erwartungsvolle Stille herrſchte auf dem Hofe, wo dieſe Scene vor ſich ging. Plötzlich ertönt ein furchtbares Gebrüll und der Wind trägt die Ausdünſtungen der wilden Thiere aus ihrem Behältniſſe herüber. Die Löwen in der nahen Löwengrube ſcheinen ſich zu langweilen. Die Pferde und Kameele zittern bei dem fürchterlichen Getöſe an allen Gliedern, den Menſchen ſelbſt wird bange.

„Willſt du meine Mutter bei mir laſſen?“ ruft Virginie, da der Kaiſer noch immer ſchweigt. „Nein.“ — „So tödte mich!“ — „Nein.“ — „Dann tödte ich mich ſelbſt. Mein Blut komme über dein Haupt!“

Und mit dem verzweifeltſten Entſchluſſe ſpringt ſie auf und eilt dem Orte zu, aus dem das Gebrüll dringt. Schon ſteht ſie auf der Bruſtwehr, welche die Löwengrube umgibt; Niemand hat ihre Schritte aufgehalten, ſo unerwartet kam ihr Beginnen, ſo wenig errieth man ihr Vorhaben.

„Muley Abderrahman,“ rief das edle, muthige Mädchen von der Bruſtwehr herab, die ſie von dem tiefen Abgrunde trennte, aus dem die Löwen heraufbrüllten, „Muley Abderrahman, wenn du meine Mutter von mir reißeſt, ſtürze ich mich in dieſe Löwengrube.“ — „Das wagſt du nicht!“ — „Doch; durch die Trennung von mir tödteſt du meine Mutter, drum will ich auch ſterben, damit Gott uns dort oben wieder vereine.“ — „Kehre um!“ — „Verſprich mir, meine Mutter zu laſſen!“ — „Kehre um, befehle ich dir!“ — „Nicht eher, als bis du verſprochen haſt....“ — „Ich will doch ſehen,“ unterbrach der Sultan zornig, „ob Muley Abderrahman keinen Gehorſam findet. Zetta, hole die Chriſtin!“ „Gott, mein Gott, rette, ſchütze meine Mutter!“ rief das muthige Mädchen, bedeckte mit den Händen ihre Augen, und ſtürzte, als ſie Zetta gerade faſſen wollte, in die Löwengrube.

Ein dumpfes Erſtaunen ergriff alle Umſtehenden; wie an dem Boden gefeſſelt ſtanden ſie da. Groß und Klein ſperrte die Ohren auf und harrte erwartungsbang des Gebrülls der wilden Beſtien, das den Tod des unglücklichen Opfers verkünden würde. Aber in der Grube war's und blieb's ſtill, was die allgemeine Erwartung um ein Verächtliches ſteigerte. Der Neger war am Fuße der Mauer, welche die Grube umgab, ſtehen geblieben; Schrecken und Beſtürzung bannten ihn an die Stätte. Er wußte nicht, ob er vorwärts oder zurück gehen ſollte. Da er aber weder ein Geſchrei noch ein Gebrüll vernahm, ermannte er ſich wieder, kletterte die Bruſtwehr hinauf und ſchaute in die Tiefe hinab. Ein ſchwacher menſchlicher Ton dringt an ſein Ohr; plötzlich ſtößt er einen Schrei der Verwunderung aus und erhebt ſeine Arme gen Himmel. Erſtaunt ſchaut der Sultan Zetta's Thun zu; er gibt ſeinem Pferde die Sporen und ſprengt ſelbſt heran. In demſelben Augenblicke ſteigt der Neger von der Mauer herab und eilte ſeinem Herrn entgegen.

„Haben die Löwen ſie aufgefreſſen?“ fragt Muley Abderrahman. — „Herr, nicht berührt haben ſie ſie,“ erwidert der Sklave. — „Was ſagſt du?“ — „Die Wahrheit!“ — „Dann iſt ein Wunder geſchehen.“

Der Kaiſer ſteigt vom Pferde und begibt ſich, von einem alten Marabut, dem Hofmeiſter ſeines Sohnes, und mehreren Aga's begleitet, ſelbſt an die Stätte. Unterdeſſen laufen Zetta's Worte: „Wunder über Wunder!“ von Mund zu Mund durch die verſammelte Menge, die ſich ungeſtüm in den Löwenhof drängt, vom Erſtaunen aber zurückgetrieben wird. Der Sultan hat

Digitized by Google

die Mauer erſtiegen und erblickt von derſelben herab ein wunderbares Schauſpiel.

Die Chriſtin liegt unverſehrt in der Löwengrube, das Haupt auf den Arm geſtützt. Ihr Antlitz iſt todtenbleich, ihre Augen ſind geſchloſſen; ſie wagt nicht ſie zu öffnen. Elf Löwen liegen rings um die wie in einem Fieberſchlafe Ruhende herum; die Höhle iſt mit halb aufgefreſſenen Aeſern und Gerippen von Rindvieh und Maulthieren bedeckt. Die Sonne ſendet ihre glühend heißen Strahlen in die Grube; den Löwen ſcheint die Verdauung ſchwer zu fallen, ſie ſind in eine Art von Betäubung verſunken von zu vielem Fraße. Zu faul, ihre Schläfrigkeit abzuſchütteln, brachten ſie das ihrer Grauſamkeit preisgegebene Mädchen gar nicht.

Muley aber hält die Unthätigkeit der Löwen für einen Fingerzeig Gottes, für ein Wunder des Himmels, welches ſichtlich der Unglücklichen beſtehe, und Erſtaunen und Mitleid ergreifen ſeine Seele.

„Wo iſt der Löwenwächter?“ rief er nach einer kleinen Pauſe tiefen Nachſinnens. „Man hole ihn herbei.“ — „Hier iſt er.“ — „Kannſt du das Mädchen befreien, Jahudi Buakuba?“ — „Dein Wink iſt mir ein Befehl, mein Gebieter!“ erwiederte ein Männchen mit ſchwarzem Rock und ſchwarzer Mütze, mit zuſammengekniffenen Lippen und ſcharf gebogener Naſe. „Ich will es; rettest du die Chriſtin, ſo ſchenke ich dir ein Kleid und fünf Duros.“ — „Wenn aber die Löwen mich auffreſſen?“ — „Die Zeit gebietet Eile!“ rief der Sultan und zog ein Piſtol aus ſeinem Gürtel. Dieſe Handbewegung des Kaiſers wirkte; der Jude Buakuba verbarg ſich ehrfurchtsvollſt und holte eine Leiter, während Muley ſein Piſtol wieder in den Gürtel ſteckte. — „Was aber auch geſchehen mag,“ bat der Jahudi, „verhaltet Euch ruhig!“

Buakuba lud einen abgezogenen Hammel auf ſeine Schulter und begann die Leiter hinabzuſteigen; in dem Augenblicke, wo er die oberſte Stufe betrat, murmelte er einige Worte und hob, ſich gen Oſten wendend, die Hände zum Himmel. Unter den Umſtehenden herrſchte eine erſchreckende Stille. Der Sultan und ſeine Aga's glichen, wie ſie da oben ſtanden, eher Statuen als lebenden Menſchen. Aller Augen hefteten ſich mit geſpannteſter Neugierde auf den Juden, Aller Herzen drohten die Bruſt zu ſprengen.

Als der Jude ſein Gebet geendet hatte, band er ſeine Leiter an eine eiſerne Klammer, die in die Bruſtwehr eingemauert war, ſtieg dann fünf Sproſſen hinab und blieb etwa zehn Fuß über den Löwen hängen. Von

aus ſuchte er die Aufmerkſamkeit des Mädchens auf ſich zu lenken. „Keffar!“ (Chriſtin) rief er leiſe hinab, „blicke mich an!“ — „Was willſt du?“ fragte die Unglückliche. — „Dich retten.“ — „Was veranlaßt dich dazu?“ — „Der Kaiſer befahl es mir.“ — „Der Kaiſer!“ — „Ja, ja!“ — „Wird er mir wohl meine Mutter wieder geben?“ — „Rette dich!“ rief der Sultan hinab. — „Wie ſoll ich dies anfangen?“ fragte Fräulein Latermier den Juden. — „Suche dich ſachte der Leiter zu nähern. Gehe auf Händen und Füßen.... aber langſam.... ſo... die Löwen thun dir nichts, ſie ſind wohlgefüttert und es iſt heiß.... fürchte dich nicht .... Halt, halt, der große Löwe rührt ſich.... bleibe ſtehen und rühre dich nicht!.... O Unglückliche!.... doch ſiehe, er ſtreckt ſich wieder... kriechе ſachte weiter... leiſe, leiſe, dein Kleid rauſcht... noch einige Schritte... ſo, jetzt... jetzt faſſe die erſte Sproſſe der Leiter.... nun, warum machſt du nicht voran?... Was iſt dir?“... — „Gott, ich ſterbe, der Kopf ſchwindelt mir,.... meine Kräfte ſchwinden.... — „Du biſt ja am Ziel.... erhebe dich nur.... So, jetzt ſchwinge dich herauf.... nicht vor... hinter der Leiter.... ſie dient dir als Schutzmauer gegen die Beſtien.... Raſch, raſch!“... — „Gott, ich weiß ja nicht....“ — „Du machſt es ja ganz recht ſo.... vorwärts, auf der ſiebenten Sproſſe weißt du mir die Hand und ſchwingſt dich dann wieder auf die vordere Seite der Leiter.... eine .... zwei .... drei .... fünf.... ſechs .... ſieben. So, jetzt ſchwing dich herüber!“ — „Ich falle.“ — „Ich halte dich ja.“ Der Jude faßt mit dieſem Zuruf Virginie an der Hand, aber in demſelben Augenblicke, wo er ihr hilft, ſich um die Leiter herumzudrehen, ertönt brunten ein furchtbares Gebrüll. Der große Löwe, der ſchon früher Miene gemacht, ſich aufzurichten, ſpringt auf und iſt mit einem Satze an der Leiter.

Ein verzweifelter Angſtruf ertönt bei dieſem Anblicke von den Lippen aller Anweſenden.

Buakuba, der Löwenwächter, war auf die Gefahr gefaßt. Er ſteigt eine Sproſſe hinab, während der Löwe ſchon mit den Zähnen das Kleid der Chriſtin erfaßt, ſtößt abſichtlich einen fürchterlichen Schrei aus und reicht den abgezogenen Hammel, den er bis dahin auf der Schulter getragen, dem Löwen in den Rachen. Bei dem Geſchrei ihres Wärters erwachen die andern Löwen, ſpringen brüllend an den großen Löwen heran und ſuchen, während dieſer an dem blutigen Fleiſch, um deſſen willen er ſeine Beute hatte fahren laſſen, herumbeißt, ihm den Hammel zu entreißen. Dieß hatte Buakuba ge-

Digitized by Google

wollt. Mit beinahe übermenſchlicher Kraft und Gewandtheit eilte er nun, das vor Schrecken halb leblose Mädchen auf den Armen tragend, unbekümmert um das Gebrüll der Löwen, die an der Leiter ſchon zu rütteln begannen, hinauf und legte ſeine koſtbare Beute dem Sultan zu Füßen.

Von einer Trennung der Mutter von der Tochter war nach ſolchen Beweiſen kindlicher Liebe natürlich keine Rede mehr; wohl aber haben wir noch zu erwähnen, daß Virginie durch ihre Schönheit und Tugend einen ſolchen Eindruck auf des Kaiſers Sohn Sidi-el-Hadſchi-el-Kader-Mahiddin machte, daß er ſie, nachdem ſie zum Islam übergetreten, zu ſeiner Gemahlin erkor.

Der Fabrikherr.

Von F. Brunold.

(Fortſetzung.)

Die Waſſer gingen auf, die Schiffer machten ſich zur Abreiſe bereit, reges Treiben herrſchte auf der Fabrik. Der Herr derſelben aber ſaß einſam gebückt in ſeinem Zimmer. Die Frühlingsſonne, die ſo hell und freundlich ſich durch die Scheiben ſtahl, erfreute ihn nicht. Er ſaß und rechnete, doch die Rechnung ſchien nie zu ſtimmen, ſo oft er dieſelbe auch wieder von vorn begann. In dieſem Augenblick trat der Buchhalter Andree ſtill und ſchleichend ein, ſeine kleinen, tiefliegenden Augen ſchielten lauernd nach dem Herrn hinüber, ſein Körper richtete ſich auf. Als das Auge des Herrn ihn aber gewahrte, ſtand er wieder gebückt, demüthig, wie immer.

„Was giebt's?“ fragte der Herr und hieß den Buchhalter ſich ſetzen.

„Geben thut's nun eben nichts,“ lächelte der Gefragte; „wollte nur kommen und mir zu bemerken erlauben, daß kein Geld in der Kaſſe, und anfragen, ob die Arbeiter alle, die ſich heute gemeldet, anzunehmen ſind.“

„Geld, Geld! und immer wieder Geld!“ rief aufſpringend der Herr. „Der Abſatz iſt ſchlecht, und der Ausgaben werden mehr!“

„Wollte mir auch erlauben zu bemerken, daß die Livorno-Florenz- und Brieg-Neiſſe-Actien wiederum um fünf Procent gefallen ſind“

„Was? was?“ rief der Fabrikherr und Todtenblaſſe überzog ſein Geſicht. „Auch die gefallen — ich bin ruinirt, faſt mein ganzes Vermögen ſteckt in den Actien.“

„Thu' es wiſſen,“ ſprach der Buchhalter; „des Herrn Wege ſind wunderbar. Die Sache iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, wenn nicht ſchnelle Hülfe geſchafft wird.“

Der Herr warf ſich erſchöpft auf den Stuhl, ſtützte den Kopf in die Hand und ſprach verzweifelnd vor ſich hin: „Hülfe, Hülfe, wo ſoll mir die werden? Wer verborgt jetzt Geld?“

„Doch, Herr,“ ſprach Andree näher tretend, „der Herr ſchickt Leiden, aber er heilt ſie auch, und ich armes, unſchuldiges Werkzeug in der ſtarken Hand Gottes bin vielleicht auserſehen zur Rettung. Ein ſauer, mühſam erworbenes Kapital iſt mir gekündigt und ſoll ausbezahlt werden; vielleicht könnte ich gegen einige Sicherheit die paar Tauſende hier in der Fabrik zur Erhaltung derſelben anlegen; aber ich muß ſchon bitten, hypothekariſch ſicher — ich bin ein armer Mann.“

„Andree, Ihr ſeid mein Retter! rief der Fabrikherr; „bringt das Geld und laßt uns die Sache heute in Richtigkeit bringen. Ihr bringt mir größere Hülfe, als Ihr ſelbſt glaubt. Seht, unſre Fabrik liefert die beſte braunrothe, jetzt ſo beliebte Waare, ein bedeutender Abſatz nach außerhalb öffnete ſich mir; kömmt mir mein Nachbar nicht zuvor, der denſelben Thon beſitzt wie wir, noch beſſeren, ſo mache ich in dieſem Jahre ein bedeutendes Geſchäft. So eben erhielt ich die Nachricht, und war im Begriff, die Sache einzuleiten, wußte nur noch nicht, wo die nöthigen Kapitalien zur Auslage herzunehmen; doch jetzt denke ich den Verluſt der Actien, wie den Verluſt des vorigen Jahres durch dies neue Geſchäft zu decken. Ihr ſeid mein Retter — bringt das Geld.“

„Stehe zu Befehl,“ grinſ't der Buchhalter, „werde nicht ermangeln, das Geld ſo bald als möglich zu bringen; wollte mir aber noch einige Vorſchläge zur Erſparung einiger Gelder erlauben. Unſer Herr Nachbar haben bereits alle Arbeiter angenommen, die noch übrigen müſſen bei uns arbeiten, wenn ſie leben wollen; da dächte ich, könnte man den Arbeitslohn etwas niedriger als im vorigen Jahre ſtellen. Die Fabrik hat gelitten, und da iſt es nicht mehr als billig, daß die Arbeiter, die die Fabrik ernähret, den Verluſt tragen helfen.“

Der Herr ſchwieg, er ſchien mit tiefem Widerſtreben an die Sache zu denken, endlich ſagte er: wir drückten ſchon in jedem Jahre den Lohn herab, ich thu's nicht gern, doch wenn Ihr meint — und kein anderer Weg offen iſt. Der Anſtand muß erhalten werden.“

Der Buchhalter ſprach lauernd, wie vor ſich: „Der

Digitized by Google

junge Herr brauchen auch viel für die Mamsell beim Inſpector."

Herr Walter that, als hätte er die letzten Worte nicht vernommen, raſch ſprang er auf: „Seht, wie's geht, Andree," rief er, „ſeht, was ſich machen läßt. Wann erhalte ich das Geld?"

„Morgen oder übermorgen," ſprach gebückt Andree — und ſchlich zur Thür hinaus.

Der Herr aber ging ſinnend im Zimmer auf und ab. Endlich ſagte er laut vor ſich hin: „Der Junge, der Hector, muß fort; die Adele muß ſich einſchränken — nur was die Welt täglich ſieht, ſoll koſtbar ſein und bleiben — alles Uebrige ſoll fort."

Gleich darauf klingelte er und hieß dem Bedienten, den jungen Herrn zu ſich beſcheiden.

Hector trat ein. Da der Vater ſein Kommen nicht zu bemerken ſchien, trat er einige Schritte näher, und die Hand auf die Schulter des Sinnenden legend, fragte er mit einem Anflug von Geringſchätzung: „Darf ich fragen, was mein Vater wünſcht?"

Der Fabrikherr wendete ſich, er ließ ſein Auge einige Zeit ſinnend auf dem Sohn ruhen, endlich ſagte er: „Darf man wiſſen, wann die Liaiſon mit der Margarethe ein Ende nehmen wird?"

„Mein Vater!"

„Mein Sohn! Ich wünſche eine Antwort."

„Ich liebe das Mädchen außerordentlich, wie bisher keine zuvor. Darf ich wiſſen, weshalb dieſe Frage?"

Der Vater trat einen Schritt näher, er ſchaute dem Sohne prüfend in das Auge und mit Nachdruck ſagte er: „Das darfſt Du! Unſere Sachen ſtehen ſchlecht; der Credit beginnt zu wanken — und ein Kaufmann ohne Credit iſt ein Bettler."

Hector fiel erſtaunt ein: „Untergräbt die Margarethe unſern Credit?"

„Höre mich aus," ſagte gelaſſen der Vater weiter; „ein Kaufmann ohne Credit iſt ein Baum ohne Blätter; aber ein Kaufmann ohne Geld — iſt verloren. Die Actien ſind gefallen; Zahlungen ſind ausgeblieben — ich habe ſo eben Geld von dem Andree annehmen müſſen."

„Von dem!" fiel erſtaunt Hector ein. „Und Alles dies verſchulden die Paar Thaler, die ich dem Mädchen gebe? Mein Gott, wenn ich nun geheirathet hätte."

„Eins kommt zu dem Andern! Genug ich bin des Andree Schuldner, doch wünſche ich es nicht lange zu ſein. Und ein Untergebener mit einem Antheil am Geſchäft iſt ein Krebsſchaden in jeglicher Bewegung. Auch fürchte ich, der Andree liebt trotz ſeiner Frömmigkeit den Mammon ſehr. Du weißt, ich mag ihn nicht, aber ich brauche ihn und ſein Treiben. Er kneetet die Herzen der Arbeiter in den Beſtunden weich, daß ſie nicht murren, wenn ein Abzug am Lohn ſtattfindet; er zerdonnert gleichſam die keimenden Ideen mit ſeinem Wort. So brauche ich den Mann — mag aber nicht ſein Schuldner ſein. Höre mich: Ich wünſche, Du reiſeſt morgen nach W., um die Tochter unſers dortigen Handelsfreundes zu heirathen!"

Hector ſprang einige Schritte zurück: „Ha! Vater, Ihr ſcherzt — das Mädel, die Anna, die verſchrobene Prinzeß? Nimmer! Und Margarethe?"

„Wird nach und nach auf ſchickliche Weiſe entfernt!" fiel gelaſſen der Vater ein. „Ich wünſche, daß Du reiſeſt. Der Grund unſeres Hauſes iſt ſchadhaft geworden; wie müſſen ihn mit dem Gelde Deiner Zukünftigen ausbeſſern. Du wiſt Dich alſo zuerſt genau nach dem Vermögen des Mädchens erkundigen — und, nach genügender Auskunft ſofort anhalten — die Hand des Mädchens wird Dir nicht verſagt."

„Und das Herz?" fragte ſpöttiſch mit tiefem Unmuth der Sohn.

„Ward vielleicht wie das Deinige ſchon oft vergeben," erwiederte der Vater. „Ein Kaufmann hat nicht nach dem Herzen, er hat nur nach dem Gelde zu fragen. Wie geſagt, unſer Haus ſteht unſicher, Du kannſt es retten — und wirſt es retten."

„Und meine Schweſter; wird die auch heirathen?"

„Nein! die mag ſich mit dem Muſiklehrer die Zeit vertreiben; übrigens ſoll ſie ſich einſchränken. Findet ſich ein reicher Freier, der ſie ohne Geld will, mag er ſie nehmen! Wann reiſeſt Du?"

„Morgen!" ſprach gedehnt, mit Anſtrengung der Sohn, reichte dem Vater die Hand und fragte abgehend: „Hat mir mein Vater ſonſt noch Etwas aufzutragen?"

Der Vater trat raſch herzu, ſchloß den Sohn in die Arme, und ſagte, ihn ſanft zur Thür hinausdrängend: „Die Polite muß erneuert werden; ich wünſche die Fabrik höher verſichern zu laſſen. In dieſen unruhigen Zeiten iſt dies doppelt nöthig; die Sache kannſt Du morgen auf Deiner Reiſe gleich mit abmachen. Ade!"

Die Thür fiel zu. Der Vater ging wieder ſinnend in ſeinem Zimmer auf und ab; der Sohn aber eilte nach dem Hauſe des Inſpectors, um die Margarethe auf die Adreiſe vorzubereiten.

Digitized by Google

Während dies eben Erzählte geschah, standen drunten auf dem freien Platz der Fabrik eine Menge von Arbeitern, mit zerknirschten, hochrothen Gesichtern — und verhandelten voller Erbitterung über den so eben durch den Andern erfahrenen Bescheid, daß der Arbeitslohn auf's Neue herabgesetzt wäre, und daß Diejenigen, die da Arbeit wünschten, dieselbe zu dem besprochenen Lohn erhalten könnten.

In der ersten Aufwallung hatten sämmtliche Arbeiter beschlossen, nicht zu arbeiten; doch als sie die Nachricht vernahmen, daß auf der nächsten Fabrik bereits alle Arbeiter angestellt wären, da bedachten sie sich — und der Gedanke an die hungernde Frau sammt den Kindern hieß sie stiller und stiller werden — und endlich faßten sie den Gedanken, für den ausgesetzten Lohn zu arbeiten. Dies hatte Andere erwartet; von fern umschlich er die erst tobende, nach und nach aber stiller werdende Menge, bis endlich Einige ihn suchen gingen — da trat er hervor, lobte die Leute wegen ihres guten Vorhabens, wies sie auf die Gnade und Güte Gottes, bat, morgen früh zur Arbeit zeitig zu kommen und auf den Sonnabend ja die Bestlunde in seinem Hause zu besuchen.

Die Menge verlief sich. Der Buchhalter schaute den Abziehenden lange nach. Als er sich einsam auf dem Platze fand, flog ein höhnisches, teuflisches Lächeln über das Gesicht, und nach seiner Wohnung schreitend, sprach er vor sich hin: „Auch dieses war gelungen. Nun noch einen Schritt. Ein Brief muß den Nachbar von dem bevorstehenden Geschäft in Kenntniß setzen; unser Fabrikat darf den Absatz nicht finden. Diese Speculation muß fehlschlagen — der Nachbar muß ihm zuvorkommen. Keinen Absatz, kein Geld, keinen Credit — und die Fabrik muß fallen. Mein Gold wird auf alle Fälle sicher gestellt! — Wird die Anlage Schulden halber verschleudert — wer weiß, wer der Herr der Fabrik wird! Laubeneinfalt muß man zeigen und Schlangenklugheit üben"

Mit diesen Worten trat er in sein einsam gelegenes Zimmer ein, setzte sich — und begann einen Brief an den Fabriknachbar zu schreiben. Ein verschwiegener Bote beförderte das beendete Schreiben sogleich nach dem Orte seiner Bestimmung.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

Schlacht vor Baris. Von der halben Höhe des Berges sahen wir auf dem freien Platze unter den Bäumen einige Compagnien des Feindes, im völligen Paradeanzug eine Art Kaduet bildend, dessen erstes Glied die Gewehre fällte und nur mit einzelnen Schüssen unser Feuer erwiderte; endlich hörten auch diese gänzlich auf. Sogleich geboten wir, Schelida und ich, unseren Leuten, nicht mehr zu schießen, und mein Freund, welcher sich leicht verständlich machen konnte, sprang auf ungefähr 30 Schritte an den Feind heran, und forderte denselben auf, die Gewehre wegzuwerfen, in der Meinung, daß sie die Absicht hätten, sich als Gefangene zu ergeben. Die Bekmühen antworteten aber nur mit Stillschweigen und blieben wie eingemauert ſtehen. Schelida wiederholte nun seine Frage, da fiel ein Schuß nach ihm. Dieser gab nun das Signal unseren bereits ungeduldigen Leuten und ohne Schonung feuerten sie fortwährend in den dichten Haufen der Feinde hinein, welcher natürlich immermehr zusammenschmolz. Zum drittenmale versuchten wir, diese braven Soldaten zu bestimmen, sich zu ergeben; da berrten rechts und links unsere Schaaren bei dem Vorwerke vorübergezogen und sie also ohnehin abgeschnitten waren, aber auch diesmal erhielten wir keine andere Antwort, als ein verneinendes Gemurmel, wobei einige sogar mit ihren Gewehren drohten. Das war ihr Unglück, und in weniger als 10 Minuten lagen alle Feinde todt oder verwundet am Boden. Ihre Patronentaschen fand man leer und es ergab sich, daß diese drei Bataillone der jungen Garde, welche Nachmittags gefochten, erst seit wenigen Tagen unter den Waffen ſtanden und denselben Morgen Paris verlassen hatten; dies erklärte einmal ihre ganze neue Bekleidung und Bewaffnung, aber auch der Umstand, daß jeder Mann nur vier Patronen empfangen hatte. Ob Uebereilung oder wirklicher Mangel an Munition die Ursache davon gewesen, konnte natürlich nicht hier ausgemittelt werden. Die braven Franzosen, nachdem sie sich verschossen, zogen es vor, sich ohne Gegenwehr lieber tödten zu lassen, als sich als Gefangene zu ergeben.

Eine Götzenbilderfabrik in Paris. Die afrikanischen Könige liegen viel im Kriege mit einander. Siegt ein solcher Häuptling, so werden die in allen Räumen seiner Behausung aufgestellten Götzen hervorgeholt, laut belobt, durch Tänze und Hymnen geehrt und nicht selten durch Menschenopfer erfreut. Fällt dagegen die Schlacht unglücklich aus, so werden die armen Götzen mit Fluchworten überschüttet, von ihrem Standorte herabgeworfen und zertrümmert und dann — durch neue ersetzt. Dieser Zustand der Dinge konnte dem mit der französischen Colonie am Senegal verkehrenden Fabrikanten Herrn Régis in Paris kein Geheimniß bleiben und so errichtete er denn eine eigene „Göttermanufactur," deren Niederlage in der Beaulieustraße Nr. 73 die ganz einfache Ueberschrift führt: „Dépôt de dieux africains" (Niederlage von afrikanischen Göttern). Erhält seitdem einer der erwähnten Häuptlinge eine Schlappe, so verabschiedet er seine ehemaligen Götter, bestellt auf dem Wege der Factorrien am Senegal ganz neue bei Hrn. Régis in Paris, welcher, nebenbei gesagt, bedhalb nicht aufhört, Mitglied der anglicanischen Bibelverbreitungsgesellschaft zu sein. Das Fabrikpersonal des Hrn.

Digitized by Google

Régis schnitzt Ungethüme aus Eichenholz mit Schlangenköpfen, Löwenmähnen und Tigertatzen und sendet sie dann dem einen oder dem andern fürstlichen Besteller nach Afrika, welcher dann ungesäumt ein Treffen liefert, um die Beschaffenheit der Götter aus der Fabrik des Hrn. Régis zu prüfen. Bisher war auch letzterer sehr glücklich; denn er hat zur Gewinnung von wenigstens zwölf Schlachten beigetragen und treibt sonach ausschließlich das Monopol des Senegalischen Heidenthums. Dieser neue Industrieartikel hatte zwar anfangs eine Störung in dem Ausfuhrtarife des Hauptzollamtes verursacht, welcher den Handel mit Gottheiten nicht vorhergesehen hatte. Man wendete sich aber um Verhaltungsvorschriften an den Handelsminister, nach dessen neuerlicher Verfügung nunmehr im Ausfuhrzolltarife folgende Zeilen eingeschaltet wurden: „Götter, 30 Franken pro Tonne."

Grandiose Putzsucht. Die Frau von Sch. zu B. (erzählt der Komet) wurde im Sommer 1843 von einem bösartigen Fieber befallen. Die Aerzte sagten ihrem Gemahl, daß sie keine vierundzwanzig Stunden mehr zu leben habe. Keiner ihrer Verwandten konnte sich entschließen, ihr dies Urtheil zu bringen. Als Freund vom Hause übernahm ich es: Ich faßte ihre Hand und sagte: „Gnädige Frau, wenn Sie sterben, in welchem Kleide wünschen Sie in die Gruft gesenkt zu werden?" — Auf einmal schlug ihr Puls heftiger, ihre ausgelöschten Augen schienen sich zu beleben, — sie lächelte. — „Wir Alle sind sterblich, — ich bin gefaßt. Daß Nichts an meinem Begräbniß fehlte. Ich will, daß mein Sarg von Mahagoniholz, höchst elegant sei. Meine Dienerschaft soll dem Sarge folgen, Abends mit Fackeln. Ich bitte Sie, daß das Kopfkissen von Rosaatlas sei, und daß mein Zimmer von dem nämlichen Stoffe behangen werde. Nicht wahr, Sie verstehen mich, von Rosaatlas. In meinem Büreau, rechts im ersten Kasten, finden Sie ein Packet silberne Stecknadeln, damit soll das Leichentuch befestigt werden. Ich bitte, recht elegant drapirt. Ersuchen Sie meine Schwester, mir die Haare so frisiren zu lassen, als sie die übrigen trug, da sie die kleine Amalie über den Taufstein hielt. Nur die Stirn ein wenig freier, es steht mir besser. Mein Kleid sei von weißem Atlas, dann die Schuhe, ja, die Schuhe, möchten Sie selbst. Vergessen Sie nicht, mein Freund, das Bouquet. Ich — liebe — die Blumen." Sie fiel in Ohnmacht, erhob sich wieder, ein Lächeln öffnete ihre Lippen und — sie verschied. D.

— In einer „Beschreibung der Festlichkeiten bei der Taufe des Prinzen Friedrich von Würtemberg" (Stuttgart 1616) findet man Abbildungen aller Arten von Hosen, die im 16. und 17. Jahrhundert Mode gewesen sind. — Ueber die frühern Pump- oder Pluderhosen, gegen welche die Geistlichen von der Kanzel herab eiferten, und zu denen man oft 60 bis 80, ja sogar 120 Ellen Zeug (bei Edelleuten Seiden- und Goldstoff) brauchte, handelt ein Büchlein von Musculus: „Vom zuchtlosen, zucht- und ehrenverwegenen pludrigen Hosenteufel. Verwarnung und Manung." (Zweite Aufl. Frankfurt, 1562)

Hanns und der Schneider. Hanns hatte sich zwei Ellen Tuch zu einem Paar Hosen gekauft, sie einem Schneider gegeben, ihm aber dabei empfohlen, das Tuch tüchtig zu „krämpen," damit die Hosen durch Regen nicht mehr einschrumpfen könnten. Einige Tage darauf kommt er wieder zum Schneider. Dieser hat jedoch das Tuch zu etwas Anderm verwendet und sagt bestimmt, es sei beim Krämpen so eingelaufen, daß gar nichts mehr davon übrig geblieben sei. Hanns läuft höchst entrüstet zum Tuchhändler und beklagt sich bitter, daß er ihn betrogen habe, erhält dort aber lachend die Versicherung, daß ein Stück von 50 oder 60 Ellen wohl zwei Ellen beim Krämpen einlaufen könne, der Unterschied aber bei einem so kleinen Stücke kaum zu sehen sei. Hierauf verfügt sich Hanns stracks zum Schneider, berichtet, was er erfahren, und droht dem Schneider, ihn zu verklagen, wenn er die Hosen nicht liefere. Der Schneider war aber ein Spaßvogel und erwiederte mit aller Seelenruhe: „Da hast Ihr's ja, der Schalk von Tuchhändler sagt's ja selbst. Ihr habt doch gesehen, daß er Euer Tuch von einem großen Stücke abschnitt?" Hanns bejaht dies. „Nun also," versetzte der Schneider, „da hat der lose Mann Euch gerade die zwei Ellen gegeben, die einlaufen müssen, und mich unschuldigen habt Ihr nun in Verdacht!" — Hanns eilt hierauf nochmals zu demselben Tuchhändler und holt sich andere zwei Ellen Tuch, postt aber genau auf, daß sie von demselben Stücke seien, überzeugt, daß er nun mit seinem Tuche richtig versahrt sei, „denn," murmelte er, endlich sich zufrieden stellend, „mehr als zwei Ellen könne dies Stück doch unmöglich einlaufen."

Napoleons Sterbehaus. Die Juliregierung hat Napoleons Asche geholt, und baut derselben ein Prachtmausoleum; aber keinen Wunsch, keine Bitte hat man bei der englischen Regierung während des „herzlichen Einvernehmens" für das Verdammten Sterbehaus ausgesprochen. Longwood ist nur noch eine Scheune, von der ein nordamerikanischer Besucher schreibt: Die Glasscheiben in den Fenstern sind zerbrochen, die Mauern verfallen. Die Thüre, durch welche der Beschauer eintritt, führt in das Billardzimmer des Kaisers, das armselig ist. An die innern Wände haben die Besuchenden ihre Namen gemalt oder gekritzelt; Alles im Hause sieht schmutzig und armselig aus. Das folgende Zimmer ist ungefähr 15 Fuß lang und eben so breit; dort pflegte Napoleon zu speisen, und da starb er auch. Jetzt steht auf der Stelle, auf welcher der gefangene Kaiser seinen letzten Athemzug ausbauchte, eine Art Dreschmaschine, und der Boden ist mit Stroh und Heu bedeckt. Das Bibliothekzimmer sieht noch abscheulicher aus; — es ist nun ein Hühnerstall. Das Badezimmer, Schlaf- und Krankenzimmer bilden zusammen nur einen Stall, und auf welcher Stelle Napoleons Leiche stand, da wiehern nur Pferde und brüllt das Rindvieh. Der Staat hat Longwood verpachtet, und verwendet nicht einen Heller von dem Pachtzinse, diese welthistorische Wohnung vor dem Ruin zu bewahren. Der Pachter, welcher Napoleons Sterbezimmer auf diese Weise umgewandelt hat, ist ein englischer Offizier.

— Der Damenkleiderverfertiger zeigte unlängst seine Wohnungsveränderung auf folgende Art an: „Ich wohne gegenwärtig mir gegenüber."

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Wie melden mit Vergnügen, daß sich die Mode in den besten Häusern wieder einmal ausschließlich dem sächsischen Damast zuwendet. Die Franzosen gehen, daß es keinen schöneren und geschmackvolleren Kastenschmuck geben kann. In der jetzigen Woche sind wir endlich auch im Stande, ausführlich und mit voller Sicherheit über die Moden der nächsten Saison zu berichten. Bereits sahen wir leicht wattirte seidene Mäntel tragen, welche mit Spitzen oder Posamentirarbeit garnirt waren. Die kleinen Ueberwürfe, welche die Form von Montevisite-Jäckchen haben, sind für das Haus bestimmt. Sie werden jedenfalls diesen Winter sehr gesucht sein und die Shawls und Mantillen ersetzen, die man trägt, während man auf Besuch wartet. Die Mäntel von Sammet, Atlas, Gaschemir werden entweder gestickt oder mit Spitzen und Franzen besetzt sein. Die beliebteste Farbe ist dunkelblau, außer der schwarzen, welche allgemein vorherrscht. Ferner sind sie länger, als sie im vorigen Winter waren, besonders die, welche zu Promenaden bestimmt sind. Ihr Schnitt ist elegant und comfortabel, doch so verschieden und zwar in Kleinigkeiten verschieden, daß wir keine Beschreibungen geben können und auf die Abbildungen verweisen müssen, die sie gewiß in kurzer Zeit bringen. Als neu erwähnen wir die venetianischen Mantelchen von weißem Gaschemir mit Kapuze, die mit sehr langen, moosartigen Franzen besetzt sind, welche rund um die Taille herum, auf die Arme und hinten Ecken bilden sollen, dem Ganzen ein ungemein leichtes Aussehen geben und besonders gut zu Gesichte stehen, namentlich wenn das Futter von blauem oder rosa Atlas hervorschimmert. Dazu nehme man einen Anzug von neue venetianischer Posamentierarbeit, Schlangen von neuer Art zum Zumachen und eine Aermelart, welche die Hand besonders hervorhebt und man wird uns gern glauben, daß diese Mäntelchen sofort allgemeinen Beifall gefunden haben. In einer andern Art wird der katalonische Mantel sehr beliebt sein. Er ist von schwarzem Sammet, mit schwarzem Atlas gefüttert und mit Posamentirarbeit oder Borten in maurischem Style besetzt; er reicht bis über die Knöchel herab, hat eine Art Pelerine, welche zugleich die Aermel bildet, einen kleinen Kragen, welcher die Brust gut umschließt, um ist mit einem Worte so elegant und bequem, daß man sich keine andere Wintertracht wünschen wird. Wir haben namentlich bemerkt, daß sehr viele solcher Mäntel auf Bestellung nach London geschickt werden. Die spanischen Mäntel sind etwas eleganter und lassen den Anzug darunter mehr sehen. Wir sahen einige in smaragdgrünem und königsblauem Sammet, die entweder mit sehr breitem schwarzen Spitzen oder mit Spitzenfranzen in derselben Farbe garnirt waren. Auch die maurischen Mäntel sind neu. Sie sind von schwarzem Sammet oder Atlas und rund herum so gestreppt, daß zierliche Muster entstehen. Die Ecken vorn sind abgerundet und der Mantel ist so kurz, daß er rund herum mit breiter Spitze oder Fransen besetzt werden kann. Die rundliche Pelerine, welche auf den Aermeln fast aufliegt, endigt sich in langen zierlich schmalen Blättern, welche um die Taille herum gebunden werden und dann wie die Enden eines Gürtels herabfallen. Auch diese Blätter sind mit Spitzen besetzt, aber mit sehr schmalen. Am meisten gefallen aber vor der Hand zum Tragen im Hause die kleinen circassischen Jäckchen, die man über das Kleid zieht, wenn man zu Hause oder auch wenn man Besuch machen will; sie putzen zugleich und halten warm. Sie sind wirkliche kleine Jäckchen mit weiten Aermeln, die bis an den Ellbogen reichen; das Leibchen ist so geschnitten, daß es die Taille nicht stärker erscheinen läßt, obwohl es die Leichtigkeit eines Ueberwurfs hat. Man kann sie nach Belieben offen stehen lassen oder mittelst Schnuren und Bandschleifen auf der Brust zusammennehmen. Man hat sie von schwarzem Sammet, mit Spitzen oder reicher Posamentierarbeit garnirt. Abends zu Hause, wenn man auf Gesellschaft wartet, hat man eben solche Jäckchen von blauem oder rosa Atlas, die mit Fransen in derselben Farbe oder mit weißen Spitzen garnirt sind und die ebenso höchst bequem als elegant sind. In ähnlicher Art, aber blos zur Bequemlichkeit hat man kleine Jacken, die indeß auch etwas länger sein können, von grauem Kaschemir und Molleton, die mit rosa oder kirschrothem leichten seidenen Zeuge gefüttert sind, durch drei Knöpfe zusammen gehalten werden und an jeder Seite ganz kleine Taschen haben.

In der Form der Kleider haben wir noch nichts besonderes bemerkt, sie unterscheiden sich wenig von denen, welche man bisher getragen hat und man muß gestehen, daß sie kaum geschmackvoller gewesen sind. Namentlich vermehrt man die Vermischung der Farben, die nur bei großer Toilette geduldet wird. Trotz der Wankelmüthigkeit der Mode stehen die Spitzen und die Posamentirarbeiten noch immer in so großer Gunst wie bisher, wenn nicht in noch gesteigerter. Auch kommt immer Neues in diesen schönen Arbeiten zum Vorschein und die Pariser sind immer unerschöpflich in neuen Formen wie in neuen Namen für dieselben und für die Zeuge. Neu sind z. B. die Perlillonischen Fransen mit gekräuselten Enden, mit denen man die Kleider volantartig fünf und sechsfach besetzen wird, wenn man sie nicht schürzenartig vorn auf dem Rocke anbringt. Eine sehr dicke runde Schnur von sehr weicher, dieglamer Seide benutzt man auf Unterröcken von Gaschemir oder Perkin, um damit Muster aufzunähen wie mit den seidenen Soutachebörtchen. Neu sind ferner Garnituren von Sammet und Posamentierarbeit zusammen, die vortrefflich aussehen und in so schönen Formen gearbeitet sind, daß sie blos auf den Kleidern aufgenäht zu werden brauchen, um die schönsten Besatzungen zu geben. Auch Agaffen hat man jetzt von Posamentirarbeiten zum Aufnehmen der Kleider beim Schmutze auf den Straßen und sie sind um vieles zierlicher und eleganter, als die ersten Agaffen, die man Pagen nannte, auch werden sie mehr und mehr als unentbehrlich angesehen. Es ist die einfachste, nützlichste und zweckmäßigste Erfindung und man begreift nicht, wie sie so lange auf sich warten ließ. Auch die neuen Zeuge sind nun erschienen, namentlich in Seide und Wolle. Zum Reglige für junge Mädchen hat man einen sehr glänzenden Wollenstoff mit großen Blumen, die ihm das Aussehen von Damast geben. Sehr viel werden im nächsten Winter die großen weiten Pelerinen getragen werden. Die modischen Farben sind: grün mit schwarzen und weißen Carreaux, amarantroth mit schwarzen und weißen Carreaux und dunkelblau ebenfalls mit schwarzen und weißen Carreaux. In Seidenzeugen giebt es eine große Anzahl Neuigkeiten, wie gewöhnlich mit seltsamen Namen z. B. Bu-Maja, eine Art Reps.

Modenerklärung.

1. Twine. 2. Schwarzer Sammetmantel mit schwarzen Spitzen besetzt. 3. Mantel mit Kragen, mit Posamentirarbeit und Fransen besetzt. 4. Twine.

Man abonnirt bei allen Postämtern und solider Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heibig in Altenburg**.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer 7½ und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 7. **N Büchner**, Redacteur. **1847.**

Der Fabrikherr.

Von F. Brunold.

(Fortsetzung.)

Der Abend brach herein. Still, ruhig ward es auf der Fabrik. Die Mühlen gingen nicht, die Stampfwerke klapperten nicht — die Anlage schien wie ausgestorben. Margarethe saß an dem Fenster ihres freundlich gelegenen, kostbar geschmückten Zimmers. Es sah so elegant, so hübsch in demselben aus; dennoch standen Thränen in dem Auge des Mädchens. Unwillkürlich schweifte ihr Blick nach dem Häuschen h' über, in dem sie so viele Jahre so still, so häuslich — und auch glücklich mit der Mutter gelebt hatte. Hier war es weit kostbarer, glänzender als drüben. Prächtige Cactuspflanzen blühten in goldverändertem Töpfen am Fenster; doch der Margarethe wollte es heute scheinen, als wären die einfachen Blumen in dem Gärtchen der Mutter viel schöner gewesen. Die wunderschönen Reisvögel mit den rothen Schnäbeln machen sich so schön in dem feingeschnitzten Bauer, doch der Stieglitz auf der Linde vor dem Hause der Mutter sang so froh und munter, während die Reisvögel fast nur immer stumm bei einander sitzen. Und dann! Sonntags kamen die Nachbarn, die Mädchen und die Burschen, holten sie ab zum Spiel, zum Tanz; jetzt kömmt Niemand — und wenn sie ja ein Mal durch die Niederlassung, durch die Stadt zu gehen wagt, ist's, als ob die Mädchen sich scheuten, ihr zu begegnen, als ob die Burschen mit Fingern auf sie zeigten. — Ach, wie so drückend ist in solchen Augenblicken ein kostbarer Putz, ein kostbarer Anzug.

Margarethe war traurig, traurig wie noch nie, seitdem sie das Zimmer bewohnte. Freilich, Hector, der Geliebte, hatte Abschied genommen, auf lange Zeit Abschied genommen; dennoch wollte es dem Mädchen scheinen, als drücke der Abschied sie nicht allein, als wäre es vielmehr die Art und Weise des Abschiedes, die Worte beim Scheiden, die sie so traurig stimmten.

Ach, wie so gern wäre sie zu dem Bruder geeilt, dem ihr Leid zu klagen; doch Leonhard hatte sie ja aufgegeben; er hatte ja gesagt, er schäme sich der Schwester. Zu dem konnte sie nicht gehen. Zu dem Vater, zu der Schwester des Geliebten? Ach, die hatte sie ja fast nie gesehen, und wenn es ja einmal geschehen, schien die Begegnung gegenseitig nicht viel Freude hervorge-

Digitized by Google

dracht zu haben. Die ſtanden ihr zu fern. Wie ſo einſam, wie ſo öde fühlte ſich die Margarethe. — Horch! tönt nicht ein Waldhorn von fern herüber? Margarethe öffnet das Fenſter, ſie lehnt ſich weit hinaus, ſie lauſcht — gewiß, gewiß, es iſt ein Horn, meiſterhaft ſchön geblaſen. Das iſt das Horn des Friedel, der davon gegangen — Niemand wußte, wohin. Gewiß, der Friedel war zurückgekehrt. Margarethe klatſchte vor Freude und Wonne in die Hände, ſie ſprang im Zimmer umher, dann ſtand ſie ſtill — um des Hornes Acht zu haben. Sie dachte des Burſchen, der ſie ſo innig geliebt, der immer die ſchönſten Blumen, manchmal mit Gefahr des Lebens für ſie gepflückt — nun meinte ſie nicht mehr einſam zu ſein, nun meinte ſie nicht mehr verlaſſen zu ſtehen. — Da flatterten ſcheu, ängſtlich die Reisvögel auf. Margarethe warf einen Blick dorthin; die Vögel riefen ihr alles Geſchehene zurück; ſie ſagten ihr, was ſie ſei, wo ſie ſei; ſie verſcheuchten die ſchönen, ſchönen Träume und Bilder, die das Horn hervorgezaubert — die Wirklichkeit ſtand mit grellen, unverwiſchbaren Zügen vor ihr geſchrieben — die Jugend war hin, die Unſchuld, die Liebe verloren — ſie ſchloß das Fenſter, barg das ſchöne Geſicht in die weißen Hände — und weinte bitterlich.

Wenige Tage nach dem Erzählten trat Leonhard unerwartet bei dem alten Sandau ein. Erſchöpft warf er ſich auf einen Stuhl, rang nach Athem — und ſagte endlich:

„Ich komme, Abſchied zu nehmen, mich hält's nicht länger. Die Schweſter verloren — und der Andere ein Schuft — ich gehe.“

Der alte Sandau blieb ruhig; er legte das Buch, in dem er geleſen, ſtill bei Seite, ergriff des Erregten Hand und ſagte:

„Die Schweſter iſt geſunken, ja, ſie iſt ſogar verloren, wenn Du ſie nicht aufrichteſt und ihr die Hand zur Rettung reichſt. Der Andere iſt ein Schuft, der die Religion zum Deckmantel ſeiner Sünde gebraucht. — Solche Frommen ſind die größten und ſchlimmſten Peſtbeulen unſerer Zeit; ſie ſind es, die die Irreligiöſität befördern — und namentlich die Beſſern, Gutgeſinnten veranlaſſen, ſelbſt das Aeußere der Religion mehr hintenan zu ſetzen, als ſie es ſonſt wohl thun würden; — und das nur, um nicht in Verdacht zu kommen, daß ihr Herz ſich der Frömmigkeit dieſer Pietiſten zuneige. Frei und offen muß der Chriſt in die Welt ſchauen. Du aber, Leonhard, bleibe; — denn der Beſſere iſt dem Schlechteren unbewußt, unbemerkt ein Damm. Vielleicht gelingt es auch, den Falſchen in ſeiner eigenen Schlinge zu fangen. — Bleibe! Die Margarethe ſieht bereits, wie ich gehört, ihr Unrecht ein; laß die Sehnſucht nach dem Beſſern in ihr erſtarken — und rette ſie aus den Banden, wenn die Sehnſucht ſich zum Handeln in ihe geſtaltet. Alles will ſeine Zeit. — Mein Haus ſteht der Verlaſſenen offen.“

Ehe Leonhard noch zu antworten vermochte, öffnete ſich die Thür mit Unſtüm, und mehrere Arbeiter der Fabrik ſtürzten herein.

„Vater Sandau,“ riefen ſie wild durch einander, „es geht nicht länger. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht — unſere Geduld iſt am Ende. Wo ſoll das hin? Der Tagelohn herabgeſetzt — und die Abgaben erhöht. Es geht nicht länger.“

Der alte Sandau blieb ruhig; Leonhard ging zur Thür hinaus — und der Alte nöthigte die Erregten ſich zu ſetzen. Als Alle eingedrückt Platz genommen, hob er an: „Es freut mich, daß Ihr zu mir kamt. Ihr habt Recht, wenn Ihr ſagt: Es geht nicht. Aber Ihr wißt auch, wenn Frau und Mann nicht gemeinſam handeln, wenn jedes Glied ſeine Heimlichkeiten hat, geht die Wirthſchaft zu Grunde. Gemeinſam berathet; offen, frei und redlich mit gegenſeitigem Vertrauen gehandelt, macht das Haus feſtſtehen. Alſo offen, frei, redlich, das ſei unſer Wahlſpruch. Ihr und die Fabrik bildet ein Haus; Ihr und der Herr ſeid die Glieder — Einigkeit muß zwiſchen Euch ſein. Schickt den Herrn Pfarrer zu dem Herrn, daß er Euer Anliegen demſelben vortrage.“

„Das geht nicht, Vater Sandau,“ riefen Viele.

„Und warum nicht?“ fragte der zurück. „Iſt er nicht ein guter, braver, frommer Mann?“

„Ja, ja, das iſt er,“ riefen Einige; „wir haben nichts gegen den Pfarrer — aber wir haben auch kein Vertrauen zu ihm. Der kennt nicht eines Mannes Noth, der weiß nicht, wie weh der Hunger thut; bei dem iſt es ſo vornehm, daß wir nicht wagen, in ſein Haus mit unſern Röcken zu treten. Nein, nein, der Pfarrer iſt ein guter, frommer Mann, aber er und ſein Haus, ſeine Frau und ſeine Kinder ſind nicht für uns arme Leute. Für uns ſpricht Niemand, uns hilft nur die Gewalt.“

„Gewalt?“ rief der alte Sandau. Bekömmt Dein Junge, Nachbar, Dein Bube nicht noch einmal ſo viel Schläge, wenn er mit Gewalt etwas ertrotzen will? Ein gutes Wort findet eine gute Stelle. — Meint Ihr nicht ſelber für Euch ſprechen zu können, denn Ihr ſeid Partei und zu ſehr erregt, ſo will ich es thun. Ich war

Digitized by Google

seit Jahren nicht im Herrenhause, doch will ichs für Euch thun — und Gott mög' meinen Eingang segnen. Tragt Eure Last noch wenig Tage, ruhig, friedsam — ich will Alles überdenken — und wenn die Stunde mir passend scheint, zum Herrenhause gehn. Ihr kamt zu mir, um meinen Rath zu hören, genügt derselbe Euch?"

Der Alte schwieg und einige der Arbeiter standen auf, traten dem Alten näher, schüttelten ihm die Hand und sagten: „Ihr seid ein Mann, ein Mann für's Volk; Ihr wißt, wo uns der Schuh drückt; thut's und handelt für uns."

Alle standen auf, schüttelten dem alten Mann die Hand — und schritten stumm zur Thür hinaus. Andern Tages aber machte der alte Sandau sich auf, um den Herrn zu sprechen. Es war für den alten Mann ein schwerer, saurer Gang. Er sollte einem Manne gegenübertreten, mit dem er in der Jugend durch die Bande der Freundschaft verbunden gewesen — und der sich von ihm kalt verachtend getrennt, als er in der Noth redlich und gewissenhaft geblieben, während der Freund es nicht verschmäht hatte, jedes Mittel für erlaubt zu halten, wenn nur der Zweck Geld zu erwerben, erreicht wurde. Diese Handlungsweise entschieden mißbilligend, war Sandau von dem Freunde geschieden. Jetzt sollte er demselben nach Jahren wieder gegenübertreten; sollte wieder, wie vor Zeiten, den Vertreten auf die Bahn des Rechts zurückzuführen suchen — gewiß ein saurer Gang. Dennoch unternahm ihn der alte Mann. Er unternahm ihn zum Besten der unterdrückten Arbeiter, deren Noth er erkannt, und die, von Executoren und Gerichtsdienern zur Betreibung der Abgaben belagert, zu verzweifeln begannen; er unternahm ihn zum Besten des einstigen Freundes, da er wußte, daß die einmal losgelassene Volkswuth zügellos nicht die Thaten wägt und daß die Macht der Leidenschaft weiter treibt, als die ruhige Ueberlegung gut zu heißen vermag; er unternahm ihn, weil er das zwar leichtsinnige, aber im Ganzen gutmüthige, auch wohl lenksame Herz des Freundes zu rühren gedachte; er hoffte Erfüllung seiner gerechten Vorstellung, seiner gerechten Bitte — und dachte nicht, daß das Geld die Herzen der Menschen nach und nach mit einer Rinde umzieht, durch die kein Sonnenstrahl des Gefühls zu dringen vermag; er beachtete nicht, daß das Geld die Herzen der Menschen nach und nach versteint und für die Interessen der Menschheit abstumpft. Sandau ging nach dem Herrenhause — und wurde nicht vorgelassen. Er wagte andern Tages den Weg zum zweiten Mal — und wieder hieß es, wie am ersten Tage, der Herr sei unwohl, er sei für Niemand zu sprechen. Jetzt schrieb der alte Mann — der Brief fiel in die Hände des Andree, und dieser trug ihn, nachdem er ihn heimlich gelesen, zu dem Herrn hinauf.

Herr Walter saß stumm, brütend in seinem Zimmer. Die Fenster waren geöffnet, die warme milde Luft drang in das Zimmer — und mit Luft und den Sonnenstrahlen zugleich strömten die schwellenden, langgezogenen Töne und Triller der Tochter aus dem Nebenzimmer herein. Sie unternahm so eben eine Gesangübung mit ihrem Lehrer.

Der Vater schloß das Fenster. Er griff noch einmal nach dem Brief, den er so eben empfangen — und der ihm die Nachricht und Gewißheit gab, daß sein Nachbar ihm zuvorgekommen sei, daß seine Fabrik nicht auf Absatz nach dem Auslande zu rechnen habe. Die Speculation war also fehlgeschlagen, und an bedeutenden Absatz und Gewinn nicht mehr zu denken. Eine zweite fehlgeschlagene Hoffnung war die Heirathsspeculation des Sohnes. Die Braut war nach genauer Erkundigung unbemittelt — und so hatte die ganze Idee sich also zerschlagen. Hector gedachte in Kurzem zurückzukehren.

Stumm, verzweifelnd legte auch diesen zweiten Brief der Herr bei Seite. In diesem Augenblick trat der Buchhalter Andree ein — um zu melden, daß der alte Herr Sandau, der sich immer mit dem Pöbel abgebe, auch sich jetzt wahrscheinlich zum Sprecher desselben aufgeworfen habe. Wie verlautet, verlange er im Namen der Arbeiter einen größern Lohn für dieselben. „Er ist, glaube ich, deshalb schon zweimal hier gewesen; der alte Sandau sollte lieber an sein Ende denken. Wollen der Herr den Brief lesen?"

Der Fabrikherr sprang auf. „Hinweg mit dem Wisch! Mein Nachbar ist mir zuvorgekommen; weiß der Himmel wie er die Sache erfahren — genug, er hat die Contracte abgeschlossen — und ich habe nichts. Seine Waare soll auch besser sein als die unsere! Und nun noch den Lohn erhöhen? Ha, ha — ich möchte ihn auf Null reduciren, um bestehen zu können. Werft den Brief in's Feuer!"

Wieder stützte der Herr den Kopf in die Hand — und schwieg.

Andree schlich sich zur Thür hinaus. Auf dem Gange murmelte er vor sich: „Er ist fertig, mein Brief hat gewirkt; will doch mein Vermögen disponibel machen — 's ist bedeutender, als Mancher glaube — und gelegentlich von einem Käufer der Fabrik sprechen. Andree, Andree! vielleicht wirst Du leichter Herr, als Du

Digitized by Google

ſelber geglaubt! Den alten Sandau werd' ich als Verführer des Volks denuncieren."

Ein Arbeiter kam den Gang herauf; der Heuchler ſenkte den Blick, ſchlich gebückt dahin, einen Vers der Bibel laut vor ſich hinſprechend.

Kaum hatte Andree das Zimmer des Herrn verlaſſen, als dieſer mit Haſt aufſprang, die einzelnen Fächer ſeines Schreibpults wild durchwühlte — und als er endlich die Police der Feuerverſicherungsgeſellſchaft fand, haftete ſein Auge ſtarr, gläſern auf die Schrift. Man ſah es: er rechnete in Gedanken, ſtarke Schweißtropfen perlten ihm von der Stirn, die Hände zitterten, daß das Papier zu knittern begann — endlich ſprang er auf, faltete die Police zuſammen, ſteckte ſie in die Bruſttaſche des Rocks — und ſprach vor ſich hin: „Das iſt meine Rettung! In wenigen Tagen iſt die Police abgelaufen." — Er öffnete das Zimmer, griff nach der Mütze, verließ daſſelbe und begann einen Umgang durch die ganze Fabrik. —

Doch, wollen wir nicht einen Blick nach dem Stübchen im Hauſe des Inſpectors werfen? Die Reisvögel ſind geſtorben — Margareth hat nicht geweint, hat nicht einmal einen Augenblick getrauert. Ihr iſt es lieb, daß die Vögel geſtorben: ſie wäre ja ſelber auch am liebſten todt! Wie ſo ganz anders iſt es geworden, ſeitdem Hector ſie verlaſſen.

Die Liebe iſt dahin. Die Inſpectorfrau behandelt ſie ſchlecht und rauh — jetzt zeigt es ſich, wie die Leute ſie verachten, jetzt weiß ſie es, daß ſchon gleiche Mädchen vor ihr das Zimmer bewohnt — ſie kann es nicht mehr ertragen, ſie hat es dem Bruder zu wiſſen gethan, daß ſie fortzugehn und bei fremden Leuten ein Unterkommen zu finden gedenke. Hier litte ſie es nicht länger, ſie wolle gehen, um ſich nur ihre Schande zu verbergen. Morgen mit dem Früheſten gedenkt ſie fortzuziehen; jetzt iſt ſie im Begriff, ihre Sachen zuſammen zu ſuchen, die ihr Eigenthum, die ſie nicht von dem falſchen Manne einſt geſchenkt erhalten; ſelbſt ihr einfaches, ſchmuckloſes Kleid hat ſie hervorgeſucht, um es anzulegen. Thräne auf Thräne rollt ihr von der Wange herab, dennoch fühlt ſie ſich ruhiger, glücklicher, als in den Tagen zuvor, wo ſie ſchwankend ihren Vorſatz nicht zur Ausführung zu bringen wußte. Die Liebe iſt hin, die Jugend iſt hin, die Unſchuld iſt verloren; nun bleibt nichts übrig, als ein anderes, aber beſſeres Leben zu beginnen — und im Beſſerwerden, Reue und Buße abzutragen. Das kleine, unſcheinbare Bündelchen iſt gepackt — morgen mit dem Früheſten geht es fort. Die Reisvögel ſind geſtorben — und ach, wie gern hätte Margarethe ſelbſt ſich in das Grab gelegt. So kam der Abend heran.

Die Hitze und Schwüle, die am Tage geherrſcht, hatte ſich noch nicht gelegt, fern am Horizont ſtanden Gewitter. Der Feierabend war auf der Fabrik eingeläutet worden, — die Arbeiter verließen die Fabrik. Anſtatt jedoch einzeln nach Hauſe zu eilen, gingen alle zuſammen dem nahen Walde zu, um ſich dort zu berathen; die Zeit, die ſie dem alten Sandau verſprochen hatten, in Geduld auszuharren, war abgelaufen, es hatte zu nichts gefruchtet. Man erkannte den guten Willen des alten Sandau, mochte aber fernerhin ſeinen Rathſchlägen nicht mehr folgen; deshalb hatten die Arbeiter ſich hier, fern im Walde verſammelt, um über die vorzunehmende Selbſthülfe gemeinſam zu berathen. Es ward beſchloſſen, in der Nacht die Fabrik anzugreifen — und den Fabrikherrn zu zwingen, höheren Lohn zu bewilligen. Vor Allem aber ſollte der Buchhalter Andree entfernt werden. Hatte er doch noch heute verkündigt, daß an höhern Lohn nicht zu denken ſei — und daß Jeder, der ſich weigern würde, zu arbeiten, durch die Polizei dazu angehalten werden würde.

Die Ausführung der That wurde um die elfte Stunde in der Nacht beſchloſſen.

So trennten ſich die Arbeiter, um gegen elf Uhr ſich alle wieder auf demſelben Platze zuſammen zu finden.

(Schluß folgt.)

Die Liſt eines jungen Ehemannes.

Ein gewiſſer Herr von *** war einer jener jungen Männer, welche in der eleganten Welt viel Aufſehen machen; jedoch dauert dieſer Glanz oft nur kurze Zeit, ſie halten ſich wie die Moden einige Zeit in der Höhe und ſinken dann plötzlich in die Vergeſſenheit zurück, kaum daß man ihrer nur gedenkt. Dieſer junge Mann war in der letzten Zeit ſeiner Glanzperiode genöthigt, ſich in die Arme einer alten Wittwe zu retten, ſo ſehr hatten ihn die Gläubiger gedrängt, da er völlig zu Grunde gerichtet, ſie nicht mehr länger warten laſſen konnte. Dieſe rettete ihn glücklich vom Verderben, indem ſie ihm ihre Hand reichte. So ſehr auch dieſe Heirath ein Mißverhältniß genannt werden mußte, denn die Gattin war ſicher um 20 Jahre älter als er, ſo beſaß ſie eben doch 6000 Pfd. Renten mehr als er, welcher Nichts ſein nennen konnte. — Es gibt wohl

Digitized by Google

kein traurigeres Loos, keine peinlichere Strafe für die Thorheit der Jugend, kein drückenderes Band, als wenn ein junger Mann an ein Weſen vortheirathet iſt, welches faſt doppelt ſo viel Jahre zählt als er. Der Gatte wird völlig abhängig von den Launen der Gattin, er muß ſich zu jeden auch noch ſo niedrigen Bedingungen bequemen; ſo namentlich hier, wo ſich die Gattin ihr volles Recht vorbehielt, und in finanzieller Beziehung wenigſtens das Scepter führte. Der junge Gatte hatte nur dann eine Belohnung zu erwarten, wenn man mit ihm zufrieden war.

Allein für dieſe Sclaverei durfte unſer Dandy doch ſein elegantes Leben in einiger Beziehung fortführen, durch ſeine Heirath wurde er Herr eines Hotels, einer Equipage, von Pferden, einer Anzahl von Dienern, und er konnte doch ſich mit jenen Gegenſtänden des Luxus umgeben, von welchen ſich zu trennen ihm ſo ſchwer gefallen wäre, und er hatte eben dabei nur die Geſellſchaft eines Weſens zu erdulden, welches ihm mehr nützlich als angenehm war. So ward er vom gänzlichen Ruin gerettet.

Das war übrigens ſchon etwas werth und dann wie leicht iſt es, ſich, wenn auch nur für Augenblicke einer Tyrannei zu entziehen mit Hülfe von Liſt, Jugend und Kühnheit? Mitten in dem geräuſchvollen Leben von Paris, inmitten dieſer heitern Menge, dieſem lebendigen Treiben, dieſen Unterhaltungen, welche zu theilen ihm erlaubt war, in dem Getriebe ernſter Geſchäfte, welche er vorgab und mit einem wirklich erfinderiſchen Geiſte auch ausführte, fand der junge Ehemann ſchon Mittel, ſeine Kette mehr auszudehnen und ſie ſich ſo angenehm, wie nur immer möglich, zu ſchmücken. Gewandt und durchtrieben, wie ein Schuljunge, der ſeinen Lehrer zu betrügen ſucht, gelang es ihm leicht, ſeine argwöhniſche, eiferſüchtige Herrin zu täuſchen, und ſo konnte er wenigſtens für Augenblicke jenes genußreiche ſchwelgeriſche Leben führen, welches er ſo ſehr liebte. Seine fröhlichen Gefährten empfingen ihn wie einen reumüthigen Deſerteur, welcher für ſeine Fehler genugſam geſtraft war. Dieſe Augenblicke ließen ihn ſeine Gefangenſchaft ertragen und tröſteten ihn für alle übrigen Entbehrungen.

Der Winter war jene glückliche Zeit, welche alle dieſe Extravaganzen unterſtützte; mit dem Frühjahre war denſelben bald eine Grenze geſetzt, und endlich der Sommer machte ſeine Gefangenſchaft fühlbarer als je; die kluge Gattin machte den Winter ſo kurz denn möglich, und ſuchte die Zeit auf dem Lande ſo ſehr wie möglich zu verlängern. Die Inhaberin des Vermögens beſchließt, das Landleben zu beginnen, und diesmals muß es ſich ſchon im Monat Mai der junge Ehemann in einem entlegenen Schloſſe gefallen laſſen. Dort hat die Eiferſucht nichts zu befürchten, nirgends iſt eine gefährliche Nachbarſchaft zu finden, von nirgends her kann man hier zudringliche Beſuche erwarten. Die Umgebung iſt ſicher und die Schloßbeſitzerin hätete ſich wohl Einladungen zu machen, um ja nicht in ihrer Einſamkeit geſtört zu werden. Hier eingeſchloſſen erklärte ſie, daß ſie erſt im Monat Januar nach Paris gehen werde, und dem armen jungen Ehemanne blieb eben nichts anders übrig, als ſich in ſein unvermeidliches Schickſal zu fügen.

In ſeiner troſtloſen Lage ſchrieb er deshalb an ſeine Freunde nach Paris:

„O, beklagt mich! Denn meine Gefangenſchaft „dauert bis zu den erſten Tagen des nächſten Jahres; „ſo müſſet Ihr wohl den Carneval ohne mich beginnen, „und es iſt mir daher nicht gegönnt, den fröhlichen „Maskenbällen beizuwohnen.“

Dieſes rührende Billet wurde in einer fröhlichen Geſellſchaft geleſen und ermangelte nicht, die Anweſenden beiderlei Geſchlechts innigſt zu ergreifen; auch fehlte es hier nicht an einem gefühlvollen Weſen, welches in ſeinem Innern beſchloß, den intereſſanten Gefangenen zu befreien.

Einige Tage nach dieſer Geſellſchaft, an einem herrlichen Vormittage des Monats November, wartete die ehrwürdige Gattin des jungen Mannes auf dieſen, welcher wie gewöhnlich einen Spaziergang machte. Um ihn beſſer zu ſehen, hatte ſie ſich auf die Terraſſe des Schloſſes begeben, von wo ſie eine weite Ausſicht über die Umgegend genießen konnte. Ihr ſcharfer Blick, wie man ihn ja bei eiferſüchtigen Frauen ſtets findet, entdeckte unweit ihres Parkes, etwa auf Flintenſchußweite davon entfernt, ein Häuschen, welches bis dahin unbewohnt geweſen war, und an welchem ſie anjetzo zu ihrem nicht geringen Erſtaunen die Fenſter geöffnet fand.

Sollten wir wohl Nachbarsleute bekommen haben? fragte ſie ſich nicht ohne Ungeduld.

Ein Schrei des Schreckens entfuhr aber jetzt ihren Lippen, als ſie plötzlich ihren Gemahl neben einer elegänten Amazone reitend erblickte. War es ein Traum? O nein, denn nur zu deutlich erkannte ſie ihn, da er ſich mehr und mehr näherte. Die Amazone war herrlich gebaut, langes Haar umwallte ihr Antlitz, und mit vieler Gewandtheit führte ſie ihr feuriges Roß. Unweit

Digitized by Google

des Parkthores sagte sie ihrem Begleiter mit einer süßen Familiarität Lebewohl und ritt noch dem vorhin bezeichneten Häuschen zu. Man kann sich denken, wie der junge Ehemann empfangen wurde.

Das war ein sehr angenehmes Zusammentreffen, sagte er ihr; diese junge, liebenswürdige Nachbarin wird unserer Abgeschiedenheit einen neuen Reiz geben. Sie ist eine Engländerin, welche vor Kurzem erst Wittwe geworden, und die in der Einsamkeit die erste Zeit ihres Wittwenstandes zubringen will. Es ist daher sehr natürlich, daß sie sich uns zu nähern sucht, da wir ja doch die einzigen Leute hier sind, an welche sie sich anschließen kann. Wir können ihr die Thür nicht vorschließen.

Noch an demselben Abend machte die junge, englische Wittwe ihre Aufwartung bei der würdigen Schloßfrau und schien nicht deren Kälte, deren grobes, abstoßendes Benehmen zu beachten. Sie schätzte sich glücklich, so liebenswürdige Nachbarn zu haben, welche ihr helfen würden, nach und nach ihren Schmerz um den gestorbenen Gemahl zu vergessen. Auch schätzte sie sich glücklich, einen Begleiter für ihre Spazierritte, welche ihr Arzt in London ihr so sehr empfohlen hatte, gefunden zu haben.

„Ist sie nicht ein herrliches Wesen? fragte der junge Mann seine Gattin, als die Wittwe weggegangen war. Er setzte dann noch hinzu: Ich beklage mich, noch 5 — 6 Wochen hier bleiben zu müssen; ich muß gestehen, ich hatte Unrecht; wenn es Ihnen Recht ist, meine Theure, so will ich den ganzen Winter auf dem Lande bleiben.

Als der junge Mann des andern Morgens gerade aus seinem Zimmer trat und, die Reitpeitsche in der Hand, im Begriff war, seinen Spazierritt anzutreten, erblickte er im Schloßhofe eine Postchaise.

Wir lassen sogleich ab, sagte seine Gattin; ich habe Nachricht von meinem Geschäftsführer erhalten; es handelt sich um eine sehr wichtige Sache, welche meine Gegenwart in Paris erfordert und keinen Verzug leidet.

Vergebens sträubte sich der junge Ehemann gegen diese schnelle Abreise. Er mußte gehorchen.

So war nun der Gefangene befreit und konnte seinen Wachen dem ersten Maskenballe beiwohnen, auf welchem er auch die junge englische Wittwe traf, welche, wie man leicht errathen haben wird, weder eine Engländerin, noch eine Wittwe war, sondern eine der geistreichsten und verschmitztesten Pariserinnen.

Miscellen und Anecdoten.

— Ein mecklenburgischer Landmann, Jonas, war im ganzen Lande durch seine Stärke bekannt, ein gleichfalls sehr starker Thüringer der nach Mecklenburg kam und von Jonas' Stärke hörte, nahm sich vor, ihn aufzusuchen, um sich mit ihm zu messen. Der Thüringer kam vor Jonas' Haus, sah vom Pferd über die Hofmauer hinweg einen Mann Holz spalten und fragte: „Wohnt hier der starke Jonas?" Keine Antwort. Er ritt darauf vom Pferde, öffnete die Pforte, führte das Pferd hinein und band es an die Mauer. „Höre, Jonas, ich will mich mit Dir versuchen." Jonas sagte seine Art weg, ergriff den Thüringer und warf ihn über die Mauer. Nach einer halben Stunde, in der sich der Thüringer, der Anfangs das Aufstehen vergessen hatte, wieder erholt hatte, rief er über die Mauer: „Lieber Jonas! Jonas!" — „Was gibt's," fragte dieser. „Lieber Jonas," sagte der Thüringer, „sei so gut und wirf mir auch mein Pferd herüber."

Heirathen oder Streben. Ein junger Mann in Gott beschäftigte sich vor zehn oder eilf Monaten auffallend mit einem jungen Mädchen und gewann die Zuneigung derselben in nicht geringem Grade. Um seine Studien zu vollenden, mußte er sich nach der Hauptstadt begeben und er entfernte sich, ohne dem Gegenstande seiner Huldigungen einen bestimmten Heirathsantrag oder nur Versprechungen zu machen, welche verständiger Weise, als Ehrenversprechen aufgelegt werden konnten. Ob ein Briefwechsel zwischen den beiden Liebenden während der Trennung stattfand oder nicht, wissen wir nicht; aber die Zeit verging und der junge Herr kam in die Heimath zurück. Er versäumte da, die ehemalige Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, und eines Morgens, als er noch im Bette lag, meldete man ihm, daß der Bruder jener Dame dringend mit ihm zu sprechen verlange, weil er ihm Wichtiges mitzutheilen habe. Er kleidete sich schnell an und erschien in seinem Zimmer, wo nach den gewöhnlichen, aber sehr abgekürzten Begrüßungen, der Bruder des Mädchens ihm erklärte, er sei gekommen, um zu fragen, ob er gewußt sei, daß, was er an seiner Schwester verschuldet, durch eine Heirath mit ihr wieder gut zu machen. Der junge Mann leugnete bestimmt, dem Mädchen seine Hand versprochen, ja nur ihr sein Herz angetragen oder sie irgend wie beleidigt oder verletzt zu haben. Es half ihm nichts; er wurde aufgefordert, diese Erklärungen in Gegenwart der Dame selbst zu wiederholen. Dazu erklärte er sich bereit und erschien mit dem Bruder in der Wohnung der Dame. Man denke sich sein Erstaunen, als er da einen protestantischen Geistlichen, der offenbar bereit war, das unlösliche Band zu knüpfen, und die Verwandten der Dame erblickte. Und auf einem Tische stand ein Kästchen mit Pistolen. Was sollte dies bedeuten? Man sagte es ihm bald. Er habe, hieß es, nicht blos den Seelenfrieden des Mädchens gestört, sondern sie auch um ihren guten Namen gebracht; er müsse sie also sofort heirathen und die Folgen seiner Weigerung ertragen. Man drückte auf die Pistolen. Alle seine Betheuerungen blieben unberücksichtigt und man wollte nicht glauben, daß er der Dame nur die allergewöhnlichsten Aufmerksamkeiten erwiesen, sich dage-

Digitized by Google

gen durchaus keiner vertraulichen Bekanntſchaft mit ihr zu rühmen habe. Um der Gewaltthat zu entgehen, willigte er endlich ein, das Mädchen ſich antrauen zu laſſen. Dies geſchah und der Geiſtliche entfernte ſich; da ſie aber Proteſtantin und er Katholik war, hatte man auch dafür geſorgt, daß die Trauung durch einen katholiſchen Geiſtlichen vollzogen wurde. Als ſo das Ehebund feſt um ihn gelegt war, verließen ihn die Kräfte und er wurde ohnmächtig. Als er wieder zu ſich gekommen war, legte man ſeinem Weggange kein Hinderniß in den Weg. Er begab ſich in ſeine Wohnung, um — eine Klage gegen die ihm angethane Gewalt einzuleiten. Zur Erklärung erzählt das Gerücht, die junge Dame habe einen Andern „zu ſtark, aber nicht weiſe“ geliebt und die Familie die wohlthätende Huldigung, die ihr der Held dieſer Geſchichte dargebracht, benutzt, um ihm die Schuld oder doch die Sühne aufzubürden. — Die gerichtlichen Verhandlungen werden wohl die Sache ans Licht bringen.

— Wie ſehr die Frömmigkeit das Volk in Schottland durchdrungen hat, dürfte ſich vielleicht aus der ſeltſamen dort herrſchenden Sitte beurtheilen laſſen, nach welcher in den presbyterianiſchen Kirchen nicht ſelten — Soireen gehalten werden. Aber man denke ſich keine gewöhnliche Soiree; denn wie wir aus einem Programm der „Nichilſon-Straße-Vereinigten-Presbyterianiſchen-Kirchen-Verſammlungs-Soiree“ in Edinburg erſehen, wird mit dem Proſamm das Kirchliche verbunden. Die Soiree begann mit einem Gebet, einem Pſalm und einer Rede von der Kanzel, dann folgte ein komiſches Lied und nach demſelben wurden Täbchen umhergereicht. Drauf wieder ein Pſalm, andre Lieder und — Obſt; hierauf ein dritter Pſalm und ein Duett und eine Arie. Endlich Schlußrede, ein Pſalm und — ſtilles Gebet, worauf die Geſellſchaft nach Hauſe ging. — Zu dieſer ſchottiſchen Seltſamkeit ein Pnar engliſche. Eine ſehr romanhaft-ſentimentale und melancholiſche junge Dame war in die Themſe gefallen, wurde aber zum Glück gerettet. Sobald ſie wieder zur Beſinnung gekommen, war ſie entzückt über die Heldenthat deſſen, der ſie dem Tode entriſſen hatte und wollte ihn aus Dankbarkeit heirathen. Als ſie erfuhr, daß ihr Retter kein ſchöner Jüngling, ſondern ein Neufundländer Hund geweſen ſei, ergriff ſie die Verzweiflung und — ſie ſprang ins Waſſer, in dem ſie dies Mal wirklich den Tod fand. — Lord Cayrement hat in ſeinem Teſtamente eine Clauſel einrücken laſſen, nach welcher alle Pächter auf ſeinen Beſitzungen für ewige Zeiten in der Politik die Anſichten haben müſſen, zu denen er ſich in ſeinem Leben bekannte. Wann einer zu andren Meinungen kommt, ſoll er ſofort entlaſſen werden.

— In Schottland iſt vor Kurzem ein Matroſe zurückgekommen, der ſein Vaterland vor 11 oder 12 Jahren verließ und ſeitdem die ſchrecklichſten Schickſale gehabt hat. In Weſtindien verließ er das Schiff, nahm Dienſte auf einem andern und verſcholl. Das amerikaniſche Schiff, auf das er ſich begeben hatte, wurde in dem Meerbuſen von Mexico von einem der furchtbaren Stürme, die dort ſo häufig wüthen, entmaſtet. Die Mannſchaft ſchwamm 40 Tage lang auf dem Wrack umher. Die Lebensmittel wurden bald aufgezehrt, und es ſahen die Ueberlebenden ſich genöthigt, ihren Hunger durch die Leichen ihrer verſtorbenen Kameraden zu ſtillen. Zuletzt blieb der Schotte allein übrig. Ein armer indianiſcher Fiſcher fand ihn ſchon halb bewußtlos und nahm ihn mit ſich in ſeine Hütte, in welcher er ſich allmählich erholte. Dann ſchloß er ſich den einheimiſchen an der Küſte herumziehenden Landdieben an und ſie wollten mit einander den erſten Hafen von Texas zu erreichen ſuchen. Unterwegs wurden ſie aber von einem Haufen Indianer überfallen, völlig entkleidet und als Sklaven behandelt. Vier erlagen in weniger als acht Monaten und nachdem der Schotte zwei andere hatte zu Tode martern ſehen, gelang es ihm, nach 10 Jahren zu entfliehen. Derſelbe Matroſe war vorher eine lange Zeit Gefangener unter den Cannibalen von Neuſeeland geweſen und hatte ferner unerhörte Leiden und ſchreckliche Abenteuer in dem peruaniſchen Unabhängigkeitskriege erlebt.

— Die Wahrheit iſt wunderbar, wunderbarer als Dichtung. Vor 3 oder 4 Wochen wurde die Tochter eines alten Soldaten in T. von einer heftigen Krankheit befallen und in das Hospital gebracht. Der alte Mann erkundigte ſich natürlich häufig nach dem Zuſtande ſeiner Tochter und erſuhr zu ſeinem Schmerze, bei jedem Beſuche, daß es ſchlechter und ſchlechter gehe. Endlich erhielt er gar die betrübende Nachricht, daß ſie geſtorben ſei. So mußten denn die nöthigen Vorbereitungen zur Beerdigung getroffen werden, die nach 2 Tagen auch erfolgte. Nach 14 Tagen etwa, während die Mutter der Begrabenen mit ihren gewöhnlichen Hausarbeiten beſchäftigt war, öffnete ſich langſam die Thüre, herein trat langſam, bleich und abgemagert die todte Tochter und rief: „Mutter!“ — Du kannſt nicht hereinkommen — Du kannſt nicht hereinkommen!“ ſchrie die zum Tode erſchrockene Mutter; „Dein Vater hat Dich vor 14 Tagen chriſtlich begraben laſſen!“ Und dann ſank ſie ohnmächtig nieder. Als ſie wieder zu ſich kam, bemerkte ſie, daß der unwillkommene Gaſt noch immer in der Stube ſaß; die Alte lief alſo in ihrer Angſt die Treppe hinunter in die Werkſtatt ihres Mannes und rief: „oben ſitzt die Tochter, die wir vor 14 Tagen begraben haben.“ Der Mann ließ ſein Werkzeug vor Entſetzen und Staunen fallen und erſt als ſich die alten Leute einigermaßen geſammelt hatten, riefen ſie die Nachbarn herbei. Mit dieſen wagten ſie ſich in die Stube und da ſaß nicht ein Geſpenſt, ſondern die wirkliche Tochter, zwar noch bleich und ſchwach, aber lebendig wie immer... Es dauerte lange, ehe das gethäminisvolle Räthſel gelöſt wurde, endlich aber ergab es ſich, daß die Tochter des alten Soldaten und eine alte Frau, die einen faſt gleichen Namen hatte, im Hospitale neben einander lagen. Daher der Irrthum; denn man hatte dem Alter immer über den Zuſtand der Frau Nachricht gegeben und als dieſe geſtorben war, auch die Leiche abverantwortet, während ſeine wirkliche Tochter ſich allmählich erholte und dann nach Hauſe gehen konnte.

— Eine Dame las einen Brief, während ein Herr ſo ungalant war, hinter ihrem Rücken mit hinein zu ſehen, um den Inhalt des Briefes zu entdecken. Als die Dame dies bemerkte, machte ſie eine Wendung und beſchämte den Zudringlichen durch folgende Complimente: „Mein Herr, Sie behandeln mich mit zu großer Rückſicht!“

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Stoffe, welche man in unsren Modenhandlungen erblickt, deuten bereits auf die Nähe des Winters. Barege, Mousselin und andere leichte durchsichtige Stoffe weichen vor dem Caschemir, dem Sammet, dem Atlas, der Seide; auch die Farben ändern sich wie die Stoffe und die hellen und zarten Nüancen des Sommers werden bald ganz durch die reichen aber dunkleren Farben der Herbststoffe verdrängt sein. Man sieht eine unendliche Mannichfaltigkeit von Tartans. — In irischer Popeline kommt jetzt sehr schönfarbiges Stoffe, haben wir neulich einige Tartanmuster gesehen, welche die glänzendsten Farben mit dem gediegensten Geschmacke vereinigten. Die wollenen Plaid-Shawls, welche man für die nächste Saison bereit hält, zeigen ebenfalls glänzende Farbenverbindungen. Diese Shawls, von denen die feinsten außerordentlich weich und schmiegsam sind, werden im Winter ihrer Nützlichkeit wegen viel getragen werden. Sie sind so gemacht, daß sie doppelt zusammengelegt werden können, wie die großen Caschemirshawls, welche, beiläufig bemerkt, wie immer ihren Vorrang vor allen andern Shawls behaupten. Unter den neuen französischen Shawls sind die mit gestickter Mitte die beliebtesten. Fast alle Hüte für den Winter werden wie in Paris von zwei verschiedenen Stoffen gemacht, meist von Sammet und Atlas. Bisweilen sind diese beiden Stoffe auch von verschiedener Farbe, meist aber nur von verschiedenen Nüancen einer Farbe. Man wird zum Ausputz endlich Federn tragen; man hat zum ersten Male sich der Vierhühnerfedern bedient, die man wie Reiherfedern zugerichtet hat und sie selben vortrefflich aus. Auf den Sammethüten sieht man besonders Strauchfedern vor, unter welcher schwarze oder schattirte und zwar spiralförmig gewunden. Unter den neuen künstlichen Blumen können wir eine erwähnen, deren Herstellung man bis jetzt noch nie versucht hatte, nämlich die Sonnenblume, welche als Toilettenschmuck nicht für geeignet gehalten wurde. Die Bouquets am Leibchen werden noch immer sehr groß getragen und zwar größer nach oben als nach unten zu. Die Bandschleifen erhalten ungefähr dieselbe Form und dieselbe Größe; sie bestehen aus Bandschleifen, die alle in einer Richtung übereinander liegen, in der Art der Schleife Ludwigs XIV. Die Form der Hüte ist etwas weiter offen als bisher, ohne daß man sie jedoch ausgeschweift nennen könnte. Unten kommt der Schirm ganz an das Gesicht heran. Unter dem Schirme bringt man schwarze Spitzen an, wenn der Hut weiß ist und so fügt man dies weißen Band in mehrfachen Falten, bisweilen Sammetrüschen hinzu, doch diese selten. Die Häubchen sind meist mit mehrern schmalen Blondenstreifen übereinander vorn; durch die Löcher der Blonden, etwa eine Fingerbreite auseinander, zieht man ein sehr schmales fardiges Sammetband, das auf das Häubchen fällt und sehr hübsch aussieht. Oder man nähet auch solche schmale Sammetbänder an jeder Blonde an, oder drinat Doppelrüschreihen davon in bestimmten Entfernungen an. Man hat sehr hübsche Häubchen dieser Art mit untermischten gelben oder schwarzen Sammet. Die neuen andern Coiffüren sind ein kleinschirmiges Häubchen von luftleichtem Tülle, das ein noch leichteres Aufsehen durch eine Maraboutfeder erhält; eine einfache Coiffüre in der Form eines kleinen Turbans, der aus algierischem Band und Gold gemacht ist; Kopfputz von weißer und fardiger Blonde mit Blumenputz.

Die Mütze werden wieder klein und mit braunem oder smaragdgrünem Atlas gefüttert, haben aber keine Garnitur, weder Troddeln noch Bänder. Von Pelz wird man den nächsten Winter weiter nichts tragen, als die runde Pelerine und die Pelerinen-Mantille; die erstere ist länger als sie im vorigen Jahre war und die zweite unterscheidet sich von der russischen Pelerine dadurch, daß sie weiter auf den Arm herunterfällt, hinten länger, vorn kürzer und in den Blättern rundlich geschnitten ist.

Herren-Mode. Man wird flach die Röcke bordiren mit seidener und mit sammtner Borde, denn letztere vorzüglich wird als Neuigkeit im Handel gebracht.

Die Livreen der Dienerschaft sind auch häufigen Veränderungen unterworfen, die Herrschaften verlaumen selten Nicht zu haben auf das Kostüm ihrer Personals, welches dem Hause ein Gelat verleiht.

Das Gerücht geht, daß in den Staatskleidern man kurze Taillen mit dem untern Theil des Rückens schmal zulassen will; dies bewahrt nur, daß man zu jedem Preise eine Veränderung haben will, wir bezweifeln aber, daß die Mode die lange Taille, welche wirklich gut kleidet, so leicht aufopfern wird. Kurz die Mode ist eigen. Man darf nichts dazu sagen.

Fontaine.

Die Leibröcke, die wir jetzt bemerken, unterscheiden sich wenig von denjenigen, welche während des Sommers getragen worden sind; die Schöße immer noch unten abgerundet mit einem Einschnitt von 4 bis 6 Centimeter, unten im Vordertheil; der Kragen à châle wird fast gerade geschnitten, und die Revers so beardeitet, daß sie sich nach Belieben knöpfen lassen, fünf Knopflöcher verzieren die Devants, wovon jedoch blos zwei oder drei der mittleren zum Knöpfen sind; der Kragen, die Revers und die Schöße werden angelegt, und am Rande pikirt; die Breite der Taille ist mittelmäßig und überschreitet die Lendenbreite nur um 2 bis 4 Centimeter. Die Aufschläge werden flach zurückgeschlagen und mit zwei Knöpfen versehen. Die Farben, welche am meisten getragen werden, sind Grün und dunkles Olivbraun, die Knöpfe von ähnlicher Farbe sind mittler Größe und flach; von façonnirten oder Atlas-Cordons.

Der Schnitt des Leibes vom Ueberrock unterscheidet sich von dem des Leibrockes durch die Taille, welche etwas länger ist. Schwarz ist die Farbe, welche heutzutage am meisten getragen wird.

!!Für Schneider!!

So eben ist erschienen in der Expedition dieses Blattes, Leipzig, große Windmühlenstraße Nr. 48 und kann sofort bezogen werden, das bereits schon mehrfach in diesen Blättern zum Voraus angezeigte Schriftchen:

Kurzgefaßte Anweisung

in der modernen

Zuschneidekunst und Bearbeitung der Herrenkleider mit Reductionsschema.

ein unentbehrlicher Wegweiser für jeden Meister und Gesellen, um die im Leipzig-Pariser Modenjournal und andern Journalen beigegebenen Schnitte im verjüngten Maßstabe in die natürliche Größe übertragen zu können. Preis 10 Ngr.

Zu beziehen durch alle Wohllöblichen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Modenerklärung.

1. Fracktock mit runden Schößen. 2. Mantille mit Shawlkragen. 3. Kurzer Mantel, Kleid mit drei Volants. 4. Twine, cariete Beinkleider.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel.** In Commission bei **J. Heibig** in **Altenburg.**

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

3) Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlens t No. 13

MODEN-JOURNAL.

No. 8. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Der Fabrikherr.

Von F. Brunold.

(Schluß.)

Die Nacht war ungemein dunkel, recht wie zum bösen Werk geschaffen. Gewitter zogen heraus; schon rollten die Donner dumpf herüber — und die grellen, zuckenden Blitze erhellten auf Augenblicke die Scene und ließen die nicht kleine Schaar der verzweifelnden Männer erkennen, selbst einzelne Frauen hatten mit wild herunterhängendem Haar sich dem Zuge angeschlossen. Still, geräuschlos setzte der Zug sich in Bewegung; man ging an dem Ufer des geheimnißvoll rauschenden Flusses entlang — bis zu dem ersten Hause der Fabrik. Hier wurde Halt gemacht. Alles war still, todtenstill auf der Fabrik. Näher, näher zogen die Gewitter.

In dieser Zeit öffnete sich das Zimmer des Fabrikherrn, er selbst schlich auf Socken heraus. Scheu, ängstlich, wie ein Dieb, huschte er den Gang entlang, eilte die Stiege hinab, trat auf den Hof und drückte sich an der Mauer entlang sich bis zur Glasurmühle hin. Hier eintretend, gewann sein Fuß an Sicherheit, schneller eilte er durch die Mühle hindurch, den verdeckten Brückengang entlang, bis zur Trockenscheune hin. Scheu, flüchtig durcheilte er dieselbe und trat in die nächste der Scheunen ein, die nur von Holz erbaut, mit unzähligen hölzernen Luken und trockenen Brettern versehen, recht in der Mitte der ganzen Anlage stand. Im Erdgeschoß des Gebäudes war die Werkstatt des Schaarwerkers, die ganz mit trockenem Holz und leichten Hobelspänen angefüllt war. Hier blieb der Herr einen Augenblick hochaufathmend stehen. Am ganzen Körper bebend, öffnete er die Thür. Blitz auf Blitz zuckte am Himmel. Erdfahl war das Gesicht des Herrn. Lauter, lauter rollte der Donner in den Bergen. Er lauschte, er nahm ein Bund Zündhölzer aus der Tasche und tappte nach der Wand, wo die Hobelspäne auf der Erde in Haufen lagen. Krampfhaft preßte er die Hand. Er wußte es nicht, er hörte es nicht, daß die Arbeiter näher und näher schlichen — jetzt waren sie dem Hause nahe.

Ein Blitz, ein Schlag — die Erde scheint zu beben — hat es gezündet? Stimmen werden laut. Knieschlotternd greift der Herr nach der Wand, er schurrt die Zündhölzer auf dem Kalk entlang, er läßt das Bündchen fallen, unbewußt, er weiß es nicht, daß es gezündet hat; wie von Furien gejagt, stürzte er zum Gebäude

Digitized by Google

hinaus, ſeiner Wohnung zu. Hoch droben über der Fabrik ſteht das Gewitter. Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag erfolgt. „Feuer! Feuer!“ tönt es aus dem Munde der Arbeiter. Das mittlere Trockenhaus lodert in Flammen auf. Hatte der Blitz gezündet? Niemand wußte es zu ſagen, man glaubte es, obwohl es ſich anders verhielt.

Hei! wie züngelte die Flamme umher! unaufhörlich rollte der Donner. Die Arbeiter vergaßen ihr verbrecheriſches Vorhaben, thätig und mit Umſicht ſuchten ſie dem Feuer Einhalt zu thun. Ihre Mühe, ihre Hülfe war vergebens. Die hölzernen, durch und durch ausgetrockneten Gebäude erfaßte die Flamme mit reißender Schnelligkeit; der Wind trieb ſie pfeilſchnell von Dach zu Dach. Die ganze Fabrik ſtand in Flammen, majeſtätiſch ſich in den Wellen des Fluſſes wiederſpiegelnd. Jetzt brannte ſelbſt das Herrenhaus. Die Arbeiter waren zur Rettung bereit. Da ertönte die Stimme des Andree: „Mein Geld, mein Geld! rettet mir mein Geld!“ Die Arbeiter ſtutzten, ſie hielten den gehobenen Fuß zurück: „Für den keinen Schritt, werft ihn in das Feuer, dort mag er beten!“ ertönten die Stimmen wild durcheinander. Sie wußten, ſeine Wohnung war im oberſten Geſchoß des Herrenhauſes, der Gedanke an den Heuchler lähmte jede Thätigkeit. Andree ſah es; von Verzweiflung getrieben, ſtürzte er in das brennende Haus; bald darauf ſtand er droben im Zimmer. Er fand ſein Geld, er wollte zurück, die Treppe ſtand in Flammen; der Rauch nahm ihm die Beſinnung, er ſtürzte an das Fenſter, ſchrie um Hülfe, wollte öffnen und hinabſpringen; da ſchlug das Dach durch, das brennende Gebäude ſtürzte zuſammen — und begrub den Heuchler: Der Himmel, der Fluß ſchien ein Feuermeer, man hörte nur das Praſſeln des Feuers, das Herannahen der Sprützen.

Die Rache, die Noth der Arbeiter war durch den Tod des Andree gelöhnt; mit der größten Anſtrengung vollführten ſie die Pflichten der Menſchlichkeit. Plötzlich durchdrang ein klagender Hornesion die furchtbare Geſchäftigkeit. — Es war Friedel. Als das Haus des Inſpectors brannte, hatte er der Margarethe gedacht — und das Mädchen mit Gefahr ſeines Lebens aus den Flammen gerettet. In Ohnmacht geſunken, ruhte ſie zu ſeinen Füßen, mit den Tönen ſeines Hornes ſuchte er ſie zu erwecken.

Der Tag brach an, der größte Theil der Gebäude war bereits niedergebrannt, den Reſt riß man nieder. Die meiſten der Arbeiter kehrten erſchöpft und ermattet nach Hauſe zurück. Wenige nur blieben auf der Brandſtätte — um das noch glimmende Feuer gänzlich zu löſchen.

Leonhard trat zu der Schweſter, die, aus ihrer Ohnmacht erſtanden, zur Seite des Friedel ſaß. Seitdem das Mädchen erwacht, hatte der Burſche ſeinem Horn keinen Ton mehr entlockt. Als er den Bruder kommen ſah, ſtand er auf, reichte dem Mädchen die Hand und ſagte: „Ade, Margareth! Ich gehe in die weite Welt, zum zweiten Mal. Aus dem Feuer hab' ich Dich gerettet — aber die Liebe iſt doch für ewig hin. Ade!“

Margarethe hielt den Scheidenden nicht; ſie ſagte nur: „Ach hättеſt Du mich doch ſterben laſſen!“

Friedel ſah ſich nicht um — er ging davon — und Leonhard führte die weinende Schweſter in das Haus des alten Sandau.

Der Herr ſtand auf der Brandſtätte; er ordnete an, wo es nöthig war — und als einige der Arbeiter zu ihm traten und ſtillſchweigend die Hand ihm drückten, als wollten ſie ihn um Verzeihung bitten für die That, die ſie ohne ſein Wiſſen beabſichtigt, ſagte er: „Der Herr hat Alles wohlgethan, der Name des Herrn ſei gelobt!“

„Amen!“ ſagte eine dumpfe, verzweifelnde Stimme. Sandau ſchaute ſich um, — es war Walter, der Fabrikherr, den bisher noch Niemand geſehen hatte. Sein Geſicht war bleich, unſtät rollte ſein Auge. „Sandau,“ ſagte er, ich bin verloren — ich habe Alles verloren — weiß nicht, wohin das Haupt ich legen ſoll. — Die Police war nicht erneut, wie ich glaubte.“

Der alte Sandau reichte dem Unglücklichen die Hand. „Ich bin ein armer Mann,“ doch eß ich ſatt; Du warſt reich — jetzt bin ich's. Dir gegenüber; willſt Du im Hauſe Deines alten Freundes wohnen, ſo ſollſt Du und Deine Tochter, die dort nicht ferne ſteht, mir willkommen ſein.

Der Fabrikherr umarmte mit thränendem Auge den alten Sandau. Der aber nahm den Freund an der einen und die Tochter an der andern Hand, grüßte zufrieden, glücklich die umſtehenden Arbeiter — und ſchritt mit ſeinen Gäſten ſeiner Wohnung zu.

Digitized by Google

Der todte Kapellmeister*).

Aus dem Tagebuche eines wandernden Souffleurs, mitgetheilt von

Anton Langer.

1.

Es iſt ein ſeltſam bewegtes, abenteuerliches Treiben, in welches ſo eine wandernde Komödiantentruppe hineingezogen wird und läßt ſich mit nichts Anderem beſſer vergleichen, als mit dem unſtäten und unſichern Zuſtande der Armeen in Kriegszeiten. Heute zum Leben vollauf, zu Eſſen und zu Trinken, was das Herz begehrt, warme Betten und freundliche Wirthe und ein hübſches Stück Geld im Sacke obendrein; morgen Hunger und Entbehrung, einen Heuboden zum Nachtlager und einen trotzig geſtrengen Dorftyrannen, der die fahrenden Jünger Thaliens als Wichte und Lumpengeſindel behandelt, mit Arreſtation oder Transportirung über die Gränze droht, — dazu Schulden in Hülle und Fülle und das tröſtliche Bewußtſein, daß man nirgends mehr neue machen kann, um die Leere des Magens auszufüllen, und die zerriſſene Garderobe auszubeſſern.

In dem zuletzt beſchriebenen Zuſtande befand ſich die Truppe, der ich als ſouffliranden Mitglied anzugehören die Ehre hatte, als wir durch's ſüdliche Bayern zogen. Die Einnahmen waren ſchlecht, wir hatten den „Wallenſtein“ gegeben und es war auf den Kopf nicht mehr als zwölf Kreuzer baieriſch gefallen, während jeder von uns wenigſtens zwölf Gulden Schulden hatte, und es blieb endlich nichts Anderes übrig, als uns aufzulöſen, und das bischen Werthvolle, was wir hatten, Garderobe, Decorationen und ſonſtige Effecten in den Klauen der lauernden Manichäer zu laſſen. Als nun endlich Alles zu Ende und die Auflöſung wirklich erfolgt war, ſchlugen ſich die einen hinüber nach Weſten in's Würtembergiſche und Badiſche, ja bis in die Schweiz, wieder ein paar verliefen ſich nach Nordbaiern, und über den Inn hinüber nach Oeſterreich; ich, der zärtliche Vater und die erſte Liebhaberin wanderten mit leerem Herzen und leerem Beutel per pedes apostolorum durch die Ehrenbergerklauſe im geſegneten Lande Tyrol ein.

Bis Kufſtein ſchien die erſte Liebhaberin mir nicht ſehr abgeneigt, doch von Kufſtein bis Schwatz trug des zärtlichen Vaters Zärtlichkeit den Sieg über meine flüſternde Souffleurberedſamkeit davon. Von Schwatz aber bis Innsbruck kam der gute zärtliche Vater wegen einiger eben nicht väterlichen Zärtlichkeiten, die er ſich gegen eine kurzröckige, roſenwangige Innthalerin erlaubt hatte, dergeſtalt in Ungnade bei unſerer Primadonna, daß ich mich eines unbeſtreitbaren Vorzuges und Triumphes über meinen Nebenbuhler freuen mochte.

Hat jedoch abermals nicht lange gedauert; denn als wir uns in Innsbruck dem Director des dortigen Theaters vorſtellten, da wußte dieſer gleich Unterkunft für den Zärtlichen und die Liebhaberin, für meine Wenigkeit war aber durchaus kein Plätzchen zu finden; vergebens bot ich mich zum Requiſiteur, Inſpicienten, ja ſelbſt zum Copiſten an, Alles umſonſt, ich glaube, nicht einmal als Zettelträger hätten ſie mich genommen.

Was war zu thun?

Nichts anderes, als was ich bei ſolchen Gelegenheiten immer gethan habe. Ich ſchnürte meinen Bündel, borgte noch vorher bei ſämmtlichen Schauſpielern und Schauſpielerinnen, ſo viel als nur immer zu haben war, ſchlug dem Schickſal ein Schnippchen, declamirte:

Lebwohl Madrid, nie wende ſich dein Glück!

und wanderte im Morgenroth, wohlgemuth und luſtig zum Thore hinaus.

Fort gings, die Berge hinauf auf den Brenner los; ſchien es doch, als ob das alte Sprichwort wahr wäre:

„Für den Deutſchen wächſt kein Glück in Deutſchland.“

Allüberall, wo ich hinkam, zuckte man die Achſeln, bedauerte man mich höflich, gab mir auch wohl einen guten Rath, hatte aber durchaus keinen Platz für mich leer, ſo daß mir mein deutſches Herz nach und nach faſt bitterböſe über Deutſchland geworden wäre, wenn nicht das Land rings um mich ſo wunderherrlich und wundergroß geweſen, daß mir das Herz auf-, die Augen aber übergingen bei ſeinem Anblick.

Es iſt doch ein kleiner Unterſchied zwiſchen dem Souffleur-Kaſten und dem Rieſenbau der Alpen.

Uebrigens muß ichs den Tyrolern nachſagen zu ihrer Ehre, daß ſie ein gutes, liebwerthes Volk, und ich mich nicht beklagen kann über ſie. Was man auch reden mag von prellenden Wirthen und übertriebenen Zahlungen, das geht wohl nur die reichen Fremden an, die mit Bedienten und Kammerfrauen und Hunden und Katzen in enggeſchloſſenen Reiſewägen von ſechs Gäulen ſich durch die Wunderwelt der Gletſcher ziehen laſſen, als ob es nicht eine Gnade für ſie wäre, wenn ſie ihren Fuß auf den mit Alpenröslein geſchmückten Teppich

*

*) Aus der Wiener allgemeinen Muſik-Zeitung.

Digitized by Google

ſetzen dürften, den der Herrgott zur Linken und Rechten ausgebreitet am Wege; beſonders aber mögen die Engländer übertheuert werden, die langweiligen, ſchauderhaften Engländer, die, wenn ſich ein neues Wunder vor ihnen aufthut, wenn ſie den Orteler zuerſt ſehen oder die brauſende Eiſak, nicht vielleicht den gierigen Blick hineintauchen in die ledige Gottesherrlichkeit und die Schönheit der Natur verſchlingen, ſondern langſam die Hände in die ellenlangen Rocktaſchen verſenken, den Doland langſam herausziehen, ihn aus dem Futterale herausnehmen und mit dem Foulard abwiſchen, bis auch nicht das kleinſte Stäubchen mehr daran heftet, dann aber erſt kunſtgerecht, mit marmornem Geſichte und gläſernen Augen herumgaffen. Man kann es den Tyrolerwirthen wahrhaftig nicht hoch anrechnen, wenn ſie derlei Fiſchblut überhalten haben mit doppelter Kreide. Gegen den armen Teufel, der zu Fuße wandert, mit dem Stocke in der Hand und das Ränzel auf dem Rücken, ſind ſie gutmüthig und höflich, machen eine chriſtliche Zeche, ja wenn's nicht anders geht, ſchenken ſie ihm wohl auch noch ein paar Kreuzer und geben ihm einen Zehrpfennig mit auf die Reiſe.

Wenn man mir das Letztere nicht glauben will, ſo ſtelle ich die kathegoriſche Frage auf, wie wäre es denn ſonſt möglich geweſen, daß ich vom Inn bis an die Eiſak gekommen wäre?

Endlich an des deutſchen Vaterlandes äußerſter Gränze, wo die Leute ſchon einen Dialekt ſprechen, der ſelbſt meinen Souffleurohren unverſtändlich klang, wo der Himmel ſchon dunkelblau und die Reben, die im Reifen begriffen, purpurroth waren, und man ſchon völlig den Duft der Orangen und Mandeln aus Welſchtyrol herüber roch, am letzten Saume jenes Erdſtrichs, wo man auf der Straße ſich begegnend, noch ein deutſchderbes „Grüß di Gott!“ ruft, während eine halbe Stunde ſpäter ein knechtiſch-demüthiges umilissimo schiavo, eccellenza entgegen klingt, dort endlich ſollte ich ein Engagement finden.

'S war ein ganz nettes Städtchen mit weißen Hauſern und rothen Dächern, in dem ich einen Bekannten traf, der noch vor fünf Monaten mit mir in Würzburg als Choriſt gedient, hier aber erſter Baß-Buffo war. Von dieſem erfuhr ich, daß der Souffleur des Theaters — und die kleine Stadt hatte ein ganz nettes — geſtern mit einer Choriſtin durchgegangen und daß der Direktor eines neuen höchſt bedürftig ſei.

Wir gingen auf der Stelle zu ihm; mein Bekannter machte mich aufmerkſam, daß der Herr Impreſario ſich in ſeiner Converſation einer unendlichen Kürze befleiße und daß man ſich ſeine Gnade beſonders erwerbe, wenn man ſeinem Beiſpiele nachahme. Dieß nahm ich mir zur Richtſchnur.

Gleich darauf ſtanden wir vor dem Impreſario, einem kleinen, höchſt beweglichen welſchen Männchen, das übrigens vollkommen gut deutſch ſprach, und eine Zotteleperücke und ein paar kohlſchwarze Feueraugen trug, die das Perpetuum mobile auf die beſte Weiſe von der Welt verſinnlichen mochten.

Es entſpann ſich nun zwiſchen uns folgendes lakoniſches Zwiegeſpräch:

— Was iſt man? fragte der Impreſario.
— Souffleur.
— Woher?
— Aus Deutſchland.
— Wo da?
— Baiern.
— Stehendes Theater?
— Fliegende Truppe.
— Lange?
— Drei Monate.
— Gute Schrift?
— Sehr gute.
— Anſprüche?
— Beſcheidene.
— Schulden?
— Keine.
— Gage?
— Seldſtbeliebten.
— Zehn Gulden.
— In Gottesnamen.
— Abgemacht.

Auf dieſe Weiſe brachte ich meine Engagements-Unterhandlungen mit dem Impreſario zu Ende. Uebrigens, wenn ich auch wahr geſprochen, daß ich keine Schulden in dem Städtlein hatte, wo ich vor kaum einer Viertelſtunde eingewandert war, ſo hatte ich deſto mehr anderwärts, im Sacke keinen Kreuzer Geld, und die Ausſicht, auf der Straße zu ſchlafen, da mir als einem Wildfremden höchſt wahrſcheinlich ohne Geld Niemand Obdach und Unterſtand geben mochte. Daher wendete ich mich nochmals gegen den Impreſario und flüſterte mit gar beweglicher Stimme das Wort:

— Vorſchuß.

Der Impreſario zuckte die Achſeln. Ich las in den baſaltartigen Falten und Runzeln dieſes verwitterten Spekulantengeſichtes, daß es vergebene Mühe wäre,

Digitized by Google

wenn ich weiter in ihn dringen wollte. Deßwegen gab ich es auch kurzweg auf, von ihm etwas heraus zu pressen, nur bei dem Gedanken, in der kühlen Nacht, wo der Tramontano oder Nordwind hereinweht in's Thal, mitten auf der Straße oder unter einem luftigen Heuschober zu bivouakiren, erfüllte mich mit einem ahnungsvollen Frösteln. Ich machte daher noch einen Sturm auf den Lakonischen und sagte bedeutungsvoll:

— Kein Quartier.

Er dachte einen Augenblick nach, dann versetzte er:

— Im Parterre schlafen.

— Gepolsterte Bänke? fragte ich.

— Bettgewand schicken; lautete des Lakonischen Antwort.

Ich verneigte mich, ohne ein Wort zu sagen.

Der Impresario legte mit die Hand auf die Achsel und sagte mit einem Gesichte, von dem ich nicht recht wußte, ob es ein lächelndes oder ein grinsendes sei:

— Wenn todter Kapellmeister kommt, nicht fürchten!

Damit drehte er mir den Rücken und verschwand durch eine Seitenthüre.

Ich wollte eben eine Erklärung der letzten Worte von meinem Collegen verlangen, als dieser mich am Arme faßte, und mit freudestrahlendem Gesichte ausrief:

— Bruderherz! du wirst dein Glück hier machen! Deine lakonische Weise hat dem Alten gefallen, so gesprächig, wie heute, habe ich ihn lange nicht gesehen; ich wette darauf, in ein paar Monaten hast du zwölf, vielleicht sogar fünfzehn Gulden Gage, und in Erwartung, daß du dich dann als splendiden Kerl zeigen wirst, will ich die letzten zwei Zwanziger daran wenden, um in der Bottega beim Adler deine Ankunft zu feiern und auf gute Kameradschaft zu trinken.

Gesagt gethan. In Süd-Tyrol erhält man um zwei Zwanziger viel Wein, sehr viel Wein, der dunkel, süß und feurig ist, wie ein wälsches Mägdlein. War es ein Wunder, frage ich, wenn ich armer ausgehungerter und angestaubter Souffleur mir den Göttertrank weidlich munden ließ, war es ein Wunder, daß mir der Kopf etwas herumwirbelte und meine Zunge mit meinen Füßen an Unsicherheit wetteiferte, als mein College mich von der Bottega nach Hause führte?

Wir taumelten durch die Gassen, wo bereits der Mond sein silbernes Licht ausstreute, die Mandolinen klangen und zärtliche Liedchen geflüstert wurden, auf welche an den Fenstern zwischen Rosen dunkellockige Mädchen lauschten, und kamen an's Theater, das finster und schwermüthig sich von dem lichtblauen Sternenhimmel abzeichnete und von den netten weißen Häusern ringsum abstach, wie ein schwarzrecktiger Schulmeister von dem blonden Lockenköpfchen seiner Anvertrauten.

Wir klopften, es wurde uns geöffnet. Mein College übergab mich einer Art von Theaterdiener, der eben so lakonisch, wie sein Herr, mich durch zahllose Winkel und Gänge treppab, treppauf schleppte und endlich wohlbehalten in's Parterre brachte, wo er auf eine Bank seine Lampe stellte, die Worte „besoffen" und „Feuersgefahr" murmelte, und sich sodann langsam entfernte.

Ich machte mir's bequem; der Impresario hatte Wort gehalten, ein ziemlich anständiges Bett winkte mir einladend entgegen, um so einladender, da das Theater mit seinem Parterre und seinem Podium, das in tiefem Dunkel lag, da meine Lampe nur meine nächste Umgebung beleuchtete, so unheimlich aussah, daß mir beinahe wieder die Worte des Impresario: Wenn todter Kapellmeister kommt, nicht fürchten! wieder eingefallen wären; allein der rothe Wein, den wir getrunken, ließ keinen Gedanken, mochte es nun ein geschwätzer oder ein alberner sein, in mir aufkommen, und bald war ich sanft und selig eingeschlafen.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlummert, als ich plötzlich durch ein seltsames Klingen, eine harmonische Dissonanz, geweckt wurde. Während ich nach und nach zum Bewußtsein kam, ohne die Augen aufzumachen, ward es mir klar, daß die Harmonie nichts anders sei, als ein Violinsolo mit außerordentlicher Zartheit ausgeführt und von so schmeichelnder Melodie, daß sie mir jetzt noch nach zwanzig Jahren in den Ohren klingt. Dissonanz wurde aber durch eine Stimme verursacht, eine heisere, krächzende, unheimliche Stimme, welche in der mir unverständlichen italienischen Sprache Worte zu jener Melodie sang mit so seltsamen, schauerlichem Ausdrucke, daß mir ganz unheimlich zu Muthe ward.

Uebrigens hatte ich in Deutschland Gelegenheit gehabt, mich mit Studenten, Bierzapfern und sonstigen Krakelern herumzubalgen, und da ich von Natur kein Hasenfuß bin, so faßte ich mir ein Herz und guckte zum Bette hinaus.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

Füße, Schritte und Tritte. Dachfenster-Studien. Löwen- und Damenfüße. Will man den Charakter eines Menschen erkennen, schaut man ihm gewöhnlich ins Gesicht; ich mache es umgekehrt, ich sehe ihm auf die Füße. — Auf die Füße? wird man sprechen. Ja wohl, auf die Füße! Ich sage auf ein Haar, weß Geistes Kind dieser oder jener Dandam ist, wenn ich meine Brille auf sein Pedal richten und ihn eine Straße weit auf Schritt und Tritt verfolgen darf. — Ich liege gerade zum Fenster hinaus und habe meine Brille auf der Nase. — Aufgepaßt! Eben kommt Jemand um die Ecke geschossen. Wer ist's? Keine Frage, ein Stutzerchen, ein Lion des Tages. Der Fuß ist klein, enge glanzlederne Stiefelchen umschließen ihn patent und nett. Meinen Kopf zum Pfande, das Männlein ist eitel und eingebildet. — Seht, wie er dahin hüpft über das Straßenpflaster in kurzen niedlichen Sprüngen. Die kleinen silbernen Sporen an den hohen spitzigen Absätzen klingen fein dazu und geben kund: „Gebt Acht, hier kommt ein subtiles Herrchen, das bemerkt sein will." Ich möchte wetten, unser Lion eilt zu einem Rendez-vous. Richtig! Am Ende der Straße öffnet sich ein Fenster; ein niedliches Lockenköpfchen schaut heraus, freundlich nickt es dem Heranhüpfenden zu. Die Scheitle des Herrchen verdoppeln sich, schneller und leichter schlüpft es dahin. — Er ist am Hause seiner Donna angelangt; er bleibt stehen und die Füße in eine zierliche Position setzend, dann den rechten an den linken graziös herumschwingend, schickt er seinen Gruß hinauf. Das Blondköpfchen nickt und winkt. „Ich bin allein," scheint es zu sagen, „wie sind sicher!" Mit einem tänzelnden Paß ist der Lion zur Hausthür hinein. Gerade als er hineinhüpft, rauscht eine Dame schnell um dieselbe Ecke, woher das Herrchen kam. Das seidene Kleid hat sie aufgenommen und sich kann das Spiel der Füße genau beobachten. Die Dame hat Eile, sie vermag die Unausgesprochenen kaum so schnell vorwärts zu bringen, wie sie es wünscht; ihre Embonpoint (der kräftige Bau ihrer Waden deutet es an) verhindert eine rasche, kräftige Bewegung der Füße. — Die Dame befindet sich sicherlich in einer aufgeregten Gemüthsstimmung, das sagt mir die Art und Weise ihres Auftretens. Beraßt sie nicht fast ihr Geschlecht? Mit einem sonst hübschen Füßchen tritt sie zu fest, zu männlich und hastig auf. Nur in einer übertriebenen Vorsorge kann eine Dame so alles Zarte und Feine hintenansetzen. In der gährt's und kocht's. Sollte vielleicht Eifersucht? — Wir wollen sehen. — Das Fenster der der Straßenecke öffnet sich zum zweiten Male, diesmal nur ein ganz wenig; der kleine Blondkopf lugt daraus hervor, und zieht sich, als sie die Dame kommen sieht, erschrocken zurück. Gleich darauf wird der Lion sichtbar, aber eben so schnell wie sein Lieschen, und mit einem langen Gesichte fährt er vom Fenster weg. — Die haben sein gutes Gewissen. Vermuthlich ist die Dame im seidenen Kleide die Gemahlin des Herrn oder eine arme Verlassene. O weh! Sie lenkt ihre Schritte dem Eichause zu; wie gern möchte sie dieselben verfolgen. — Jetzt erreicht sie die Hausthüre — wie eine Furie stürzt sie hinein, ihr Kleid schlägt unästhetische Falten und — doch meine Brille fällt mir von der Nase und ich flehe in meinem Berichte. — Das Herrchen und der kleine Blondkopf mögen sich auf eine Gardinenpredigt gefaßt machen, die Dame ist eifersüchtig, darauf schwöre ich, und wird ihrer Galle freien Lauf lassen.

Fetts und Bleifüße. So eben habe ich meine Brille geputzt und wieder auf die Nase gesetzet. Wer Beine werden in der Ferne sichtbar. Sie gehören nicht etwa einem, sondern zwei großen Thieren an, zweien Leuten von Gewicht und Ansehen. Wir wollen sie prüfen, sobald sie näher kommen. Jetzt sind sie in richtiger Schußweite. Der Mann rechts trägt wohlgenährte Schenkel, aber muskellos; vermuthlich sind sie mit Austern und Champagner herangemästet. Dich kenn ich, Spiegelberg. Du bist ein Feinschmecker, ein Trüffelpastetenschnüffler, Schnepfenliebhaber. Du bist in den Jahren, wo das Blut sich nicht mehr schnell und feisch in den Adern ergießt, sondern zu Fleisch wird und Fett. Armer, alter Junge, Deinen Beinen nach zu schließen, schleppst Du eine hübsche Last mit Dir, Du hast, um mit dem alten Baronet zu reden, „mehr Fleisch als andere Leute," also auch mehr Schwachheiten. Wie sie watscheln diese Beine, sie krümmen sich sogar ein wenig nach außen von der Last, die sie tragen müssen. Mit Bequemlichkeit kann man eine Kegelkugel hindurchschieben, ohne die Waden zu berühren. Die Füße bleiben fest am Straßenpflaster kleben, nicht anders, als schritten sie auf feisch gelegter Aloshalt-Fische. Ja, ja, alter Knabe, sie wollen nicht mehr fort, die frühere so willigen; Du hast ihnen zu viel Liebes und Gutes gethan, sie haben zu oft gekostet vom Naß der Champagner und des Rheinweins, daß sie nun anfangen träge zu werden und abgestanden. Und doch liegt in diesen Füßen eine gewisse Neigung, abdrette, und fortbienable aufzutreten.

Ich muß lachen, wie sie schwanken zwischen Wollen und Nichtkönnen.

Neben dem Wohlgenährten schreitet sein Gegensatz, ein langer dürrer Gentlemann. Er trägt Den Quirett-Beine und Füße, worauf sichs stehen läßt. Man sollte meinen, dieser Herr könne ausschreiten und müsse seinen corpulenten Nebenmann zu Schanden machen. Nichts weniger als das. Ist sein Gang auch nicht so unbeholfen, so ist er doch auch um kein Haar schneller, als der des kleinen Faulkassé. Weshalb? Sein rechtes Bein macht dem Dürren gar viel zu schaffen. Er, aus möglichst reinem aristokratischen Blute, ist gerobnt, seine Schritte mit nobler Nonchalance zu messen, das rechte Pedal aber ist wiederspenstig und will nur mühsam Folge leisten. — Ja, ja, mein Theurer, Sie haben lang genug gelebt, Sie müssen endlich passen. „Wen?!" —

Ich schlage mein Dachfenster zu. (Kemet.)

Verbesserte Blumentöpfe von Robert Brown. Die selben sind einfach, aus Thon mit doppelten Seitenwänden geformt, wodurch eine stete Feuchtigkeit und Kälte in der Blumenerde erhalten wird, welche den kleinen Wurzelfaserchen sehr zusagt. Die Blumenliebhaber sprechen sich sehr günstig über diese Erfindung aus. Jeder Blumenfreund weiß, wie viel die Pflanzen im Sommer von der Hitze und Trockenheit zu leiden haben und wie man sich abmüht, diesen Mißstand dadurch einigermaßen zu heben, indem man einen Topf in den andern setzt, oder die Töpfe mit Moos umlegt, oder endlich sie in die Erde gräbt. Aber diese Vorkehrungen werden nun überflüssig, durch den neuen Topf; denn läßt man die Zwischenräume desselben leer,

Digitized by Google

so wird die darin befindliche Luft die Blumenerde kühl erhalten, weil sie ein schlechter Wärmeleiter ist; füllt man sie hingegen mit Wasser, so ist dieses, sowohl das Ueberwässern als das Zutrockenhalten zu vermeiden, weil das in den Zwischenräumen befindliche Wasser langsam, so wie es die kleinen Wurzelfaserchen erbeischen, durch die inneren Wände sickert. Sehr werthvoll ist daher der Topf zum Abtrinken und für Fensterköpfe, wo nicht immer das rechte Maß des Begießens getroffen werden kann. Ein Vorzug dieses Topfes ist auch, daß der Zwischenraum geschlossen, und nicht gegen die Luft offen ist.

Der verhängnißvolle Ring. In Paris hat sich eine Geschichte ereignet, die abermals die Lehre giebt, wie vorsichtig man selbst in unschuldig scheinenden Handlungen sein müsse. Der Graf Gh... hatte seit drei Monaten einen Kammerdiener. Dieser Mann war vorzüglich exakt; der Graf hatte nie einen bessern gehabt; aber von einer Eitelkeit war der junge Mensch besessen, welche keinen Vergleich kennt. Unlängst fuhr der Graf in eine große Gesellschaft. Seine Staatsuniform lag im Ankleide-Zimmer, die Orden lagen darüber; auf der Toilette lag der kostbare Brillantring, den der Graf, wenig Wochen vorhre, von des Königs Majestät zum Geschenke erhalten hatte. Den Kammerdiener gelüstet es, sich einen Augenblick in die Uniform des Grafen zu stecken; er zieht den Staatsrock an, er hestet die Orden an seine Brust; er nimmt den Degen, er greift endlich auch nach dem kostbaren Brillantring und steckt ihn an seinen Finger. So besieht er sich im Spiegel und nimmt eine voneheme Haltung an. In diesem Augenblicke hält ein Wagen am Hause, der Graf Gh.., eilt übee die Treppe hreauf; es ist aus dem Zirkel abgerufen worden; er soll schnell zum König. Der Kammerdiener hört die Worte: „Wo ist Charles, er muß mich den Augenblick ankleiden.“ Er wirft in der Angst die Kleider, die Orden, den Degen von sich, allein der Ring, der kostbare Ring, will nicht vom Finger, der Finger ist angeschwollen. — Der Graf kommt dem Ankleide-Zimmer immer nähee. Charles kennt seinen Herrn, der nicht gestattet, mit seinen Kleidern oder Kleinodien Spaß zu treiben; Charles weiß sich nicht anders zu helfen, er entspringt mit dem Ring am Finger. Der Graf tritt ein; es findet seine Garderobe auf der Erde liegen, seine Orden zerstreut, den Degen hinter einem Stuhl; der Graf vermuthet nichts anders, als Diebe hätten eingebrochen. Er klingelt und ruft nach dem Kammerdiener; Charles ist verschwunden. In diesem Augenblick vermißt der Graf auch seinen Brillantring. Man kann denken, daß er sogleich zur Polizeibehörde sendet; der Verdacht trifft Charles; er wird augenblicklich verfolgt. Da der Graf zum Könige eilt, so verfolgt er nicht, seines Unglückes und des gestohlenen Ringes auch dort zu erwähnen. Indeß wird Charles ergriffen. Er steht in der Boutique eines Goldarbeiters, um den Ring vom Finger seilen zu lassen. Vergebens betheuert er seine Unschuld; vergebens erzählt er seine Unbesonnenheit. Man hält seine Behauptungen für Mährchen, die er vorschützt, und Charles wird ins Gefängniß geworfen. Es soll eine Untersuchung über ihn verhängt werden. Da meldet sich ein Schornsteinfeger. Er war unsichtbarer Zeuge des Spukes und beschwört Charles Unschuld. — Charles wird entlassen, indem der Graf keinen Kammerdiener brauchte, der so verwegen ist, seines Herrn Eigenthum für das seinige anzusehen.

Lobrede auf Dosen und Schnupftabak.

Sei mir vor allem gepriesen, Du Verwahrerin des Pulvers, welches dem Verlegenen Fassung, dem Gelehrten Gedanken, dem Stolzen Herablassung, dem Feigen Muth, dem Fremden Bekanntschaft, dem Redner Eihebung, dem Schalk Vertrauen, dem Scheiu Würde, der Leerheit Ansehen, der Prahlerei Gewicht und dem Künstler neue Ideen giebt! Sei mir gepriesen, Dose, unter allen Gestalten, die sinnige Künstler in Metall, Holz und Pappe Dir geben, gepriesen mit alle den Sinnbildern, welche Witz, Eitelkeit, Erinnerung und Liebe zum Schmucke Dir verliehen! Du dienst in den Händen eines vornehmen Mitgliedes zur Unterstützung eines leichten Weetspiels, und in der Hand des Tagelöhners zur Auffüllung der bedungenen Arbeitsstunden. Langsam, mit verstohlenen Augenblicken und gefaltetee Stirne öffnet Dich der Richter bei Auferlegung eines Urtheils, bedächtig, mit empor gezogener Unterlipve, das Haupt wiegend, klopft am Krankenbette der Arzt auf Dich, um den Umstehenden das Schwierige des Falles und die Wichtigkeit seines Rathes bemerkbar zu machen. Minutenlang hat der Denker seine Finger wie ein Fuchseisen in Dich gesenkt, ehe er sie, die Augen nach der Decke gewandt, tiefsinnigiehend an das Organ des Geruchs bringt. Schnell öffnet Dich der um einen Reim verlegene Dichter, und achtet nicht, daß Dein Inhalt vergeudet wird. Dich dreht, die Blicke scheu nach der Seite gerichtet, die Lippen aufgeworfen, der hohe Gönner in den Händen, wenn ein unterthänigst Bittender, oder ein Buchhändler, wenn ein oemee Schriftsteller mit einem Manuscripte vor ihm steht. Der Rüscher und der Geizige, so sehr sie Dich achten, tragen Dich selten oder nie bei sich, sehen Dich aber bei Bekannten und Freunden um so lieber. Du knüpfst Unterhaltung an und bricht sie ab. Du dienst zur Empfehlung und zur Entschuldigung. Du machst den Eingang in manches interessante Gespeach. Du vereinst streitende Parteien und lässest es dabei am meisten über Dich hergehen. Du kürzest der Langeweile die Zeit und verlängerst dem Spieler die Ueberlegung. Dein Inhalt entschädigt den Handwerker für den Abzug an Meß-Rechnungen. Durch die Gemälde, die Dich zieren, bist Du das Mittel, Moeat, Politik, Geschichte, schöne Wissenschaften und Bildung bis in die niedrigste Volksklasse zu verbreiten und Vaterlandsliebe zu erwecken. Du bringst Leben, wenn auch nur durch Aanehmen, Verweigern und Niesen, in die todenstt. Gesellschafe. Du bist das Hülfsmittel so manches sechten Kopfes, der den Rauhstaß oder den Beweis schuldig bleiben muß. Du bist das Schild, hinter den sich das Lächeln des Sathrikers verstekt. Nach Deinem Werthe, nach Deinem Aufsetn beurtheilt man, oft wohl zu vorschnell, Deinen Besitzer, seinen Geschmack, sein Handwerk, sein Treiben, seinen Charakter, seine politische Meinung. Du bist im bürgerlichen Leben mehr, als man glaubt.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Sammetmäntel, sie mögen mit Spitzen oder mit Fransen oder flitterartiger Posamentirarbeit verziert sein, haben die Aermel zumeist in einen angebenteten zu-lein Kragen oder sie sind aus der Verbrämung der Aermelstücken gemacht. Schwarz bildet noch immer die Mehrzahl und die schwarzen Sammetmäntel sind mit schwarzem Atlas oder Florence gefüttert. Man findet indeß auch viele dunkelblaue, vanillefarbige und violette Mäntel; die letzteren werden mit weißem Atlas gefüttert. Zum Reisen hat man eine Art maurerfarbigen Tuchet, das auf der linken Seite blau ausstreift. Aus diesem Flanellstoffe macht man Crispinen oder Aermel, die man mit quer aufgesetzten blauen Borten ausputzt. Diese Mäntel sind, wenn auch einfach, doch sehr ausgezeichnet. Die kleine vareuse (Matrosenjäckchen) von Sammet, Atlas, Taffet, oder Caschemir, gefüllt in diesem Augenblicke ungemein, wo man die warmen Winterkleider noch nicht trägt, sie ersetzt dieselben gewissermaßen und man findet sie namentlich sehr bequem, ja fast unentbehrlich, wenn sie einigermaßen verziert ist. Die Leibchen der Kleider werden meist glatt gemacht und mit halber Schneppe vorn. Auf dem Rücken haben sie eine kleine rundliche, aber kaum bemerkliche Schneppe. Achtverzierungen hat man nur auf den einen Aermeln, die unten geschlossen sind, und sie müssen dann einen Ausputz haben, welcher an den des Rockes erinnert. Die offenen Aermel gelten für mehr puparig und man hat sie deshalb auch an den seidnen Kleidern zum Diner und Schauspiel. Die Schmuckgegenstände lassen an dem glatten leibchen Roores andringen, welche mit einer Spitze vorn im Gürtel anfangen, sich verbreiternd aufwärts ziehen und in der Aermelnaht endigen. Die neuen Röte haben einen so mannichfaltigen Ausputz, daß wir kaum eine Beschreibung davon geben können. Man sieht farbige Blonde untermischt mit ungeriffenem Sammet oder Atlas; Federn und schwarze Spitzen auf Hüte von vollem Sammet oder Atlas. Im Allgemeinen bemerkt man eine bedeutende Vermischung von Zeugen; der reiche und der ungerissene Sammet findet sich fast immer in Verbindung mit Atlas. An den Promenadenkleidern fängt man an, die Breite der Hülle und die Länge des Rocks zu vermindern und der Schnitt der sogenannten Prinzessinkleider scheint unter der verändnen Damenwelt allein angenommen zu werden. Dieser Schnitt ist ganz neu und sehr elegant. Fast alle Aermel sind der ganzen Länge nach weit und offen vorn, so daß man weiße Unterärmel sehen kann.

Herren-Mode. Die Westen von weißem Pliqué und vorzüglich seidig, welche mit in Wolle von auffallenden Farben, gestickten Groben überlegt sind, stehen in großer Aufnahme; man sieht sie auch von schwarzem, gleichfalls mit Erbsen überlegten Kaschmir; deren Länge ist mittelmäßig, die Form gewöhnlich à chaise und sie werden ziemlich hoch hinauf geknöpft. Man scheint noch nicht ganz einig zu sein hinsichtlich der Kleidstoffe für die überhängenden Westen (gilets croisés), welche in diesem Winter noch Mode sein werden. Wir werden nächstens die Dessins von den auserwähltesten geben.

Die Ueberzieher werden noch meistentheils à chaise gemacht, aber der Umfall ist frei, so daß sie sich noch gerad hinauf knöpfen lassen. Da man keine Knopflöcher in der chaise macht, so wird unter der Kragennaht eine bewegliche Klappe angebracht, die mittelst eines Knopfes gehalten wird; die Tasche für das Schnupftuch wird niedriger als bei den Leib- und Ueberröcken gemacht; die Seitentaschen werden in der Falte, welche sich liegen muß, geschnitten, und damit sich diese Taschen mehr an der Seite befinden können, wird der Rücken sehr breit gemacht. Dieser Klein sieht wenig von der Taille sehen und ist nicht sehr voll in den Schößen, welche hinten gar nicht oder sehr wenig durch eine Spalte getrennt sind; die Aermel sind weitläufig und ohne Aufschläge, werden jedoch lang gemacht, so daß man sie nach Belieben um 3 bis 4 C. zurückschlagen kann. Stoffe, die sich leicht ausfasern, werden eingefaßt, während solche, welche fest und dicht sind, mit offener Kante doppelt paspirt und gesteppt werden; der größte Theil der Knöpfe sind flach und größer als die für die Ueberröcke.

Bisher merkt man keinen Unterschied im Schnitte der Beinkleider. Man würde zwar, wenn man es wollte, genug zu thun haben, in Betreff der ungeheuren Breite der Streifen und Größe der Carreaux, deren einige 15 Centimeter überschreiten. Diese Streifen und diese Carreaux, die zuweilen im übertriebenen Geschmacke sind, gefallen jedoch durch ihre Originalität und das Auffallende der hellen Streifen auf schwarzem oder dunklem Grunde. — Was aber bei den Streifen abschillt ist, ist, daß gewisse Schneider die Streifen oder die Carreaux in den Nähten nicht auf einander passen können.

Seitdem die breiten Streifen und großen Carreaux zur Mode geworden zu sein scheinen, haben einige Schneider schon Patente erhalten für ein Mittel, selbst Streifen auf einem einfarbigen Grunde anzubringen, nachdem die Hose fertig ist. Eins dieser Mittel, welches uns bekannt ist, scheint nicht anwendbar zu sein, darüber ist auch die jetzt weiter nichts bekannt, als daß das Patent angekündigt ist. Ein anderes und gleichfalls bekanntes Mittel, das auch ziemlich verbreitet ist, macht unlängbar einen schönen Effekt, es ist aber Schade, daß dieses Verfahren das Natürliche nicht ganz nachahmt; es bleibt zu sichtbar, daß die Linien nach Vollendung des Stoffes hinzugefügt worden sind, und erfüllt überhaupt nicht die Bedingungen der Schönheit und Solidität. Bei mehr Ehre würde man sich erinnern durch das Harmonisiren der Linien beim Schnitte. Dies würde bei weitem mehr Talent kund geben, als jetzt beim Zuschneiden mancher Pantalons verübt wird.

Modenerklärung.

1. Grauer Ueberrock. 2. Tagamalta, Kleid mit gebogten Volants. 3. Oberrock mit schwarzen Sammetstreifen und Posamentirarbeit besetzt. 4. Oberrock.

Gefälliger Beachtung empfohlen!

Sollte in einem Orte die Expedition des Modenjournals unregelmäßig besorgt werden oder gar aufhören, so beliebe die geehrten Interessenten sich an das ihnen zunächst gelegene Postamt zu wenden, von wo dieß Blätter zum vierteljährlichen Pränumerationspreise von 22½ Ngr. regelmäßig wöchentlich sofort nach Erscheinen geliefert werden. Wo eine Stockung in der Ablieferung eintritt, liegt die Schuld in den meisten Fällen daran, daß der Expedient, welcher die Vertheilung dieser Blätter übernommen, seinen Verpflichtungen gegen den Verleger nicht nachgekommen und ihm deshalb die Fortsetzung des Modenjournals einbehalten worden ist.

So ersuchen wir gleich die geehrten Abonnenten in Roßwein, sich mit Ihren Bestellungen an Ihr Postamt zu wenden.

Die Expedition.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn **Arnold** in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Heldig** in **Altenburg**.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 9. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Der todte Kapellmeister.

Aus dem Tagebuche eines wandernden Souffleurs,

mitgetheilt von

Anton Langer.

(Schluß.)

Mitten im Orchester saß ein Mann mit grauen Haaren, den Rücken mir zugewendet, der die Violine spielte und dazu jene seltsamen Worte sang; eine Lampe brannte vor ihm; mir ward immer unheimlicher zu Muthe, und ich zitterte am ganzen Leibe. Der todte Kapellmeister, das war der unbestimmte Gedanke, der meinen ganzen Muth zum Wanken brachte, und ihn endlich ganz über den Haufen warf, als der Violinspieler sich plötzlich erhob, sich gegen mich verneigte, und dabei sein Antlitz zeigte. Ja, es war der todte Kapellmeister, denn dieses Gesicht konnte nur einem angehören, der schon ein paar Jahre im Grabe gelegen, diese graue Blässe, diese fleischlosen Wangen, diese blökenden Zähne, diese verglasten Augen gehörten einem Leichname, nicht einem Lebenden; mein Haar sträubte sich, das Parterre ward zum Friedhofe, das Podium zur Todtenkammer und mitten auf den Gräbern stand der todte Kapellmeister und spielte seine süße Melodie und sang seinen wilden schauerlichen Text, daß die Gräber sich ringsum öffneten und ihre Todten ausspieen, und diese setzten sich ins Parterre und klapperten mit ihren morschen Gebeinen und spielten eine schauerliche Ouverture, und auf der Bühne sang ein Greipp-Tenor mit einer Todtenschädel-Primadonna eine Todtenarie, und Skelettchoristen und Choristinnen brüllten ein Requiescat und beklagten sich, daß kein Souffleur da wäre und sie den Text nicht wüßten, und dabei sahen sie herüber auf mich mit ihren augenlosen weißen Schädeln und langten nach mir mit ihren langen, langen klapperdürren Armen, daß es mir einen Schrei des Entsetzens aus der zusammengeschnürten Kehle riß, und ich, wie Rettung suchend, mich tief in die Falten meines Bettes vergrub, während die süße Melodie und die unheimlichen Worte des todten Kapellmeisters mir fortwährend in den Ohren klangen.

2.

Die Sonne schien hell durch die Fenster der Galerie in's Parterre herein, da faßte mich Jemand am Arme, ich fuhr empor. Es war mein College von gestern.

Digitized by Google

— He, zum Guckguck! rief er mich an, du ſchläfſt ja wie ein Murmelthier; ſollen wir nicht vielleicht Kanonen losbrennen laſſen, um dich zu wecken?

Ich rieb mir die ſchlaftrunkenen Augen.

— Iſt's denn ſchon ſo ſpät? fragte ich.

— Verſteht ſich, brummte der Andere, 's iſt halb neun, und um neun Uhr geht die Probe an, und daß man bei einer Probe keinen ſchlafenden Souffleur brauchen kann, wirſt du aus eigner Erfahrung wiſſen.

Ich ſchob mich aus dem Bette und begann mich anzukleiden.

— Aber ſag' mir nur in aller Welt, ſchmähte unterdeſſen mein Kamerad fort, was biſt du denn für ein Menſch geworden; ich erinnere mich doch noch von Würzburg her, daß du deinen Schoppen ſo ehrlich getrunken, wie nur einer auf der Welt, und mannhaft noch beim Tiſche geſeſſen, wenn die meiſten ſchon längſt unter denſelben geſunken waren, und das iſt doch gutes, echtes, deutſches, baieriſches Bier geweſen, wo ſo eine kleine Seligkeit darauf wohl zu verzeihen iſt; und hier trinkſt du ein paar Flaſchen Refosco und biſt ganz conſternirt und außer Faſſung gebracht, ſchläfſt wie eine Ratte, daß man dich drei Viertelſtunden ſchütteln muß, um dich zur Raiſon zu bringen, und was du für ein Geſicht ſchneideſt, wie du ausſiehſt, bleich und verſtört und abgeſchlagen; Bruderherz, du mußt einen Katzenjammer haben, gegen welchen der des Katers Heinz im Hoffmann'ſchen Mährchen ein wahrer Appenſtiel iſt. —

— Bis hierher und weiter nicht! rief ich dem Redner zu, während ich behaglich meine Glieder ſtreckte, die wie zerſchlagen waren — Katzenjammer nennſt du das; du wirſt doch nicht glauben, daß ein paar Flaſchen Eures Zibbenttankes ein deutſches Herz dergeſtalt außer Faſſung bringen, ich ſage dir, d'iſt kein Katzenjammer, s'iſt Geiſterjammer!

— Was? ſtaunte mich der Mime mit großen Augen an.

— Geiſterjammer! wiederholte ich, oder glaubſt du vielleicht, daß ein ehrlicher Kerl von Souffleur aus der Faſſung kommen kann, wenn er hier in Eurem verwünſchten Guckkaſten von Theater eine Scene erleben muß, wie Jaromir auf Barotins Schloß in der Abnfrau; denk die nur, ich komme nach Hauſe, etwas wankend allerdings, doch noch feſt genug, um mich auszukleiden,

Müde, ruhelechzend ſtieg ich
Schnell das hohe Bett hinan,
Und das Lichte iſt ausgethan,
Leiſe fühl't ich ſchon den Schlummer,
Mild wie eine Friedenstaube
Mit dem Oelzweig in dem Munde
Sich auf mich herniederſenken,
Und in immer engern Kreiſen —

— Um Gotteswillen, Collega, unterbrach mich lachend der Andere, ich bin von deinem tiefigen Souffleurgedächtniß überzeugt, thu' mir den einzigen Gefallen und citire nicht, glaubſt du denn, ich, der ich den Jaromir ſpiele, kenne die Stelle nicht; weiter, weiter, was geſchah?

— Was geſchah? fragte ich, höre und entſetze dich,

Da gewinnt die Nacht Bewegung
Und der Staub gewinnt Geſtalt,
Und nach mir ſtreckts hundert Hände,
Schnappt nach mir mit hundert Rachen.

— Dein Gedächtniß läßt dich im Stiche, lachte der Mime, wie dich deine Courage im Stiche gelaſſen zu haben ſcheint. Gewiß hat der todte Kapellmeiſter wieder geſpuckt.

— Ja der todte Kapellmeiſter.

— Dacht ich es doch.

— Aber was iſt's denn eigentlich mit dieſem todten Kapellmeiſter?

— Das iſt eine lange Geſchichte.

— Erzähle.

— Zu ſpät, da kommt er eben ſelbſt.

Ich machte bei dieſen Worten wahrſcheinlich ein höchſt albernes Geſicht, denn der Jaromir-Darſteller brach in ein ſchallendes Gelächter aus; als ich mich umwendete, ſtand wirklich der todte Kapellmeiſter hinter mir, das heißt derſelbe Mann, der heute Nachts im Orcheſter den greulichen Unfug getrieben hatte. Sein Antlitz, das mir bei der Nacht wie ein vollkommener Todtenſchädel erſchienen war, ſah auch bei Tage nicht viel beſſer aus und glich genau dem eines im Sarge liegenden.

Mein Collega ſtellte mich dem todten Kapellmeiſter vor.

— Es hätte mich gefreut, Ihre Bekanntſchaft bei meinen Lebzeiten zu machen, ſagte er mit derſelben heiſeren, krächzenden Stimme, die mir bei Nacht das Haar zu Berge getrieben hatte, allein, da ich jetzt todt bin, ſo bedaure ich, dieſes Vergnügen entbehren zu müſſen.

Mein Geſicht ſah wahrſcheinlich noch um vieles alberner aus, denn das Gelächter meines Freundes bekam einen homeriſchen Anflug.

— So erkläre mir doch — wollte ich ſagen, allein ich wurde von dem Impreſario unterbrochen, der

Digitized by Google

mir ein Buch in die Hände ſchob und nichts ſagte als das Kommandowort:

— Souffliren.

Was wollte ich thun; ich mußte meiner Neugierde Zaum und Zügel anlegen und verfügte mich in meinen Bretterkaſten, doch ſah ich noch, wie der todte Kapellmeiſter ſich im Orcheſter am Pulte niederſetzte und den Taktſtab ergriff. Die Probe war die des Freiſchützen, und wenngleich das Orcheſter nicht eben ſo zahlreich war, wie das des Operntheaters in Berlin oder im Kärnthnerthore zu Wien, ſo wurde doch des unſterblichen Weber's unſterbliches Meiſterwerk mit einer Präciſion und Vollendung aufgeführt, die den Executirenden eben ſo viel Ehre machte, als ſie bewies, daß der Mann, der das Ganze dirigirte, ein tüchtiger Fachmann und Muſiker von Beruf war. Der todte Kapellmeiſter dirigirte den „Freiſchütz" auf eine Weiſe, daß mancher Lebendige etwas davon hätte lernen können.

Meine Neugierde hatte den höchſten Grad erreicht. Endlich war die Probe zu Ende; trotzdem daß ich, da mir der Kopf voll von dem Räthſel war, ziemlich ſchlecht ſouffliret hatte, wurde ich doch von der Geſellſchaft auf höchſt angenehme Weiſe überraſcht. Mein Freund, der den ſämmtlichen Mitgliedern meine troſtloſe Lage auseinander geſetzt hatte, brachte mir den Betrag einer unter denſelben veranſtalteten, recht anſtändigen Collecte und ich ſchwur es bei meiner Souffleurehre, daß ich ſo ehrenwerthe Bühnenmitglieder eben ſo wenig ſtecken laſſen wollte, als ſie mich ſtecken gelaſſen hatten.

Sodann verfügte ich mich mit meinem Freunde abermals in die Bottega zum Adler; daß ich heute der Traktirende war, verſteht ſich von ſelbſt, wir ließen uns das Kalbfleiſch, die Tauben und den Käſe prächtig ſchmecken, und als wir zu unſerem Deſſert, das aus köſtlichen Pfirſichen, Weintrauben und Mandeln beſtand, unſern rothen Refosco aus den langen Gläſern ſchlürften, da wartete ich nicht länger und ſagte:

— Jetzt aber eine Frage, Kamerad.

— Rede.

— Was iſt's mit dem todten Kapellmeiſter?

— Ja ſo, du wilſt die Geſchichte hören, nun gut.

Mein Freund ſetzte ſich zurecht und begann:

— S'iſt eine ſeltſame Geſchichte, die Geſchichte von dem todten Kapellmeiſter, und ich will ſie dir erzählen, ſo gut ich ſelbſt ſie weiß und von Collegen gehört habe, welche zur Zeit, als ſie vorfiel, hier anweſend waren. Es mag ungefähr zehn Jahre ſein, da war der gute, todte Kapellmeiſter, dem ich dich heute vorgeſtellt habe, und der — beiläufig geſagt, Gottlieb Rammelberger heißt, nicht das leichenähnliche, ſchauerliche Gerippe, als welches du ihn kennen gelernt haſt, ſondern, ſo unglaublich es klingt, wenn man ihn jetzt anſieht, ein bildſchöner junger Mann, der allen Weibern und Mädchen im ganzen Städtlein die Köpfe verwirrte; um ſo mehr, da er auch ein ausgezeichneter Muſiker und Componiſt war, zugleich Kapellmeiſter am hieſigen Theater, denn die Bürger unſerer Stadt erfreuten ſich von jeher eines ganz abſonderlichen Kunſtſinnes, beſonders was die Oper anbelangt, ſo daß ſie immer ein gutes Stück Geld hergeben, um ein tüchtiges Orcheſter und einen braven Kapellmeiſter zu beſitzen.

Mein Freund ſtärkte ſich mit einem langen Zuge, dann fuhr er fort:

— Gottlieb Rammelberger hatte ſich einen beſondern Ruf verſchafft, weil er faſt ſämmtliche neue Opern, die in Italien auftauchten, brühheiß hier auf's Repertoire brachte und die erſten Häuſer der Stadt luden ihn ein, woran vielleicht weniger ſein muſikaliſcher Ruf, als ſeine Liebenswürdigkeit und ſtadtkundige Galanterie Schuld ſein mochten.

Vor Allem aber war es ein Haus, wo Kapellmeiſter Rammelberger viel lieber aus- und einging, als in allen andern. Er ſelbſt behauptete, bloß die bekannte Muſikliebe des Beſitzers, des reichen Fruchthändlers Arva ſei daran Schuld, allein die Klatſchbaſen des Städtleins wußten es beſſer, und behaupteten, der Kapellmeiſter gehe nur den ſchönen Augen von deſſen Töchterlein und nicht dem Piano des Vaters zu Liebe.

Allerdings war es ſo; der Vater, der in ſeinem Dilettantismus keinen größeren Ruhm kannte, als den, mit Muſikern und Künſtlern umzugehen, fand gar beſonderen Gefallen an dem geſchickten Kapellmeiſter und es gefiel ihm abſonderlich, wenn ihn dieſer zu den Proben mitnahm und mit Sängern und Sängerinnen bekannt machte, die dann in ſeinem Hauſe ſtets gaſtfreie Tafel fanden.

Als endlich Kapellmeiſter Rammelberger offen mit ſeinen Abſichten heraustrat und von dem Alten die Hand der ſchwarzlockigen Mariette begehrte, da hatte der Vater nichts Eigentliches dagegen einzuwenden. Nur meinte er, Gottlieb ſei noch zu wenig berühmt, er ſolle etwas thun, um ſeinen Namen noch weltkundiger zu machen.

Das war unſerem Kapellmeiſter gerade recht, er hatte längſt eine Oper fertig, nur war der Umſtand dabei, daß das Libretto ein italieniſches, da in dem abgelegenen Neſte kein deutſcher Dichter vorhanden war, wohl

Digitized by Google

aber welsche Textbücher alle Augenblicke zum Kaufe angeboten wurden. Auch träumte der gute Kapellmeister von nichts Anderem, als von einer Aufführung seiner Oper in Italien und von seinem jungen Ruhme, der ihn bald neben den Schwan von Pesaro setzen sollte, dessen gefeierter Name damals durch die Appenninenhalbinsel klang.

Zwei Unterredungen hatte der Kapellmeister mit Vater und Tochter.

— Wirst du mir treu bleiben? fragte er die Geliebte.

— Ich werde, antwortete Marietta.

— Ich komme zurück mit Ruhm und Gold.

— Mir einerlei, ich liebe nur dich.

Schöne Redensarten, die der gute Kapellmeister für baare Münze nahm. Sodann trat er vor den Vater.

— Ich will auch Euren Wunsch erfüllen, sagte er.

— Zu Eurem eigenen Vortheile?

— In einem Monate bin ich ungefähr wieder zurück.

— Und dann — Hochzeit.

— Werdet Ihr mir auch über Marietten wachen?

— Es wird gar nicht nothwendig sein, doch verlaßt Euch auf mich und somit, beschütze Euch Gott.

Den andern Morgen saß Kapellmeister Gottlieb Rammelberger mit seinem Libretto unter dem Arme und der Partitur im Koffer auf der Diligence und fuhr hinüber in's Welsche mit einem Herzen voll Hoffnung und im Gehirne unendliche Träume von Ruhm und Lorbeerkränzen. Deutsche Gediegenheit zu vereinigen mit welscher Anmuth, das feurige Gold des italienischen Melodienreichthums zu fegiren durch das Silber der deutschen Kraft und Charakterfülle, das war der schöne Vorsatz, der seine Schritte geleitet.

In der großen Stadt jenseits der Berge, wo ein berühmtes, tüchtiges Operntheater war, begannen die Leiden des armen Maestro; er hatte sich die Aufführung seines Werkes so leicht gedacht und nun ging es so schwer. Der Impresario Fatelli, einer der spekulirendsten Schlauköpfe, mochte nicht gerne eine Oper geben, die nicht schon anderswo aufgeführt und deren Succeß nicht gewiß war. Nichts desto weniger umlagerte ihn eine Schaar schreibwüthiger Maestri, die ihre Werke um jeden Preis zur Aufführung bringen wollten und den guten Rammelberger, der sich als neuer Competent zu ihnen gesellte, mit schiefen Augen anfahen und ihm jedes mögliche Hinderniß in den Weg legten, um dem Tedesco die Lust zu verleiden, sein Stümpermerk neben ihren Meister-Compositionen aufführen zu lassen.

Rammelberger hatte aber, obgleich er nicht eben reich war, doch ein paar Gulden erübrigt, und diese benützte er nun, um den Sekretär des Impresario für sich zu gewinnen, der Primadonna Präsente zu machen, den primo Tenore und den primo Basso mit Champagner zu traktiren, kurz alle möglichen Triebfedern in Bewegung zu setzen, um seine Oper zur Aufführung zu bringen. Seinen unausgesetzten Bestrebungen gelang es auch wirklich, seinen Plan durchzusetzen und der Tag der ersten Aufführung war festgesetzt.

Hatten aber früher die Maestri Italiani bloß über den deutschen Bären gespöttelt und sich über seinen plumpen Namen Rammelberger lustig gemacht, so fühlten sie jetzo eine wahre Wuth, als sie die Stümperarbeit des orso tedesco ihren Meisterwerken vorgezogen sahen. Es ist eine alte Wahrheit, daß der Deutsche Alles, was in seinen Kräften steht, daran wendet, um das, was andere Nationen in der Kunst Schönes leisten, in seinem Vaterlande heimisch zu machen und daß er dafür, wenn er mit seinen eigenen Schöpfungen den Boden eines fremden Landes betritt, nichts als Mißtrauen, Hemmungen, Verdächtigung und Beschimpfung zu erwarten hat.

Der Abend der Vorstellung war erschienen; in allen Kaffeehäusern, in allen Schenken hatten die rachgierigen Maestri Leute geworben, eine vollständige Verschwörung war gegen den armen Rammelberger im Werke. Schon während der Ouverture riß man Witze und höhnte, obgleich die Musik vortrefflich gewesen sein soll. Todtenbleich, mit großen Schweißtropfen auf der Stirne saß der Kapellmeister an seinem Pulte. Der Vorhang ging auf, die Stimmung im Parterre raubte den Sängern alle Fassung, der Dirigent verlor den Kopf.

Noch hoffte er, während das Zischen und Höhnen immer ärger ward, auf eine Arie, die von der rührendsten Melodie, ihre Wirkung auf ein anderes Publikum nicht verfehlt hätte.

Es war umsonst.

Auch diese Arie wurde ausgezischt und die Oper nicht zu Ende gespielt.

Der Sieg der Welschen war entschieden. —

Man wußte lange nicht, was aus dem Kapellmeister geworden; endlich nach acht Tagen kam er in unsere Stadt zurück; aber sein Gang war gebeugt, die Rosen seiner Wangen verschwunden, seine Haare beinahe grau geworden; er sprach nichts, sondern ging, ohne ein Wort zu sagen, in seine Wohnung.

Dort lag ein Brief vom Fruchthändler Arva, worin ihm dieser anzeigte, daß seine Tochter binnen wenig Ta-

Digitized by Google

gen ſich mit dem Kapellmeiſter Saroni in Vicenza vermählen werde.

Gleich darauf hörten die Hausleute einen Schuß; man eilte herbei und fand den Kapellmeiſter — todend mit einer abgefeuerten Piſtole in der Hand, die Haare verſengt, die Haut geſchwärzt. Er hatte in ſeiner Geiſteszerrüttung vergeſſen, mit einer Kugel zu laden und ſo hatte der Schuß ihn nicht getödtet, wenn er gleich ſeinen Irrſinn vollendete.

Seit jener Zeit hält er ſich ſelbſt für todt; anfangs war es mit ihm kaum auszuhalten, ſpäter wurde er ruhiger, ja es gelang ſogar unſrem Impreſario, ihn zum Dirigiren des Orcheſters zu bewegen, was er zur Zufriedenheit des Publikums, und insbeſondere des Directors thut, da er keine Gage in Anſpruch nimmt, ſondern rein für das bischen Koſt ſich plagt.

Aber, wenn es Abend wird, ſchleicht er ſich in's Orcheſter, zündet eine Lampe an, ſetzt ſich ans Pult und ſpielt ſich ſelbſt ſeine Oper; beſonders aber liebt er jene Arie, auf die er ſo ſehr gerechnet hatte und zu dieſer ſingt er wohl auch, aber auf ſo ſeltſame Weiſe — als ob ſie wirklich von jenſeits des Grabes wäre!

Das iſt die Geſchichte vom todten Kapellmeiſter.

Fünf Jahre ſpäter hatte mich das Schickſal nach Ungarn verſchlagen. Dort in Fünfkirchen engagirten wir einen Komiker, der aus dem tyroliſchen Städtchen kam, wo die erzählten Begebenheiten vorfielen.

Bei ihm erkundigte ich mich um den todten Kapellmeiſter.

— Bei uns gab's keinen todten Kapellmeiſter, verſetzte er, wenn ſie nicht vielleicht den meinen — Stammelber, oder Rammelberger, wie er heißt, — der in der Porta di Boſſena begraben liegt. —

Die beiden Heldinnen.

Wohl wenig deutſche Leſer ſind bei der Nachricht von dem Tode des am 24. Auguſt auf der Rückkehr von Oberägypten nach Alexandrien auf dem Paketboot in der Nähe von Kairo geſtorbenen franzöſiſchen Generals Graf Fernig länger verweilt, als ſie eben nöthig hatten, um ſie zu leſen, und doch knüpft ſich an dieſen Namen eine der ſchönſten Erinnerungen, eine Begebenheit aus dem nationalen Aufſchwung, den der franzöſiſche Patriotismus im Jahre 1792 nahm. Lamartine hat ſie erſt kürzlich in ſeiner Geſchichte der Girondiſten wieder aufgefriſcht und deren Hedinnen, zwei jungen Mädchen, die ſich in jenem Kampfe einen eben ſo glänzenden als kurzen Ruhm erwarben, und deren Bruder der Verſtorbene war, dadurch ein rührendes Denkmal geſetzt.

Zu jener Zeit, als ganz Frankreich ein Lager war und ſich zum Widerſtande gegen den einbrechenden Strom der Invaſion rüſtete, lebte an der äußerſten Grenze des Departements du Nord in dem Dorfe Mortagne ein bejahrter Mann und ehemaliger Offizier, Herr von Fernig, Vater von zwei Söhnen, die im Heere dienten, und vier Töchtern, von denen aber erſt die älteſten, Theophile und Felicitas, zu Jungfrauen erblüht waren. Die Grenzdepartements, welche von Cleefayt's Uhlanen überſchwemmt wurden, beſchränkten ſich nicht allein darauf, Dumouriez ihre Bataillone zuzuſenden, auch die zu Hauſe Gebliebenen, die vertheidigten Männer und Frauen zogen unter Anführung eines waffen- und kriegskundigen Mannes aus ihrer Mitte des Nachts aus ihren Dörfern hinaus und führten gegen die feindlichen Abtheilungen einen erbitterten Guerillakrieg.

Herr von Fernig hatte die ihm zugefallene Rolle eines Anführers dieſer Nationalgarde in ſeinem Diſtrikte übernommen; er organiſirte ſie, übte ſie ein, und ſelten verging eine Nacht, in der er nicht ſelbſt an der Spitze ſeiner Bauern gegen den Feind zog. Dieſe gefährlichen Streifzüge erfüllten ſeine beiden älteſten Töchter mit ängſtlicher Beſorgniß und, ebenſo von Vaterlandsliebe, wie von dem Wunſche beſeelt, über das theure Leben des geliebten Vaters zu wachen, entſchloſſen ſie ſich, ohne deſſen Wiſſen an den nächtlichen Zügen Theil zu nehmen. Vom Dunkel der Nacht beſchützt und der Verſchwiegenheit der Dorfbewohner verſichert, zogen ſie, in die zurückgelaſſenen Kleider ihrer Brüder vermummt, jedesmal mit hinaus, und wenn Herr von Fernig des Morgens zurückkehrte und bei Tiſche die Abenteuer, die Thaten und Gefahren der Nacht erzählte, ſo fand er an ſeinen Töchtern ſtets aufmerkſame Zuhörerinnen, im Geringſten nicht vermuthend, daß ſie ſelbſt in den Reihen ſeiner Plänkler gefochten und zuweilen ſein eigenes Leben beſchützt hatten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miscellen und Anecdoten.

Die Inschriften der Glocken der katholischen Kirche zu Leipzig.

I. Deo gratias.

Kommt mit Freuden, kommt mit Danken, vor des Ew'gen Angesicht!

Wenn die junge Morgensonne, siegend durch die Nebel bricht
Und der Blumen holde Augen noch vom Thau des Himmels naß,
Stürzet nieder dann und rufet freudigst „Deo gratias!“

II. Sursum corda.

Doch nicht nur, wenn blau und goldig über Euch der Himmel lacht,
Und nicht nur, wenn euch das Leben glänzt in voller Rosenpracht,
Auch in kummervollen Tagen, auch in Nächten herber Pein,
Möge immer: „Sursum corda“ euer frommer Wahlspruch sein.

III. Pax vobis.

Und „Pax vobis“ Allen, Allen, die ihr schlafet still und tief,
Die der Auferstehung Glocke längst zum höhern Lichte rief;
Deren Bild in unsern Herzen tief so treu, so rein und wild,
Die wir droben wiedersehn in dem ew'gen Lenzgefild.

Die jetzige Männertracht. Ein französischer Aesthetiker läßt sich über die jetzige Männertracht folgendergestalt vernehmen: „Wir wollen nichts von der Einförmigkeit und düstern Färbung unseres Costüms sagen, welche ganz im Einklange mit den Allen gleichmachenden und verflachenden Dogmen der modernen Politik sind, sondern im Allgemeinen nur bemerken, daß dasselbe eine schwere zu begreifende Vereinigung des Unbequemen und Gezwungenen mit dem Unmalerischen ist; zu warm im Sommer, zu kalt im Winter — weder Sonnenglanz noch Feuchtigkeit und Regen abhaltend — streng und ernst ohne Einfachheit —, Kneif und gesittet, aber keineswegs solid. — Theurer und dabei wenig dauerhaft, häßlich und geschmacklos zum Erschrecken, weiß man in Wahrheit nicht, wie es unter uns civilisirten Menschen hat aufkommen können. Scheint es doch fast, als hätte man den Mann als einen wirklichen verfallenen Bursgsteten behandeln wollen, als hätte man den Verirrungen und Zuschweifungen seiner Toilette ein Ziel setzen, ihm mit einem Male alle Freiheiten desselben entziehen müssen! Der schlichte Bürger — denn vom Militair ist hier nicht die Rede — hat nicht mehr das Recht, sich durch die Excentricität seines Anzuges lächerlich zu machen. Auch nicht ein einziger Artikel seiner Garderobe berechtigt ihn zu der Erwartung, auf irgend jemand den geringsten Eindruck zu machen. Dagegen würde der schlechteste Spaßmacher nichts an der Absurdität seines Costüms hinzufügen können. Wenn ein wildfremder Mensch plötzlich bei uns landete, so würde es ihm schwer werden, zu errathen, was das schwarze Fitzohr, womit wir unsern Kopf einzwängen, zu bedeuten hat, er würde wahrscheinlich sämmtliches Küchengeschirr durchgehen, ehe er auf den Gedanken käme, daß es eine männliche Kopfzierde vorstellt. Unser Rockkragen erweckt die Ideen eines Gefangenen, der so eben seine Kette zerbrochen hat, und mit dem Halseisen die Flucht ergreift; die Cravatte erinnert an den mexikanischen Lasso, dessen man sich bekanntlich bedient, um wilde Thiere einzufangen und zu erwürgen. Die Stärke, welche dem Halse unserer Chemiserie eine furchtbare Consistenz und Steifigkeit verleiht, rechtfertigt den Namen „Batermörder,“ welchen man ihm in Deutschland gegeben hat, denn seine pfeil- und dolchartigen Spitzen bedrohen bald den Himmel, bald unsere Nachbarn. Unser Frack bedeckt nur die Kehrseite des Körpers und dient gewiß nicht zur Verschönerung der menschlichen Form. Die Weste, welche den Anforderungen der Mode entsprechend, eng und lang sein muß, ist offenbar dazu gemacht, dem Behaglichkeitsgefühl entgegenzuarbeiten; kurz es giebt fast kein Glied unserer Kleidung, welches nicht der Vorwurf der Unbequemlichkeit und Geschmacklosigkeit träfe.“

— Als der Herzog Carl von Würtemberg eines Tages bei Nagold jagte und in dem Wirthshaus die Tafel für ihn bereitet war, beschwerte er sich über die Masse von Fliegen, die ihn belästigte und sagte halb verdrüßlich, halb lachend zu der Wirthin: sie solle den Fliegen hinter dem Ofen einen eigenen Tisch serviren! es sei doch nicht anständig, daß sie ungeladen an seinem Tische zu Gaste wären. Die Wirthin war sogleich bereit, setzte einige Schüsseln hinter den Ofen und sagte dann ehrfurchtsvoll zum Herzog: „Gewirt ist, befehlen nun Ew. Durchlaucht auch, daß sich die Fliegen an ihren eigenen Tisch begeben.“

— Ueber den romantischen und höchst tragischen Vorgang auf dem Dresdner Eisenbahnhofe, einen Doppelmord anlangend, theilt man sich in Berlin die nähern Umstände des Entstehens des jungen Paares folgendermaßen mit: Der Handlungsreisende S. aus Lüttich habe die Bekanntschaft des erst 16 Jahr alten Mädchens in einem Concert gemacht, aber auch gleich eine so tiefe Neigung zu ihr gefaßt, daß er schon am folgenden Tage bei den Eltern seinen Besuch gemacht und förmlich um sie angehalten habe. Nach Bestätigung dessen, was er über sich und seine Verhältnisse angegeben, hätten ihm die Eltern den Zutritt in ihr Haus gestattet, und so sei denn das Verhältniß fortgesetzt worden. Vor 14 Tagen, auf dem Wege zur Kirche habe das junge Paar in der Königsstraße unter irgend einem Vorgeben sich von den Eltern getrennt und sei plötzlich verschwunden. Auf Nachfrage im Hotel, wo der S. logirt, erfuhren die besorgten Eltern, daß er mit einem jungen Mädchen abgereist sei, und waren später so glücklich, sie in Dresden anzutreffen. Man wußte sie zu beschwichtigen und die Mutter zur Rückreise zu bewegen, mit dem festen Versprechen, daß die Liebenden ungesäumt nachkommen würden. Dies geschah jedoch nicht, die Mutter reiste wieder nach Dresden, und auf einen Brief von dort an den Vater in Berlin, von einem beabsichtigten Selbstmord beider Liebenden, reiste auch er, um Unglück zu verhüten, dorthin ab. Alles schien vergeben, alle Mißhelligkeiten beseitigt und man war darüber einig geworden, daß die Eltern mit der Tochter reisen, S. aber einstweilen noch in Dresden bleiben solle, da erfolgte die entsetzliche Katastrophe auf dem Eisenbahnhofe daselbst, im Angesichte der Eltern. Bei dem S. fand man noch ein drittes geladnes Pistol.

Digitized by Google

— Eine Spitzgeschichte, die zu wunderlichen Vermuthungen Anlaß giebt, macht jetzt in Frankreich viel Aufsehen. In der Nähe von Lyon, in Croix-Rousse, giebt es eine Art Klosterschule, wo gegen 40 Mädchen von 11 bis 20 Jahren in Seidenarbeiten und Nähen unterrichtet werden. Die jungen Schülerinnen wohnen in zwei großen Sälen. Jede Nacht stellt sich dort nun seit einiger Zeit ein oder vielleicht mehrere Dämonen ein, die die armen Mädchen mit allen möglichen Teufeleien quälen. Die Bettdecken werden ihnen fortgerissen, die Köpfe derb geschüttelt, zuweilen wird der Teufel auch noch handgreiflicher, die armen Gequälten dursten aber lange nicht darüber laut werden; es sei, sagten ihre Lehrerinnen, eine Strafe für ihre Sünden. Vor drei Monaten, als die Superiorin abwesend war, kündigte sich der Teufel zwei jungen Mädchen an, die in einem Bette zusammenschliefen: er komme im Namen seines Großmeisters, der ihm Macht über den Ort verliehen habe. Das älteste Mädchen sagte, sie fürchte sich nicht; darauf zerrte er sie an den Ohren, kniff sie in die Nase, gab ihr mit einer sehr derben Hand Ohrfeigen und zerriß ihren Aermel ihre Beine ꝛc. mit einer kleinen schlernen Zange. Die Superiorin selbst steht auf besserem Fuße mit dem unsichtbaren Gaste. Die Mädchen müssen oft Gespräche zwischen Beiden anhören, worin der Dämon zu ihrem Entsetzen alle kleinen Geheimnisse ihrer Beichte enthüllt. Der Teufel respectirt diese Superiorin, die sich vor seinen nächtlichen Besuchen auch gar nicht fürchtet; sie hat ein geweihtes Stapular, womit sie ihn zu jeder Zeit beschwören kann. Ein junges Mädchen ist aber von den Teufeleien schon ganz blödsinnig geworden. Die Sache ist übrigens jetzt den Gerichten angezeigt, es sind Untersuchungen angestellt und man hofft, daß den unsichtbaren Qualgeist sichtbar zu machen.

— Ein Schreiben aus Christianiа (Norwegen) in „Galignani's Messinger" meldet, daß am 11. September Nachmittags ein ungeheurer Felsen, welcher über dem Domänendorfe Helsingegaard hing und einige Tage vorher an vielen Orten geborsten war, plötzlich hinabstürzte, eine ungeheure Strecke Landes bedeckte und 34 Häuser sammt ihren Bewohnern, deren Zahl angeblich 280 war, unter seinem Gewichte verschüttete. Sofort ging man an's Werk, um den Unglücklichen wo möglich Hülfe zu schaffen, jedoch ohne allen Erfolg. Nach achtägiger Arbeit hatte man erst die Leichen einer Frau und eines Kindes erreicht. Nur derjenige Einwohner des Dorfes sind dem vernichtenden Unglücke entgangen, das einen Eigenthumsverlust von 150,000 Speciesthaler bewirkt hat.

Erklärung der Figuren-Tafel.

Die Figuren 1, 2 und 3 sind die Patronen eines gerades, die an den Kragen geknöpften Fracks; die Taille ist gerade und nur um 2 C. verlängert, weshalb die untere Seite eingezogen werden muß und das Seitenstück nicht angesetzt zu werden braucht, wenn man nicht etwa damit eine Verzierung beabsichtigt. Das untere Vordertheil steigt 4 C. unter die Hüftenlinie und erfordert daher ein weiteres Hinaufgehen des Vorderschooßes, weshalb die obere Schooßfalte auf 8 statt auf 10 kommt. Da die Taille vorn und hinten lang ist, so muß der Ansatz des Schooßes etwas rund sein und weil eine Menge von Ausschnitten nicht angemessen ist, so ist nur auf einen gerechnet, der auf dem hervorspringendsten Punkte der Hüfte angebracht wird.

Dieses Frack-Obertheil ist für einen Mann mit hohen und breiten Schultern, woburch die Achsel kurz wird und am Aermelloche ausgebohrt werden muß. Bei dieser Art von Bau hat man bemerkt, daß die Aermellöcher oft eng sind und nicht passen, besonders oben; überhaupt sind sie schwer zu arbeiten und wenn man die Achsel etwas lang halten kann, so giebt dies mehr Leichtigkeit und sie werden bequemer. Man kann z. B. wie in Fig. 5, Seitenspitze und unteres Aermelloch herabsetzen, jedes um einen Punkt, wie 21 statt 20 und 26 statt 25; die Schulterbreite darf indeß nicht herabgesetzt werden, weil sich sonst das Hintertheil hinaufzieht.

Die Figuren 4 und 5 sind die Patronen eines Paletot. Es ist dieses vielmehr ein Ueberrock mit langer Taille, angesetzten Revers, Kragen und Shawl, weil das Obertheil anschließt; man nennt ihn aber Paletot, nur wegen der langen Taille. Das Hintertheil giebt die Taillenweite, die Höhe der Patten und die Oeffnung. Dieses Muster könnte als Grundlage für die Veränderungen dienen, wenn man den Patron vergrößern und daraus einen Ueberzieher machen will. Dies kann geschehen, wenn man eine um 1 oder 2 C. höhere Nummer des Unterarmes nimmt, wobei dann der Patron nicht in allen seinen Theilen vergrößert zu werden braucht, man erhält dadurch aber eine stärkere Taille, und zwar aus folgenden Gründen. Das Halsloch darf nicht verstehen; es darf niemehr zurück, wegen des Frack-Kragens. Die Achsel muß mehr im Halsloch, als auf der Seite des Aermels verlängert werden; das vordere Aermelloch braucht seine Stellung nicht zu verändern, so daß man den Schultern mehr Breite und der Achsel mehr Länge giebt; die untere Seite muß erweitert werden, indem man entweder die Taille weiter hält, oder die Seite garnirt. Beim Ueberzieher müssen oft 2 oder 3 C. auf jeder Seite zugegeben werden, wodurch das Aermelloch vorrückt; das Vorbertheil kann in den Hüften und in der Brustweite breiter gehalten werden; das Halsloch muß oft aufgezogen werden, wenn man die Achsel verlängert hat. Da indessen die Vordertheile eine gewisse Schwere haben, so ist es gut, wenn der Kragen sie hält. Dos sind alle Veränderungen, wodurch die Fig. 6 und 7 entstanden sind, die einen großen Vorbesitz bilden.

Beim Hintertheil, Figur 6 hat man die Mittellinie 2 C. innerhalb der Höhe 0 gestellt und auf 6 in der Höhe 46, damit man von oben bis unten Nath lassen kann und die Einschnitte im Vorgesetz zur Taille weiter sein können. Die Schulterbreite ist auf 22 statt 20 gelegt und man darf nicht denken, daß die Seiten bei dieser Breite anschließen; es ist da immer eine gewisse Weite.

Bei dem Vorbertheil, Figur 7, ist zunächst zu bemerken, daß Schooß und Revers nur ein Stück mit dem Vordertheil bilden und daß nur die kleine Seite angesetzt wird; die Taille wird nur hinten bezeichnet.

Die Veränderungen ergeben sich aus folgenden Bemerkungen. Das Halsloch 0—23 hat dieselbe Stellung, wie in Fig. 5; die Achsel hat 0—9 Höhe und ist um 1 Punkt niedriger; das Halsloch ist 11 statt 10; die Seitenspitze ist 23 statt 21; das untere Aermelloch hat 28 statt 26, und wenn man die Länge der beiden Achseln vergleicht, so wird man finden, daß bei dem Paletot 6 hinteres Halsloch und 26 unteres Aermelloch, 32 Aermelschötiefe ausmachen, während bei einem Ueberzieher 7 hinteres und 28 unteres Aermelloch 35 machen; das sind also 3 C. mehr gegen 2, welche an der Schulterbreite zugegeben sind. Die Stellung ist folglich eine hinten übergebogene, nicht nur wegen dieses Unterschiedes, sondern besonders auch wegen der Erweiterung in der Taille des Hintertheiles. Der Ueberzieher paßt also ohne ein darunter getragenes Kleidungsstück nicht; die Zeichnung wie sie ist, ist nur anwendbar für einen Patron, den man nachher auf das Tuch legt. Das Seitenstück ist besonders gezeichnet, in Figur 8; um zu zeigen, daß das, was man auf der Linie 14—6—38—3 zugiebt, die Falte auf die Seite bringt und eine Weite giebt, sehr verschieden von jener, wenn das Seitenstück nicht angesetzt ist.

Der Aermel Figur 9, ist von einer dem Oberzieh entsprechenden Weite, die durch die Wattirung so sehr ausgeglichen

Digitized by Google

wird; das Untertheil muß länger sein, damit ein Theil der Hand bedeckt werde.

Die Fig. 10 und 11 sind die Patronen eines Sack-Paletot, der in der Beziehung noch dem Kaftan eingerichtet ist, als er einen Abfall haben kann und die Achselnaht auf der Mitte der Schultern bleibt. Wenn man nun die richtige Stellung sucht und nach der beim Zuschneiden zu befolgenden Methode fragt, so sagen wir, daß man von einem richtigen Obertheil ausgeht, daß nach den Maaßen gemacht, und hierauf verlegt wird; es giebt aber so viel Verschiedenheiten, daß es das Einfachste ist, die Modelle zu machen, wie sie sind, ohne wegen des Ausgangspunktes besorgt zu sein; nöthigenfalls kann die Größe nach der Tabelle verändert werden, indem man dabei immer berücksichtigt, daß die Modelle, wenn sie nach Centimetern gezeichnet sind, einer halben Unterweite von 48 C. entsprechen. Dabei ist besonders zu beachten, daß wenn die Achselnaht auf der Mitte der Schultern sich befindet, das Hintertheil und Vordertheil unten von gleicher Länge sind; die Aushöhlung des hintern Halsloches ist 4 C. niedriger. Um also zu krümmen, kann man das Hintertheil hinaufstellen, sowohl in der Mitte, als im Obertheil der Achsel. Bei den Seiten ist zu bemerken, daß das Vordertheil enger gehalten wird, als das Hintertheil, um zunächst die Naht vorzustellen und dann um jeder Seite dieselbe Krümmung zu geben, weil sonst immer eine Seite länger scheint, als die andere.

Der Aermel des Kaftan, Figur 12, wird für dieses Modell angenommen; seine Naht wird etwas hinter der Seite sein, weil sie nicht in der Mitte ist. Bei der Anwendung auf dem Tuche, muß man Hinter- und Vordertheil eins auf das andere legen und auf der Seite Aermel und Achsel nehmen, was natürlich am Hintertheil eine Naht giebt.

Die Fig. 13 und 14 sind eine Weste, die zu zwei Hüften gehören kann, zu 40 und zu 48 C. Dies veranlaßt uns zu der Bemerkung, daß bei dem Schnitte einer Weste weniger Veränderungen vorkommen, als bei dem Obertheil des Rocks; das ganze obere Hintertheil z. B. und das Vordertheil vom untern Aermelloche an wird nicht verändert; die Construktionspunkte sind dieselben bei dem Halsloch, dem vordern Aermelloch, die Mitte der Brust, die Schulterbreite und ihre Stellung; die Breiten (28 für das Vordertheil und 26 für das Hintertheil) bleiben immer dieselben; denn da sie nach der Tabelle bestimmt sind, gehen sie 6 mehr, als die Unterarmweite, welche immer 48 ist, Veränderungen können also nur in der Seite vorkommen: wenn man z. B. das Vordertheil um 2 C. weniger breit hält, so muß man dies an der Seite des Hintertheils zugeben.

Die Tiefen des Aermellochs, die eine 25, die andere 27, machen natürlich das Hintertheil um 2 C. länger, welcher Unterschied bei einem regelmäßigen Bau nöthig ist. Es sind also diese beiden Punkte, welche die Stellung der Weste bestimmen. Was den nach hinten oder nach vorn übergebogenen Bau betrifft, so kann man, wenn keine besondern Maaße genommen sind, das Aermelloch bei dem ersten höher und bei dem zweiten niedriger stellen. Wenn man die Veränderung nicht am Vordertheil macht, so ist es am Hintertheil; nun ist es ausgemacht, daß das Hintertheil, wenn man statt 25 nur 23 setzt, um 4 C. länger wird; wenn man dagegen das Vordertheil auf 27 stellt, so wird das Hintertheil kurz. Bei hinten übergebogenen Menschen findet außerdem noch diese Ausnahme statt, daß die untern Aermellöcher des Hinter- und Vordertheils dieselbe Tiefe haben.

Aus allen diesen Bemerkungen sieht man, daß die Hauptveränderungen unten sind und durch die Verschiedenheit der Weiten in der Taille und oben verursacht werden. Bei diesen Veränderungen rechnet man so: Wenn man 22 als Rückenbreite, 4 als Zurücktreten der vordern Seite und 26 für den Rand des Vordertheils annähme, so würde das 44 Breite geben, wobei die 4 abzurechnen sind, welche man in der Seite wegnimmt; diese 44 sind nur 43, weil die Taille noch vermindert wird. Nun entsprechen aber 43 einer Taille von 40, weil man für die Nähte, Knopflöcher u. s. w. 3 mehr rechnet. Nehmen wir nun an, die Taille betrüge 47 statt 40. Die Veränderung der Breiten, obgleich sie immer vom Zurücktreten der Seiten des Rocks angehen muß, kann auch besonders gezeichnet werden, indem man ein Viereck an die Seite des Vordertheils und die Hälfte auf den Rand des Vordertheils setzt; das giebt 24 für das Hintertheil, 2 für die untere Seite und 30 für den Rand des Vordertheils; bei mittlern Breiten zwischen 40 und 40 muß man eine mittlere dieser Ziffern nehmen; waren es z. B. nur 2, so würde dies ½ C. für jede Seite und ein Cent. vorn für die Nähte machen. Bei weniger als 40 Breite muß man andere Mittel anwenden, z. B. auf der Seite und fast in der Mitte der Taschen Ausschnitte machen, die Mitte des Hintertheils durch Höhlung verringen u. s. w.

Modenerklärung.

1. Mantel, mit Pelzmenteltarbeit und Fransen besetzt. Kleid mit drei Volants. 2. Mantelet mit Spitzen besetzt. 3. Kurzer Ueberzieherock mit Borte besetzt. 4. Kurzer Mantel.

Gefälligen Beachtung empfohlen!

Sollte an einem Orte die Expedition des Modenjournals unregelmäßig besorgt werden oder gar aufhören, so beliebten die geehrten Interessenten sich an das nächste damit gelegene Postamt zu wenden, von wo diese Blätter zum vierteljährlichen Pränumerationspreise von 22½ Ngr. regelmäßig wöchentlich sofort nach Erscheinen geliefert werden. Wo eine Stockung in der Ablieferung eintritt, liegt die Schuld in den meisten Fällen daran, daß der Expedient, welcher die Vertheilung dieser Blätter übernommen, seinen Verpflichtungen gegen den Verleger nicht nachgekommen und ihm deshalb die Fortsetzung des Modenjournals eingestellt worden ist.

Es ersuchen wir gleich die geehrten Abonnenten in Roßwein, sich mit Ihren Bestellungen an Ihr Postamt zu wenden.

Die Expedition.

Ein Kirmes-Wink.

Unsere Kirmessen, worin der Leipziger so gerne Antheil nimmt, nahen allmählich ihrem Ende, und wird in der Europäischen Eisenbahn ein besonderer Artikel: „Physiognomie unserer diesjährigen Kirmessen“ erfolgen.

Eine der letzten und heitersten ist die Kirmes im Kohlgarten, und wird namentlich Herr Gerhardt im Akaziengarten alles aufbieten, um seine werthen Gäste aufs beste zu bewirthen. Den Montag ist großes Schlachtfest und den Mittwoch der große Haupt-Hauptag, wo neben den ausgezeichnetsten Getränken, was die hauptsache ist, auch alle die bekannten Kirmes-Lieblings-Speisen serviert werden.

Ein Gast.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold, in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel. In Commission bei J. Heidig in Altenburg.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2) Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1¼ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48

MODEN-JOURNAL.

No. 10. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Ich will wandern.

Ich will wandern, heimwärts ziehen
Zu dem holden Liebchen mein
All die schönsten Melodieen
Nur Herzliebchen weihn;
Bin durch Städtchen
Viel gekommen
In der Heimath nur mein Mädchen
Kann allein mir frommen.

Wo Zitronenblüthen prangen
Zog ich froh und wohlgemuth
Heimwärts trieb mich heiß Verlangen,
Meines Herzens Gluth;
Bin durch Städtchen
Schnell gekommen
In der Heimath nur mein Mädchen
Kann allein mir frommen.

Klopft' an Liebchens Fenster leise,
Als sie eben schlafend lag
Sang sie mit der trauten Weise
Dieses Liebchens nach:
Bin durch Städtchen
Viel gekommen
Du nur aber, trautes Mädchen,
Kannst allein mir frommen!

Der Stern der Liebe.

Was scheint dort oben vom Himmel
Herab auf die Erdenwelt?
Das ist der Stern der Liebe,
Der scheinet auf alle Welt.

Sieh, wie der Himmel behangen
Mit düsterm Wolkenflor
Doch blickt hinter Wolkenbergen
Der Stern der Liebe hervor.

Was hemmet des Wanderers Schritte,
Was denket, was sinnet er?
Es leuchtet der Stern der Liebe
Aus weiter Ferne ihm her.

Schnee deckte Felder und Auen,
Nun pranget das Wiesengrün
Es mußte der frost'ge Winter
Dem Sterne der Liebe fliehn.

Und hat er immer geschienen
Vom Himmel freundlich herab,
Muß wahrlich der Stern der Liebe
Auch scheinen auf unser Grab.

Digitized by Google

Die beiden Bären.

Jedermann kennt die allerliebste komische Oper: „Der Bär und der Bassa," dieses Meisterwerk voll der geistreichsten Betisen, welches stets das Recht bewahren wird, die Leute mit doppelter Kinnlade lachen zu machen (so drückte sich Taburin aus) oder, mit Brusenumbilles Worten, von der linken Ferse bis zum rechten Ohre! Indessen wissen wenige Leute, daß die auf so lustsigende Weise in Scene gesetzte Anekdote wirklich sich ereignet hat; wir entnehmen den Beweis einer Abhandlung in einem englischen Werke über die Eigenthümlichkeit der Affen.

Im Jahre 1805 herrschte zu Constantinopel Selim III., ein allmächtiger Despot, dessen Wink Gesetz war; auf ein Zeichen von ihm fielen fünfundzwanzig Köpfe darnieder; keiner der Muselmänner, welche sich bei seinem Anblicke in den Staub warfen, würde es gewagt haben, auch nur von der Seite einen Blick auf ihn zu richten; er wurde auf den Knieen bedient, gefürchtet, geachtet wie ein Gott, als Statthalter Gottes aber dennoch 1807 erwürgt. Selim langweilte sich wie ein Sultan, das ist Alles gesagt. Er hatte sich eine Zeitlang mit Musterungen unterhalten: doch bald war dieses Vergnügen für ihn ebenso ermüdend wie für seine Janitscharen! er gähnte mitten im Serail aus allen Kräften; er hatte nicht den mindesten Geschmack mehr für chinesische Schattenspiele und für die Scherze des Gyniters Kusselgeh, des zügellosen Polichinells der Türken. Indeß war ein gewisser Italiener, nachdem er von einem englischen Schiffe sich fortgeschlichen, an den Gestaden des Hellespont ausgestiegen. Baffo (das war in diesem Augenblicke sein Name, den er schon so viele Male gewechselt hatte) Baffo war Schmuggler, Gauner, Verwalter eines großen lombardischen Herrn, Polizeispion, Kammerdiener eines Lord, Antiquitätenhändler am Corso von Rom, ein Stückchen Bandit und Verfasser archäologischer Abhandlungen gewesen; er war mehr als einmal, und ziemlich nahe, am Galgen vorbeigestreift; er wußte, wie die Kerkersuppen schmecken; selbst seine Feinde gestehen zu, daß er, ein Ruder in den Händen, auf den Schiffen des Königs von Neapel gewesen sei, was aber vielleicht eine bloße Verläumdung sein mochte. Baffo zögerte nicht, mit Einigen von der kaiserlichen Dienerschaft Verbindungen anzuknüpfen, er verkaufte ihnen Tabak, Opium, Kaffee, seine muntere Laune, seine Geschmeidigkeit, die Schnelligkeit, mit der er allen Begehrenden entgegen kam, verschafften ihm einen verdienten Ruf; sein Name kam zu den Ohren einiger Paschas, des Aga der Janitscharen; das Wort unmöglich bestand nicht für ihn, er wußte Alles, er hatte von Allem; die abgespannten Muselmänner, denen schon das Rauchen eine Anstrengung ist, diese lässigen Osmanlis waren entzückt, einen Agenten gefunden zu haben, der einen Wunsch in ihnen erregte und schon in demselben Augenblick denselben befriedigte.

Um Geld zu verdienen, war Baffo zu Allem, selbst zur Ehrlichkeit, fähig; er verstand es, im Augenblick eine Nadel einzufädeln; er hatte immer bei sich oder in der Nähe eine Sammlung der vollständigsten Prachtwaffen, arabische Pferde, Edelsteine, Circassierinnen, Abdrücke des Korans, Streichfeuerzeuge, schwarze, weiße und kupferfarbige Sclaven, Cachemirshawls, Griechinnen, Rosenwasser, Hausgeräthe, Barometer, Apothekerwaaren, Brillen, Pfeifen, Corallenhalsbänder u. s. w. Er führte Liebestränke für verhaßte Leute, die geliebt zu werden wünschen, vervollkommnete seidene Schnüre, feine Gifte, schnell oder langsam wirkend, je nach dem Wunsche des Käufers. Der Großvezir gestand ihm eines Tages, daß er nicht verschmähen würde, zu wissen, wie das von den Ungläubigen Wein benannte Getränk schmecke, das Mahomed in seiner hohen Weisheit den Osmanlis untersagte, worauf der Italiener unter seinem Mantel einen Korb mit achtzehn Flaschen mousstrenden Champagners, erster Qualität, von dem Hause Cliquot in Rheims, hervorlangte. Seine Excellenz trank viel davon, wollte noch mehr trinken und kam so oft darauf zurück, daß er den löblichen Entschluß faßte, immer ein Glas bei sich zu haben, das kaum geleert, gleich wieder gefüllt und kaum gefüllt, gleich wieder geleert wäre. — Baffo wurde schnell zu der ausgezeichneten Ehre zugelassen, den Teppich zu küssen, auf welchem die Füße des glorreichen Sohnes des Propheten ruhten. Seine grade Haltung, sein Geschwätz gefiel dem Sultan, der erfreut war, einen von den ihn umgebenden Höflingen so ganz verschiedenen Mann anzutreffen. Selim hatte lieber mit dem Abenteurer als mit dem Mufti oder Reis-Effendi zu thun; er befahl dem Kislar Agassi (Haupt der Serailhüter), täglich den Italiener bis zu ihm gelangen zu lassen; Baffo benutzte dies, um täglich dem Herrscher der Gläubigen etwas Neues zum Kaufen mitzubringen; heute war es eine Pendeluhr, morgen Bronzewaaren, kurz, alle die vielen Kleinigkeiten, welche die londoner oder pariser Industrie erzeugt. Selim hatte Lust nach allem, was er sah; der Wunsch eines Sultans ist ein verzehrendes

Feuer, und Baſſo verkaufte jeden Artikel drei- oder vier-mal theurer, als er ihm zu ſtehen kam.

Zum Unglück wird man aber Alles überdrüſſig; dem Sultan gefielen Porzellan, Uhren, Kryſtallwaaren nicht mehr; er bekam ein zügelloſes Verlangen nach wilden Thieren. Baſſo brachte ihm Hunde, die Schach ſpielten, Katzen, die Meiſter im Gewehrabfeuern waren, betriebſame Fiſche ꝛc. In der Hitze, mit der er ſeine Erklärungen hierüber begleitete, entfuhr ihm die Bemerkung, er habe einen Bären Clavier ſpielen ſehen. Selim ſchrie, auch er wolle einen ſolchen Virtuoſen hören; der Italiener antwortete ihm dreiſt, daß er vor langer Zeit, weit entfernt von der Türkei, dieſes wunderbare Thier angetroffen habe. Aber den Sultan hören, hieß gehorchen; die mindeſten Wünſche Seiner Hoheit ſollten im Augenblick erfüllt werden; er werde die Nacht darauf verwenden, einen Bären ausfindig zu machen, ihn abzurichten, zu unterrichten, ſeine Erziehung zu vollenden, und er wolle ihn des andern Tages in's Serail bringen. Baſſo kannte einen andern, ihm ergebenen Abenteurer, der ſchon aus zwanzig Gefängniſſen entwichen war, einen gewiſſen Becchiari, einen erfinderiſchen, klugen Kopf, der ſich auf's Intriguiren verſtand, und wenn er dafür hätte Hungers ſterben müſſen. Er theilte ihm ſeine Idee mit. Es wurden einige Einwendungen erhoben; allein ein Rückſchritt war unmöglich. Bei einem armeniſchen Pelzhändler kaufte man ein prächtiges Bärenfell, dieſes legte Giuſeppe an, übte ſich darin, auf Händen und Füßen zu gehen, zu grunzen, und es gelang ihm ziemlich. Einige Stunden ſpäter befand er ſich mit ſeinem Führer in den Gemächern des Großherrn. Man brachte ein herrliches Piano, deſſen Saiten aber größtentheils geſprungen waren; denn ein Schwarm von Dsalleken hatte verſucht, in die Kreuz und die Quere über die Taſten zu fahren. Auf einen Wink oder einige Worte Baſſo's entſagte der falſche Bär ſeiner zugleich ehrfurchtsvollen und ſtolzen Haltung, die er bisher beobachtet hatte, und ſetzte ſich vor das Inſtrument, ſpielte ein mißtönendes Charivari, durch welches Selim, der ein ſchlechter Muſikkenner war, ganz bezaubert wurde. Er beſchloß ſogleich, ein ſo intereſſantes Thier für ſich allein zu behalten, und befahl, es in die kaiſerliche Menagerie zu führen.

Baſſo, der einige Einwendungen wagte, wurde nicht gehört. Becchiari, ſehr mißvergnügt über dieſe üble Wendung, welche die Sache annahm, wurde ſogleich in einen entlegenen Theil des Serails geführt und in einen Eiſenkäfig, den man ſorgfältig verſchloß, geſperrt; hier ließ man ihn allein. Zu ſeiner Rechten hörte er einen Löwen brüllen, zu ſeiner Linken ſprang ein Panther auf und nieder, und des Abends warf man ihm zwei Pfund rohes Fleiſch zu. Man denke ſich in ſeine Lage, und man wird gern glauben, daß er eine ſehr ſchlechte Nacht zubrachte; zudem fließen die Thiere der Menagerie, einen falſchen Mitbruder witternd, furchtbares Geſchrei aus, und machten alle erdenklichen Anſtrengungen, um zu ihm zu gelangen. Eben verſluchte er zum tauſendſten Male ſeine Unklugheit, ſeinen Heiferkeitseifer, und ſprach ganz laut in einer Weiſe, wie man noch nie einen Bären ſprechen hörte, als er beim erſten Tagesſchimmer die Thür ſeines Gefängniſſes ſich öffnen ſah. Baſſo war in Begleitung eines Boſtangi mit einem andern Bären gekommen; Giuſeppe lief eilends hinaus, während man den andern Bären hineintrieb, und legte bald darauf ſeine zottige Hülle ab, die in einem Winkel verborgen wurde. Einige Stunden ſpäter überſchritt er mit Baſſo die Pforte des Serails, ohne daß die Wachen, welche ſie oft zu Geſichte bekamen, auf ſie achteten.

„Du koſteſt mich zweitauſend Piaſter,“ ſprach Baſſo nun zu ihm; „die habe ich dieſem Boſtangi geben müſſen, um Deine Befreiung zu erlangen; ich will Dir ſpäter erzählen, wie viel Mühe ich gehabt habe, einen Erſatz zu finden und in den Palaſt hinein zu bringen.“

Des andern Morgens ließ Selim ſich den zweiten Bären kommen; man ſetzte ihn vor das Piano; das vierfüßige Thier begriff nicht, was man eigentlich von ihm wollte; es zertrümmerte das Inſtrument und geberdete ſich wie raſend; der Sultan, der Furcht bekam, legte die Hand an ſeinen Dolch und befahl mit einem Wink den Tod des Thieres, das ſo ſchnell alle Lehren des Anſtandes vergeſſen hatte; der Bär wurde ſogleich auf den mit Marmor gepflaſterten Hof geführt, wo ihm ein Janitſchar den Hals abſchnitt; ſelbſt wenn es ſich darum gehandelt hätte, vierzig Rebellen zu ſpießen, dreißig wohl in Lederſäcke genähte Sultaninnen in das Meer zu werfen, hätte der Befehl nicht ſo ſchnell vollzogen werden können.

Kurze Zeit nach dieſem Abenteuer widerfuhr Baſſo, der durch daſſelbe gar nichts in der Gunſt des Sultans verloren hatte, ein wirkliches Unglück: man entwandte ihm viele prächtige Diamanten, die ihm anvertraut worden waren, wenigſtens verſicherte er dies. Alle noch ſo eifrigen Nachforſchungen konnten nicht zur Entdeckung des Diebes führen. Der Kummer, den er darüber empfand, verleidete ihm den Aufenthalt in Conſtantinopel; er reiſ'te nach Perſien, und nie mehr hat man etwas

Digitized by Google

von ihm vernommen. Bechiari trat zum Islamismus über, er hätte, wie jeder Andere, Pascha von drei Roßschweifen werden können, allein er starb noch in demselben Jahre, wo er den Turban nahm, an der Pest.

Die beiden Heldinnen.

(Schluß.)

Einst begegnete in der Morgendämmerung nach einer Nacht voll Strapazen und Kampf der General v. Beurnonville der beim Klange einer einzigen, von Kugeln durchlöcherten Trommel und unter dem Gesange der Marseillaise heimziehenden Colonne des Herrn von Fernig; innigst erfreut ließ er die muthigen Truppen Halt machen, um sie zu mustern und ihnen seine Zufriedenheit zu erkennen zu geben. Aus Furcht, entdeckt zu werden, suchten sich die beiden heldenmüthigen Mädchen zu verstecken, aber der General wurde gerade durch dieses nicht leicht ausführbare Manoeuvre auf sie aufmerksam gemacht und forderte deßhalb Herrn von Fernig auf, sie vortreten zu lassen. Schüchtern schritten die Mädchen durch die geöffneten Reihen, in deren Mitte sie sich geflüchtet hatten; aber ihre Mannskleider, ihre vom Pulverdampf verrauchten Gesichter und ihre vom Abbeißen der Patronen geschwärzten Lippen machten die beiden Töchter den Augen des Vaters selbst unkenntlich. Ueberrascht, sah ihm vorher nie gesehene Kämpfer seines kleinen Heeres vorzufinden, fragte er sie streng: „Wer seid ihr?“ Ein von Lächeln begleitetes Flüstern lief durch die Reihen. Theophile und Felicitas sahen ihr Geheimniß entdeckt; sie fielen erröthend vor Herrn von Fernig auf ihre Knies nieder und baten ihn weinend und schluchzend um Verzeihung für den aus kindlicher Liebe hervorgegangenen Betrug. Der gerührte Vater stellte seine Töchter dem General vor, der diese schöne Scene sofort in seiner Depesche an den Convent mit berichtete. Dieser machte die Namen der beiden Mädchen öffentlich bekannt und sandte ihnen im Namen des Vaterlandes Ehrenpferde und Ehrenwaffen. Dumouriez wurde dadurch auf sie aufmerksam gemacht; er zog ihren Vater und sie selbst in seine unmittelbare Umgebung und stellte sie seinen Soldaten als Muster auf.

Seit ihr Haus von den Feinden in Brand gesteckt worden war, besaßen sie keine andere Heimath mehr, als das Heer. In der ersten großen Feldschlacht des Revolutionskrieges bei Jemappes verfahen die beiden muthvollen Töchter den Dienst von Ordonnanzoffizieren. Die älteste, Felicitas, war stets in der Nähe des von Dumouriez zum Lieutenant ernannten Herzogs von Chartres (jetzigen Königs der Franzosen), die andere, Theophile, überbrachte die Befehle des Obergenerals an den General Ferrand und war mit diesem bei dem Sturme der österreichischen Redouten. Schon sind diese überwältigt, nur noch eines der letzten Bataillone ungarischer Offiziere setzt den Kampf fort; da rückt die junge Theophile v. Fernig an der Spitze einer Abtheilung Jäger gegen dieses Bataillon, durchbricht es, wirft mit zwei Pistolenschüssen zwei Grenadiere zu Boden, und nimmt mit eigener Hand den Bataillonschef gefangen, den sie entwaffnet zu Ferrand bringt. Unter der Zeit hatte die andere Schwester an der Seite des Herzogs von Chartres, der im Centrum das Treffen wieder herzustellen bemüht war und die Bataillone zu sammeln suchte, Wunder der Tapferkeit verrichtet. Die Zügel zwischen den Zähnen, die Pistole in der Faust, schalt das 16jährige Mädchen die fliehenden Soldaten aus und trieb sie zur Umkehr. Aber als der blutige Sieg für die Franzosen errungen war, da stiegen die Siegerinnen von ihren Pferden, verbanden die Verwundeten und trösteten sie.

Fortwährend blieben die beiden Amazonen in der Umgebung des französischen Obergenerals, stets an all' den kleinen Vorpostengefechten Theil nehmend, welche nach der Schlacht von Jemappes zwischen den französischen und österreichischen Truppen vorfielen. Bei einem derselben sah sich Felicitas plötzlich von einer Abtheilung feindlicher Uhlanen umzingelt und nur mit Mühe gelang es ihr, ihren Säbeln zu entkommen. Da gewahrte sie, als sie sich anschickte, ihre Colonne wieder einzuholen, einen Offizier von den belgischen Freiwilligen ihrer Partei, der durch einen Schuß vom Pferde gestreckt, sich nur noch schwach gegen auf ihn eindringende Uhlanen vertheidigte, welche ihm den Rest zu geben suchten. Beim Anblick des leidenden Mitkämpfers sprengt sie, ohne ihn zu kennen, ihm zu Hülfe, tödtet mit zwei Pistolenschüssen zwei der Uhlanen, schlägt die andern in die Flucht, steigt vom Pferde, richtet den Sterbenden auf und schafft ihn in's Lager.

Inzwischen wurde die Familie Fernig durch ihre Anhänglichkeit an die Person Dumouriez', die Mädchen wenigstens gewiß schuldlos, in den Verrath dieses Generals hineingezogen, und mußten mit ihm und dem Herzog von Chartres Frankreichs Boden verlassen. Während nun aber die Mädchen einsam im Ausland umher

Digitized by Google

irrten, hatte jener von Felicitas gerettete belgische Offizier Wanderwalen nur ein Gefühl, das des Dankes, nur einen Gedanken, den, seine Retterin wieder zu sehen. Immer schwebte ihm die hülfreiche Erscheinung vor, die auf der Stätte des Blutbades vor ihn getreten war, dieses Frauenantlitz, das sich unter den Kleidern eines Waffenbruders in's Handgemenge stürzte, um ihn dem Tode zu entreißen und sich nachher im Lazareth über sein blutbeflecktes Bett zu neigen. Er verließ den Kriegsdienst, um seinen Schutzengel aufzusuchen. Lange durchzog er vergebens die Städte des nördlichen Deutschlands, bis er endlich die Flüchtlinge tief in Dänemark entdeckte. Seine Dankbarkeit verwandelte sich in Liebe bei dem Mädchen, das er jetzt in ihren Kleidern mit der ganzen Anmuth und Schüchternheit ihres Geschlechtes fand. Er heirathete sie und brachte sie in sein Vaterland zurück; ihre Schwester und Ruhmesgefährtin Theophile folgte ihnen nach Brüssel, wo sie jung und unverheirathet, als eine Pflegerin der Künste, ganz der Musik und Poesie lebte. Sie hinterließ eine große Anzahl von Dichtungen, in denen sich männlicher Heroismus mit tiefem weiblichem Gefühle vermählt.

Varinka,

oder

das Beichtgeheimniß.

Varinka war die einzige Tochter des Generals Tschermaploff, der aus der Umgegend von Pultawa nach St. Petersburg zurückberufen worden war, weil er von dem Kaiser Paul I. einer ganz besonderen Freundschaft gewürdigt wurde. Ihre Mutter, die sich rühmte, in gerader Linie von einem der Tartarenführer abzustammen, die im dreizehnten Jahrhunderte unter Tschingischan in Rußland einbrachen, war frühzeitig gestorben, hatte aber der einzigen Tochter ihren Reichthum, ihre Schönheit und ihren Stolz, der fast keine Grenzen kannte, als Erbe hinterlassen. Ihre Erziehung war daher, da der Vater sich nicht um dieselbe bekümmern konnte, einzig und allein einer Engländerin überlassen, die ihr der Vater zu diesem Zwecke zugesellt hatte. Anstatt aber die übermüthigen Neigungen ihrer Schülerin zu bekämpfen oder zu mildern, hatte diese sie nur noch mehr entwickelt und befestigt, indem sie dieselbe mit den Grundsätzen des englischen Adels, des eingebildetsten in der Welt, bekannt machte und ihr Verachtung gegen Alles einflößte, was nicht dem hohen Adel angehörte oder dessen Grundsätzen zuwider war. Dabei hatte sie derselben wohl eine hohe Geistesbildung gegeben, sie in allen Künsten, die im Umgange mit der großen Welt Aufsehen erregen und die Herzen gewinnen konnten, und in vielen Sprachen unterrichtet, aber den Stolz und Hochmuth in derselben so hoch gesteigert, daß sie Menschen, die unter ihrem Range standen, kaum noch als Menschen betrachtete. Ganz natürlich hatten daher ihre Diener, die, wie dies bei den Großen in Rußland der Fall ist, immer Leibeigene und Sklaven sind, einen ganz geringen Werth für sie und galten ihr nicht mehr, als etwa ihr Hund oder eines ihrer Pferde. Dabei aber war sie von außerordentlicher Schönheit, welche Jeden, der sie sah, bezauberte, obgleich der festgewurzelte Hochmuth sich auch in ihren Gesichtszügen aussprach und auf Alle, die minder hochstanden als sie, einen unheimlichen Eindruck machte, welcher aber im Umgange mit ihresgleichen wieder verschwand, wo sie als eine Frau erschien, wie alle Frauen. Mit ihrem 17. Lebensjahre war ihre Erziehung vollendet, und ihre Lehrerin, deren Gesundheit in dem rauhen Klima von Petersburg bereits gelitten hatte, nahm ihren Abschied und trennte sich von ihr. Nun war sie allein und hatte sich um nichts in der Welt zu kümmern, als um die Erhaltung ihres reichen und in hohem Ansehen stehenden Vaters, der blind für sie eingenommen war und dieses einzige Kind als das höchste Kleinod seines Hauses betrachtete, welchem sie nun als Herrin vorstand. Ganz natürlich, daß dabei ihr Hochmuth nur noch mehr genährt und verstärkt wurde.

In dieser Zeit erhielt der General einen Brief von einem Jugendfreunde, den dieser auf seinem Sterbebette geschrieben hatte. Es war dies der Graf Romanzoff, welcher wegen mehrer Unannehmlichkeiten mit dem Fürsten Potemkin auf seine Güter verbannt worden war. Er hatte besonders um seiner Familie willen dis zu seinem Tode vergebens sich bemüht, die Gunst des russischen Hofes wieder zu gewinnen und seine Verbannung rückgängig zu machen, die ihn nöthigte, zweihundert Meilen von Petersburg entfernt zu leben, wodurch ihm jede Gelegenheit abgeschnitten war, für das Fortkommen und Ansehen der Seinigen unmittelbar bei dem Kaiser und seiner Umgebung, wovon das Schicksal der Großen in Rußland immer abhängt, etwas zu wirken. Besonders lag ihm sein einziger Sohn Feodor sehr am Herzen, dem er gern eine glänzende Laufbahn im russischen Heere eröffnet hätte. Deshalb wendete er sich in dem

Digitized by Google

erwähnten Briefe an seinen Freund, den General, der demselben auch bald durch seine Fürsprache bei Kaiser Paul I. eine Lieutenantsstelle im Regiment Semonowski verschaffte. Der junge Mensch kam an, und obwohl er als Offizier in seiner Kaserne lebte, hatte er doch bei den Besuchen, die er nach den Wünschen des Generals in dessen Hause machte, die schöne Tochter desselben oft gesehen und war von ihrer Schönheit so bezaubert worden, daß ihr Bild nicht aus seinen Gedanken wich. Barinka dagegen hatte kaum gethan, als ob sie ihn bemerkt. Was war denn auch in ihren Augen ein Lieutenant ohne großes Vermögen und ohne die Aussicht, einmal ein großer Mann zu werden? Sie träumte in ihrem Hochmuthe von einer fürstlichen Verbindung, die sie zu einer der angesehensten und höchststehenden Frauen Rußlands machen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

Mezieres. Ein junger Mann aus hiesiger Stadt, Namens Henri Raulin, seit Kurzem vom Militairdienste befreit, liebte mit großer Leidenschaft ein sehr schönes Mädchen, das im Dienste einer Dame, welche in der Faubourg Pont d'Arches wohnte, stand: er wurde mit der zärtlichsten Gegenliebe belohnt, die Aeltern der Schönen waren damit zufrieden und legten der Verbindung der jungen Leute, welche sie selbst sehnlichst wünschten, kein Hinderniß in den Weg. Seltsam genug aber, wenn man von Heirathen sprach, wurde Raulin still und suchte das Gespräch abzubrechen; als aber seine Geliebte in ihn drang, endlich den Tag ihrer Verbindung zu bestimmen, brach er in ein lautes Weinen aus und gestand ihr, daß die allzugroße Liebe zu ihr, ihn verleitet habe, sie zu hintergehen, daß er bereits verheirathet sei und seine, wenn auch von ihm ungeliebte Frau in Brest wohne, wo er sich, als sein Regiment dort in Garnison lag, mit ihr ehelich verbunden habe. Man kann sich die Verzweiflung des jungen Mädchens denken, laut rief sie den Vater im Himmel an, er möge ihr doch den Tod senden, sie könne das Leben auf dieser Welt nicht mehr ertragen.

„Ich auch nicht, Margot," rief Henri, „können wir nicht bei einander leben, laß uns zusammen sterben, ein Grab soll uns umschließen!" — Die Augen des Mädchens glänzten ihm ihre Einwilligung zu. Raulin verschaffte sich einen Dolch, ein Pistol, Pulver u. s. w. Beide begeben sich in ein unbewohntes Haus der Vorstadt, er stößt den Dolch in die Brust der Geliebten und erschießt sich dann mit dem Pistol. Man hört den Knall, beute eilen herbei, man findet — zwei Leichen. Ein Zettel in der Tasche des jungen Mannes gibt den Grund zu diesem Doppelmorde an, der die ganze Stadt in tiefe Betrübniß gesetzt hat.

Paris. Das Correctionsgericht der Polizei beschäftigte sich am 4. Sept. mit dem Betruge, welcher bei der zum Monument für den Kaiser bestimmten Bronze stattgefunden hat und durch einen Herrn Soyer verübt worden ist. Der Plan des Denkmals, das hauptsächlich aus Bronze bestehen und den sterblichen Ueberresten des großen Feldherrn gewidmet sein soll, wurde von Herrn Visconti angefertigt und die Ausführung desselben einem wahrhaften Künstler, Herrn Soyer übertragen, einem sehr geschickten Mann, dessen Wiegerei über 30 Jahre besteht, und der stets die größten Aufträge erhielt. So eben war er damit beschäftigt, die Zeitsäule zu fertigen, man wußte also seine Werkstätte mit Materialien wohlbesetzt. Wenn er die Bronze zu dem Monumente lieferte, war der Preis zu 707,936 Franks bestimmt, lieferte aber die Administration das dazu gehörige Metall, sank der Preis auf 448,017 Franks herab. Die Regierung, im Gefühle der Dankbarkeit gegen den Entschlafenen, fand es für passend, daß sie zu verwendende Bronze von den Kanonen genommen werde, welche die Kaiserlichen Waffen in fremden Ländern eroberten; der Kriegsminister gab demnach Befehl, aus den Zeughäusern das Geschütz in die Ateliers des Herrn Soyer zu schaffen. So hält man die Sache in der besten Ordnung. Wer hätte auch glauben können, daß ein Mann, dessen Redlichkeit seit so vielen Jahren schon anerkannt war, daß dieser Mann, von dem ihm anvertrauten Gute, von dem Heiligthum, wenn man an seinen Ursprung und seine Bestimmung denkt, von Zeit zu Zeit heimliche Verkäufe veranstaltete. Die Sache mußte indessen verrathen worden sein; die Behörde verfügte sich in die Ateliers, um ein Inventarium über das Vorhandene aufzunehmen und fand ein Deficit von 281,000 Fr. Herr Soyer, welcher sogleich festgesetzt ward, hat ausgesagt, daß er die Kanonen verkaufte, um sie durch anderes Erz zu ersetzen.

— Aus Münsterberg meldet man folgenden komischen Vorfall: „Es ward Jemandem eine Kuh gestohlen; der Eigenthümer bemerkte es, setzte den beiden Dieben nach, und erhält seine Kuh wieder, und als Lohn für seine Mühe — ein paar Stiefeln. Es hatten die Diebe, um die Spur zu verbergen, der Kuh an allen 4 Füßen Stiefeln angezogen. Als sie sich verfolgt sahen, zogen sie dieselben wieder ab, es gelang ihnen aber blos bei den Hinterfüßen. Sie selbst entflohen, die Kuh zurücklassend.

Eine Luftfahrt in Asien. Am 9. Juli d. J. hatte der französische Aeronaut, Herr Rosset, in Bagdad eine Luftfahrt mittelst eines Ballons unternommen, wobei sich eine erstaunlich große Anzahl von Zuschauern eingefunden hatte. Die staunenden Osmanen riefen bei dieser Gelegenheit unaufhörlich „Allah sel groß," und als der unter den Wolken verschwindende Aerostat ihren Augen entschwand, waren sie eine Weile im tiefsten Nachdenken versunken. Mittlerweile war Herr Rosset zwei Stunden von jener Stadt auf das Ufer des Tigrisflusses niedergegangen, hier aber drohte ihm eine ernste Gefahr; während nämlich ein Theil der Landbevölkerung ihm ob seines vermeintlichen Besuches des Mondes die größten Ehrenbezeugungen erwies, hatten sich mehrere Fanatiker unter Anführung eines muselmännischen Mönches seiner bemächtigt, und wollten ihm durch Verbrennung des rechten Armes den bösen

Digitized by Google

Geist, der ihn in die Lüfte getragen hatte, aus dem Leibe bannen. Glücklicher Weise befand sich ein Aga des Paschaliks in der Nähe, und so konnte der Exorcisation noch zeitig genug vorgebeugt werden.

— Wir lesen in der „Breslauer Zeitung." Am 27. Aug. fand die Hinrichtung der 59 Jahre alten Giftmischerin Dasig aus Handsfeld durch das Beil statt, wohin die rechtskräftig erkannte Todesstrafe des Rades durch die Gnade seiner Majestät des Königs — unter Beibehaltung der Schärfung durch Schleifung zur Richtstätte — abgeändert worden war. Die Delinquentin wurde um 5 Uhr aus dem Inquisitoriat auf einem Leiterwagen in Begleitung eines Geistlichen abgeführt, erst am Ende der Werftdamm auf die Schleife gesetzt, und so zum Hochgericht gebracht, ohne einen Augenblick während des langen Transportes ihre feste Haltung und die in dem unverändert bleibenden Antlitz ausgedrückte Kaltblütigkeit zu verlieren. Anschrieend der Unterstützung von zwei Executions-Gehülfen kaum bedürftig, bestieg die Hochbejahrte die Treppe zum Schaffot, entkleidete sich hier selbst, ohne zu wanken, und bestrafte selbst den Rock mit einer Schlinge um den Leib. Punkt 6 Uhr fiel ihr Haupt unter dem tödtlichen Schlage. Einige tausend Personen, in ziemlich gleicher Anzahl Männer und Frauen, wohnten dem furchtbaren Schauspiele bei. Die Verbrecherin, welche mit ihrem Manne in großem Unfrieden lebte, hatte demselben Anfangs eine Quantität Gift beigebracht, welches nur heftiges Erbrechen verursachte. Ungefähr 4 Wochen später wiederholte sie den Versuch, diesmal mit dem gewünschten Erfolge. Sie war übrigens während der letzten Zeit ihrer Untersuchungshaft fast ganz blind. Die ihr an dem Tage vor der Hinrichtung gereichte bessere Kost ließ sie sich noch wohl schmecken, und wählte sich auch selbst den Geistlichen, Diakonus Weiß, und einen der Gefängnißwärter als Begleiter zum Richtplatze.

— Vor Kurzem starb zu Hamburg, in dem sogenannten tiefen Keller (Prachterherberge) die Enkelin des Freiherrn von Knigge, der durch sein Werk „über den Umgang mit Menschen" berühmt geworden ist. Der Ort dieses Todes zeigt genugsam, wie tief die Verstorbene gesunken war, und in welchem Elende sie seit Jahren lebte. Sie war in Frankreich geboren, kam nach dem Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter nach Hamburg, und ward nacheinander die Geliebte Morriers, Davousts und anderer französischer Offiziere, lebte verschwenderisch und genußsüchtig und feierte Orgien, wie sie zur Zeit des funfzehnten Ludwig gefeiert wurden. Mit den Jahren wurden ihre Bekanntschaften anderer Art, sie sank von Stufe zu Stufe, und trieb nebenbei das Gewerbe einer Straßenbettlerin und Straßenfegerin. — Die hatte den Umgang mit Menschen noch gründlicher studirt.

— Ein stilles Gewässer unweit Aachen, der Frankenbergerser genannt, bewahrt die schöne Sage von Fastradens Ring. Sie erzählt, daß Karl der Große einst im süßen Kosen mit der geliebten Gattin dieser einen Ring schenkte, der den Zauber besaß, seine Liebe treu und unwandelbar an sich zu fesseln. Fastrade stirbt, und der trostlose Kaiser will ihren Leichnam nicht von sich lassen; der Sarg, der die Geliebte birgt und ihm, so oft er ihn öffnet, das Weib seines Herzens unversehrt zeigt und schön, wie sie im Leben war, begleitet ihn auf allen seinen Zügen. Da sinkt sein frommer Beichtvater am Altare der Madonna in Köln auf die Kniee und fleht die Gottesmutter an um die Erlösung des Bannes, der seinen großen Kaiser gefesselt hält an den Leichnam Fastradens. Es wird ihm die Offenbarung der göttlichen Jungfrau, daß Fastrade im Sterben den Zaubering unter ihrer Zunge verborgen habe. Er findet ihn da, nimmt ihn weg und steckt ihn zu sich. Karl sieht nun in der geliebten Todten das, was sie jetzt wirklich war: einen verwesenden Leichnam, und läßt in der Kirche des heiligen Alban zu Mainz sie zur Ruhe legen. Aber die Liebe, die er vorher für Fastraden genährt, geht nun auf den ehrwürdigen Priester über, der von nun an beständig an seiner Seite sein muß. Der fromme Prälat, entsetzt über eine Zuneigung, die er trügerischem Zauber verdankt, versenkt den Ring in die Tiefe des Sees. Seitdem befand sich Kaiser Karl nirgends wohler als in der Nähe dieses Sees; er ließ sich ein Lusthaus an dem Rande desselben bauen und wählte Aachen zu seiner steten Residenz wegen der Nähe des Frankenbergersees.

Schneider-Autoritäten. Die Schneider haben sich von jeher und fast in allen Ländern auf eigenthümliche und zwar meist rühmliche Weise ausgezeichnet und ihrer viele haben nicht durch die Nadel, sondern auf andere Weise einen historischen Namen erworben. Deutschland ist vorzüglich reich an merkwürdigen Schneidern, und allein die letzten drei Jahrhunderte vom Wiedertäufer Johann von Leyden, bis auf den Weltstürmer Weitling, haben ihrer eine große Anzahl aufzuweisen. Jung Stilling war ursprünglich Schneider. Einer der bedeutendsten Frühern des 17. Jahrhunderts, Derflinger war ebenfalls Schneider. Als Ludwig XIV. Straßburg an sich riß, war es allein die dortige Schneiderzunft, welche Gegenwehr die zum Tode verlangte. Aehnliche Beispiele ließen sich in Menge aufführen. Auch die englische Geschichte hat ihre berühmten Schneider: — Sir John Hankwood wurde grundnichi Johannes Acutus genannt, und zwar wegen der Schärfe seiner Nadel oder seines Degens. Der Geschichtschreiber Fuller sagt von ihm: er machte seine Nadel zum Degen und seinen Fingerhut zum Schild. Sir Ralph Blackwell war mit ihm zugleich in der Lehre; auch er wurde wegen seiner Tapferkeit von Eduard III. zum Ritter gemacht, heirathete seines Meisters Tochter und stiftete Blackwellhall. Der Historiker John Speed, war ein Schneider aus Cheshire; auch der Antiquar John Stowe (geb. 1525.) war ein Schneider. Elliot's Regiment leichter Reiter bestand hauptsächlich aus Schneidern. Der erste Mann, welcher die Idee der Abschaffung des Sclavenhandels anregte, war Thomas Woolmann, ein Quäker und Schneider von New-Jersey. Er gab mehrere Abhandlungen über diesen Handel heraus, machte Reisen, um sich mit andern Personen über den Gegenstand zu berathen, kam in dieser Angelegenheit nach England und ging nach York, wo er die Pocken bekam und am 7. October 1772 starb.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Das Sicherste, was wir über die neuen Wintermoden mittheilen können, ist folgendes: Kleider: die Form des Leibchens und der Aermel hat sich wenig verändert seit der letzten Saison, nur mit dem Ausputze sind einige Veränderungen vorgegangen. Die Putzkleider nämlich werden mit vollem Sammet, mit ungerissenem Sammet und mit Spitzen untermischt von Bandschleifen garnirt und diese Sammetbesetzungen sind außerordentlich mannichfaltig; sie bilden entweder Blätter, die mit Atlas eingefaßt sind, daß sie wie aufgesteckt aussehen. Dieser Ausputz zieht sehr reich aus und paßt ganz zu den neuen kostbaren Winterstoffen, die zum Theil Bergleichungen zu reiß-f haben. Die Kleider von leichter Wolle, wie sie von schottischem Cachemir z. B. woben mit schrägen Streifen besetzt, die entweder gestickt oder sonst verziert sind. Auch vorn herunter werden diese Kleider in geschlängelten Mustern mit Seide gestickt und mit ausgeschnittenem Sammet besetzt. Die Stickerei erhält dadurch ein ganz eigenthümliches schönes Aussehen. Kleine Sammetstreifen, die stoffelartig übereinander gesetzt werden, und hübsche Borten von vollem Sammet, die durch Knöpfe ebenfalls von Sammet gehalten werden, sind die zwei Arten von Ausputz, welche man meist für die Morgenkleider vorsieht. Unter den neuen Stoffen sind die bemerkenswerthesten sehr schöne Castors mit satinirten Streifen und Carreaux; gestreifte und damassirte Popeline; schön reiche Stoffe, deren glänzendes und weiches Gewebe mit den schönsten Seidenstoffen sich vergleichen läßt und endlich Reps mit großen Bouquets, mit Guirlanden in allen Farben und damassirte Perkins, deren matte Bänder sich in tausendfachen Berichtigungen auf einem satinirten Grunde hinziehen. Die Hüte sind diesen Winter im Allgemeinen klein und unterscheiden sich von denen des vorigen Winters durch die runde und ausgeschweifte Form des Schirmes sowie dadurch, daß der Kopf hahrund ist. Zur großen Toilette trägt man Hüte von Königsammt und von vollem Sammet. Die von Königsammet sind mit einer schönen Feder und mehreren Atlasgarben ausgeputzt, welche sich in einer Bandschleife an der Seite endigen. Der innere Rand des Schirmes ist mit vier Reihen Belatz verschen, die in zwei Farben abwechseln. Eine schöne Spitze oder eine schöne Feder an der Seite ist fast immer der einzige äußere Ausputz eines Hutes von vollem Sammet, der an sich so reich ist, daß er nur die allereinfachste Ausschmückung bedarf. Weiß, Rosa, Hellblau, Aprikosen- und Maisfarbe wie Meergrün werden die Farben der Hüte zu großer Toilette sein. Zum Halbputz ist nichts besser als ein Hut von ungerissenem Sammet, mit gleichem Stoffe so ausgeputzt, daß der Ausputz eine doppelte Spitze bildet, die an jeder Seite des Schirmes herunterzieht. Diese Spitzen oder Zacken werden mit Sammet eingefaßt und mit Knöpfchen und einer kleinen Schnur besetzt. Man kann indeß sehr wohl statt eines solchen Hutes ein Zughut von Atlas tragen, der mit einer halben Guirlande in derselben Farbe ausgeputzt ist, in welche sich schwarze Spitzen mischen. Die Farben sind dunkelblau, Braun, Schwarz, Fitzgrau, Dunkelgrün. Früh und zum Wagen trägt man Hüte von Sammet und Atlas in dunkler Farbe, die einfach mit Band oder gleichem Stoffe ausgeputzt sind. Zu den Soiréen hat man außer den Coiffuren von Spitzen, Sammet und Bürmen, deren Formen ins Unendliche verschieden sind, reizende kleine Blendenhäubchen in Rosa, Blau oder Paille, die mit leichten Sträußchen von Blumen und Früchten-untermischt sind.

Von allen den verschiedenen Mantel- und Mäntelchenformen scheinen nur die nachstehend erwähnten dauernd zu gefallen, nämlich der armenische Mantel, der zwar weder genau der Mantille, noch dem Pallelot gleicht, aber doch von beiden etwas hat, weil er der ganzen Länge nach an den Seiten offen ist; er fällt gerade am Rücken und bezeichnet die Taille nicht; ein kleiner Aermel, der unten angebracht und am Rücken festgemacht ist, vereinigt die beiden Seiten und macht so dies Kleidungsstück wärmer als die Mantille. Er reicht bis unterhalb des Kniees und läßt also nicht viel von dem Kleide sehen. Man hat ihn von Sammet, von Atlas ꝛc. und wählt als Ausputz nur eine schöne breite Borte; nur wenn man ihn ein reicheres Aussehen geben will, besetzt man ihn mit Spitzen. In Sammet kostet er 125 — 150 Franks; in Prinzessin-Atlas 80 — 90 Franks. Dieselbe Form giebt man auch kleinen Mänteln von Merinos oder Tuch, die mit einer seidenen Borte oder mit geprestem Sammet aufgeputzt werden und höchstens 55 — 60 Franks kosten. Der russische Mantel gehört zu den bequemsten und wärmsten: er ist lang und weit, kleine Aermel und ein Kragen mit Jacken in Schawlform, der noch weit über die Taille reicht, machen ihn warm. Auf den Achseln ist der Kragen ausgeschnitten da wo der Aermel angesetzt ist, so daß der Arm frei bleibt; er verlängert sich dann und gelangt in leichten Wogen wieder an die andere Seite des Armes. Er wird mit Pelzmenteiarbeit und mit langen offenen Fransen besetzt; die letzteren kann man aber auch weglassen, namentlich unten herum. Man hat diesen russischen Mantel von Prinzessin-Atlas, von Sammet und auch von Merinos; in Seide kostet er 100 — 120 Franks, in Merinos 70 — 80 Franks. In den Mantillen scheinen sich besonders zwei Formen herauszustellen. Die Regentschaftsmantille und Shawlmantille. Die erstere ist reicher und wird fast immer von Sammet oder Tuch mit Ausputz von demselben Stoffe gemacht. Sie ist sehr groß, hat aber einen so graziösen Schnitt, daß sie durchaus nicht schwer aussieht. In Sammet kostet sie 130 — 160 Frcs., in schwarzem oder graumelirten Tuche 65 — 75 Frcs. Die Shawlmantille ist vorzugsweise für das Negligee bestimmt, behält immer groß und weit; man giebt ihr auch kleine Aermel, macht sie von Sammet, schwarzem Königsatlas, glasirter Seide oder Merinos und besetzt sie immer mit offenen oder gebrehten Fransen. In Sammet kostet sie 130, in Seide 67 — 75 und in Merinos 50 — 60 Franks.

Herren-Mode. Die Herrenmoden bleiben noch immer wie sie schon längst gewesen sind und werden es wahrscheinlich auch so lange bleiben als wir unsere geschmacklosen Hüte tragen; kann man sich einen schönen Herrenanzug mit einer so häßlichen Kopfbedeckung denken? Die einzige Abwechslung, welche die Herren in ihren Anzug bringen können, giebt die Cravatte; sie tragen eine Cravatte mit breiten satinirten Streifen in heller Farbe auf schwarzem oder braunen Grunde; später kommen die langen brochirten Cravatten, die weißen Atlascravatten und selbst gestickte Cravatten. Zu diesem Luxus füge man den Taschentuchverlurus, die Bolants haben, obgleich sie den Herren etwas zu Weiberartiges geben. Die Fracks haben noch lange Taillen, aber nicht übermäßig, nicht lächerlich. Die schwarze Farbe ist die beliebteste; beinahe schwarz nennen wir die, welche aus dem sehr beliebten ganz dunkelmelirten Tuche bestehen.

Modenerklärung.

1. Frack mit rundlichen Schößen. 2. Burnus mit Pelsomentirarbeit besetzt. — Kinderanzüge.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnol in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel. In Commission bei J. Helbig in Altenburg.

Druck von Friedrich Räthmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2, Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.
3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.
4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 11. **N. Büchner,** Redacteur. **1847.**

Mutterliebe.

Die Wolken rauschen, das Wasser schwillt,
Hoch oben die Wolken sich thürmen,
Es brauset die Fluth, das Meer ist wild,
Gespeiset von heulenden Stürmen.
Das Schiff ist noch ferne vom Heimathsstrand,
Die Wellen treiben es wieder vom Land;
Der Himmel mag's schützen und schirmen!

Und auf dem Vorderdeck ein Kindlein steht
Und schaut in die tosenden Fluthen;
Die Mutter für's Kindlein um Speise flieht,
Es möchte das Herz ihr wohl bluten.
Da schwanken die Masten, da stürzet hinab,
Das Kind in das tiefe, unendliche Grab,
Hinein in die schäumenden Fluthen!

Da Wehe! Mein Kindlein, wer rettet es schnell?
Wo ist das Erbarmen geblieben?
Schon hat es da unten die schäumende Well'
Hinein in die Tiefe getrieben!
Ju Hülfe! zu Hülfe! O eilet geschwind!
Wer rettet, wer rettet der Mutter das Kind?
Erbarmen, Erbarmen, Ihr Lieben!

Wohl jammert die Mutter — die Andern schau'n
Hinunter — doch keiner will's retten.
Da fasset die Arme ein wildes Grau'n,
Als wollt' sie zum Tode sich betten.
„So schützt mich, Ihr Engel, ich stürze hinab,
Und finde ich selber dort unten mein Grab,
Mich halten nicht Wellen noch Ketten!

Da stürzt sie hinunter! Das Wasser rauscht,
Und plötzlich ist sie verschwunden!
Die Schaar der Matrosen dort oben lauscht,
Als wollten die That sie bekunden.
Da murmeln sie leise mit bangrm Graun:
Du wirst wohl die Sonne nicht wiederschaun,
Den Tod hast ihr beide gefunden!

Da schallt es wie heiliger Engelchor,
Es theilen sich plötzlich die Wogen,
Die Mutter hält freudig ihr Kind empor,
Ihr Herz hat sie nimmer betrogen.
Und schnell die Matrosen mit neuem Muth,
Sie werfen das Tau in die wilde Fluth
Und haben herauf sie gezogen.

Und hin ist der Trennung so bitterer Schmerz,
So konnt' es der Himmel nur fügen!
Da sieht man so freudig sich Herz an Herz
Und Lippe an Lippe sich schmiegen.
Und wo die Welt kein Erbarmen kennt,
Die Mutter kein Schicksal vom Kinde trennt.
Die Liebe, die Liebe muß siegen.

(B. Fig.)

Digitized by Google

Barinka,

oder

das Beichtgeheimniß.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit danach kam Feodor, um vom General Abſchied zu nehmen, weil ſein Regiment beſtimmt war, den Feldzug nach Italien unter Suwarow mitzumachen. Die glänzende und prächtige Uniform erhöhte ſeine natürliche Schönheit, und die begeiſterte Hoffnung, mit welcher er zum Felde der Ehre auszog, gab ſeinem ganzen Weſen einen wunderbar bezaubernden Reiz, ſo daß Barinka ganz erſtaunt über dieſe wunderbare Veränderung, diesmal ſo herablaſſend und gnädig war, auf den Wunſch ihres Vaters dem ſcheidenden Jüngling die Hand zu reichen. Dieß war mehr, als er zu hoffen gewagt hatte. Er ließ ſich vor ihr, wie vor einer Königin, auf ein Knie nieder, ergriff mit zitternder Hand die zweite Rechte des ſchönen Fräuleins, und berührte ſie leiſe mit ſeinen Lippen. Barinka durchzuckte dieſer Kuß, als ob ein glühendes Eiſen ſie berührte, und eine tiefe Röthe überzog ihr Antlitz. Aber ſchnell zog ſie ihre Hand zurück, ſo daß Feodor fürchtete, ſie verletzt zu haben. Er bückte auf den Knieen, faßte die Hände und ſchlug die Augen mit einem ſo ſprechenden Ausdruck der Beſorgniß zu ihr empor, daß Barinka einen Augenblick ihren Ehrgeiz vergaß und ihn durch ein Lächeln beruhigte. Er ſtand auf, das Herz voll unausſprechlicher Freude, er mußte ſich ſagen, daß er ſich noch nie ſo glücklich gefühlt habe, und eilte dann fort.

Voll der ſchönſten Hoffnungen zog er ins Feld, und da ſein Verlangen war, ſich auszuzeichnen und durch ein möglichſt ſchnelles Emporrücken im militäriſchen Range den Wünſchen Barinka's möglichſt nahe zu kommen und dadurch ihre Liebe zu ihm zu wecken und zu heben, bewies er in demſelben eine Tapferkeit und eine kriegeriſche Gewandtheit, die ihn bald über ſeine Kameraden erhob und ihm bei ſeiner Rückkehr die Würde eines Hauptmanns und viele Auszeichnungen erworben hatte. Die Bruſt mit vielen glänzenden Orden bedeckt, trat er nun bald nach ſeiner Ankunft in Petersburg in das Haus des Generals, und ſein Herz klopfte ſo heftig von heißem Verlangen, ſich in ſolchem Ehrenſchmucke vor der Geliebten zeigen zu können, daß er im Augenblicke des Wiederſehens faſt zu Boden geſunken wäre. Auch Barinka wurde bei ſeinem Eintritte ſo überraſcht, daß ſie einen Augenblick ihrer gewohnten ſtolzen Haltung gar nicht mächtig war und in einem Ausdruck der Freude wohl zu erkennen gab, daß auch ſie nicht ohne Liebe zu ihm war; aber ſchnell faßte ſie ſich wieder und als der Ueberglückliche zuerſt ihren Vater umarmt hatte und dann auf ſie zueilte, ſich wie beim Abſchiede, auf ſeine Knie niederließ und ihre Hand zum Kuß ergriff, zitterte dieſe zwar, aber ſie ſelbſt zeigte äußerlich eine ſolche eiſige Kälte, daß das Herz des Jünglings vor Schmerz hätte zerſpringen mögen. Der General bemerkte dieſe Kälte, machte ihr ſanfte Vorwürfe darüber und wünſchte, daß ſie doch den Sohn ſeines vertrauteſten Freundes nicht ſo kalt empfangen, ſondern ebenfalls umarmen möchte. Da erſt gab ſie zu verſtehen, daß ſie es ſich gefallen laſſen wolle, und Feodor umarmte mit innigſtem Entzücken die ſtolze Jungfrau und war außer ſich, als er ſogar einen leiſen Druck von ihrer Hand dabei wahrgenommen zu haben glaubte. Aber kaum hatte er ihr wieder ins Antlitz geblickt, als er auch durch die kalten Züge ihres ſchönen Geſichts und durch ihre ſtolze Haltung aufs ſchmerzlichſte ſich wieder zurückgeſchreckt fühlte. Man ſetzte ſich zu Tiſche und da Barinka gerade gegen das Licht ſaß, ſo konnte der General auch hier nichts von ihrem kalten Benehmen gegen den mit Ruhm bedeckten jungen Hauptmann bemerken. Man ſprach von dem merkwürdigen Feldzuge, der junge Mann wußte viel davon zu erzählen; da er aber ſtets vermied, ſeiner ſelbſt dabei zu erwähnen, ſo übernahm es der General ſelbſt, da er bereits davon unterrichtet war, ſeine Heldenthaten zu ſchildern, ja er ſchloß zuletzt unter allerlei Lobpreiſungen damit, daß er den jungen Hauptmann bei dem Kaiſer zum Adjutanten ſich erbeten habe. Feodor war überglücklich. Mit Barinka nun unter einem Dache zu wohnen, ſie oft an ihren Fenſtern oder im Hauſe zu ſehen, täglich zwei Mal mit ihr an einem Tiſche zu ſitzen, das war mehr, als er gehofft hatte; eine ſolche Begünſtigung ſeines Schickſals hatte er ſich nicht geträumt und er glaubte, nun bedürfe er nichts mehr zu ſeinem Glücke.

Auch Barinka fühlte trotz ihres Stolzes die Neigung zu Feodor immer ſtärker. Er hatte ja die große Kluft zwiſchen ſeinem und ihrem Range nun ſchon um ein Bedeutendes überſprungen und eine weitere Auszeichnung konnte einem Manne, der ſchon in dieſem Alter ſo ſehr ſich ausgezeichnet hatte, nicht entgehen. Ihr Stolz wich einem wechſelnden Gefühle, und ſie geſtand ſich ſelbſt, daß ſie ihn liebe, ſo viel dies nämlich ihrem ſtolzen Herzen möglich war. Dennoch hatte ſie dieſe Regungen ihres Herzens unter einem kalten Aeußern

Digitized by Google

absichtlich verborgen; denn ihrem Character gemäß gedachte sie wohl, Feodor einſt zu ſagen, daß ſie ihn liebe bis dahin aber, wo es ihr beliebe würde, dieſes Geſtändniß ihm abzulegen, ſollte er nicht einmal errathen, daß er geliebt würde.

So ging es einige Monate fort, aber dieſes Verhältniß, das Feodor Anfangs für den Gipfel ſeines Glückes gehalten hatte, erſchien ihm bald als unerträgliche Qual. Barinka bemerkte in ſeinem Benehmen, daß er nun ſein Geheimniß nicht mehr lange zurückhalten werde; ſie beſchloß daher, ſeinem Geſtändniſſe zuvorzukommen. Als ſie einmal allein mit ihm war und ſah, wie er ſich umſonſt bemühte, ſeine Gefühle zu verbergen, trat ſie gerade vor ihn hin, ſah ihm feſt ins Auge und fragte, ob er ſie liebe. Der junge Mann ward verlegen, ſtotterte und bat, weil er wohl ſehe, daß er hoffnungslos liebe, um Verzeihung. Da ließ ſie ſich herab, zu äußern, warum er glauben könne; hoffnungslos zu lieben, verſicherte ihm, daß ſie ihn wenigſtens allen andern Männern vorziehe, und erklärte, daß er, wenn er ſie beſitzen wollte, nur die Einwilligung ihres Vaters einzuholen habe. Feodor ſchwamm in Seligkeit über dieſe Erklärung, und, nachdem er erklärt hatte, daß er dieſen Schritt auf der Stelle thun wolle, machte ſie nur die Bedingung, daß kein Menſch, auch ihr Vater nicht erfahren dürfe, welches Geſtändniß ſie ihm jetzt abgelegt habe, am wenigſten, daß es ihr Wunſch geweſen wäre, daß er ſich an ihren Vater um ihres Beſitzes willen wenden ſolle, ſie hoffe, ſetzte ſie hinzu, ihr Vater werde ihm ſeine Einwilligung nicht verweigern.

Noch an demſelben Tage ging Feodor, einen ganzen Himmel voll Glückſeligkeit in ſeiner Seele, zum General. Aber ſchon bei den erſten Worten des Jünglings verfinſterte ſich die Stirn deſſelben. Zwar rührte ihn die Schilderung dieſer ſo innigen und glühenden Liebe, welche den jungen Mann zu ſeiner Tapferkeit angetrieben hatte; er reichte ihm unter tiefer Bewegung ſeines Innern die Hand, erklärte aber, daß er, auf den Wunſch des Kaiſers, während des Feldzugs, die Hand ſeiner Tochter bereits dem Sohne eines geheimen Cabinetsrathes zugeſagt habe, weil ihm Feodors Liebe völlig unbekannt geweſen wäre. Dagegen ließ ſich nun durchaus nichts einwenden. Der General wurde etwas ruhiger, als Feodor auf ſeine Veranlaſſung ihm verſicherte, daß Barinka noch nichts von ſeiner Liebe zu ihm wiſſe; denn er hatte ſchon gefürchtet, zwei Herzen unglücklich zu machen. Feodor aber ging wie vernichtet aus ſeinem Zimmer. Um ſein Herz ſich etwas zu erleichtern, unternahm er eine lange Schlittenfahrt, ließ den General und Barinka bei Tiſche allein und kehrte erſt in der Nacht um 11 Uhr zurück. Kaum aber lag er, immer noch ſeinen finſteren Gedanken nachhängend, auf ſeinem Sopha, als Annuſchka, Barinka's Kammerfrau oder Zofe, an ſeine Thür klopfte und ihn aufforderte, ſogleich zu ihrer Herrin zu kommen. Mit Erſtaunen folgte er der Zofe. Als er eingetreten war in Barinka's Zimmer und die Tochter ſorgfältig die Thür hinter ihm verſchloſſen hatte, verlangte Barinka zunächſt zu wiſſen, was ihr Vater auf ſeine Bitte erwidert habe. Feodor erzählte ihr Alles. Sie hörte zu, ohne daß ihr Ausdruck im geringſten ſich änderte. Feodor dagegen war faſt außer ſich und bebte vor fieberhafter Leidenſchaftlichkeit. Barinka forſchte nun, was er zu thun gedenke, und auf die Antwort, daß ihm nichts übrig bleibe, als Petersburg zu fliehen und im erſten beſten Kriege den Tod zu ſuchen, nannte ſie dieß mit einem Lächeln, das ein ſeltſames Gemiſch von Triumph und Verachtung verrieth, eine Narrheit; denn in dieſem Augenblicke fühlte ſie ihre Ueberlegenheit und ſah ein, daß ſie ſein Leben lang wie eine Königin ihn beherrſchen könnte. Hierauf ſagte ſie ſtolz, ein Mann müſſe dem Schickſal trotzen, müſſe die Sache abwarten, müſſe den Umſtänden abzulauſchen ſuchen, was er vermöchte; ſie ſelbſt aber werde um zwei Jahre Aufſchub ihrer Verbindung bitten, den man ihr gewiß nicht abſchlagen werde; unterdeſſen könne der Kaiſer, oder ihr Verlobter oder, was Gott verhüten wolle, ihr Vater ſelbſt ſterben. Als nun Feodor einwendete, was ſie dann thun werde, wenn man ſie zwingen würde, antwortete ſie mit ſtolzer Miene: „Mich zwingen? Wer ſoll mich zwingen? Mein Vater? Dazu liebt er mich viel zu ſehr. Oder der Kaiſer? Der hat in ſeiner eigenen Familie Urſache genug, beſorgt zu ſein, als daß er noch die Ruhe Anderer ſtören ſollte. Genug! Wenn alle Mittel erſchöpft ſind, ſo fließt noch dreihundert Schritte von hier die Newa, und ihre Fluthen ſind tief.“ Feodor ſchrie auf; denn aus der in Falten gezogenen Stirn und den zuſammengepreßten Lippen des jungen Mädchens ſprach eine Entſchloſſenheit, daß er wohl einſah, man könne ihren Willen wohl brechen, aber nie beugen. Sein Herz war mit dieſem Plane zu ſehr einverſtanden, als daß er noch andere Einwendungen hätte aufbringen wollen. Ueberdieß verſprach ihm ja Barinka, ihn für die Verſtellung, die er nun vor der Welt annehmen mußte, hinreichend zu entſchädigen. Durch ein ſo entſchloſſenes Weſen aber übte Barinka auf ihre ganze Umgebung, ſelbſt auf den

Digitized by Google

General, einen so bedeutenden Einfluß, daß ihn Jedermann folgte, ohne recht zu wissen, warum. Und so unterwarf sich denn auch Feodor blindlings ihrem Verlangen und besuchte sie fast jede Nacht auf ihrem Zimmer.

Doch hier wollen wir die Erzählung einige Augenblicke unterbrechen, um etwas einzuschalten, was zum Verständniß des Folgenden nothwendig ist. Bekanntlich ist das Verhältniß der Dienstboten in Rußland ein ganz anderes, als bei uns. Ihr Werth steht bei weitem nicht so hoch, wie jetzt in den meisten Staaten Deutschlands; sie sind völlig unfrei, so daß ihr Leben, Eigenthum und Alles, was ihnen sonst zusteht, völlig in der Willkühr ihrer Herrschaft ist; sie sind noch Leibeigene, Sklaven. Daher behandelt man sie auch gewöhnlich nur wie Thiere, was sie freilich auch durch ihr eigenes rohes und thierisches Verhalten selbst verschulden. Eines der Instrumente, durch die man dieselben zum Gehorsam zu bringen sucht und für begangene Fehltritte bestraft, ist bekanntlich die Knute. Dieß ist eine Art Peitsche, mit einem etwa zwei Fuß langen Stiel. An diesem ist ein zwei Finger breiter und vier Fuß langer Riemen befestigt, der in einen kupfernen Ring ausläuft, an welchem ein anderer, zwei Fuß langer, etwa anderthalb Finger breiter, aber immer dünner zulaufender Riemen befestigt ist, der am Ende eine scharfe Spitze hat. Dieser Lederstreif wird erst in Milch geweicht und dann an der Sonne getrocknet, wodurch das letzte Ende so scharf und schneidend wird, wie ein Federmesser. Uebrigens wird der Riemen gewöhnlich nach sechs Schlägen gewechselt, da das Blut des Geschlagenen ihn bald weich macht. Obgleich in Rußland die Strafe mit der Knute etwas ganz Gewöhnliches ist, so versammeln sich doch immer viele Neugierige, wenn eine solche Execution vorgenommen wird.

Dies war auch der Fall, als wenige Tage nach der Verabredung zwischen Warinka und Feodor in dem Hofe des Generals eine solche Execution vorbereitet wurde. Sie sollte an einem der Leibeigenen des Generals vollzogen werden, den dieser als seinen Barbier gebrauchte. Er war ein Grieche von Geburt, etwa fünf bis sechs und dreißig Jahr alt und hieß Gregor. Sein Verbrechen bestand in einem geringen Versehen, dessen er sich gegen die stolze Warinka schuldig gemacht. Der Mann, der an ihm die Strafe vollziehen sollte, war ebenfalls ein Leibeigener des Hauses und zwar der Kutscher, den das geschickte Schwingen der Peitsche bei einer ähnlichen Gelegenheit zum Posten eines Henkers emporrücken ließ, einem Posten, der ihn übrigens weder um die Achtung noch um die Freundschaft seiner Kameraden brachte, weil er ein menschliches Herz hatte und nicht nur im Zählen der Hiebe, sondern auch im Ertheilen derselben durch geschickte Minderung der Kraft oder eine weniger gefährliche Schwingung der Knute den jedes Mal dabeistehenden Aufseher zu täuschen und dem Verurtheilten die Strafe zu erleichtern äußerst gewandt war. Dabei wußte er aber immer zugleich auch die Zuneigung seiner Herrschaft sich zu erhalten und überall, wo ein ganz besonderes Vertrauen zu Dienstboten nöthig war, da wurde Iwan — so hieß dieser Sklave — gebraucht, und nie hatte er dieses Vertrauen getäuscht, ja er hatte vor seinen Kameraden auch noch den Vorzug, daß er sich weit seltener, als jene, in Branntwein berauschte, ein Uebel, welches unter dieser Art Menschen in Rußland, die wahrscheinlich dadurch ihr Elend sich vergessend zu machen suchen, allgemein herrschend ist. Dieser Iwan stand nun auch jetzt wieder bei einer zahlreich versammelten Volksmenge im Hofe des Generals neben seinem Kameraden Gregor, um diesen mit dem mörderischen Instrumente für sein Vergehen gegen die stolze Warinka zu strafen. Beide blickten aber noch ungeduldig nach einer Seite hin, als endlich nach mehreren Minuten der Adjutant des Generals heraustrat und die Exekution zu beginnen befahl.

Gregor, der seine Augen nicht von jener Seite, und zwar von einem Fenster an derselben, wegwendete, bat inständig, die Züchtigung noch ein wenig zu verschieben, und auch der Adjutant zeigte sich, ebenfalls oft nach jenem Fenster sich hinwendend, nicht ungeneigt dazu. Endlich aber, als nach längerem Harren auch nicht einmal die Vorhänge des Fensters sich bewegten, befahl Letzterer mit militärischem Ernste, diese unmenschliche Strafe zu beginnen. Anfangs gebrauchte Iwan seine volle Kraft zur Handhabung seiner Knute. Bei dem ersten Hiebe schrie der Gezüchtigte laut auf; bei dem zweiten, der jedoch wiederum vorsichtig angebracht wurde, so daß die Spitze ihn nicht traf, wurde bereits seine Haut blutrünstig; bei dem dritten kamen einige Tropfen Blut hervor; beim vierten sprang es wie ein Springbrunnen empor, und beim fünften spritzte es dem Officier ins Gesicht. Dieser trat zurück und wischte sich das Gesicht. Dieß benutzte Iwan und zählte statt sechs, ohne daß es der Hauptmann bemerkte, sieben. Beim neunten Hiebe machte Iwan eine Pause, um einen andern Riemen einzulegen, und zählte, in der Hoffnung, daß eine zweite Betrügerei eben so gut ablaufen werde, wie die erste, elf statt zehn. In diesem Augenblick aber

Digitized by Google

öffnete sich ein Fenster, das dem, nach welchem der Gezüchtigte so sehnsuchtsvoll geblickt hatte, gegenüber war, und der General rief durch dasselbe: „Genug es ist gut.“ Aber das Fenster, das sich früher hatte öffnen sollen, that sich auch jetzt noch nicht auf; es war — das Fenster der kalten Varinka. — Als das Fenster sich wieder geschlossen hatte, wiederholte der Adjutant die Worte des Generals, und der Gezüchtigte wurde fast ohnmächtig von zweien seiner Kameraden zurückgeführt. Während er vor dem Adjutanten vorbeiging, sagte er, von Iwan dazu aufgefordert, mit schwacher Stimme zu ihm: „Herr Fedor, überbringen Sie seiner Hohen Excellenz meinen Dank für Milderung der Strafe!“ Dann murmelte er, aber von dem Adjutanten nicht verstanden, noch in den Bart hinein: „Bei Fräulein Varinka will ich mich selbst bedanken.“

Und er hielt Wort. Kaum war er wieder hergestellt und konnte sein Geschäft als Barbier bei seinem Herrn wieder verrichten, so suchte er auch Gelegenheit zur Rache, die er als ein Grieche von Geburt weit verschmitzter auszusinnen vermochte, als jeder andere geborne Russe. Ob er gleich ein Leibeigener war, so gestattete ihm doch sein Amt eine größere Vertraulichkeit gegen den Gebieter, als den andern Dienern. Daß der Barbier fast überall bei denen, die er rasirt, große Vorrechte genießt, liegt vielleicht daran, daß er das Leben seiner Kunden so oft in seiner Gewalt hat. So gerieth auch Gregor beinahe täglich, wenn er sein Geschäft ausübte, mit dem General in eine Unterhaltung, zu welcher er allein den Stoff zu liefern pflegte. Eines Tages kam nun das Gespräch auf Fedor. Der General dachte an die Züchtigung, die derselbe dem Barbier hatte ertheilen lassen, und fragte den Letzteren, ob er irgend etwas an seinem Lieblinge, dem Adjutanten, auszusetzen habe. Schnell benutzte der Listige diese Frage zur Entdeckung eines Geheimnisses, hinter welches unter allen Dienern des Hauses wohl nur er gekommen war, der, von Natur schon schlau genug, auch noch unaufhörlich von dem Stachel der Rachsucht gespornt wurde. Er meinte, daß er den jungen Mann durchaus für untadelhaft halte, wußte aber sein Urtheil über ihn mit solchen Zusätzen zu versehen, daß der General doch begierig wurde, zu wissen, was er damit meine, und als er zuletzt zu erkennen gab, er wundere sich besonders über seine hoch hinaufwollende Anmaßung, gebot der General, der seinen Liebling gerade in dieser Hinsicht besser zu kennen glaubte und ihn eher für allzu bescheiden hielt, dem Diener alles Ernstes, sich deutlicher darüber zu äußern. Dieser erklärte nun, es falle ihm auf, daß der junge Mann sich herausnähme, seine Tochter Varinka zu lieben und sogar oft um Mitternacht auf ihr Zimmer zu gehen. Da sprang der General voll des heftigsten Zornes auf und war im Begriff, den Sklaven zu züchtigen. Dieser aber wußte ihn so geschickt wieder zu besänftigen und zuletzt mit so vielen Scheingründen die Sache ihm nicht ganz unwahrscheinlich zu machen, daß der General ihm endlich sagte: „Gut, wenn Du mir einen augenscheinlichen Beweis dafür bringst, so sollst Du frei sein und noch dazu tausend Rubel erhalten: wo aber nicht, so sei der härtesten Strafe gewiß!“ Gregor versicherte, binnen acht Tagen wolle er ihm diesen Beweis sicher liefern; er selbst solle dann in der Nacht den Herrn Adjutanten bei seiner Tochter aufsuchen und finden.

Kaum waren diese acht Tage vergangen, so erschien Gregor in der Nacht um zwei Uhr vor des Generals Thür und klopfte. Dieser öffnete und der Diener erklärte, jetzt sei Fedor bei seiner Tochter zu finden. Der General wurde bleich vor Schrecken und kleidete sich an, ohne eine Sylbe zu antworten. An Varinka's Thür gab er dem Sklaven einen Wink, sich zu entfernen, und klopfte dann an. Alles blieb still. Da aber Varinka schlafen konnte, klopfte er zum zweiten Male, und dann fragte sie mit ganz ruhigem Tone, wer da sei. Der General konnte vor Aufregung seines Innern kaum antworten, daß er es sei; als es aber geschehen war, rief die Tochter der im Nebenzimmer sich befindenden Zofe Annuschka zu, sich schnell anzukleiden und dann dem Vater ihr Zimmer zu öffnen. Der General wartete geduldig, denn er hatte in Varinka's Stimme auch nicht die geringste Bewegung bemerkt und hoffte, Gregor würde sich getäuscht haben. Bald öffnete sich die Thür, und er trat ein, mit spähendem Blicke umherschauend. Es war Niemand im Zimmer außer der Zofe und Varinka, welche im Bette lag. Letztere war etwas bleicher als gewöhnlich, aber vollkommen ruhig, und auf ihren Lippen schwebte dasselbe Lächeln, mit welchem sie sonst stets ihren Vater zu empfangen pflegte. Sie drückte ihrem Vater ihre Verwunderung aus, daß er zu so ungewöhnlicher Zeit zu ihr komme, und fragte nach der Ursache. Dieser erklärte ihr, nachdem er noch einmal im Zimmer herumgeschaut und sich überzeugt hatte, daß wenigstens in diesem Zimmer Niemand verborgen sein könne, nach einigem Zögern, er habe mit ihr über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen, wünsche aber dabei mit ihr allein zu sein, und selbst die Anwesenheit der Zofe wäre ihm nicht erwünscht. Obgleich Va-

Digitized by Google

rinka einwendete, dieß sei ja ihre Milchschwester, so ergriff er doch schnell eine Kerze, ging auf das Nebenzimmer zu und sagte zu Annuschka, sie solle herausgehen und auf dem Vorsaale aufpassen, daß sie von Niemand belauscht würden.

Bei dieser Gelegenheit aber hatte er auch dieses Nebenzimmer mit scharfen Blicken überschaut und gesehen, daß selbst hier Niemand verborgen sein könne. Als Annuschka hinausgegangen war, kehrte der General zu seiner Tochter zurück, setzte sich an ihr Bett und sagte, ihr freundlich die Hand reichend: „Liebe Tochter, Du bist nun bald 18 Jahr und in diesem Alter pflegen die adeligen Häuser in Rußland sich zu vermählen.“ Nach diesen Worten schwieg er einige Augenblicke, um zu sehen, welchen Eindruck sie auf Varinka machen würden; aber diese blieb ruhig und ließ die Hand in der seinigen. Dann fuhr er fort: „Seit einem Jahre habe ich über Deine Hand verfügt und sie dem Sohne des wirklichen geheimen Cabinetsraths zugesagt; was sagst Du dazu?“ Varinka antwortete, als habe sie gar nichts dagegen: „Wie man sagt, ist er ein würdiger und edler junger Mann; aber eine bestimmte Meinung kann ich von ihm nicht haben, da er seit längerer Zeit in Moskau in Garnison steht.“ Als aber der Vater erwähnte, daß er in drei Monaten zurückkehren werde und dann Ihre Zustimmung erwarte, erwiederte sie nach einigem Schweigen: „Ich möchte allerdings nicht vor meinem zwanzigsten Jahr heirathen, weil ich ein Gelübde gethan habe.“ — „Aber, wenn nun wichtige Gründe eine frühere Verheirathung nöthig machten,“ entgegnete der Vater, und als die Tochter diese zu wissen verlangte, fuhr er fort: „Fedor liebt Dich!“ und blickte ihr dabei scharf ins Auge. Allein Varinka sagte mit großem Gleichmuthe, als wenn auf diesen gar nicht zu achten wäre: „Ich weiß es; so eben ist er, nachdem er mir die Gluth seiner Liebe gestanden hatte und ich ihn nicht erhören konnte, von mir wieder fortgegangen und hat — ich darf wohl der Festigkeit seines Wortes vertrauen — unser Haus und Petersbürg auf immer verlassen.“ Da athmete der General wieder auf und rief unwillkührlich: „Du bist ein edles Kind; ich willige in Dein Verlangen; Du und Fedor habt Eure Pflicht erfüllt. Aber hat er Dir auch gesagt, daß er bei mir gewesen ist, mir seine Liebe zu Dir gestanden und um meine Einwilligung gebeten hat; daß ich ihm aber gesagt habe, Deine Hand sei bereits vergeben; hat er Dir das auch gesagt?“ — „Auch das,“ fiel Varinka ein. Da strömte das Herz des guten Mannes über in Lobpreisungen des herzensguten und edlen Menschen; er versicherte, daß sein Schutz ihn überall hindurchgleiten solle, und daß, wenn er nicht bereits die Hand seiner Tochter versagt hätte, nur er der Würdige sei, dem er sie mit Freuden zusagen würde. Varinka zeigte dabei eine völlige Kaltblütigkeit und versicherte, sie werde in jedem Stücke sich gern dem Willen ihres so guten Vaters fügen. Hierauf wünschte er der Tochter gute Nacht und ging. Annuschka stand im Vorsaal. Der General gab ihr ein Zeichen, daß sie wieder eintreten könne, und begab sich zurück in sein Zimmer. An der Thür fand er Gregor. Auf seine Frage, ob er ihm Wahrheit berichtet habe, antwortete der General: „Du hattest Recht und Unrecht; Fedor liebt meine Tochter, aber meine Tochter liebt ihn nicht. Er ist um elf Uhr zu ihr gegangen, hat aber um Mitternacht auf immer von ihr Abschied genommen. Aber Du sollst morgen Deine tausend Rubel und Deine Freiheit haben.“ Und somit verließ er den verwunderten Sklaven.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen und Anecdoten.

— „Wenn die Gänse stolpern!“ Unsere Vorfahren in Thüringen sind doch recht närrische Leute gewesen; selbst die Gänse entschieden bei ihnen, wie weiland die Gänse im Capitol zu Rom, wichtige Dinge. Hier ein Beispiel: Die Bewohner des sachsen-meiningenschen Dorfes Leimbach, welches an der jetzigen Landstraße von Bacha nach Meiningen u. s. wliegt, wußten im Jahre 1683 nicht, wer die vorwährend schlechte Landstraße zu bauen und zu bessern hatte, — vielleicht wußten sie das aus Gründen und absichtlich nicht. Sie baten daher das jetzt weimar'sche Amt Tiefenort, den Schultheißen zu Merkers, welches Dorf ebenfalls an der jetzigen Kunststraße liegt, darüber zu vernehmen, weil er ein alter und pflichtgetreuer Mann sei, der die „Observanz“ kenne. Der Schultheiß gab nun bei seiner Vernehmung Folgendes wörtlich an. „Auf jenseit der Basra von Markfuhl bis an die Bachaer Brücke müßten die Marksöhler die Straße halten, und zu solchem Ende alle dreißig Jahre eine Herrd Gänß von Markfuht auf Bacha treiben; wenn nun die Gänß uff dem Weg stolpern, müßten sie die Straß' bessern!“

— Eine französische Jagdgeschichte. Unweit Lyon jagten zwei Jäger einen Hasen, als ein Wächter (garde) daher kam und dem einen Nimrod das Herz schwer ward, weil er keinen Jagdschein hatte. „Bleib' ruhig stehen!“ flüsterte sein Kamerad, der einen Schein hatte. „„Wie, ich soll stehen bleiben, und Du weißt doch...““ „Eben deshalb nehme ich Reißaus und Du folgst dem Hasen ruhig weiter.“

Digitized by Google

— Der Mann des Gesetzes verfolgte den Ausreißer, den er für den Anbeschleinigten hielt, bis er ihn nach einem langen Wettrennen einholte. „Hier mein Jagdschein!“ „„Worum sind Sie denn so gelaufen?““ — „Weil ich einmal sehen wollte, wie ich laufen könnte.“ — Indeß war der Nimrod ohne Schein über alle Berge.

Ein Schweineballet. Als Ludwig XI. zu Tour krank lag, gab es kein Mittel mehr, das man nicht hervorgesucht hätte, um die trüben Gedanken der Schwermuth, die Tag und Nacht den Regenten verdüsterten, zu zerstreuen; aber alle Versuche blieben fruchtlos. Nur eine einzige Erfindung vergnügte den sterbenden König. Ein erfahrsamer Kopf gerieth auf den Einfall, Ferkel nach den Tönen des Dudelsacks zum Tanze abzurichten. Er bekleidete diese Thiere vom Fuß bis zum Kopfe, so daß sie in schön zugeschnittenen Leiderchen, mit einem Hute, in Hosen und mit Degen an der Seite und rothwürstigen Scharpen oben schmucken Manchetten einhergingen. Zu allen Sprüngen meisterhaft abgerichtet, sprangen sie nach dem Commando, tanzten sie die schwierigsten Touren und Tänze und machten dem Könige ihre Complimente. Das Einzige, was ihnen Mühe machte, war der anhaltend aufrechte Gang. Sobald sie Minuten lang auf zwei Pfoten herumgesprungen waren, fielen sie grunzend wieder nieder, und in Compagnie ging es dann unter lautem Gegrunze davon, aber auf so komische Art, daß der König, trotz seiner schmerzhaften Krankheit, sich des Lachens nicht enthalten konnte. Diese sonderbaren Acteure folgten dem Director der Truppe überall hin. Sie machten ihm Liebkosungen und gehorchten ihm auf das Pünktlichste, ja sie waren gewöhnt worden, nur wenig und zu bestimmten Stunden zu fressen, damit sie nicht fett werden und desto artiger vor dem Könige tanzen konnten. Ein Organist, dem die sonderbare Musik der vierfüßigen Ballettänzer besonders aufgefallen war, fiel darauf, Orgelpfeifen gießen zu lassen, welche deren Stimmen in allen Tönen und Zwischentönen genau nachahmten. Dann componirte er Gesänge, welche das Wesen der Tanzschweine so naiv ausdrückten, daß der entzückte Ludwig ihm, wie dem Schweine-Balletmeister, einen bedeutenden Gnadengehalt aussetzte.

Neueste Pariser Mode. Zu Maza, der bekannte Araberhäuptling, der, wie es scheint, hauptsächlich aus Neid gegen Abdel-Kader zu den Franzosen übergelaufen ist und dem Emir gegenüber als ein ziemlich schlechtes Subject dasteht, ist dessenungeachtet noch immer einer der Pariser Löwen und macht bei den Damen großes Glück. Sein brauner Teint ist obendrein Mode geworden, und die Snger, die es ihm gleich thun wollen, lassen sich nun auch das Gesicht bräunen, oder, wie der Kunstausdruck lautet „bronziren.“ Neulich erschien ein junger Seemann, dem ebenfalls das Gesicht gebräunt war, aber nur durch die Seeluft und tropische Sonne, bei einem Pariser Feuerwerk, um sich die Kopftoilette machen zu lassen. Als der Haarkünstler sein Werk vollendet hatte und den letzten Blick darauf warf, fiel ihm der braune Teint des Mannes auf. „Sie lassen sich bronziren?“ fragte er. Der Seemann drehte sich erzürnt um, er glaubte, der Perfumer wolle ihn wegen seiner Gesichtsfarbe aufziehen. Dieser erklärte ihm jedoch, wie es jetzt Mode sei, sich „bronziren“ zu lassen, wie sein verehrter Kunde offenbar einem elenden Pfuscher in die Hände gefallen sei, und wie er (der Friseur) ihn nun nach allen Regeln der Kunst verschönern werde. Der Seemann dankte höflich, zahlte sein Geld und meinte: das Bronziren wäre heut zu Tage in Frankreich gar nicht so übel, denn viele Leute gingen jetzt mit so schamlos ehrner Stirn umher, daß es nichts schaden könnte, wenn sie die Farbe auf dem ganzen Gesichte trügen.

— Ein Eckensteher fuhr mit seiner Frau auf der Eisenbahn von Berlin nach Potsdam. Als die gellende Pfeife der Locomotive wiederholt ertönte, rief die Frau: „Ach herrjeh! bet is aber nich zum Anhalten mit dem Pfeifen.“ — „„Wat hatte denn schon wieder zu achzen?“ bet Pfeifen thun se, damit keenen unterm Wagen kommt. Aber du verlangst wohl, bet se vor Deine lumpje Jrossen die Mamsell Heinsetter uf de Locomotive sollen singen lassen.““

Neues Taschenbuch für 1848,
im Verlage von **Julius Helbig** in Altenburg:

Georginen,

Taschenbuch für 1848 von George Hesekiel; mit dem in Stahl gestochenen Portrait Ihro Hoheit der Prinzessin Alexandra von Sachsen-Altenburg, verlobten Braut Sr. Kaiserl. Hoheit des Großfürsten Constantin. 8. br. 1 Thlr.

Dasselbe prachtvoll gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn der Herbst naht mit seiner goldenen Farbenpracht der Wälder, seinem düstern Ernst der Fluren und dem schwelgenden Antlitz seiner Blumen, die Sonne, verhüllt im Schleier der Nebels, uns seltener ihre freundlichen beglückenden Blicke schenkt und angeladen die Nacht mit ihrem geheimnißvollen Grauwande sich lang und schwer auf uns herniedersenkt, dann labet der Genius der Künste uns ein, zu ihm zu kommen zum geistigen Gastmahl in seinen Hallen, um uns Ersatz zu spenden für die Blüthen, die die Tode mit Millionen Reizen schmückten. — Doch nur ungern verläßt uns die Sonne der schönern Tage und streut auf dem Teppich des Herbstes Blumen, um uns zu fesseln an die unversiegenden Brüste der Natur. Das Schönste aber, was uns der Herbst beut, sind die Georginen, die ihre Schwestern, welche lenz und Sommer in Lppiger Fülle bringen, an Pracht und Schönheit der Formen überstrahlen. — Doch näher und näher rückt der greise Mann, der strenge Winter heran und mit thränendem Blick scheiden wir endlich auch von den Georginen. — Nun dann, wenn Schnee und Eis uns umstarren, so nehmt „diese Georginen,“ die ein deutscher Schriftsteller Euch bot, freundlichst an und mögen sie, wenn auch nur wenige Stunden, Euch eben so erheitern als draußen im Freien ihre Schwestern. — Die Georginen, sind sie nicht das Bild einer Jungfrau, die Eltern, Freunde und Vaterland verläßt, um dem Mann ihrer Wahl zu folgen, das Grün der zarten Jugendträume verlassen, um dem Ernst des Lebens entgegen zu gehen? — So wagten auch wir diese Georginen unter den Schutz einer edeln Fürstentochter zu stellen, und wünschen wir, daß die Gunst des Publikums den Georginen einen den so freundlichen Empfang sichern möge, als ihre hohe Schutzpatronin sich in ihrem neuen Kreise in ihrer Liebenswürdigkeit erfreut.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Die Sammetmäntel sind noch immer die vorzugsweisen; sie müssen mit schwarzen Spitzen garnirt sein und mit rauchen Spitzen! Die Bortirde für die schwarzen Spitzen wird bis zum Uebermaße getrieben und es ist demnach auch nichts Seltenes, daß ein solcher Mantel 1200 Franks kostet. Die Lieblingsfarben an dem Sammet sind Vanillenbraun, Dunkelblau und Schwarz. Die Mäntel in den beiden ersten Farben werden weiß gefüttert, entweder mit Atlas oder mit Florence; die schwarzen dagegen mit schwarzem Atlas. Man garnirt sie zwei- und dreifach mit Spitzen und über jeder Spitzenstreifen muß eine schwarze durchbrochene Palmenstickerei hinlaufen. Für das Negligé hat man sogenannte Amazonenröcke von graumelirtem oder schwarzem Tuche, die mit seidenen Borten besetzt und mit großen Knöpfen zugeknöpft sind. Die Aermel boven sind in der Amadisform und unten zu. Die Kleider von einfarbigem oder damassirtem Wollenzeuge sind fast ganz so gemacht und die Einfachheit paßt ganz gut für diese Stoffe. Es schreint keinem Zweifel zu unterliegen, daß man häufig farbige Blonden als Besatzung der seidenen Kleider verwenden wird. Wir sahen schon ein perlengraues Kleid, das an den Seiten mit perlengrauer Blonde ausgeputzt war, welche durch Schleifen von Atlasband aufgenommen wurde. Die kleinen Cajawalcas oder vareuses sind als Anzug im Zimmer völlig unentbehrlich geworden und allerdings ist kaum etwas bequemer, wenn man den Shawl oder den Mantel abgelegt hat, als eines dieser warmen, leichten und zierlichen Jäckchen zu finden, denn gerade das Zierliche hat gewiß viel dazu beigetragen, sie beliebt zu machen. Uebrigens ist es keine neue Mode, denn man trug schon vor 4 Jahren solche kleine Cajawalcas im Hause, wenn auch nur sehr vereinzelt, und die Mode brauchte, wie jede andre, Zeit, um allgemein zu werden. Die meisten dieser Jäckchen sind von Gaschemie mit Seide in hellen Farben gefüttert, z. B. dunkelblau mit schwarzen Schnuren und schwarzem Futter; dunkelblau mit blauem Auszug und hellrosa Futter; vanillefarbig und kirschrothe oder himmelblau gefüttert. Auch die von Sammet haben ähnlichen Auszug und Futter. Die Häubchen, welche mit schmalem Sammetband garnirt sind oder vielmehr aus schmalem Sammetband und sehr breiten Blenden bestehen, sind noch immer im Hause sehr beliebt. Sehr hübsch sehen aber auch die kleinen Häubchen von weißen Spitzen oder Blonden aus, die mit Sammet oder Band ausgeputzt, von einfacher Form und soll rund sind und über die man einen schwarzen Spitzenstreifen legt, der als Fanchon unter dem Kinne gebunden wird. Die farbige Blonde wird oft zu Putz-Coiffüren benutzt, und sie paßt sehr gut zu den Blumen, z. B. blaue Blonden mit weißen leichten traubenförmigen Blumen; maisfarbige Blonden mit Blümchen von dunkelblauem Sammet; rosa Blonden mit rosa Rosen. Für den Abend und zur Halbtoilette hat man viele rosa und himmelblaue Hüte, die mit Spitzen belegt sind. Die Hüte von dunkelfarbigem Sammet sehen eigentlich nur des Morgens gut aus. Abends, im Theater, sind sie zu düster und lassen ihre dunkele Farbe auf das Gesicht fallen. Außerordentlich viele Hüte sieht man von zwei Farben z. B. dunkelblau und schwarz, violett und schwarz, vanillebraun und schwarz oder maisfarbig. Man trägt überhaupt noch viel Schwarz, selbst wenn man nicht genöthigt, es zu tragen. Die Fußbekleidung ist ein so wichtiger Gegenstand bei der Toilette, daß wir nicht genug darauf aufmerksam machen können. Zu Bistienkleidern müssen die Stiefelchen von dem Stoffe des Kleides sein; Abends trägt man Atlasschuhe, die der Farbe des Kleides ebenfalls entsprechen. Früh hat man die Sammetstiefelchen, welche an der Seite zugeknöpft werden oder Stiefelchen von schwarzem Atlas, über welche Borten laufen.

Herren-Mode. Wir können die Wiederkehr des nußgrauen, ja selbst des weißgrauen Ueberzieherrockes melden. Diese Ueberzieherröcke sind oft mit Seide in Farbe des Zuches gefüttert und über einem Anzuge zum halbwegs steifen Rock sehr elegant aus. Für die jetzige Herbstzeit hat man Röcke, die zwar nicht eigentlich Ueberzieherröcke sind, aber doch das Bequeme des Paletot und die Eleganz eines Sommerrockes haben. Sie haben zwei Reihen ziemlich großer Knöpfe, ziemlich lange Schöße, breitere Revers und offene Taschen in den Seitennähten. Der Cadan scheint mehr und mehr für den Winter beliebt zu werden und da er sich sehr gut mit Schnuren besetzen läßt, wird er leicht eines der elegantesten Kleidungsstücke. Man sieht auch zahlreiche Burnusse, die aber etwas verändert sind. Der Burnus, wie man ihn in Afrika trägt, hat eine eigenthümliche, für uns durchaus unanwendbare Form, denn er wird aus so breitem Stoffe gemacht, daß er nirgends eine Naht hat. Es ist ein Gewebe aus Kamelhaar, das nur in Afrika gefertigt wird. Man ahmt deshalb die Form des Burnus so viel als möglich nach, sitzt ihm aber Aermel bei, während man die Kapuze daran beibehält. Nach einer kleinen Veränderung im Schnitte sind die Gamaschen enganliegend, welche jetzt so allgemein gefallen und selbst von den Damen angenommen worden sind. Eine andere Neuigkeit ist ein kürzlich erfundener Hemdknopf. Wir sagen: Knopf, weil er die Form eines solchen hat. Er ist außerordentlich klein und eigentlich eine kleine spiralförmig gedrehte Nadel, die man leicht auf das Hemd steckt und die sich wie eine Schraube dreht. Ist dieser Knopf einmal eingedreht, so kann er sich unmöglich ablösen; es gehört durchaus keine Anstrengung dazu, ihn festzumachen und er läßt sich eben so leicht abnehmen, ohne daß er im geringsten die Wäsche verdirbt. Die Formen der Beinkleider ändern sich wenig. Man fährt fort, sie von mittlerer Weite zu machen und stark über den Fuß vorfallen zu lassen. Unterdessen tragen einige Modeherren sie weniger vorfallend, um nicht die allgemeine Mode zu besolgen. Die Stoffe, aus denen man die Beinkleider macht, sind sehr verschieden, und man kann mit Wahrheit sagen, daß jeder große Schneider welche hat, die seinem Hause eigenthümlich sind, um nicht solche alltägliche Stoffe zu verbrauchen, welche man an allen Ecken anstiegen sieht. Drei Sorten von Stoffen in Beinkleidern streiten um die Herrschaft der Mode: Die glatten Stoffe von verschiedenen Nüancen, die gestreiften von verschiedenen Farben auf verschiedenem Grunde und endlich die mit Bürseln von allen Farben und allen Größen.

Modenerklärung.

1. Mantel mit Fransen besetzt und schmalen Sammetstreifchen. 2. Mantel mit Fransen. 3. Ueberzieher mit langer Taille. 4. Twine mit kurzer Taille.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in **Dresden** bei Herrn **Arnold**, in **Berlin** bei Herrn **Julius Springer**, in **Hamburg** bei Herrn **Hoffmann u. Campe**, in **Wien** bei Herrn **Braumüller u. Seidel**. In Commission bei **J. Helbig** in **Altenburg**.

Druck von Friedrich Rockmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

XIV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2, Text und mit blos menatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Mod.kupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11½ Ngr.

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet.

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 12. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

Nichts Neues unter der Sonne.

Die Sensation, welche die furchtbare Tragödie „Praslin" in Paris hervorbrachte, ist in dieser sonst so leichten Stadt durchaus nicht beschwichtigt. „Der Mord gehört nicht unsrer Zeit an," heißt es mit Recht, aber man hat nicht nöthig, bis in das Mittelalter hinabzusteigen, um auf ähnliche Beispiele in der Noblesse Frankreichs zu stoßen. — Wir theilen unseren geneigten Lesern hier eine historische Begebenheit mit, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Schauder erregendes Aufsehen machte. Wir verdanken diese Mittheilung einem Zeitgenossen, der die Hauptmitspieler in dem blutigen Drama persönlich kannte.

Es war im Jahre 1785, als in Aix in der Provence, zum ersten Mal ein Luftballon aufstieg. Abends war ein glänzendes Fest im Palast des Marquis von Galliset, wo sich alle Civil- und Militär-Autoritäten versammelt hatten. In diesem adligen Cirkel befand sich auch der Präsident von Entrecasteaux, und die Schönheit des Tages, eine junge Wittwe, die Marquise von Cuvre, die sich eben so sehr durch den unbeschreiblichen Liebreiz ihrer Gestalt, als durch ihrem Geist auszeichnete. Herr von Entrecasteaux hatte für die genannte Dame die größte Leidenschaft gefaßt, und obgleich verheirathet, sie unaufhörlich mit seinen Huldigungen verfolgt. Die junge Wittwe, so tugendhaft als schön, sah sich genöthigt, ihn oft in seine Schranken zurückzuweisen, umsonst; er erneuerte die Betheuerungen seiner heißen gränzenlosen Liebe immer wieder und wieder. In der oben erwähnten Soiree verließ er sie auch nicht auf einen Moment, entrüstet über dies Betragen äußerte sie endlich: „Was wollen Sie von mir, Herr Präsident, Sie sind ja vermählt, nur wenn Sie frei wären, dürfte ich dergleichen anhören."

Wer hätte es glauben sollen, daß diese wenigen, von einer schönen Frau an einen hochgestellten, allgemein geachteten Mann gerichteten Worte, so furchtbar in ihren Folgen sein würden!

Am nächsten Morgen verfügte sich der Procurator des Königs, Herr von Arleton de Laveis, in den Gerichtshof. Unterwegs bemerkte er einen großen Menschenauflauf vor dem Hotel des Präsidenten von Entrecasteaux. Er fragte nach der Veranlassung und erfuhr, daß während der Nacht ein furchtbarer Mord dort verübt worden sei.

Digitized by Google

„Und wer, um Gotteswillen, fiel als Opfer?"

„Die Frau Präsidentin von Entrecasteaux," lautete die Antwort.

Der Procurator eilte in das Haus, die Treppe hinan, in das Zimmer der unglücklichen Gemordeten. Sie lag auf einem Bette in ihrem Blute gebadet; einige tiefe Schnitte am Halse hatten ihren Tod herbeigeführt.

Der Präsident war zugegen, wie es schien, von dem herbsten Schmerz ergriffen. Es war ein Mann von nicht sehr hohem Wuchse, doch ungemein angenehmem Aeußeren, er trug sein Negligee, einen Morgenrock und weite Pantalons vom feinem weißen wollenen Zeuge gefertigt, ein feines batistenes Nachthemd, alles verkündete die höchste Saubrkeit. Er warf sich wie in Verzweiflung an die Brust des königlichen Anwalts und rief: „Sehen Sie dies große Unglück und setzen Sie alles daran, den nichtswürdigen Thäter zu entdecken." Dann bekam er Anfälle wie von innerem heftigen Krämpfen, so daß man ihn in sein Schlafgemach schaffen mußte und er nicht die geringste Auskunft geben konnte.

Als die furchtbare Mordthat in Aix laut wurde, verlor man sich in Vermuthungen der verschiedensten Art, viele wollten eine blutige Hand der Aristokratie erkennen, andere warfen den Verdacht auf die Diener, welcher indeß sicher unbegründet war, da sich kein begangener Diebstahl ergab. So sehr man suchte und forschte, nirgends fand sich ein Anhaltspunkt, auf dem man hätte fußen können.

Gerichtsbeamten stellten im Palast des Präsidenten die sorgfältigste Haussuchung an. Die Diener und Dienerinnen wurden unter strengem Gewahrsam gehalten, der Haushere allein, welcher von jedermann auf das innigste beklagt ward, blieb frei, er empfing die Beileidsversicherungen seiner Freunde, die Condolenzen der ganzen Stadt. Zwei Tage waren nach der angefangenen Untersuchung vergangen, man war beschäftigt, jeden Schrank, jede Schublade zu untersuchen, ob sich nicht irgend eine Spur der Unthat entdecken lasse, als man auch die kostbare Toilette des Präsidenten öffnete und untersuchte. Alles war in Ordnung, nur an der Stelle, wo augenscheinlich zwei Barbiermesser liegen mußten, lag nur eins. Dies erweckte Verdacht, man rief den Kammerdiener ins Verhör und befragte ihn, ob er nicht Auskunft geben könne, wo das zweite Messer hingekommen sei.

Der Befragte entgegnete. „Gestern Abend, als sich der Herr Präsident in die Soiree begeben wollte, habe ich ihn erst barbiert, beide Messer waren vorhanden, ich selber habe sie hinein gelegt, dann habe ich das Behältniß in das Schlafzimmer des gnädigen Herrn gestellt, wo niemand den Zutritt hat als er und ich."

Nach dieser fast einer Anklage ähnlichen Rede zögerte man noch immer, man wagte es nicht, einen Mann eines so ungeheuren Verbrechens fähig zu halten, dessen Lebenslauf bisher so ganz tadellos war. Aber ein neues Licht sollte die Schauderthat erhellen. Eine alte Frau bewohnte in einem benachbarten Hause ein Dachstübchen, dessen kleines Fenster hinab in den Garten des Präsidenten schaute. Sie sagte aus, daß als sie beim Anbruch des Tages das bezeichnete Fenster geöffnet, sie im Garten eine weiße Gestalt bemerkt habe, welche mit raschen Schritten zu dem vom Hause ziemlich entfernten Brunnen geeilt sei, sich dort über den Rand geneigt und etwas hinein geworfen habe. — Man untersuchte den Brunnen und fand — das Barbiermesser und einen Nachtrock des Präsidenten, der wie durch Blut gezogen war.

Das Gerichtstribunal hatte eine geheime Sitzung. Um den öffentlichen Scandal zu vermeiden, sollte der Präsident in der nächsten Nacht in sicheren Gewahrsam gebracht werden. Am Nachmittage empfing er indeß ein Billet von einem der Richter, mit dem er sehr nahe verwandt war, es lautete wie folgt:

„Sind Sie unschuldig, so bleiben Sie. Sind Sie aber, was ich fürchten muß, der Verbrecher, eilen Sie von dannen. Mein Reisewagen, mit Postpferden bespannt, erwartet Sie in der Straße, welche Ihren Garten begränzt. Nehmen Sie den Weg nach Italien — ich werde es zu veranstalten wissen, daß Ihnen noch einige Stunden Zeit bleiben."

Entrecasteaux war verschwunden, man verfolgte ihn, doch ohne seiner habhaft zu werden. Erst begab er sich nach Nizza, dann ging er nach Portugal. Sein Verbrechen blieb aber nicht unbestraft. Sein Prozeß wurde in Aix geführt, er wurde zum Tode verurtheilt, und die Execution an seinem Bilde vollzogen. Auf die Kunde, daß er in Portugal sei, sandte man geheime Verhaftsbefehle dorthin — der Mörder büßte seine That in den Kerkern von Lissabon.

Der Straßburger Münster.

Das Merkwürdigste des an Merkwürdigkeiten reichen Straßburgs ist ohne Widerstreit der Münster. Zu

Digitized by Google

einer Höhe, die außer dem Dom in Antwerpen noch keine Kirche in Europa erreicht, hebt sich dieser Tempel mit einer Majestät, und zugleich mit einer Leichtigkeit und Eleganz empor, wie ich es noch an keiner Kirche sah. Der Styl dieses Prachtbaues ist ursprünglich gothisch, hat aber durch spätere Zuthaten und Abnahmen gelitten. Der Münster steht da, wo in grauer Vorzeit die Celten ihrem Kriegsgotte Esus Opfer brachten. Gewöhnlich boten sie ihm Thieropfer, allein in Zeiten der Noth floß auch Menschenblut auf dieser Stelle, um sich den grausamsten der Götter geneigt zu machen. Um diese Opferstätte herum standen die Hütten der Wenigen, welche damals Einwohner der Stadt waren, die zu jener Zeit Argentoratum hieß. Die Römer eroberten Gallien und mit ihm auch Argentoratum; der Druidenaltar ward zerstört und dafür ein Tempel des Herkules und Mars erbaut. Die Franken verjagten die Römer und Clovis der Heilige baute eine christliche, der heiligen Jungfrau geweihte Kirche auf die Stelle des Heidentempels. Zugleich vergrößerte und verschönerte er die Stadt, die nun den Namen Straßburg erhielt. Die Merovingischen Könige fuhren fort, die Kirche zu begünstigen, die ihr Vorfahr gestiftet, und machten ihr so reiche Geschenke, daß sie bald erweitert und verschönert werden konnte. Die Karolinger thaten dasselbe, vorzüglich Karl der Große. Nachdem die Kirche mehrmals von Feuersbrünsten verzehrt worden war, bestieg der kräftige Konrad von Lichtenberg den Bischofssitz von Straßburg, welcher den schon im Jahre 1015 begonnenen Wiederaufbau der Kirche nach einem neuen, größeren Plane, nicht nur vollendete, sondern ihr auch den herrlichen Thurm aufsetzte, der noch jetzt als Meisterwerk dasteht.

Durch die Reformation war der Münster eine protestantische Kirche geworden. Da Ludwig XIV. im Jahre 1681 mitten im Frieden Straßburg besetzte und erlangte, ward in der Capitulation der Münster ausdrücklich den Protestanten vorbehalten — Ludwig gab ihn den Katholiken. Diese Wortbrüchigkeit war allerdings nicht eine der kleinsten Ungerechtigkeiten. Im Jahre 1793 kamen die Republikaner nach Straßburg; sie legten ihre Vandalen-Fäuste auch an den Münster, schlugen die kunstreichen Basreliefs herab, welche von Außen die Portale zieren, und zertrümmerten die Statuen der Heiligen und Könige. Nur wenige wurden gerettet, mehr als 200 gingen unter. Teterel, einer der Wüthendsten dieser Wüthenden, schlug in seiner vandalischen Raserei vor, den Thurm des Münsters niederzureißen, weil seine Höhe die der andern Gebäude übersteigend, das Princip der Gleichheit höhne. Mit Mühe brachte man ihn von seinem Verlangen dadurch ab, daß man eine ungeheure Freiheitsmütze von rothem Blech machen ließ und sie dem Thurme aufsetzte. Dieses Prachtstück wird noch jetzt in der Bibliothek aufbewahrt.

Die berühmte alte astronomische Uhr, länger als ein Jahrhundert als Meisterwerk einzig in seiner Art bewundert, gerieth auf einmal ins Stocken, da ließ 1544 der Magistrat eine neue Uhr bauen, welche bis 1789 ging, wo Federn und Räder endlich weitern Dienst versagten. Im Jahre 1838 ward ihre Wiederherstellung von Neuem beschlossen, und 4 Jahre später stand das Werk vollendet da. Zeigt die Nadel des Weisers ein Viertel, so tritt ein Kind hinter der Vertäfelung hervor, schlägt mit dem Hammer in seiner Hand einmal auf die dort hängende Glocke und verschwindet; bei halb erscheint ein Jüngling, und thut zwei Schläge; drei Viertel zeigt ein Mann mit drei Schlägen an. Die vier Viertel der vollen Stunde schlägt ein Greis an; dann kommt der Tod — „Gerippe, mit Stundenglas und Hippe" — und schlägt die Stundenzahl an die Glocke; zugleich wendet ein Genius oben an der Uhr die Sanduhr um, die er in der Hand hält. So sieht man also hier die vier Stufenalter des Lebens mit seinem Ende — dem Tode. Das Hauptschauspiel zeigt diese berühmte Uhr um 12 Uhr Mittag: Nachdem der Tod seine 12 Schläge gethan, erscheint Jesus Christus, die 12 Jünger folgen und gehen langsam vor dem stehenbleibenden Heiland vorbei, der Jedem von Ihnen seinen Segen giebt. Wenn Petrus naht, erhebt ein Hahn über der Uhr seine Stimme, und schlägt dazu mit beiden Flügeln. Dreimal ziehen die Jünger vor dem Meister vorüber, und dreimal kräht der Hahn. Wenn ich als Kind die Leidensgeschichte Jesu las — und mit Freuden kann ich sagen, daß ich sie oft und gern las — und es kamen die Worte: „Und Petrus ging hinaus und weinete bitterlich," so weinte ich mit ihm. Daher gestehe ich gern, daß auch diese Vorstellung im Münster mich ergriff. Sind auch vielleicht solche Bilder nicht mehr im Geschmack unseres Zeitalters, so verkenne man doch um Gotteswillen den frommen Sinn unserer guten Voreltern nicht, die in ihnen ihres Herzens Andacht aussprachen.

Die spanischen Studenten.

Von denselben entwirft Herr v. Rochau in seinem „Reiseleben in Südfrankreich und Spanien" folgende

Digitized by Google

Schilderung: „Eine spanische National-Merkwürdigkeit, nach der ich bisher vergeblich gesucht hatte, ist mir endlich in Pamplona aufgestoßen, nämlich eine Schaar fahrender Schüler mit allen herkömmlichen Attributen ihres Standes, unter denen das wichtigste der Bettelsack ist. Sie sind zugleich die ersten Studenten, welche ich in Spanien gesehen, oder wenigstens die ersten, welche ich als solche erkannt habe, obgleich ich in mehreren der wichtigsten Universitäts-Städte des Landes gewesen bin; denn der spanische Student unterscheidet sich im gewöhnlichen Gange seines Lebens äußerlich durch gar nichts von allen andern jungen Leuten derjenigen Klassen der Bevölkerung, welchen er durch seine Vermögens-Verhältnisse angehört. Die Mehrzahl Derjenigen, welche die sogenannten Brodwissenschaften studiren, geht aus den ärmeren Ständen hervor und daher denn für viele von ihnen die Nothwendigkeit, neben der Wissenschaft irgend ein Gewerbe zu treiben, um den nöthigen Unterhalt zu verdienen. Die Mediciner fangen sehr oft ihre Laufbahn als Barbierer an, viele Juristen führen Morgens den Kehrbesen und die Schuhbürste in derselben Hand, mit welcher sie Abends in den Pandecten blättern, und noch häufiger verdingen sich junge Theologen gegen Kost und Wohnung und gegen gewisse Freistunden als Bediente in wohlhabenden Häusern. — Um die Ferien-Reise zu unternehmen, bilden die Studenten größere oder kleinere Haufen, die mit Musik und Gesang von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ziehen und bei Reich und Arm um einen Zehrpfennig bitten, der ihnen gewöhnlich mit vieler Freigebigkeit gereicht wird. Die fahrenden Studenten sind wegen ihrer guten Laune, ihrer Schwänke und ihrer Musik beliebt im ganzen Lande und man läßt ihnen eine Menge von Streichen hingehen, die sich kein Anderer herausnehmen dürfte, ohne sich einer handfesten Ahndung auszusetzen. Diese Bettelfahrten — la tuna geheißen — haben so großen Reiz für die Studenten, daß sich ihnen viele Söhne wohlhabender Häuser aus bloßer Liebhaberei anschließen. Sie tragen auf der Tuna eine Art Landstreicher-Uniform, deren wesentlichstes Stück in einem möglichst zerlumpten schwarzen Mantel vom elendesten Stoffe besteht. Da das Tragen eines anständigen Kleidungs-Stückes allen Regeln und Ueberlieferungen des Handwerks zuwider sein würde, so wird der Mantel, sobald er aus der Hand des Schneiders kommt, mit Messerstichen zerfetzt, und wenn die Risse im ersten Eifer etwa allzugroß gewesen, nicht man sie mit der Packnadel und Bindfaden wieder zu. Als Kopf-Bedeckung trägt der fahrende Student einen Dreimaster von grauem Filz, der quer auf das Ohr gesetzt wird und der ganzen Erscheinung einen Stempel originellster Lüderlichkeit aufdrückt. In der Wahl des übrigen Theils des Anzuges hat die Willkühr freies Spiel, vorausgesetzt nur, daß sich nicht etwa eine Spur von Reinlichkeit und Sorgfalt darin bemerklich mache. Die Musen-Söhne, welche ich in Pamplona sah, erfüllten gewissenhaft alle Regeln studentischer Kleider-Ordnung und statt des Schuhwerkes führten sie Strick-Sandalen an den nackten Füßen. Sie zogen mit Sang und Klang, von einem großen Menschen-Schwarm begleitet, langsam durch die Straßen der Stadt. Vor jedem Hause, dessen Bewohner an die Fenster oder auf die Balkone getreten waren, wurde Halt gemacht und wurden einige Verse gesungen, deren Inhalt irgend eine Anwendung auf die Personen zuließ, an die er gerichtet war. Aus vielen Häusern fielen blanke Silber-Münzen in den Hut des Wortführers der Truppe, welcher den Gesang seiner Kameraden durch seine Beredtsamkeit sehr nachdrücklich unterstützte. Bei allem Lumpen und bei allem Schmutze war eine gewisse Poesie in diesem ganzen Auftritte und die Bettelei wußte sich frei zu halten von Gemeinheit." Wie dem auch sei, bemerkt unser Tourist — ich wünsche mir im Namen meines Landes Glück dazu, daß die deutschen Studenten eine ähnliche Rolle nur in der Einbildungskraft des Herrn Alexander Dumas und seiner Collegen vom französischen Feuilleton spielen.

Es wird kommen, wie Gott es will.

Zwischen dem Könige von Frankreich und dem Grafen von Flandern war einmal ein schwerer Krieg ausgebrochen, wo in mehreren Feldschlachten von beiden Seiten viel Volk blieb, den größten Verlust litt aber gewöhnlich der König. Zu dieser Zeit nun fanden sich täglich vor einem Thore von Paris auf der Landstraße zwei Blinde ein, die um Almosen bettelten und diese beiden Blinden sprachen den ganzen Tag von nichts als von Krieg und sagen beständig mit einander in Streit. Der eine behauptete immer, der König werde siegen. Der andere dagegen hielt es für wahrscheinlicher, daß der Graf die Oberhand behalten werde, und fügte jedesmal hinzu: Es wird kommen, wie Gott es will! Ein Hofcavalier kam nun eines Morgens vor ihnen vorbei, hörte ihren politischen Streit mit an, und erzählte hierauf dem Könige, wie die beiden Blinden un

Digitized by Google

aufhörlich über ihn und den Grafen sich stritten. Den König belustigte die Geschichte und er schickte einen Pagen ab, der auf das Gespräch der beiden Politiker genau Acht haben und sich merken sollte, welcher für ihn und welcher gegen ihn spräche. Auf den Bericht des Pagen befahl nun der König seinem Seneschal, zwei große weiße Brode zu backen, und in das eine 10 Goldstücke vertheilen, das andere aber leer zu lassen. Die Brode trug der Page zu den Blinden als ein Almosen, und zwar gab er das mit den Goldstücken dem, der dem Könige den Sieg zugesprochen, und dem andern, der immer sagte: Es wird kommen, wie Gott es will, das leere.

Als es nun Abend geworden, gingen die blinden Bettler nach Hause, und der mit dem leeren Brode sagte zu seiner Frau: Gott hat uns heute etwas Gutes beschweert, und so laß es uns denn genießen. Sie aßen demnach das Brod, das ihnen überaus wohlschmeckte. Der andere Blinde sagte dagegen zu seinem Weibe: Laß uns dies Brod aufheben und nicht davon essen; morgen wollen wir es verkaufen; es wird uns gewiß einige Groschen einbringen, wir können ja von dem andern essen, das wir eingebettelt haben.

Nachdem das Brod verzehrt war, fragte Jener seine Frau: ob nicht sein Kamerad, mit dem er immer im Streit lebe, vom Pagen gleichfalls ein Brod bekommen habe, und da sie dies bejahte, sagte er: So geh doch zu seiner Frau und frage, ob sie es gegessen haben, und wenn nicht, so kaufe es um jeden Preis, denn ein so herrliches Brod bekommen wir so leicht nicht wieder. — „Glaubst Du denn nicht, daß sie es so gut gegessen haben, wie wir?" — „Vielleicht nicht, sie haben es wohl aufgehoben, um Geld daraus zu lösen, und sich nicht unterstanden, es zu essen, wie wir, da es so groß und so weiß war." — Die Frau fügte sich in den Willen des Mannes und ging wegen des Brodes nach, und brachte es ihrem Manne, voll Freuden, daß sie wieder ein so herrliches Abendessen hätten.

Als sie nun anfingen, es anzuschneiden, fiel ein Goldstück auf den Tisch, und wie sie weiter schnitt, fiel noch eins heraus. Der Mann fragte, was denn so klinge, und sie erzählte ihm nun von dem goldenen Funde. Schneide nur frisch weiter, sagte er darauf, und da sie nun das ganze Brod zerschnitten hatte, fand sie die zehn Goldstücke, so der König hatte hineinbacken lassen.

Vergnügt, wie ein König, sagte er hierauf: Hab' ich nun nicht recht, wenn ich immer sage: Es wird kommen, wie Gott will! Dies Brod mit den Ducaten sollte uns zufallen, und kein Mensch auf Erden hätte das verhindern können, weil Gott es einmal so wollte.

Der König schickte nun am zweiten Morgen den Pagen ab, um zu hören, was aus dem Brode geworden, denn sie hatten den vorigen Morgen nicht davon gesprochen, da es unangerührt geblieben war. Sobald sich beide Blinde auf ihrem alten Posten wieder eingefunden, sagte der, der das Brod erhandelt hatte, zu dem andern: Ich behaupte noch immer, daß es kommen wird, wie Gott es will. Gestern kaufte ich ein Brod für 3 Groschen, und ich fand darin 10 Goldstücke, und so hatte ich eine herrliche Mahlzeit und habe nun für das ganze Jahr vollauf zu leben. — Wie der Kamerad, der sein Brod nicht hatte essen, sondern zu Gelde machen wollen, dies hörte, glaubte er in die Erde zu sinken, und sagte, er wolle nun nicht mehr mit ihm streiten, denn er habe Recht, wenn er behaupte: Es werde kommen, wie Gott es will.

Der Page eilte zum Könige zurück, und erzählte, was er mit angehört hatte. — Es ließ hierauf der König den Blinden sagen, was es mit dem Brode für eine Bewandtniß habe; die Geschichte belustigte ihn und den ganzen Hof ungemein, und er sagte: Der Blinde hat in der That recht: Es wird kommen, wie Gott es will.

Miscellen und Anecdoten.

Die reichste Frauentracht. Die Kleidung der Armenierinnen in Astrachan, sagt ein Reisender, ist die reichste in der ganzen Welt. Man muß sich wundern, wie sie die Last ihrer Kleidung ertragen können. Das erste oder unterste Gewand ist von Seide und Gold, das zweite von schwarzem Sammet, schwer mit Gold und Perlen beladen, das dritte, das Ueberkleid, ist fast eine massive Masse von Gold, in schweren Stickereien und außerdem mit goldenen Knöpfen, Troddeln und Fransen besetzt. Der weiße Turban hängt auf die linke Schulter herab und verdirgt den Nacken bis auf die Nase und die Augen. — Das Haar, welches man sieht, ist gewöhnlich kastanienbraun, zwei dicke Locken, eine an jeder Seite.

D. L. S. In ein sehr besuchtes Modemagazin trat, als eben viele Käufer zugegen waren, ein elegant gekleideter Herr, der mehrere der neuesten Modenartikel zu sehen verlangte. „Herr Schmidt, rief der Principal dem Diener zu, an den der Elegant sich gewendet hatte, zeigen Sie dem Herrn doch auch

Digitized by Google

D. L. S. Nr. 7! Bei diesem Zurufe lachte Herr Schmidt, und beschäftigte sich dann sehr eifrig und zuvorkommend mit seinem Kunden. Plötzlich fuhr er auf draußen zu, faßte ihn bei dem Arme und rief: „Halt, Ew. Gnaden, wenn Sie das Foulard einstrecken wollen, haben Sie die Güte, dies nicht heimlich zu thun!“ — Der Ertappte erröthete, stotterte verlegen einige Worte, und wurde endlich nach erfolgter Bezahlung ohne weitere Unannehmlichkeiten entlassen. Ohne den Zuruf seines Principals würde der Diener den eleganten Dieb vielleicht nicht attrapirt haben, so aber war er auf seiner Hut, denn in diesem Gewölbe bedeutet D. L. S. — welche Buchstaben die Kunden öfters hören: Der Lump schnipft! — und der Principal erlöst den Zuruf, so wie ihm ein Käufer verdächtig erscheint.

Badeabenteuer. Ein junger Lord, dessen Finanzen mehr zerrüttet waren, als seine Gesundheit, schiffte sich in aller Eile ein, und gebrauchte nicht auf ärztliche Verordnung, sondern um sich vor seinen Gläubigern versteckt zu halten, die Seebäder zu Scheveningen. Um sich in dem langweiligen Badeleben die Zeit zu vertreiben, machte er einer jungen Holländerin, deren Schönheit in der ganzen Umgebung beinahe sprichwörtlich war, den Hof. Das junge Mädchen nahm die zärtlichen Betheuerungen des Engländers für Ernst und erwiederte die Caprice des Letztern mit der zärtlichsten Liebe. Der Roman war seinem Ende nahe, denn der Engländer hatte bereits alle Vorkehrungen zur Abreise getroffen, als der Vater des Mädchens, ein vormaliger Fischer, dazu kam. Der britische Don Juan fand eines Abends an dem gewöhnlichen Stelldichein den Vater statt der Tochter. Der Gentlemann war sehr erschrocken; aber der Holländer sagte mit der größten Gelassenheit: „Ich weiß Alles: Sie lieben meine Tochter und werden von ihr wieder geliebt; Sie werden das Mädchen natürlich heirathen. Sie sollen Sie haben, ich habe dagegen nichts einzuwenden.“ Der Engländer brach in ein lautes Gelächter aus, aber der Papa blieb ganz gelassen und fuhr fort, indem er seine Pfeife ausklopfte: „Ich weiß, Sie sind ein Lord, und das ist mir nicht lieb, denn die Lords sind mir zuwieder, ich weiß, daß Sie nichts haben als Schulden; aber das thut nichts, denn meine Tochter bekommt eine recht hübsche Aussteuer.“ Diese Worte wurden von dem Engländer mit einem spöttischen Lächeln aufgenommen; aber der Holländer nahm keine Notiz davon und fuhr fort: „Wie Sie mich hier sehen, besitze ich acht Häuser — zwei hier in Scheveningen und sechs im Haag.“ Das spöttische Lächeln verschwand augenblicklich aus den Zügen des Engländers. „Eben so viel Häuser wie Schiffe,“ fuhr der Holländer fort, „zwei Schifferbarken und sechs Kauffahrteischiffe . . . Aber seien Sie unbesorgt, ich gebe meiner Tochter weder die Häuser noch die Schiffe, das würde Sie allzusehr belästigen; eben so ganz gebe ich ihr meine Gärten in Harlem, noch meine Bauernhöfe in der Gegend von Utrecht; nein, sie bekommt nur baares Geld, und ich lege sechshunderttausend Gulden in der Amsterdammer Bank für sie an.“ — Sechshunderttausend Gulden!“ rief der junge Lord: „fünfzigtausend Pfund Sterling!“ — „Ja wohl, antwortete der Holländer, indem er sich eine neue Pfeife anzündete. — „Sie, ein Schweninger Fischer, geben das Ihrer Tochter?“ — „O! der Fischfang allein hat mir das nicht eingetragen: ich habe in meiner Zeit einen ziemlich lebhaften Handel mit Sklaven und andern Produkten und gelegentlich auch etwas Seeräuberei getrieben. Sie finden ohne Zweifel einigen Anstoß hierbei, denn als Engländer halten Sie es ohne Zweifel mit der Sklaven-Emancipation?“ — „O nicht doch!“ antwortete der Lord, „ich hatte es mit den Gulden.“ — „Nun, so nehmen Sie die meinigen, und meine Tochter dazu.“ — Der Lord besann sich nicht mehr. Einige Tage nach dieser Unterredung wurde die Fischerstochter die Gattin eines Pair von England und der junge Lord vergoldete sein Wappen mit holländischen Dukaten.

(Lpzig.

Schau, frau, wem! In einen Conditorladen der Spandauerstraße kam täglich ein Mann von etwa 40 Jahren, elegant in seiner Kleidung und seinem Wesen, mit mehreren Orden an seiner Brust, und leichnete das junge hübsche Mädchen, das, als sogenannte Ladenmamsell, hinter dem Buffet stand, durch besondere Aufmerksamkeiten aus. Er zahlte, wenn er auch nur wenige Groschen verzehrt hatte, stets mit einem Doppellouisd'or und ließ sich den Rest nicht herausgeben. Anfordern brachte er dem Mädchen reiche Geschenke an Kleidungsstoffen und Juwelen. Dieses erfuhr bald, daß ihr verschwenderischer Verehrer pensionirter Geheimer Ober-Finanz-Rath sei. Nach einiger Zeit hielt dieser völlig um die Hand des Mädchens an, ging zu ihren Eltern — der Vater ist Lederlackirer — forderte auch deren Einwilligung, und als diese erfolgt war, überreichte er den Uebergläcklichen einen Beutel mit 400 Friedrichsd'or, um damit die Ausstattung ihrer Tochter zu beschaffen. Die wackeren Bürgersleute weigerten sich erst, diese Summe anzunehmen, weil sie von ihren Mitteln ihr Kind ausstatten wollten, mußten aber den dringenden Bitten ihres Schwiegersohnes nachgeben. Der Brautstand der Lederlackirerstochter, die natürlich aus dem Kuchenladen in das elterliche Haus zurückgekehrt war, verfloß in Wonne und Seligkeit. Da wird eines Tages der Bursche des Lackirers nach der Filmer'schen Zuckerfiederei geschickt, um Zuckerabfälle zu holen. Ganz bestürzt kommt der Junge nach Hause, ist Anfangs kaum der Sprache mächtig, und stottert endlich auf dringendes Fragen die Worte heraus: Ach Herr Je, den Herrn Geheimen Ober-Finanz-Rath, den Bräutigam vom Fräulein, habe ich in der Zuckerfiederei in bloßen Hemdärmeln Zucker stoßen gesehen! — Ein paar derbe Maulschellen von den gewichtigen Händen des Meisters waren der erste Botenlohn des Burschen, denen ein Paar nicht minderte Püffe von den nicht ungewichtigen Händen der Frau Meisterin nachfolgten. Trotzdem beharrte der Geschlagene steif und fest, es sei so, wie er es gesagt. Da machte sich denn endlich der Meister selbst auf den Weg nach der bezeichneten Zuckerfiederei, wo er seinen Herrn Schwiegersohn wirklich bei dem Geschäfte des Zuckerstoßens fand, was eben nicht in das Ressort eines Geheimen Ober-Finanz-Raths gehören soll, obgleich das Finanzwesen seiner Zukter ist, wenn nicht etwa die Landtags-Deputirten zu einer neuen Anleihe sagen: Ja, Kuchen! — Wie kommen Sie hierher? fragte der Lackirer den Geheimen Ober-Finanz-Rath. — Wie kommen Sie dazu, mich darnach zu fragen? entgegnete dieser. — Kennen Sie mich denn nicht? Ich bin ja Ihr Schwiegervater! — Sie sind wohl toll! Mein Schwiegervater ist schon über 20 Jahre todt. — Der Lackirer, fest überzeugt, daß hier kein Irrthum von seiner Seite im Spiele, machte de

Digitized by Google

der Polizei Anzeige. Da ergab ſich denn, daß der Geheime Ober-Finanz-Rath und reſpective Zuckerſtampfer ein berüchtigter Dieb war, ſchon neun Mal beſtraft. Ein paar kürzlich vorgefallene Einbrüche, wobei bedeutende Geldſummen und viel Gold und Silber entwendet, waren durch ihn verübt und davon die Geſchenke an ſeine Braut gemacht worden. Sein Weib mit fünf Kindern, um die er ſich faſt gar nicht bekümmert, leben in tiefer Noth und Verworfenheit, während er ſtets das geſtohlene Gut an hübſche Mädchen vergeudete. Um der Polizei gegenüber, von der er fortwährend obgilirt wurde, einen Arbeitsausweis zu haben, war er als Zuckerſieder in die Ellmer'ſche Fabrik gegangen.

— Ein Bauer fiel vom Wagen gerade auf den Kopf, ohne den mindeſten Schaden zu nehmen. Nachdem er denſelben befühlt hatte, rief er vergnügt aus: „Gottlob, daß es keinen edlen Theil getroffen hat.“

— In einem Pariſer Boulevardtheater trieben die Claqueurs ſeit einiger Zeit ein allzu unverſchämtes Spiel. Eines Abends, als es gar zu arg wurde, warf das Publikum die ganze Rotte aus dem Parterre, und rief den Direktor. Dieſer erſchien nach einigem Zögern. — „Wir wollen keine Claqueurs mehr!“ rief ihm das Parterre zu. — „Aber, meine Herren, es ſind ja keine da,“ entgegnete der Direktor. — „Doch, doch!“ — „Nein, meine Herren, nein!“ — „Das iſt zu arg,“ rief eine Stimme aus dem Parterre: „Wir haben ſie ja ſo eben hinausgeworfen!“ — „Ganz recht, ſie ſind alſo nicht mehr da,“ antwortete der Direktor. Rauſchender Beifall.

Freudige Nachricht für engagementsloſe Opernangehörige. Der Dei von Tunis will ſich für dieſen Winter das Privatvergnügen einer deutſchen Oper verſchaffen. Er zieht die deutſche Oper vor, weil man ihm ſagte, die deutſche Muſik vereinige den Charakter aller übrigen in ſich. Die Gagen werden ſich als annehmbar herausſtellen und die Reiſekoſten vergütigt. Eine Kritik exiſtirt nicht. Wer dem Dei nicht gefällt, erhält zum erſten Male die Baſtonade, zum zweiten und dritten Male das Ehrengeſchenk — der ſeidenen Schnur. — Wer hat Luſt?

(Humoriſt.)

— Man beobachtete einſt im Monat Februar eine Zuſammenkunft der Venus und des Jupiter. Eine junge Dame, welche im Verdacht geſteyter Bildung ſtand, äußerte laut und munter: „Da wird wohl ein neues Sternchen zum Vorſchein kommen!“

Erklärung der Patrone.

Figur 1. 2. u 3 ſind Modelle zu einer Shawl-Weſte zum Ueberſchlagen. Figur 4. 5. 6. 7 und 8 ſind Modelle zu einem bogenförmigen Taillen-Frack: die geſchwärzten Stellen ſollen ausgezogen werden. Fig. 9. 10, 11, 12 und 13 ſind Modelle zu einem Gibbun mit Shawl; die an dem Rückentheil auf der Taille geſchwärzte Stelle ſoll eingebügelt und alle übrigen am Hinter- und Vordertheil ähnliche Stellen ſollen ausgezogen werden. Die kleine Seitennaht wird durchgeführt, und in derſelben werden Taſchen angebracht. Figur 14 Modell zu einem gangbaren Beinkleid, welche mehrentheils ohne Strge getragen werden. Fig. 15 Vordertheil-Patrone zu einem halbanliegenden Beinkleide, welches die Form des Beines genau bezeichnet. Fig. 16. Zuſammenſtellung des Vorder- und Hintertheils zu einem halbanliegenden Beinkleide, jedoch in geſchweifter Form auf den Vorderfuß fallend. Figur 17. Modell zu einem gangbaren Moden-Beinkleide, welches großen Beifall gefunden.

An die geehrten Abonnenten.

Mit künftiger Nr. 13. ſchließt das Quartal, und erſuchen wir nur gegen Empfang einer gedruckten Quittung die Zahlung zu leiſten. Für das neue Quartal liegen die ſchönſten Novellen und Erzählungen bereit.

Mit Annahme von Nr. 1. für das neue Quartal verpflichtet man ſich zur Abnahme des ganzen Quartals, und ſind daher auch neu eintretende Abonnenten, die vom Colporteur die erſte oder ſpäter die erſten 3—4 Nummern gegen eine kleine Anzahlung, die jedoch am Schluſſe des Quartals wieder in Abzug kommt, in Empfang nehmen, gehalten, das Quartal voll zu nehmen, da einzelne Nummern durch den Sammler nicht verkauft werden dürfen.

Erhalten neu eingetretene Abonnenten nicht mit der nächſten Woche die Fortſetzung, ſo iſt ein Fehler in Aufſchreibung des Namens oder der Wohnung vorgefallen, und ſind ſie nicht gefunden worden, daher man in dieſem Falle bittet, ſich in der Expedition zu melden.

Große Windmühlenſtraße, Nr. 48.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Herren-Mode. Das neueste ist mehr eine Verwirrung von Namen, denn man nennt die Ueberzieherröcke bald Twine, bald Paletot, bald Coachman, häufig ohne daß man Unterschiede anzugeben weiß; Coachman (Kutscher) nennt man indeß vorzugsweise die Röcke mit Shawlkragen, die weit über einander gehen und die Patten vorn haben, namentlich unter dem Kragen. Welchen von diesen Benennungsarten das beliebteste, das schönste, das geschickteste sei, dürfte schwer zu bestimmen sein; der Coachman und Twine schrinen indeß von Manchen vorgezogen zu werden, weil sie sich reich mit Schnurrenbesatze ausschmücken lassen. Man gibt den hellen Farben dabei den Vorzug, wie dem Bronzegrün, dem Eisengrau ꝛc., während man für die eigentlichen kurzen Röcke nur das Schwarz, das Nußbraun und Morengo liebt. Die Beinkleider von mittlerer Weite, die nicht sehr weit auf die Stiefeln herfallen, sind allgemein beliebt, und die geschlechten Stoffe die grobcorrirten, nebst den breitgestreiften. Doch werden einige einfarbige getragen. Die Westen scheinen der Form nach weniger verschiedern zu sein als im vorigen Jahre, denn eigentlich hat man ihrer jetzt nur vier; die mit etwas langem Schooße tragen sich die mit Stehkragen, die übereinanderzuknöpfen und die mit kleinem Schawlkragen. Zu den letzteren gehören die Jagdwesten und die Jäckchen à la Ludwig XV. Die Putzwesten sind von weißem Piqué, von weißem Cashemir, von Sammet, von Atlas gestickt oder glatt. Die andern sind von carrirtem Sammet, von carrirtem Cashemir, von gestricktem Sammet oder Cashemir. Die Mäntel werden, wie es scheint, diesen Winter nicht sehr versucht sein, wenn man nach der geringen Anzahl schließt, welche man gewahrig sieht. Die Knöpfen tragen fast nichts mehr oder minder lange Jäckchen, die mehr oder minder verziert sind, unter Gabans oder kleinen runden Mänteln ohne Kragen, die vorne brunter oder um die Taschen herabght sind und die man in diesem Jahre Pole-Mentes nennt! In Schnurstrecken gibt es wenig Neues mitzutheilen, denn sie haben fast alle die Form von Gabans oder Mänteln. Nur ist zu bemerken, daß der Stehkragen daran jetzt eine große Rolle spielt und daß sie weiter und verzierter sind als in frühern Jahren. Die gewöhnlichsten sind von fardigem Flanell, die reicheren von Cashemir oder Sammet.

Damen-Mode. Der schwarze Sammet steht in der größten Gunst und er hat allerdings den Vorzug, daß er zu Kleidern von jeder Farbe paßt; oder man hat auch einige andere Sammete sehr gern, z. B. den braunen, den grünen und blauen. Man trägt bekanntlich in diesem Winter fast nur Sammetmäntel. Die Stoffe, aus welchen die Winteranzüge bestehen werden, sind zum Regligee: die carrirten Merinos und Popelines, die Bairnclos mit satinirten Carreaux und die mit leinen Tuche. Von gebrochen Wollenmusselin ist gar nicht die Rede. Zu Besuchen hat man den damassirten Repé mit satinirten Reliefmustern, den carrirten Atlas, die Levantine, den Königsatlas und den broschirten Atlas. Zur großen Toilette dienen: der indische Boscat, der alle Meister mit moirirtem Grunde und broschirten Blumenbouquets. Die Wollenstoffe trägt man entweder ganz ohne Aufputz oder mit Verzierung von Sammet oder Borten oder großen Knöpfen. Zum Ausgehen sind die Kleider von Allgemeinen lang und unten weit mit engen Bündchen. An den etwas gepuzten Kleidern, z. B. an denen zum Diner, behält man die etwas kurzen und offenen Aermel bei. Zu den Soireen sind die Leibchen glatt mit Schneppe vorn mit sehr weit hinuntergehenden Röcken. Die Röcke bilden eine kleine Schleppe. Unter den neuen Zuthaten, die wir gesehen haben, führen wir namentlich folgende an: Spanisches Kleid von gemustertem Repé dunkelgrün und schwarz mit sehr ausgeschnittenem Leibchen, das in der Mitte durch fünf Schlitze von verschiedener Größe offen war, durch die man die kleingefältelte Chemisette sah. Die ziemlich kurzen Aermel hatten ebenfalls zwei Schlitze, durch die man den gefälteten Unterärmel sah, welcher mit einem Einsatzstreifen von gestickten Mousselin endigte. Kleid von carrirtem Atlas von braunem Grunde mit diamn, weißen und grünen Carreaux, oberwärtig gemacht mit kleinen Schößen, vorn mit drei Ruchen von schmalem Atlasband verziert, in deren Mitte sich ein Kettchen von weißer Posamentirarbeit befand. Unten offne Aermel mit rundlichen Enden, welche mit gleichen Ruchen garnirt sind. Bauschige Manschetten. Mantelpeliser-Mantille mit Schneppe vorn und hinten und mit Volant, auf dem sich drei kleine Rüchen befanden. Kleid von dunkelblauem Sammet in der Mebiel-Form mit glattem Rücken, drei Rüchten vorn und offenem Rocke mit zwei Rüchten an jeder Seite, die unter leichter Stickerei verdeckt sind.

Die Soireenkleider fangen an, die vornehme Welt sehr zu beschäftigen, doch ist es noch nicht entschieden, welcher Stoff und welche Farbe zur Herrschaft getangen wird, denn alles kommt zu darauf an, was am meisten gefällt. Neu in den Salons werden reiche Atlasse mit Sammetdruck sein. Zum Aufputz die Wollkleider wird man häufig Taffetanschen und farbige Blonden verwenden, namentlich auf Taffet. Posamentirarbeiten sind beliebter als je, sogar auf Hüten. Auf einigen Ueberröcken trägt man imitirte Goldtroddel, die in der Farbe des Stoffs zweifilet sind, besonders auf ungreifenem Sammet. Die langen Aermel haben im Allgemeinen die Amadisform, welche die Form des Aermels würdigen läßt; die Leibchen sind glatt und mit Revers, viele auch ein wenig offen, so daß sie einen Spitzenstreifen sehen lassen. Sehr beliebt ist jetzt die Pompetine, sowohl die carrirte, mit einem einzigen breiten Volant, als die einfarbige mit breiten Querstreifen, über denen sich dann eine schmale Posamentirarbeit hinzieht. Sehr beliebt ist die Bouillefarbe. Die Kleider von angreifenem Sammet sind dunkelblau oder eisengrau, wenn man sie am Vormittage trägt, dagegen rosa oder citronengelb des Abends; man besetzt sie da mit Blondenvolants in derselben Farbe. Sehr ausgezeichnet sind die Taschmierkleider zum Ausgehen Vormittags und zwar mit Sammetbande besetzt; sie müssen aber dunkelfardig sein.

Modenerklärung.

1. Wollen-Scheitel. Oberrock mit langer Schneppe, vorn herab mit einem Streif Sammet, besetzt mit Knöpfen. 2. Quadrillirtes Feuerdrillett ganz aus dem Stoffe schräg geschnitten, darüber ein lila Atlas-Mantel mit Sammetbändern und Franzen ausgeputzt. Erstrer werden auf einem Organtin gefertigt und auch mit feinen Guimpen besetzt und dann bei den Seiten leicht auf den Mantel aufgenäht. Dieser Mantel ist aus vier Theilen geschnitten, der Krogen von der Achsel herab geöffnet, mit Sammetbandeau durchzogen und am Halse mit drei Spangen zusammengehalten. Rosa-Zughut mit Bandschleifen und Guimpen geputzt. 3. Frock mit langen Schößchen. 4. Burnuß mit Posamentirarbeit besetzt.

Man abonnirt bei allen Postämtern und soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold, in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel. In Commission bei J. Heibig in Altenburg.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

LEIPZIG-PARISER

IV. Quartal.

Wöchentlich 1 Bogen mit brillantem Modekupfer von 4 Figuren, regelmäßig 2 Herren und 2 Damen, und monatlich eine Patrone f. Herrenschneider.

Vierteljährlicher Preis:

mit 1) wöchentlichem Kupfer und Patronen 22½ Ngr.

VIII. Jahrg.

2 Text und mit blos monatl. Kupfer 15 Ngr.

3) Modekupfer und Patronen allein 15 Ngr.

4) Ohne Modenkupfer 10 und 11¼ Ngr.)

Bekanntmachungen werden die gespaltene Zeile od. deren Raum mit 1½ Ngr. berechnet

Expedition: Gr. Windmühlenstr. No. 48.

MODEN-JOURNAL.

No. 13. **N. Büchner**, Redacteur. **1847.**

An die geehrten Abonnenten.

Mit Annahme von Nr. 1. für das neue Quartal verpflichtet man sich zur Abnahme des ganzen Quartals, und sind daher auch neu eintretende Abonnenten, die vom Colporteur die erste oder später die ersten 3—4 Nummern gegen eine kleine Anzahlung, die jedoch am Schlusse des Quartals wieder in Abzug kommt, in Empfang nehmen, gehalten, das Quartal voll zu nehmen, da einzelne Nummern durch den Sammler nicht verkauft werden dürfen.

Erhalten neu eingetretene Abonnenten nicht mit der nächsten Woche die Fortsetzung, so ist ein Fehler in Aufschreibung des Namens oder der Wohnung vorgefallen, und sind sie nicht gefunden worden, daher man in diesem Falle bittet, sich in der Expedition zu melden.

Große Windmühlenstraße, Nr. 48.

Digitized by Google

Varinka,

oder

das Beichtgeheimniß.

(Schluß.)

Unterdessen war Annuschka zu ihrer Herrin wieder eingetreten und hatte die Thür sorgsam verschlossen. Sogleich sprang Varinka aus dem Bette und stürzte, sobald der letzte Fußtritt ihres Vaters im Vorsaale verhallt war, in das Nebenzimmer und beide Frauen räumten nun eilig einen Haufen Wäsche fort, der in der Fensterhöhlung lag. Unter der Wäsche stand ein großer Kasten mit einem Federschlosse. Annuschka drückte an den Knopf desselben, und der Deckel sprang auf. Aber beide Frauen stießen einen lauten Schrei aus; denn der Kasten war zum Sarge geworden — der junge Officier, den man darin verborgen hatte, war erstickt. Lange hofften sie, er sei nur ohnmächtig; Annuschka spritzte ihm Wasser ins Gesicht und Varinka hielt ihm wohlriechende und belebende Flüssigkeiten unter die Nase; aber alles umsonst. Während der langen Unterhaltung des Generals mit seiner Tochter, die über eine halbe Stunde gedauert hatte, war es Fedor unmöglich gewesen, sich aus dem Kasten zu befreien, weil die Feder zugeschnappt war; er hatte keine Luft schöpfen können und war erstickt.

In welcher schrecklichen Lage sich beide Frauen befanden, ist leicht zu begreifen. Annuschka sah sich bereits in Sibirien, Varinka aber — wir müssen ihr diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — sah nichts als den Geliebten, nichts als seinen blassen Leichnam. Endlich brach die Zofe das schreckliche Schweigen und rief: „Wir sind gerettet!" Dieß weckte ihre Geliebterin aus ihrem dumpfen Hinbrüten; aber ihr erstes Wort war: „Fedor, ach Fedor!" und ein Thränenstrom floß dabei über ihre Wangen. Nur erst nach langem Mahnen, daß sie zunächst an Rettung zu denken habe, daß ihre Lage höchst gefährlich sei, daß ihres ganzen Hauses und also auch ihres Vaters Ehre auf dem Spiele stehe u. s. w., vermochte die Zofe, sie von dem Gedanken an den Unglücklichen abzulenken und auf das Mittel zur Rettung, das sie eben vorschlagen wollte, zu achten. Dieses bestand darin: man wolle ihrem Bruder Iwan das ganze Geheimniß anvertrauen; der solle, da es bereits anfing Tag zu werden, in der nächsten Nacht, während Varinka im Schauspiel sei, die Leiche fortbringen. Obwohl Varinka Anfangs allerlei Einwände machte, z. B. daß ihr Bruder ja doch auch ein Leibeigener sei, dem man nie völlig trauen könnte; daß er nicht minder wie die Andern sich oft betrinke und darum leicht ein Mal im Trunke etwas verrathen könne; so willigte sie doch, da die Gefahr drängte, endlich ein und beschloß, so schwer es auch auf ihrem Herzen lag, während der Zeit ins Schauspiel zu gehen. Unterdessen mußte sie sich aber doch dem schmerzlichen Geschäft unterziehen, die geliebte Leiche wieder mit in den Kasten zu bringen, vor welchen Annuschka dann ein Schloß legte, dessen Schlüssel sie zu sich nahm, während sie die Wäsche wiederum darüber warf.

Obgleich Varinka natürlich kein Auge geschlossen hatte, so ging sie doch zur Frühstückszeit zu ihrem Vater, um demselben auch nicht den mindesten Anlaß zum Argwohn zu geben. Doch sah sie so bleich aus, als sei sie so eben dem Grabe entstiegen. Der General schrieb dieß jedoch der nächtlichen Störung zu. Es war ein glücklicher Gedanke von ihr gewesen, zu sagen, daß Fedor abgereist sei; denn so war der General nicht allein nicht verwundert über sein Ausbleiben, da es ja seine Tochter rechtfertigte, sondern er erklärte auch öffentlich, er habe selbst seinen Adjutanten mit einem Auftrage fortgeschickt. Varinka kehrte nicht früher in ihr Zimmer zurück, als bis sie sich ankleiden mußte. Acht Tage zuvor war sie mit Fedor zusammen im Theater gewesen. Jetzt hätte sie Unpäßlichkeit vorschützen und zu Hause bleiben können; allein eine doppelte Bedenklichkeit rieth ihr davon ab. Der General hätte sich vielleicht ihretwegen beunruhigt, wäre auch zu Hause geblieben und hätte dadurch das Fortschaffen des Leichnams erschwert. Ferner wünschte sie das Zusammentreffen mit Iwan zu vermeiden, um sich nicht vor einem Leibeigenen schämen zu müssen. Sie zog es daher vor, lieber den qualvollsten Zwang sich anzuthun, als nur die geringste Veranlassung zu Verdacht zu geben, und fing an, unter Beihülfe ihrer Zofe sich anzukleiden. Als dieses sonst für sie ergötzliche, jetzt aber höchst drückende Geschäft vollendet war, befahl sie der treuen Annuschka, die Thür zu verschließen; denn sie wollte Fedor noch einmal sehen und dem entseelten Körper ihres Geliebten ein letztes Lebewohl sagen. Das Haupt mit Blumen umkränzt, mit Perlen und Juwelen behängen, aber im Herzen eine eisige Kälte, trat sie mit gespenstigen Schritte in das Nebenzimmer und beugte sich, ohne eine Thräne zu vergießen, ohne einen Seufzer hören zu lassen, mit der tiefen und fast leblosen Ruhe der Verzweiflung über Fedor hin, zog ihm einen einfachen Ring vom Finger, drückte ihm einen Kuß auf die Stirn und sagte mit einem Tone,

Digitized by Google

der trotz seiner scheinbaren Festigkeit das verstockteste, kälteste Herz erschüttert hätte: „Lebewohl, mein Bräutigam!“ Da ertönten Schritte in der Nähe. Der General schickte einen Kammerdiener, um zu fragen, ob seine Tochter bereit sei. Annuschka ließ den Deckel fallen, und Varinka folgte dem Diener und übertrug ihrer Milchschwester die Erfüllung der traurigen Pflicht. Bald darauf rollte der Wagen des Generals aus dem Hofe.

Annuschka ließ eine halbe Stunde verstreichen; dann suchte sie ihren Bruder Iwan auf. Dieser saß mit Gregor, dem der General noch an demselben Tage tausend Rubel und die Freiheit geschenkt hatte, bei einem Glase Branntwein. Glücklicherweise hatten sie ihr Gelag so eben erst begonnen, und Iwans Kopf schien noch frei genug, so daß seine Schwester glaubte, ihm das Geheimniß anvertrauen zu können. Er folgte derselben in Varinka's Zimmer. Sie rief ihm ins Gedächtniß, wie oft Varinka, die bei all' ihrem Stolze sehr großmüthig war, ihm schon Wohlthaten erwiesen habe. Da der Russe in der Trunkenheit zur Zärtlichkeit aufgelegt ist, so hatten die wenigen Gläser, die Iwan schon zu sich genommen, ihn zur Erkenntlichkeit gestimmt. Er sprach von seiner Ergebenheit in so befriedigenden Ausdrücken, daß Annuschka kein Bedenken mehr hatte, ihm das Geheimniß zu offenbaren. Sie öffnete den Kastendeckel und zeigte ihm Feodors Leiche. Bei diesem schrecklichen Anblick stutzte Iwan einen Augenblick und sah mit starrem Blick auf den geöffneten Kasten; bald aber ahnete er, was vorgefallen sein würde, durchsuchte, was ihm die Theilnahme an einem solchen Geheimnisse eindringen könnte, schwur mit den heiligsten Eiden, seine Gebieterin nicht zu verrathen, und erbot sich von selbst, die Leiche fortzuschaffen. Das war aber keine leichte Aufgabe. Dennoch war er bald entschlossen über die Art und Weise. Anstatt wieder zu Gregor und seinen Kameraden an den Branntweintisch zurückzukehren, machte er einen Schlitten zurecht, belud ihn mit Stroh und versteckte darin eine Axt. Dann suchte er sich im Hause zu versichern, daß ihn Niemand belausche, und als er sich völlig sicher glaubte, trug er die Leiche herab, verbarg sie im Stroh des Schlittens und fuhr damit nach dem Newaflusse zu. Nachdem er sich weit genug entfernt zu haben glaubte, nahm er die im Stroh verborgene Axt, schlug damit ein Loch in das dick gefrorene Eis, ließ durch dasselbe den Leichnam hinuntergleiten und kehrte dann zurück, während Feodors irdische Hülle durch die Newa dem finnischen Meerbusen zugetrieben wurde.

Um Mitternacht kehrte Varinka mit ihrem Vater zurück. Der Zwang, den sie sich im Schauspielhause hatte anthun müssen, war ihr zuletzt zu einer unerträglichen Last geworden, so daß sie schon dort fast unterlegen wäre. Dennoch hatte sie sich so zu beherrschen gewußt, daß man allgemein meinte, schöner und liebenswürdiger sei sie noch nie gewesen. Als sie aber in das Haus ihres Vaters zurückkehrte, fühlte sie, daß ihre Kraft gebrochen sei, entschuldigte sich durch allzugroße Ermüdung wegen des Abendessens bei ihrem Vater und eilte auf ihr Zimmer. Als sie erfahren hatte, daß Alles nach Wunsch vollbracht worden sei, entkleidete sie sich eiligst, warf sich auf ihr Bett, und konnte nun endlich weinen und die Hände ringen. Am andern Morgen beauftragte sie ihre Zofe, ihrem Bruder zu sagen, so oft er Geld brauche, solle er nur von ihr fordern, so viel er wolle; denn eine beträchtliche Summe mit einem Male in die Hände des Sklaven zu legen, hielt sie für bedenklich.

Unterdessen hatte sich Gregor von den ihm geschenkten tausend Rubeln eine Schenke gekauft, und da er ein gewandter Wirth war und eine ausgedehnte Bekanntschaft unter der Dienerschaft der ersten Familien in Petersburg besaß, so machte er bald gute Geschäfte, so daß die rothe Schenke in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf erhielt. Die Adjutantendienste beim General aber versah seitdem ein Anderer, und so war im Hause des Grafen Tschermayloff die alte Ordnung wieder hergestellt.

So waren zwei Monate verflossen, ohne daß nur der geringste Verdacht rege geworden wäre. Da ließ der General eines Tages zu ungewohnter Zeit seine Tochter zu sich rufen. Diese erschrak, weil ihr jetzt alles Ungewöhnliche Anlaß zur Besorgniß gab. Aber welch ein ganz anderer Wechsel von Gefühlen wogte nicht in ihrem Herzen hin und her, als der General ihr einen bereits geöffneten Brief überreichte, in welchem gemeldet wurde, daß der junge Mann, dem ihre Hand zugesagt war, im Duell gefallen sei, und ihr zu verstehen gab, daß er nun gern einwilligen werde, wenn sie Feodor lieben könnte. Und als er äußerte, er werde Feodor nun zurückrufen und wünsche nur zu wissen, wo er sich aufhalte; da blickte sie eine Zeit lang vor sich hin und erklärte dann, Niemand, als Gott, wisse, wo er sei. Der General wollte dieß nicht glauben, schüttelte den Kopf und meinte, es komme ihm ganz unwahrscheinlich vor, daß er ihr gar keine Nachricht von sich gegeben haben solle. Da unterlag Varinka ihrem Schmerz und rief:

Digitized by Google

„Für mich giebt es auf Erden kein Glück mehr; erlauben Sie mir, lieber Vater, daß ich mich auf mein Zimmer zurückziehe;“ setzte jedoch schnell hinzu: „aber ich schäme mich, dieses gesagt zu haben.“ Dieß hielt der General für ein Zeichen, daß sie ihn liebe; er küßte ihre Stirn und ließ sie gehen. Trotz der traurigen Miene, mit der sie von Feodor gesprochen hatte, hoffte er doch, ihn bald ausfindig machen zu können. Noch an demselben Tage ging er zum Kaiser, erzählte ihm Feodors Liebe zu seiner Tochter und bat, da der Tod sein erstes Versprechen gelöst habe, zu dessen Gunsten über die Hand seiner Tochter verfügen zu dürfen. Der Kaiser willigte ein und gab sogar dem Polizeiminister den Auftrag, die nöthigen Maßregeln zu Ausforschung von Feodors Aufenthalt zu ergreifen. Aber es verginnen sechs Wochen, ohne daß auch nur eine Nachricht über ihn einlief.

Barinka's Traurigkeit wuchs von Tage zu Tage, und obwohl der General in zärtlicher Liebe auf alle Weise ihr Hoffnung zu machen suchte, so hielt er es doch zuletzt für das Gerathenste, künftig ganz über Feodor zu schweigen.

Das war jedoch nicht der Fall bei den übrigen Genossen des Hauses. Feodor wurde, außer von Gregor, von Allen geliebt, und seitdem man erfahren hatte, daß er nicht vom General fortgeschickt, sondern verschwunden sei, war dieses plötzliche Verschwinden fast das einzige Gespräch der Dienerschaft. In Gregor aber, der seine Zudringung nicht vergessen konnte, erwachte der Verdacht von Neuem. Er wußte bestimmt, daß Feodor in jener Nacht aus Barinka's Zimmer nicht zurückgekehrt war, und konnte nicht begreifen, daß der General ihn dort nicht gefunden hatte. Dazu kam, daß Iwan seit jener Zeit für einen Leibeigenen ungewöhnlich viel Geld ausgab. Auch hörte er denselben, obgleich er sein guter Freund geblieben und in seiner Schenke eine gute Kunde geworden war, doch niemals von Feodor sprechen, und wenn ja einmal die Rede auf ihn gekommen war, so hatte er plötzlich das Gespräch abgebrochen und den Wunsch geäußert, daß man lieber von etwas Anderem sprechen sollte. Dieß Alles, verbunden mit dem Umstande, daß Iwan Annuschka's Bruder war, die doch wohl um das Geheimniß wissen mußte, brachte den verschmitzten Griechen, der mit dergleichen Dingen bereits bekannt war, allmählich dahin, daß er hinter das Geheimniß gekommen zu sein glaubte. Nur wollte er noch größere Gewißheit aus Iwans eigenem Munde darüber haben und benutzte dazu jede Gelegenheit, so oft derselbe bei ihm einsprach.

Am heiligen Dreikönigstage war viel Besuch in der rothen Schenke. Auch Iwan kam dazu und klingelte zur großen Freude der andern Gäste, die seine Freigebigkeit kannten, mit den Silberkopeken in seiner Tasche. Die Unterhaltung kam auf die Leibeigenschaft, und einige der Unglücklichen, die im ganzen Jahr kam vier Ruhetage haben, priesen das unerhörte Glück Gregors, der nun frei sei. Iwan aber, dem der Branntwein in den Kopf zu steigen anfing, meinte, mancher Leibeigene sei glücklicher, als sein Gebieter. Der verschmitzte Gregor, der hier ihn auf den Weg zu bringen glaubte, auf den er ihn gern haben wollte, setzte ihm, indem er ihm ein Glas nach dem andern einschenkte, mit allerlei schlauen Reden zu, dieß zu beweisen, weil er hoffte, irgend etwas Verfängliches dabei aus seinem Munde vernehmen zu können. Und in der That gerieth der immer mehr trunken werdende Iwan allmählich so in Feuer in seiner langen Schilderung über das Glück, das mancher Leibeigene vor seinem Herrn voraus habe, daß er endlich auf die schlaue Einwendung Gregors, er (Iwan) sei bei allem diesem Glück doch nicht frei und könne nie thun, was ihm beliebe, herausfuhr mit dem Worte: „Wie, ich nicht frei? O, frei wie der Wind; ich habe einen guten Herrn und vor allen Dingen eine gute Herrin.“ Dahin hatte ihn der listige Gregor bringen wollen, setzte sein wiederholtes Einschenken und Aufmuntern zum Trinken unter ununterbrochenen Stachelreden fort und gelangte endlich durch verstellte Zweifel, die er in die Güte seiner Herrin setzte, so weit, daß dieser, um ihm einen handgreiflichen Gegenbeweis zu geben, in die Tasche griff und nicht nur eine Menge Silbergeld, sondern auch Kassenscheine auf fünf bis fünfundzwanzig Rubel herausbrachte, und meinte, morgen sollte die Gesellschaft auch einen auf fünfzig Rubel von ihm zu sehen bekommen. Das war aber dem listigen Griechen noch nicht genug; er meinte: ja, Geld möchte er wohl von seiner Herrin erhalten, aber verachtet werde er dennoch von ihr, da es bekannt sei, wie wenig der stolzen Dame ein Leibeigener gelte, es müßte denn sein, daß sie um seiner Schwester Annuschka willen, die ihre Milchschwester sei, ihm äußerlich wenigstens Achtung beweise. Iwan aber, der im Laufe des Gesprächs ein Glas Branntwein nach dem andern trank, äußerte, seine Schwester sei gut, aber wenn diese auch fleißen sollte, er werde doch noch von Barinka geachtet werden, weil man ihn — fürchte. Da brach Gregor in ein lautes Gelächter aus, in welches er auch die übrigen Anwesenden mit hereinzuziehen wußte, und äußerte spöttisch, nun

würde man wohl gar, wenn der gnädige Herr Iwan keine Lust mehr habe, Befehle zu empfangen, dem hochstehenden Leibeigenen gehorchen. Dieser Spott reizte den bereits Betrunkenen so sehr, daß er Gregor versicherte, er wolle ihm ganz augenscheinliche Beweise geben, wie sehr er seine Herrin zu beherrschen verstehe, und, um dieß thun zu können, verlangte er nur, daß Gregor die andern Leibeigenen, welche nicht zu des Generals Hause gehörten, entfernen möchte. Dieser stellte sich, als ob er das nicht gern thue, weil sie ihm ja durch ihre längere Anwesenheit noch Manches zuwenden würden. Da verlangte Iwan zu wissen, wie viel dieß wohl betragen könnte, und warf ihm, nachdem Jener die Summe angegeben hatte, noch mehr, als er verlangte, nämlich dreißig Rubel hin. Gregor schützte nun gegen die Uebrigen vor, es sei bereits Mitternacht, und sie wüßten das strenge Gesetz des Gouverneurs wohl; sie möchten sich also nun nach Hause begeben; und so bewirkte er, da die Russen an Gehorsam gewöhnt sind, leicht ihre Entfernung.

Iwan war nun mit Gregor und zwei anderen Leibeigenen des Generals allein. Da begann Gregor:

„Nun sind wir unter uns, Iwan; wie willst Du den Beweis führen?"

„Nun, das sollt Ihr sogleich sehen," erwiederte Iwan. „Was meint Ihr wohl, wenn ich trotz der späten Stunde, trotz der Kälte und trotz dem, daß wir Leibeigene sind, das Fräulein zu bewegen im Stande bin, hierher zu kommen und auf unsere Gesundheit zu trinken?"

„Da müßtest Du," sagte Gregor, mit den Achseln zuckend und spöttisch, „die gute Gelegenheit benutzen und ihr zugleich sagen, daß sie eine Flasche Branntwein mitbringe; denn in des Generals Keller giebt's gewiß besseren, als in dem meinigen."

„Auch dieß," sagte Iwan, „und gewiß, sie soll eine gute Flasche bringen."

„Du bist verrückt," sagte Gregor, „das wird sie nun und nimmermehr thun," und die Andern stimmten in seine Meinung ein.

„Willst Du nun wetten, Gregor?" sagte Iwan.

„Was gilt die Wette?"

„Zwei hundert Rubel in Papier gegen ein Jahr freie Zeche!"

„Topp!"

„Sind wir mit gerechnet?" fragten die Andern.

„Freilich," erwiederte Iwan, „und aus Rücksicht auf Euch will ich mich mit sechs Monaten begnügen," und somit zog er seinen Pelz an und ging fort.

Wie es Iwan bei dem Fräulein angefangen habe, sie zu diesem Gange zu bewegen, liegt zwar nicht klar vor, läßt sich aber leicht errathen. Kurz er kehrte nach einer halben Stunde in die Gesellschaft zurück, und zum größten Erstaunen dreseiben trat Varinka, begleitet von ihrer Zofe, bald nach ihm ebenfalls ein, nachdem sie zuvor Annuschka befohlen hatte, anzuklopfen und Gregor zu fragen, ob vielleicht noch einige ihrer Leute bei ihm wären, und ihr dieß bejaht worden war.

„Ihr guten Leutchen," sagte sie beim Eintreten mit einem sonderbaren Lächeln, „man hat mir gesagt, daß Ihr auf meine Gesundheit trinkt, und ich bringe Euch hier etwas, womit Ihr anstoßen könnt. Es ist eine Flasche alter Franzbranntwein aus dem Keller meines Vaters, ganz wie Ihr gewünscht habt. Haltet mir Eure Gläser her!"

Gregor und die beiden anderen Leibeigenen gehorchten mit der Langsamkeit und dem Zaudern des Erstaunens, während Iwan sein Glas mit der größten Unverschämtheit hinhielt. Varinka schenkte selbst ein und sagte, da sie noch immer nicht trinken wollten:

„Auf meine Gesundheit! Trinkt aus!"

„Hurrah!" schrieen die Zecher, durch den milden, vertraulichen Ton des vornehmen Gastes ermuthigt, und leerten die Gläser auf einen Zug.

Varinka schenkte wieder ein und setzte dann die Flasche auf den Tisch.

„Leert die Flasche, Ihr Leutchen," sagte sie dann, „und kümmert Euch um mich nicht weiter! Ich und Annuschka wollen, wenn der Hausherr es erlaubt, am Ofen ein Weilchen warten, bis das Schneegestöber sich etwas gelegt hat."

Gregor wollte aufstehen, um Stühle an den Ofen zu stellen; aber er sank auf seine Bank zurück und versuchte umsonst, eine Entschuldigung herzustammeln.

„Laßt es gut sein," sagte Varinka, „und stört Euch gar nicht im Trinken!"

Die Zecher benutzten die Gelegenheit, und jeder leerte sein Glas. Gregor aber hatte das seinige kaum ausgetrunken, als sein Kopf auf den Tisch sank.

„Gut," sagte Varinka zu ihrer Zofe leise, „das Opium wirkt."

„Was wollen Sie aber thun, Fräulein?" fragte Annuschka.

„Wirst es gleich sehen."

Die beiden Leibeigenen folgten bald dem Beispiele des Hausherrn und sanken besinnungslos nieder. Iwan rang noch mit dem Schlafe und versuchte ein Trinklied

Digitized by Google

zu singen, bald aber versagte ihm die Zunge den Dienst, die Augen fielen zu, und, halbe, unverständliche Worte stammelnd, fiel auch er bewußtlos neben seinen Kameraden nieder. Sogleich stand Varinka auf und heftete einen durchdringenden Flammenblick auf die Schläfer. Damit begnügte sie sich noch nicht, sondern rief Jeden bei seinem Namen. Keiner antwortete. Dann schlug sie, wie freudig, in die Hände und sprach: „Jetzt ist es Zeit!" — Aus dem Hintergrunde des Zimmers holte sie einen Arm voll Stroh, legte in jede Ecke ein Häufslein und steckte es mit einem Kienspahn in Brand.

„Ums Himmelswillen, was thun Sie?" schrie Annuschka und wollte sie daran verhindern.

„Ich will unser Geheimniß unter der Asche begraben."

„Aber mein Bruder, mein armer Bruder!"

„Du kannst mit ihm sterben," sagte Varinka und begleitete diesen Vorschlag mit einem schrecklichen Lächeln, aus dem ersichtlich war, daß es ihr ganz recht gewesen wäre, wenn Annuschka ihre Geschwisterliebe hätte so weit treiben wollen.

„Aber da kommt schon das Feuer," schrie die Zofe.

„Heraus denn!" rief Varinka, riß das fast besinnungslose Mädchen mit sich fort, schloß hinter sich die Thür und warf den Schlüssel weit hin in den Schnee.

„Um des Himmelswillen," schrie Annuschka, „schnell, schnell nach Hause! Ich kann dieses schreckliche Schauspiel nicht ansehen."

„Nein, wir wollen gerade hier bleiben," sagte Varinka und hielt ihre Dienerin mit fast männlicher Kraft an der Hand zurück. „Wir bleiben, bis das Haus zusammenstürzt und wir sicher sein können, daß Niemand daraus entwischt ist."

„Allmächtiger Gott," rief Annuschka, sei meinem armen Bruder gnädig; denn der Tod führt ihn vor Dein Angesicht, ehe er sich dazu vorbereiten kann."

„Ja, bete, bete," sagte Varinka, „denn nur ihre Leiber will ich vernichten, nicht ihre Seelen. Bete! Ich erlaube es Dir."

Mit untergeschlagenen Armen blieb Varinka stehen, von der dunkeln Gluth der Feuersbrunst beleuchtet, während neben ihr die Zofe kniend betete.

Das Haus war von Holz, und die Fugen, wie bei allen russischen Bauerhäuslern, mit Werg verstopft, so daß die Flammen es schnell verzehren mußten. Endlich stürzte das Dach zusammen, und jetzt kehrte Varinka, von aller Furcht befreit, mit Annuschka in ihre Wohnung zurück. — Am folgenden Tage sprach ganz Petersburg von dem Brande der rothen Schenke. Man hatte die Ueberreste von vier Leichen aus der Asche hervorgezogen, und da drei Leibeigene des Generals nicht zurückgekehrt waren, zweifelte derselbe nicht, daß Iwan, Daniel und Alexis zugleich verbrannt wären. Die Entstehungsart des Feuers aber blieb ein Geheimniß. Das Haus lag so einsam und das Schneegestöber war so heftig gewesen, daß Niemand den beiden Mädchen begegnet war. Auf ihre Zofe konnte Varinka sich verlassen. Ihr Geheimniß war also mit Iwan untergegangen.

Aber jetzt traten Gewissensbisse an die Stelle der Furcht. Dem Ereigniß selbst hatte sie mit kalter Ruhe zugesehen, aber die Erinnerung daran zu ertragen, dazu fehlte es ihr an Kraft. Sie glaubte sich eine Erleichterung zu verschaffen, wenn sie ihr Verbrechen einem Geistlichen anvertraute, und erzählte unter dem Siegel der Beichte einem Popen, was sie gethan hatte. Der Priester, den die That entsetzte, versagte ihr die Absolution. Diese Verweigerung war für sie schrecklich, weil sie dadurch vom Abendmahl verwiesen wurde. Dies aber mußte bemerkt werden, und die Welt konnte den Grund davon nur in irgend einem unbekannt gebliebenen Verbrechen suchen. Varinka fiel dem Priester zu Füßen und beschwor ihn bei der Ehre ihres Vaters, auf dessen Haupt die Schande zurückfallen müsse, von seiner Strenge nachzulassen. Der Pope dachte lange nach; endlich glaubte er ein Auskunftsmittel gefunden zu haben. Er schlug vor, Varinka solle sich, wie die Andern, dem Tische des Herrn nahen, er aber wolle dann nur sagen: „Weine und bete!" Die Anwesenden würden dann glauben, sie habe, wie die Anderen, das Abendmahl empfangen. Mehr konnte sie von ihm nicht erlangen.

Diese Beichte hatte um sieben Uhr Abends Statt gefunden. Die Dunkelheit und die Einsamkeit der Kirche hatte den Auftritt noch grauenvoller gemacht. Bleich und zitternd kehrte der Pope in sein Haus zurück. Seine Frau Elisabeth erwartete ihn schon ängstlich. Eben hatte sie ihr achtjähriges Töchterchen Arina im anstoßenden Zimmer ins Bett gebracht. Als sie ihren Mann erblickte, schrie sie auf vor Schreck, so verändert sah er aus, und wollte wissen, was ihm fehle. Der Pope weigerte sich, es ihr zu sagen. Den Tag zuvor hatte Elisabeth gehört, daß ihre Mutter krank sei, und glaubte, ihr Mann habe eine Trauernachricht erhalten. Heute war gerade Montag, der bei den Russen für einen Unglückstag gilt. Beim Anzeigen war sie einer Frau in Trauerkleidern begegnet; also Grund genug für sie, ein Unglück zu fürchten. Sie brach in lautes Schluchzen aus und rief: „Meine Mutter ist gewiß gestorben." — Vergebens bemühte sich der Pope, sie zu beruhigen und ihr zu versichern, daß seine Aufregung einen andern Grund habe. Sie blieb bei ihrem einmal gefaßten Gedanken und antwortete auf alle seine Vorstellungen immer nur: „Meine Mutter ist todt!" Da gestand ihr denn endlich der Pope, daß seine Aufregung durch ein ihm gebeichtetes schweres Verbrechen bewirkt sei. Aber Elisabeth schüttelte den Kopf. „Das ist eine Lüge," sagte sie, „um mein Unglück besser zu verheimlichen." Sie bekommt heftige Zufälle; ihre Thränen vertrocknen, aber epileptische Krämpfe durchzucken ihre Glieder. Da läßt sie denn der Priester schwören, daß sie das Geheimniß bewahren wolle und — das Geheimniß war verrathen. Die kleine Arina war, schon beim ersten Schrei ihrer Mutter erwacht, aus Neugierde und Besorgniß aufge-

Digitized by Google

standen, hatte an der Thür gelauscht und Alles gehört.

Der Tag des Abendmahls erschien und die St. Stephanskirche war von Gläubigen gefüllt. Varinka kniete vor den Gitteen des Chors; hinter ihr stand ihr Vater und seine Adjutanten, hinter diesen die Dienerschaft. Auch Arina war mit ihrer Mutter in der Kirche; sie war neugierig und wollte Varinka sehen, deren Namen sie in jener Schreckensnacht gehört hatte, in welcher ihr Vater die heilige Pflicht eines Geistlichen verletzt hatte. Während ihre Mutter betet, verläßt sie den Kirchstuhl und schlüpft zwischen den Andächtigen durch, faßt dis an das Gitter vor dem Altare. Dort wird sie von der Dienerschaft aufgehalten. Sie aber versucht es sich durchzudrängen, und als sie Einer zurückstößt, fällt sie und verletzt sich den Kopf an einer Bank. Ganz blutig steht sie wieder auf und schreit: „Du bist sehr ungezogen für einen Leibeigenen! Wohl deswegen, weil Du zu der vornehmen Dame gehörst, welche die rothe Schenke angesteckt hat." — Diese mitten im tiefsten Schweigen mit lauter Stimme gesprochenen Worte hatte jedes Ohr vernommen; ihnen folgte ein lauter Schrei aus Varinka's Munde und im Augenblick sank diese in Ohnmacht.

Am folgenden Tage warf der General dem Kaiser Paul I. sich zu Füßen und erzählte ihm, was seine Tochter ihm in der Nacht gestanden und was er sonst noch in der Familie des Popen erfahren hatte. Der Kaiser schwieg eine Weile und versank in tiefes Nachdenken. Es mochte ihm einfallen, daß er allerdings, obwohl ohne Wissen und Willen, den ersten Grund zu diesem Unglück gelegt hatte. Dann trat er an den Schreibtisch und schrieb eigenhändig folgendes Urtheil:

„Der Pope wird, weil er das Beichtgeheimniß verletzt hat, seines Amtes entsetzt, und nach Sibirien verbannt. Seine Frau und Tochter sollen ihm dahin begleiten."

„Annuschka, die Zofe, geht gleichfalls nach Sibirien, weil sie ihren Herrn mit der Aufführung seiner Tochter nicht bekannt gemacht hat."

„Der General kann auch in Zukunft meiner Achtung versichert sein; ich beklage ihn und fühle mit ihm den schmerzlichen Schicksalsschlag, der ihn betroffen hat."

„Was Varinka betrifft, so weiß ich für sie keine Strafe und sehe in ihr die Tochter eines braven Offiziers, dessen ganzes Leben dem Vaterlande gewidmet war. Die Art, wie ihr Verbrechen an den Tag gekommen ist, scheint mir die Schuldige dem Bereiche meiner Strenge zu entziehen; sie mag selbst ihre Strafe wählen. Wenn ich ihren Charakter verstanden habe, so werden schon Herz und Gewissen ihr den Pfad zeigen, den sie einzuschlagen hat."

Am folgenden Tage schon waren die Befehle des Kaisers vollzogen. Varinka aber ging in ein Kloster und starb daselbst, verzehrt von Schaam und Schmerz, noch in demselben Jahre. Der General suchte und fand seinen Tod im Jahre 1805 in der Schlacht bei Austerlitz.

Miscellen und Anecdoten.

Der erschreckte Gemahl. Man erzählte in einer Gesellschaft: die Sängerin Mara habe ihren Mann aus dem Kerker losgerungen. — Bald nachher stimmte eine der anwesenden Damen ein Liedchen an. „O sei still, Kind!" rief ihr Mann, „sonst werd' ich arretirt!"

— In London hat sich ein industriöser Mann ein Patent auf eine neuerfundene — Cravate geben lassen, welche er die sich drehende Cravate nennt und die den Vorzug hat, daß sie bei jeder neuen Umdrehung in andern Farben und Mustern erscheint, also viele Cravaten ersetzt.

— Ein Gewerbe, welches bisher durch die Maschinen sehr wenig oder gar nicht beeinträchtigt worden ist, wird endlich durch dieselben auch bedroht, das ehrsame Schneidergewerbe nämlich, denn ein Schneider in Manchester hat so eben einen wasserdichten Rock erfunden, der aus vulkanisirtem Gummi besteht und an dem sich keine einzige Naht, ja nicht einmal ein Nadelstich befindet.

Wer hat denn das Teleskop oder Fernrohr erfunden? Der Teufel selbst! behaupteten zwei Gelehrte. Der eine, Arias Montanus († 1598), ein Spanier, bewies dies aus der Verfuchung Christi, dem der Teufel durch dieses Instrument „alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit" gezeigt habe. Der andere, Lucas von Brügge († 1619), stimmt ihm vollkommen in der Erklärung dieser Stelle bei. „Dieses that der Teufel zum Theil durch Hülfe der Perspective oder optischen Künste, die ihm bekannt waren," sagte er, und beide suchte noch im 18. Jahrhundert der Hofcapellan des Prinzen von Wallis, Charles Lamotte, zu widerlegen, indem er auch noch einen Franzosen L'Enfant anführt, der eine ähnliche Meinung gehabt hatte. Wer dir vier genannten Narren kennen lernen will, kann darüber das „Hamburger Magazin," I. 1. S. 188 ff. 1748, nachlesen.

Aecht orientalisch. Neulich hatte Mehemed Ali plötzlich den Befehl gegeben, daß die ganze eingeborne Bevölkerung von Alexandrien, weß Standes auch immer, zu den Befestigungsarbeiten verwendet werden solle. Die Ursache dieser momentanen Zornaufwallung war folgende: Er hatte 40 Zöglinge aus verschiedenen Familien aus-ziehen lassen, die auf seine Kosten in Paris erzogen werden sollten. Da erfuhr er denn zu seinem großen Aerger, daß mehrere fremde junge Leute aus der Hefe des Volkes von der Stadt untergeschoben worden waren, indem die Eltern sich dieses Kunstgriffes bedienten, um ihre Kinder von dem Lande der Ungläubigen fern zu halten. Wüthend ließ er die Sünder vor sich verscheiden, fuhr sie auf das Heftigste an, erklärte, sie seien nicht besser als das liebe Vieh und darum wolle er auch, daß sie dem Viehe gleich arbeiten. Aecht orientalisch ließ er aber die andern Einwohner mitbüßen. Er hat nun den Befehl zurückgenommen.

Digitized by Google

Pariser Modenbericht.

Damen-Mode. Es ſtellt ſich immer mehr heraus, daß zu Ueberwürfen nur Sammet und Atlas modiſch ſind, weil alle anderen Stoffe der Menge überlaſſen bleiben. Die Ueberwürfe von Atlas werden ſo geſteppt, daß ſchöne Muſter entſtehen, oder auch mit ſtickereähnlichen Poſamentierarbeiten oder mehrere Reihen Franſen beſetzt oder endlich auch mit großen Volants von demſelben Stoffe. Der ſogenannte Pariſer Mantel von ſchwarzem Sammet hat einen doppelten Kragen, der bis an die Taille hinunterreicht und iſt rund herum nur mit einer breiten Borte beſetzt. Dieſe Form iſt einfach und bequem, ſo daß ein ſolcher Mantel überall benutzt werden kann. Der Moſes iſt eine Art rundlichen Shawls, ebenfalls von Sammet, deſſen ſehr lange Mittellage brevetenartig auf den Armen aufgenommen werden. Er iſt mit einer ſehr breiten ſeidenen Franſe umgeben. Der Moskowite, eine große Pelzite von violettem Sammet, hat nur unten eine breite Pelzbeſetzung; auch der kleine Umſchlagkragen und die Aermel ſind von Pelz. Der Wurzelkaun iſt von Sammet und mit mehreren Streifen Spitze beſetzt, oder von roſa Atlas in derſelben Form mit weißen Spitzen. Die Viſitenkleider ſind faſt alle glatt, alle hoch und mit langen unten geſchloſſenen Aermeln. Die offenen Aermel ſind zwar auch modiſch, aber vorzugsweiſe an den Kleidern zum Diner. Die neuen Stoffe ſind ſo reich an Muſtern, daß man ſie nicht mit gleichem Stoffe garniren kann; beſſer paſſen deshalb die Ausputze von Sammet oder Poſamentirarbeit, die an der Seite oder in der Mitte des Rockes angebracht ſind, obgleich für eine lange Dame zwei ſehr breite ſchräge Streifen, die mit ausgeſpitzten Sammet garnirt ſind, noch beſſer ausſehen. Die Soireekleider ſind tief ausgeſchnitten, glatt, mit Schneppe, und einer nicht ſehr auffallenden rundlichen Schneppe auch auf dem Rücken. Die Röcke trägt man noch immer ſchleppend lang, ja an den Oberkleidern haben ſie wirklich eine kleine Schleppe. Man wird ſehr viele Tüllkleider mit Spitzenmuſtern ſehen, die in nüancirten Farben ſind. Die Leibchen daran ſind offen, und mit 2 oder 3 Etreifen Spitzen oder ſonſtigem Ausputz in der Beethenform verſehen. Die Aermel ſind länger als bisher und reich mit Schleifen und Spitzen verziert; die Röcke ſind ebenfalls noch mehrfach und bauſchig. Man ſpricht von Veränderungen des Haarputzes für den Winter. Die hohen Kämme kommen offenbar wieder in Gunſt. Man will die glatten Echeitel nicht gerade aufgeben, aber ſie mit einigen Locken verbinden. Vielleicht auch die kleinen Häubchen und die Gnirlanden etwas werden geändert werden müſſen. Die Hüte ſind bekanntlich ſchon etwas abſtehender. Vor der Hand können wir, ehe wir über die Wollkleider über den Winter berichten, mit Beſtimmtheit ſagen, daß die Mäntel meiſt von Atlas, ſtarker gedämmter Seide oder Caſchmir ſind. Die beiden erſtern werden mit ſchwarzen Spitzen oder faltigen Franſen garnirt. Einige ſehr hübſche Abendmäntel von Caſchemir ſind mit Kapuzen verſehen. Dieſe Mäntel ſind kurz und bedecken nicht mehr als die Hälfte des Kleides. Ihre Farbe iſt hell, wie z. B. blau, roſa, dernſtringelb und nicht ſelten weiß; ſie ſind mit reichen Spitzen und Franſen aufgeputzt. Sammetmäntel trägt man im Wagen oder auf modiſchen Promenaden. Man ſieht dergleichen in verſchiedenen Farben z. B. grau, blau und braun, die meiſten ſind aber ſchwarz und ihre Beſetzung beſteht in ſchwarzen Spitzen, Franſen und Poſamentirarbeit in der Farbe des Sammts. Pelzbeſetzungen haben wir noch nicht bemerkt, wenn auch bereits Muffe und Victorinen zum Vorſchein kommen. Die Muffe werden dieſen Winter bedeutend größer ſein als ſie in den letzten Wintern waren. Die Promenadekleider von Seide oder Caſchemir haben meiſt keine Volants, die Röcke ſind aber außerordentlich weit und vorn herunter oder an der Seite garnirt, meiſt mit Poſamentirarbeit.

Herren-Mode. Das in dieſem Augenblick unentbehrliche Stück des Herrenanzugs iſt der Ueberzieher. Einer der eleganteſten haben ſich von leichtem Tuche in aſchgrauer Farbe. Dem Schnitte nach hat er im Rücken die Form eines Gibus; vorn hat er einen Schawlkragen, geht über einander und wird durch Knöpfen zugemacht. Im Allgemeinen trägt man dieſes Kleidungsſtück loſen oder wenig geſchloſſen, ſondern läßt es vielmehr auf den Achſeln zurückfallen, da man darunter einen ganz zugeknöpften Frack trägt. Ein anderer ebenfalls ſehr modiſcher iſt von hiller Farbe, wie gelblich, grau, braun. Er hat mehrere Taſchen und iſt da geſteppt, wo man überhaupt die Stepperei jetzt überall anbringt, weil die Borteneinlegung nicht mehr modiſch iſt. Im Allgemeinen können wir von der Herrentracht ſagen, daß die Röcke im Körper lang, dagegen in den Schößen kurz ſind. Der Frack hat Revers, welche ſich mit den Kragen ſchawlartig zurunden; die Schößen ſind kurz und ſtark eingeſchnitten; die Taille iſt lang und die Farbe des Tuches braun oder ſchwarz. Auch der Rock hat eine lange Taille mit Revers in derſelben Form wie am Frack: der Schoß iſt kürzer und namentlich nach hinten zu ſehr weit. Die Lieblingsfarbe iſt ſchwarz oder blau mit violettem Wiederſchein. Die Beinkleider ſind von mittler Weite, unten beſonders weit, ſo daß ſie den Fuß umfaſſen. Die Weſte ſind hellfarbig mit großen Carraux oder feinen Längenſtreifen. Der Hut iſt ziemlich hoch. Man trägt auch Cabaud- d. h. Lederzylinderhüte mit Kanpuze. Sie ſind meiſt im dunklerer Farbe als die oben erwähnten Ueberröcke. Die Weſten, welche man des Vormittags trägt, gehen meiſt übereinander; die Putzweſten ſind ſehr lang mit einer Schneppe.

Modenerklärung.

1. Ueberzieher von heller Farbe. 2. Kleid mit Band-Garnirung und Spitzen-Volants. 3. Sammetkleid mit Band-Ausputz. 4. Braunß von heller Farbe mit Stepperei.

!!Für Schneider!!

So eben iſt erſchienen in der Expedition dieſes Blattes, Leipzig, große Windmühlenſtraße Nr. 48 und kann ſofort bezogen werden, das bereits ſchon mehrfach in dieſen Blättern zum Verkauf angezeigte Schriftchen:

Kurzgefaßte Anweiſung

in der modernen

Zuſchneidekunſt und Bearbeitung der Herrenkleider mit Reductionsſchema.

ein unentbehrlicher Wegweiſer für jeden Meiſter und Geſellen, um die im Leipzig-Pariſer Modenjournal und andern Journalen beigegebenen Schnitte im vorjüngſten Maßſtabe in die natürliche Größe übertragen zu können. Preis 10 Ngr.

Zu beziehen durch alle Wohllöblichen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Man abonnirt bei allen Poſtämtern und ſoliden Buchhandlungen des In- und Auslandes, in Dresden bei Herrn Arnold in Berlin bei Herrn Julius Springer, in Hamburg bei Herrn Hoffmann u. Campe, in Wien bei Herrn Braumüller u. Seidel. In Commiſſion bei J. Helbig in Altenburg.

Druck von Friedrich Rückmann in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

1941

6 Bde

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek

+Z175662409

Digitized by Google

Digitized by Google